Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundsiebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.

1911.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Juli 1911.

Deutschland und Frankreich.

Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Vionville, während vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas augsburger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernest Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen Kriege. Friedrich der Große hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art

ist, nicht blos eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im Inneren nach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. Dieser Nachbar wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben."

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sech-

zehnten September, im Journal des Débats Renans Antwort. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, das geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regirung muß getadelt werden. Bismarcks Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgraetz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen ha-

ben wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hat uns mehr Last als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußische Regirung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrer Ansprüche nicht gemildert hat. Durch die Angliederung Luxemburgs wäre Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen Wahlrechtes geschont werden muß, und unserer Regirung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Ausschöpfung seiner ungeheuren Reichthumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhmsüchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. ‚Laßt uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!‘ So spricht eine Partei. Die andere sagt: ‚Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu führen vermag.‘ Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht

fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten.“ (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine blos negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? ... Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier‘ ist der Preuße dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus

in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailler Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zufließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffentlichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekommen, den Ertrag unserem Invalidenhause zuzuweisen. So grundverschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin; Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille blasirter Leute Geschmack und Takt nennt." In dieser Tonart gehts weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen

kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen' Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slaven zu schüren, den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen."

So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht

nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner Kleinodienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarritzer Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte ... Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Angeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem Han-

deln, jedem Verzicht auf Handeln bedachte der Kanzler die Wirkung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nachbarländer war ihm „das Geschwür von Europa“; ohne gewaltsamen Chirurgeneingriff, durch Erweichung, Enteiterung, Deutschlands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat er lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue Morgenröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Augen das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib Germaniens das Heil aus dem Meer herauf. Ein Kolonialreich ersehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihrs wollt und erlangen könnt, soll es Euch werden. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch und wir sind bereit, gegen britischen Einschüchterungversuch unsere Stimme für Euch hören zu lassen. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Das wollte es nicht. Die berliner Regirung ist für den französischen Anspruch auf Tunis eingetreten und hat der Republik den Ertrag des franko-chinesischen Krieges gesichert. Vergebens. In der deutschen Bereitschaft zu kolonialpolitischer Hilfe witterte zorniger Argwohn den Mausfallenspeck. Nicht ein neues Frankreich, riefen Ferrys Feinde über den Rhein, erwünschen wir, sondern den Wiederaufbau des alten; was Ihr erreichen möchtet, merken wir: je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Gefährdung der Peripherie unberührt bleiben kann. Das Mißtrauen schien unausrodbar und der für das deutsche Reichsgeschäft Verantwortliche mußte sich, nach jeder Enttäuschung, wieder sagen, daß der Narbenbrand, die Erinnerung an die Niederlage und den Verlust funkelnder Praestigia, Frankreich stets den Mächten gesellen werde, denen es die Kraft zur Ueberwältigung Deutschlands zutraute. Was blieb zu thun? Manche Probleme, mahnte Renan, sind nur dadurch zu lösen, daß man die Lösung nicht erst versucht; manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen. Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetiger Höflichkeit jedem Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Siegers Schwert den frankfurter Friedensvertrag zerfetzen könne. Wir

lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Schwunggewalt paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Empfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung nationalen Glanzes nicht verwinden kann, und wollen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem lange leidenschaftlich gehaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das nicht, nach Renans Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht, wie die Urbs der Römer, vom Weltreich aufgezehrt worden ist. So haben verständige Deutsche stets gedacht; redliche Schätzer der französischen Kultur, der die wichtigsten Provinzen des Germanengeistes Unersetzliches danken. Frankreich verlernt mählich wohl die Hoffnung auf einen Sieg der Rachsucht. Die Wirthschaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung und in der Wärme des Wohlstandes konnte die alte Wunde endlich nun verharschen. Im Frieden ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu erwarten. Hinter dem Rhein wimmelt ja nicht mehr die Horde dumpfsinniger Barbaren, aus der nur ein Häuflein weltfremder Dichter und Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein den Wasgenwald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann schlägt die Stunde, die zwei einander im Raum und im Geist so nahen, so wohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet?

Sie schlägt nicht, wenn der Wille des Herrn Eugen Etienne aus Oran wieder die Richtlinien französischer Politik mitbestimmt. Dieser Schüler Gambettas war Kolonial- und Kriegsminister, hat Aktiengesellschaften, dem Kolonialverein und der Kammer präsidirt und vor vier Jahren in Kiel (wo Herrn Pierpont Morgan jetzt, den besten, stillsten Preußen zu bitterstem Leid, der Rothe Adler Erster Klasse umgehängt worden ist) aus dem Munde des

Deutschen Kaisers Betheuerungen gehört, die alles Geraun über Guillaume le Pacifiste zu bestätigen schienen. Herr Etienne, der, als ihn auch Fürst Bülow empfangen hatte, von den Geschäftsinhabern Clemenceau und Pichon in die Rolle eines ansehnlichen Globetrotter verwiesen wurde, ist der Vater des Gedankens, den frankfurter Vertrag von der Meistbegünstigungsklausel aus zu durchlöchern. Eines recht schlauen Plänchens: ist Frankreich nicht mehr verpflichtet, jeden irgendeinem Staat in einem Handelsvertrag zugestandenen Vortheil auch dem Deutschen Reich zu gewähren, dann darf es die Freunde belohnen, die Feinde bestrafen. Mit Leuten, die heute noch, heute wieder, weil sie den Nachbar auf Freiersfüßen tänzeln sahen, sich in die Hoffnung versteigen, ohne Kriegswagniß, ohne ein Tröpfchen Blutes, nur durch Schmeichelrede eine günstige Aenderung des Frankfurter Friedens erlisten zu können, ist keine Verständigung möglich. Eher mit Herrn Theophil Delcassé, der in der Legende als Deutschenfresser lebt. Nur in der Legende. Holstein grollte dem Mann, der die mit Hanotaux angeknüpften Verhandlungen über eine ostasiatische Interessengemeinschaft nicht fortspinnen wollte, und hatte damals noch die Macht, einen ihm Widrigen als Beelzebub schminken und frisiren zu lassen. Was hatte Delcassé gethan? Zweimal einen von Britanien angebotenen Schutzbündnißvertrag gegen Deutschland abgelehnt; trotzdem sein Botschafter Barrère ihm aus Rom den Satz des Ministers Tittoni gemeldet hatte: „Wenn Sie auf England zählen dürfen, haben Sie nichts zu fürchten; Deutschland wird dann nicht wagen, Sie anzugreifen.“ Daß der Abschluß des frankobritischen Marokkovertrages nicht offiziell in Berlin angezeigt wurde, war vielleicht ein Fehler; kam aber nicht aus bewußter Absicht auf Beleidigung und wurde auch bei uns erst gerügt, als den Herren des Auswärtigen Amtes nützlich schien, sich gekränkt zu stellen. Herr Delcassé hat im März 1904 die vom Fürsten Radolin erbetene Auskunft über den accord franco-anglais gegeben und später, als Tischgast der Deutschen Botschaft, „beruhigende Erklärungen“ hinzugefügt. Nach den ersten Alarmschüssen hat er, im Lenz 1905, Herrn Bihourd, der schon im Abschlußmonat mit dem Staatssekretär über den Vertrag gesprochen hatte, in die Wilhelmstraße geschickt und sagen lassen, er sei gern bereit, jedes „Mißverständniß“ zu beseitigen. Doch der vorsichtig friedliche

Rouvier mußte ja, als Ministerpräsident, eingreifen und den wilden Theophil zum Rücktritt zwingen? Oft hat mans gelesen; unter diesem Brachmond noch, nach Rouviers Tod. Ganz so simpel wars aber nicht. Dem stämmigen Geldmacher Rouvier, der sich nie völlig vom Panamaschlamm säubern konnte, war der selbstbewußte, hochmüthig schweigsame Delcassé, schon als Liebling Eduards und des Präsidenten Loubet, immer ein Gräuel gewesen. Dieses Mißgefühl war vertieft, seit der kleine Tugendprotz Rouviers Bagdadbahnwünschen widersprochen, die Unvermeidlichkeit des russisch-japanischen Krieges nicht früh genug erkannt, den petersburger Meldungen geglaubt und dadurch den Ministerpräsidenten, als falschen Propheten, um einen Theil seines Ansehens in der Bankssphäre gebracht hatte. Delcassé handelt, als gebe es keinen Premier; schweigt, als sei dem Inhaber dieses Amtes die Absicht zuzutrauen, jedes Staatsgeheimniß in einem Börsengeschäft auszumünzen. Verschweigt sogar, daß ihm Japans Botschafter Kurino eine Note überreicht hat, die heftig gegen den langen Aufenthalt der Russenflotte in indo-chinesischen Häfen protestirt. Rouviers Südfranzosenblut brüllt auf; und ahnt, da die erste Wuth verraucht ist, die Möglichkeit, den unheimlichen Knirps, Loubets Spion im Ministerrath, loszuwerden und sich als Retter des theuren Vaterlandes zu etabliren. Dazu ist nur nöthig, die Franzosen zu überzeugen, daß der Republik eine Lebensgefahr drohe, die der seit sieben Jahren fast selbstherrisch regirende Minister für internationale Politik verschuldet habe. Hat nicht Herr von Miquel, ein deutscher Botschaftrath, dem Ministerpräsidenten erzählt, Fürst Bülow werde auf den Konferenzplan verzichten und zu freundlicher Zwiesprache bereit sein, wenn er nicht mehr mit dem ekligen Theophil zu thun habe? Am zweiten Juniabend des Jahres 1905 ist, während einer Galavorstellung (für den König von Spanien) in der Comédie-Française, auf Delcassés Antrag friedliche Botschaft an Barrère ergangen. Zwei Tage danach ist Rouvier Alleinherrscher im Auswärtigen Amt. Meine Hand, hat er, pathetisch wie ein Ehrenbürger von Tacascon, im Ministerrath gerufen, soll verdorren, ehe sie das (von Lansdowne, zum dritten Mal, durch Paul Cambon angebotene) Bündniß unterzeichnet. Er glaubte, er schwor darauf, daß von der Konferenz nun nicht mehr die Rede sein werde; war arg enttäuscht, als, am

sechsten Juni, Herr von Flotow ihm eine Note brachte, die noch einmal die Nothwendigkeit der Konferenz betonte, und pfauchte zornig, als, am zehnten Juni, Fürst Radolin ihm gesagt hatte: „Wenn Sie unseren Vorschlag ablehnen, finden Sie uns hinter dem Sultan von Marokko". Seitdem war er, der am Quai d'Orsay, mit dem geschickten Finanzagenten Betzold als Helfer, den Friedensstifter mimen wollte, dem Deutschen Reich feindlicher als Delcassé je in seinen finstersten Stunden; und die ihm untergebenen Herren Révoil, Tardieu und Berthelot brauchten das Patriotenfeuer in ihm nicht erst zu schüren. Durch die Drohung, den Grafen Witte, der von Wilhelm nach Hubertusstock geladen worden war, die Sache Frankreichs vor dem Ohr des Kaisers führen zu lassen, schüchterte er Herrn Dr. Rosen, den Bülow als Stütze des Hausherrn der Deutschen Botschaft nach Paris gesandt hatte, so ein, daß er sein Konferenzprogramm ungeschmälert durchdrücken konnte. (Herrn Rosen verdächtigte er, über die Grenze amtlicher Instruktion hinaus gegangen zu sein, nannte ihn la victime, das Opferthier, und schrieb, ohne den Willen zu höflichem Ausdruck, an Bihourd: „Ich ließ den Fürsten Radolin kommen und wiederholte ihm wörtlich, was ich Herrn Rosen gesagt hatte".) Sieben Tage vor seinem (durch eine kirchenpolitische Kammerdebatte bewirkten) Sturz hat er, am siebenten März 1906, dann noch eine Freude erlebt. Albert Honorius von Monaco kam aus Berlin, wo, sub auspiciis des liebenberger Klüngels, Herr Raymond Lecomte des Wächteramtes waltete, nach Paris und berichtete: „Der Kaiser hat mir gesagt, er habe die Algesirassache satt und wünsche nur noch ein für Deutschland ehrenvolles Ende" (während man eifernd über das Recht auf die Hafenpolizei verhandelte); „und der Kanzler hat hinzugesetzt, in ein paar Monaten werde kein Mensch mehr an Marokko denken". Meminisse juvabit. Mit Rouvier war auszukommen, so lange er glaubte, Deutschland sei zum Aeußersten bereit und werde der großen Grimasse im Nothfall die That folgen lassen. Weil der von Eduards kluger Majestät aufgeklärte Delcassé an dieser Bereitschaft früher zweifeln lernte als die Kollegen, ist er gefallen. Seine Politik fiel nicht mit ihm. Und just er, den Keiner der Germanophobie zeihen darf, wäre der Mann, seine Landsleute von der Nothwendigkeit naher Option zu überzeugen. Wenn er selbst überzeugt worden ist, daß Deutschland der Kriegsgefahr

nicht ausbiegen, sondern Europa von dem alten Geschwür, zwei starke Völker aus unerträglicher Klemme befreien will. Nur dann.

Was jetzt versucht wird, ist unzulänglich; das Spiel gar zu leicht durchsichtig; Holsteins Rezept, das die Aufstachelung des spanischen Kolonialstolzes empfahl, heute veraltet. Wozu mit dem Schwächeren bande à part machen, da wir fürs Erste doch dem Stärkeren noch überlegen sind? Spanien muß sich mit Frankreich verständigen; die Monarchie kann, sobald England wieder aktiv wird, bei Lebensgefahr dazu gezwungen werden. Marokko ist groß genug für beide Nationen. Ein Fünftel nur, das Land des Maghzen, ist europäischer Wirthschaft erschlossen; vier Fünftel, das keinem Sultan unterthane Belad es Siba, sind den Berbern noch abzuringen. Da winkt Franzosen und Spaniern Arbeit und Ernte. Dürfen wir wünschen, daß die Gebiete der Araber und Berbern im Zustand anarchischer Hordenbarbarei bleiben? Nein: denn aus einem von Europäern leidlich civilisirten Atlasreich ist für unseren Handel viel mehr heimzuholen. Sollen wir einem uns verfeindeten, jedem Gegner Deutschlands verbündeten Frankreich die Ländermasse gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinem Heer braune Ersatzmannschaft von kriegerischer Gewöhnung und tollkühnem Muth liefert? Nur Blindheit könnte dazu rathen. Nur Thorheit, der die Bagdadbahntrace noch immer der Pivot des deutschen Vormarsches scheint, nach einer Entschädigung in Südosteuropa oder Kleinasien langen. Herr von Kiderlen läßt andeuten, daß er in gemächlicher Ruhe die Entwickelung der Dinge abwarte und sich erst regen werde, wenn die Franzosen die Absicht enthüllen, sich neue Herrschaftcentren zu schaffen. Dann? Der Erwerb einer Kohlenstation trüge dem Staatssekretär den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur die lästigen Pflichten, nicht die Vortheile einer Mittelmeermacht und, ohne greifbaren Nutzen, die stete Möglichkeit neuen Konfliktes mit den Westmächten. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da das Polizeimandat abläuft, natürlich zu erreichen (trotzdem Frankreich durch die Entsetzung von Fez im islamischen Glauben wieder sein Prestige gemehrt hat und wir, als Begünstiger des spanischen Erobererzuges, das Recht verwirkt haben, die Algesirasakte als ein unantastbares Heiligthum hochzuhalten). So Kleines genügt uns aber nicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß.

Unerträglich ist er geworden. Mit täppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Schon ist das unbedachte Wort eines deutschen Zeitungschreibers Anlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen Deutschland beschimpft, zu marseiller Meetings, in denen das Bild des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die Ruhe des Starken verloren und mit einer Nervosität, die zwischen schmeichelnder Zärtlichkeit und plumper Nöthigung schwankte, die Franzosen angesteckt haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigentlich von ihnen wollen. „Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu?" Das war schon im Algesirasjahr, dann während des Deserteurzwistes ihre ärgerliche Frage. Sie müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landsleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogesenspalt der Ruf schallen: Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthaeus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens dreizehnhundert Millionen Mark für unsere

Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, felddienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten unübertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen könnte helfen. Obs ein Degen der Republik vermag, muß Frankreich ermessen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geistesschliff, wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutschland verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Britanien und Nordamerika streben in eine Interessengemeinschaft; an zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Ihnen muß morgen die Hegemonie weißer Rasse zufallen, wenn wir den alten Hader nicht schlichten. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sammelt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.

Antimodernisten.

In der vortrefflichen Rede des Grafen Yorck von Wartenburg fand ich den folgenden Satz, der ausführlich erörtert zu werden verdient: „Um die These zu erhärten, daß auch Philosopheme in Bausch und Bogen (in den Antimodernisteneid) einbezogen werden, möchte ich nur sagen, daß der Phänomenalismus, ohne Kants Namen zu nennen, verurtheilt wird und daß eben so der agnostizistische Gedanke perhorreszirt wird. Dann wird der kosmologische Beweis vom Dasein Gottes für logisch zwingend erklärt.“ Ich beschränke mich auf das Dritte; und erinnere zunächst daran, daß ich, in Uebereinstimmung mit den Protestanten, dem Papst überhaupt jede Berechtigung zu dogmatischen Definitionen und zu Verurtheilungen abspreche, die Definitionen per negationem oppositi genannt werden können. Aus zwei Gründen. Erstens, weil Definitionen im Stil der konfessionellen Glaubensschriften und in der Meinung, daß der Glaube an das so Definirte zur Seligkeit nothwendig sein soll, vom Uebel sind. Gewiß: ganz ohne Dogmen kommt der Christ nicht aus. Um ein Christ zu sein, muß man Folgendes glauben. Ein rein geistiges Wesen, ein persönlicher Gott hat die Welt erschaffen und nimmt sich seiner Geschöpfe mit gütiger Fürsorge an. Sein Wohlgefallen erwirbt man nicht durch Kulthandlungen, sondern durch edle Gesinnung und sittliches Verhalten. Um dieses den Menschen zu erleichtern, hat er ihnen durch die Inspiration von Propheten und zuletzt durch Jesus von Nazareth, in welchem er selbst leibhaftig auf Erden wandelte, als Ergänzung ihrer natürlichen Vernunft und Willenskraft eine Offenbarung geschenkt. Jesus hat eine Gemeinschaft, die Kirche, gestiftet, in der die Menschen auf das jenseitige vollkommene Reich Gottes, ein Reich der Vernunft und Gerechtigkeit, der Wahrheit und Seligkeit, vorbereitet und dafür erzogen werden sollen. Diese vier Dogmen sind nothwendig, dem Durchschnittsmenschen den Lebensmuth zu erhalten und ihn vor der Gefahr sittlicher Verirrung zu bewahren. Denn der reflektirende Mensch (und der homo europaeus fängt auf einer gewissen Stufe der Kulturentwickelung zu reflektiren an) verzweifelt, wenn er sich als hilf- und wehrloses Material eines blinden Naturprozesses denken soll, und glaubt er den Gelehrten, daß das geltende Sittengesetz nur ein veränderliches Produkt der biologischen Entwickelung sei, so schnappt er leicht über: ergreift ihn ein stürmisches Gelüst, dann bildet er sich ein, er habe sich schon über die zehn Gebote hinaus emporentwickelt. Aber diese vier Dogmen genügen auch, zusammen

mit dem Reichthum an undogmatischen Belehrungen, Anregungen, Aufmunterungen, Tröstungen, Hilfen und Stützen, die der Christ in der Bibel, im Gemeindeleben und in einem schönen, sinnvollen Kultus findet. Was die Bibel sonst noch an Stoff für Dogmenbildung darbietet und was die Theologen daraus gemacht haben, Das ist zum Theil dankenswerthe, aber nicht unbedingt nothwendige Zugabe, zum anderen Theil werthloser Ballast oder, wie die ganze Dämonologie, positiv schädlich. Und diese vier Dogmen bedürfen, wo immer die Bibel und die Kunst des Lesens verbreitet ist, keiner Definition durch ein unfehlbares kirchliches Lehramt. Ob Jesus die Erbsünde gelehrt und welchen Sinn die paulinische Gnadenwahl hat, darüber mögen die Theologen bis in den Jüngsten Tag streiten; aber wer die soeben genannten vier Dogmen im Neuen Testament nicht deutlich und unbezweifelbar ausgesprochen findet, Der ist nicht zurechnungsfähig. Wenn Jatho den fundamentalsten der vier Grundartikel, den persönlichen Gott, leugnet und so das „Vater Unser" zur unwahren Phrase macht, dann hat er kein Recht mehr, sich einen Christen, geschweige denn einen Prediger des Christenthums zu nennen. Er mag ein edler Mensch, ein vortrefflicher Charakter sein und in seiner Gemeinde Gutes wirken und zur Hölle verdamme ich ihn schon deshalb nicht, weil ich nicht an die Hölle glaube, aber auf ein Kirchenamt hat er und auf den Christennamen haben seine Anhänger keinen Anspruch. Rechtschaffene Menschen sein und den Nächsten lieben wollen, genügt nicht dazu. Das haben die Aristoteliker, die Platoniker, die Stoiker, die Rabbinen auch gewollt. Christ wird man erst durch den Glauben an die Grunddogmen, unter denen, wie gesagt, das vom persönlichen Gott das fundamentalste ist, und will man außerdem einer Kirche oder Sekte angehören, so muß man sich in deren Verfassung fügen. Jeder Turnverein schließt mit Recht die Mitglieder aus, die seine Satzungen verletzen. Solchen Worten, durch welche Rechtsverhältnisse bestimmt werden, keinen anderen als den allgemein gebräuchlichen und anerkannten Sinn beilegen, gehört zu den elementarsten Forderungen der Ehrlichkeit und zu den unerläßlichsten Lebensbedingungen der bürgerlichen Ordnung. Jathos Anhänger mögen sich als eine Gemeinde von Hegelianern oder Hartmannianern oder Jatholiken konstituiren: Das soll ihnen Niemand wehren, kein Rechtsnachtheil soll ihnen daraus erwachsen und die Hölle haben sie schon darum nicht zu fürchten, weil es keine Hölle giebt. Aber Christen sind sie nun einmal nicht.

Alle über die vier Grunddogmen hinausgehenden Definitionen sind verwerflich, denn die aus solchen Definitionen und Be-

kenntnissen bestehenden Dogmensysteme sind Systeme der Philosophie, unter Verwendung altgriechischer Philosopheme aufgebaut von den christlichen Philosophen: den Kirchenvätern, den Scholastikern und den Reformatoren. Ich denke durchaus nicht gering von diesen philosophirenden Theologen; sie haben für ihre Zeit Bedeutendes geleistet, haben die moderne Philosophie und Naturwissenschaft vorbereitet; und solchen Unsinn, wie ihnen von den Kirchenfeinden mitunter angedichtet wird, haben sie nicht verbrochen. So hat in allerjüngster Zeit ein Vertreter der Naturwissenschaften die wundersame Entdeckung gemacht, Kolumbus habe die erste Bresche in das Gefüge der kirchlichen Weltansicht gelegt, nach welcher die Erde als Scheibe zu denken sei. „Hatte die Kirchenlehre Recht, dann war sein Schicksal besiegelt; er mußte, an dem Rande der Erdscheibe angelangt, den großen Wasserberg mit seinen Schiffen hinuntersausen, wahrscheinlich direkt in die Hölle.“ Die Kirchenlehre enthält überhaupt nichts über die Gestalt der Erde; und die Scholastiker, die als authentische Interpreten der Kirchenlehre verehrt werden, kannten die Kugelgestalt der Erde. Um sich davon zu überzeugen, braucht der Herr keine Folianten durchzustöbern, sondern nur in des Philalethes Danteübersetzung die Anmerkung 16 zum letzten Gesange des Inferno und die Abhandlung über Kosmologie und Kosmogenie hinter dem ersten Gesange des Paradiso zu lesen. Daß die Hölle im Innern der Erde, nicht jenseits einer vermeintlichen Erdscheibe gedacht wurde, weiß Jeder, der die Göttliche Komoedie gelesen hat. Also die Kirchenväter und die Scholastiker in Ehren; aber auf ihre Philosophie die Christen verpflichten wollen, ist sinnlos und frevelhaft. Christus hat nicht ein philosophisches System gelehrt, sondern allen Menschen, auch den einfältigsten, den Weg in den Himmel gewiesen. Hätte er die unfehlbare und vollkommene Philosophie gebracht, so hätte er damit das Menschenleben eines wesentlichen Theiles seines höchsten und feinsten Inhaltes beraubt, der eben in der Erforschung des Kausalzusammenhanges der Erscheinungen besteht, womit der Forschergeist niemals fertig wird und niemals fertig werden soll. Der Papst hat im vorigen Jahrhundert die Philosophien der katholischen Theologen Hermes und Günther verurtheilt. Materiell hat er damit Recht gehabt, sofern verurtheilen nur bedeutet: für falsch erklären. Gewiß waren diese Systeme falsch, denn alle philosophischen Systeme sind falsch. Jedes enthält Wahrheit im Einzelnen, ist aber, als einseitige Darstellung des Weltganzen von einem individuell, temporell und national beschränkten Gesichtspunkt aus, falsch im Ganzen. Das gilt jedoch auch von den

kirchlichen Glaubensbekenntnissen, obwohl sie durch die Arbeit vieler, verschiedenen Zeiten angehörender Denker zu Stande gekommen sind. Der Schüler, der noch nicht, der Mann des Volkes, der niemals selbständig forscht, mag ein solches System aufrichtig glauben, wie ja sogar manche Gelehrte, als Kantianer, Hegelianer oder Hartmannianer zu leben und zu sterben vermögen. Der selbständig Denkende und Forschende dagegen vermag das Weltganze nicht mit den Augen eines Anderen zu sehen, noch dazu eines, der schon vor Jahrhunderten gelebt hat, mag er auch Augustin, Thomas von Aquin oder Luther heißen. In wenigen Grundwahrheiten und Grundsätzen können die Denker der verschiedensten Zeiten übereinstimmen, nimmermehr jedoch in einem Seiten langen spezialisirten Glaubensbekenntniß. Die Zustimmung zu einem solchen fordern, heißt: die Denkenden zum Heucheln zwingen und Alle, die nicht heucheln wollen, aus der Kirche hinaustreiben.

Die Reformatoren haben diese Schwierigkeit vermindert, indem sie einen Haufen dogmatischen Ballastes über Bord warfen, zugleich aber sie dadurch verstärkt, daß sie dem Erbsünd- und Höllendogma die allerschrofffste, im Calvinismus eine schlechthin unerträgliche Fassung gaben, die nicht nur das moderne Empfinden abstößt, sondern auch die Aussöhnung der Kirchenlehre mit der modernen Wissenschaft unmöglich macht. Der katholische Theolog Professor Kiefl hat jüngst mit Recht hervorgehoben, daß sich die katholische Kirchenlehre mit der Lehre von der Entwickelung vereinbaren lasse, die protestantische dagegen nicht. Denn diese nimmt an, daß der Mensch durch den Sündenfall völlig verdorben worden sei, jede Fähigkeit zum Guten und zur Erkenntniß der fürs Seelenheil nothwendigen Wahrheiten verloren habe, weshalb die vorchristliche Welt nichts Gutes hervorbringen konnte, die Rechtfertigung dann diese verlorenen Fähigkeiten ganz unvermittelt wiederherstelle. Die Katholische Kirche dagegen lehrt, daß dem Menschen ein Rest von Vernunft und Güte geblieben sei, an den die rechtfertigende Gnade anknüpfen könne, und daß die Erlösung durch Christus in Jahrhunderte langer Arbeit von den jüdischen Propheten und den heidnischen Weisen vorbereitet worden sei, so daß sich das Christenthum zum Beweise seiner Wahrheit auf Beide berufen dürfe (Teste David cum Sibylla, heiße es im Dies irae). Das ist also richtig. Doch enthält die katholische Kirchenlehre sehr Vielerlei, was augenscheinlich falsch und als falsch erwiesen ist; schon der Urzustand und Sündenfall selbst, wenn man nicht Beides symbolisch versteht, gehört dazu, nach Dem, was wir heute vom prähistorischen Menschen und von den Bedingungen des Seelen-

lebens wissen; von der Gnadenlehre habe ich jüngst in der „Zukunft“ gezeigt, daß sie der Erfahrung widerspricht.

Dogmatische Definitionen zum Ausbau des Dogmengebäudes sind also unzulässig; und wären sie zulässig, so würde (Das ist mein zweiter Grund) der römische Bischof die letzte Instanz sein, der ich die Befähigung dafür zusprechen könnte. Allenfalls käme dafür ein Konzil in Betracht; denn da es im Gesammtepiskopat immer eine Anzahl rechtschaffener, frommer und gescheiter Männer giebt, so ließe es sich schon denken, daß Gott, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt, die Konzilsmehrheit vor falschen Entscheidungen bewahrte. Aber der Römische Stuhl? Das ist undenkbar! Die intellektuellen und die ethischen Sünden der Kurie sind so bekannt, daß es nicht nöthig ist, dabei zu verweilen. Sollte der Jude Abraham (in der zweiten Novelle des ersten Tages des Dekameron) kein Phantasieerzeugniß, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit sein, so wird er wohl immerdar allein bleiben mit seiner Argumentation, die aus der Verworfenheit der römischen Klerisei die göttliche Institution der Kirche folgert. Doch wären auch die sittlichen Verirrungen des römischen Hofes und die mancherlei gegen Vernunft und Thatsachen verstoßenden Entscheidungen der Kurie gar-nicht vorhanden: der Anspruch des Papstes auf weltliche Herrschaft, auf die dreifache Krone und den Fußkuß macht allein schon die Zumuthung, in ihm den Statthalter Christi, den Nachfolger eines Apostels und den unfehlbaren Lehrer der christlichen Glaubenswahrheiten sehen zu sollen, zu einer Ungeheuerlichkeit. Ich finde begreiflich, daß vor 1870 gelehrte und geniale Männer wie Newman katholisch geworden sind; aber wenn nach der unseligen Unfehlbarkeiterklärung ein geschichtkundiger Mann diesen Schritt thäte, so könnte ich ihn nicht verstehen. Der Bischof von Rom verdankt seine Machtstellung einem historischen Prozeß, der natürlich nicht ohne Gottes Willen und Leitung vor sich gegangen ist, und er hat in dieser Stellung der Christenheit mancherlei Dienste erwiesen, meistens solche, die, wie die Kalenderreform, mit dem Seelenheil der Christen wenig oder nichts zu schaffen haben; aber für die geistliche und geistig-sittliche Führung der Christenheit hat er nicht den Befähigungnachweis erbracht.

Auch nicht in dem Formular für den Antimodernisteneid. Den lateinischen Text besitze ich nicht. In der Uebersetzung der Augsburger Postzeitung lautet die vom Grafen Yorck von Wartenburg angedeutete Stelle: „Vor Allem bekenne ich, daß Gott, der Anfang (Ursprung) und das Ende (das Ziel oder der Endzweck) aller Dinge, erkannt und daher auf sichere Weise durch das natürliche

Licht der Vernunft, durch das Mittel der Dinge, die geschaffen wurden (durch die sichtbaren Werke der Schöpfung) wie die Ursache durch ihre Wirkung, dargethan werden kann". Wie ungeschickt die Uebersetzung ist, habe ich durch drei Klammern gezeigt; und man kann nicht mit absoluter Sicherheit ersehen, ob der Verfasser hat sagen wollen, daß das Dasein des persönlichen Gottes nicht nur, wie Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefes lehrt, erkennbar, sondern streng beweisbar sei. Und schon Dieses verdient die härteste Rüge. Ist schon das dogmatische Definiren an sich unzulässig, ist es schon eine unerhörte Zumuthung, daß die Geistlichen den Glauben an die absolute Wahrheit eines Schriftstückes bekennen sollen, das (nur in Andeutungen) ein ganzes Bündel den meisten von ihnen unbekannter, philosophischer Meinungen verwirft, so übersteigt alle Grenzen des Erträglichen vollends die Thatsache, daß das Geforderte nicht einmal in einer jeden Zweifel ausschließenden Fassung vorgelegt wird. Nicht allein der lateinische Text mußte unmißverständlich klar sein, sondern es mußte auch für den Klerus jedes Landes eine eben so unmißverständliche Uebersetzung in seine Landessprache beigefügt werden. Tausende wissenschaftlich gebildeter Männer zu einem Eide zwingen, bei dessen Ablegung sie gar nicht einmal genau wissen, was sie eigentlich beschwören: da ist der Gipfel frivoler Anmaßung.

Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in der That die strenge Beweisbarkeit gemeint ist. Die Forderung, diese glauben zu sollen, ist verwerflich, weil sie zwei Gefahren heraufbeschwört. Die erste besteht in der Verwischung der Grenze zwischen den exakten und den inexakten Wissenschaften. Der Papst hat sachlich Recht, wenn er in der fünften These des Eidformulars die kantische Begründung des Glaubens auf die praktische Vernunft allein und Schleiermachers Gefühlsreligion verwirft (in so unklaren Worten, daß Pfarrer, die sich nicht seit der Studentenzeit immer wieder mit Philosophie beschäftigt haben, gar nicht verstehen können, was gemeint ist). Wenn die christliche Religion nicht den ganzen Menschen ergriffe, wenn seine Erkenntnißkraft am religiösen Leben unbetheiligt bliebe, wenn sein Glaube nicht den Namen einer Ueberzeugung verdiente, dann wäre diese Religion keine echte und jedenfalls nicht die höchste Religion. Die Beweise für das Dasein Gottes sind nicht zwingend, weil ihre Prämissen immerdar anfechtbar bleiben; aber sie enthalten, scholastisch gesprochen, motiva credibilitatis, sie machen der dafür disponirten Vernunft den persönlichen Gott wahrscheinlich, so daß sie sich gerechtfertigt fühlt, wenn sie glaubend zustimmt. Dagegen gehört eine andere These Kants,

die von der Verwerfung getroffen wird, zu den Grundlagen der modernen Wissenschaft, weshalb Diese verpflichtet ist, gegen jede Verdunkelung oder Leugnung dieses Satzes zu protestiren. Kant lehrt, daß Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes, exakte Wissenschaft, nur möglich ist, so weit die sinnliche Erfahrung und die Mathematik reichen, nicht darüber hinaus; und in das darüber hinaus liegende Gebiet gehören außer den Naturwissenschaften Geologie (nicht Geognosie) und Biologie alle Geisteswissenschaften. Die ausgerechnete Entfernung der Erde von der Sonne und der Lehrsatz vom Parallelogramm der Kräfte lassen sich streng beweisen; doch ob der Kaiser Tiberius und Napoleon I. bösartige oder von Natur gute Menschen gewesen sind, ob der wundervolle Bau der organischen Wesen durch das blinde Zufallsspiel der chemischen Elemente entstehen konnte oder einen intelligenten, planvoll wirkenden Schöpfer voraussetzt, ob die Seele ein Produkt des organischen Prozesses oder eine geistige Monas ist, Das wird niemals durch einen zwingenden Beweis ausgemacht werden. In allen solchen Dingen hängt die Annahme oder Ablehnung des Beweises in letzter Linie von der Struktur des individuellen Denkapparates und von dem Grade seiner Beeinflussung durch anerzogene Vorurtheile, persönliche Wünsche und Neigungen und die ihn umgebende geistige Atmosphäre ab. Wird diese Grenze nicht streng gewahrt, dann wird die Verwirrung, die ohnehin im inexakten Gebiet herrscht, durch die Anmaßung der vermeintlichen Unfehlbarkeit in der Beweisführung gesteigert und der Kampf der Meinungen verbittert und vergiftet, die Forschung vielfach schon von vorn herein durch Vorurtheile irr geleitet. Gerade die Kirche hat guten Grund, auf der strengen Innehaltung der Grenze zu bestehen, denn nicht blos die Theologie, sondern auch ihre erbitterte Feindin, eine sich mit ihrer Voraussetzunglosigkeit brüstende Naturwissenschaft, die weiter nichts ist als das naturwissenschaftlich herausgeputzte atheistische Vorurtheil, macht sich vielfacher Grenzüberschreitungen schuldig; die biologischen Widerlegungen des Glaubens an den Schöpfer sind erst nach solcher Ueberschreitung der Grenze zwischen der exakten und der inexakten Wissenschaft möglich geworden.

Die andere Gefahr besteht darin, daß Menschen, die nicht an Gott glauben, des bösen Willens beschuldigt werden; denn wenn sich Einer sogar durch einen logisch zwingenden Beweis nicht überzeugen läßt, dann kann solche Hartnäckigkeit doch nur aus bösem Willen erklärt werden. Der Ungläubige gilt als ein schlechter oder böser Mensch, der nicht an Gott glaubt, um die Verpflichtung zum Gehorsam gegen die göttlichen Gebote nicht anerkennen

zu müssen. Dieses Motiv des Unglaubens kommt vor, seine Schuldhaftigkeit wird jedoch dadurch vermindert, daß die Beweise für das Dasein Gottes und die weiteren Beweise für die göttliche Einsetzung der Kirche (einer Kirche, wie sie im Laufe der Jahrhunderte geworden ist), eben nicht zwingend sind. Und in vielen Fällen sind es edle Beweggründe, die den Kirchenglauben verbieten; wie die Reformatoren nicht aus persönlicher Lasterhaftigkeit, sondern aus Abscheu vor den Lastern der Hierarchie deren Feinde geworden sind, so hat später zeitweise das gesammte Kirchenwesen aller Konfessionen und Sekten einen so abstoßenden Anblick gewährt, daß sich edle und feine Gemüther zur Verwerfung des Christenthumes versucht fühlen mußten. Bei manchen modernen Philosophen wirkt noch ein besonderer höchst achtbarer Beweggrund mit. Eduard von Hartmann, dessen Arbeit sein Jünger Arthur Drews fortsetzt, war Pessimist; was er von der Welt zu sehen vermochte, Das machte auf ihn den Eindruck, daß Unlust, Leid und Schmerz überwiegen; eine Fortdauer des Seelenlebens nach der Auflösung des Gehirns in einem Jenseits, wo die erlittene Ungerechtigkeit ausgeglichen und der Durst nach Glück gestillt werden könnte, schien ihm aus naturwissenschaftlichen Gründen unmöglich zu sein. Ein Schöpfer aber, der mit Bewußtsein eine unselige Welt geschaffen hätte, würde ein böses Wesen, ein Teufel sein. Um nicht den Urheber der Welt böse denken zu müssen, sprach er ihm das Bewußtsein ab, spaltete das Absolute in einen (zwar nicht bösen, aber) dummen Willen, der sich in der Welt materialisirt, und eine unbewußte Intelligenz, die das durch diese Dummheit angerichtete Unheil so weit wie möglich in Heil zu verwandeln sich müht. Ein Mann, der Gott das Bewußtsein, die Persönlichkeit abspricht, um ihn nicht für böse halten zu müssen, ist ein sehr viel heiligerer Mensch als der heilig gesprochene Johann Capistran, der im Jahr 1453 zu Breslau einundvierzig Juden lebendig verbrennen und vierzehn in noch grausamerer Weise hinrichten ließ, auf die alberne Beschuldigung hin, sie hätten eine Hostie geschändet. Das Geständniß der angeblichen Missethat wurde ihnen auf der Folter erpreßt. Der „Heilige“ wohnte der Folterung bei und gab selbst an, wie man die Unglücklichen martern solle. An einen Gott zu glauben, wie sich ihn dieser Fanatiker vorgestellt haben muß, verbietet das in der Wechselwirkung echt christlicher Gesinnung mit humanistischer Aufklärung geläuterte sittliche Empfinden des modernen Menschen. Und wenn die Kurie eigensinnig auf einer Orthodoxie beharrt, die dem Volk Scheusale wie Capistran und Arbues als Vorbilder der Heiligkeit empfiehlt, dann darf sie sich nicht wundern, daß zuletzt auch

die motiva credibilitatis für den echten Christengott nicht mehr ziehen. In der Residenz des Papstes und in ganz Italien haben sie längst aufgehört, zu ziehen. Zu den Anmaßungen weltlicher Macht, die Jesus als teuflische Versuchungen gleich im Beginn seines Wirkens zurückgewiesen hat, gehört ja, daß der Papst den italienischen „Katholiken“ die Betheiligung an den politischen Wahlen verbietet; aber klug ist dieses Verbot, ohne welches der Welt offenbar werden würde, wie klein die Zahl der „Katholiken“ in diesem Lande ist, dessen Bewohner fast sämmtlich katholisch getauft sind.

Neisse. Karl Jentsch.

Utopischer Sozialismus.

Otto Warschauer, der an der charlottenburger Technischen Hochschule als Professor der Nationalökonomie wirkt und dessen eigentlichstes Forschungsgebiet die Probleme der Handelspolitik sind, ließ vor einiger Frist bei Franz Vahlen einen ansehnlichen Band erscheinen, den er „Zur Entwickelungsgeschichte des Sozialismus“ genannt hat. Drei selbständige, aber für die Zwecke der Buchausgabe in einander gearbeitete Studien über Saint-Simon, Charles Fourier und Louis Blanc, ihre Fortsetzer und (so weit man bei den Ideologen, deren Träume von unendlichem Menschenglück an der gemeinen Wirklichkeit der Dinge zerschellten, davon reden kann) ihre Vollender. Warschauer hat einmal gemeint: es sei sein Lebensbuch; mit seinem Herzblut geschrieben. Das wird bei der Lecture ohne Weiteres offenbar. Nicht so durch die Wärme des Vortrages und den Stil der Darstellung. Warschauer ist kein Historiker und die Gabe der Synthese, die den wahren Geschichtschreiber macht, ward ihm versagt. Aus den Einzelergebnissen seiner Forschung konnte er nicht ein Bild der großen und dabei doch vielfach wunderlichen Zeit gestalten, da die Monarchenköpfe vom Schafot rollten und die Namenlosen aus der Tiefe aufstiegen, um mit ihrem Hunger und ihrem Haß zum Entsetzen Europas Geschichte zu machen. Da in einem knappen Jahrzehnt das alte Frankreich umgestülpt ward und in dem steten Auf und Ab Männer von der eigenthümlichen Größe und der schier spukhaften Wunderlichkeit der Saint-Simon und Fourier erst möglich wurden. Um so

spürsamer, mit einer eifernden Treue, die nur durch die Liebe erklärlich wird, ist er ihrem Schriftthum nachgegangen und hat aus ihren Büchern, ihren Flugschriften und über längst verschwundene Journale zerstreuten Aufsätzen Alles zusammengetragen, was sie zur Befreiung der Menschheit von der wirthschaftlichen Noth, die mit der geistigen gemeinhin vereint ist, ersannen. Genauer: ersonnen zu haben glaubten. Und so erwächst, wenn auch der düster gigantische Hintergrund der Zeitgeschichte fehlt, uns doch ein zusammenhängendes Ganze. Der „utopische“ Sozialismus wird wieder lebendig. Jener Sozialismus, der (darin dem utopischen Liberalismus verwandt, der mit seinen Ausläufern ja noch in unsere Tage hineinreicht) an die ursprüngliche Reinheit und Unschuld der Menschenseele glaubt und in seiner (die Prägung stammt von Sombart) kindlich naiven Weltbejahung wähnt: es käme nur darauf an, die Formel ausfindig zu machen, die in die „natürlichen“ Zustände der Anfänge zurückführt, und sie recht eindringlich die seufzende Menschheit zu lehren, um alle Dissonanzen zu lösen.

Warschauers Buch wendet sich, trotz seinem gelehrten Apparat, auch an die gebildete Laienwelt. Und gerade ihr möchte ich es empfohlen haben. Wir Alle leiden, wie Naumann neulich gesagt hat, an unserer Geschichtlosigkeit. Wir getrauen uns nicht, auszusprechen, was ist, weil wir meist nicht wissen, was war. Unsere Diskussionen in Presse und Parlament wären nicht so unfruchtbar, führten nicht zu dieser fast unerträglichen Verödung und Verflachung der Geister, wenn wir uns auf offenem Markt nicht so ausschließlich von Schlagwörtern nährten und von den Phantasiegebilden, die wir auf sie stützten. In einer Zeit, da ein deutscher Minister Monate lang wie ein Verräther oder wie ein närrischer Schulbub ausgescholten werden konnte, weil er den Sozialismus eine „großartige Kulturbewegung“ zu nennen gewagt hatte, wird es nützlich sein, die Erinnerung daran aufzufrischen, daß zu den Förderern dieser Bewegung auch Männer gehört haben, die mit sorgender Liebe für alle menschliche Kreatur und nicht alltäglicher Selbstlosigkeit ein lauteres Wollen und eine heiße Begeisterung verbanden, die sie über die dürftige Enge des eigenen Lebens hinaustrug und ihnen im Sterben zum Trost ward. Daß sie scheiterten (und auch ihre späteren Nachfahren vom „wissenschaftlichen Sozialismus“ werden an dieser Klippe scheitern), war durch ihre Unkenntniß der menschlichen Natur bedingt. Das ist ein Irrthum; ist kein ächtendes Verbrechen. Dr. Richard Bahr.

Das Recht der Zukunft.

Steter Tropfen höhlt den Stein. Immer lauter und allgemeiner wird der Ruf des Volkes nach Justizreform. Die von Rechtsgelehrten vertretene Rechtsgelehrsamkeit, einstmals als Orakel betrachtet und verehrt, ist von ihrem hohen Sitz herabgezerrt worden oder herabgesunken. Man versucht, sie zu stützen; sie soll nicht ohne Aufsicht gelassen werden: denn man hält sie nicht mehr für fähig, allein das Recht zu finden. Immer mehr drängt das Laienthum hinein. Hier und da wird geschabt und gefeilt; alte Stützen werden abgesägt, neue aufgerichtet. Doch will die Gestalt des künftigen Rechtes und der künftigen Justiz noch nicht klar herausscheinen.

„Weltfremdheit der Richter!" Ein sehr thörichtes Wort. Wie kann Jemand, der beinahe noch mehr als Andere mitten im Leben steht und vor dem sich täglich ein buntes Bild des Lebens und der Welt abspielt, weltfremd sein oder bleiben? Nicht weltfremd ist der Richter, manchmal aber nicht geschickt genug, das Gesetz aufs Leben anzuwenden. Wer zu richten verstehen will, muß Gesetzgeber sein können; auch ohne das geschriebene Gesetz muß er Recht und Unrecht erkennen. Er muß studirt und erkannt haben, wie das Recht aus und an dem Leben entstanden ist. Er muß die Motive und die Absichten des Gesetzgebers kennen und das innerste Wesen des Rechtes erfaßt haben. Nur wer selbst für das Recht gekämpft oder selbst seine Sache vor Gericht getragen hat, weiß, was es bedeutet, wenn Recht für Unrecht und Unrecht für Recht erkannt wird. Dann wird ein Ideal gemordet. Der Richter hört nicht den Schmerzensschrei des Verletzten, der oft nicht um Geld und Gut, sondern nur seines Rechtsgefühls wegen kämpft.

Nur der Erfahrenste, Bewährteste, im Weltumgang Gereifteste darf Richter sein. Recht sprechen ist nicht Sache der unerfahrenen Jugend, nicht ein ungeschicktes Vorbeitasten, nicht ein Kommandiren. Recht sprechen, Recht finden: Das kann nur der Wissende, im Leben Erfahrene, nicht der Schneidige. Und je weiser der Richter ist, desto weniger Gerichte sind nöthig, desto weniger Instanzen; desto schneller ist dann die Rechtsprechung. Hier wirkt Quantität nicht. Viele Instanzen und aufhebende Urtheile schaden nur dem Ansehen der Rechtspflege. Weh dem Staat, in dem die Richter nicht mehr wie Propheten geehrt werden, in dem die Gerechtigkeit nicht mehr unversehrt, das Volk gegen Recht und Unrecht gleichgiltig geworden ist und die Achtung vor den Gerichten verloren hat! Weh dem Richter, der das Schwert der Gerechtig-

keit nicht zu führen vermag, das zu Theilende unrichtig theilt und wider das Recht tötet!

Wer wird daran denken, in ärztlich technischen Fragen einem Laien das selbe Vertrauen zu gewähren wie einem Arzt? Kann einer Wissenschaft ärgerer Schimpf angethan werden als jetzt der Rechtsgelehrsamkeit, deren Jünger im eigenen Berufsgebiet nicht mehr Fähigkeit haben sollen als Menschen, die diesem Beruf ganz fern geblieben sind? Der „gesunde Menschenverstand" soll beaufsichtigen; die Wissenschaft ist angeblich auf Abwege gerathen und macht Fehltritte, wenn nicht die Hand und das Auge einer durch sie nicht irrgeleiteten Vernunft davor bewahren. Ist diese Vernunft nicht der Wissenschaft fähig, ist sie nicht der Wissenschaft würdig? Warum lehrt die Schule nicht schon den ersten Grund des Rechtes? Giebt es Interessanteres, Nützlicheres, Brauchbareres als die Beherrschung und das Verständniß der täglichen Rechtshandlungen? Gehört diese Kenntniß nicht zu den Grundlagen eines geordneten Staatslebens? Ist es nicht unverständlich, daß dem Schüler nicht schon in jungen Jahren die Bedeutung seiner Handlungen und aller Rechtsgeschäfte eingeprägt wird? Muß, wer miethet und kauft, tauscht und schenkt, leiht und verspricht, nicht wissen, was diese Handlungen bedeuten?

Und wenn der Laie ins Gesetz hineintaucht und aus dem Born der Weisheit zu schöpfen meint: muß er nicht enttäuscht zurückkehren, ohne Belehrung, ohne auch nur eine klare Sprache gefunden zu haben? Schon hat hier ja der Mäher mit seiner Sense eingesetzt und wieder Raum geschaffen für die klare und einfache Sprache altväterlicher Gesetze. Welcher Laie kann wahre Freude an der juristischen Literatur finden, wie sie ihm meist entgegentritt? Muß nicht auch hier Ordnung geschaffen werden, damit ein vorgebildeter Laie im klaren Bach die gesetzliche Ordnung der Dinge bewundern kann? Man schalt die Kommentatoren und Postglossatoren, weil sie die Glosse glossirten und sich nicht an die Quelle hielten. Wir aber stellen noch heute Bände von Urtheilen zusammen, berufen uns auf Kommentare, scheuen die selbständige Auslegung des Gesetzes und begnügen uns mit Citaten, wo wir eigene Gedankenarbeit leisten müßten.

Wir wollen hoffen lernen. Ueberall regen sich die Triebe, die das Trockene, Ungesunde aus dem Recht entfernen wollen. Wahres Recht ist nur, was auch ohne geschriebene Satzung als Recht erschiene. In der Hast unseres Lebens bleibt nicht die Zeit, erst im Gesetzbuch nachzuschlagen.

Hamburg. Dr. Otto Sieveking.

Ein Feind Deutschlands?

Im Januar 1911 ging durch deutsche Blätter ein Brief, den Georg Brandes, der berühmte dänische Literarhistoriker, an Herrn Henri Guilbeaux gerichtet hat und in dem die Worte vorkommen sollten: „Sie lieben die deutsche Literatur. Ich aber, ohne jedes Vorurtheil, liebe sie nicht; ich kann die deutsche Sprache nicht leiden; in meine Jugendzeit fiel eben der deutsch-französische Krieg und die deutsche Tyrannei in Schleswig ist mir immer gegenwärtig." Der Adressat hatte diesen Privatbrief, wie es leider Sitte geworden ist, ohne den Schreiber zu befragen und ohne dessen Ermächtigung einzuholen, veröffentlicht und damit den deutschen Blättern, die, wo es angeht, in billigem Patriotismus machen, eine willkommene Speise geboten. Selbst die Leiter ernster Zeitungen glaubten, Herrn Brandes vorhalten zu müssen, daß er Unrecht thue, eine Sprache zu hassen, „durch deren Vermittelung seine Arbeiten in weiten Kreisen bekannt wurden", und daß er mit schnödem Undank die Deutschen belohne, „deren Gastfreundschaft er alljährlich genieße". Die antisemitischen Organe aber gefielen sich darin, den geistvollen und tapferen Mann, weil er von Juden stammt, als Georg Brandes-Cohn zu verhöhnen. Einstimmig erklang der Rath, als Deutscher vor Brandes auf der Hut zu sein, und die Drohung, ihn künftig als Feind zu behandeln.

Der Fall ist so typisch, daß es sich lohnt, in einer ernsten Wochenschrift davon zu reden. Wissen wirklich diese deutschen Journalisten, die so schnell mit ihrer Verurtheilung fertig sind, nicht, wer Georg Brandes ist und welche Sprache sich ihm gegenüber ziemt? Nicht von dem Schöpfer dänischer Kritik, nicht von dem Mann habe ich zu reden, der seine Landsleute die Weltliteratur kennen und deren Zusammenhang mit ihrer eigenen Literatur erkennen lehrte; nicht von dem Forscher, der als der erste unerschrockene Wahrheitsucher, ein Naturalist vor dem Naturalismus, mit der Romantik brach; nicht von dem umfassenden Geist, der den engen Begriff der „schönen" Literatur sprengte und Literatur als den Inbegriff des geistigen Lebens, der Kunst und Philosophie zeigte; nicht von dem nachgestaltenden Techniker, der nicht nur den Inhalt, sondern auch die Technik der von ihm analysirten Werke zu erfassen und wiederzugeben, der, wie er dichterisch zu schauen verstand, das Gesehene auch wirklich plastisch darzustellen wußte. Sondern von Dem, der den Deutschen die deutsche Literatur in meisterhafter Gestaltung vorführte. Georg Brandes war der Erste, der die bis dahin niemals recht erkannte Romantik in ihrer Eigen-

art und Bedeutung entschleierte, fast auch der Erste, der die vorher meist nur dilettantisch behandelte und verkannte Epoche des Jungen Deutschland zu beleben verstand. In dänischer Sprache hat er über Deutschland und deutsche Literatur wichtige Studien veröffentlicht. Im siebenzehnten Band seiner Gesammelten Schriften behandelt er die deutsche Literatur ausführlich und liebevoll, im zwölften sein persönliches Verhältniß zu Deutschland. In seiner Autobiographie, von der in Deutschland bisher nur Bruchstücke bekannt geworden sind, hat er über sein Leben in Berlin und sein Verhältniß zu dem geistigen Leben dieser Hauptstadt mit wärmster Zuneigung gesprochen und in dem großen Buch „Berlin“ die gesammte Entwickelung der Stadt als ein inniger Freund deutschen Lebens behandelt.

Und von einem solchen Mann, der aus innerster Ueberzeugung, nicht etwa, um Freunde zu erwerben, Lob und Anerkennung zu heischen, so oft und entschieden für die Würdigung deutschen Wesens und deutscher Literatur gesprochen hat, wagt man zu sagen, daß er die Deutschen hasse, und erkühnt sich, zu behaupten, mehr als er der deutschen Literatur habe sie, durch die Verbreitung seiner Schriften, ihm genützt. Man versuche doch einmal ernstlich, zu erwägen, was Deutschland für Brandes gethan hat. Als 1872 seine „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ in einer Uebersetzung von Adolf Strodtmann zu erscheinen begannen, wurden sie in Deutschland mit Begeisterung aufgenommen. Verbreitung fand aber diese Originalausgabe nicht; und ein Verleger benutzte das Fehlen eines Literaturvertrages zwischen Dänemark und Deutschland, um eine billigere, aber auch viel schlechtere Bearbeitung auf den Markt zu werfen und den Vortheil für sich einzuheimsen. Dieser Nachdrucker ließ den vier Bänden des ursprünglichen Werkes einen fünften und einen sechsten folgen: die Fortsetzung der Vorlesungen, die Brandes in Kopenhagen gehalten hatte. Als Brandes dann im Jahr 1881 den Versuch machte, eine neue deutsche Ausgabe des Gesammtwerkes nicht bei dem ersten Verleger Franz Duncker (der Inhaber der Firma war gestorben und die Vorräthe waren in andere Hände übergegangen), sondern bei Veit & Co. in Leipzig erscheinen zu lassen, da ereignete sich das seltsame und beschämende Schauspiel, daß der Autor von dem Nachdrucker des Nachdruckes bezichtigt und in einen großen Prozeß verwickelt wurde, der ihm allerlei Aergerniß und Mühe bereitete und nicht einmal, wie man doch erwarten durfte, zu seinem Vortheil endete. Und Deutschland kaufte das billigere Werk und dachte nicht daran, dem geschädigten Autor zu seinem Recht zu helfen. Der Nachdruck hat es auf zehn Auflagen gebracht. Die Originalaus-

gabe, die einzige, die ein anständiger Leser benutzen sollte, ist über die erste Auflage nicht hinausgekommen. Das war der Dank, den Deutschland einem seiner wärmsten Anhänger gespendet hat.

Einem seiner wärmsten Anhänger. Das bleibt Brandes, trotz dem Privatbrief, der jetzt gegen ihn ausgebeutet wird. Wie war dieser Brief entstanden? Als Herr Guilbeaux 1910 in Brüssel Vorträge über deutsche Literatur halten wollte, sandte er den Plan an Brandes. Die kritiklose Verherrlichung alles Deutschen und die falschen Urtheile über Nordisches, die der Franzose deutschen Vorrednern nachsprach, ärgerten den Dänen so sehr, daß er im ersten Unwillen einen Brief schrieb, in dem harte Worte über deutsche Art stehen mögen. Was beweisen sie? Daß auch ein Brandes im Unmuth einmal die Pflicht der Gerechtigkeit vergessen kann. Seit wann sind die Deutschen so überempfindlich? Haben sie Marc Twain die Freundschaft aufgesagt, als er den Deutschen öffentlich gerathen hatte, ihre barbarische Sprache zu ändern, oder zürnen sie Nietzsche, von dem sie viel Schlimmeres hörten? Haben sie Goethe geächtet, weil er sagte, nur in der Kunst, deutsch zu schreiben, sei er bis an die Grenze der Meisterschaft gelangt, und dann fortfuhr: „Und so verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kraft"? Freilich: Goethe war ein Deutscher; und war Goethe. Aber darf man dem Dänen aus einem Zufallswörtchen ein Verbrechen machen? Alles vergessen, was der geistvolle, tapfere, freie Mann gethan hat, um den Widerstand seiner Landsleute gegen die deutsche Literatur zu brechen, für deren gerechte Werthung er nun ein Menschenalter lang mit den Waffen des Künstlers und Denkers kämpft? Darf man das Alles von der Tafel der Erinnerung wischen, weil unser Freund einmal wüthend war und blind um sich hieb? Welcher ernsthafte Deutsche verdammt den Franzosen, der den großen Krieg und den Verlust zweier Provinzen noch nicht verwunden hat? Dürfen wir dem Dänen als unverzeihliches Verbrechen anrechnen, daß er noch an die Annexion von Schleswig-Holstein denkt und die Behandlung mißbilligt, die mancher Landsmann in Nordschleswig erlitt? Soll dieser Däne uns deshalb etwa als ein schlechter Kerl gelten? Ich will gar nicht fragen: Ist Das gerecht? Nur: Ist Das klug? Deutschland, deutsche Kunst und Literatur haben in der Fremde nicht so viel Herolde, daß wir uns leichtsinnig solches Vertheidigers berauben dürfen.

Für mich bleibt Georg Brandes ein bewährter Freund des deutschen Geistes; die Dienste, die er diesem Geist im feindlichen Ausland geleistet hat, sind werthvoller als der bequeme Patriotismus der Leute, die ihn jetzt schelten.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Reichsbankpolitik.

Die Reichsbank ist mit den Tendenzen unserer Großbanken nicht mehr ganz so zufrieden wie unter dem Präsidium Richards Koch, dem unbestreitbare Verdienste um das Centralinstitut ein hohes persönliches Ansehen verschafft hatten. Der Nachfolger, Geheimrath Havenstein, begnügte sich nicht mit mäßiger Nachfüllung der Goldbestände; er sorgte für eine erhebliche Stärkung des Metallfundaments und für eine kräftige Devisenpolitik. Daß trotzdem der Diskont in den durch ein Wirthschaftgesetz gewiesenen Bahnen blieb, konnte nur für Kochs Grundsätze sprechen, der ja immer die Meinung vertreten hatte, daß sich mit Gewalt gegen die Kletterleidenschaft des amtlichen Zinsfußes nichts ausrichten lasse. Nach und nach änderten sich auch die Beziehungen zwischen dem Centralinstitut und den Banken. Präsident Havenstein hat die Pflicht der Reichsbank, über den Geldmarkt zu wachen, dick unterstrichen und die Vertreter der Banken nicht im Zweifel darüber gelassen, daß die Reichsbank nicht für sie allein die milchende Kuh sei. Die Novelle zum Bankgesetz, deren Rest am ersten Januar 1911 in Kraft getreten ist, sollte gegen die durch den wirthschaftlichen Aufschwung und die Zunahme des Kredits bewirkten Forderungen schützen und die Verwehrung des freien Kontingents der ungedeckten Noten sollte den Bankstatus entlasten. Aber die Ansprüche an die Reichsbank sind noch höher gestiegen. Wer ist daran schuldig? Präsident Havenstein sagt: „Die Banken und die Börse“. Er warnt vor der Gewährung großer Kredite, die nur die Spekulation in Werthpapieren unterstützen. Der Appell an die Banken (Ende September 1910) fand ein freundliches Echo; doch wurde erwähnt, daß man in das Einreservesystem hineintreibe; die Reichsbank dürfe nicht zur einzigen Stütze des ganzen, schweren Kreditbaues werden. Ende März 1911 trieb der Strom des Geldbedarfes die Ziffern der Bilanz zu Rekordhöhen; und in der auf diese Galavorstellung folgenden Sitzung des Centralausschusses sprach der Präsident, in verschärfter Tonart, von dem bedenklichen Kontrast zwischen dem Aussehen der Reichsbankziffern und dem Wesen der wirthschaftlichen Konjunktur. Wer von dem Status auf die Stärke der geschäftlichen Tendenz schließen wollte, müßte glauben, daß man im Fett schwimme. Schon da war die schädliche Einwirkung der Bankenpolitik auf die Beurtheilung der Wirthschaftlage angedeutet. Und den Worten sollte die That folgen.

Vor einigen Wochen erklärte die Reichsbank, daß sie Wechsel der Firmen, die ihre Buchforderungen diskontirt haben, nur noch gegen Deckung annehme. Solche Sicherung ist berechtigt; denn ein Debitor, der sich mit Hilfe seiner Außenstände Geld macht, hat (für den Augenblick wenigstens) nicht mehr die volle Verfügungfreiheit, die bei einer unbedingt sicheren „Wechselpersönlichkeit“ vorausgesetzt werden muß. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank lehnt die Diskontirung von Wechseln mit den erwähnten Kennzeichen ab; und gerade in Oesterreich ist die Verwerthung der Buchforderungen sehr beliebt. In der Maisitzung

der Reichsbank wurde wieder über die Zunahme der Ansprüche an den Quartalsenden geredet. Die Bardeckung des Notenumlaufes stehe in umgekehrtem Verhältniß zur Stärkung des Goldvorrathes: sie habe sich wesentlich unter den Durchschnitt früherer Jahre gesenkt. Eines Tages könne die Dritteldeckung der Noten (sie müssen zu einem Drittel in barem Geld, Barrengold, Reichskassenscheinen oder Noten anderer Banken, zu zwei Dritteln in Wechseln gedeckt sein) unmöglich werden. Deshalb müsse man die Entnahme von Ultimogeld erschweren. Eine neue Bestimmung schreibt vor, daß im Lombardverkehr ein Zinsenzuschlag für zehn Tage eintritt. Dieses Plus kommt zu den üblichen Zinsen, die, nach der alten Vorschrift, für zehn bis vierzehn Tage berechnet wurden. Beträgt der Lombardsatz 5 Prozent, so erhöht er sich, durch das neue Poenale, auf 10 Prozent. Da die Vertheuerung zunächst nur viermal im Jahr eintreten soll, so ist ihre Wirkung von vorn herein begrenzt; und es bleibt fraglich, ob die Reichsbank durch das Aufstoßen einer so engen Noththür ihrem gepreßten Status Luft schaffen kann. Immerhin ists die zweite Aktion gegen die Banken; denn sie sind die Missethäter, die sich am Lombardkonto der Centralbank versündigt haben. Sie sollen sich auf das Nothwendige beschränken und der Reichsbank nicht Barmittel entziehen, nur, um damit zu „jobbern". Deshalb mußten bisher schon die Zinsen für zehn bis vierzehn Tage bezahlt werden. Was war die Folge? Die Banken zahlten nicht nur die Zinsen für die festgesetzte Minimalfrist, sondern behielten auch das Geld so lange, obwohl sein Zweck mit der Abwickelung der Ultimoverpflichtungen erreicht war. Um sich für die verlangte Mindestleistung schadlos zu halten, suchten sie das Ultimogeld an der Börse nützlich zu verwerthen. Sie liehen es weiter aus; kauften vielleicht Privatdiskonten zum höchsten Satz und verkauften sie, sobald, nach dem Quartalswechsel, der Zinsfuß sich wieder gesenkt hatte. Mit dem Geld, das die Reichsbank schmerzlich vermißte, wurde an der Börse gehandelt. Dieses Treiben soll nun der neue Stacheldraht hindern: auf daß nicht wieder der Glaube an eine Geldfülle entstehe, die in der Wirklichkeit nicht existirt.

Von einem Nothstand der Reichsbank darf man im Ernst nicht reden. Sie will der Grenze ihrer Notendeckung so fern wie möglich bleiben. Selbst wenn der tiefste Pegelstand je erreicht würde, bliebe die Qualität der deutschen Währung unberührt. Die Reichsbank könnte ihren Metallvorrath für eine Weile so ergänzen, daß die Ausgabe von Noten nicht schwierig wäre. Fremde Notenbanken, zunächst die nah benachbarte Oesterreichisch-Ungarische Bank, könnten aushelfen; und nach wenigen Tagen wäre die Verlegenheit überstanden. Doch der kluge Mann baut vor. Ein innerer Widerspruch bleibt freilich. Die Lombarddarlehen kommen als Unterlagen für die Banknoten nicht in Frage. Die Reichsbank betreibt dieses Geschäft, um den Trägern unserer Wirthschaft die Möglichkeit kurzfristiger Geldbeschaffung zu bieten. Die Termine beim Wechseldiskontgeschäft sind länger und erfordern deshalb größere Aufwendungen. Der Lombardverkehr ist also ein Appendix, den die Reichsbank nicht allzu groß werden lassen will. Die

Haute Banque weiß, daß sie an der Vertheuerung des Reportgeldes nicht schwer zu tragen haben wird. Was sie zu den vier Quartalterminen braucht, kann sie sich durch Begebung von Tratten beschaffen; und den gesteigerten Lombardsatz bei der Kundschaft ausnützen. Die Furcht, daß nur der Mittelstand getroffen werde, soll im Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft zum Ausdruck gekommen sein. Daß die Reichsbank Unrecht habe, konnte man natürlich nicht behaupten. Die Warnung vor allzu hohen Engagements im Kontokorrent und in der Effektenspekulation muß gelten. Aber auch die größere Regsamkeit im Handel, Gewerbe und in der Industrie ist nicht zu leugnen. Beileibe noch keine Hochkonjunktur (anderswo hatte mans anders gehört); nur erste Ansätze neuer Betriebsamkeit. Und die verlangen ihr Recht; der Waarenhandel dürfe nicht beeinträchtigt werden (die Reichsbank hat darauf Rücksicht genommen und Lombarddarlehen, die nicht über 30000 Mark hinausreichen, von der Mehrbelastung mit Zinsen befreit) und mit ihm seien die Existenzbedingungen der Privatbankiers besonderem Schutz empfohlen. Denen aber drohe Gefahr. Der Mittelbankier hat sich mit der Verpfändung von Werthpapieren bei der Reichsbank beholfen, wenn die dringenden Forderungen des Quartals befriedigt werden mußten. Das Geld bezog er zum Lombardsatz, und wenn er richtig disponirt hatte, konnte er die Zinsenfrist auf das Minimum begrenzen. Nach der verschärften Vorschrift muß er wesentlich höhere Zinsen zahlen oder zusehen, daß er sich eine andere Geldquelle schaffe. Da bleibt ihm nur die Großbank; die dem Kunden natürlich auch nichts schenken wird. Auch die Großen scheinen zu einer Zuschlagsforderung entschlossen. Hat ein Bankier bei einer Bank am Vierteljahrsultimo ein Debetsaldo, so soll ihm hinfüro ein erhöhter Zinsfuß berechnet werden. Wenn die Banken aber Wechsel rediskontiren, so halten sie das Geld noch länger der Reichsbank fern als beim Lombardiren. Die Laufzeit des Wechsels reicht über die Frist des Lombarddarlehens hinaus. Die Institute können also, noch mehr als zuvor, mit dem Geld der Centralbank Zwischengeschäfte machen. Sie kommen dabei doppelt auf ihre Kosten (denn der Provinzkunde muß ihnen den Zuschlag entrichten) und die Situation des Geldmarktes wird nicht klarer, als sie unter dem alten Schlendrian war. Und daß die „Effektenspekulation“ den Muth verlieren werde, weil sie viermal im Jahr ein etwas erhöhtes Reportgeld zahlen muß: dieser Aberglaube ist nicht ernst zu nehmen.

Der erhöhte Lombardzinsfuß wird Keinem das Leben verleiden und die Grundlinien der wirthschaftlichen Bethätigung werden kaum von der alten Richtung abbiegen. Der Geschäftsmann soll alle möglichen Geschäfte machen und sich vor unmöglichen hüten. Nur denken über die Unmöglichkeit verschiedene Menschen verschieden. Daß ein Reichsbankleiter zu weiser Mäßigung mahnt, ist begreiflich. Doch er darf nicht erwarten, eine so gewaltige Naturkraft, wie es der Trieb zur restlosen Kapitalisirung aller erreichbaren Chancen ist, durch die Stärke eines begrenzten Willens hienieden je überwinden zu können. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juli 1911.

Julifloren.

Reichsüberschuß.

Die erste Juliwoche hat den Deutschen eine Freude beschert: die Ankündung, daß die Reichsbilanz mit einem Ueberschuß von ungefähr hundertzwanzig Millionen Mark abschließt. Wer sich erinnert, wie laut drei Kanzler sammt ihren Schatzsekretären das Elend der Reichsfinanzen bestöhnten und wie oft Miquel vor unthätiger Duldung der Reichsarmuth warnte, Der muß froh sein, daß wir diesen Jammer fürs Erste nun hinter uns haben. „Ohne Gesundung der Reichsfinanzen ist kein Fortschritt in den Kulturaufgaben, keine Entwickelung der sozialen Fürsorge möglich, entbehrt die Erhaltung und Stärkung unserer Wehrmacht zu Land wie zu Wasser der nothwendigen Unterlage“: Das hat Fürst Bülow in der selben Rede gesagt, die beklagte, daß in einem Jahrzehnt die Reichsschuld um einundsechzig Prozent gestiegen sei, und zwei noch heute beachtenswerthe Sätze enthält. Der erste lautet: „Jede Steuer, soll sie einigermaßen ergiebig sein, muß auch die Genußmittel der Allgemeinheit treffen; sie sind die zweckmäßigsten Objekte der Besteuerung“. Der zweite: „Weil die Reichserbschaftsteuer in das Steuergebiet der einzelnen Staaten eingreift und weil sie das mobile Kapital viel weniger scharf als das immobile trifft, deshalb hat das preußische Staatsministerium, deshalb habe ich mich selbst sehr schwer entschließen können, der Erbschaftsteuer zuzustimmen“. Damals handelte sichs noch um eine Erbschaftsteuer, die den nächsten Verwandten, Witwen und Waisen,

die schwersten Opfer ersparte. Heute aber hören wir kaum einen Jubelton; weil die Reichstagsmehrheit die 1909 geforderte Nachlaßsteuer abgelehnt hat und die verärgerte Minderheit jetzt nicht gestehen will, daß trotzdem der Reichshaushalt in Ordnung gekommen ist. Wirds nicht Zeit, das Klagelied über das Kreuz der Reichsfinanzreform zu enden? Sie hat sich, mit all ihren Mängeln, leidlich bewährt. Ganze Industrien, hieß es, werden unter der Last der neuen Steuern verdorren, große, blühende Geschäftszweige schnell abwelken und die Reichsbedürfnisse dennoch unbefriedigt bleiben. Keine dieser Unheilsprophetien ist von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge bestätigt worden. Wäre die strategische Stellung der Nationalliberalen Partei nicht besser, wenn sie, statt wüthend und schimpfend wegzulaufen, an der Reform mitgearbeitet und für den Tag vorgesorgt hätte, wo sie, als die politische Organisation der Industrieherren, die moderner Entwickelung anpaßbaren Theile der Nachbarschaft aufsaugen und die Konservative Partei deutscher Zukunft werden kann? Dann wäre das Centrum nicht vor die Wahl gestellt worden, in machtloser Einsamkeit zu frieren oder sich der preußischen Landbesitzerfraktion zu verbünden, die diese (auch ihr, nach dem Abfall der Nationalliberalen, unvermeidliche) Genossenschaft mit ernster Gefahr bedroht. Dann wäre jetzt schon die Möglichkeit sichtbar, die zwei starken Parteien zu bilden, die einander kontroliren und in der Herrschaft ablösen müssen, wenn Deutschland aus den Kinderjahren der Beamtenregirung endlich herauswachsen, in jedem Deutschen das Bewußtsein entstehen soll, daß die res publica seine Sache, das Reich der Bundesfürsten sein Land geworden ist. Vorbei. Erst die Zeit der Noth wird, die Hygiene des Unglücks, unsere Fraktionen erkennen lehren, was sie verfehlt und verzaudert haben. Mit der Schmähung der Reichsfinanzreform ist kein Geschäft mehr zu machen. Als unvollkommen ist sie, als unzulänglich zu erweisen; nicht als schädliches Stümperwerk. Die Anähnelung der deutschen Steuersysteme und die Sicherung einträglicher Vertheilungmonopole: da ist das nächste Ziel deutscher Reichsfinanzpolitik. Einstweilen ist die ärgste Plage überstanden. Und Herr Wermuth, der die Ressorts wieder sparen und vor der Ausgabe die Deckung bedenken lehrte, hat sich mit kräftiger, stiller Arbeitleistung den Dank seiner Landsleute redlich verdient.

Schwarz und Zeppelin.

Am zehnten Juni erwähnte ich hier die Behauptung, Graf Zeppelin habe für sein System Wesentliches von dem Oesterreicher David Schwarz, dem ersten Erbauer eines Aluminiumluftschiffes, übernommen; sagte, daß ich nicht wisse, ob die behauptete Thatsache wahr sei, und faßte meine Meinung in den Satz: „Graf Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer.“ Herr Colsman, Direktor des Luftschiffbaues Zeppelin, erklärte: „Die Geschichte ist unwahr.“ Und schien den Glauben schaffen zu wollen, sie sei von mir erfunden worden. „Lediglich einige Konstruktiontheile am Gerippe waren bei dem ersten Z=Schiff die selben wie bei dem des David Schwarz, da die Einzeltheile beider Schiffe in der Fabrik von Karl Berg in Lüdenscheid hergestellt wurden.“ (Berg war der Schwiegervater des Herrn Colsman.) „Schon beim zweiten Schiff war nichts, was irgendwie mit dem Luftschiff Schwarzs gemein gewesen wäre.“ (Auch nicht die Aluminiumhülle?) Als ich diese Angaben hier veröffentlicht und den ärgerlichen Direktor daran erinnert hatte, daß die Behauptung der Uebernahme in vielen Aufsätzen und Büchern zu finden sei, glaubte Graf Zeppelin, „dieses wiederholte Betonen sei dazu angethan, die Zweifel an der Selbständigkeit seiner Erfindung wach zu erhalten“, und schrieb mir:

> Um diese Zweifel ein= für allemal aus der Welt zu schaffen, darf ich Euer Hochwohlgeboren ersuchen, die nachstehende Aufklärung in den Spalten des nächsterscheinenden Heftes der „Zukunft“ zu veröffentlichen:
>
> Die Unrichtigkeit der verbreiteten Meinung, daß ich wichtige Theile meines Luftschiffsystems von dem Oesterreicher Schwarz übernommen hätte, erweist sich aus der Thatsache, daß ich bereits im Jahr 1894, wo bei uns wenigstens noch Niemand Etwas von einem schwarzischen Luftschiff wußte, die ins Einzelne ausgearbeiteten Entwürfe, nach welchen später im Wesentlichen meine Luftschiffe ausgeführt wurden, einer von Seiner Majestät dem Kaiser Allerhöchst befohlenen Prüfungskommission vorgelegt habe. Es ist demnach ausgeschlossen, daß ich von Schwarz Anregungen für den Bau meiner Luftschiffe bekommen haben könnte.
>
> In Erwartung, daß Euer Hochwohlgeboren meinem Ersuchen gern entsprechen werden, verbleibe ich hochachtungvoll
>
> Dr. Graf Zeppelin.

Den Wunsch Seiner Excellenz habe ich um so lieber erfüllt, als er ja zeigt, daß die von mir erwähnte Meinung wirklich „verbreitet“ ist. Daß sie entstehen mußte, wird Jeder begreifen, der Bilder des ersten Aluminiumluftschiffes, des fliegenden und des aus der Höhe gestürzten, denen der Z-Schiffe vergleicht: die äußere Aehnlichkeit ist unbestreitbar. David Schwarz war Holzhändler gewesen, hatte, in Gemeinschaft mit Wilhelm Werhahn, Faßdauben fabrizirt und, als ein technisch ungemein begabter Mann, die Pläne zu Sägewerken und anderen Betriebseinrichtungen selbst entworfen. Aus dieser Thätigkeit riß ihn die Hoffnung, ein lenkbares Luftschiff aus starrem Stoff bauen zu können. Nur dieser Hoffnung hat er seitdem gelebt. Er studirte alle ihm zugänglichen Aluminiumfabriken, verpflichtete sich einer als Arbeiter, machte heimlich Haltbarkeitproben und legte im Jahr 1890 seine Erfindung dem österreichischen Kriegsminister zur Prüfung vor. Der fand die Pläne brauchbar, rieth aber, da die Regirung für solche Zwecke kein Geld habe, Privatmittel für den Bau aufzubringen. Schwarz ging nach Petersburg, gewann mit seinen Plänen den Beifall der Militärverwaltung, in deren Dienst er, als Ingenieur, trat, und baute, mit dem von Karl Berg gelieferten Aluminium, sein erstes Luftschiff, das 1892 fertig war, doch nicht mit Gas gefüllt werden konnte, weil die russischen Offiziere, nach alter Gewöhnung, für ihre Tasche gesorgt und alles ihnen Ueberlassene aus billigstem Zeug hergestellt hatten. In Berlin war dem Oesterreicher das Glück holder als dem schwäbischen Grafen. Die zur Prüfung berufene Kommission fand Schwarzens Plan, aus Aluminium ein achtzig Meter langes, zwölf Meter breites Luftschiff zu bauen, ausführbar und die Militärbehörde wollte sich verpflichten, für das erste Luftschiff, „nach Einhaltung der versprochenen Leistung“, den Herren Schwarz und Berg dreihunderttausend Mark zu zahlen. Die Konstruktion wurde im Jahr 1896 beendet. Am dreizehnten Januar 1897 rief die telegraphische Meldung, das Gas zur Füllung sei bereit, den Erfinder aus Wien nach Berlin zurück. In fröhlicher Stimmung ging, nach dem Empfang der ersehnten Depesche, Schwarz zur Mahlzeit; kam aber nicht bis an dieses nahe Ziel. Ein Herzschlag hat ihn auf der Straße getötet. Die Freude, selbst den ersten Aufstieg seines Schiffes zu leiten, ward dem genialen Mann versagt. Seine Witwe, Frau

Melanie Schwarz, die mit drei unversorgten Kindern zurückblieb, hat tapfer für das Lebenswerk des Gatten gekämpft. Ihr wurde, auf Befehl des Kaisers, die Vorarbeit und Demonstration im Luftschifferpark anvertraut. Zwei Freunde Schwarzens gaben das nöthige Geld und am dritten November 1897 konnte das Luftschiff aufsteigen. Dreihundert Meter hoch stieg es, fuhr, gegen den Wind, um das Tempelhofer Feld, sank dann allzu rasch und wurde bei der Landung zerstört. Da Offizieren die Führung nicht erlaubt worden war, hatte Frau Schwarz sie einem jungen, noch von ihrem Mann angestellten Maschinisten überlassen. Der sagte, weil der Treibriemen des Motors von der Welle abgeglitten sei, habe er das Ventil geöffnet und das Gas ausströmen lassen. Die von Schwarz ersonnenen Landungbehelfe wurden nicht angewandt und die Aussage des Schiffsführers, der allein aufgestiegen war, ließ sich nicht nachprüfen. Diese Demonstration hatte keine Beweiskraft. Was wäre aus anderen Luftschiffen geworden, wenn man sie beim ersten Aufstieg nur mit einem als Maschinenschlosser ausgebildeten Unteroffizier bemannt hätte? In der leipziger Illustrirten Zeitung vom achtzehnten November 1897 war zu lesen: „Man darf nach den Beboachtungen beim Probeaufstieg, dessen schließliches Mißlingen nicht dem Prinzip der Konstruktion zugeschrieben werden kann, wohl annehmen, wie es auch von den Sachverständigen geschieht, daß Schwarzens Modell thatsächlich ein lenkbares Luftschiff darstellt, mit dem man bei nicht allzu ungünstigem Wetter nach allen Himmelsrichtungen fahren und strategische Zwecke, für die es auch nur gedacht ist, erfüllen könnte.“ Graf Zeppelin hatte auf dem Tempelhofer Felde den Aufstieg gesehen. Sein Patent vom einunddreißigsten August 1895 spricht weder von Aluminium noch von einer Verbindung der beiden Gondeln (die, genau vier Monate danach, einem Amerikaner patentirt wurde). Er hat erst nach Schwarzens Tod ein Luftschiff gebaut; vorher nur Pläne entworfen. Er hat dann das Aluminium, wie Schwarz, von Karl Berg aus Lüdenscheid, die Propeller, wie Schwarz, von Georg Kiefer aus Feuerbach bezogen (ein Modell des für Schwarzens Luftschiff gelieferten Propellers ist im münchener Deutschen Museum zu sehen). Graf Zeppelin und Kommerzienrath Berg haben Frau Schwarz nach Stuttgart gerufen und mit ihr verhandelt. Am zehnten Februar 1898 wurden zwei Verträge geschlossen.

I. Die sämmtlichen zwischen den Erben des David Schwarz aus Agram und Herrn Kommerzienrath Karl Berg in Lüdenscheid bestehenden Vertragsverhältnisse werden, unter Aufhebung aller durch sie begründeten gegenseitigen Rechte und Pflichten, mit folgender Maßgabe aufgelöst: 1. Herr Berg ist bezüglich der Erbauung von Luftschiffen, der Verwerthung der auf diesem Gebiet gemachten, ihm mit den schwarzischen Erben gemeinschaftlich gehörigen patentirten und nicht patentirten Erfindungen, Vergebung von Licenzen etc. innerhalb des Deutschen Reiches durchaus frei und in keiner Richtung mehr an die Zustimmung der schwarzischen Erben gebunden. Innerhalb aller anderen Ländergebiete jedoch ist Herr Berg ohne Zustimmung der schwarzischen Erben nicht berechtigt, ein Unternehmen zur Erbauung von Luftschiffen oder zur Verwerthung von Erfindungen auf diesem Gebiet zu gründen, sich an einem solchen zu betheiligen oder einem solchen irgendwelche Dienste zu leisten. 2. Herr Berg verpflichtet sich, wegen Erbauung von Luftschiffen und Verwerthung der auf dieses Gebiet bezüglichen Erfindungen sich mit der in Gründung begriffenen „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ in Stuttgart alsbald in Verbindung zu setzen. Für den Fall, daß diese Verbindung zu Stande kommt und die genannte Aktiengesellschaft rechtzeitig errichtet werden sollte, verpflichtet sich Herr Berg, dafür zu sorgen, daß die genannte Aktiengesellschaft die Verbindlichkeit übernimmt, an die Erben des David Schwarz von den ersten dreißig zum Verkauf gelangenden Luftschiffen eine Abgabe von je zehntausend Mark zu bezahlen. 3. Sollte die geplante Verbindung zwischen Herrn Berg und der „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ sich zerschlagen, so ist Herr Berg verpflichtet, auf die Dauer der nächsten zwölf Jahre jeden Gewinn, den er durch die Erbauung von Luftschiffen, Betheiligung an solchen Unternehmungen und sonstige Verwerthung der auf das Gebiet der Luftschiffahrt bezüglichen Erfindungen erzielen sollte, mit den schwarzischen Erben zu theilen.

II. Zwischen den Erben des David Schwarz aus Agram und den Herren Excellenz Graf von Zeppelin, Generallieutenant a. D., und Kommerzienrath Kuhn wird hierdurch, unter der Voraussetzung, daß a) der zwischen Herrn Karl Berg und den schwarzischen Erben projektirte Vertrag rechtsgiltig zu Stande kommt und b) Herr Berg innerhalb der Frist von vier Wochen vom Tag des rechtskräftigen Abschlusses des vorgenannten Vertrages an sich an dem Unternehmen der „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ durch Zeichnung von Aktien betheiligt, folgende Vereinbarung getroffen: Die Herren Graf Zeppelin und Kommerzienrath Kuhn verpflichten sich (jedoch unter Vorbehalt des künftigen Ersatzanspruches an die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“), an die schwarzischen Erben zu Händen der Frau Schwarz die Summe von neuntausend Mark in drei unverzinslichen Jahresraten à dreitausend Mark (und zwar Herr Graf Zeppelin haftend für sechstausend, Herr Kommerzienrath Kuhn für dreitausend Mark) zu bezahlen und fernerhin nach Kräften dahin zu wirken, daß die „Gesellschaft zur

Förderung der Luftschiffahrt" alsbald nach deren rechtsgiltiger Konstituirung die Verpflichtung übernimmt, den schwarzischen Erben die weitere Summe von sechstausend Mark in drei gleichen unverzinslichen Jahresraten zu bezahlen, unter der Voraussetzung, daß Frau Schwarz bezw. die schwarzischen Erben der genannten Gesellschaft bei Verwerthung der ihnen außerhalb des Deutschen Reiches bezüglich der Erbauung von Luftschiffen und der auf diesem Gebiet gemachten, ihnen gehörigen patentirten und nicht patentirten Erfindungen zustehenden Rechte das Vorkaufsrecht mit einmonatiger Frist für dessen Ausübung einräumen.

Der zweite Vertrag zeigt die (vom stuttgarter Rechtsanwalt Dr. Steiner beglaubigte) Unterschrift des Grafen Ferdinand Zeppelin. Er war Mitgründer der „Gesellschaft für Luftschiffahrt", die ein Aktienkapital von achthunderttausend Mark hatte und in deren Statut (§ 25) die Verpflichtung erwähnt war, „den Erben des Ingenieurs David Schwarz in drei unverzinslichen Jahresraten fünfzehntausend Mark und weiterhin, im Fall des gewerbmäßigen Baues von Luftfahrzeugen durch die Aktiengesellschaft, eine Abgabe von je zehntausend Mark für die ersten dreißig zum Verkauf gelangenden Luftschiffe zu bezahlen". Diese vom Grafen Zeppelin und von den Kommerzienräthen Berg und Kuhn übernommenen Verpflichtungen gehen auf die Aktiengesellschaft „als weiterer Gründungaufwand" über. „Herr Kommerzienrath Berg hat sich, im Zusammenhang mit dieser Vereinbarung, bereit erklärt, der Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt in Stuttgart die ihm hinsichtlich der Erbauung von Luftschiffen gehörigen Erfahrungen und Erfindungen, mögen sie patentirt sein oder nicht, ohne besonderen Entgelt zur Verfügung zu stellen." Die dem Kommerzienrath gehörigen Erfindungen und Erfahrungen waren Schwarzens, der jede gelungene und jede geplante Konstruktion mit Berg besprochen hatte. Am zweiten Juli 1900 stieg Graf Zeppelin zum ersten Mal auf; sein Luftschiff stürzte in den Bodensee und wurde, arg beschädigt, von Dampfern in die Bergehalle zurückgeschleppt. Zwei Unfälle folgen noch im Oktober. Am fünfzehnten November wird die Auflösung der Gesellschaft beschlossen und Herr Ernst Uhland zum Liquidator bestellt. Am neunzehnten Februar 1901 beschließt die Generalversammlung, das Luftschiff für hundertzwanzigtausend Mark dem Grafen Zeppelin zu verkaufen, der dem Aufsichtrath vorsaß. Am elften Oktober 1902 ist die Liquidation beendet und die Firma erloschen. Frau Schwarz hat neun-

tausend Mark erhalten; die ins Statut der Aktiengesellschaft aufgenommene Verpflichtung, den Erben Davids Schwarz außerdem noch sechstausend und von jedem der dreißig ersten verkauften Luftschiffe zehntausend Mark zu bezahlen, ist nicht erfüllt worden.

Die Entschleierung dieses Thatbestandes ergänzt die „Aufklärung“ des Grafen Zeppelin. Er hat sie auf das Jahr 1894 beschränkt und die Meinung zurückgewiesen, „daß er von Schwarz Anregungen für den Bau seiner Luftschiffe bekommen haben könnte“. Seine Energieleistung soll nicht geschmälert noch die Selbständigkeit seiner ersten Pläne bestritten werden. Erweislich und erwiesen ist aber, daß er erst lange nach Schwarz das Aluminium als Baumaterial gewählt und Schwarzens „Erfindungen und Erfahrungen“ durch Vertrag und um den Preis der Verpflichtung, die Erben des genialen Agramers entschädigen zu lassen, seiner Gesellschaft gesichert hat. Wie, lieber Leser, denkst Du nun über die Historiographie des Herrn Colsman, der doch, als Schwiegersohn Bergs, die im Jahr 1898 abgeschlossenen Verträge kennen müßte und sich trotzdem hier mit der immerhin flüchtigen Angabe begnügte, die Einzeltheile beider Luftschiffe seien in der Fabrik von Karl Berg hergestellt worden? Mir hatte er vorgeworfen, ich suche „der Oeffentlichkeit Sand in die Augen zu streuen“ ...

Agadir.

Die scherifischen Herrscher, die nach dem Sturz der Sanditen, als Erben römischer, vandalischer, byzantinischer Eroberermacht, im Maurenland Nordwestafrikas auf den Thron kamen, waren früh gezwungen, mit Europa Verkehr zu suchen oder zu dulden. Als Muley el Raschid, der sich die Herrschaft über den von portugiesischer und spanischer Raubsucht zerfetzten Maghreb el Aksa, das Reich des äußersten Westens, gesichert hatte, gestorben war, kam sein Bruder Muley Ismail auf den Alidenthron. Ein Wütherich, der fünftausend Menschen mit eigener Hand hingerichtet haben soll; doch auch ein starkes Monarchentalent, dem die Erfüllung alter Wünsche Mauretaniens gelang. Dreißig Jahre vorher hatte Muley Zidan gegen Portugal und Spanien die Hilfe der Engländer angerufen, die, seit in London, noch unter Elisabeth, vom höchsten Hofadel die Handelsgesellschaft der Barbareskenkaufleute gegründet war, im marokkanischen Wirthschaftverkehr Gelt-

ung erlangt hatten. Muley Ismail fühlte sich von Mohammed selbst zur Ausrodung des Christengeistes berufen; er sah auf sein stattliches Heer, das so manchen Aufstandsversuch rasch niedergezwungen hatte, und dachte, die anglischen seien im Grunde nicht besser noch nützlicher als die iberischen Männer. Zwar wollte er eine französische Frau und erbat sie vom Sonnenkönig Louis für seinen Harem; zwar schickte er an Karl den Zweiten von England eine Gesandtschaft und gab ihr als vetterliches Geschenk zwei nordafrikanische Löwen mit auf den Weg. Doch der bronzirte Schlaukopf wollte nur löblichen Eifer zeigen, nicht die fremden Prophetenfeinde in seine Nähe locken; und war deshalb froh, als die Engländer, denen die Kämpfe der Papisten und Antipapisten den Sinn für das Wesentliche verwirrten, sich 1683 entschlossen, Tanger, die Tingis der alten Römerprovinz Mauretania Tingitana, zu räumen und die Garnison mit dem Heimathwimpel nordwärts segeln zu lassen. Warum nicht, da der Sultan so artige Zeichen treuer Anhänglichkeit gab? Der lachte. Nach den Portugiesen waren also auch die Engländer abgezogen und nur die Spanier noch in ihren fünf Presidios geblieben. In diesen Seeadlernestern hockten sie zäh; waren aber nicht mehr gefährlich. Fast hundertundfünfzig Jahre lang hatte Marokko nun vor Europa Ruhe. Dann gingen die Franzosen nach Algerien, Abd el Kader, der entlaufene Marabut, stand gegen die eindringende Christenschmach auf, Muley Abd ur Rahman, der seit 1822 den grünen Turban trug, ward von frommer Volkswuth gezwungen, dem Vorkämpfer der Prophetenmacht Hilfe zu leisten, seine Truppen wurden am Isly von Bugeaud geschlagen, die Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt: das scherifische Reich war ruhmlos besiegt und mußte im Vertrag von Tanger 1844 den neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebensrecht zuerkennen wie einst den Türken, mußte drei Jahre danach sogar Frankreich um Beistand gegen den muslimischen Rebellengeist bitten, der noch einmal für Abd el Kader den Kampf wagen wollte. Seitdem wähnte Europa, im Sultanat des Westens sei das Prestige der christlichen Großmächte gesichert. Spanien pochte auf sein historisches Recht und holte sich einstweilen das Gebiet von Ceuta zurück. England streckte die Polypenarme nach dem marokkanischen Handel aus und erzwang schon 1856 einen Han-

delsvertrag. Frankreich schielte über die algerische Grenze und merkte bald, daß es ruhig erst im Besitzrecht wohnen werde, wenn das Nachbarreich seinem Wink gehorche. Deutschland lebte noch nicht. Als der Preußenprinz Adalbert 1856 mit der Korvette „Danzig“ an der Rifküste landen wollte, wurden seine Leute von den braunen Seeräubern mit Flintenkugeln verjagt. Sieben Tote und achtzehn Verwundete: damit schloß der erste deutsche Versuch, als Freund und Kulturbringer in den Maghreb einzudringen.

Preußen dachte nicht an Rache. Seinem großen Minister, der sechs Jahre danach die Geschäftsleitung übernahm, war Marokko die Reibungsfläche, die einer klugen deutschen Politik die Möglichkeit schaffen werde, eine ihr gefährliche Intimität der Westmächte zu hindern. Nur England, Frankreich und Spanien galten als in Marokko politisch oder wirthschaftlich interessirt. Und in den Tuilerien besann die Tafelrunde den Weg, der zu einem franko-britischen Vertrag über Nordafrika führen könnte. „Schon Louis Philippe“, schrieb Palmerston 1857 an Clarendon, den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, „schon der Bourgeoiskönig trachtete nach der Eroberung Marokkos und sein Plan liegt heute noch in den Archiven der französischen Regirung; sobald die Gelegenheit günstig ist, wird er aus dem Aktendeckel hervorgezogen.“ Louis Napoleon, der, als Neffe des Allumfassers, gern von Expansionen träumte, hatte damals dem englischen Gesandten zwischen Braten und Birne eine Theilung Nordafrikas vorgeschlagen. Egypten den Briten, Marokko den Franzosen; damit Sardinien nicht ganz leer ausgehe, mag es Tunis haben. Unmöglich, antwortete Palmerston; und zeigte sich wieder einmal als den Meister des Cant. Das franko-britische Bündniß ist sehr werthvoll, hat aber nur den Zweck, das Gleichgewicht zu erhalten, den Schwachen gegen Uebermacht zu schützen; es beruht auf einem sittlichen Prinzip und darf nicht für eigennützige Wünsche mißbraucht werden. Gehört Egypten nicht zum Osmanenreich, dessen Unantastbarkeit wir dem Sultan verbürgt haben? Gegen die moralischen Gesetze der Menschheit darf keine englische Regirung sich frevelnd erheben. Nachdem das Löwenmaul so gut gebrüllt hat, fährt es leiser fort: „Uebrigens wollen wir Egypten gar nicht, wollen nur, daß es türkisch bleibe und nicht einer Europäermacht zufalle. Wir wollen in Egypten handeln und wandeln, wehren uns aber gegen die Last, es zu re-

giren. Der Besitz Egyptens könnte uns keine Kompensation für eine französische Eroberung Marokkos bieten. Wir müssen beiden Ländern mit unserem Handelseinfluß zu neuer Blüthe zu helfen versuchen, uns aber vor Kreuzzügen und Erobererkriegen hüten, die uns in den Augen aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden". Jeder Zoll ein Enkel näselnder Puritaner. Echt war in all dem Schwulst nur das Bewußtsein: kein Anderer darf in Marokko herrschen. Zwei Jahre danach schrieb der Premier an Lord John Russell, Clarendons Nachfolger: „Ein französischer Minister hat neulich gesagt, Frankreich könne sich in Algerien erst sicher fühlen, wenn es an der atlantischen Küste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen den algerischen Besitzstand schützen? Offenbar nur gegen England. Frankreich sucht die Möglichkeit, uns die Einfahrt ins Mittelländische Meer zu sperren. Die spanische Regirung soll darum jetzt einen Streit mit Marokko provoziren". Der Streit stellte sich pünktlich ein; und Spanien mußte sich, auf Englands Drängen, feierlich verpflichten, keinen Küstenpunkt zu besetzen, von dem aus es die Schiffahrt jemals gefährden könne; nur unter dieser Bedingung blieb Großbritanien neutral. Ueber das Mittelmeer durfte keine fremde Macht verfügen; deshalb hatte schon Nelson gesagt, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden, hatte viel später Drummond Hay, Englands Vertreter am scherifischen Hof, nach London geschrieben: „Wenn Frankreich die Meerenge beherrschte, den Kanal, der unseren Handel nach Indien, in die ganze Welt des Ostens trägt, wäre der Zustand noch schlimmer für uns als ein durch die französische Herrschaft über den Aermelkanal bewirkter. Ich habe hier die Küstenwache und feure einen Alarmschuß ab, sobald eine Bewegung mir verräth, daß Frankreich diesem Ziel näher zu kommen sucht. Wir müssen stets an das Wort Nelsons denken: Flottenerfolge sind an den Südküsten Europas für uns nur möglich, wenn wir in Tanger sitzen oder wenigstens auf die Freundschaft des Sultans von Marokko zählen können." Alle britischen Minister dachten daran. Vor und nach der madrider Konferenz (1880) ist England drum für die Erhaltung des status quo eingetreten; gegen Spanien, gegen Frankreich und schließlich auch gegen Deutschland.

Bismarck sah in Marokko den Zankapfel, der die nächste Balgerei der Großmächte herbeiführen könne, und hütete sich, ihn an-

zurühren; regte sich auch nicht auf, als 1886 der von England, Frankreich und Deutschland vorgeschlagene Handelsvertrag in Fez abgelehnt wurde. Kaum war er fortgeschickt: da hatte der deutsche Gesandte beim Sultan ein Handelsabkommen durchgesetzt. Wuthgebrüll des britischen Leun. Solche Verschiebung des Gleichgewichtes darf nicht geduldet werden. Doch vergebens schrieb Salisbury zornige Noten und mahnte an Alles, was England für die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit des scherifischen Reiches gethan habe. Vergebens nahm der Vertreter britischer Majestät sieben Offiziere nach Fez mit; alle Sieben konnten, trotzdem der schottische Kaid Maclean, der die Escorte führte, emsig nachhalf, keinen Sieg erstreiten. Im Mai 1890 hatten die Verhandlungen begonnen; im August 1892 mußte Salisbury dem Parlament bekennen, daß nichts erreicht worden sei. Und wer hatte Britaniens Schlappe verschuldet? Frankreich zum größten, Deutschland zum kleineren Theil. Erst als Abd ul Aziz den Thron bestiegen hatte, kam England wieder in die Sonne. Ein sicherer, in Windsor bekränzter und bebänderter Mann wurde Generalissimus und Maclean Kommandeur der scherifischen Reiterei. Das Feld schien frei; und wenn die Franzosen bei Faschoda nicht nachgegeben hätten, wäre von Marokko aus die Rebellenfahne nach Algerien getragen, die marokkanische Küste von England als Flottenstützpunkt gegen die algerischen Häfen benutzt worden. Aber Delcassé, der mit Deutschland gegen England gehen wollte, fand in Berlin kein Gehör, Marchand zog ab und Kitchener brauchte 1898 noch nicht auf Weiße schießen zu lassen. Das geschah erst im Burenkrieg, der den Bretonengrimm gegen England zur Flackergluth anfachte. Die alte Königin wurde in allen Witzblättern beschimpft, Albion in allen beuglants verhöhnt, Herr Leyds auf den Boulevards umjubelt, Paul Krüger fast wie Batjushka aus Petersburg gefeiert, die Weltausstellung von den Briten boykottirt. Ingrimmig, wie in den Tagen des Mädchens von Orleans, blickten die einst so zärtlich gesellten Völker über den Kanal. Bis ins Jahr 1903. Am achten April 1904 wurde dann heimlich der Vertrag unterzeichnet, der Egypten den Briten, den Franzosen Marokko gab. Also an das Ziel führte, das Louis Napoleon dem Lord Cowley gezeigt hatte.

Am letzten Märztag des Jahres 1905 war im Hafen von Tanger die deutsche Marineflagge zu sehen. Das stattliche Schiff, das

sie trug, wurde anders empfangen als ein Halbjahrhundert zuvor die kleine Preußenkorvette. Nie hatte ein Auge Tandscha, die schmutzige Schöne, in solchem Glanze erschaut. Die Straßen gereinigt, die Berbernhäuser entkrustet, die Balkone mit Sammet und Seide roth und grün ausgeputzt. Neben der rothen Flagge und dem Wappen Marokkos, dem Silberschild mit dem rothen Löwen und dem Halbmond im grünen Feld, die deutschen Farben; auf das Weiß mühsam von ungeübter Hand manchmal das Wort „Willkommen!" gepinselt. Freude, gespannte Erwartung in allen Mienen. Jeder hatte sichs was kosten lassen; Mancher mehr, als er nach seinem Vermögen durfte. Das war man dem großen Tag schuldig. Zum ersten Mal betritt ein Kaiser die Trümmerstätte des alten Mauretanien. Der Freund des Sultans im Osten kommt, den Sultan des Westens zu grüßen; der Schützer des Großherrn der Levante reicht dem Gebieter im Maghreb el Aksa die Hand. Früh schon ists auf der Lände, dem wharf der internationalen Seemännersprache, lebendig. Mit großem Gefolge nahen die Würdenträger des Sultanates, in Gala die Vertreter der fremden Mächte. Frankreichs Gesandter, Herr Saint-René Taillandier, ist in Fez, Hauptmann Fournié, der Kommandant der Truppen von Tanger, noch von der Pflicht in der Einzugsstraße zurückgehalten. Im weißen Burnus, mit majestätisch lächelndem Bronzegesicht, nimmt der Pascha von Tanger die Huldigungen des Volkes entgegen und tritt erst in den Schatten, als ein noch helleres Gestirn das Ufer bestrahlt. Si Abd el Malek Muley Hassan, der Oheim, den der Sultan zur Begrüßung des Kaisers aus Fez gesandt hat, ist erschienen. Schon werden auch die Geschenke des Herrschers und der Stadt verladen: Berbernhengste, Ochsen, Hammel, Hühner, Gemüse, Eier, Früchte und Blumen. Und endlich, gegen Neun, läßt das von der Sehnsucht erharrte Schiff, das den Kaiser trägt, die Ankerkette niederrasseln. Französische Kreuzer senden ihm den ersten Flaggengruß und Kanonensalut. Die veralteten Kruppgeschütze der Küstenbatterien folgen mit heiserem Gedröhn. Nun wird der Kaiser landen. Noch nicht. Der deutsche Geschäftsträger meldet sich an Bord bei seinem Herrn. Und am Ufer wird geflüstert: Heute früh ist ein langes Telegramm aus Berlin gekommen; die Rede, die der Kanzler gestern im Reichstag gehalten hat und die der Kaiser erst lesen muß. Wieder verstreicht eine Stunde. Hindert der

hohe Seegang die Landung? Die Sonne neigt dem Mittag zu und hüllt sich in graue Schleier. Da künden helle Fanfaren der marokkanischen Militärkapelle die Ankunft des Kaisers. Jubelrufe. Von Terrassen und Dächern herab tönt das schrille Geschrei weiß vermummter Frauen. Abd el Malek sagt sein Sprüchlein. Der Kaiser dankt, spricht fünf Minuten zu den Häuptern der deutschen Kolonie, grüßt flüchtig die versammelten Diplomaten und musulmanischen Edlen und besteigt einen Schimmelhengst. Eine Französin drängt vor und wirft ein Bouquet in den Farben der Trikolore mit langer Trauerschleife. Der Strauß streift den Pferdekopf, das Thier bäumt sich und hastig ordnet sich der Zug. In scharfem Trab gehts, an dicht besetzten Tribünen vorbei, durch Ehrenpforten, über grellbunte Orientblumen hinweg, bis ans Haus der Deutschen Gesandtschaft. Hier wird der Oheim des Sultans noch einmal empfangen, der französische Hauptmann Fournié in ein huldvolles Gespräch gezogen, einzelnen Diplomaten ein freundliches Wort gesagt. Dann im selben Tempo nach der Landungbrücke zurück, ins Boot, an Bord; und mit ganzer Kraft gen Gibraltar. Der Aufenthalt in Tanger hatte nur zwei Stunden gedauert.

Jetzt hat wieder ein deutsches Kriegsschiff einen marokkanischen Hafen angelaufen; einen, der als der beste von allen gilt, dem Verkehr aber verschlossen ist: Agadir; südlich von Mogador, einem Ladeplatz der Woermann-Linie. Dahin ist das Kanonenboot „Panther" geschickt worden, das nach zwei Tagen von dem Kleinen Kreuzer „Berlin" abgelöst wurde. Grund? Die im Sus (Südmarokko) interessirten deutschen Firmen hatten um Schutz gebeten, weil sie fürchteten, die in anderen Theilen des Maghreb „herrschenden Unruhen" (die noch vor ein paar Tagen von unseren Offiziösen stramm geleugnet wurden) könnten auf ihr Arbeitfeld übergreifen. Solchen Schutz zu gewähren, ist das Recht, ist, wenn sie ihn für nothwendig hält, die Pflicht der Kaiserlichen Regirung. Kein Vertrag dürfte ihn hindern. Spricht die Algesirasakte dagegen? Nicht mit klaren Worten. Das franko-deutsche Abkommen vom neunten Februar 1909, das die Akte in einem den Franzosen günstigen Sinn ergänzen und auslegen sollte? Da steht: „Die Kaiserlich Deutsche Regirung hat in Marokko nur wirthschaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daß Frankreichs besondere politische Interessen auf diesem Boden die feste Siche-

rung des inneren Friedens und der Ordnung fordern, und ist entschlossen, die Vertretung dieser Interessen nicht zu hemmen.“ Ein der Algesirasakte blind Vertrauender konnte, auf dem Umweg über das Diplomatische Corps, den Generalinspecteur anrufen. Das nahe Mogador gehört zur französischen Polizeisphäre; eine der Republik befreundete Macht hätte von dort eine Schutztruppe erbeten. Wir dürfen auf solche Freundschaft nicht rechnen. Im Juni hatte die Firma Mannesmann behauptet, eine Schaar ihrer Leute sei östlich von Agadir überfallen, eine andere von Franzosen aus Debdu weggewiesen worden. (Die zweite Angabe wurde von der französischen Behörde laut bestritten und seitdem nicht wiederholt.) Auch der Februarvertrag (der Herrn von Kiderlen ein Präsidialgeschenk aus Sèvres eintrug) schließt nicht den Versuch aus, wirthschaftliche Interessen mit Wehrmachtmitteln zu schützen. Den Marokkanern ist gesagt worden: „Mit dem Erscheinen des deutschen Kriegsschiffes in dem Hafen ist keinerlei unfreundliche Absicht gegen Marokko oder seine Bewohner verbunden.“ (Auch nicht gegen die „unruhigen“, von deren Anschlägen das Leben und Eigenthum der Deutschen bedroht wird?) Den Signatarmächten der Algesirasakte: „Sobald Ruhe und Ordnung wiedergekehrt sind, soll das Kriegsschiff den Hafen verlassen.“ Der pariser Regirung: „Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß die Erfüllung der Schutzpflicht auf das Verhältniß der beiden Nachbarreiche nicht ungünstig einwirken wird.“ In der ersten Note war gesagt worden, „zunächst“ sei die Entsendung des Kanonenbootes beschlossen worden. Am ersten Juliabend. Das Wort „zunächst“, riefen Viele, wird den Franzosen heilsamen Schrecken ins Gebein jagen; kann ja nur bedeuten: Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich. Schon am vierten Juliabend lasen wirs anders; das auffällige Wort, hieß es, sollte andeuten, daß ein Kleiner Kreuzer das Kanonenboot ablösen werde. Und in der selben Stunde: Der Kreuzer war aus Kiel schon nach Marokko abgedampft, als den überraschten Völkern gemeldet ward, das Kanonenboot solle vor Agadir bleiben, bis die Ordnung wieder gesichert sei. Vor Agadir; in friedlichster Ruhe: nur unerwartete Ereignisse würden die Landung der Mannschaft erzwingen.

Je weniger über die Aktion, ehe sie sich ausgewirkt hat, geredet wird, um so besser fürs Reichsgeschäft. Wer die Mängel ihrer

Anfänge erkennt, wird schweigen, so lange ers darf. Wer sich der Rückzüge erinnert, die bald nach dem stolzen Märztag von Tanger begannen, wird die Jubelhymnen im Busen bewahren. Das vor acht Tagen hier Gesagte muß wiederholt werden. Wir dürfen weder wünschen, daß die willkürlich „Marokko“ genannten Gebiete im Zustand anarchischer Hordenbarbarei bleiben, noch einem uns verfeindeten, jedem Gegner Deutschlands verbündeten Frankreich die Ländermasse gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinem Heer braune Ersatzmannschaft von kriegerischer Gewöhnung und tollkühnem Muth liefert. Der Erwerb einer Kohlenstation trüge Herrn von Kiderlen den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur lästige Pflichten und, ohne ausreichenden Vortheil, die stete Möglichkeit neuer Konflikte mit den Westmächten. (Bismarck hätte Jeden, der ihm einen marokkanischen Hafen als Flottenstützpunkt anbot, für einen bösartigen Narren gehalten; und das vernünftigste Wort, das Fürst Bülow je über den Scherifenstreit sprach, war, am fünften April 1906, dieses: „Wir wollten nicht in Marokko selbst festen Fuß fassen; denn darin hätte eher eine Schwächung als eine Stärkung unserer Stellung gelegen.“) Drei Wünsche müssen das deutsche Handeln leiten. Erster: daß Marokko rasch civilisirt und dadurch der Industrie und dem Handel einträglicher werde, als es heute noch ist. Dieser Wunsch ist, wie der Blick auf die Saekulargeschichte uns zeigte, nur erfüllbar, wenn Araber und Berbern endlich an die starke Einheit des Europäerwillens glauben lernen. Zweiter Wunsch: daß die nordafrikanische Reibungfläche zwischen England und Frankreich nicht abermals, wie seit 1905 allzu oft, durch die Furcht vor deutschem Trachten verkleinert werde. Dritter: daß die seit vier Jahrzehnten günstigste Gelegenheit, mit Frankreich ins Reine zu kommen, nicht ungenützt bleibe. Sechs Jahre lang ist das Kabylenrif nun der Drehpunkt unserer diplomatischen Strategie. Fugit irreparabile tempus. Wir haben an dem Handel noch keinen Heller verdient; haben einen münzbaren Ansehenshort verloren. Bluffs verblüffen Keinen mehr. Wir wollen nicht mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spielchen riskiren, sondern mit kühnem, unzweideutig ringsum zu kündenden Entschluß die ganze Habe der Nation an ein großes Unternehmen setzen, das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Enge entriegelt.

Städtische Wohnungpolitik.

Das Invalidenversicherungsgesetz vom Juni 1889 und die Abänderungsgesetze aus den Jahren 1891 und 1899 haben den Magistraten in Städten über zehntausend Einwohnern und den Landräthen (in kleineren Städten) Verwaltungsgeschäfte auferlegt, die ihnen tiefe und interessante Einblicke in die Lebensverhältnisse der durch dieses Gesetz versicherten Personen gestatten. Noch mehr aber ermöglicht Dies die seit dem ersten Januar 1909 in allen Fällen vorgeschriebene mündliche Verhandlung zur Erörterung der Rentenanträge mit den Antragstellern unter Hinzuziehung von Beisitzern (Arbeitgebern und Arbeitnehmern) und des Vertrauensarztes der Versicherunganstalt. Das Material, das hier zusammenkommt, dürfte manche Anregung zu sozialpolitischen Versuchen bieten. Ich will heute nur auf die Verhältnisse Großberlins einen Blick werfen.

Die Großstädte üben bekanntlich eine besondere Anziehungskraft auf die Provinz, auf das platte Land aus. Alljährlich verlassen Tausende und Abertausende ihre oft kleine, aber meist sichere Scholle und wandern in die Großstadt. Der Zuzug Großberlins ist bekannt. Neben den Schaaren ehrlich strebender Menschen findet man hier, wie in jeder Weltstadt, allerlei fragliches Volk. Nicht alle Zuziehenden „machen" aber ihr Glück; die meisten sehen sich, wie die Erfahrung lehrt, bitter enttäuscht; nur wenige gelangen ans Ziel. Und doch nimmt der Zuzug unsicherer Existenzen nicht ab. Der Lockmittel sind zu viele. Der größere Arbeitmarkt, der dem einzelnen Individuum die Möglichkeit besser passender, besser lohnender Beschäftigung verheißt, wird nach wie vor Viele treiben, der Heimath den Rücken zu kehren und „auf gut Glück" nach Berlin zu ziehen. Jugend, die vorwärts strebt, sich versuchen will und das Wenigste zu riskiren hat, dürfte im Vordergrund stehen. Ihr größter Theil deckt den Bedarf an Arbeitkräften. Aber die Vielheit der Beschäftigungmöglichkeiten, die eine Großstadt bietet und jede Kleinstadt versagt, lockt leider auch viele in den Provinzstädten oder gar auf dem Lande lebende ältere Personen herbei, die aus irgendeinem Grund (drohendes Alter, Invalidität oder Aehnliches) eine „leichtere, bequemere Beschäftigung" suchen. Haben diese Personen in der Großstadt gar Kinder oder andere, schon zuvor abgewanderte Verwandte, dann ist der Entschluß bald gefaßt, die Uebersiedelung in die Großstadt schnell bewirkt. Man staunt, wenn man sieht, wie leichtfertig oft diese Uebersiedelung vorbereitet und ausgeführt wird. Alternde, nur an Landarbeit gewöhnte Menschen kommen in die ihnen ganz unbekannte Großstadt, können sich den veränderten Lebensbedingungen nicht mehr anpassen und fühlen sich bald unglücklicher als jemals in der Heimath. In der ersten Zeit hält diese Bedauernswerthen meist der mitgebrachte Spargroschen oder der Erlös aus der noch in der Heimath verkauften Habe über Wasser. So lange sie den erlernten Beruf auszuüben vermögen, werden sie unter normalen Verhältnissen Arbeit und Verdienst

finden. Das war aber nicht das Ziel, nach dem sie hinstrebten; sie suchten ja, als ältere Leute, eine „leichtere“ Beschäftigung, die, nebst den wenigen Spargroschen, ihnen eine bescheidene, aber auskömmliche Existenz sichern sollte. Den selben Wunsch hatten aber auch die zugezogenen ungelernten Arbeiter (jung oder alt) und Alle, die als Theilinvaliden die Großstadt zum Wohnort wählten. Und wirklich hat die Großstadt, seit der Hausbesitz in ihr Handelsobjekt geworden ist, eine neue Beschäftigungmöglichkeit geschaffen, die von Vielen begehrt, aber nur von Wenigen erlangt wird: den Dienst des „Portiers“, des „herrschaftlichen“, in der Miethkaserne. Wer glaubte sich dazu nicht befähigt? Und doch finden wir heute schon gelernte und ungelernte, organisirte und unorganisirte Portiers. Die Arbeit des herrschaftlichen Portiers in der Miethkaserne will erlernt sein. Wer die Mühe scheut, kann Wirth und Miether nicht für die Dauer befriedigen. Oft ist der Portier zwischen ihnen das einzige Bindeglied. Welche nützliche Arbeit dieses „Bindeglied“ leisten kann, ist bekannt. (Mir scheint die Bezeichnung „Portier“ übrigens nicht richtig; denn unser Portier ist heute nicht Pförtner und Thürschließer, sondern mehr, ähnlich dem Concierge in Paris und dem „Hausbesorger“ in Wien. Diese Bezeichnung klingt zwar weniger schön, trifft aber das Wesen der Sache.) Die alten Zeiten mit dem patriarchalischen Verhältniß zwischen Wirth und Miether sind längst entschwunden. Da Hauseigenthümer und Miether heute viel öfter wechseln und der Wirth meist nicht im Haus wohnt, lernen sie einander kaum näher kennen. Der Besitzer hält sich gewöhnlich einen (bei größerem Hausbesitz auch mehrere) Verwalter.

In vielen Fällen aber wird auch der Portier Verwalterdienst zu leisten haben; wenn er dazu tauglich ist. Von dieser Klasse der Portiers spreche ich nicht; sie besteht meist aus kleinen Pensionären oder anderen der äußersten Noth des Lebens entrückten Leuten, die sich manchmal sogar Gehilfen für die gröbere Arbeit halten. Die kleinen Portiers, die für den ganzen Hausbetrieb sorgen müssen, haben viel zu thun; und doch wird ihre Stelle, weil sie eine bestimmte Vorbildung nicht fordert und den Schein der Selbständigkeit läßt, von allen möglichen Leuten umworben. Der Hausbesitzer, der nicht selbst immer wieder Lehrgeld zahlen will, wird nur tüchtige Leute anstellen. Er muß auch auf leidliche Umgangsformen sehen. Die wollen erst recht erlernt sein; und diese Lehrzeit muthet dem kleinen, wirthschaftlich äußerst schwachen Mann, bei dem wohl Schmalhans Küchenmeister ist, schwere Opfer zu. Der Hausbesitzer stellt am Liebsten im Portierwesen erfahrene Leute oder kleine Handwerker an (Schlosser, Klempner, Tischler), die sich im Haus nützlich machen können. Da ists nur natürlich, daß sich die Portiers organisiren, einen förmlichen neuen Berufsstand bilden, sich, weil das Haus als solches Handelsobjekt geworden ist, als Gewerbegehilfen betrachten und eine eigene Krankenkasse verlangen. Der großen Masse der „Ungelernten“ aber, deren Arbeit bisher keinerlei Beziehung zu dem Dienst des modernen Portiers hatte, strömen die Haufen der vom Land Eingewanderten zu. In dem Bestreben, über-

haupt nur erst einmal einen Portierposten zu erhalten, von dem aus es dann wohl schon weitergeht, unterbieten sie jede Konkurrenz der Ansässigen und des Vertrauensamtes Würdigen.

Und wie wohnen diese Menschen, die von der Großstadt so viel erwartet hatten! Der durch den hohen Bodenpreis auf größtmögliche Ausnutzung des Raumes angewiesene Bauherr thut für die Portierwohnungen natürlich nur, was er, nach der baupolizeilichen Vorschrift, unbedingt thun muß. Oft ist solche Wohnung so überfüllt, daß dem einzelnen Menschen sicher nicht der Mindestluftraum von fünfzehn Kubikmetern gewährt werden kann. (Für Krankenhäuser werden bekanntlich zwanzig bis dreißig, für Kasernements fünfzehn Kubikmeter gefordert.) Vielleicht hat die Familie sich seit dem Einzug vermehrt; vielleicht muß der schlecht bezahlte Mann, um halbwegs durchzukommen, noch Schlafburschen und Kostgänger aufnehmen; oder ihm sitzen Verwandte, Kinder und Enkel, im engen Kämmerchen. In dem selben Raum aber muß er mit den Seinen essen, trinken, schlafen, von früh bis spät das Handwerk verrichten, das ihn kümmerlich nährt, und in vielen Fällen noch zusehen und riechen, wie ihm und den Seinen das Essen bereitet wird. Daß da Hygiene und Sittlichkeit leiden müssen, ist klar. Aus dem baulich jüngsten Theil Großberlins sind kaum glaubliche Wohnungverhältnisse der Portiers bekannt geworden. Ein Ehepaar mit zwei Kindern im Alter von zwei und acht Jahren bewohnt einen Raum von dreißig Kubikmetern Luftinhalt, der seine Belichtung nur durch die in der nach dem Hof führenden Thür angebrachten Scheiben erhält. Der Raum dient zum Wohnen, Schlafen und Kochen; zu lüften ist er nur durch Oeffnen der Thür. Der Mann ist, weil es in seinem Töpfergewerbe schlecht geht, meist ohne Arbeit. Das Ehepaar erhält monatlich außer der Wohnung fünfundzwanzig Mark Lohn. Ein Mann, der früher Straßenbahnbeamter war, haust mit seiner Frau und einem dreizehnjährigen Sohn in einer fünf Viertelmeter unter dem Straßenniveau liegenden Wohnung, die aus Stube und Küche besteht und so naß ist, daß die Möbel von der Wand abgerückt werden müssen. Der Mann ist schwer lungenkrank und war im letzten Sommer auf Kosten der Krankenkasse der Großen Berliner Straßenbahn vom ersten Juli bis zum dritten November in einer Lungenheilstätte. Vom Wirth erhält er fünfundzwanzig, von der Straßenbahn neununddreißig Mark für den Monat. Eine Portierfrau, die tuberkulös ist, bewohnt mit zwei Kindern und einer uralten Mutter eine nach dem Hof gelegene Stube von etwa vierzig Kubikmetern Luftraum und hat außerdem nur noch eine kleine Küche zur Verfügung. Unzählige Fälle dieser Art könnte man anführen; nur die schlimmsten vermag die Gesundheitpolizei, bei all ihrer Thatkraft, zu beseitigen.

Wie gefährlich solche Anhäufung von Menschen in engen, dumpfen Räumen ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Und sehr oft sind die Inhaber solcher Stellen obendrein noch, ohne es zu wissen, tuberkulös oder von anderer Krankheit infizirt: sie suchten ja die Portierstelle meist nur, weil sie, als Rentenempfänger, nicht mehr im

Stande waren, unter normalen Verhältnissen das einem gesunden Menschen Erreichbare zu verdienen.

Die Rentenfestsetzungtermine lassen uns in die Lebensbedingungen dieser Aermsten hineinblicken. Trauriges Material liefern auch die Fürsorgestellen zur Bekämpfung der Tuberkulose. Zahllose Menschenleben werden gefährdet und die Infizirten sind, wenn ihre Kräfte sinken, auf Almosen angewiesen, da die Spargroschen längst aufgebraucht sind und die Renten, bei dem Stand unserer Lebensmittelpreise, nicht mehr ausreichen. In der Heimath hätte der Mann, der hier verkümmert, vielleicht noch Jahre lang gelebt. Nun hilft er, bis ihn der Tod erlöst, die städtische Armenlast steigern. Bedenkt man, daß im Jahr 1909 244060 Personen nach Großberlin zuzogen, aber nur 24327 einen Lebensunterhalt fanden, also 219733 wieder abwandern mußten, daß ferner die beiden berliner Asyle im Juli 1909 77753 Obdachlose verpflegten, dann kann nicht laut genug vor leichtsinnigem Zuzug, besonders vor dem älterer Personen, gewarnt werden.

Nur ein ganz kleiner Theil des Wohnungelends wurde hier gezeigt. In Berlin hausen 100000 Menschen in Kellerwohnungen, haben, nach der Statistik vom ersten Dezember 1905, 65825 Personen nur einen Wohnraum (bei einer Bevölkerungziffer von 2004061 also 32,27 Prozent). Die Hälfte der Bewohner aller deutschen Großstädte nennt außer der Küche nur einen einzigen Raum ihr Eigen. Diese Thatsachen fordern gebieterisch, im Interesse der im Elend Lebenden und der Volksgesundheit, eine wirksame Reform. Wir brauchen ein einheitliches Wohnungsgesetz und eine strenge Wohnungaufsicht. Jahre lang haben selbst ernste Sozialpolitiker das soziale Moment des Wohnens kaum beachtet, obwohl es an Wichtigkeit hinter keiner Lohn- und Nahrungfrage zurückbleibt. Mit Genugthuung kann aber konstatirt werden, daß das Verständniß für das Licht- und Luftbedürfniß des Menschen, für eine verständige Wohnunghygiene immer weiter dringt. Mit Recht fordert Eberstadt von einem Wohnungsgesetz: „Die Wohnungaufsicht ist allgemein einzuführen. Die Aufsichtbeamten sollen die Verhältnisse in der Wohnungbenutzung überwachen, wobei die Beamten (gemäß der Praxis in Hessen und Bayern) suchen sollten, im Wege der Belehrung und Berathung und nur im Fall des Versagens durch Strafbefehl einzuwirken. Eine solche Wohnungaufsicht liegt insbesondere auch im Interesse des soliden Hausbesitzes." Dieses Interesse des Hausbesitzes ist nicht zu bezweifeln. Hier sei nur auf § 544 BGB hingewiesen, der dem Miether das Recht giebt, ohne Einhaltung einer Kündigungfrist eine Wohnung zu verlassen, wenn sie eine Gefahr für seine Gesundheit enthält, etwa vorher von einem Tuberkulösen bewohnt und nicht desinfizirt wurde. Ich bin dafür, daß die Desinfektion (nicht nur nach Todesfällen, sondern auch nach dem Auszug infektiös Erkrankter) von den Kommunen angeordnet und bezahlt wird, wie es in Wilmersdorf und in anderen Großstädten geschieht.

Berlin-Wilmersdorf. Stadtrath Max Steinborn.

Philister.*)

Der Philister hat, wie alle barbarischen Völkerstämme, eine bestimmte und frappante Familienphysiognomie. Bei geringer Intelligenz kann der Ausdruck nur unbedeutend variiren. Wie in Holland jede Stadt ihr ausschließendes Gewerbe treibt, Amsterdam besonders nach Pfeffer riecht, der Haag nach Orangen, Harlem nach Blumenzwiebeln, wie Gouda nur die bekannten holländischen Pfeifen brennt, Schiedam nur den Genever, Delft Töpfe: so scheinen alle Philisterseelen nur durch eine Allerwelt-Seelen-Schablone bepinselt; wahre Fabrikseelen! Kennst Du eine, so kennst Du die ganze philiströse Armee: einerlei Montur, gleiches Kommißgut, einander ähnlich wie Kosaken, Kalmucken, Baschkiren und Artischocken. Ihr Anstand ist immer Steifheit; ihre Höflichkeit Kriecherei; ihr Talent Pedanterei. Sie sind offenbar unter den Menschen, was Drehorgel und Leierkasten unter den Instrumenten sind.

Ohne eigentlich häßlich zu sein, erscheint der Philister roh, wenigstens abstoßend; vielleicht süß, gewiß widerlich. Seine Physiognomie ist ein offener Steckbrief für Jedermann, der lesen kann. Röthlich-pomeranzene Gesichtsfarbe, kurze Stirn, Augen von gar keiner Farbe, lange, aber breite Nase (Leute mit gestutzter Nase können beim redlichsten Willen nicht Philister sein), breiter Mund, spitze Lippen, lange Backen mit weit hinausgreifenden, scharf markirten Backenknochen. Hier ist die wichtigste Gegend des so anspruchlosen Terrains; sie hat etwas Wildes, Kanibalisches. Die Kinnbacken ziehen sich (ein nothwendiges, also untrügliches Erkennungzeichen an einem Vollblutphilister) in Uebereinstimmung mit dem Kinn und der ganzen Unterhälfte des Kopfes tief nach unten; daher denn der Kopf wenig Schädel und ein unbedeutendes Obertheil des Gesichtes hat. Die Haare sind trocken, als ob sie, nach überstandener Nässe, der Sonne lange ausgesetzt gewesen wären: sie erinnern an die Federn eines Krammetsvogels, der etwa vierzehn Tage bei Regenwetter in den Dohnen ge-

*) Bruchstücke aus dem Band „Kavalier-Perspektive", dem dritten in der Reihe der von „Lebenskunst" handelnden Bücher, die Herr Heinrich Conrad bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Den aparten, derb anmuthigen Ton des Buches lehrt jedes Bruchstück schätzen. Der Verfasser, Freiherr Eugen von Vaerst, ist, als Sohn eines Offiziers, am zehnten April 1792 in Wesel geboren, in Bayreuth (wo Jean Paul ihm sein Haus öffnete) und im berliner Kadettencorps erzogen worden. Er war Offizier, kämpfte gegen Bonapartes Heer, nahm aber schon 1818 den Abschied, veröffentlichte Sonette und Essays, bereiste Westeuropa, spekulirte an der pariser Börse, wurde in Breslau Redakteur, dann Theaterdirektor und starb, nachdem er noch Bücher über das Pyrenäengebiet und über Gastrosophie geschrieben hatte, im Herbst 1855. Ein wunderlicher Lebenslauf; und ein wunderlich graziöses Buch.

hangen hat; sie haben keine bestimmte Farbe, fallen aber ins Graue. Das Gesicht ist lang (nothwendige Folge von Langeweile), aber dann gewiß aufgedunsen; gewöhnlich ist es dürr. Der Philister gehört auch seinem Aeußeren nach zu den Knorpelthieren, also zu den Amphibien; weshalb man mit Recht von ihm zu sagen pflegt, er sei weder Fisch noch Vogel, weder kalt noch warm.

In Gesellschaften erkennt man den Philister leicht. Er ist ein Kerl in einer steifen und zu hohen Krawatte; sie ist angezwungen, zu fest und also galgenstrickartig umgelegt; die Augen treten hervor, das Gesicht spielt zwischen Gelb und Röthlich. Er ist sehr ernsthaft, durchaus gesetzt, spricht selten, immer mit Salbung, erzählt auch wohl eine Anekdote, die weder neu noch witzig ist, aber Beides sein soll. Da aber der Witz nicht, wie der Kohl, aufgewärmt am Besten schmeckt, munden Philisteranekdoten nicht. Die ganze Erscheinung des Philisters hat etwas Gezwungenes, weil ihr die richtigen Proportionen fehlen; etwas Steifes, denn sie hat keine Grazie (die nichts Anderes ist als Schönheit in der Bewegung); sie bewegt sich regelmäßig, aber wie ein Uhrwerk; doch wohl zu merken: eine allzu große Federkraft des Triebwerkes ist in guten Uhren oft die Ursache von Unregelmäßigkeit; diesen Fehler hat keine schlechte Uhr. Oft auch schwebt bei dem Philister, wie bei dem Lilienstengel, ein kleiner Kopf auf langem Körper. Dann sieht er oben aus, als ob ein kleines Kind auf einen Stuhl gestiegen wäre. Er hängt in den Knien; hält sich aber gern gerade, gedehnt, steif. Er hat grobe, oft rothe Hände; die Nägel können aber nicht bebissen sein, denn Das ist das Zeichen von innerer Leidenschaft. Leidenschaften haben Götter, nicht Philister.

Wenn der Adler geht, fühlt man, daß er Flügel hat; geht der Philister, so ist man versucht, zu glauben, daß er ein halbes Dutzend Füße brauche, um seiner Bestimmung zu genügen: dem Kriechen. Er verliert beim Laufen nie einen Schuh, er hebt keine goldenen Aepfel dabei auf; denn er läuft nicht, er übereilt sich nie. Ehrwürdiger Mann, sagte Lessing einst zu einem Philister in Hamburg: Die sich am Leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Der Philister hat sich nie, auch nicht als Kind, die Finger verbrannt; sich nicht als Knabe an allen Ecken braun und blau gestoßen. Löwe und Adler kennen keine Geduld; aber dem bekannten Müllerthier ist sie sprichwörtlich beigelegt. Christus empfiehlt zwar die Geduld; kannte er aber unser Philistergeschlecht? Und wenn nicht: wäre die Geduld nicht auch ihm dabei ausgegangen? Geduld ist eine große Tugend; aber welcher nüchterne und nichtige Mensch war nicht behutsam, geduldig? Welcher tüchtige nicht feurig, kühn, keck? Geduld gilt dem Philister für höchste Weisheit, ist ihm Universalmedizin gegen jedes Uebel. Jemand wollte sie mir einmal in großer Gefahr einzwingen; ich aber sträubte mich. Zur rechten Zeit erinnerte ich mich an das Schwein des Pyrrho, das im wildesten Sturm auf dem Schiff ruhig und geduldig aus seinem Trog fraß, also Alles hatte, was der Philister Weisheit nennt; und

ich rettete mich durch Ungeduld. In einem Vorpostengefecht schickte mich ein General zu einer Abtheilung Kavallerie, die sehr geduldig einer geworfenen feindlichen Infanteriekolonne gegenüberstand; wir stürzten uns hinein, höchst ungeduldig, aber mit starker Wirkung.

Der Philister kennt kein muthiges Wagen, kein heimliches Wünschen, keine reizenden Hindernisse; die Gefahr lockt ihn nicht, er zahlt nicht langen Schmerz für kurze Freuden, er vergeudet seine Kräfte nicht, er hält damit Haus, er versucht sie nur in äußerster Noth und treibt gute Wirthschaft überall; und doch wills ihm nirgends recht flecken: denn er hat kein Glück und weiß, daß ers nicht hat. Aber er scheint nicht zu wissen, daß der Anfang des Glückes, der edelsten Laufbahn des Sieges, kühner Muth ist; daß die wildesten Füllen die besten Pferde werden. Wenigstens ist ihm ein feuriges Roß, wenn es einmal über die Stränge gehauen hat, nichts als eine elende Mähre; jeder Filialgaul, jedes Post- und Packpferd ist ihm lieber. Daher ist er weder muthig wie Achill, noch ungeduldig wie Herkules, noch gar übermüthig wie Alexander. Er kennt nicht den Moment süßer Trunkenheit, weiß nichts von begeistertem Wahnsinn, von bacchantischer Lust. Seine Einbildungskraft hat keine Flügel: sie ist ein kriechendes Insekt. Uebereilungen haßt er und kann nie in diesen reizenden Fehler verfallen. Sein Fuß fliegt nicht leicht dahin, wie über Blumen; denn er tritt „mastig auf wie Elefantenkälber“, wobei er allerlei Gewürm zertritt, am Liebsten Schnecken mit Haus und Hof, daß es nur so knirscht.

Er liebt die Ruhe, geht nicht gern nach Sonnenuntergang aus, weil er den Schnupfen fürchtet, und schläft nur im Nothfall außerhalb des Hauses. Er bedarf keines Bedienten, der ihm den Mantel couleur de muraille nachträgt; er wartet nicht auf den kommenden Mondschein, daß er ihn nach Haus geleite; nein: die verliebten Thorheiten haßt er grimmig; er fühlt, daß er dazu nicht der Mann ist.

Spielt er, so sucht er Geld, nicht Befriedigung der Leidenschaft; liebt er, so will er nicht Liebe, sondern eine ordentliche Geliebte. Ihm gilt nur das Glück, das er mit Händen fassen kann; geistige Liebe ist ihm die Wolke des Ixion. Kämpft er, so sucht er allenfalls den Feind, gewiß nicht die edle Gefahr. Wäre er ein Roß, so wieherte er nicht fröhlich zum Kampf, stampfte nicht den Boden, spottete nicht der Furcht oder wäre freudig in Kraft; wenn die Trompete riefe, spräche er nicht: Hui! Röche auch den Streit nicht von fern.*) Er zitterte vielleicht, aber tobte nicht, scharrte nicht die Erde und flöge nicht dem Feind voreilig entgegen; nein: lieber fräße er sich satt: Das wärmt den Magen.

Aber der Wahrheit die Ehre: der Philister ist ein durchaus mäßiger Mann. Er ißt wenig und trinkt mit gespitztem Mund, wie er auch die Philisterin küßt. Er liebt Hausmannskost, ladet auch wohl dazu ein, wie zu einem Gericht Gerngesehen und zu einer freundlichen Mittagssuppe, wobei er recht guten Tischwein vorsetzt. Nach Tisch geht er,

*) Hiob 39, 19 bis 25.

wie er sich ausdrückt, „die freie Natur genießen“; wobei er sich spreizt. Ißt er in Gasthäusern, so macht er mehr Lärm als gewöhnlich; er schilt den Kellner, ihm ist nichts recht, er läßt den Wirth kommen und vergißt nicht, den Pfropfen springen zu lassen, wenn er Champagner trinken sollte. Er will gern zeigen, daß er Etwas draufgehen läßt; nur muß es nicht zu viel kosten. So bat mich in der Fremde einmal ein Philister, bei einem Restaurateur für uns gemeinschaftlich das Essen zu bestellen, weil er von der fremden Küchenterminologie nichts verstehe. Ich thats. Das von mir Gewählte mundete ihm sehr; anders aber mochte es mit der Rechnung sein. Als wir wieder dort aßen und ich wieder gutmüthig seiner Unwissenheit unter die Arme greifen wollte, meinte er: ich möge aber nicht wieder die theuersten Gerichte aussuchen. Mir war eine solche Narrheit nicht eingefallen; aber freilich ist das Beste in der Regel nicht gerade das Wohlfeilste. Ich ließ ihm daher seine Wahl; und nun aß der Lump nur die wohlfeilsten Speisen, kauderwelsch durcheinander; aber der Gedanke, in einem berühmten Restaurant zu sitzen, war ihm Genugthuung; ich aß aus Spott, aber auch kauderwelsch, das Theuerste. Bei aller Mäßigkeit hat der Philister einen gesunden und heißblütigen Magen; Das ist das einzige Heißblütige an ihm. Jugendträume lernt er nur von Ueberladung des Magens kennen, nach Hochzeiten, Kindtaufen und Totenschmäusen, die er besonders liebt, weil es dabei ohne allen Spaß zugeht: feierlich und ordentlich. Dann drückt ihn nachts der Alb. Im Allgemeinen träumt ein Philister nicht; träumt er aber, so sind es Zahlen: die setzt er in die Klassenlotterie. Eines Philisters Zahlen aber kommen nie heraus.

Denn der Philister ist bestimmt, die Last des Lebens im Schweiße seines Angesichts zu tragen. Nichts sieht er im Voraus kommen: deshalb rund um sich her chinesische Mauern, Unmöglichkeiten, über die er klagt. Ueber nichts weiß er sich hinwegzusetzen, sei es bloßes Vorurtheil oder wirkliches Hinderniß. Er klagt über Ketten, ist aber bestimmt, sie nachzuschleppen: er weiß nicht, daß der Löwe stolz ist, weil er frei ist, und daß der Himmel so gut durch Sturm wirkt wie durch Sonnenschein. Nichts Schweres, sei es körperlicher oder geistiger Art, versucht er, wenn er nicht dazu gezwungen ist, zu heben: er überschätzt seine Kräfte nicht; kennt nur seine Schwäche. Deshalb wird der alternde Philister noch grämlicher und bissiger, wie auch die ältesten Klapperschlangen am Meisten klappern. Das Philisterthum ist durch und durch harte Nuß und schwer aufzubeißen. Alles, was ein Philister hat (und es ist auch materiell selten viel und etwas Ordentliches), ist erworben, erspart, errafft durch Darben. Daher verwechselt er Geld mit Genuß; er weiß, was er will, aber nicht, wozu: Haben ist ihm Genießen. Alles, was er berührt, macht er zu Geld: die Fabel des Midas zur Wahrheit.

Die Wuth des Erwerbens ist eine allgemeine Krankheit; der edle Gebrauch davon die seltenste Gabe. Deshalb weiß ein Philister auch nicht zu geben. Von ihm abhängig sein, ist ein entsetzliches Los. Er will nicht kränken, wenn er giebt; aber er kränkt dabei gewiß: er giebt

nicht mit fröhlichem Muth; er kennt wenig zarte Rücksichten, keine Schonung. Der Empfänger fühlt sich, wenn nicht verletzt, doch beschämt; niemals gerührt oder freudig bewegt. So verschönen nur geistreiche und liebenswürdige Menschen die Gabe; ein Philister kann geistreich sein; liebenswürdig ist er niemals. Aber er verschenkt gern Kleinigkeiten und läßt sich gern beschenken, wobei er es so zu wenden weiß, daß er dabei nicht zu Kurz kommt. Deshalb giebt er auch den Armen gern, denn er hofft, dadurch das ewige Himmelreich zu erwerben: für jedes Almosen erwartet er ein himmlisches Landgut. Wenn ihm ein Bettler ein „Gott vergelte es Ihnen tausendfach“ für die Gabe nachruft, so berechnet der Philister, daß ihm, so verzinst, der gespendete Groschen 33⅓ Thaler eintragen muß. Mit einem Wort: er giebt nur seinetwegen; ein raffinirter Wucher, wofür ihm Niemand Dank schuldig ist. Ein Philister tadelt an Diogenes, daß er sich von Seiner Makedonischen Majestät nicht eine lebenslängliche Pension ausbat; er hat die vier Spezies und die Regeldetri wohl behalten und ist im Rechnungfach gut zu brauchen.

Ein arabisches Sprichwort sagt aber: Dem Großmüthigen ist Alles vergeben; und ein anderes: Geschlossene Hand, enges Herz. Den Sinn hatten die einfachen Landleute von Bearn geahnt. Denn als sie sich 1173 einen Herrn aus dem Blut ihres letzten Beherrschers suchten und deshalb Abgeordnete an dessen Schwester, die Zwillinge hatte, sandten, die sie schlafend fanden, den einen mit geschlossener, den anderen mit offener Hand, wählten sie den zweiten: Gaston le Bon.

Wenn Geiz und Verschwendung gleich lasterhaft sind, so ist es ungerecht, daß die Gesetze pro prodigo erklären können, nicht pro avaro. Was Einem Recht, ist dem Anderen billig. Ich sammle Unterschriften zu einer Petition für solches Gesetz. In der Eingabe laßt uns darauf hindeuten, daß nicht nur Verschwendung liebenswürdiger als Geiz und ein Band aller geselligen Tugenden, eine Einladung, das Vergnügen mitzugenießen, ist; daß der Geiz die Anhäufung nutzlos liegenden Geldes fördert; daß diese Anhäufung ein Staatsunglück ist und so unnatürlich, als ob etwa die Sonne alle ihre Strahlen nur auf eine Zone richten wolle, um die übrige Erde der Kälte und Erstarrung hinzugeben. Glaubt mir: wenn Amalthea einen Philister genährt hätte, so gäbe es keinen Ueberfluß hienieden; Jupiter aber schenkte ihr, seiner Amme, das Horn des Ueberflusses: und so kam es auf die Erde.

Ich komme zur Wohnung des Philisters, die durchaus wohlgeordnet ist; denn dieser Gute kennt keine höhere Ordnung, die auch Unordnung bis zu einem gewissen Grade zuläßt; er kennt nicht Träume, worin er sich und die Welt vergißt. Er ist immer zu Haus, am Liebsten im Großvaterstuhl, die lange baumwollene Schlafmütze über die lebendige, weit bis über die Ohren, gezogen, womöglich unter dem Kinn zugebunden; ellenlanges Gähnen ist sein Vergnügen, seine geistige Kurzweil. Er hat sich gern in einen großen Schlafrock drei- oder viermal eingewickelt, in Pantoffeln gesteckt, die aber nicht reizend klappern, wi-

Philinens, sondern feierlich gemessen hinter ihm drein schlurren. Hierbei bemerke ich beiläufig, daß ein Philister kein Vagabund sein kann, denn ein Vagabund kann nie einen Schlafrock besitzen, der dem Philister, und wäre er noch so arm, unentbehrlich ist.

Ist der Philister ein Stutzer, so trägt er sich gern recht bunt; er sieht geleckt und geschniegelt aus, meist einer Karikatur ähnlich, immer lächerlich. Er wechselt viermal seine Toilette: morgens sieht er aus wie ein Schneider aus Polkwitz, mittags wie ein Schneider aus Lüben, nachmittags scheint er aus Guhrau, abends aus Kieferstädtel; aber immer wie ein Schneider, der seinen Anzug aus diversen Resten zusammenstückte. Seine neusten Kleider fängt er an für gewöhnlich zu tragen, wenn sie gerade anfangen, aus der Mode zu kommen; wie er auch seine Schinken nicht gern ißt, wenn sie, wie er sich ausdrückt, noch zu frisch sind. Die Idee, neue Kleider, frische Schinken zu haben, befriedigt ihn wohlthuend. Er liebt hinlänglichen Vorrath und könnte mit seinen Kleidern eine Invalidencompagnie ausstatten, wie man im Frühling sehen kann; dann hängt die Garderobe, sammt den Motten, am Zaun, sonnt sich und wird geklopft. Im Frühling trägt der Philister Stiefel, im Sommer Schuhe, im Herbst Gamaschen, im Winter Ueberschuhe: nicht, weil es kalt, warm, regnerisch, staubig ist; sondern, weil es seine Gewohnheit so mit sich bringt. Er wechselt seine Wäsche nur an den dazu bestimmten Tagen. Er zieht die Strümpfe (denn Socken trägt er nicht) Nummer 15 unmaßgeblich nur an, wenn er die Nummer 14 abgelegt hat; denn er richtet sich nach der Uhr und nach der Ordnung und hört lieber auf die Stimme der Glocke als auf die des Geistes. Gegen Verkältung trägt er seine wollene Jacke, Leibbinde; heizt früh ein und viel; liebt den Ofen, denn seine Natur ist kalt.

Mit der Liebe für alles Steife und Gemachte hängt der Haß gegen alles Freie und Anmuthige zusammen. Vor dem Erhabenen und Göttlichen im Menschen scheut er sich wie vor jeder höheren Natur. Besonders zuwider sind ihm namentlich Goethe und Shakespeare; er hütet sich aber, Das laut auszusprechen, denn er fürchtet, stets eingedenk seiner geistigen Schwäche, offenen Krieg. In den seltenen Stunden der Seligkeit aber singt er sein Lied mit; am Liebsten bei einem Glas Punsch auf einem Familienfest. Er reibt dazu die Citronen auf Zucker selbst ab: Das ist seine Lieblingsbeschäftigung und erinnert ihn an seine akademischen Jahre, von denen er gern erzählt, wo er, wie er sich ausdrückt, ein ganz verfluchter Kerl war. So erzählt er reibend und reibt erzählend. Der Geschmack wird von der Citrone und noch mehr vom Reiben etwas stark Beizendes bekommen. Das Getränk soll ihm, selbst mäßig genossen, ein Wenig zu Kopf steigen: Das giebt Muth. Dann wird feierlich angestimmt: „Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute“ und zuletzt unfehlbar aus voller Kehle im Chorus geendet mit: „Freude, schöner Götterfunken“. Dieser Moment ist gefährlich: von Lust, Punsch, Gesang ist das Haupt schwer; alle seine Bekannten sind um ihn; die Luft ist dick; der Tabaksrauch wirbelt in finsteren Wolken;

Alles spricht durcheinander; Niemand hört den Anderen. Am Ende des Liedes, beim Leichentuch und der Verzeihung, ist er sehr gerührt: er weint, er dampft mächtig aus der kurzen Pfeife, er versichert ewiger Freundschaft und will küssen. Fliehe, fliehe, unschuldvoller Jüngling, diese Ausbrüche von Zärtlichkeit: meide Philisterküsse; sie sind widrig.

Keinem sei verübelt, wenn er so gekleideter Poesie aus dem Wege geht; der Philister begreift, daß sie in müßigen Nebenstunden zu dulden ist, die man immer damit unschuldvoll ausfüllen mag. Deshalb kann er einen Dichter, der ihm sein Hochzeitcarmen macht, wohl leiden; der Versschmied muß nur sein bürgerliches Gewerbe dabei ordentlich treiben. So ehrte man auch schon vor Jahrhunderten an einem großen Hof Deutschlands die Poeten. Ich las eines Prinzengouverneurs Reiserechnungen, in denen vermerkt war: einem Kerl, der Seiner Königlichen Hoheit ein Carmen überreichte, einen Thaler acht Groschen.

Ueberall predigt der Philister das Nützlichkeitprinzip. Wenn er seine Gans würgt und stopft, so fühlt er gleich mit der anderen Hand zwischen die Rippen, ob das Futter auch ordentlich Fett ansetzt und obs anschlägt: überall sucht er den Nutzen sogleich herauszufingern, wobei er nach einem gewissen natürlichen Instinkt handelt, nach einer Form und wieder nach einer Form.

So malt er auch mit Farben und Fingern, dichtet mit Worten, verehrt seinen Gott in der Kirche, betet gern mit den Lippen, wobei er die Augen demüthig niederschlägt; aber er ist kein Heuchler, er kann dabei Etwas denken, nur die Manier muß auch äußerlich das Abmachen hausbackener Pflichten bekunden. Er verehrt seinen Gott am Liebsten in der Kirche, wenigstens in gewissen, durchaus festgesetzten Stunden: er hat eine gute, historisch zu überliefernde Idee von Gott. Die Kunst vollends zieht er an wie ein Festkleid und dann verschließt er sie ins Kunstkabinet; Musik ins Theater, in den Konzertsaal und die Kirche. So rührt ihn auch die Natur; und er weiß, warum: wegen des Nutzens. Sie wissen, sagte mir einmal ein Philister, was für ein entsetzlicher Freund der schönen Natur ich bin; und ich glaube ihm gern.

Er mißt, wägt und zählt überall, muthet seinen Kräften nichts Ungewöhnliches, Außerordentliches zu und gleicht mehr der Katze, die um den heißen Brei schleicht, als dem Eber, der sich auf den Spieß rennt. Weiß er doch nur zu gut, was Menschenhände leisten können. Goethes Mutter pflegte deshalb sehr schön zu sagen: Ich wollte ja lieber vor der Welt zu Schanden werden, als daß ich mich von Philisterhand über einen gefährlichen Steig führen ließe; am Ende ist auch gar nichts gefährlich als nur die Furcht selber.

Je größer die Noth ist, um so dümmer erscheint er sich daher selbst; deshalb spricht er auch gern von ungeheurem, von stupidem Schicksal und Frevel ists ihm, seine Laufbahn zu verlassen. Er vergißt dabei nur, daß der Mensch von Natur nichts ist und daß er Alles werden kann, eben durch das Verlassen einer sogenannten Laufbahn. Mit dem Wind muß man zwar segeln, aber nicht, wohin er treibt: sonst kommt man

nicht in den Hafen, sondern an die Klippe. Die besseren Kräfte schlummern nicht: sie liegen im Todesschlaf und überall umgiebt ihn eine Kluft, über die keine Brücke führt; er ist aber kein Ludwig der Springer. So beugt ihn jede Noth und die Freiheit des wirbelnden Schnees sieht er vom warmen Ofen an.

Er beschwert sich oft darüber, daß er von seinen Nebenmenschen verkannt werde (wodurch er doch offenbar gewinnen müßte); noch öfter appellirt er an ein Jenseits, weil ihm hier nicht immer Alles klar zugehe. Deshalb erwähnt er in jedem Brief wenigstens so oft diese Hoffnung, wie der Brief Seiten enthält. Er tröstet gern, hat immer guten Rath für Andere und ist immer rathlos in eigenen Angelegenheiten. Der Rathgeber in Tiecks „Phantasus" ist ein Philister von erster Sorte. Von ihm heißt es naiv: Er ist stumpf und bei Jahren und da hat er sich in müßigen Stunden aufs Rathgeben gelegt. Dem Ritter Klaus kommt daher der Philisterrath etwas theuer zu stehen. Der erste Rath, den er befolgt, kostet Land und Leute, der zweite Kopf und Kragen. Die Entschuldigung des Rathgebers ist besser als der Rath: er hatte sichs nicht recht überlegt; das Reden (meint er) dauert ja ohnehin nicht lange. Ehe ich aber einem Philister Rath ertheilte, lieber predige ich, wie der Heilige Antonius, den Fischen. Ich denke mir, daß ers auch nur that, weil es bei den Menschen nie geholfen hat. Wenn Aristoteles mit der Annahme im Recht ist, daß wir die auf der Erde verlorenen Dinge im Mond wiederfinden: so bin ich der Meinung, daß im Mond viel guter Rath aufgestapelt liegen muß.

Ich sehe dem Philister gern still vergnüglich zu, wenn er, wie die Kinder manchmal mit den Füßchen, moralisch durch Dick und Dünn springt; ich trete nur seitwärts, denn es spritzt tüchtig. Soll ich ihm etwa auseinandersetzen, daß er sich naß und schmutzig macht? Ist mir doch meine Zeit gemessen; und hätte ich die Ewigkeit wie der Herr der Heerschaaren: es bliebe doch vergeblich. Sonst mag es allerdings ein frommes Unternehmen sein, jenem Kind zuzureden, doch aus der Gosse zu gehen; aber versuchs: ich wette, es lacht Dir ins Gesicht und patscht nur desto gewaltiger. Oder ziehe es heraus: es schreit, es schlägt nach Dir; trockne es ab, säubere es mit warmen Servietten: es weint, aber Deine Mühe hilft Dir zu nichts; kaum läßt Du es aus den Händen, so läuft es mit übermüthiger Freude zurück und lacht Dich aus.

Das Wandeln auf selbstgezeichneter Bahn hat dem Philister seit ewiger Zeit für unerhörten Leichtsinn gegolten; nur die ihm von Anderen oder durch Umstände, Konvenienz und Aehnliches bestimmte enge Bahn vermag er zu durchlaufen. Aus seinem Sonnensystem ist der Komet gestrichen. Der ist ihm ein ärgerliches Ding, ein Extravagant; er irritirt ihn: denn er weiß nicht, was er mit ihm anfangen soll. Seine Bahn ist schwer zu berechnen, sein Licht, sein Feuerschweif sind dem Philister verhaßte Dinge. Auch die Fixsterne sind ihm unbequem; er weiß nicht, daß sie ihre Planeten haben können, diese ihre Monde, also ein ganzes Sonnensystem. Aber der Planet, dieser Phi-

lister des Firmaments, ist sein Mann; denn er schreitet unwandelbar auf ewiger Bahn, ohne Erbarmen, ohne eigene Thätigkeit und Verantwortlichkeit, fort. Da weiß man, woran man sich zu halten hat.

Der Philister engt sich gutmüthig ein und wohnt am Liebsten in einer kleinen Stadt: in einem solchen Winkel läßt sich leicht glänzen. Sein höchstes Ziel ist nun die reichste Krämertochter im Nest, die unbedingt zugleich die hochmüthigste ist. Geht sein Glück mit ihren Groschen, so wird er meist ein sanfter Hausvater unter strengem Pantoffelregiment. Er gedeiht bei Stallfütterung, wie das Hasengeschlecht den Ort liebt, wo es geheckt und gehegt wird: er ist ein gutes Hausthier; trägt sein Hauskreuz mit Geduld und schweift in kühnsten Phantasien bis zum Bürgermeisterposten im Landstädtchen.

Er hat keine sozialen Eigenschaften, keine Manieren; aber gelegentlichen Stolz. Keine Idee von den wichtigsten menschlichen Dingen; er weiß nicht, wies draußen in der Welt zugeht; aber er hat Capricen für allerlei Kleinigkeiten, viel Sonderbares und ist ein Freund des Barocken.

Ist er gelehrt, so weiß er am Besten Bescheid in der Gegend der Literatur, wo die Motten anfangen, und verdummt sehr leicht durch allzu große Gier nach Büchern, wobei er sich an das Seltsamste mit aller Leidenschaft hängt, deren er fähig ist. Dagegen sind ihm alle neuen Erfindungen, besonders die ins praktische Leben führen, durchaus unbekannt. Mir, ich gestehe, ist die Erfindung der Dampfschiffe wichtiger als die gesammte Literatur; sie greift auch mehr ins Leben. Philister lieben aber keine neuen Erfindungen und Entdeckungen: sie ziehen zu viele Veränderungen nach sich. Der Philister liebt Unveränderlichkeit. Gott ist zwar unveränderlich; er allein kann es sein. In jedem anderen Wesen aber ist Unveränderlichkeit die Unvollkommenheit, die ihn am Meisten verhindert, vollkommener zu werden. Der Philister hängt zäh an Dem, was er hat und ist; er liebt den eingewohnten Gedankenkreis; er hat keine Kruste im Innern; er ist ein reines Petrefakt für die Ewigkeit: kein Salz, kein Prozeß hilft ihm davon. Er ist wie ein Passatwind, der stets nach einer Richtung, an einer Stelle, zwischen den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks, weht. Der bewegliche Denker ist ihm daher verhaßt; je unwissender, je blödsinniger, je abergläubiger er ist: desto mehr ist Jener ihm zuwider. Besonders unerträglich ist ihm das keimende, grüne Genie; die verdorrten, unfruchtbaren Aeste des Alters halten gern den jungen Wuchs zurück und er, der so viel Einfluß auf die Entschließungen der Kinder und Thoren hat, wird leicht erbittert durch Widerstand. Es gehört aber auch ein ausdauernder Muth dazu, sich über alle seichten Urtheile hinwegzusetzen. Diese ewigen Fliegenstiche sind sehr unbequem; sie machen schon den Löwen in der Fabel rasend; und sie lassen sich gar nicht vermeiden. Dem wilden Büffel kann man aus dem Wege gehen, den Fliegen nicht; es giebt Zeiten, wo sie uns immer wieder zwingen, uns mit ihnen zu beschäftigen, ohne alles andere Resultat als den Aerger. Ein Philister mißt

aber nicht an einem inneren Maßstab, nicht an einem Gefühl des Rechtes: er hat für Alles sein Urtheil fertig, er hat Regeln und Formeln, geschnitten und gehauen. Er braucht nicht ein halbes Leben, um mit sich selbst fertig zu werden, und machts eben so kurz mit Anderen. Er ergötzt sich an Wiesen und Bächen, Städten und Menschen, aber nicht am innern Erz, nicht am schaffenden Geist. Jenes erfreut ihn, wenn es als bare Ausbeute an die Oberfläche gebracht wird, wie er jeden Geist bestaunen würde, wenn er ihn als Hausnachbar hätte.

Ein schönes Kennzeichen eines alten Philisters sind Klagen über schlechte Zeiten. Wer seine Zeit erkennt, wird sie nicht schlecht nennen; denn Zeitlichkeit ist unser Los und alle Zeiten bestehen aus Zeit. Wer eine nicht anerkennt, verkennt alle. Der Philister wünscht eigentlich seine Zeit zu allen Teufeln. Und diese Teufel wären die geplagtesten Geschöpfe, wenn sie jeden Ruf hören wollten: sie würden kein Viertelstündchen Ruhe haben, sich in der Hölle ordentlich zu wärmen. Ferner klagt der Philister über Verschlechterung der Sitten, Verfall des Theaters und darüber, daß die Erde kälter werde. Weil ihre Jugend erstarb, soll Alles tot sein und Alles so kalt wie ihr Blut werden. Schon Homer erzählt, daß Ulysses, als er heimkam, fand, daß es auf Ithaka schneite; weshalb er sich vom guten Eumäus einen Mantel borgte. Wenn in den dreitausend Jahren seitdem die Erde kälter geworden wäre, müßte es dort so kalt sein wie auf Grönland; trotzdem es aber auf Ithaka noch schneit, wie zu den Zeiten des Ulysses, sieht man doch Lorber- und Olivenbäume, wie zu Telemachs Zeiten.

Philister hassen den Witz, wie die Kastraten die Liebe; glauben aber, viel Witz zu haben, weil sie keinen ausgeben. Witz und Verstand sind Geschwisterkinder. Das Philisterpack hat einen heiligen Respekt vor Beiden. Wären alle Steuern, direkte und indirekte, auf Beide gelegt: es ginge steuerfrei aus. Eine Art Witz jedoch, den hausbackenen, verwenden sie gern gegen Untergebene, wie der General, der zu einem Fähnrich, der Komplimente beim Setzen machte, sagte: Setz' er sich nur; wo er sitzt, ist es immer unten. Diese Witz-Abart ist grob wie Landtuch; die rechte Art dagegen fein wie Seide. Aber welche Waffe hätten sie, außer der ungeheuchelten Grobheit, noch sonst gegen des Witzes scharfe Geschosse? Einen Witzigen pflegen sie Wortklauber zu nennen: ein Vorwurf, der treffend ist. Welcher geistreiche Mensch klaubt seine Worte nicht mit Sorgfalt aus? Welcher dumme Teufel rumpelt nicht mit den erstbesten heraus, so daß sie passen wie die Faust aufs Auge? Witz und Bosheit verwechseln Philister gern; weshalb sie oft von ihrem eigenen guten Herzen reden.

Dich lobe und preise ich, lieber Philister, Dich ziehe ich allen anderen Menschen vor, weil ich mich nach Deiner Entfernung immer höchst wohl befinde. So liebe ich auch schreiende Kinder: in der Ueberzeugung, daß man sie bald entfernen werde. Alles Gute wünsche ich Euch, Glück auf den Weg; nur leben mag, kann ich nicht unter Euch. Ihr habt zu viele Vortheile über mich. Vettern habt Ihr, die Euch

vertheidigen, Muhmen, die Euch regelrecht finden; denn Ihr kamt nie aus dem Gleis! Wem wäret Ihr in den Weg getreten? Also kein Zollverband unter uns! Zwar steht im Evangelium: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst; aber es steht nicht geschrieben, daß man mit ihm auf intimen Fuß umgehen soll, wenn der Nebenmensch eine langweilige Kreatur ist. Lieben heißt: helfen. Gut! Gern! So weit ich kann. Aber umgehen? Wozu? Kann ich mit ihm genießen, mich freuen oder muß ich mich an ihm ärgern? Um meine Gesundheit, meine Freudigkeit will ich mich nicht bringen lassen. Sydenham ist im Recht, da er sagt, daß die Ankunft eines Hanswursts in einem Städtchen noch einmal so viel werth ist wie die Ankunft von zwanzig mit Medikamenten beladenen Eseln. Und rettete mir ein Philister das Leben (versteht sich: ohne eigene Gefahr), ich dankte nach besten Kräften, schüttelte mich und ging von dannen. Er kann mir nicht alle Tage das Leben retten, der Biedere; denn ich bin vorsichtig und gehe nicht immer über morsche Brücken: er soll mich für den Moment nicht durch Langeweile zu Tode quälen.

Von einem jungen Eulenspiegel wird erzählt, daß er täglich ein Stündchen auf den Fischmarkt gegangen sei, sich die sämmtlichen Schimpfwörter der Fischweiber aufzuschreiben, und daß, nachdem er sie auswendig gelernt, er das wüthendste Weib durch geduldiges Hersagen der ganzen Litanei zum Verstummen gebracht habe: so habe ich durch gründliches Studium ein Lexikon aller Philister-Redensarten und gebe gern einiges Schlagende zum Besten. Der Reiz der Neuheit, die Fackel des Aufruhrs, das Treiben der Menge, die Hefe des Volkes: sind untrügliche Kennzeichen des Philisterthums, ihr wahrer Typus. In der Malerei spricht er von einfallenden Lichtern, Helldunkel, grandiosen Effekten und italienischem Himmel; in der Musik von gefälliger Melodie, himmlischen Tönen; vom Theater kennt er dramatische Wirkungen, melodisches Organ, klangvolle Stimme, denkende Künstler, plastische Erscheinung. Er spricht gern vom Geist der Zeit, mit der Zeit fortschreiten, und überhaupt von allen Dingen, die nach Geist klingen; ferner vom rollenden Rade der Zeit, gefährlicher Aufklärung, seligmachendem Glauben, Ruhe des Kirchhofes. Er spricht von majestätischem Sonnen- und Mondauf- und -untergang, von arkadischem Gänsehirtenleben, süßen Dämmerungstunden, von griechischem Profil, grauer Vorzeit und ehrwürdigem Alterthum; liebt sehr die Humanität, vertheidigt Menschenrechte, zahme Freiheit, predigt Aufklärung, Sklavenfreiheit; liest Zschokkes sämmtliche Schriften, Matthissons Gedichte, eine leichte, belehrende Unterhaltung; er schreibt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann, kennt alle Rezepte gegen Raupen und Wanzen; trübt kein Wasser, hat keine Schulden und leiht auf Pfänder. Er haßt alle Praxis, kennt viele Theorien; er liebt sie und steht darauf, wie der Fels im Meer. Er gleicht der tönenden Schelle, ist flach wie die große Mongolei, hat keine Zwecke und ein ödes Herz.

Eugen Freiherr von Vaerst.

■

Spekulation und Spiel.

Das Reichsgericht hat für Recht erkannt, daß zwischen Spekulation und Spiel an der Börse zu unterscheiden sei. Das ist von großer Bedeutung für die Interpretation der Paragraphen 762 und 764 des BGB. Jener handelt von Spiel oder Wette, durch die eine Verbindlichkeit nicht begründet wird; dieser vom reinen Differenzgeschäft, das der Gesetzgeber als Spiel charakterisirt. Beide Bestimmungen sind, nach der Entscheidung des Reichsgerichtes, nicht ohne Weiteres auf Geschäfte der Börsenspekulation anzuwenden. Ein Kunde hatte sich durch eine Bank Werthpapiere kaufen und sie nach und nach wieder verkaufen lassen. Die Kaufsummen wurden nicht bar erlegt, sondern dem Auftraggeber kreditirt, und später auf die Verkaufspreise angerechnet. Schließlich blieb ein Saldo zu Gunsten der Bank. Der Kunde weigerte sich, zu zahlen, und machte den Differenzeinwand geltend. Die Erste Instanz gab ihm Recht; sie sah das Kennzeichen des Kassageschäftes wohl in der baren Bezahlung des Kaufpreises und schloß, da er nicht bezahlt worden war, auf die Absicht des Spiels. Die beiden Oberinstanzen aber verurtheilten den Auftraggeber zur Anerkennung und Tilgung des Restguthabens. Das Reichsgericht sagt, daß es sich um wirkliche Kassageschäfte gehandelt habe; denn die Absicht des Käufers, die angeblich gekaufte Waare nicht abzunehmen, genüge noch nicht, um die Vermuthung eines Spielvertrages zu stützen. Andere Umstände müßten hinzutreten, die erkennen ließen, daß und in welcher Weise der Wille, zu spielen, verwirklicht werden solle. Der Kunde habe nicht die Absicht gehabt, die gekauften Stücke abzunehmen, weil er nicht im Besitz der erforderlichen Geldmittel gewesen sei. Er wollte spekuliren: den Kursgewinn einstreichen, die Papiere nicht als Anlagewerthe behalten. Das genüge aber nicht zur Feststellung eines Spielgeschäftes. Denn zwischen Spekuliren und Spielen sei im Sinn des Gesetzes vom Spruchgericht zu unterscheiden.

Damit ist die Spekulation im Effektenhandel als berechtigt anerkannt und man muß den vom Eisenbahnminister Maybach hinterlassenen „Giftbaum“ in anderes Erdreich verpflanzen. Die wirthschaftlichen Einwände werden durch dieses Urtheil freilich nicht entwerthet. Wenn die Reichsbank vor allzu hastigem Werthpapiergeschäft warnt, so bestreitet sie der Spekulation an sich nicht die Existenzberechtigung, sondern wendet sich nur gegen Uebertreibungen, sub specie ganz bestimmter Verhältnisse auf dem Geldmarkt und in der deutschen Wirthschaft. Auch der Widerspruch gegen die einschränkenden Maßregeln der Reichsbank will nur beweisen, daß die Börse nicht an der Bedrängniß des Centralinstitutes schuld war und die eigentliche Wirthschaft mindestens eben so große Ansprüche gestellt hat. In diesem Sinn war ein Antrag des Vereins für die Interessen der Fondsbörse zu verstehen, die Abwickelung von Termingeschäften um einige Tage hinter den Ultimo zu verschieben. Durch die Gewohnheit, alle Zahlung-

verpflichtungen auf die Quartalstermine zu legen, ist die von der Reichsbank beklagte Einengung der Geldquellen entstanden. Daß eine Körperschaft, welche die Interessen der Börse vertritt, die Dinge anders sieht als eine Kontrolbehörde des Geldmarktes, versteht sich von selbst.

Die Erkenntniß, die man aus dem leipziger Urtheil schöpfen muß, kann auch von pädagogischem Werth sein. Sie mahnt an die Thatsache, daß, wer an der Börse spekulirt, die Verantwortung selbst zu tragen hat. Das Urtheil setzt voraus, daß der Mensch, der sich in den Werthpapierhandel einläßt, die Tragweite des Verhältnisses richtig zu schätzen vermag. Es fordert diesen Grad von Einsicht; denn es entzieht dem spekulirenden Effektenkäufer das Vorrecht der Unverbindlichkeit. „Wenn Du darauf ausgeht, Dein Vermögen durch Kursgewinne zu mehren, so mußt Du auch die Möglichkeit des Verlustes erwogen haben und bist verpflichtet, alle Konsequenzen zu tragen.“ Da das Spekuliren in Werthpapieren zu einer Volksbelustigung geworden ist, würde die Börse zum Kartenhaus, wenn die Auslegung des unverbindlichen Spieles so weit ginge, wie ein enttäuschter Kunde sichs wünscht. Man darf annehmen, daß die Reichsrichter wissen, wie stark das Publikum heute an der Effektenspekulation betheiligt ist. Die Warnungen des Reichsbankdirektoriums waren laut genug; und das Gestöhn der Rentendoktoren dringt in jeden Winkel. Vielleicht wäre den Leuten mit den tausend guten Rathschlägen im Sack nichts lieber als strenges Gericht gegen alle Spekulanten. Dann könnte die Rentendämmerung sich in Morgenroth wandeln. Seit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank und ihrer bösen Freundin, der Trebergesellschaft, sind aber zehn Jahre vergangen, in denen die wirthschaftlichen Kräfte der deutschen Nation so gewachsen sind, daß sie sich ein zärtliches Verhältniß zur Börse leisten kann. Daß die Spekulation schließlich dem Rentenmarkt Nutzen bringt, wird oft übersehen. Ein guter Theil der Kursgewinne wird in Staatspapieren „versiegelt“. Man rettet das erhaschte Glück aus dem gefährlichen Bereich der Ansteckung; macht aber nicht selten den Fehler, neue Reserven hinauszuschicken, die dezimirt oder gar nicht zurückkehren. Dann ist es mit der Ruhe der Renten wieder vorbei. Ein ewiger Kreislauf von Gut und Böse, bei dem aber doch ein stattlicher Niederschlag bleibt. Der moderne Reichthum ist für den reinen Materialisten keine Chimäre. Ob er den Ansprüchen des Kulturphilosophen und Völkerpsychologen genügt: Das zu untersuchen und zu entscheiden, mag den „besseren Menschen“ überlassen bleiben.

Ist eine sichere Unterscheidung von Spekulation und Spiel nun immer möglich? Das Geschäft, bei dem es nicht auf Lieferung oder Abnahme der Waare abgesehen ist, gilt als Spiel, wenn die Parteien nur die Absicht hatten, die Differenz zwischen den Preisen des Kaufs- und des Verkaufstages zum Gegenstand ihres Handels zu machen. Das Zeitgeschäft ist aber im Grunde auch nur eine Spekulation. Wer sein Börsengeschäft auf einen bestimmten Tag basirt, muß schwierigere Geistesarbeit leisten als Einer, der heute Werthpapiere kauft und morgen

verkauft, wie ihm gerade der Kurszettel räth. Der normale Effektenkunde ist der willige Gefolgsmann der Kursberichte. Dieses Verhältniß hat mit dem Inhalt des Wortes Spekulation wenig gemein. Man könnte solches Kursgewinnen eher ein Spiel nennen als die Kombination, die sich um die Verbindung einer erkennbaren mit einer berechneten Chance dreht. Auch die Absicht, eine Preisdifferenz auszunützen, braucht, im wirthschaftlichen Sinn, das Geschäft noch nicht zum bloßen Spiel zu erniedern. Käme nicht der Wille, sondern die Wirkung in Frage, so stünde der Terminhandel kaum schlechter da als das Kassageschäft; denn er dient dem Ausgleich der Kurse und dem Schutz vor jäher Wandlung. Dem Barspekulanten, der jeden Tag anders verfügen kann, kommt es nur auf die Verwerthung eines rasch zu erzielenden Kursgewinnes an. Die Kassakäufer können der Börse und dem „allgemeinen Vermögensstand" gefährlicher werden als die wildesten Spieler. Wer ein Depot bei der Bank hat, kann Werthpapiere kaufen, ohne sie bar zu bezahlen. So war es in dem Fall, der dem Reichsgericht zur Entscheidung vorlag. Der Kunde, der nicht zu den Börsenbesuchern gehörte, hat spekulirt, nicht gespielt. Seine Absicht richtete sich auf die Erlangung eines Kursgewinnes; er kaufte und verkaufte Zug um Zug. Das Spekuliren kann also sehr einfach sein. Da seine Begrenztheit aber nichts an der gesetzlichen Wirksamkeit des geschäftlichen Handelns ändert, kann man sich die Auffassung des Reichsgerichtes, die sich vielleicht nicht ganz mit der wirthschaftlichen Werthung der Transaktion deckt, immerhin ohne Groll gefallen lassen.

An der newyorker Börse werden die meisten Geschäfte auf dem regular way erledigt. Sie lassen nur kurze Fristen; die Lieferung oder Abnahme hat am nächsten Tag zu erfolgen. „Kassa-Spekulation" kann mans nennen. Aber nicht behaupten, daß in New York nur spekulirt, nicht auch gespielt werde. Jeder Kundige weiß, daß und wie drüben gespielt wird. Das Beispiel lehrt, daß die schnelle Erledigung der Geschäfte als Grenzzeichen nicht genügt. Auch im Barverkehr wird gespielt. Die Aktie der Warschau-Wiener Eisenbahn ist ein Liebling der berliner Börse geworden. Vorgestern spekulirte man auf die Dividende, gestern auf die Möglichkeit der Verstaatlichung. Und aus der Spekulation wurde ein tolles Spiel. Die Dividende war von 7¾ auf 11¼ Prozent gestiegen. Der Kurs aber hatte eine Jahresspannung von 105 Prozent erreicht. Spekulirt wurde von den Eingeweihten; gespielt von den Mitläufern. Und je höheren Kursgewinn die Aktie brachte, desto mehr gefiel sie dem Publikum. Ein Spielpapier (die Börse nannte den Betrieb in Warschau-Wienern das Kümmelblättchen) wurde zum Instrument der Spekulation. Die Geschäfte, die von Tag zu Tag abgeschlossen wurden, mußten bezahlt werden, selbst wenn sie 30 Prozent Verlust brachten: es waren ja Kassageschäfte, gegen die der Einwand des Spiels machtlos ist. Das Publikum muß wissen, daß der Staat es nicht schützt. Wenn der Spruch des Reichsgerichtes diese Erkenntniß kräftigt, so hat er mehr gethan als alle Börsengesetze. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juli 1911.

Organisirung der Intelligenz.

Vor grauen Jahren hörte ich einmal einen schlesischen Dialektdichter über seinen Verleger klagen; das ganze Verlagsinstitut, meinte er, sei verfehlt; der Schriftsteller müsse sein eigener Verleger sein. Dann, erwiderte ich, wäre ich, nachdem ich mein Amt verloren hatte, bei meiner geschäftlichen Unfähigkeit zum Hungertod verurtheilt gewesen; ich sei froh, daß es Verleger gebe. Und zwar reiche, hätte ich hinzufügen können, denn mit den reichen fährt man am Besten. Schlimme Erfahrungen macht man gewöhnlich nur mit solchen, denen es an Kapital fehlt, besonders mit edlen Menschen, die sich verbünden, zu irgendeinem gemeinnützigen Zweck eine Zeitschrift herauszugeben. Daß der Schriftsteller nicht nur pekuniär, sondern auch geistig vom Kapital abhängig sei, wird oft beklagt. Aber ist es denn wirklich der Verleger, der die viel gescholtene Tyrannei ausübt? Er ist doch nur der Vermittler zwischen Autor und Publikum, das entscheidet, ob und in welcher Höhe honorirt werden kann. Der Verleger kann nur Honorar zahlen, wenn er selbst Geld einnimmt. Ist es seine Schuld, daß Schundromane in hunderttausend Exemplaren abgesetzt werden, gediegene Bücher dagegen „Krebse" sind? Wer für Zeitungen schreibt, muß sich dem Parteizwang fügen, denn die Zeitungen sind sämmtlich (die Devise „parteilos" ist meist nur eine Maske), die Zeitschriften zum größten Theil Parteiorgane. Zu unserem Glück giebt es jedoch viele Parteien; und die unabhängige Gesinnung fordert ja nicht gerade, daß man in jedem Aufsatz alle Parteien ohne Ausnahme vor den Kopf stoße; was die eine Zeitschrift zurückweist, nimmt eine andere. Schwer genug ists ja, die Unabhängigkeit seiner Ueber-

zeugung zu behaupten, wenn auch vielleicht nicht ganz so schwer, wie jüngst eine englische Zeitschrift es darstellte, die meinte, ein Schriftsteller von Charakter könne schon von Glück sagen, wenn er nicht entweder im Irrenhaus oder im Armenhaus sterbe. Kann der Verleger, kann „das Kapital" diesen Zustand ändern? Und ist es ein so großes Unglück, daß dem Schriftsteller schwer wird, Gedanken zu veröffentlichen, die der Mehrzahl seiner Mitbürger mißfallen? Gekreuzigt oder verbrannt wird er ja heute nicht mehr; und daß er ringen muß, thut ihm gut. Der Kampf ums Dasein erzeugt zwar keine neuen Arten organischer Wesen, aber er macht den Menschen tüchtig, der das Zeug dazu hat, tüchtig zu werden. Und wenn dieser Kampf die Ueberproduktion dadurch hemmt, daß er die ganz Untüchtigen zwingt, den Schriftstellerberuf aufzugeben, so ists wahrlich kein Schade. Schon Cervantes klagt, seit die Dramen Marktwaare geworden, seien die Dichter gezwungen, den Geschmack der aus Dummköpfen bestehenden Masse zu befriedigen, da gute Stücke von den Schauspielleitern nicht gekauft werden; wenn diese Herren aber wollten, könnten sie vielleicht das Publikum zu einem besseren Geschmack erziehen. Er macht also (in dem Gespräch des Pfarrers mit dem Kanonikus beim Transport des verrückten Ritters im Käfig) die Schauspieler für das Elend verantwortlich; und spanische Schauspieler des sechzehnten Jahrhunderts hatten wohl wenig Aehnlichkeit mit modernen Kapitalisten.

Die Geschichte Europas zeigt uns zweierlei Unabhängigkeit der geistig Produzirenden von Kapital und Publikum. Vielen Philosophen, Dichtern, Geschichtschreibern, Rhetoren des Alterthums sicherte Bedürfnißlosigkeit die Unabhängigkeit; armsälige Gewandung, Obdachlosigkeit, Annahme von Almosen: diese sichtbaren Zeichen der Armuth schändeten damals nicht. Ein Diogenes brauchte kein Geld zu verdienen und Epikur soll mit zwei Groschen am Tag ausgekommen sein. Die meisten Philosophen blieben ledig. Boeckh preist den Rhetor Lykurg als das größte Finanzgenie Athens; er habe in einer Zeit des Niederganges die Finanzen des Freistaates noch einmal in Ordnung gebracht, sei dabei ein streng rechtschaffener Mann und der alten, einfachen Sitte getreu gewesen; sei sogar barfuß gegangen. Man stelle sich einen preußischen Finanzminister vor, der barfuß durch die Straßen geht. Im Mittelalter machten Kirchenpfründen und Klöster den Gelehrten, den Schriftsteller, den Volkslehrer, den Volksredner von der Gnade der reichen Leute und vom Publikum unabhängig. Freilich mußte diese Unabhängigkeit mit der Abhängigkeit von den Kirchengewaltigen erkauft werden. Da nun der Schriftsteller heute weder zur antiken Bedürfniß-

losigkeit zurückkehren kann noch ins Kloster gehen mag, muß er sich „die Tyrannei des Kapitals“, die, bei Licht besehen, die Tyrannei des Publikums ist, gefallen lassen, bis eine andere Organisation der Veröffentlichung geistiger Produkte gefunden sein wird. Lamprecht sieht eine solche schon werden. Wie sie aussehen wird, weiß vorläufig Niemand. Hoffentlich wird sie nicht eine Zunft sein, die alle Nichtzünftigen von der Produktion ausschließt; Das wäre das Ende.

Auf eine zünftige Organisation aber, nicht nur der Publizisten und der Dichter, sondern auch der Künstler, scheint der Plan des prager Hauptmanns Victor Hueber zu zielen, der zur „Organisirung der Intelligenz“ aufruft. Nicht die (Idealisten, die übrigens auch essen müssen, wenn sie wirken wollen, werden vielleicht sagen: gemeine) Brotfrage hat ihn in Bewegung gebracht, sondern der große Gedanke, die ganze Menschheit unter die Leitung der Intelligenz zu stellen und das Kapital zu ihrem Diener zu machen. Daß das Kapital seine große und nothwendige Funktion, die Gütererzeugung und Verbreitung zu erleichtern, erfüllt hat, sieht Hueber ein, aber er schildert es, nach sozialdemokratischem Muster, als den bösen Tyrannen, der die durch Verdienst erlangte Machtstellung mißbrauche. Unabhängig vom Publikum üben die Kapitalisten aber nur in den Fällen Tyrannei, wo es sich um den Ruf industrieller Unternehmungen und um den davon abhängigen Aktienkurs handelt. Wenn eine Zeitung von einer Aktiengesellschaft reichlich mit Inseraten gespeist wird, erwarten die Fütterer, sie werde keine ihnen ungünstigen Nachrichten oder Betrachtungen aufnehmen; aber solche können ja in anderen Zeitungen veröffentlicht werden. In Deutschland sind die Ausschreitungen des Kapitals, die zu bekämpfen der gewissenhafte Publizist sich verpflichtet fühlt, nicht gar arg. Betrügereien werden mehr von kleinen Händlern als von Großunternehmern verübt; und was die Großen, über das gesetzlich Vorgeschriebene hinaus, an Wohlfahrteinrichtungen für ihre Arbeiter aufwenden, ist sehr beträchtlich. Den Kapitalismus im Allgemeinen habe ich selbst oft genug bekämpft, doch nicht empfohlen, ihn zu depossediren, sondern nur, ihn zu zügeln: weil er daran gewöhnt, alle leiblichen und geistigen Güter, Luft und Wasser, Schönheit und Ideen nicht ausgenommen, als Kaufmannswaaren anzusehen und zu behandeln, und weil er die Vermögen über das Nützliche hinaus konzentrirt und die Zahl der wirthschaftlich unabhängigen Existenzen allzu sehr vermindert. Deshalb wünsche ich, daß das Handwerk und namentlich der Bauernstand erhalten bleibe, denn nach der Unabhängigkeit des Asketen giebt es keine edlere und schönere Unabhängigkeit als die des Landbesitzers. Aber wenn Gesetze zum

Schutz des Bauernstandes gemacht werden (als solche erkennt die Mehrheit der Bauern den „Wuchertarif“ und die anderen agrarischen Maßregeln dankbar an, die ihr die Junker beschert haben, und der deutsche Bauer ist sicher nicht dumm), dann eifern die Organe der Intelligenz gegen die unverschämte „Interessenpolitik des schwarz-blauen Blockes“.

Wer gehört denn zur Intelligenz? Daß auch im kapitalistischen Unternehmerthum ein gewaltiges Stück Intelligenz steckt, kann Niemand leugnen. Das Abiturientenexamen als Beglaubigung gelten zu lassen, fällt Hueber so wenig ein wie anderen vernünftigen Menschen; er weiß, daß der Mann mit Volksschulbildung so intelligent sein kann wie der „Studirte“; und sieht auch ein, daß die Hauptmasse der Intelligenz ihre Organisation schon erlangt hat: im Staat. Nur findet er diese Organisation sehr unvollkommen. Das ist sie, wie alles Irdische. Doch haben gerade wir Deutschen nicht eben die meisten Ursachen, über die Unvollkommenheiten unseres Staatswesens zu klagen. Das lehrt jeder Blick auf die Gesundheitzustände verschiedener Staaten. Ein anderes Beispiel. Nach der neusten Statistik der Eisenbahnunfälle kommen auf eine Million Reisende in Deutschland 0,49 Getötete und Verletzte, in den Vereinigten Staaten 15,62. (Rußland, das 15,24 zählt, würde den traurigen Rekord aufweisen, wenn es ein so dichtes Bahnnetz und so starken Reiseverkehr hätte wie die Vereinigten Staaten.) Diese Leistung ist dem festen Gefüge unserer alten, aus Monarchie, Geburtadel, Militär, Bureaukratie, kräftigem Bürger- und Bauernthum gemischten Staaten zu verdanken nebst den in diesen Ständen lebenden Traditionen von Zucht, Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, Eigenschaften, die natürlich nicht ohne Intelligenz wirksam werden können, während die feinste und höchste Intelligenz ohne jene Eigenschaften dem Gemeinwohl leicht mehr schadet als nützt. Darum ist wichtiger als Intelligenz die Vernunft, der mit dem gesunden Lebensinstinkt und mit gesunden sittlichen Gefühlen verschmolzene Intellekt, der in jedem Augenblick die dem eigenen und dem gemeinen Besten nothwendigen Ziele erkennt und die dahin führenden Wege zu finden weiß.

Daß es auf die Intelligenz allein nicht ankommt, hat auch Hueber gefühlt und ihr darum oft die anständige, die vornehme Gesinnung substituirt. Wenn zwei Menschen von anständiger Gesinnung einander im Leben begegnen, so werden sie einander achten und vielleicht Freundschaft schließen. Aber auf den Markt treten und rufen: Ich bin ein anständiger Mann, und wer gleich mir gesinnt ist, schließe sich mir an? Das klingt ungefähr so, wie wenn

sich Einer öffentlich für keusch oder gerecht oder uneigennützig erklären und einen Bund der Keuschen, der Gerechten, der Uneigennützigen gründen wollte. Jesus lehrt: „Wenn Ihr Alles gethan habt, was vorgeschrieben ist, dann sprecht: Unnütze Knechte sind wir, nur unsere Schuldigkeit haben wir gethan.“ Und auch Paulus erkennt, daß Keiner weder einen Anderen noch sich selbst richten dürfe, weil Keiner weiß, was er und der Nächste werth, also auch nicht, ob er wahrhaft anständig und vornehm ist. Außerdem: mit anständiger und vornehmer Gesinnung wird die Welt nicht regirt; Menschenmassen bändigen und Milliardenkapitalien in die richtigen Kanäle leiten: dazu gehören gröbere Kräfte.

Der prager Idealist will die bisher unbewußte (von einer Macht, die der Atheist Zufall oder Nothwendigkeit, der Theist Gott nennt, geleitete) Entwickelung des Menschengeschlechtes in eine bewußte, von der Intelligenz planvoll nach einem klar erkannten Ziel, der vollkommenen Gesellschaft, hin gelenkte verwandeln. Damit bekennt er sich zum Utopismus. Ich will nicht erörtern, wie es ihm ergehen würde, wenn er die Nationalitäten-, die Rassen- und Klassenfeindschaften zu versöhnen oder Intelligenzpaare wie Nietzsche und Tolstoi zu gemeinsamer Arbeit einzuspannen versuchte. Mir bereitet der Verzicht auf irdische Vollendung des Menschendaseins keinen Schmerz. Meine undogmatische christliche Philosophie sagt mir, daß zwar stets die Unvernunft von der Vernunft bekämpft werden muß, die Vernunft aber niemals vollständig siegen darf, weil der völlige Sieg der Vernunft dem Menschenleben seinen Inhalt, das Streben nach der Verwirklichung seiner Ideale, rauben und den Menschen zum Vegetiren verurtheilen, zweitens aber den Glauben an die Vollendung im Jenseits vernichten würde. Erfahrung sagt mir, daß, welche Gestalt die Gesellschaft auch in Zukunft annehmen mag, von dieser Gestalt Werth und Unwerth, Seligkeit und Unseligkeit des einzelnen Menschen so wenig abhängen werden, wie sie (im Allgemeinen) von früheren Gesellschaftzuständen abgehangen haben; in jeder Gesellschaft kann das Individuum gut oder schlecht, selig oder unselig sein. Künftige Gestaltungen der Gesellschaft werden vielleicht Wunder von Vollkommenheit und erhabene Kunstwerke sein; der Mensch, so wunderlich wie am ersten Tag, wird sich das Recht vorbehalten, über das Kunstwerk wüthend zu werden.

Was mich bestimmt, Huebers Aufruf hier zu besprechen, ist der Umstand, daß ihn Männer und Frauen von Namen ernst nehmen. Daß Frau von Suttner darunter sein werde, ließ sich erwarten. Julius Meier-Graefe weist zwar auf die großen Schwierigkeiten hin, die sich der Ausführung des Planes entgegenstellen:

werden, findet aber schließlich, die „Narrheit“ sei so schön, daß man sie sich durch solche Erwägungen nicht verleiden lassen dürfe. Meint er mit der Narrheit den Idealismus des Verfassers, so hat er Recht; das Ideal selbst wird zwar nicht klar erkennbar, scheint mir aber, nach einzelnen Zügen, durchaus nicht schön. Das nächste Hauptziel soll die Ueberwindung des größten Feindes der Menschheit sein. „Dieser Feind ist die Natur, ist unsere Stiefmutter Erde (was würde Goethe dazu sagen?), die Alles besitzt, wessen der Mensch bedarf, um sorglos und glücklich auf ihr zu leben, aber es nur widerwillig hergiebt. Die gesammte Arbeit der Menschen muß darauf gerichtet sein, sich immer mehr von der Nothwendigkeit der Arbeit zu emanzipiren. Es ist nicht wahr, daß die Arbeit adle. Die (jetzt gewöhnliche) Arbeit nicht. Die, welcher man aus eigenem Antrieb, zu eigener Freude, aus innerem schöpferischem Drange heraus obliegt, ja.“ Wenn nun aber Einer keinen schöpferischen Drang fühlt? Die Zahl der Genies, die berufen sind, im vollen Sinn des Wortes zu schaffen, wird immer klein bleiben. Eine gütige Vorsehung bewahre auch die Genies vor dem entsetzlichen Schicksal, in einer ausschließlich aus Ihresgleichen bestehenden Gesellschaft leben zu müssen! Jünglinge, die sich einbilden, nur arbeiten zu können und zu dürfen, so oft sie die Muse küßt (Manchen küßt sie niemals), verlumpen fast immer. „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich gethan“, spricht Faust zum Versucher. Sorglos sollen die Zukunftmenschen leben: also in den Zustand der Kindheit, der Thierheit zurückkehren.

Huebers Ausblick auf den „cyklopischen Fronsklaven“, zu dem uns die Natur werden und als der sie unsere Alltagsarbeit leisten soll, hat zwei berühmte Forscher bewogen, dem Aufruf Bedeutung beizulegen: Ernst Mach und Wilhelm Ostwald. Mach sieht die Schwierigkeiten, die zu überwinden wären, glaubt aber, daß wir uns dem Ziel Huebers nähern; Ostwald erklärt frisch und freudig: „Ich stelle mich sehr gern in den Dienst dieser Idee.“ Beide Männer sind Physiker (die Chemie ist ja nur ein Zweig der Physik). Der Fortschritt der Angewandten Physik, der Technik, nun besteht, wie Ostwald besonders schön und klar gezeigt hat, darin, daß den Energien der Natur mit immer kleinerer Anstrengung und in immer kürzerer Zeit ein immer größerer Nutzeffekt abgewonnen wird. Das Ziel der menschlichen Entwickelung scheint demnach, von der technischen Seite gesehen, in der That der cyklopische Sklave zu sein. Doch der Fortschritt der Technik bedeutet für sich allein noch nicht die fortschreitende Vervollkommnung der Menschenseele und die Befriedigung des Menschenherzens, wie ich in dem Aufsatz „Ener-

gie und Psyche" („Zukunft" vom fünfzehnten Januar 1910) bewiesen zu haben hoffe. Gerade die körperliche Arbeit ist die für Leib und Seele allerwohlthätigste, und was zum Lobe der neuen, angeblich mehr vergeistigten Arbeitweise in Fabriken, Maschinenbauanstalten und Elektrizitätwerken gesagt wird, überzeugt mich vorläufig nicht. Für einen der Illusion entwachsenen Mann ist stramme Arbeit (die, weil nicht leicht Einer ohne einen gelinden Zwang von außen dabei aushält, gewöhnlich Pflichtarbeit sein wird) das Einzige, was ihm das Leben erträglich macht.

Die beiden nicht nur ungeheuren, sondern zugleich unzweifelhaft wohlthätigen Wirkungen des technischen Fortschrittes bestehen darin, daß er einer immer größeren Anzahl von Menschen das Dasein ermöglicht, die Bevölkerungskapazität der Länder, besonders der Industriestaaten, ins Unglaubliche steigert und daß er vor Versumpfung bewahrt, indem er das dem Huebers entgegengesetzte Ideal verwirklicht: er läßt uns nicht auf dem Faulbett einschlafen, rüttelt uns täglich durch neue Ueberraschungen auf, stürzt uns in neue Sorgen und Nöthe, stellt uns durch ununterbrochene Umwälzung täglich vor neue Aufgaben, nöthigt zu neuen Entschließungen und erschwert das Leben, das er in anderen Stücken erleichtert, durch Erhöhung der Ansprüche und Verschärfung des Konkurrenzkampfes. Welchen Neugestaltungen des Menschenlebens wir damit volentes, nolentes zugetrieben werden, davon haben wir keine Ahnung; nur vermuthen läßt sich nach den Erfahrungen der Vergangenheit, daß kein Paradies darunter sein wird, „denn das Dort ist niemals hier". Eins aber sehen wir deutlich: daß durch diese Entwickelung für unsere Gegenwart gesorgt ist, da sie unsere Seele beständig mit neuem Inhalt füllt und uns vorm Vegetiren bewahrt. Vielleicht ist Das der einzige Zweck des Fortschrittes; vielleicht auch sollen dadurch in neuen Gesellschaftzuständen Ideen des Schöpfers verwirklicht werden, die ihm ästhetischen Genuß gewähren. Aber eben weil wir nicht wissen, wie diese Zustände aussehen werden, können wir nicht mit Bewußtsein an ihrer Herbeiführung arbeiten. Hier (keineswegs überall) sind und bleiben wir, wie die Liselotte zu sagen pflegte, unseres Herrgotts Marionetten. Was wir thun können und sollen, ist: die Aufgabe des Tages bewältigen; besonders: jede offenbar gewordene unheilvolle Wirkung der Unvernunft bekämpfen. Als solche Aufgaben drängen und werden in nächster Zukunft drängen: die richtige Eingliederung der Lohnarbeiterschaft in den Staatskörper; die Ausbildung des Schiedsinstitutes zur Verhütung von Kriegen zwischen Staaten unseres Kulturkreises (die Angliederung der gelben, braunen und schwarzen Menschen

an diesen Kulturkreis wird ohne Blutvergießen nicht möglich sein); gemeinsame Maßregeln der Kulturstaaten zum Schutz der Naturschätze (womit den Staaten des alten Europa die schwierige Pflicht zufällt, Rußland und die Vereinigten Staaten unter Vormundschaft zu stellen, weil Beide dem Kapital gestatten, die Wälder zu verwüsten und den Boden durch Raubbau auszusaugen). Aber für alle solche Aufgaben sind Staatsmänner, Magnaten und Großindustrielle besser befähigt als Professoren, Dichter, Maler und Schauspielerinnen; Publizisten können, durch Verbreitung vernünftiger Gedanken, ein Bischen helfen. Hueber hat nämlich, wenn er von Intelligenz spricht, zunächst die Vertreter der Wissenschaft und Kunst „im weiteren Sinn des Wortes“ und die „Crême der Journalistik, des Schriftstellerthums“ im Auge. Ob ihn diese Armee ins Land seiner Träume zu führen vermögen wird?

Neisse. Karl Jentsch.

Verehrter Herr Harden, meinem letzten Zukunftaufsatz widmet die Schlesische Volkszeitung den Leitartikel ihrer Nummer 301. Dem Verfasser muß ich bezeugen, daß er, wie er selbst am Schluß sagt, sich bemüht hat, Alles zu vermeiden, was eine persönliche Spitze gegen mich haben könnte. Da zwischen meiner modernistischen und der orthodox römisch-katholischen Auffassung des Christenthums keine Versöhnung möglich ist, würde Fortführung der Polemik zwecklos sein. Nur zwei Stellen erfordern eine Antwort. Der Verfasser glaubt sich durch die Art, wie ich die vier christlichen Grunddogmen vortrage, zu der Vermuthung berechtigt, daß ich im Sinn Heines ein Glaubensminimum empfehle, „womit man einlullt, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel“. Die Leser meiner Bücher und unzähliger alter Grenzbotenaufsätze wissen, daß ich diese vier Wahrheiten selbst aufrichtig glaube. Dann rügt er, daß ich dem Pater Eschenloer nachgeschrieben habe, Kapistran sei bei der Folterung der Juden gegenwärtig gewesen und habe angegeben, wie man sie martern solle. Ich bin nicht in der Lage, die Glaubwürdigkeit Eschenloers in diesem Punkt zu prüfen. Sollte er falsch berichten, sollte dieses Aeußerste nicht wahr sein, so würde Kapistran ja in etwas milderem Lichte erscheinen; aber damit wäre seine Sache nicht viel und die der Orthodoxie um gar nichts gebessert. Was solche Prozesse für die Orthodoxie bedeuten, was ein Dogma bedeutet, das solche Prozesse ermöglicht: Das vor einem großen Publikum offen auszusprechen, ist die Zeit noch nicht gekommen. Wohl aber ist es höchste Zeit, daß es sich die denkende Elite der deutschen Katholiken klar macht. Ich sage der deutschen, weil die Denkenden unter den Romanen allesammt der Kirche den Rücken gekehrt haben. Karl Jentsch.

Paul Verlaine.

Nachdichtungen von Ernst Rosmer.

III.*)

Narren.

Für jeden Ritt gemacht die Beine,
Kein ander Gut als Augengold,
Den Abenteurerpfad alleine
Zerlumpt und scheu dahingetrollt.
Der Kluge übt die Predigerlunge,
Gefährlich Volk! Der Dumme klagt,
Die Buben recken ihre Zunge,
Die Mädchen spotten unverzagt.

Die Lächerlichen, Widrig=Bleichen,
Verhext wahrhaftig, wie vermählt,
Wenn sie dahin im Dämmer streichen,
Dem bösen Traume, der uns quält.
Und gar, wenn auf armseliger Zither
Sich krampft der Hände Totenlied
Und wunderlich und heimwehbitter
Ihr näselnd Lied die Nacht durchzieht.

Dann, unstet in den Augensternen
Unheimlich weint, unheimlich lacht
Die Sehnsucht nach dem ewig Fernen,
Nach einer toten Götterpracht.
Hinweg, Ihr Strolche, friedlos kühne,
Irrt düster und verwünscht umher,
Am Abgrund oder sandiger Düne!
Kein Edensauge sieht Euch mehr.

Natur und Menschen sind verbündet,
Zu züchtigen, wie sichs gebührt,
Die stolze Trauer, die Ihr kündet,
Die Euch erhobnen Hauptes führt,
Die Gotteslästerung zu rächen
Der unbegrenzten Hoffnungsgluth,
Verfluchte Stirnen zu zerbrechen
Mit Elementes blinder Wuth.

Verbrannt vom Sommer, frostverzehret
Vom Winter bis ins Knochenmark,
Vom Fieber jedes Glied verheeret,
Zerfetzt vom Schilfrohr, das Euch barg,
Gehetzt von Allen, ausgestoßen,
Zu dürrem Tod verhungert hier,
Wird Euren Leichnam, Euren bloßen,
Verachten selbst der Wölfe Gier!

Serenade.

Eines Toten Stimme versucht, zu singen
Im Grabesgrund,
Weib, hör' sie in Deinen Winkel dringen,
Falsch, heiser und wund.
Oeffne Dein Ohr und Dein Innres dem Klang,
Der die Saiten durchzieht,
Schmachvoll und schmeichelnd, für Dich gelang,
Für Dich, dieses Lied.
Besingend Dein Aug' aus Onyx und Gold,
Schattenlos klar,

*) S. „Zukunft“ vom 22. April 1911.

Die Lethe des Busens, den Styx, entrollt
Im düsteren Haar.
Eines Toten Stimme versucht, zu singen
Im Grabesgrund,
Weib, hör' sie in Deinen Winkel dringen
Falsch, heiser und wund.
Dann lob' ich gewaltig, wie sichs gebührt,
Das Fleisch, das geweiht,
Sein üppiger Duft kehrt wieder, verführt
Mein schlafloses Leid.
Und endlich nenne ich noch den Kuß
Roth schwellender Gier
Und Deine Süße im Martergenuß,
Du Engel — Du Thier!
Oeffne Dein Ohr und Dein Innres dem Klang,
Der die Saiten durchzieht
Schmachvoll und schmeichelnd, für Dich gelang,
Für Dich, dieses Lied!

Der Faun.

Ein alter Faun aus Terracotta lacht
Inmitten weiten Rasengrüns und nickt,
Er prophezeit uns eine schlimme Nacht
Nach diesem Tag, der uns so rein geblickt.

Der Dich und mich geführt hat, unversucht,
In Pilgerschwermuth, sanften Weiterziehns,
Bis diese Stunde, die in rascher Flucht
Entwirbelt mit dem Ton des Tamburins.

Traurige Pfade.

Der Abend senkt erhabne Strahlen nieder,
Der Wind wiegt Wasserrosen hin und wieder,
Die großen, bleichen, die im Schilfe neigen
Und traurig leuchten übers Wasserschweigen.
Ich irre einsam, führe meine Leiden
Entlang dem Teiche, unter grauen Weiden,
Wo aus dem Nebelungewiß erstehen
Traumbilder, weiße, die verzweifelt flehen
Und weinen mit des Wasservogels Lauten,
Der flügelschlagend ruft die Unvertrauten.
So irr' ich einsam durch den Weidengang,
Mit mir das Leid ... Ein Bahrtuch, dicht und lang,

Aus Finsternissen, hat in fahle Wogen
Den letzten Abendstrahl hinabgezogen.
Die weißen Rosen, die im Schilfe neigen,
Die großen, bleichen, überm Wasserschweigen.

Schäferstunde.

Ein rother Mond aus wolkigem Himmel steigt
Und athemdampfend schläft die Ebene ein,
Die Nebel wallen und die Frösche schrein
Im Binsengrün, das fröstelt und sich neigt.

Die Silberkrone schließt die Wasserrose,
Und Zitterpappeln, ungewisse Schatten
Gespenstergroß in Fernen, dämmermatten,
Glühwürmchen irren im Gebüsch, im Moose.

Die Käuzchen wachen auf und fern und nah
Durchrudern sie mit schwerem Flug die Luft,
Der Himmelsscheitel leuchtet, schwimmt in Duft
Und Venus taucht herab. Die Nacht ist da.

Ihre Hände.

Geliebte Hände, die mein Eigen
Vor langer Zeit, so schön, so klein,
Nach tötlicher Erinnrungpein,
Nach glaubenslosem Lebensreigen,
Nach all den Häfen, all den Buchten,
Den Ländern, reichen ohne Zahl,
Den heiß erträumten Königssaal
Erschließet Ihr, den lang gesuchten.
Ihr Hände, sinnend, herzbehütend,
Fühl' ich, wie Euer Gnadenmuth
Verbrecherisches Unruhblut
Besiegt, den Seelenkampf begütend?
Lügt der Gesichte Wundermahnen,
Das mir den wahlverwandten Geist,
Das Muttermitleid mir verheißt
Und grenzenloses Liebesahnen?
O süße Reu', wohlthuend Beben,
Traum, der gesegnet, heilige Hand,
Du, angebetet und erkannt,
Neig' Dich hernieder zum Vergeben!

Nevermore.

Gedenken Du — was willst Du mir! Herbst, fahl,
Scheucht hin die Drossel durch der Lüfte Grau,
Die Sonne starrt herab den blassen Strahl,
Das gelbe Laub durchrauscht der Frostwind rauh.

Allein — zu Zwein. Und traumhin unser Gang,
Im Winde Haar, Gedanken — sie und ich.
Bewegter Blick, lebendig goldner Klang
Fragt leis: Was ist der schönste Tag für Dich?

Der sanften engelsfrischen Stimme Beben ...
Antwort — verschwiegnes Lächeln. Tief ergeben
Küßt' ich die weißen Finger, meinen nah.

Ach, erster Blumen erste Duftesgrüße,
Ach, erster Hauch, entzückend, flüstersüße,
Von heißgeliebten Lippen erstes „Ja"!

Mein Ehetraum.

Wie oft, sehnsüchtig ferne, traumgeschaut
Die Unbekannte, liebend und geliebt,
Die jede Stunde neu und doch vertraut,
Ganz treu, ganz Wechsel, mich begreift, sich giebt.

Begreift! Mein Herz, ihr, dem Kristalle gleich,
Kein Räthsel, ach! wie Allen, ihr allein.
Und meiner Stirne feuchtes Totenbleich
Erfrischen, baden Ihre Thränen rein.

Ob blond, ob röthlich, braun — ich acht' es nicht.
Ihr Name? Voll und sanft. Wie der sich spricht
Von Einstgeliebten, die das Licht verstieß.

Ihr Blick ist Blick aus stillem Marmorbilde,
Die Stimme hat den Klang, die Tiefe, Milde,
Der Theuren, die der Tod verstummen ließ.

Die Unsozialen.

„Wir müssen diesen Leuten gegenüber barmherzig sein, sonst können wir von ihnen auch uns gegenüber keine Barmherzigkeit verlangen.“ Also sprach der Wirkliche Geheime Rath Krohne in einer Sitzung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung. Mit „diesen Leuten“ meinte er die „unsozialen Elemente“: die gewohnheitmäßigen und die gewerbmäßigen Verbrecher. Eine wundersame Bergpredigt eigener Ausgabe. Ich glaube, der Nazarener würde den Kopf schütteln. Die Menschenliebe unserer Zeit hat insbesondere da, wo die geliebten Menschen mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gerathen oder sonst entgleist sind, einen bitteren Beigeschmack. „Seid barmherzig!“ Ists nicht das böse Gewissen, das uns diese Mahnung zuflüstert? Das böse Gewissen unserer Zeit heißt soziales Gewissen. Das schlägt uns von wegen der Rücksichtlosigkeit des heutigen Daseinskampfes, der so viele Existenzen unter die Räder zwingt. Das scheucht unsere Blicke von den lichteren Höhen zu den Abgrundtiefen körperlichen und geistigen Elends. Das mahnt mit drohendem Finger und kränkelt unsere Gedanken an. Du, ich, unsere Gesellschaft sind die Angeklagten; die Gegner unserer Gesellschaft, unseres Rechtslebens sind die Richter. Bitte: seid auch Ihr uns barmherzig!

Ob wir uns noch so sehr weigern, in diesen Ton einzustimmen: das soziale Gewissen ist einmal erwacht und läßt sich nicht mehr einschläfern, auch durch keine Scharfmacher einschüchtern. Nenne es übrigens, der Du bar jedes Uebermenschenthums bist, meinetwegen reinste Menschenliebe oder verstehende Barmherzigkeit, wenn Dir Das glatter hinuntergeht; mir solls einerlei sein. Laß nur die auf mildernde Umstände eingestellte Gesetzesmaschine weiter arbeiten; aber, bitte, auch richtig. Laß nicht kritiklos und allzu semmelweich Alle, Würdige und Unwürdige, am Mahl der Liebe mitschmausen; unterscheide fein säuberlich: sonst zeiht man Dich der Verschwendung unseres köstlichen Gutes.

Gern wollen wir verstehende Milde üben; selbst gegen den Verbrecher dort, wo seine Schuld auch die Schuld der Gesellschaft ist. Aber es giebt auch Verbrecher von anderem Kaliber; solche, die alle Schwächen unserer Zeit ihren verbrecherischen Neigungen dienstbar machen. Gegen diese Leute sentimentale Milde zu üben, ist unverantwortliche Schwäche. Deshalb unterscheide man recht genau. Zwischen haltlosen, schwachen Naturen, die aus Noth, Gewohnheit oder Widerstandsunfähigkeit immer wieder dem Verbrechen anheimfallen, und den energischen Berufsverbrechern.

Professor Mittermaier aus Gießen hat gegen die „Unsozialen“ Sicherungmaßregeln und Vergeltungstrafen empfohlen. Gemeingefährlich Haltlose und Gewohnheitverbrecher sollen in eine Sicherungnachhaft genommen werden, die freilich nicht die Härte der bisherigen Strafe haben dürfe, unter Umständen aber das ganze Leben lang dauern müsse. Ich würde einen argen Mißgriff in der gleichen Behandlung zweier Kategorien von Verbrechern sehen, die, so weit die subjektive Verantwortlichkeit in Frage kommt, oft fast nichts mit einander gemein haben und die auch das objektive Urtheil einander sehr fern halten müßte. Soll etwa ein elender Gewohnheitverbrecher, weil er wieder einmal ein Paar alter Hosen gestohlen hat, die Strafe (wollte sagen: Sicherungnachhaft) erleiden wie ein professionaler Geldschrankknacker? Besonderes Bedenken regt sich vor der Empfehlung einer Sicherungnachhaft auf Lebensdauer. Haltlose und Gewohnheitverbrecher würden damit doch wohl allzu hart bestraft. Es ist ja sehr bequem, diese unbequemen Elemente unsozial zu nennen und, im Interesse der Gesellschaft, in die Versenkung verschwinden zu lassen. Oft sind aber nur die Verhältnisse, in denen sie leben und zu Gewohnheitverbrechern werden, unsozial. Hier wäre der Versuch sozialer Rettung oder doch Besserung geboten. Aber nicht durch Anwendung langer Sicherunghaft „mit milder Behandlung“, wie Professor Mittermaier so schön sagte, sondern, wie Staatsanwalt Rosenfeld aus Berlin vorschlug, durch energische und vom Herzen geleitete Entlassenenfürsorge. Diese Fürsorge muß aber systematisch und in großem Stil betrieben werden. Vom Staat. Die Wirksamkeit der jetzt schon an vielen Orten bestehenden privaten Fürsorgevereine für entlassene Strafgefangene ist unzureichend. Ich halte sie sogar im Prinzip für schädlich, da sie dem Staat eine Pflicht abnehmen, der er sich unbedingt selbst unterziehen muß.

Ich bin übrigens da, wo man nicht mit wirklich „schweren Jungens“ zu thun hat, für kürzere Strafen. Die langen, in einfacher Freiheitentziehung, verbunden mit Arbeitzwang, bestehenden Strafen haben den Nachtheil, daß sich der Verbrecher leicht an seinen Zustand gewöhnt und sich dann leidlich wohl fühlt. Dann hat die Strafe aber ihren Zweck verfehlt. Da ist es viel richtiger, die Strafen kürzer, aber empfindlicher zu gestalten. Ein dazu geeignetes Mittel ist die Einzelhaft. Noch immer sitzen in allen kleineren und mittleren Gefängnissen mehrere Verurtheilte in einer Zelle. Da giebts kaum Langeweile. Kommt noch hinzu, daß die Leute anderswohin zur Arbeit geschickt werden, dann ist das Leben im Gefängniß erträglich. Die ganze Schwere der langen Strafen

lernen aber die in der Freiheit zurückgelassenen Angehörigen kennen, denen der Ernährer fehlt. Ich bin seit einer Reihe von Jahren Gefängnißvorsteher und habe unzählige Briefe der unglücklichen darbenden Frauen an ihre eingesperrten Ehemänner gelesen. Das bitterste Leid spricht aus ihnen. Knapp zu essen, keine Heizung, Wohnung gekündigt. Ich möchte den Gegnern meiner Ansicht diese Briefe zu lesen geben. Und dann auch die anderen: die von leidlichem Behagen diktirten Episteln der im Gefängniß sitzenden Ehemänner. „Mir geht es hier so weit ganz gut und ich hoffe von Euch das Gleiche.“ Das ist der stereotype Anfang. Man verkürze die Strafen und mache sie durch Einzelhaft empfindlicher: dann werden die Briefanfänge aus dem Gefängniß anders lauten, die Insassen sich vor neuer Bestrafungmöglichkeit hüten und ihre Frauen und Kinder den Ernährer nicht mehr so lange entbehren.

Ganz anders liegt die Sache aber bei den energischen Naturen, denen das Verbrechen Beruf ist. Wer sie mild behandelt wissen will, kennt die Verbrecherpsyche nicht. Gewiß ists oft schwer, im einzelnen Fall zu unterscheiden, ob Haltlosigkeit und Schwäche oder verbrecherischer Wille das Agens zum Verbrechen war. Wo dieser Wille aber erkannt ist, da mögen die Apostel der Milde unerhört bleiben. Geheimrath Krohne, der für die Unsozialen ohne Unterschied Barmherzigkeit fordert, steht freilich nicht allein. Der brave Bürger pflegt, nachdem er den ersten Schrecken vor der im Lokalanzeiger prompt mitgetheilten „grausigen That“ verwunden hat, bald seine Entrüstung in Neugier zu wandeln. Mama und Tochter, diese echt deutschen Frauenseelen, folgen dem Papa. Die Sache wird „furchtbar interessant“. Die Zeitungnachrichten werden verschlungen. Dann kommt die Hauptverhandlung. Der Zuschauerraum ist dicht gefüllt und man sieht die eleganteſten Toiletten. Mama ist natürlich auch da; für die Tochter schickt sichs noch nicht (man muß immer auf gute Sitte halten). Welche Bilder rollt die Verhandlung auf! Unter dem straffen Atlasmieder wechseln Entsetzen und süßes Gruseln ab. Der Vertheider spricht so schön; und ehe man sichs versieht, ist die Neugier des Publikums in zärtliches Mitleid umgeschlagen. „Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus.“ Ein Geist der Decadence, der das Mitleid vergeudet, mit dem Unwürdigen liebäugelt, dem entarteten Verbrecher fast mehr Mitgefühl entgegenbringt als dem Opfer dieses Unholds.

Der vollendete Gauner, Hochstapler und Räuber verlangt gar keine empfindsame Milde vom lieben Publikum; er will seine Kräfte mit denen der Gesellschaft messen. Er wird vielleicht vor blöden Augen den reuigen Sünder spielen, doch bei der ersten Ge-

legenheit, die sich wieder bietet, mit der Browningpistole in der Hand im dunklen Kämmerlein oder im Eveningdreß unter den Gästen eines Prunkhotels sich neue Opfer suchen. In diesen Verbrechernaturen ist der Impuls zur That der heiße Drang, sich unter allen Umständen auszuleben; dieser Verbrechertyp, dessen Vertreter ihren Mitmenschen die Mittel zu amusantem Lebenswandel abzwingen, ist seinem innersten Wesen nach unsozial. Nur in den allerseltensten Fällen giebt es für diese Naturen eine Bekehrung durch menschlich liebevolle Behandlung. Der nach wüster Selbstbethätigung drängende Wunsch wird fast stets stärker sein als ein guter Augenblicksvorsatz. Nur die Erkenntniß, daß die bekämpfte menschliche Gesellschaft doch der stärkere Theil ist, kann hier zum Verzicht auf die Verbrecherlaufbahn nöthigen. Einer energischen Verbrechernatur imponiren nur energische Strafmittel. Ihr kann auch die vorgeschlagene Sicherungnachhaft heilsam werden.

Rosenberg. Amtsgerichtsrath A. von Woldeck.

Das unrettbare Ich.

Wie der Punkt von dem Raum, auch dem kleinsten, unendlich verschieden ist, so ist es die Logik von allen möglichen Denkweisen. Alle Denkweisen (es kann deren unzählige geben, wie es unzählige Sprachen giebt, die vielleicht auf sie zurückzeigen) sind konkret; die Logik aber, die Eine, ist ein nur Gedachtes, eine Idee, ein Abstraktum; ein Grenzbegriff, dessen Funktion ist, uns in unsere Schranken zurückzuweisen, nicht, uns in ein Reich des Absoluten hinüberzuführen. Die verschiedenen Denkweisen gravitiren nach der Logik, nähern sich ihr in unendlicher Progression, erreichen sie aber nie; oder, wie wir für unseren Zweck besser sagen könnten: alle Denkweisen wurzeln in der Logik, theilen sich, je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernen, desto mehr und stehen einander am Ende als unüberbrückbare Gegensätze gegenüber. Als Hauptrichtungen lassen sich unter allen möglichen Denkweisen zwei unterscheiden: je nachdem sie entweder an dem Satze der Identität oder an dem des Widerspruches orientirt sind. Der Satz A = A weiß noch nichts von den Schranken der Individuation, sagt über das Ich und Du, über das Hier und Dort, über das Nun und Dann nichts aus. Diese Unterscheidungen bringt erst die, wie es scheint, im strengsten Sinn unberechtigte Umkehrung des Identitätsatzes in die Welt: Wenn A = A, so ist A non —A; dieser Satz des Wider-

spruches ist der eigentliche reine Ausdruck des principii individuationis. Je nachdem eine Denkweise mehr nach dem Satze der Identität ausgerichtet ist oder mehr auf der Funktion des Satzes des Widerspruches beruht, ergiebt sich als Konsequenz eine organische oder eine mechanische Weltauffassung. Der Satz des Widerspruches, als der im Leben brauchbarere, hatte im Kampf der Denkrichtungen natürlich mehr Chancen, sich durchzusetzen, als der Satz der Identität. So ging die indische Philosophie, die fast völlig auf diesem Satz beruhte, unter und mußte der des westasiatisch-europäischen Denkens, das sich zum größten Theil auf dem Satze des Widerspruches auferbaute, weichen. Wie einseitig erscheinen uns heute die Identitätphilosophien des indischen und griechischen Alterthums: das Vedânta-System mit seiner Gleichsetzung von Atman und Brahman, die Lehre des Buddha, der den Individualismus sakkâyaditthi, die Ketzerei der Individualität, nannte, die Weltdeutung des Xenophanes, dem der Sillograph Timon, ironisch, wie er meinte, das Wort in den Mund legt, wohin er auch seinen Blick wenden möge, löse sich ihm Alles in eine Einheit auf, und die Philosophie des Parmenides, des Zeno und Melissus; und wie modern dünkt uns dagegen ein Anaxagoras mit seinen Homoiomerien und seinem Nus!

Bemerkenswerth ist, daß die Identität-Denker nie eine Religion im Sinn eines strengen Gottesglaubens hervorbrachten, während die Widerspruch-Denker den Monotheismus erfanden. Jene konnten von sich aus niemals auf die Idee eines außerweltlichen Wesens gerathen, weil, wo kein Ich als streng von allem Anderen geschiedene Einzelheit gedacht wird, auch kein solches Du erdacht werden kann;*) Diese mußten auf sie verfallen, denn wer das Ich als eine metaphysische Wesenheit setzt, als eine Unterschiedenheit von allem Anderen, setzt überall, zuletzt auch dort, wohin seine Kompetenzen nicht mehr reichen, im Unendlichen, Etwas von Allem Verschiedenes, ein Alles überragendes Du, nämlich Gott. Die Mystik steht zwischen beiden Denkweisen; sie geht von der Widerspruchslogik aus und erstrebt Identität als höchstes Gut. Jede irgendmögliche Religion erweist sich im Grunde als eine Uebersteigerung des Ich-Gefühls. Und wenn eine religiöse Weltstimmung wie die Mystik scheinbar gerade durch die Preisgabe des individuellen Selbst zu Stande kommt, so zeigt eine genauere Analyse, daß diese Wandlung nur durch die „Verabsolutirung“ des Ich-Gedankens möglich wird. Das individuelle Selbst schwillt gleichsam zum Welten-Ich. Eine völlige Preisgabe des Selbst erreicht jedoch auch die pantheistische Mystik in der Hingabe des Einzelnen an das All nicht, denn immer bleibt, wünschend und sehnend, das Ich, wenn auch nur

*) Tat Tvam asi, Das bist Du, der berühmteste Spruch indischer Weisheit, bedeutet: alle Individuation ist Blendwerk, Täuschung, Irrthum, Illusion; und wenn ich schon unterscheiden muß, so nenne ich Alles lieber ein Du als ein Ich.

noch als das Gefühl des Abstandes vom All-Einen, zurück. Religion kommt zunächst aus dem Drang, über sich hinaus zu streben; ein Wollen, ein Streben, ein Hang, aus Leiden stammend, bleibt sie immer. Religion ist das Gefühl, das aus Unzufriedenheit und Begier nach Etwas außer, über ihm greift und verlangt. Angelus Silesius nennt seine Sehnsucht nach Gott geradezu Hunger nach Gott; und hinter der Allegorie des christlichen Sakramentes der Kommunion liegt der selbe Sinn des Verlangens nach der Befriedigung eines tiefen Bedürfnisses, ganz im Gegensatz zu allem Glauben, der niemals den Charakter eines Verlangens, stets den eines Habens zeigt. Mit der Setzung des Ich, die auf dem Grund aller Religion fühlbar ist, hebt gleichsam die Projizirung des Ich ins Unendliche an; im Unendlichen wird es, wo sonst kein Inhalt gefunden werden kann, Gott. Gott und Ich sind Korrelativa: wird das eine aufgehoben, so hat das andere seinen Sinn verloren. Dies weiß wiederum Silesius ungemein drastisch auszudrücken, indem er sagt: Gott kann ohne mich nicht einen Augenblick sein; wenn ich vergehe, muß er den Geist aufgeben.

Dieses Ich nun ist im Sinn der organischen Betrachtungweise, der objektiveren und daher szientifischen, eine bloße Illusion. Wäre nämlich der Ausstrahlungpunkt der Religion, das Ich, eine objektiv erhärtbare, also nach dem Satz der Identität erdenkbare Sache, entspräche diesem Ich-Gedanken irgendwie und irgendwo Etwas in der Struktur des Weltganzen, so ist klar, daß seine Projektion und Ausweitung niemals ein völlig Falsches und Grundloses ans Licht fördern könnte. Aber dieses Ich selbst ist eine Vordergrundserscheinung und wird durch die naive Rückbeziehung von Empfindungen auf Etwas, das da empfindet, existent. Der Satz des Cartesius: „Ich denke“ ist noch weniger einwandfrei logisch als der Satz: „Ich empfinde“. Unwidersprechlich logisch ist nicht einmal die Aussage, daß es Empfindungen giebt, da der Satz der Identität nicht besagt, daß es ein A (Empfindungen) giebt, sondern nur: Wenn es ein A (Empfindungen) giebt, so ist A = A (Empfindung = Empfindung). Dieses Wenn stammt nicht aus logischen Gründen, sondern aus der Wahrnehmung, also aus den Sinnen. Daher läßt sich die Existentialität logisch allerdings leugnen, wie es Manche in einer übertriebenen Schätzung der logischen Zulänglichkeit unter geflissentlicher Ausschaltung der sinnlichen Wahrnehmung versucht haben (Gorgias). Zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel steht die Aussage: „Es denkt“ (Lichtenberg) und „Es empfindet“ (Mach). Das Ich in dem Satz: „Ich denke“ hat nur einen praktischen Werth, aber durchaus keinen logischen Accent; es ist eine rein grammatische Hilfe, logisch aber eine Erschleichung, die auf das Unvermögen des naiven Bewußtseins zurückgeht, Etwas, das objektiv ist, anders als in Bezug auf ein Subjekt aufzufassen. Daß es Empfindungen giebt, ist nicht logisch, aber sinnlich gewiß; daß ich es bin, der empfindet, ist weder logisch noch sinnlich gewiß. Auch in dem Satz: „Ich denke, also bin ich“ ist nur Das, was zu beweisen war, im Voraus

schon behauptet worden, nämlich in der logisch und sinnlich unzulässigen Subjektivirung einer objektiven Thatsache. Zuvor mußte bewiesen werden, daß die Subjekt-Objektstellung einer Thatsache außerhalb des menschlichen Bewußtseins entspricht. Diese Frage hat jedoch erst ein Größerer nach Descartes gestellt: Kant; und er hat, im negativen, bedeutenden Theil seiner „Kritik der Reinen Vernunft“ gezeigt, daß es nicht so sein könne; womit die dogmatische Setzung eines absoluten Ich (und damit auch dessen Projektionform: Gott) haltlos geworden ist.

Daß die mechanisch-materialistische Fassung des Ichbegriffs zu ganz anderen Konsequenzen führt und führen muß, ist darin begründet, daß für sie der Satz des Widerspruches eine eben so große, ja, eine größere Dignität hat als der Satz der Identität. Hier kann aber bloße Kritik nie ganz entscheiden, auf welcher Seite das höhere Recht liegt. Denn wenn schon der Satz A = A auf Treue und Glauben hingenommen werden muß, so ist kein realer Grund, den anderen, A non —A, unbedingt zu verwerfen (etwa, indem man sagt, dieser verhalte sich zu jenem wie Aberglaube zum Glauben, wofür sich etliche Anhaltspunkte finden ließen). Höchstens kann sich hier die feinere Sinnlichkeit auf ihr Credo berufen, wobei es sein Bewenden haben muß.

Psychologisch betrachtet, zieht die mechanisch-materialistische Auffassung in allem Weltgeschehen nur das Einzelne, das Atom, in Betracht und sieht im günstigsten Fall die Polarität der Dinge, während die organische Auffassung die Einzelheiten zusammenschaut und das Durch- und Füreinander, die Totalität berücksichtigt. Die mechanische Weltauffassung will in der Seele, im Ich, eine Monade erblicken, (Leibniz), die einzig ist, auch im Sinn der Einmaligkeit. Dagegen sieht die andere im Prinzip der Individuation einen Irrthum unseres an feste Normen gebundenen Intellekts, dem überall, wo wir nicht sind, nichts entspricht. Das „Ich bin“ der atomistisch-mechanischen Weltanschauung steht wie ein Fels im Strom der Zeit; es ist das „Zeitlose“. Praktisch ist demnach diese Auffassung von unleugbarem Werth. Wir könnten kein Bewußtsein vom Zeitverlauf, keine Erinnerung, haben, wenn sich in uns nicht Etwas der „Zeit“ entgegenstellte: als eine Konstanz, die aber nicht als eine absolute zu nehmen sein wird, sondern nur als eine langsamere Veränderung; die Zeitempfindung wäre also die Empfindung der Differenz zwischen zwei (oder mehreren) Bewegungsgeschwindigkeiten. Das Ich im Sinn der organischen Deutung ist kein beharrendes Ich, ist nicht, wie dieses, irgendwo im Ewigen gleichsam festgebunden. In den Fluß der Dinge ward es hineingezogen und weiß von keinem strengen Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart (eine wunderliche Erscheinung, die Goethe an sich mit Erstaunen erlebte und beschrieb), zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Psychischem und Physischem. Das Ich ist unrettbar. Dieses Wort Machs, in dem indische Weisheit wieder zu Ehren gelangt, hat exorzirende Gewalt: wo es ertönt, zerstiebt aller Spuk. Ludwig Berndl.

Jüdinnen.*)

Mißmuthig bog Hugo um die Ecke des Waldweges. Da wurde er durch einen unerwarteten Anblick festgehalten. Eine weißgekleidete Dame lag auf der Erde, das Gesicht zwischen den Armen und dem Boden zugewendet. Eine andere Dame, dunkel gekleidet, und ein Herr schienen sich um sie zu bemühen. Die Dame lebhafter, besorgter, fächelte mit den Händen der Liegenden Luft ins Gesicht, sprach schnell und unverständlich; der Herr, ohne Hut und im Frack, allem Anschein nach ein Kellner, zeigte sich bei näherer Betrachtung eher in der Rolle eines Wartenden als eines Helfers. Und als nun auch er, nach einer Pause, auf die Liegende losredete, machte es sogar fast den Eindruck einer Drohung. Hugo stand still, ungewiß, ob er eingreifen solle. Da warf sich die alte Dame herum, ohne Besinnung, zufällig, wie in die Ferne gekehrt, und rief mit schwacher, verzweifelter Stimme nach Hilfe, Hilfe.... Mit einem Ruck war Huge an ihrer Seite.

„Was giebt es denn? Kann ich helfen?“

Sofort hob sich das Gesicht der weißgekleideten Dame vom Boden empor. Sie war noch jung; blonde Haare fielen in einem zerrauften Kranz über ihr Gesicht. „Retten Sie mich, schützen Sie uns!“ Sie schluchzte; die Hand an ihrer Frisur zitterte.

Hugo sah sie an, wandte sich dann an die ältere, die, glückselig, ein Lebenszeichen erhalten zu haben, und ohne sich mehr um Hugo zu kümmern, den Kopf der jüngeren an sich emporzog und mit Küssen bedeckte. Sie suchte ihr zu helfen, sie zu stützen, sie aufzurichten. Müde, wie man sich herabgleiten läßt, bog sich die weiße Dame an ihrer Brust empor, eine Hand auf der Erde noch bei ihrem Hut, der abgefallen war, zurücklassend, und sandte verwirrte Blicke umher, der älteren Dame zu. „Oh, meine Mutter!“

Hugo, von den Beiden verlassen, die in heftiger Erregung nur mit einander sich beschäftigten, schritt nun auf den Kellner los. Nur er konnte Auskunft geben. „Was ist vorgefallen?“

„O nichts, bitte.... Ich wollte nur ... die Rechnung hat um eine Krone mehr gemacht.... Ich habe falsch herausgegeben....“

Aus der Umarmung warf ihm die Tochter einen flehenden Blick zu. Hugo, für den einen Moment lang die Situation verständlich gewesen war, stand nun wieder rathlos. Die Mutter, als hätte sie auf den Augenblick gewartet, begann plötzlich, zu weinen, als sie die Tochter wieder fest auf den Beinen sah, ihren Sonnenschirm schüttelnd, wie um

*) Fragmente aus dem Roman „Jüdinnen“ (Axel Juncker in Berlin); Bruchstückchen, deren Werth auch ohne Kenntniß des Ganzen, der Handlung, geschätzt werden kann, weil sie den Betrachter vor den selten gewagten und doch, nach Vieler Meinung, nothwendig gewordenen Versuch stellen, in einem deutlich abgegrenzten Kreis österreichischen Lebens die Psychologie jüdischen Wesens erkennen zu lehren.

ihn von Moosflocken zu reinigen. Nun war sie wieder hilfbedürftig, wurde von der Tochter festgehalten. „Schnell, schnell“, riefen die Beiden. Hugo, ganz verstört, griff in die Tasche und holte eine Krone aus dem Portemonnaie, die er dem Kellner reichte. Mit einer kleinen, ernsten Verbeugung nahm sie der Kellner und verschwand.

Den Hut ziehend, jetzt erst, näherte sich der Jüngling höflich den beiden Frauen.

„Er ist weg, Mama, nun, er ist weggegangen... Dank Ihnen!“

„Aber ich weiß gar nicht.“

„Sie haben mich gerettet....“

„Du Ueberspannte“, rief die Mutter und hörte sofort zu weinen auf. „Mit Dir weiß man schon nicht.... Mein Herr, Sie haben uns in einer Lage gefunden.... Alles bist Du schuld, Irene! Bitte, entschuldigen Sie doch....“

„Aber, ich bitte schön, es war meine Pflicht....“

Hugo erschrak. Er hatte gerade, wie es ihm im Munde lag, einige offene und bescheidene Worte über seine That sagen wollen, da unterbrach ihn ein seltsamer Blick Irenens. Listig und, fast schien es, mit Ironie sah sie ihn an; plötzlich kühl und überlegen. „Nun, unser Ritter, gehen Sie noch ein Stückchen mit uns?“ Hugo fühlte sich plötzlich von oben bis unten gemessen, abgeschätzt, überprüft; er spürte die Nothwendigkeit, etwas Ernsthafteres zu sagen. Aber Irene, die nun neben ihm ging, mit kurzen Bewegungen ihren Hut feststeckte, lächelte jetzt: „Wir wollen uns doch zunächst bekannt machen, wie es sich gebührt, nicht wahr? Ich heiße Irene Popper, Das ist meine Mama... und Sie, Herr Ritter....“

„Hugo Rosenthal.“

„Gymnasiast, nicht wahr?“

„Ja.“ Verwundert blickte er sie an. Nun, seinen Beruf mochte sie an dem Schulbuch erkannt haben, das er in der Hand trug. Aber warum lag in ihrem Ton Etwas, als mache sie ihm diesen Beruf zum Vorwurf? Verspottete sie ihn? Sie redete so, als korrigire sie Fehler, die er gemacht hatte, ohne überdies besonderen Werth darauf zu legen. Seine ganze Selbstzufriedenheit war mit einem Schlag verschwunden. Im Gegentheil: er glaubte, die Sache irgendwie ungeschickt angefaßt zu haben; vielleicht hätte er sich zuerst vorstellen sollen. Vorhin hatte er noch gemeint, Etwas geleistet zu haben. Wer hätte es aber jetzt dieser eleganten Dame angesehen, daß sie sich eben noch im Gras gekrümmt hatte?

„Wir haben einander unter so sonderbaren Verhältnissen kennen gelernt,“ fuhr sie, immer ruhig lächelnd, fort, „daß wir wohl über die Förmlichkeiten hinweggehen können. Auch scheinen Sie eine Erklärung zu erwarten....“

Hugo schwieg, gänzlich verschüchtert.

„Nun, geniren Sie sich nicht.... Sie haben ja das Recht dazu.“ Sie griff in ihr Täschchen. „Ich glaube auch, bemerkt zu haben, daß Sie Etwas für uns auslegten.... Ich war so erregt....“

„Nichts war daran“ (jetzt mischte sich die Mutter ins Gespräch, die hinter ihnen herging). „Glauben Sie es mir. Der Kellner war uns nachgegangen, um eine Nachzahlung zu verlangen, sonst nichts. Kaum aber sieht ihn Irene (sie war schon den ganzen Nachmittag über so nervös): gleich fällt sie in Ohnmacht....“

„Das Fräulein hat also...“

„Meine Mama ist immer Optimistin“; die Tochter zog ihn mit sich. „Das aber sagst Du nicht, Mama“; sie drehte sich wieder um, „warum ich den ganzen Nachmittag so nervös war. Wahrscheinlich hast Du es nicht einmal bemerkt, daß dieser Kellner mich immerfort fixirt hat, als wir im Schützenhaus saßen, daß er mir die Hand zu drücken suchte, als wir zahlten....“

„Einbildung!“

„Daß er uns nachging und plötzlich an dieser einsamen Stelle mit einem Schrei auf mich losging....“

„Du hast geschrien, nicht er....“

„So sind die Mütter.“ Irene sprach nur noch mit Hugo; und die Mutter, nun auch beruhigt und, wie es schien, an diese Vernachlässigung gewöhnt, blieb ein immer beträchtlicheres Stück hinter den Beiden zurück. „Sie sehen nichts, sie hören nichts, höchstens, wenn es sich ums Heirathen handelt. Das heißt: ums Verheirathen ihrer Töchter; dann sind sie dabei, dann machen sie die Augen auf.... Ach Gott!“ Sie nahm einen resignirten Ausdruck an.

„Es wird also ewig unklar bleiben....“ Hugo suchte zu vermitteln.

Gleich war sie beleidigt: „Wenn Sie mir nicht glauben...“, aber sofort besann sie sich und lächelte wieder: „überdies habe ich ja gar keine Ursache, auf diese Eroberung besonders stolz zu sein, nicht wahr?“ Ihr Lächeln zog den Mund schief, die eine Hälfte des Mundes ging in die Wange empor, während die andere sich eher herabzusenken schien. Nicht gerade die Miene der Verachtung war von dieser zweiten Wange abzulesen, aber immerhin etwas Zurückhaltendes, eine Reserve, Etwas, das über das Lächeln der einen Wange zu lächeln schien. Oder als ob Irene über etwas ganz Anderes lächle, als man nach dem Gang des Gespräches voraussetzen mochte, und als ob sie zugleich mit einem gewissen Stolz andeuten wolle: Ja, wenn Ihr wüßtet, worüber ich lächle! Das ist nicht so einfach, ist nichts für Euch! Eigenthümlich war es auch, daß sie den Mund beim Lächeln nicht öffnete, keine Zähne sehen ließ, sondern eher noch die Lippen fester aneinanderpreßte, so daß sie noch schmaler und blasser schienen als sonst. Hugo war ganz gefesselt, indem er sie betrachtete... Sie fuhr fort: „Ein Wenig komisch muß ich Ihnen ja vorkommen, wenn Sie meiner Mama zuhören....“

Er wollte zu einer längeren Widerlegung ansetzen. „Sie bringen mich in Verlegenheit....“

„Nein, nein,“ unterbrach sie, „Sie haben Recht. Ich muß ja allen Menschen sonderbar erscheinen. Ganz einfach; wissen Sie, warum? Weil ich es bin. Vielmehr: ich bin es nicht. Ich bin vielleicht ganz

gewöhnlich. Jedenfalls wäre ich es gern. Aber mein Schicksal ist so merkwürdig. Ich lebe in Geheimnissen, in Erlebnissen, ich muß jeden Tag Etwas erleben. Ich will es ja nicht. Ich habe schon genug davon. Aber da hilft nichts: es kommt zu mir, es drängt sich direkt an mich."

Noch nie hatte Hugo ein Mädchen so reden gehört. Eine unklare Fülle von neuen Vorstellungen tauchte auf. Mädchen: Das waren doch diese weißen dummen Geschöpfe, denen man Blumen in die Tanzsäle bringt, denen man auf den Tennisplätzen Witze erzählt, für deren Bedürfnisse man sich einrichtet, vereinfacht. Und jetzt.... Diese redete ja wie ein gescheiter Mann; man konnte mit ihr wirklich vernünftig sprechen, von Allem vielleicht, wie man wollte. Er war von Natur aus zur Begeisterung geneigt. Jetzt faßte ihn eine heftige Verehrung für die Dame neben ihm; wie weit dieses Zusammentreffen sein Leben beeinflussen könne, schien ihm noch gar nicht absehbar. Jedenfalls fühlte er: Was ihm vorhin an ihren Reden beinahe arrogant erschienen war, fand er jetzt ganz berechtigt. So ein hervorragendes Wesen. Eine Erregung beherrschte ihn, sein Herz öffnete sich: „O ich verstehe Sie! Ich weiß, was ein Geheimniß bedeutet."

„Bei mir giebt es schon gar nichts Normales mehr, in meinem Leben", fuhr sie mit schmerzlichem Zucken ihrer Mundwinkel fort und nun schien dieses Zucken Etwas vom vorigen Lächeln zu haben, wie auch das vorige Lächeln vom Zucken. „Und das Schrecklichste dabei: Alles ist von dem einen Geheimniß beherrscht, Alles geht darauf zurück. Auch wenn ich den Zusammenhang nicht gleich einsehe, bin ich jetzt schon immer im Voraus überzeugt, daß es wieder mit der selben Sache irgendwie zusammenhängt. Mein ganzes Leben hat eben seinen Charakter, seinen phantastischen Anstrich von dieser einen Sache.... So, zum Beispiel, heute, diese blödsinnige Geschichte mit dem verliebten Kellner; glauben Sie, ich würde mich nur einen Moment wundern, wenn auch diese Geschichte wieder von meinem Geheimniß herkäme? Wundern? Ich bin davon überzeugt."

„Wie haben Sie Recht, Fräulein", sagte Hugo mit ehrlicher Bewunderung. „Ich kann Ihnen Das nachfühlen. Wenn ich auch bisher mein Gefühl noch nicht in Worte gekleidet habe. Ich habe nämlich auch ein Geheimniß." Er hoffte, daß sie ihn näher danach fragen würde.

Sie aber schaute ihn mit eigenthümlichem Blick ihrer hellgrauen Augen an: „Sie auch?" Sie war etwa um einen Kopf größer als er; und, so sagte er sich, vielleicht kam die eigentlich unangenehme hochmüthige Art ihres Schauens nur von dieser Größenverschiedenheit. „Sie sind noch sehr jung, nicht wahr?"

„Septimaner."

„Wie ich gut rathen kann."

„Nun, es ist nicht so arg." Er versuchte, ihren abweisenden Ton nachzuahmen. „Ich bin nämlich nicht Gymnasiast, wie Sie riethen, sondern Realgymnasiast...."

„So? Wie ist Das eigentlich?“ Sie hörte ihm aufmerksam zu, während er ihr erklärte. Sofort schwoll seine Freude wieder. Nie hatte er mit Mädchen so ernst sprechen können.... Er beeilte sich, um ihr nicht lästig zu fallen, faßte in drei Sätze Alles zusammen, seine Erziehung, seine Neigungen, sein Ideal....

„Das ist sonderbar“, sagte sie, gleichsam anerkennend.

„Warum sonderbar? Finden Sie Das wirklich....“

„Nun, Realgymnasium ist etwas Sonderbares. Jedenfalls ist es nicht so gewöhnlich wie Realschule oder Gymnasium.“ Dieser Gedanke war ihm, dem stets sachlich von seiner Beschäftigung Erfüllten, nie gekommen. Er erschien ihm auch jetzt äußerlich und wenig wichtig, wenn auch ganz interessant. Und diesen kleinen Tadel wagte er auch ihr auszudrücken. Nicht aber aus eigener Neigung, denn er hätte am Liebsten immer nur gelobt, sondern nur gleichsam, um ihrer Gesprächsweise sich anzugleichen. Zu seinem Erstaunen überhörte sie fast ganz, was er sagte: „Wir passen also zusammen. Jeder von uns hat etwas Sonderbares.... Und Sie haben also auch ein Geheimniß?“

Er lächelte: „Es fällt Einem schwer, auf solche Frage Ja zu sagen, nicht wahr? Etwas Anderes, wenn man Das in der eigenen Rede aus eigenem Antrieb vorbringt.“ Eine ihm ganz ungewohnte Lust, zu kritisiren und ins Feinste zu gehen, war plötzlich erwacht.

„Bei Ihnen ist halt Alles komplizirt und nicht so einfach zu sagen, Sie Realgymnasiast.“

Jäh schaute er ihr ins Gesicht. War Das Hohn? Aber nein, sie blickte ihn wohlwollend an, mit einer gewissen Freude: „Ich werde Sie so nennen, bei mir; Realgymnasiast. Das ist hübsch. Es drückt Alles aus, alles Sonderbare in Ihnen.“

„Aber ich finde es, wie gesagt, gar nicht so sonderbar, ein Realgymnasiast zu sein.“ Er lachte heraus, da ihm einfiel: „Ich habe so viele Mitschüler....“

„Ganz egal. Verstehen Sie Das nicht? Für mich klingt es sonderbar. Es handelt sich doch nur um meine Impression. Ich habe so die Gewohnheit, meine eigenen Schlagworte zu bilden. Neue Münzen zu prägen“, setzte sie im Ton des Citates hinzu. Aber plötzlich streckte sie ihre Hand aus: „Ich bin froh, daß ich Sie gefunden habe.“

Sein Gesicht erglühte. Verwirrt reichte er ihr die Hand: „Noch dazu auf so sonderbare Art....“ Aber da stieß sie seine Hand weg: „Pfui, was für ein häßliches Wort, dieses: sonderbar! Wie ich Das hasse!“ Mit einem Mal verlangte sie tyrannisch Herzlichkeit von ihm, indem sie seine herabgefallene Hand an sich nahm: „Muß man denn immer dieses Wort im Munde führen, immer darauf stoßen? Seien wir doch einfach froh, was...“ Und jetzt öffnete sie auch beim Lächeln ihren Mund und ein freundlicher Glanz erschien in ihren Augen. Vor Glück drückte er ihre Finger zusammen. Schnell entglitt ihm die Hand, kühl und schmal wie ein Fisch.

„Aber wohin kommen wir da eigentlich?“ fragte die Mutter, indem sie einige schnellere Schritte machte.

Die Beiden blieben stehen und sahen vom Rand der Königshöhe, an den sie jetzt gelangt waren, ins Thal. „Ich weiß gar nicht, wohin die Herrschaften wollen!“

„Nach Teplitz zurück natürlich.“

„Wir wohnen im Herrenhaus“, sagte Irene, nicht ohne ein Wenig Stolz auf das vornehme Logis. „Kennen Sie es?“ ...

„Ich bin Teplitzer.“

„Wie? Sie sind nicht Kurgast? Ich dachte bestimmt.“ Sie lachte laut auf, mit einem heftigen Vorbeugen ihrer schmalen Brust, als huste sie. „Also Realgymnasiast und Teplitzer....“

„Ist Das auch so etwas Besonderes?“ fragte Hugo mißtrauisch.

„Könnten Sie die Liebenswürdigkeit haben,“ bat die Mutter ernst, „uns auf dem kürzesten Weg hinunterzubringen? Man erwartet uns ja, Irene.“

Hugo wandte sich der Mutter zu; es schien ihm wie eine Erholung, wieder einmal ganz ungezwungen reden zu können, und er faßte sich deshalb nicht zu kurz: „Da haben wir uns aber schön verirrt. Da haben wir einen schönen Umweg gemacht. Da herunter gehts gar nicht. Das ist genau die entgegengesetzte Richtung — nach Prassedit.“

„Nach Prassedit“, jauchzte Irene beinahe. „Genug! Sie sind als Teplitzer dokumentirt. Gehen wir also....“

„Ist Das so was Arges?...“ Hugo sah sie ärgerlich an.

„Wie redest Du wieder, Irene?“ ermahnte die Mutter, die aber nur widerwillig, gleichsam einer Pflicht gehorchend, da sie nun einmal zufällig dabei stand, ins Gespräch eingriff.

Irene hörte sie gar nicht. Lustig spottete sie weiter: „Da kennen Sie ja am Ende auch die Weils und die Kapperischen? Das sind nämlich Alles meine Verwandten, lauter Teplitzer....“

„Flüchtig kenne ich allerdings...“

„Vielleicht sind wir am Ende auch noch verwandt? Wissen Sie, so: unsere Kuh hat auf Eurer Wiese geweidet. Wenn zwei Juden einander treffen, bekanntlich, so sind sie doch nach zehn Minuten schon verwandt mit einander.“ Und sie begann, die Art solcher Gespräche nachzuahmen: „Also meine Mutter ist eine geborene Bondy....“

„Ist nicht vielleicht (Sie heißen doch Rosenthal) der Rosenthal in Laun, was das große Hopfengeschäft hat, Ihr Herr Bruder?“ Die Mutter wurde sofort eifrig, wie von diesem Ton ins Innerste getroffen.

„Mein Bruder ist schon lange tot....“

„Pardon....“

„Nein, wirklich,“ rief Irene schnell, „diese Teplitzer sind unausstehlich. Namentlich die Frauen, meine Cousinen zum Beispiel. Gegen die Männer will ich ja vorläufig nichts gesagt haben. Wissen Sie, die Frauen haben Toiletten aus Wien, aus Paris. Hier ist Alles à la Großstadt, ganz Teplitz ist à la Großstadt. Das ist das Wort, das ich mir darüber gemacht habe. Gut, nicht wahr? Das Theatercafé, zum Beispiel, diese Pracht! Oder die Telephonverbindungen, die Autos, das Theater: à la Großstadt. Dabei sagen die Frauen einander durchs

Telephon, was sie zu Mittag kochen. Mit dem Auto fährt man wegen eines Buches zur Leihbibliothek. Es geht eben doch nicht recht mit der Großstadt." Sie wackelte vor Ironie mit dem Kopf.

„Ich bin nur über die Ferien zu Hause", sprach Hugo mit einer gewissen Aengstlichkeit, die ihn selbst in Erstaunen setzte. „Ich studire in Prag. In Teplitz giebt es kein Realgymnasium."

„Sehen Sie, Ihr Gutes hängt doch mit dem Realgymnasium zusammen. Nun, wie hab' ich Das intuitiv erkannt! Wie bin ich!" Hugo fand, daß Selbstbewußtsein ihr sehr gut stand. Sie richtete sich dabei auf, während ihre schwache Gestalt sonst die Neigung hatte, sich irgendwie zu krümmen, wie aus allen Gelenken gekegelt. Da die Mutter sich wieder diskret zurückgezogen hatte, sobald die Unterhaltung vom Gewohnten abwich, konnte er unauffällig von der Seite sie betrachten. Sie schien nicht mehr jung; an die fünfundzwanzig Jahre konnte man sie schätzen. Ihr Gesicht war klein, der Teint, obwohl man keinen Fehler an ihm bemerken konnte, nicht gerade schön. Er war zart, auch rosig, aber wie von einem schwachen bräunlichen Gesammtton gedeckt, so daß in dem Rosa keine Uebergänge, keine Schattirungen sichtbar wurden. Zu gleichmäßig war dieser Teint. Die untergehende Sonne ließ ihr Haar röthlich glänzen. „Sie haben wunderschönes Haar", bemerkte er leise.

Traurig senkte sie den Kopf: „Das ist schon das Letzte, wenn man von einem Mädchen sagt: Sie ist lieb; oder: Sie hat schönes Haar. Da ist sie gewiß häßlich.... Das hätten Sie nicht sagen sollen, Herr Hugo...."

„Aber ich meinte ja gar nicht..." Er erschrak über ihre Offenheit.

„Einerlei. An solchen Abenden ist jedes Wort gefährlich. Und wie Das Erinnerungen weckt! Schmerzliche Sehnsucht liegt in dieser Luft, die Einen anhaucht; man muß die eigene Sehnsucht tief einsperren, sonst antwortet sie."

Von Neuem war er überrascht. Sie ging jetzt mit kleinen Schritten, huschte, sprang über Wurzeln, so daß er Mühe hatte, ihr zu folgen. Ihre Wangen, an deren Rändern eine sanfte Blässe erschien, sahen runder und mädchenhafter aus. Selbst ihre sonst lang hervortretende magere Nase fügte sich unter dem zärtlichen Sprühen ihrer Augen milder an die Stirn, die Haare zitterten, und wenn man näher hinsah, zitterte die ganze Gestalt wie unter dem Druck unsichtbarer Küsse. Die blauen Adern zeichneten sich an den Schläfen ab, ein paar Blitze. Irgend Einem lief sie entgegen, sie umarmte einen Schatten, mit einem seligen Stammeln der Lippen hauchte sie leise Seufzer vor sich hin. Als sei jetzt ihr tieferes Wesen an den Tag gekommen, lächelte sie glückselig, beruhigt, ohne eine Spur von Eitelkeit.... Hugo fühlte, wie sie ihn allein ließ. „Sie sind wohl sehr verliebt?" Mit dieser Frage suchte er sie festzuhalten.

Sie nickte. Es schien sie nicht zu stören. Sie ging noch schneller; elfengleich flog sie an seiner Seite.

Er kam sich einfältig vor; dennoch konnte er es nicht zurückhalten: „Ganz wie ich. Ich bin auch so verliebt....“

Gefühlvoll sah sie ihn an. Keine Spur von schroffer Erwiderung. Sie blieben im Schatten einer Kiefer stehen, lehnte sich heftig athmend an eine Bank. „Das ist arg, nicht wahr?“

„Arg und schön zugleich.“

„Nicht wahr, auch sehr schön?“ Eine Thräne trat in ihr Auge. „Es ist wirklich gut, daß ich Sie fand. Wir werden Freunde werden.“

„Wir sind es schon“, sagte er, mit edlem Ton. „Sagen Sie, finden Sie es denn nicht eigenartig, daß wir schon so intim zu einander reden? Wir haben uns doch vor einer halben Stunde noch gar nicht gekannt, haben nichts gewußt, Einer von des Anderen Existenz.“

„Nein, sehen Sie, ich finde es nicht einmal mehr auffallend!“

„Nein, ich auch nicht. Aber merkwürdig ist das Leben“, sagte er und es erschien ihm räthselhaft, wie er hier vor dieser fremden und doch so nah gefühlten Dame stand, das Knie auf den Banksitz gehoben, während der Abendwind hoch oben die Bäume bewegte, den schmalen Streifen des Himmels, der über dem Weg erschien, bald enger machte, bald verbreiterte, je nach der Richtung, die er den Bäumen gab, und wie dieser selbe Abendwind ihm in die heißen Wangen griff, dort wieder eine blonde Strähne sanft an Irenens Ohr schlug und wieder aufrichtete. Dazu der dunkle Durchblick an Baumstämmen vorbei, in andere Stämme, in schuppige Rinde, in das Holz der Zweige, in Nadeln, abgefallene Zapfen und Erde, bis Alles im Hintergrund zu einer undurchsichtigen Wand verschwamm. „Merkwürdig“, wiederholte er. „Da muß ich gerade des Weges kommen und Sie müssen diesen Zwischenfall haben.... Wäre ich nur fünf Minuten früher oder später aus dem Haus gegangen....“

„Wissen Sie: so zu reden, hat wenig Sinn. Wir wollen auf die Mama warten.“ Sie setzte sich auf die Bank.

„Werden Sie sich nicht erkälten?“ Aber während er Das sagte, scheinbar gleichgiltig, und sein Knie zurückzog, zitterte er vor Ehrfurcht beinahe. Was hatte sie da gesagt! „Das hat wenig Sinn.“ In diesen einfachen Worten lag Etwas verborgen, das er in seinen geheimsten Gedanken irgendwie ungewiß hier und da gefühlt hatte. Er verstand sie, o so gut! Und mit einer Wollust, die er nie vorher gefühlt hatte, fragte er leise: „Was wollen Sie damit sagen, daß es keinen Sinn hat?“ Es schien ihm ganz unwahrscheinlich, daß Jemand auf dieselben Ideen verfallen konnte, die er als letzte Grenze seines Nachdenkens kaum mehr faßbar in sich trug. Er mußte Das prüfen....

Sie lachte; aber nichts Verletzendes lag diesmal in dem Schall: „Wissen Sie, ich habe dafür ein Wort: antiefen; man soll einander nicht antiefen. Es giebt eben gewisse Dinge, die letzten meinetwegen, wenn man über die redet, selbst im besten Glauben, so kommt nur Banalität heraus. Tod, Schicksal, Menschheit, Leben, Gott: Das sind solche Dinge. Und da wohnt im Herrenhaus ein Mensch, Sie werden

ihn noch kennen lernen, Nußbaum heißt er, der tieft mich immerfort an. Das ist so ähnlich, als sagte ich: Er ekelt mich an. Ein Lustspieldichter ist er obendrein."

Es war genau, was ihm vorschwebte. Es schien ihm wenigstens einen Augenblick lang so. In dem Moment, da er zu reden begann, verschob sich aber schon das Einverständniß. Er fühlte gleichsam, daß er seinen eigenen Gedanken, der ihm bisher als letztes Ende gegolten hatte, nebelhaft, fortentwickelte: „Unter Freunden darf man sich aber vielleicht antiefen."

Sie sah ihn klug an: „Ein neuer Einfall ... Ja, vielleicht ..."

„Wenn man es mit Gefühl thut, nicht nur mit dem Verstand, so verliert es alle Widerwärtigkeit."

„Ja, unter Freunden darf man sich antiefen. Das sei das Resultat unseres ersten Spazirganges. Wir werden noch viel Philosophie treiben." Sie regte sich gleichsam, sie schien eine neue Lebensmöglichkeit zu gewahren; man sah erst jetzt, daß sie bisher immer ganz niedergeschlagen geredet hatte. Jetzt erst schien sie wirklich fröhlich, bewußt. Er grinste und sein Knabentemperament kam zum Vorschein, als er den nächsten Ast abriß, mit Anstrengungen, und wie mit einer Peitsche mit ihm in die Luft klatschte. „Und, sagen Sie mir, wollen Sie von Ihrem Geheimniß nur immer so reden oder wollen Sie mir es anvertrauen, einmal vielleicht?" Er sah sich fast mit grauen Haaren und sie eine Greisin: und Beide immer noch Freunde und jetzt erst im Begriff, ihre Geheimnisse einander auszusprechen.

„Ich will Sie lieber etwas Anderes fragen;" sie lächelte scharfsinnig und auch ihre Listigkeit hatte jetzt etwas Liebevolles, mit diesen zu einem Spalt verengerten Augen, als schaue sie wie in grelles Licht in ihr eigenes leuchtendes Nachdenken: „Ich will rathen, darf ich? Ihre Liebe, Ihre Verliebtheit, von der Sie vorhin sprachen: Das ist Ihr Geheimniß...."

Er erschrak beinahe: „Aber nein.... Etwas ganz Anderes...."

„Auch bei mir;" sie zögerte, von ihrem Mißerfolg peinlich berührt. „Das heißt ... Es ist nicht etwas ganz Anderes. Es hängt zusammen. Immerhin sind es zwei verschiedene Dinge...." Er hatte den Eindruck, daß sich ihr Geheimniß doch mit ihrer Liebe decke. Nur wollte sie sich nicht verrathen, ehe er mehr gesagt hatte.

„Ich werde es Ihnen gern erzählen", sagte er rasch....

Die Mutter erschien in der Oeffnung des Weges.

Er fühlte, daß die Zeit drängte, daß er heute nicht mehr zum Erzählen kommen werde. Also suchte er geschwind noch die Situation zu erleichtern: „Nein, eigentlich hängt es auch bei mir zusammen." Und jetzt, ausgesprochen, schien ihm Das sogar richtig. „Im Grunde hängt ja Alles zusammen, nicht wahr?"

Die Mutter hatte sie erreicht: „Wie Du läufst, Irene.... Sind wir nicht bald da, Herr Rosenthal...?"

Jetzt erst sah er sich um: „Ja, da kommen schon die Stiegen.... Gleich sind wir am Stephansplatz."

Irene erhob sich langsam: „Ich bin so müde.... Ich möcht mir am Liebsten die Füße ins Goscherl stecken...." Sie lachte ihm diese Redensart zu, legte sie ihm wie eine Rarität vor. Er hob nur den Kopf, mit fragend belustigter Miene. Sie erwiderte sofort: „Das haben wir immer in den Alpen gesagt, mein Bruder und ich."

Sie traten, nach wenigen Schritten, aus dem Wald auf eine gemauerte Plattform.

„An diesen Spazirgang werde ich denken!" Die Mutter athmete auf und sah mit sanft rollenden, verstörten Augen Irene an, dann in die Stadt hinunter. Hugo blieb stehen; er erwartete in diesem Zusammenhang noch ein Dankeswort. Es kam nicht. Aber hatte man ihm schließlich nicht schon gedankt? Er machte einen Schritt von den Frauen weg, der ihm ungeheuer bedeutungvoll erschien; wie ein Abschluß, denn jetzt erst, nach diesem Schritt, tauchten vor seinem Blick, über die Stiegenbrüstung hinweg, die dunklen Massen der Häuser auf, der Platz, der jenseitige Himmel, zu dem wie ein Hügel die Stadt sich emporwölbte, mit zwei oder drei hervorragenden Thürmen, die gegen die unermeßliche Fläche des Firmaments zu klein erschienen. Die Gruppe der drei Menschen hielt sich noch eine Weile auf der Plattform. Hugo mit dem Rücken gegen die Damen, in den blaurothen blanken Himmel starrend, mit dem klaren Bewußtsein, daß er nicht nachdenke und doch einem Nachdenklichen jetzt, von außen gesehen, irgendwie ähnlich sein müsse. Er war aber gar nicht stolz auf diesen Zufall, legte keinen Werth darauf; offenbar hatte sein Behagen andere Gründe. Doch dachte er darüber nicht nach. Er ließ den Hut an beiden Händen tief hinter sich herabhängen, von Zeit zu Zeit leise an seine Kniekehlen schlagen. Irene lehnte sich wieder an eine Bank, wie vorhin, ehe sie sich gesetzt hatte, während die Mutter mit kleinen plätschernden Schlägen auf ihre Seidenbluse an der Schulter sie zum Weggehen antrieb. Endlich sagte die Mutter: „Eine herrliche Aussicht!" Und seufzte nochmals auf.

Man wandte sich zum Abstieg. Die Laternen an der Stiege brannten schon. Ohne jeden Uebergang besprach Irene mit der Mutter einige Besorgungen. Wo konnte man am Besten Nachtmahl kaufen? Oder sollte man im Rathhaus essen? Betrübt ging Hugo ein paar Stufen voraus; er fühlte sich überflüssig, doch zugleich auch unentbehrlich, mit Irene schon fest verbunden, und trotzdem hatte er das Bedürfniß, durch freiwilliges Fernbleiben dieses Entbehren, die Empfindung des Zusammengehörens in ihr zu steigern, für jetzt, für alle Zukunft. Er schwebte gleichsam lockend ihr voraus; durch einen Ruf konnte sie ihn an sich ziehen.... Er wartete. Nichts. Er wandte sich um; die beiden Frauen blieben geschäftig beisammen. Irene hinter ihm überragte ihn so, daß sein Blick nur ihre Gürtelschnalle traf.

„Erkennen Sie nun schon die Gegend?" Nur ungern zwang er

sich zu einem solchen Thema herab. Aber hätte er überhaupt schweigen sollen! „Da ist der Kursalon, da die Post...."

„Ja, die Post! Ob ich die kenne!" Irene seufzte.

„Das Geheimniß?" flüsterte er ihr zu, brennend vor Neugier und Theilnahme.

Sie brach ab: „Nein, lassen wirs. Es interessirt mich nicht. Reden wir von was Anderem."

„Kann man Das kommandiren?" Er sah sie vorwurfsvoll an.

„Sie können Das nicht verstehen. Sie können Das nicht ahnen. Es ist so viel. Wie ich Ihnen schon sagte, ich bin von Mystik ganz umhüllt." Er dachte nach. Sollte ers überhört haben? Aber vielleicht meinte sie es gar nicht so. „Und dann, meine Cousinen warten. Wir sind schon in der Stadt. Die Zeit ist zu kurz. Uebrigens ists sehr gut, daß Sie meine Cousinen kennen. Da werden wir uns ja öfter in Gesellschaft treffen. Herr Nußbaum; da sind sie schon!..."

Eine Gruppe von mehreren Herren und Damen kam ihnen entgegen. „Schöne Sachen", rief eine schrille Stimme, nicht sehr freundlich. „Jetzt kommt man? Seit sieben Uhr stehen wir da...." Es war das älteste Fräulein Kapper. Hugo grüßte sie flüchtig und trat auf die Seite.

„Also die Versammlung findet nächste Woche statt!" Mit diesen Worten bahnte sich ein großer Herr, mit getheiltem Vollbart, seinen Weg durch den Knäuel der vielen zusammen schwatzenden Mädchen. Irene, plötzlich aus ihrer träumerischen langsamen Redeweise in ein lebhaftes Schnattern umschlagend, kam ihm entgegen, nahm auch andere Grüße und Händedrücke entgegen, neigte sich beflissen. Die Mädchen erzählten ihr eiligst, als hätten sich die wichtigsten, weltumstürzenden Ereignisse während ihrer Abwesenheit zugetragen. Alle brachen plötzlich in Gelächter aus. Ein anderer Herr überschrie sie: „Man kommt doch heute auf die Kegelbahn?" Eine der Cousinen entfaltete einen Brief. Sofort trat Irene mit ihr aus dem Haufen; ihr eben noch lachendes Gesicht erstarrte.

Hugo machte noch ein paar Schritte, zum Weggehen entschlossen, da sich Niemand mehr um ihn kümmerte.

Da hörte er Irene hinter sich: „Herr Rosenthal..."

Er drehte sich um.

„Meine Schuld! Ich habe ganz vergessen."

Er mußte sie wild angesehen haben, denn sie fuhr schnell fort: „Beleidigt? Warum? Nach Allem, was heute vorgefallen ist, könnten Sie uns ja immer noch für Hochstapler halten, nicht? Für Zechpreller! Ich wäre sehr geehrt, wenn Sie mich für so Etwas hielten...."

„Es hat ja keine Eile", stotterte er.

„Das ist wahr.... Also auf Revanche." Hastig wandte sie sich schon wieder ab. „Wir sehen uns ja jetzt öfter, nicht wahr? Kommen Sie nicht morgen früh am Herrenhaus vorbei?"

Prag. Max Brod.

Die Preußenkasse.

Die Betheiligung des Staates an Geschäftsunternehmungen ist bei uns noch immer nicht beliebt. Wie schwer ists der Reichsbank gemacht worden, in ihren Bemühungen um den Geld- und Kreditverkehr Note Eins zu erhalten! Wäre sie ein reines Privatinstitut, so ginge es leichter; die fiskalische Einwirkung bringt sie um die Liebe des freien Mannes. Aehnlich steht es mit der Seehandlung, der „Preußischen Staatsbank“, bei der das Offizielle natürlich dicker aufgetragen ist. Und ganz schlimm geht es der Preußischen Central-Genossenschaftkasse. Keins der drei Institute ist fehlerlos; manche Opposition gegen sie ist aber nur durch den „öffentlichen Charakter“ zu erklären. Die Preußenkasse wurde vom Staat gegründet und wird vom Fiskus erhalten: Das genügt, um ihr einen Makel anzuheften. Jetzt ist sie gegen einen großen Centralverband ländlicher Genossenschaften vorgegangen und wird seitdem noch mehr gescholten. Mit Recht?

Die wirthschaftlichen Genossenschaften, deren Schöpfer Schulze-Delitzsch und Raiffeisen waren, entwickelten sich als Kreditorganisationen der Kreise, denen das Großkapital fern blieb. Wer kreditwürdig ist, soll die Möglichkeit haben, sich Geld zu verschaffen, ohne daß er seine Potenz durch sichere Unterlagen oder durch die Größe seiner Ansprüche beweisen muß. Die Genossenschaften haben dem kleinen Mann den Weg zur Kreditfähigkeit gewiesen. Einer haftet für den Anderen; und um die Sicherheit zu verstärken, schließen sich die Einzelgenossenschaften zu Verbänden zusammen, die wiederum in eine gemeinsame Spitze auslaufen müssen. Die höchste Warte thront über dem Geldmarkt und stellt die Verbindung zwischen ihm und den Geldbedürftigen her. Der Kreislauf des Geldes muß in dem großen Genossenschaftkörper von der Vernunft geleitet werden; muß aus den Quellen kommen, die reichlich fließen, und nach den Stellen strömen, die durch Trockenheit leiden. Die Preußenkasse ist stets für die Provinzialisirung eingetreten. Sie will keine starre Centralisation, sondern sucht die Selbständigkeit der genossenschaftlichen Verbände in den Provinzen und der Einzelgenossenschaften zu fördern. Dieser wichtige Grundsatz hat sie in Konflikt mit der Hauptorganisation der Raiffeisengenossenschaften gebracht. Die ländlichen Spar- und Darlehenkassenvereine (Kreditgenossenschaften), die Raiffeisen vor etwa vierzig Jahren geschaffen hat, wurden in eine Centralbank, die Landwirthschaftliche Centraldarlehenkasse in Neuwied, zusammengefaßt. Unter dem Namen seines Stammsitzes ist dieses Unternehmen bekannt geworden; es hat sich im Lauf der Zeit zu einer Gegnerin der Preußenkasse ausgewachsen, weil es nicht nur ein anderes Prinzip vertritt, sondern auch darauf ausgeht, die ländlichen Genossenschaften (die städtischen sind selbständig und können arbeiten, mit wem sie wollen) von der „Vormundschaft des Staates“ zu befreien. Der Preußenkasse wird nachgesagt, sie wolle das Genossenschaftwesen verstaatlichen; und gegen diese Tendenz wendet sich „Neuwied“. Die Centrale der Raiffeisenkassen (ihr gehören mehr

als 4000 Spar- und Darlehenvereine an) hatte die Aufgabe, alle Bedürfnisse des Landwirthes zu befriedigen. Also nicht nur für Geld und Kredit, sondern auch für Futter- und Düngemittel zu sorgen und den Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte zu übernehmen: Einkauf von Betriebsmitteln und Verkauf von agrarischen Erzeugnissen. Damit wurde das Institut zu einem für sich selbst arbeitenden Unternehmen und das genossenschaftliche Programm trat in den Hintergrund zurück. Raiffeisen hatte zunächst zwar ein paar Provinzialbanken gegründet, wandte sich dann aber von diesen ersten Versuchen mehr und mehr ab und setzte alle Kraft an die neuwieder Centralkasse. Die hat mit dem starren System kein Glück gehabt. Das Waaren- und Produktengeschäft, das von besonderen Genossenschaften betrieben wurde, ging nicht gut; man mußte Zinsennachlässe gewähren, die das Budget der Landwirthschaftlichen Central-Darlehenkasse störten. Sie selbst hatte sich in Gründungen eingelassen, die ihr Verluste brachten. Schließlich wurde im Jahr 1909 (der Sitz der Raiffeisen-Centrale war von Neuwied nach Berlin verlegt worden) beschlossen, den Waarenverkehr wieder vom reinen Geldgeschäft zu trennen. Diese Trennung ist aber noch nicht vollständig durchgeführt; und als neue Bedingungen für eine Geschäftsverbindung mit „Neuwied" (dieser nom de guerre ist der Kasse auch nach dem Wohnortswechsel geblieben) gestellt wurden, verlangte die Preußenkasse die „unverzügliche" Abtrennung der Waarenbranche. Mit der Preußenkasse kam „Neuwied" 1904 zusammen. Man hatte erkannt, daß die Fähigkeiten des unbeliebten Staatsinstitutes nicht zu unterschätzen seien; und der Kredit, den Neuwied bei der Preußenkasse hatte, war dem Raiffeisenverband recht nützlich. Aus mancher Bedrängniß hat ihn die Staatsbank befreit. So im Jahr 1907 mit einem Aufwand von 30 Millionen. Die Kassen, die mit dem preußischen Institut Verträge abschließen, müssen sich verpflichten, ihre Geld-, Kredit- und Inkassogeschäfte nur durch die Centralgenossenschaftkasse erledigen zu lassen. Die kann die straffe Organisation, der sie ihren Erfolg verdankt, nur durchführen, wenn sie sicher ist, daß ihre Kunden nicht mit Anderen arbeiten. Und das Ergebniß der Thätigkeit ihrer beiden großen Rivalen „Neuwied" und „Darmstadt" („Reichsverband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften" mit der im Jahr 1902 gegründeten Reichsgenossenschaftbank) zeugte nicht gegen die Richtigkeit dieser Taktik. Aber die Monopolforderung, in der die Ueberlegenheit der Preußenkasse zu so schmerzhaftem Ausdruck kam, hat den Raiffeisenverbänden natürlich nie behagt. Was war zu thun?

Neuwied vergaß schnell, daß die Hilfe der staatlichen Centrale ihm einst Lebensbedingung war, und versuchte, die volle Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Im Februar 1911 wurde mit der Reichsgenossenschaftbank in Darmstadt (der zweiten Kreditcentrale für die ländlichen Genossenschaften) ein Bündniß geschlossen „zur Herbeiführung einer einheitlichen Organisation des deutschen landwirthschaftlichen Geld- und Kreditwesens". Das Endziel dieser Interessengemeinschaft sollte, wie vom Generaldirektor der Centraldarlehenkasse erklärt worden war,

die „Ueberleitung des gesammten landwirthschaftlichen Genossenschaftwesens in ein einheitliches Geld- und Kreditinstitut“ sein. Also der dritte Versuch einer Reorganisation, deren Spitze sich gegen die Preußenkasse richten mußte, wenn auch ausbedungen worden war, das neue Unternehmen solle Anschluß an die Central-Genossenschaftkasse suchen. Die hatte von der neuen Union eine andere Auffassung: sie sah in dem Bündniß Neuwied-Darmstadt eine Verletzung des mit ihr geschlossenen Vertrages und kündigte ihn. Neuwied trat nun zwar von der Verabredung mit Darmstadt zurück, die Preußenkasse forderte aber für die Wiederherstellung der geschäftlichen Beziehungen bestimmte Garantien, in denen Neuwied eine Beeinträchtigung der Selbständigkeit erblickte. So hat denn der Geschäftsverkehr zwischen den beiden Instituten aufgehört. Der Preußenkasse wurde schließlich sogar nachgesagt, sie habe sich im Ausland in Spekulationen eingelassen; und es war recht überflüssig, daß sie erklärte, die Verdächtigung sei aus der Luft gegriffen.

Die Unzulänglichkeit der beiden Centralen in Neuwied (jetzt Berlin) und Darmstadt ist erwiesen. Weil den alten Verbänden der ländlichen Genossenschaften nicht gelang, eine brauchbare Organisation des Geld- und Kreditverkehrs zu schaffen, griff der Staat ein, um dem Nothstand ein Ende zu machen. Leicht ist es nicht, die Genossenschaften zu vernünftiger Finanzpolitik zu erziehen. Verfügbares Geld wird in Hypotheken festgelegt, obwohl die Genossenschaften nur dem Personalkredit dienen sollen, und ist in den Tagen dringenden Bedarfes nicht loszueisen. Dann kommts zu Zahlungschwierigkeiten, die der Bank sehr lästig werden. Die Preußenkasse hat oft darauf hingewiesen. Sie wird aber auch von den Banken nicht geliebt: weil sie das Depositengeschäft schmälert und mit ihrem Geld an der Börse operiren kann. Die 1600 Kassen und Genossenschaften mit ihren zahlreichen Mitgliedern sind natürlich den Banken verloren. Und ein Umsatz von 16 Milliarden (1910) kann sich sehen lassen. Man möchte der Central-Genossenschaftkasse die Glieder so fest zusammenschnüren, daß sie sich nicht mehr bewegen kann. Zu einer solchen Prozedur glaubt man sich berechtigt, weil die Centralkasse eine Staatsanstalt ist, die ihr Stammkapital vom Fiskus bekommen hat. Da ihre Bilanz sich aber beneidenswerther Flüssigkeit erfreut, ist gegen die Finanzgeschäfte der Kasse nichts einzuwenden und jeder Vorwurf ohne Mühe von ihr abzuwehren.

Die finanzielle Position der Landwirthschaftlichen Central-Darlehenkasse kann einen Vergleich mit der Staatsbank nicht aushalten. Während die Central-Genossenschaftkasse mit 76,40 Millionen Grundkapital (ohne Reserven) 86 Millionen fremder Gelder verwaltet, sind es bei der Landwirthschaftlichen Central-Darlehenkasse rund 82 Millionen, der zehnfache Betrag des Stammkapitals. In keiner Großbank ist ein ähnliches Verhältniß zwischen eigenem und fremdem Kapital zu finden. Die Raiffeisengenossenschaften verbürgen die Sicherheit der Spareinlagen mit der unbeschränkten Haftpflicht ihrer Mitglieder. Die Central-Darlehenkasse kann aber keine andere Deckung bieten als die im Rahmen einer Aktiengesellschaft mögliche, deren

Qualitäten natürlich sehr verschieden sein können. Die Raiffeisen-Centrale hat im vorigen Jahr eine neue Sanirung eingeleitet, um endlich einmal in geordnete Verhältnisse zu kommen. Sie verlangte von jedem Aktionär einen Betrag von 750 Mark, um mit rund 3 Millionen Mark alle erforderlichen Abschreibungen vorzunehmen und Rücklagen zur Deckung künftiger Verluste zu schaffen. Geleistet wurde die Zubuße von vier Fünfteln der Mitglieder (800 Vereine haben nicht gezahlt) und im Ganzen sind 2,67 Millionen eingelaufen. Daß eine Dividende von 3½ Prozent gegeben werden soll, läßt Zweifel an der Nothwendigkeit der hohen Zubuße aufkommen; der Ueberschuß, mehr als eine halbe Million, konnte ja zu Abschreibungen verwendet werden. Seltsam ist ferner, daß die 750 Mark, die der einzelne Verein als Beihilfe geleistet hat, als vollwerthiges Aktivum gebucht werden sollen, obwohl die Central-Darlehenkasse sich nur verpflichtet, die Gewinne der nächsten fünfzehn Jahre zu einer allmählichen Tilgung der genannten Summe zu benutzen (nur des Kapitals; Zinsen werden nicht vergütet). Und dann bleibt noch die Frage, ob die Erträge groß genug sein werden, um, nach Auszahlung der Dividende, einen Ueberschuß zu gewähren, der zu Rücklagen für die nachgezahlten Mitgliederbeiträge ausreicht.

Der Preußenkasse darf man nicht verübeln, daß sie sich auf Zugeständnisse nicht eingelassen hat. Sie glaubt, daß die Einzelgenossenschaften volle Freiheit für den Zusammenschluß in Provinzialverbände haben müssen, damit eine schädliche Centralisirung vermieden wird. Die Einzelvereine haben mit Verlusten der Centrale nichts zu thun, sobald sie eigene Organisationen besitzen; und die Förderung des landwirthschaftlichen Kredites hängt eben davon ab, daß die Elastizität der Geldgeber nicht allzu sehr beengt ist. Wenn die „Mitleidenschaft" der einzelnen Theile so weit geht wie im Fall der Raiffeisencentrale, hört der Nutzen auf, den man sich von solchen Einrichtungen versprach. Deshalb haben die Raiffeisenvereine der Provinz Posen der Centrale die Gefolgschaft gekündigt, um einen eigenen Verband zu gründen. Die Central-Darlehenkasse aber suchte Ersatz für die alte Verbindung mit der Preußenkasse in einer Anlehnung an die Dresdener Bank, die seit der Uebernahme der alten Genossenschaftbank von Soergel, Parrisius & Co. geschäftliche Beziehungen zum Genossenschaftwesen hat. Die Genossenschaften möchten aber lieber eine eigene Centralbank haben. Dieser Wunsch ist in den Schulze-Delitzsch-Vereinen oft hörbar geworden. Die Preußenkasse, mit der gerade die Dresdener Bank in manchen Konflikt gekommen ist, widerlegt den Verdacht, sie erstrebe die Verstaatlichung des Genossenschaftwesens, am Besten dadurch, daß sie für die Freiheit der Einzelgenossenschaften und ihrer Verbände eintritt. Sie hat ihre Warnerpflicht pünktlich erfüllt und für den Geldausgleich im Genossenschaftwesen mehr gethan als irgendeine andere Instanz. Der Geldverkehr centralisirt sich da, wo er sich gesichert fühlt. Diese Erfahrung lehrt den Werth aller Kreditanstalten richtig einschätzen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juli 1911.

Restanten.

Pfarrer Jatho.

Ronge, zweiter Luther Du,
Streite, streite wacker zu!
Nicht durch Rock und Narrenglocken
Sollen uns die Pfaffen locken.
Aberglaube, fliehe fort!
Gleich dem Blitz trifft Ronges Wort.

Diese Verse sah im Spätsommer 1844 der Deutsche an hundert Schaufenstern kleben. Der Verfasser blieb unbekannt; aus der Volksseele, hieß es, kommt der Trost spendende Ruf, der ausspricht, was abertausend Herzen seit Monden empfinden. In heftigster Inbrunst, seit Bischof Arnoldi in Trier eine neue Ausstellung des Heiligen Rockes gewagt hat. Noch lebt und thront Gregor der Sechzehnte, durch dessen Breve vor einem Jahr erst bestätigt ward, das nahtlose Kleid, das die Benediktiner in Argenteuil bewahren, sei der Heilige Rock Jesu Christi. Und doch wagt ein Deutscher, ein vom Preußenkönig begünstigter Bischof, deutschen Menschen den alten Aberglauben zuzumuthen. Wagt; und gewinnt. Vergebens wenden Sybel und Gildemeister, wendet, in der selben Stadt Bonn, ihr Kollege Karl Immanuel Nitzsch, Professor und Universitätprediger, in Schrift und Rede sich gegen den Wahn. In sieben Sommerwochen herbergt Trier elfhunderttausend Fremde, die gekommen sind, des Rockes Gnadennähe auf sich wirken zu lassen. Vergebens spottet, als eine Droste-Vischering

durch den Anblick des Rockes von Lähmung geheilt zu sein behauptet, der Gassenwitz: „Du Rock bist ganz unnäthig, drum bist Du auch so gnädig!“ Auf geflügelter Sohle eilt die Kunde von Heilungwundern durchs Moselland und winkt die Bresthaften, die von Ärzteskunst Aufgegebenen sogar herbei. Sybel und Gildemeister haben als Historiker, Nitzsch hat als Theologe gesprochen; ihr Wort ist echolos verklungen. Lauten Widerhall aber weckt ein Aufruf, der aus dem preußischen Osten kommt, den trierer Bischof vor die Schranke des Weltgerichtes ladet und in den Sätzen gipfelt: „Erzürnen Sie nicht die Manen Ihrer Väter, welche das Kapitol zerbrachen, indem Sie die Engelsburg in Deutschland dulden! Schon ergreift der Geschichtschreiber den Griffel und übergiebt Ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung der Mit- und Nachwelt und bezeichnet Sie als den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts.“ Johannes Ronge hatte die Sätze geschrieben; ein junger Geistlicher, der in Laurahütte Kaplan gewesen und, wegen eines allzu freigeistigen Zeitungartikels, vom Amt suspendirt worden war. Hält er, der den Gegner Tetzel schilt, sich für einen neuen Luther? Die Menge umjauchzt ihn als den Erlöser von römischem Mißbrauch. Protestantische Stadtbehörden gestatten ihm, in Kirchen und Rathhäusern zu reden. Rasch schaart sich ihm eine Gemeinde. Deutsch-Katholizismus: ist seine Losung; und er merkt nicht, daß ein schon durch den Namen der ganzen Christenheit zugedachtes Bekenntniß nicht national gefärbt sein darf. Doch diese Vernünftlerreligion, die auf den geweihten Sitz des Christus den „Idealmenschen Jesus von Nazareth“ erhöht, behagt dem wichtigsten Theil der liberalen Presse, die das Morgenroth der Geistesfreiheit zu erblicken glaubt. Ihr ist Ronge Luther und Hutten in einer Person; ist der Mann, der die Hermannsschlacht gegen Rom noch einmal, diesmal auf den Höhen des germanischen Geistes, zu schlagen sinnt, Volksheld und Heiland. Er zieht durch Deutschland, von Breslau bis nach Konstanz, und läßt sich feiern. Endlich, verheißt sein überfließender Mund, wird der Westfälische Friede ausgeführt, der alte, schlimme Kirchenspalt endlich geschlossen; verheißt allen Helfern: „Der unaustilgbare Dank der Geschichte wird Sie durch die Jahrhunderte tragen!“ Und erreicht, daß in Nord und Süd selbst ernste Männer seiner Botschaft glauben, selbst Gervinus in den Deutsch-Katholiken die Träger der Mission sieht, dem deutschen Land eine Nationalkirche zu

schaffen, die kein starres Dogma mehr kennen, nur edle Duldsamkeit und hohe Sittlichkeit pflegen und jeden von fremden Mächten versuchten Druck abwehren werde. Aller Lärm aber, alle Entrüstungrufe und Jubelfanfaren lockern kein Steinchen in den Grundmauern der beiden Kirchen, denen der neue Johannes das unselige Ende bereiten soll. Sein Freund Dowiat hat geschrien: Pereant die Petersburgen in Süd und Nord!' Beide aber, Gregors und Nikolais Burg, stehen auf festem Grund; auch eine Stimme, die gleich der Posaune von Jericho schmettern könnte, würfe die starken Gebäude nicht um. Kann, ohne Christus, eine Christenkirche entstehen und dauern? Dahlmann antwortet: „Auf die Sittenlehre läßt sich keine Kirche gründen. Mir kommt es vor, daß Diejenigen, welche sich an Christus selbst halten, die Kirche ausmachen. Wenn wir Anderen ein- und ausgehen: wir bringen Zug, aber keine Wärme hinein." Wie wahr der in des Herzens Tiefe fromme bonner Professor sprach, sollte sich bald zeigen. Zwar hatte Friedrich Wilhelm der Vierte sich zuerst der schlesischen Bewegung gefreut, weil sie ihm geeignet schien, seinen alten Wunsch zu erfüllen: die Kirchen vom Unrath der Zweifelsucht und des frechen Unglaubens zu reinigen. Da der Kaplan aber zum Mitkämpfer, zum Führer des Demagogenhaufens geworden war und in Evangelischen Kirchen die Gemeinde zum Abfall vom Dogma aufgewiegelt hatte, schrieb der König an den General Thile: „Heute hört man noch nichts von ernstlicher Untersuchung, viel weniger aber von Bestrafung des Frevels!!!!!!! Es ist mein ernster Wille, daß für die Zukunft unserer Kirche der selbe Rechtsschutz gegen die neukatholischen Eingriffe geleistet werde, dessen sich die Römische Kirche bei uns erfreut." Die erste wirksame Warnung war ihm aus Leipzig ins Ohr gedrungen. Da hatte die Menge den vom Pöbelwahn grundlos als Jesuiten verschrienen Prinzen Johann, der von dem königlichen Bruder zur Musterung der Kommunalgarde aus Dresden geschickt worden war, auf dem Roßplatz laut verhöhnt, die Fenster seiner Wohnung im Preußischen Hof mit Steinen beworfen und, nachdem ein übereilter, von dem Prinzen nicht gewünschter Feuerbefehl sieben Menschen tot aufs Pflaster gestreckt hatte, dem Wagen des Abfahrenden einen Hagel von Flüchen und Steinen nachgesandt. In Leipzig war das Konzil des Deutsch-Katholizismus gewesen. Und aus der den Prinzen umjohlenden Schaar

waren Rufe gekommen, die Ronge und den schneidemühler (wegen heimlicher Ehe entamteten) Kaplan Czerski priesen. Revolution? Ringsum roch es danach; und an den meisten Fürstenhöfen dachte man wie in der wiener Staatskanzlei, aus der Metternich schrieb: „Tritt das Uebel einmal deutlich aus dem Versteck, in dem es sich hält, hervor, dann werden die Regirungen sich zu erheben bemüßigt sein, aber Freischaaren gegenüberstehen, denen die geregelte Macht in die Länge nur schwer zu widerstehen vermag.“ In der Kirche wenigstens sollte Friede werden. Und der König, der gestern noch gestöhnt hatte, daß er kein Diplomat sei und mit dem Papst, „dem edlen Greis“, dem sein Gewissen Recht gebe, nicht feilschen könne, entschloß sich nun zu dem Versuch, durch ein diplomatisch geräuschloses Verfahren beiden Kirchen seines Landes endlich die Ruhe, die Reinheit der Glaubenslehre zu sichern.

Beiden: denn auch die Evangelischen waren aus ihrem frommen Frieden aufgeschreckt worden, seit Pfarrer Sintenis die Anbetung Christi verdammt, dadurch den Zorn des Bischofs Dräseke und der berliner Orthodoxen erregt hatte, auf dem köthener Bahnhof die „protestantischen Freunde“ tagten und in Königsberg der Divisionpfarrer Rupp den Soldaten die Unhaltbarkeit des athanasischen Glaubensbekenntnisses erwies. Mußte die neue, aus Geschichtforschung und Naturwissenschaft entkeimte Erkenntniß nicht die alte Glaubenslehre wandeln? In Nord und Süd antworteten, ohne zu zaudern, alle Rationalisten: Ja; wir brauchen ein evangelisch einfaches, nach den Gesetzen der Vernunft abgegrenztes und geordnetes Christenthum, das uns nicht dem modernen Bewußtsein Unerträgliches zumuthet. Unsere Lehre, rief der hallische Prediger Wislicenus, der mit dem magdeburger Kollegen Uhlich den „Lichtfreunden“ voranschritt, weicht weit von der Heiligen Schrift ab. Wie einer Sturmglocke schrilles Läuten gellt das Rebellenwort durchs Land. Hengstenberg, Guericke, Tholuck, alle strenggläubigen Geistlichen schaaren sich zur Abwehr so dreisten Angriffes; glauben die Zeit zu endgiltiger Abrechnung mit dem Rationalismus gekommen, der allzu lange die Kirche Luthers beherrscht hat. Auch der König glaubts. Duldsam will er sein, Keinem die Gewissensfreiheit schmälern, doch von allen nach eigenem Geständniß Ungläubigen das Kirchengebäude säubern. Wer die Landeskirche reformiren will, mag es von draußen ver-

suchen; drinnen darf nur der Treuste weilen, dem nicht der Wille zuzutrauen ist, die Grundmauern des ehrwürdigen Baues zu lockern. Altar und Thron waren in der Vorstellung Friedrich Wilhelms nicht von einander zu trennen. Die Hand, die heute den Altar anzutasten wagt, ballt sich morgen gewiß wider den König von Gottes Gnaden. Die Sektirer werden vor die Wahl gestellt, ihre Reformpläne aufzugeben oder aus der Kirchengemeinschaft zu scheiden. Müssen peinliche Verhöre bestehen und seufzen laut, im Staat Fritzens werde das gute Recht evangelischer Freiheit gedrosselt. Als liberale Staatsbehörden in Adressen ähnliche Bedenken aussprechen, werden sie vom König hart angefahren. (Lieber, schreibt Bodelschwingh an Thile, „wäre es mir freilich, Seine Majestät überließe in solchen Fällen den Ministern die Bescheidung.") Der Summus Episcopus läßt mit seiner Würde nicht spaßen. „Die Frechheit der Feinde des Evangelii wird nachgerade zu arg. Es muß und es soll aufs Würdigste und Allerentschiedenste gegen sie eingeschrittten werden, wo immer der Abfall von Gott vorbereitet wird, um bald vom König abfallen zu können." So zornig wettert der Sanfte. Will keinen Zweifler, keinen von der Lehrnorm Abweichenden länger noch in der Kirche dulden, die zu gemischten („säuischen und apostatischen") Ehen Entschlossenen aus dem Gotteshaus in den Gerichtssaal weisen; und gewährt schließlich, in dem Patent vom dreißigsten März 1847, nur den Sekten, die mit den beiden großen Glaubensgemeinschaften des Westfälischen Friedens im Wesentlichen übereinstimmen, die Befugniß zu rechtlich wirksamer Amtshandlung. Uhlich, Wislicenus, Rupp und andere Dissidenten werden aus der Landeskirche gedrängt. Und Friedrich Wilhelm fordert die erste Evangelische Generalsynode auf, im Geist des ursprünglichen, apostolischen Glaubens allen Christen zuzurufen, daß Preußens Evangelische Kirche den Gläubigen aller Bekenntnisse sich öffne, den Ungläubigen aber die Thür verriegle. Nach langwierigem Streit über Kirchenverfassung und Lehrpflicht blieb das edle Mühen, an dem vornan der fromme Bethmann-Hollweg mitwirkte, fast völlig fruchtlos. Der eifernde König hat die Reinigung der Kirche nicht erlebt. Was der flüchtige Blick für religiöse Inbrunst gehalten hatte, erwies sich als den Ausdruck politischen Mißmuthes. Das Oberkonsistorium, die einzige Schöpfung der mühsäligen Synodalarbeit, war nach der ersten Sitzung

vergessen. Auch an die Deutsch-Katholiken und an die Lichtfreunde dachte bald kein Mensch mehr. Die Revolution kam. Und die Berliner hätten sich, wie aus wüstem Traum Erwachte, die Augen gerieben, wenn sie an die Thatsache erinnert worden wären, daß sie „In den Zelten" für Ronge gestern geredet, geschrien, gefuchtelt hatten.

Auch die Erinnerung an die Wochen, in denen sie sich für den kölner Pfarrer Jatho erhitzt haben, wird über ein Kleines verweht sein; und kaum Einer dann noch begreifen, warum in einem Sommer des Mißvergnügens der Evangelische Oberkirchenrath und das Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten so heftig gescholten wurden. Was war geschehen? Seit sechs Jahren hatte der Oberkirchenrath aus Köln Zuschriften erhalten, die über die Lehre des Pfarrers Jatho klagten. Sie wurden dem Pfarrer vorgelegt; Aussprachen mit dem Generalsuperintendenten und dem Presbyterium folgten und die Kirchenbehörde war froh, daß ihr die harte Pflicht erspart blieb, gegen den tüchtigen, in seiner Gemeindemehrheit beliebten Prediger von Amtes wegen einzuschreiten. Im Jahr 1910 war aus Barmen, wo Herr Jatho gesprochen hatte, wieder eine Beschwerde gekommen; dieser Vortrag, hieß es darin, sei den strenggläubigen Bewohnern des Wupperthales zum Aergerniß geworden, weil er sie erkennen lehrte, wie weit ein zur Landeskirche gehöriger Pfarrer vom Dogma abweichen dürfe. Ungefähr um die selbe Zeit schickte ein Geistlicher dem Oberkirchenrath die Skizze einer Predigt, die er, auf der Reise durch Köln, aus Jathos Mund gehört hatte. Auch diese Skizze wurde dem Beschuldigten vorgelegt und von ihm „eine Erklärung über die richtige Wiedergabe des Predigtinhaltes" gefordert. Die weigerte er; antwortete, er hasse Spione und Spionage, und schalt den Einsender einen „anonymen Denunzianten". Er war im Unrecht. Nicht nur, weil die Anzeige den Namen des Anzeigers genannt hatte: er durfte einem Geistlichen, der die Amtspflicht ernst nahm und sich in seiner Glaubensüberzeugung beleidigt fühlte, die Anrufung der zuständigen Instanz nicht verargen. Der Bäcker, dem ein Brot aus dem Laden gestohlen ward, darf sich an die Staatsanwaltschaft wenden. Der Pfarrer, der die Predigt eines Amtsbruders als Sünde wider den Heiligen Geist echten Christenthumes empfindet und dessen Herz vor der Gefahr einer Heerdenverleitung bebt, soll schweigen; sonst ist er ein verächtlicher Denunziant.

So wills eine Literatenmoral, die für die Freiheit der Menschenseele zu kämpfen vorgiebt. Schützt das Gesetz nur das greifbare Eigenthum, nicht auch den innersten Besitz, die Gefühlshabe des Bürgers? Vermag mancher Schreiber nicht, sich einen Menschen vorzustellen, den die Antastung eines ihm theuren Glaubens, eines Sittengebotes tiefer kränkt als der Diebstahl eines Regenmantels, oder will er dem Gekränkten das Recht absprechen, durch eine Entscheidung der Aufsichtbehörde die Wirrniß lichten zu lassen? Muß der Pfarrer hündisch verstummen, wenn er in einer staatlich anerkannten Kirche eine Predigt gehört hat, die ihm geeignet scheint, eine Gemeinde vom rechten Weg abzulocken: von dem einzigen Weg, der, nach seiner Ueberzeugung, ins Land erlösenden Heils führen kann? Wer solches Erlebniß schweigend hinnähme, wäre ein schlechter Hirt. Der Prediger, schrieb der Oberkirchenrath an den kölner Pfarrer, „hat für jedes auf der Kanzel geredete Wort rückhaltlos einzutreten und muß eben so seiner Gemeinde wie seiner Behörde auf ihre Fragen Rede zu stehen bereit sein. Wenn wir daher, um Ihnen die Möglichkeit genauer Prüfung und vollen Gehörs zu bieten, zum Zwecke der Anerkennung oder Ablehnung jene Skizze selbst Ihnen vorlegten, so durften wir wohl erwarten, daß Sie Kenntniß davon nehmen und nicht hinter eine an sich schon unzulässige Ausrede sich zurückziehen würden.“ Diese Verfügung war vom sechzehnten Februar 1910 datirt. Als in den Evangelischen Gemeindenachrichten Pfarrer Jatho „Andachten“ veröffentlicht hatte, wurde das Feststellungverfahren gegen ihn eingeleitet. Sechs Fragen sollte er beantworten. Da der Oberkirchenrath durch die Aussage des Verhörten die Beschuldigung nicht entkräftet fand, mußte er das Spruchkollegium zur Entscheidung berufen. Das hat am vierundzwanzigsten Juni den angeklagten Pfarrer und dessen beide Vertheidiger gehört und dann beschlossen, ihn, weil er „die grundlegenden christlichen Glaubenswahrheiten verneine“, für immer dem Amt zu entheben.

Von Rechtes wegen. Herr Jatho glaubt nicht an den Gott des Katechismus, den Vater im Himmel, die heilige, ewige Person, an die den Kirchenchristen ein persönliches Verhältniß bindet. Ihm ist Gott die uranfängliche Kraft, die vielleicht, als ewige Vernunft und ordnende Weisheit, die erste Bewegung im All erwirkt hat; vielleicht: denn möglich bleibt auch, daß diese Kraft erst im Men-

schenhirn sehend und wohlthätig wurde. Professor Baumgarten, einer der Vertheidiger vor dem Spruchkollegium, hat selbst gesagt: „Schon im Gottesbegriff weicht Jatho von den Grundlagen des Evangeliums ab.“ Einen Weltenschöpfer, „einen Gott außerhalb der Welt“ wollte dieser Pfarrer nicht anerkennen. Auch nicht den Christus der Kirche. Ich kann, sprach er, ohne Christus auskommen. Der ist ihm nur „die Idee des Genius der Menschheit“; Jesus von Nazareth „ein frommer Mensch, eine Größe der Vergangenheit, die ihr Augenblicksdasein verlor“; ein Held, den der Nachlebende wie andere tote Helden verehren soll. Aus der Kraft, die der kölner Pfarrer „Gott“ nennt, ist ihm der Mensch gezeugt und von ihr wird der entlebte wieder verschlungen, auf daß er ihr Zeugervermögen mehre. Von einem Jenseits, von der persönlichen Fortdauer nach dem Tod hat er auf der Kanzel nicht gesprochen, weil er darüber nie „zu einer Gewißheit gekommen sei“. Also ein Freireligiöser; ein fromm gestimmter Monist. Daß er, mit dieser Ueberzeugung, so lange in der Landeskirche die Liturgie wahren, das Apostolikum künden, taufen, trauen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes Lebende und Tote einsegnen konnte, zeugt von innerer Tüchtigkeit und von äußerer Gewandtheit. Konnte die zum Spruch berufenen Richter aber nicht hindern, zu thun, was die Pflicht ihnen befahl. „Persönliche Freiheit des Glaubens und Gewissens ist heiliges, unantastbares Recht. Unmöglich aber ist, daß die Kirche Jedem, der in ihr das Amt verwaltet, uneingeschränkte Lehrwillkür zugesteht. Das wäre Selbstvernichtung der Kirche. Was Jatho glaubt, schließt ihn von dem Amt der Verkündung des Evangeliums aus.“ Fünfzehn frankfurter Pfarrer, die der Person des Entamteten „alle nur mögliche Anerkennung zu Theil werden lassen möchten“, haben diese Sätze veröffentlicht. Und man braucht vor Erwachsenen nicht erst umständlich zu beweisen, daß der Oberkirchenrath gehandelt hat, wie er handeln mußte. Einem Mann, dessen Sinn dem Dogma so fern, so feindlich ist wie Jathos, kann die Kanzel der Landeskirche nicht überlassen bleiben; auch nicht, wenn seine Predigt wirksam ist und seine Lebensführung vor dem höchsten Sittengesetz bestehen konnte. Soll dem Gläubigen zugemuthet werden, in seiner Gemeindekirche von der Lippe dreier Pfarrer drei verschiedene Lehrmeinungen zu hören und im Innersten, dem er sichernden Trost zu erlangen trach-

tet, dann die Zweifel zum Berg zu häufen? Mußte nicht, wenn die Gesinnung und „vorbildlicher Wandel“ das Recht auf das Predigeramt geben, auch sittsamen und weisen Katholiken, Juden, Buddhisten, auch dem Grafen Tolstoi und Ernst Haeckel die Kanzel der Evangelischen Kirche eingeräumt werden? Wer in die Landeskirche geht, darf fordern, daß der Pfarrer ihm die von der Bibel überlieferte Christenlehre predige; will er andere Lehre vernehmen, Goethes oder Kierkegaards, Feuerbachs oder Renans: tausend Tempel stehen ihm offen. Seid, liebe Leute, doch nicht nur „freisinnig“, wenns Euch in den Kram paßt! Erlaubt Ihr dem berliner Stadtkämmerer, in öffentlicher Rede das Programm der Konservativen Partei laut zu loben? Behielte der Zeitungverleger, in dessen Bereich früh und spät für Herrn Karl Jatho gefochten wird, einen Redakteur, der gewagt hätte, vor allem Volk die Grundlehren des Liberalismus zu tadeln? Würde der Parteivorstand der Sozialdemokratie im sichtbarsten Amt einen Genossen dulden, der offen ausspräche, daß er die Produktion nicht vom Willen der Arbeiter beherrscht sehen möchte? Als ein großer Arzt die Leitung eines Kreiskrankenhauses übernommen und sich in der Behandlung kranker Menschen von einzelnen Normen der Schulmedizin entfernt hatte, hieß es ringsum: Dieser Zustand darf nicht dauern; in einem der Staatsaufsicht unterstellten Krankenhaus ist für Ketzer kein Platz. Als der Bibliothekar der berliner Jüdischen Gemeinde, ein redlicher, in seiner wissenschaftlichen Leistung von den berühmtesten Fachgelehrten anerkannter Mann, eine ernste Kritik der Judenheit, der er sich zugehörig fühlte, veröffentlicht hatte, wurde er, ohne einen Zehrpfennig, aus dem Dienst gejagt; wurde dieses Verfahren von den selben Leuten gebilligt, die den mit einem Jahresgehalt von sechstausend Mark pensionirten Pfarrer Jatho jetzt als einen Märtyrer preisen. (Gesichertes Auskommen, Anspruch auf einen Theil einer Nationalspende, deren Summe schon ins zweite Hunderttausend wächst, höchster, bis übers Weltmeer widerhallender Ruhm, der dem in Rede und Schrift für seine Ueberzeugung Eintretenden Gehör, Beachtung, inneren und äußeren Gewinn sichert: solche Martyrien sind zu ertragen.) Würde einer Freireligiösen Gemeinde die Entlassung eines Sprechers verdacht, der ihr gesagt hätte, das Apostolikum sei die Grundmauer seines Glaubens? Der Gemeinde Adaß Jisroel die Absetzung eines Predigers, der von Jahwe und

Mose spräche, wie Jatho von Jesu sprach? Was jeder anderen Gemeinschaft erlaubt ist, wird den Landeskirchen verwehrt; weil sie, wie in unserem Deutschland, das noch immer nicht das Land der Deutschen geworden ist, fast alle vom Staat geschaffenen und geschirmten Einrichtungen, vom Haß umlauert werden. Allmählich aber wirds Zeit, daß wieder Vernunft zu sprechen anfängt. Jede Kirche, die sich nicht selbst aufgeben will, muß ihr Bekenntniß wahren. Dieses Bekenntniß ist längst nicht mehr Jathos. Zu dem kölner Pfarrer mußte eines Tages drum der Oberkirchenrath reden: „Wir achten Dich als einen würdigen Mann und wollen Dein Haupt, das fromme Menschenliebe herbergt, nicht zausen. Doch da das Schwert Deiner Ueberzeugung die tiefste Wurzel unseres Glaubens, nicht junge Nebenschößlinge nur am alten Stamm der Christenlehre, durchschneidet, da Deinen Klüglerwitz verlebt dünkt, was uns Inbegriff ewig währender Wahrheit ist, müssen wir Dir das Pfarramt nehmen. Vor Mangel und Sorge schützen wir Dich. Geh hin und rede nun, als ein Freier, wie der Geist Dirs eingiebt. Hast Du die Kraft, die freudige Inbrunst des Reformators, so mag Dir das Wagniß gelingen, eine neue Kirche zu stiften und Deinem Sektirerglauben die Zustimmung des evangelischen Volkes zu werben. Noch ist unser die Macht; unser just deshalb aber auch die Pflicht, die Dissidentenzüchtung zu hindern und dem Züchter die Thür zu sperren." Fast so hat das Kollegium gesprochen. Von Rechtes wegen.

Darf es nun ruhig sein oder muß es in der Stille, die dem Taumel folgen wird, die Aenderung der kirchenpolitischen Grundsätze erstreben? Als die erste Generalsynode eine Bekenntnißformel suchte, die alle Geistlichen der preußischen Landeskirche binden könne, empfahl Nitzsch die Vereinfachung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Das wohlgemeinte Unternehmen, sagt Treitschke, „mußte mißlingen, weil sein gelehrter Urheber, trotz seiner reichen Erfahrungen im praktischen Kirchenleben, diesmal doch die Kraft des Volksglaubens doktrinär verkannte; die deutsche Theologie war ja die gelehrteste von allen und fühlte sich deshalb leicht versucht, die Macht der Wissenschaft in der Kirche zu überschätzen. Wagte man, das Apostolikum zu vereinfachen, das älteste und ehrwürdigste Bekenntniß der gesammten Christenheit auch nur in der Form zu verändern, so würden vielleicht einige Hundert gebildeter Männer befriedigt, die Radikalen aber nicht entwaffnet und Millionen schlicht gläubiger Menschen, die doch für un-

sere Kirche genau so viel bedeuten wie die Gelehrten, in ihren frommen Gewissen beirrt." Noch heute würde jede Aenderung der zu kündenden Lehre so wirken. In dem Urtheil des Spruchkollegiums wird Jathos „Einfluß auf viele der Kirche und dem religiösen Leben Entfremdete" erwähnt. Allzu flüchtig vielleicht; vom Boden dieser Thatsache aus konnte das Verfahren belichtet, seine Nothwendigkeit selbst dem Zweifler erwiesen werden. Ist die Aufgabe der Landeskirche, in ihre Häuser Alle zu sammeln, deren Wesen noch einen Rest von Sehnsucht nach den großen Christensymbolen bewahrt hat, an deren Seelengefäß noch der Duft früh gewelkter Frommheit haftet, und Alles zu meiden, was sie abschrecken, was diesen ganz oder halb Ungläubigen die neue Gemeinschaft verleiden könnte? Dann wird sie zur Ethischen Gesellschaft; zum Disputirklub Derer, die nach der Arbeit Erbauliches hören und bereden, doch nicht von der erdünkelten Zinne ihrer Naturerkenntniß herabklettern möchten. Dann aber entläuft dieser terrestrischen Kirche schnell Jeder, der sich an festem, in Jahrtausenden als haltbar bewährtem Glaubensgeländer in die Klarheit tasten will, und Rom triumphirt auf Wittenbergs Trümmern. Dann wird bald aber auch den Zurückgebliebenen das Kirchenschiff zu eng; scheint ihnen die geringe Glaubensleistung, mit der sich der Staat nun begnügt, freier Menschenwürde nicht lange vereinbar. Principiis obsta; sero medicina paratur. Einem Papst der Modernisten würde leichter als Pius dem Zehnten neue Dogmendurchlöcherung abgetrotzt. Und der Rationalistenkirche schwände rasch der anlockende Reiz, wenn ihre Frontinschrift sie als staatliches Lehrgebäude verriethe. Nie ist, in Asien nicht noch in Europa, aus läßlicher Duldsamkeit eine starke Glaubensmacht erwachsen. Was sie, ohne die Verfallsgefahr zu beschleunigen, hinnehmen konnte, hat die Evangelische Kirche hingenommen; mehr schon, als ihrem Kampf gegen die starre Einheit der Römergewalt nützlich war. Nicht alle preußischen Pfarrer reden mit der selben Zunge; fast allen färbt an irgendeinem Punkt persönliches Empfinden die Lehrmeinung. Nur dreien aber ist, im Zeitraum dreier wirren Jahrzehnte, das Verkünderamt aberkannt worden. Gott die blinde Urkraft, die im Menschenhirn sehend wird, der Christus nicht Gottes Sohn, sondern der vorgestellte Genius der Menschheit: solche Lehre durfte die toleranteste Behörde nicht dulden. Nicht auf der Lippe des Predigers, der in der Weihnacht vor der Gemeinde das Wort des

Engels aus dem Evangelium Matthaei wiederholen soll: „Joseph, Du Sohn Davids, fürchte Dich nicht, Mariam, Dein Gemahl, zu Dir zu nehmen; denn das in ihr Lebende ist von dem Heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, den sollst Du Jesus heißen; denn er wird sein Volk von der Sünde erlösen und selig machen". Pfarrer Jatho war der Mann der glaubenlos Frommen (la piété sans la foi: dieser Gefühlskomplex ist bei uns nicht seltener als in Frankreich); Stab und Trost Allen, die sich nicht an ein Dogma ketten, den Christenmythos aber, wie andere hohe Dichtung, ihrem Leben erhalten oder unter dem Kirchendach popular-philosophische Vorträge über die Wonnen und Zinsen der Nächstenliebe hören wollten. Wird ers noch sein, wenn dieses Dach nicht mehr über seiner Kanzel himmelan ragt? Ronges Zeit war vorbei, als ihm der Staatsküster die Domthür verschlossen hatte.

Erwirkt endlich die Trennung der Kirche vom Staat: dann braucht kein Eidschwur wider den schlimmen Modernistengeist, kein Spruchkollegium Euch je noch zu bekümmern. Heischt aber von der staatlich privilegirten Kirche nicht, daß sie Prediger hege, die statt ehrwürdiger Satzung noch nicht festgewordene, vielfarbig schillernde Lehre bieten. Hütet Euch vor dem Thorenwahn, der das Murren politischen Grolles für den Morgenruf eines muthigen Willens zu religiöser Reformation hält. Und lasset Euch, die Ihr den Gottesdienst stolz verschmäht, nicht Götzen aufschwatzen.

Das System Zeppelin.

Am sechsten Juli habe ich Seiner Excellenz dem Grafen von Zeppelin das Heft geschickt, in dem sein Brief und meine Antwort veröffentlicht werden sollten, und in einem Begleitschreiben wiederholt, daß eine Entgegnung, die von der Direktion des Luftschiffbaues ja gewünscht werden könne, spätestens am Morgen des elften Junitages in meine Hand gelangen müsse; sonst sei mir unmöglich, sie ins nächste Heft zu bringen. Sie kam nicht; kam erst, als sie in einer stuttgarter Zeitung erschienen und ihr in der „Zukunft" vom fünfzehnten Juli nicht mehr Raum zu schaffen war. Ich mußte also warten. Und las inzwischen, daß ich „bekanntlich" behauptet habe, das Luftschiffsystem Zeppelins „sei nichts weiter als eine Nachahmung der Erfindung des Oesterreichers Schwarz." Ich bin gewöhnt, über mein Handeln die dümmsten, erbärmlichsten Lügen zu lesen; und beschränke mich auf die Wiederholung

des hier Gesagten. „Ich weiß nicht, ob die behauptete Thatsache (Uebernahme wesentlicher Theile aus Schwarzens System) wahr ist. Graf Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Seine Energieleistung soll nicht geschmälert noch die Selbständigkeit seiner ersten Pläne bestritten werden. Erweislich und erwiesen ist aber, daß er erst lange nach Schwarz das Aluminium als Baumaterial gewählt und Schwarzens ‚Erfindungen und Erfahrungen‘ durch Vertrag und um den Preis der Verpflichtung, die Erben des genialen Agramers entschädigen zu lassen, seiner Gesellschaft gesichert hat.“ Erweislich und erwiesen durch den (am achten Juli hier abgedruckten) Wortlaut der Verträge, die den schwarzischen Erben zunächst fünfzehntausend Mark und von jedem der dreißig ersten verkauften Luftschiffe zehntausend Mark zusprechen. Ich gönne der friedrichshafener Gesellschaft den Vorsprung, den ein ungemein emsiger Direktor ihr erstritten hat; gönne ihr gern auch das von den Affiliirten (die meine Darstellung entweder fälschen oder verschweigen müssen) gespendete Lob; und veröffentliche, um ihr das Recht zur Abwehr nicht zu schmälern, auch hier, was sie erwidern zu können glaubt. Der nette Herr Colsman spricht:

Auf die auf Grund einseitiger Mittheilung der Erben Schwarz wiedergegebenen Darstellungen der Vorgänge gehe ich nicht ein. Die mitgetheilten Verträge bezweckten, wie Jeder leicht erkennen kann, den an David Schwarz gebundenen, damals alleinigen Großfabrikanten von Aluminiumfabrikaten, den Kommerzienrath Berg, frei zu bekommen, damit er auch dem Grafen Zeppelin Material liefern könne. Es ist in diesen Verträgen nicht ausgedrückt, daß Erfahrungen und Patente des Schwarz zur Verwendung kommen sollten, und wenn diese Absicht bei einigen Aktionären, besonders im Anfang bei Karl Berg bestand, so hat sich Graf Zeppelin, wie aus Briefen mit klassischer Deutlichkeit hervorgeht, Dem energisch widersetzt und auch Berg von der Unbrauchbarkeit der schwarzischen Idee überzeugt.

Erstens: Die „Erben Schwarz“ kenne ich nicht. Wußte bis zum zweiundzwanzigsten Juni 1911 nicht, ob und wo sie leben. An diesem Tag erhielt ich aus Soden einen Brief, in dem Frau Melanie Schwarz mir schrieb: „Vierzehn Jahre lang habe ich geschwiegen und, trotzdem unzählige Anfragen an mich gerichtet wurden, keine Silbe über die Beziehungen Zeppelin-Schwarz gesagt. Die Vertheidigung des Grafen Zeppelin durch Herrn Colsman zwingt mich, aus meiner Reserve herauszutreten.“ Die Hauptdaten aus dem Leben Davids Schwarz waren mir (und allen in

der Geschichte der Luftschiffahrt Heimischen) längst bekannt. Zweitens: Die Behauptung, einer Gesellschaft, deren Aktienkapital achthunderttausend Mark betrug, habe nur die Firma Karl Berg aus Lüdenscheid im Jahr 1898 Aluminium liefern können, überlasse ich den Sachverständigen. Drittens: Um Herrn Berg „frei zu bekommen", genügte nach dem Tode des Erfinders, an den er „gebunden war" (wahr?), doch wohl die Zahlung einer Abfindungsumme, die er, wenns ihm richtig schien, mit Schwarzens Erben theilen mochte. Die Möglichkeit, mit einer starken Gesellschaft zu arbeiten, an deren Spitze ein reicher, technisch höchst begabter Graf und Generallieutenant stand, mußte den Fabrikanten kräftiger locken als die Hoffnung, im Bund mit einer völlig mittellosen Witwe ans Ziel des Erfolges zu gelangen. Hier, konnte man ihm sagen, hast Du hunderttausend Mark; mache Dich von Schwarzens Sache frei, aus der nach dem Tode des Systemfinders und nach der Zerstörung seines Luftschiffes kaum noch viel werden kann, und marschire mit uns. Viertens: „Daß Erfahrungen und Patente des Schwarz zur Verwendung kommen sollten, ist in den Verträgen nicht ausgedrückt." Nein. Daß der Käufer die erworbenen Rechte verwenden wolle, steht selten in einem Vertrag. Der (schon neulich hier erwähnte) Paragraph 25 des „Statutes der Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" (Stuttgart, Druck von Karl Grüninger, 1898) sagt aber: „Die Herren Kommerzienrath Karl Berg in Lüdenscheid, Excellenz Graf Zeppelin und Kommerzienrath Ernst Kuhn in Stuttgart haben mit den Erben des verstorbenen Ingenieurs David Schwarz in Agram eine Vereinbarung dahin getroffen, daß den Erben gegen Ueberlassung der ihnen innerhalb des Deutschen Reiches hinsichtlich der Erbauung von Luftschiffen gemeinschaftlich mit Herrn Karl Berg gehörigen patentirten und nicht patentirten Erfindungen eine Entschädigung von fünfzehntausend Mark und eine Abgabe von je zehntausend Mark für die ersten dreißig zum Verkauf gelangenden Luftschiffe gezahlt werde. Diese Verpflichtungen werden von der Gesellschaft den schwarzischen Erben gegenüber als weiterer Gründungaufwand übernommen. Herr Berg hat sich im Zusammenhang mit dieser Vereinbarung bereit erklärt, der Gesellschaft die ihm hinsichtlich der Erbauung von Luftschiffen gehörigen Erfahrungen und Erfindungen, mögen sie patentirt sein oder nicht, ohne besonderen Entgelt zur Verfügung zu stellen." Wer danach noch bezweifelt, daß Schwarzens „Erfah-

rungen und Patente zur Verwendung kommen sollten", kann Verträge nicht lesen oder will die Wahrheit nicht sehen.

Am achten Dezember 1897 richtete Graf Zeppelin an Karl Berg ein längeres Schreiben, aus dem ich einige Sätze hier folgen lasse. „Sehr geehrter Herr Kommerzienrath! Der früheren Einladung Euer Hochwohlgeboren, mich an dem Bau des schwarzischen Luftschiffes zu betheiligen, habe ich nicht zu folgen vermocht, weil dieses mir (wie ich im Einzelnen nachwies) nicht die nöthige Sicherheit für einen künftigen allgemeinen Gebrauch bot. Euer Hochwohlgeboren haben schon damals die Vorzüge meines Entwurfes anerkannt, waren aber gebunden, zunächst einen entscheidenden Versuch mit jenem Fahrzeuge abzuwarten. Dieser hat die eine Seite meiner Behauptung, das Blechkastensystem sei nicht entwickelungfähig, nur zu schnell erwiesen.... Euer Hochwohlgeboren haben diese Nachtheile so vollkommen erkannt, daß Sie auf das Bestimmteste erklärten, niemals mehr nach dem schwarzischen System bauen zu wollen. Auf der anderen Seite haben Sie, durch eigene Kenntnißnahme meiner Entwürfe und deren genauere Prüfung durch Ihren Ingenieur Herrn Tenzer, die Ueberzeugung gewonnen, daß nach diesen gebaute Fahrzeuge aller denkbaren Wahrscheinlichkeit nach bei großer Betriebssicherheit langdauernde Fahrten unter Mitnahme bedeutenderer Lasten ermöglichen werden. Das heißt: daß mit ihnen die Frage der nutzbaren Luftschiffahrt gelöst sein würde. Euer Hochwohlgeboren Anerbietung, mit Frau Schwarz zusammen nunmehr gemeinsam mit mir vorzugehen, bin ich gern entgegengekommen. Die vorzügliche Bearbeitung des Aluminiums in Euer Hochwohlgeboren Fabriken würde die beste Ausführung des Festbaues meiner Fahrzeuge sichern und unsere Verbindung das Vertrauen der Laienwelt erwecken, welches man mir allein bisher nicht zu schenken geneigt war ... Dagegen muß ich Euer Hochwohlgeboren daran erinnern, daß aus unserer Erörterung Dessen, was von Ihrem Luftschiff für das meinige anwendbar wäre, nichts übrig blieb als vielleicht die schwarzische Gitterkonstruktion zur Befestigung der Gondel am Ballon. Diese mag besser sein als diejenige meines Entwurfes, aber sicher ist die letztere, weil von praktischen und erfahrenen Ingenieuren angeordnet und geprüft, vollkommen genügend. ... Gegenüber Euer Hochwohlgeboren gewiß sehr werthvoller Erfahrung in der Bearbeitung des Aluminiums bringe ich einen vollständig ausgearbeiteten und durch die ersten Autoritäten auf den verschiedenen Gebieten nachgeprüften Entwurf bei, dazu die Patente, welche mir das alleinige Ausführungrecht sichern, Kenntnisse in der Aeronautik und den Entschluß, das zweckmäßige Verfahren bei der einstigen Anstellung von Fahrversuchen durch persönliche Leitung zu gewährleisten ..."

Es ist also erwiesen, daß Konstruktiontheile des schwarzischen Luftschiffes nicht übernommen wurden.

Das sagt Herr Colsman. Wer hat behauptet, daß Konstruktiontheile übernommen wurden? Ich? Niemals. Behauptet hats

Herr Colsman; in der „Zukunft" vom vierundzwanzigsten Juni 1911 hat er gesagt: „Lediglich einige Konstruktiontheile am Gerippe waren bei dem ersten Z-Schiff die selben wie bei dem des David Schwarz". Der leider nicht vollständig veröffentlichte Brief des Grafen Zeppelin beweist Dreierlei. Erstens: Daß Berg nur gebunden war, „zunächst einen entscheidenden Versuch mit Schwarzens Fahrzeug abzuwarten"; also nach dem Mißlingen dieses Versuches nicht mit großen Geldopfern freigemacht zu werden brauchte. Zweitens: Daß der Graf seinen Bauplan für viel besser hielt als den von Schwarz entworfenen und ausgeführten. Drittens: Daß er trotzdem gern bereit war, „mit Frau Schwarz gemeinsam vorzugehen". Zwei Monate nach diesem Brief hat er den Vertrag unterzeichnet, der für den Erfolgsfall den schwarzischen Erben dreihundertfünfzehntausend Mark sicherte. Da der Graf dem Aufsichtrath der Aktiengesellschaft vorsaß und in diesem Amt fremde Interessen zu wahren hatte, bleibt nur die Annahme möglich, daß er nach dem achten Dezember 1897 zu einer günstigeren Meinung über den Werth der Erfahrungen, Erfindungen und Patente Schwarzens gelangt war. Sonst wäre der „weitere Gründungaufwand" zwecklos gewesen, das Geld der Aktionäre auf die Straße geworfen worden. Hat ein notariell beglaubigter Vertrag nicht stärkere Beweiskraft als der schroffe Ausdruck einer Erfinderstimmung?

Uebrigens nicht von David Schwarz, sondern von den Ingenieuren Bergs, den Herren Tenzer und von Watzesch, sind die Einzelheiten des schwarzischen Luftschiffes konstruirt. Schwarz war der Bringer der Idee, kein Konstrukteur; daß er ein Luftschiff in Rußland gebaut habe, konnte er nie beweisen und wurde ihm nie geglaubt.

Frau Schwarz hat auf meine Frage, ob diese Angaben richtig seien, geantwortet: „Es handelte sich um die von meinem Mann erfundenen Legirungen des Metalles und um die innere Konstruktion. Karl Berg und seine Ingenieure hatten vorher keine Ahnung von der Konstruktion eines starren Luftschiffes; sie haben nur ausgeführt, was Schwarz anordnete. Daß mein Mann in Petersburg ein Luftschiff baute, ist eine Thatsache, die ich beweisen kann und die gerade Herr Colsman nicht bezweifeln sollte: denn sein Schwiegervater Karl Berg hat auch zu diesem Bau das Aluminium geliefert." Doch bleiben wir bei der colsmanischen Darstellung. Danach war Schwarz ein Schwindler, der von der Konstruktion nichts verstand, nur eine dem ersten Blick leidlich schei-

nende, bald aber als fruchtlos erwiesene Idee hatte und von dessen Leistung nichts irgendwie Beträchtliches zu brauchen war. Und deshalb mußte die erste That der Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt sein, sich die Erfahrungen und Erfindungen dieses Mannes, patentirte und nicht patentirte, zu sichern und seinen Erben dafür dreihundertfünfzehntausend Mark zu versprechen.

Aber Herr Harden behauptet mit Wichtigkeit, der Graf sei überhaupt zur Verwendung des Aluminiums durch die schwarzischen Versuche angeregt worden. Diese Behauptung ist unrichtig und wäre, wenn sie zuträfe, ohne Bedeutung; denn wenn man überhaupt ein starres Luftschiff plante, so war man auf die Anwendung des leichten Metalls genau so angewiesen wie etwa auf die Verwendung des Wasserstoffgases. Man muß schon ein Ueberlaie in Luftschiffdingen sein, wenn man die Verwendung des Aluminiums als etwas Wesentliches der Erfindung des starren Luftschiffes betrachtet. Gleichwohl will ich für Herrn Harden feststellen, daß schon in dem im Jahr 1894 gedruckten Aufsatz über das lenkbare Luftschiff des Grafen Zeppelin zu lesen steht: „Das für den Bau des Fahrzeuges vorgesehene Material ist eine Legirung aus Aluminium.... Bevor die Festigkeitberechnung des Luftfahrzeuges ausgeführt werden konnte, mußte die in der einschlägigen Literatur noch ziemlich wenig bekannte Festigkeit und das Verhalten des Materials eingehend untersucht werden. Zu diesem Zweck wurden Aluminium und dessen Legirungen in den verschiedensten Formen und Verarbeitungen bestellt und in der Materialprüfunganstalt der Technischen Hochschule Stuttgart unter Leitung des auf diesem Gebiet rühmlichst bekannten Professors Dr. Bach eine große Anzahl Materialprüfungen vorgenommen..." Herr Harden wird nicht gut annehmen können, daß das schwarzische Luftschiff, das erst im Jahr 1896 auftauchte, zu Versuchen Anlaß gab, die Graf Zeppelin bereits im Jahr 1892 durch den Ingenieur Kober anstellen ließ.

Unwahr ist, zunächst, die Angabe, Schwarzens Luftschiff sei „erst im Jahr 1896 aufgetaucht". Die Pläne wurden 1890 in Wien, 1894 in Berlin dem Kriegsministerium zur Prüfung vorgelegt; und von derselben Instanz brauchbar gefunden, die den Entwurf des Grafen Zeppelin abgelehnt hatte. Daß der Graf schon 1894 an Aluminium gedacht habe, mag der Artikel beweisen, aus dem drei Sätzchen angeführt werden. Vielleicht haben die Prüfungen und Versuche ihn nicht befriedigt; gewiß ist, daß er den Gedanken wieder fallen ließ. „Wenn man überhaupt ein starres Luftschiff plante, war man auf die Anwendung des leichten Metalles genau so angewiesen wie etwa auf die Verwendung des Wasserstoffgases". Das klingt sachverständig; nicht wahr? Dieser unwahr-

scheinliche Direktor einer Industriegesellschaft verblüfft immer wieder mit neuen Behauptungen; die leider nur stets wieder als unhaltbar erwiesen werden. Deutsches Reichspatent Nr. 98580, Klasse 77, vom einunddreißigsten August 1895. Auf Verlangen des Grafen Ferdinand von Zeppelin in Stuttgart wird die Erfindung eines lenkbaren Luftfahrzeuges patentirt, „welches im Wesentlichen dadurch gekennzeichnet ist, daß es aus mehreren beweglich mit einander verbundenen Fahrzeugen besteht, von denen das eine das Triebwerk enthält, während die übrigen zur Aufnahme der zu befördernden Lasten dienen". In der Patentschrift des Grafen (die in Karl Heymanns Verlag zu haben ist) kommt das Wort Aluminium nicht vor. (Steht auch nichts von einem Verbindungsgang zwischen den beiden Gondeln. Diese Erfindung wurde am letzten Dezembertag des Jahres 1895 dem Amerikaner Eduard Joel Pennington für das Deutsche Reich patentirt. Nr. 95597, Klasse 77. „Gegenstand der Erfindung bildet ein Luftschiffkörper, welcher in der Weise eingerichtet ist, daß er in der Mitte einen in der Längenrichtung angeordneten rohrförmigen Gang besitzt, von welchem aus radiale Verstärkungrohre nach den Seitenwandungen geführt sind. Der Raum zwischen diesem mittleren Gang und den Seitenwandungen des Luftschiffkörpers kann in eine Anzahl Kammern zerlegt sein, welche durch diesen Gang zugänglich sind; gleichzeitig dient der rohrförmige Kanal mit den radialen Rohren zur wirksamen Verstärkung des Luftschiffkörpers." Das ist das Amerikanerpatent, von dem, nach der Angabe des hastigen Herrn Colsman, „hier in Friedrichshafen kein Mensch Etwas weiß.") Aber Aluminium: Das versteht sich ja von selbst. Darauf ist der Planer eines starren Luftschiffes genau so angewiesen wie auf Wasserstoffgas. In seiner Patentschrift sagt aber Graf Zeppelin: „Um dem Luftfahrzeug eine feste Form zu geben, ist es mit einem Gerippe aus Röhren, Drahtseilen und Drahtgeflechten versehen, über welches eine äußere Hülle aus Seidenstoff oder ähnlichem Material gespannt ist." Am einunddreißigsten August 1895 war der Graf also nicht „auf die Verwendung des leichten Metalles angewiesen", sondern wollte seinem Luftschiff eine Seidenhülle geben. Am dritten November 1897 sah er auf dem Tempelhofer Feld Schwarzens Aluminiumschiff aufsteigen. Er hat erst nach Schwarzens Tod ein Luftschiff gebaut;

hat das Aluminium, wie Schwarz, von Karl Berg, die Propeller, wie Schwarz, von Georg Kiefer bezogen und von den schwarzischen Erben die Erfindungen und Patente für seine neue Aktiengesellschaft erworben. Zur Feststellung dieser (für die Geschichte des Luftschiffbaues immerhin wichtigen) Thatsachen bin ich durch den Herrn Colsman gezwungen worden, der, als ich das Gerücht von der Uebernahme schwarzischer Systemtheile erwähnt hatte, hier bündig erklärte: „Die Geschichte ist unwahr.“ Und in keiner Silbe seiner langen „Erklärungen“ ahnen ließ, daß zwischen dem Grafen Zeppelin und den Erben des Oesterreichers Verträge geschlossen worden waren. Als Schwiegersohn Bergs mußte ers wissen.

Genug für heute. Die neuste „Berichtigung“ des friedrichshafener Huckebeines bringt noch eine Verdächtigung der Frau Schwarz (die eines Nöthigungversuches beschuldigt wird) und möchte mich mit beleidigendem Anwurf erreichen. Als ich dem Generalbevollmächtigten Seiner Excellenz geschrieben hatte, die Feststellung, daß der Graf auch diese Invektiven mit seiner Verantwortlichkeit decke, könne wichtig werden, erhielt ich die telegraphische Antwort: „Ihre Annahme, Graf Zeppelin sei für Gesammtinhalt des colsmanischen Briefes verantwortlich, ist unzutreffend. Seine Excellenz kannte den Inhalt nicht, sondern hatte nur Aktenmaterial dazu geliefert.“ Herr Colsman ist mir nicht der Rede werth; er mag weiter durch die Zeitungpaläste tosen und für die ungeheure That von morgen Reklame machen. Graf Zeppelin braucht solche Helfer nicht. Seine bewundernswerthe Energieleistung wird fortwirken; auch wenn er, wie jeder kluge Techniker, das vor ihm Erprobte sich angeeignet hat. Sein System? Nicht einer von all den Sachverständigen, die ich kenne, glaubt noch daran. Kein fremder Staat denkt noch daran, ihm nachzuahmen. (England, das sich in den Tagen deutschen Jubels dazu entschloß, hat schon ein starres Luftschiff verloren und wird das zweite, wie wir das einzig überlebende Z-Schiff, wohl bald in die Schutzhalle bergen.) „Ein neuer Motor! Mehr als neunzehn Sekundenmeter Eigengeschwindigkeit! Ein Luftkriegsschiff, wie kein anderes Volk eins hat!“ Ungefähr so haben wirs oft schon gelesen; anno Nordpol noch vollere Töne gehört. Einstweilen ist nur der nüchternen Frage die Antwort zu suchen, ob die nach so unbewährtem System gebauten Luftschiffe mit dem Steuergeld deutscher Bürger bezahlt werden dürfen.

Andere Zeiten.

Im Jahr 1830 kam sie als sechstes Kind ehrsamer wiener Kleinbürger auf die Welt und blieb das jüngste. Verzärtelt wurde sie darum nicht. Dazu hatten die Eltern keine Zeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde unermüdlich gearbeitet. Man gönnte sich blos das Nothwendigste, um Ersparnisse für das Alter zu machen; an Luxusausgaben durfte nicht einmal gedacht werden. Im Sommer aufs Land zu ziehen, war damals in diesen Kreisen noch nicht Brauch. Man ging an Sonntagen zu Fuß in den Prater oder zu Fuß nach Hütteldorf oder Schönbrunn. Bei solchen Ausflügen kehrte man nirgends ein, sondern schleppte die Mundvorräthe in Körben mit, die selbstverständlich von den weiblichen Familienmitgliedern getragen wurden. Eben so selbstverständlich war, daß die Mädchen im Haus nicht nur den Vater, sondern auch die Brüder zu bedienen hatten. Die Mutter bediente sich selbst. Ein Theater- oder ein Konzertbesuch (auf Stehplätzen) war ein seltenes Fest. Man lud noch seltener Gäste ein, weil es zu viel gekostet hätte, und lebte äußerst zurückgezogen. Die vier Söhne gingen mehrmals in der Woche am Abend aus. Die Töchter blieben bei den Eltern, saßen bei der Oellampe und beschäftigten sich nützlich. Uebrigens kam ihnen nie in den Sinn, sich über die Einförmigkeit ihres Lebens zu beklagen. Die Söhne hatten es besser als die Töchter, hatten mehr Freiheit und Abwechselung. Aber so war es ja überall; sie dachten nicht einmal daran, daß es anders sein könnte und vielleicht auch sollte.

Die ältere Tochter heirathete, als die jüngere sechzehn Jahre zählte. Zwei der Brüder hatten sich auch schon selbständig gemacht und Frauen genommen. Die Eltern, die in Folge ihres mühsamen Arbeitlebens vor der Zeit zu altern begannen, luden, um sich zu entlasten, viel Plackerei auf die Schultern ihrer Jüngsten. Die Führung des Haushaltes gab die Mutter natürlich nicht aus der Hand. Aber die Tochter durfte im Geschäft des Vaters mit thätig sein (die Brüder wollten nicht Geschäftsleute werden) und in den Stunden, die ihr frei blieben, arbeitete sie im Haus, half der Mutter, bediente Vater und Brüder und nähte und flickte.

Im Haus ging es streng patriarchalisch zu. Der Vater war das Oberhaupt der Familie, das nicht nur von Frau und Tochter, sondern auch von den Söhnen unbedingte Unterwerfung verlangte. Die Söhne fügten sich nicht immer: und so gab es manchmal Reibereien und Verdruß. Die Tochter lehnte sich gegen die väterliche Autorität niemals auf. Wenn es hieß: „Der Vater will es so haben", war für sie daran nicht zu rütteln. Aber auch die Mutter, die gegen die Söhne nachgiebig und oft recht schwach war, forderte von der jungen Tochter blinden Gehorsam. Und auch der Mutter fügte sich das junge Mädchen. Alles schien ihr selbstverständlich und konnte nicht anders sein.

Sie litt auch nicht darunter. Die Eltern brauchten und liebten sie

und sie war, mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem fröhlichen Wesen, der Sonnenstrahl des kleinen Hauses. Daß sie sich verheirathe, wünschte weder Vater noch Mutter. Die Tochter war ihnen zu nothwendig, fast unentbehrlich. Und sie selbst dünkte es ganz natürlich, daß sie bei den Eltern blieb, als deren Stütze und Pflegerin im Alter.

Dann aber trat Etwas in ihr Leben, das sie anders denken lehrte: die Liebe. Sie war achtundzwanzig Jahre alt geworden und liebte zum ersten Mal; mit aller Kraft und aus ganzem Herzen. Als gereiftes Weib. Wenn die erste Liebe so spät kommt, wurzelt sie tief und fest und bleibt gewöhnlich die letzte.

Der Mann war Kaufmann wie ihr Vater, nur in größerem Stil. Die Beiden hatten geschäftlich mit einander zu thun und auf diese Weise wurde sie mit ihm bekannt. Wenige Begegnungen genügten, um die zwei Menschen erkennen zu lehren, daß sie zusammen gehörten. Er war fünfzehn Jahre älter als sie, enttäuscht, aber nicht verbittert von einer wenig glücklichen Ehe, die der Tod gelöst hatte, und Vater zweier Knaben, an denen er mit rührender Zärtlichkeit hing. Ihre reiche Frauennatur fühlte sofort: „Dem ist das Leben viel schuldig geblieben und man kann ihm viel geben. Und seine Kinder brauchen eine Mutter." Sie traute sich zu, allen Anforderungen gerecht zu werden: den Mann zu befriedigen und seine Kinder zu lieben. Er zeigte ihr die Photographien seiner Knaben und sie fand, daß sie ihm glichen. Er erzählte ihr von seinem Heim in Prag, in dem die Frau fehlte, und sie fühlte, daß sie vom Schicksal ausersehen sei, die Lücke auszufüllen. Mit einer Art von schwärmerischer Anbetung betrachtete der reife Mann das voll erblühte, kräftige Mädchen, das Alles in sich vereinigte, was er, ohne zu hoffen, ihm jemals zu begegnen, ersehnt hatte, und fragte sie, zitternd und zaghaft, ob sie mit ihm nach Prag ziehen und seine Frau werden wolle.

Bevor sie Zeit gefunden, freudig Ja zu sagen, fügte er hastig hinzu: „Eins aber, das Sie nicht zu wissen scheinen, muß ich noch erwähnen, ehe Sie mir antworten." Und mit nicht ganz sicher klingender, leicht bedeckter Stimme sagte er ihr, daß er ein Jude sei.

Sie wurde totenblaß. Das Glück versank vor ihr und der graue Alltag war wieder da. Nie würden ihre frommen Eltern darüber wegkommen. Das wußte sie.

Es war gar nicht daran zu denken, den Vater auch nur zu fragen. Der Mutter freilich wollte sie sich anvertrauen. Aber auch da bliebs beim bloßen Versuch. Die Mutter gebot ihr schon nach der ersten scheuen und stockenden Andeutung, zu schweigen. „Lieber sähe ich Dich tot vor mir." Und der Vater! „Willst Du Deinen alten Vater ins Grab bringen?" Sie sah sich vor einer Mauer, die weder einzurennen noch durch Geduld und Bitten und Warten langsam abzutragen war.

Der Mann verzichtete nicht leicht. Er kam immer wieder, schrieb immer wieder. Versprach, sich und seine Kinder taufen zu lassen; seine Frau werde alle Freiheit haben, nach ihrer Religion zu leben. Die

Mutter blieb fest. Es gelang ihm kein einziges Mal, das Mädchen zu sehen und zu sprechen. Und seine Briefe schickte ihm die Mutter uneröffnet zurück. Die Tochter mußte geloben, ihm nie zu schreiben; und sie gehorchte. Endlich gab der Mann den Kampf auf, kam nicht wieder und schrieb auch nicht mehr.

Sie hätte einen Anderen heirathen können, wenn sie gewollt hätte. Aber sie wollte nicht. Ihr Herzensleben war zu stark entwickelt, als daß sie der Stimme der Natur, die in ihr nach Frauen- und Mutterglück rief, Gehör leihen wollte. Dem Manne, den sie geliebt hatte, mußte sie entsagen. So wollte sie auch keinem Anderen angehören, wollte dem Einen im Herzen treu bleiben. Doch ihre Weibnatur lehnte sich gegen den ihr aufgezwungenen freudlosen Coelibat heftig auf. Die Sehnsucht nach dem Manne war in ihr erwacht und kam nicht wieder zur Ruhe. Ihre Gemüthsart veränderte sich. Sie, die Gleichmäßige, Gelassene, Fröhliche, hatte jetzt „Stimmungen“, deren sie nicht Herrin werden konnte. Sie war oft reizbar, ungeduldig, schwer zu behandeln. Die Mutter schalt mit ihr: „Du bist ja wie ausgewechselt!“

Sie wars; und wußte auch, warum sie anders geworden sei. Und das Unerträglichste war: der Druck, den sie auf dem Herzen spürte, wollte nicht weichen. Wie eine Last lag es auf ihr, so dumpf und schwer. Die Jahre vergingen. Sie erfuhr, daß der Mann, dem sie hatte entsagen müssen, endlich doch eine andere Frau geheirathet hatte, und nahm an, er habe sich über ihren Verlust vielleicht getröstet. Aber der Druck auf ihrer Seele blieb unverändert dumpf und schwer. Es war nicht Schmerz um ihr verlorenes Frauenglück; auch nicht Groll gegen die Eltern und deren Vorurtheile. Es war etwas Schlimmeres: die Empfindung einer unsühnbaren Schuld, die sie sich nicht vergeben konnte. Einem Schatten gleich folgte ihr diese Schuld, stand bei der Arbeit neben ihr, neigte sich auf sie herab, wenn sie betete, und hockte neben ihr, wenn sie in ihrem einsamen Bette lag. „Ich hätte nicht gehorchen dürfen.“ Nie ließ dieser Gedanke sie los. „Ich hätte nicht dürfen.“

Und die Jahre verrannen. Der Vater starb und kurze Zeit darauf die Mutter. Die jüngeren Brüder saßen auch schon am eigenen Herd. Alle ihre Geschwister hatten Kinder und sie freute sich der lieben Nichten und Neffen, die ohne Ausnahme an ihr hingen. Die Eltern hatten der einsam gebliebenen Tochter ein kleines Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie einfach, aber sorglos leben konnte. Das Geschäft war verkauft worden. Sie hatte eine saubere kleine Wohnung und hielt sich ein Dienstmädchen. Immer war sie nett gekleidet und immer noch unverändert arbeitsam. Die Brüder und deren Frauen, die Schwester und der Schwager nahmen die Einsame oft in Anspruch. Man rief sie, wenn ein Kind krank war, wenn man die Wohnung wechselte oder aufs Land zog und es mehr als gewöhnlich zu thun gab, wenn man verreisen und die Kinder unter ihrer Obhut lassen wollte. Sie wurde oft gebraucht und war froh darüber. So überflüssig wäre sie sich sonst er-

schienen, seit die Eltern in der Erde lagen. Aber zu echter und rechter Heiterkeit gelangte sie niemals wieder.

Sie war Siebenzig geworden und hatte jetzt schon Großnichten und Großneffen, die man ihr anvertraute, wenn die Kinder zu Haus im Wege waren. Noch immer zeigte sie sich unverändert hilfbereit; aber eine gewisse Müdigkeit kam manchmal über sie. Oft hätte sie bitten mögen: „Laßt mich allein. Ihr seid so laut und ich bin alt und ruhebedürftig!“ Aber sie sprach es nicht aus. Sie konnte, nach der Anlage ihrer Natur, Keinen kränken. Nur einmal hatte sies gekonnt. Das fiel ihr immer wieder ein....

Die Magd, die sie seit etwa einem Jahr hatte, machte ihr manchmal Vorwürfe. Sie hing an ihrem Fräulein und ärgerte sich, daß die große Familie so oft Dienste von der alten Dame beanspruchte. „Man soll nicht zu gut sein“, sagte das Mädchen. „Was hat man denn davon? Die Menschen verlangen immer noch mehr von Einem.“

Die Magd war ein Kind vom Lande und hatte es nicht gerade nöthig, bei fremden Leuten zu dienen. „Aber die Mutter hat mich aus dem Haus vertrieben“, erzählte sie ihrem alten Fräulein. „Sie ist zu böse. Den ganzen Tag hab' ich arbeiten müssen und nichts dafür gekriegt. Hier hab' ich doch meinen Lohn und werde freundlich behandelt. Zu Haus hats nichts gegeben als Schelte und Püffe und grämliche Gesichter. Mutter hat mich nämlich mit einem Alten verheirathen wollen. Geld hat er; aber ein alter Mann! Dreißig Jahre älter als ich! Ich danke schön. Und so habe ich Nein gesagt und wieder und wieder Nein. Das hat mir Mutter nicht verzeihen können. Und um endlich Ruhe zu haben, bin ich nach Wien.“

Das alte Fräulein sah das stramme, hübsche Mädchen mit einer gewissen Achtung an. „Die hat den Muth gehabt, ihrer Mutter Nein zu sagen und wegzulaufen“, dachte sie. Dann lächelte sie ihrer jungen Magd freundlich zu: „Es wäre auch schade um Dich gewesen, Elise. Jung, hübsch und kräftig, wie Du bist, gehörst Du zu einem Jungen und nicht zu einem Alten. Gern muß man einen Mann haben, wenn man mit ihm glücklich sein und ihn glücklich machen will.“

„Das sage ich auch!“ rief das Mädchen eifrig. Sie war prächtig gewachsen und hatte ein frisches, hübsches Gesicht. Alle Männer drehten sich nach ihr um, wenn sie über die Straße ging. Mit Wohlgefallen betrachtete die alte Dame die hochgewachsene, volle Gestalt und das von blondem Haar eingerahmte jugendfrische Antlitz.

„Sei nur vorsichtig, Elise!“ warnte sie. „Du gefällst den Männern. Aber nicht Alle meinen es ehrlich mit Euch Mädchen.“

Elise warf den blonden Kopf zurück. „Das gnädige Fräulein können ganz ruhig sein“, sagte sie. „Ich will mich schon in Acht nehmen.“

Aber nach kurzer Zeit merkte das gnädige Fräulein Etwas. Elise lief so oft auf die Straße und blieb stets verdächtig lange drunten. Einmal sah die alte Dame vom Fenster aus die Magd mit einem Manne am Thor stehen. Und wenn Elise von der Straße kam, war sie so merk-

würdig erhitzt und erregt. Und an den Sonntagen, wo sie „Ausgang“ hatte, kam sie viel später nach Haus als früher.

Das alte Fräulein nahm sie ins Gebet: „Was ist denn mit Dir, Elise? Hast Du etwa eine Bekanntschaft?“

Sie leugnete nicht, wurde aber flammend roth.

„Wer ists denn? Hoffentlich ein anständiger Mensch?“

„Das schon“, antwortete Elise leise und senkte das blonde Haupt. „Der neue Kaufmann um die Ecke ists. Ich hole jetzt Alles, was wir brauchen, aus seinem Geschäft und er führt gute Waare. Und ... er gefällt mir.“

„Aber, Kind, ein junger Kaufmann, ein Anfänger vermuthlich! Der braucht eine Frau mit Geld.“

„Ich habe mein kleines Erbtheil vom Vater und er hat auch von seinen Eltern geerbt. Und er ist verliebt in mich. Gar nicht zu sagen, wie!“

Das alte Fräulein mußte lächeln. „Das glaubt Jede von Jedem, der ihr schön thut, Elise.“

„O nein! So Einer ist er nicht. Er hat mich wirklich gern. Und er will auch nächsten Sonntag mit meiner Mutter reden. Ich werde ihr schreiben, daß sie nach Wien kommen soll, hierher, wenn gnädiges Fräulein es erlauben; und da will er um mich werben bei der Mutter.“

„Na, wenn die Dinge so stehen, dann schreib' ihr nur. Sie wird sich freuen, Deine Mutter.“

Elise schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht“, sagte sie.

„Weshalb denn nicht? Wenn er ein tüchtiger Geschäftsmann und nicht arm ist...“

„Das ist schon wahr. Aber da ist Etwas, das die Mutter kränken wird: die Verschiedenheit der Religion. Er ist nämlich ein Jude.“

Der Alten wars, als stieße das ahnunglos ausgesprochene Wort ein Messer durch ihr Herz. Etwas endlich Verblaßtes, doch nie Vergessenes und nie Verwundenes regte sich und zog und zerrte an ihrem armen alten Herzen, daß sie zu ersticken meinte. Doch es ging schnell vorüber. Sie hatte schweigen und sich beherrschen gelernt.

„Entsag' ihm nicht, wenn Du ihn lieb hast“, sprach sie fast beschwörend und legte die zitternde Hand auf den runden Arm des Mädchens. „Du würdest es Dein ganzes Leben lang bereuen.“

Mit großen, verwunderten Augen blickte Elise ihr altes Fräulein an. „Daran denke ich nicht einmal“, sagte sie ruhig. „Wenn es meiner Mutter nicht paßt, daß ich den hübschen jungen Juden ihrem scheußlichen alten Christen vorziehe, ... so wird mirs leid sein. Aendern aber wird es an meinem Entschluß nichts.“

„Bist Du so sicher?“ fragte die Alte mit schwacher Stimme. „Wirst Du fest bleiben, wenn Dir die Mutter ihren Segen weigert?“

Das Mädchen richtete sich in ihrer ganzen stolzen Höhe auf. „Darauf bin ich gefaßt, gnädiges Fräulein. Und wenn sie mich nicht segnen will, so müssen wir uns eben ohne ihren Segen behelfen. Ich sage mir: Gott hat mir die Liebe zu einem Juden ins Herz gesetzt. So will

er wohl haben, daß ich diesen Mann gern habe. Ich lasse mir mein Glück und meine Liebe von Keinem nehmen. Auch von meiner Mutter nicht. Sie ist im Stande, mich zu verfluchen, besonders, wenn sie hört, daß er und ich konfessionlos werden wollen, um heirathen zu können."

„Warum will er sich nicht taufen lassen?" fragte das alte Fräulein mit fast tonloser Stimme. Der Andere hatte es thun wollen, ihr zu Liebe!

„Er mag nicht. Er sagt: Ich kann nicht Dinge geloben, an die ich nicht glaube. Und ich denke: Wenn wir einander gern haben und brav bleiben, so wird der liebe Gott auch unser Gebet erhören."

„Und wenn Deine Mutter Dich nun wirklich verflucht?"

Die Blauaugen des Mädchens flammten zornig auf. „Der Fluch einer Mutter, die ihr Kind verwünscht, weil das Kind von seinem Glück nicht lassen will, fällt auf die böse Mutter selbst zurück. Flucht sie mir, weil ich einen braven Menschen lieb habe, der zufällig ein Jude ist, so ist es aus zwischen ihr und mir. Einer solchen Mutter frage ich nicht mehr nach. Sie ist tot für mich."

Die Alte sagte nichts mehr. Bei Der war nichts zu befürchten. Die wußte, was sie zu thun hatte, und würde auch nicht von ihrem geraden Weg abweichen. Ueber Die hatte eine scheltende alte Mutter keine Macht. Die folgte dem Gebieterruf der ewigen Natur.

„Geh!" Das alte Fräulein winkte mit der Hand. „Du bist in Deinem Recht, Kind. Gott segne Dich und den Mann, den Du so lieb hast."

Die Magd küßte ihr die Hand und ging. Und die Alte saß da und sann mit stillem Nicken vergangenen Zeiten nach, wo man sich von kurzsichtigen Eltern sein Glück zerbrechen ließ, um eines Wahnes willen.

Wien. Emil Marriot.

Anzeigen.

Deutsche Kunst und Dekoration. Herausgegeben vom Hofrath Alexander Koch in Darmstadt.

Diese Zeitschrift (wie auch die „Innen-Dekoration") habe ich ins Leben gerufen, um den Forderungen der Zeit und den modernen Kunstbestrebungen zu dienen, um allen Ausstrahlungen der Kunst zwischen ihren Polen (Künstler und Publikum) einen innigeren und wirksameren Stromkreis zu sichern. Es war nicht mein Ziel, die künstlerische Produktion lediglich in guten Abbildungen zu registriren und zu vermitteln; ich wollte die Künstler aller „Richtungen" einander näher bringen, ihnen die Bahn ebnen helfen, unbekannten und jüngeren Talenten einen Platz an der Sonne verschaffen und den Meinungaustausch der Künstler und Kritiker in den Dienst hellen Lebens stellen. Die Annäherung und Durchdringung der früher sich verzettelnden und aufreibenden Ideen und Kräfte halfen die dreizehn Jahrgänge meiner

Zeitschrift verwirklichen. Dank den Künstlern und Schriftstellern, die an diesem Werk mitgearbeitet haben! Das moderne Gewand, die sorgsame drucktechnische Ausstattung der Zeitschrift haben den Erfolg erleichtert; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die edlen Qualitäten der Meisterwerke des heutigen Kunstgewerbes in nur gleichwerthiger Darbietung dem Leser näher gebracht werden können. Die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ will Sammler und Spender sein, vermitteln und einen, klären und befruchten, ohne engherzige Scheidung zwischen Deutschland und dem Ausland.

Darmstadt. Hofrath Alexander Koch.

Ein Spazirgang in Japan. Von Bernhard Kellermann. Verlag von Paul Cassirer in Berlin.

Der Dichter von Ingeborg und Yester und Li wurde durch eine seltsame Laune für einige Monate nach Japan verschlagen. Er durchreiste, richtiger: er durchbummelte das Land als ein neugieriger Müßiggänger. Er sah, wie er sagt, sonderbare und unglaubliche Dinge, die er flüchtig, wie sie ihm vors Auge gekommen waren, festzuhalten suchte. Die von diesen Spazirgängen heimgebrachten Eindrücke sind also fern von jeder „Objektivität“. Der Dichter hat sich auf keinerlei Studien oder Untersuchungen eingelassen: er beansprucht nicht einmal, wie irgendein Forschungreisender, ernst genommen zu werden; vielmehr scheint der Uebermüthige sich mit seiner Faulheit zu brüsten. Und sein Werk rechtfertigt ihn. Es hat etwas Absichtloses, Ungewolltes und Ungezwungenes und der Müßiggang, der es reifen ließ, ist der göttlichen Faulheit verwandt, die alle Romantiker liebten und viele in Hymnen besangen. Aus lustiger Muße entstand ein liebenswürdiges Buch: voll von bunten Bildern aus dem japanischen Leben, frisch, kapriziös und von übermüthiger Sinnlichkeit.

Der Knabe Wlaß. Roman von Ossip Dymow. Verlag von Paul Cassirer in Berlin.

Ossip Dymow, der junge russische Dichter, dessen „Nju“ von Reinhardt in den Kammerspielen aufgeführt und von der ernsten Kritik als ein ungemein schönes Werk gerühmt wurde, hat einen Roman geschrieben; im Mittelpunkt steht ein Knabe, der sich zum Künstler berufen fühlt und in einer Familie aufwächst, deren einzelne Mitglieder zu beobachten ihm die einzige Wollust ist. Wundervoll ist an dem Buch, mit welcher unerbitterlichen Wahrhaftigkeit der Dichter das Verhältniß der Geschwister zeichnet und erkennen läßt; wie unsentimental, wie roh, wie brutal sie sich gegen einander und gegen die Mutter verhalten. Das Buch ist in einem impressionistischen Stil geschrieben, der das Unberechenbare der Vorgänge in der menschlichen Seele zu fassen sucht, der überrascht und überrumpelt und doch durch schlichte und ernste Sachlichkeit das Vertrauen des von der tiefen Menschlichkeit des Dichters ergriffenen Lesers gewinnt. Paul Cassirer.

Das Rokoko.*)

Mir lag nicht daran, in diesen Bildnissen aus einer Zeit ein Vergangenes zu beschreiben, „Beiträge zur Chrestomatie des Gewöhnlichen“ zu geben, wie Rudolf Kaßner diese Geschichtbeschreibung nennt, die mit einer noch so großen Gelehrsamkeit Menschen, Dinge und Denken einer Zeit lebendig zu machen sucht, die durchaus tot sind, da sie sich völlig in ihrer Zeit verbraucht, Alles, was sie hatten, an ihre Zeit restlos abgegeben haben. Der Historiker, als welcher nicht ein Antiquar ist, wird immer die Geschichte seiner eigenen Zeit schreiben, sofern er nur auch in seiner eigenen Zeit mit ganzer Theilnahme lebt, seine eigene Zeit erleidet.

Das achtzehnte Jahrhundert hat (vielleicht aus einem Ueberfluß an Dokumenten) in der heutigen Kenntniß unter dem Toten und dem in seiner Zeit Verbrauchten mehr als irgendeine Zeit zu leiden, so sehr, daß diese Zeit uns ferner scheint als je eine vor ihr. Die Revolution dünkt uns so sehr die definitive Endigung des Alten und Anfang unserer vermeintlich ganz neuen Geschichte zu sein, daß wir ein Besonderes in dem Allgemeinen gar nicht mehr wahrnehmen und in einem Schlagwort jene Zeit kritisch verdichten und erledigen, wo wir in allem Wesentlichen uns mit den Dingen noch immer auseinandersetzen und auf Fragen Antworten suchen, die eben dieses achtzehnte Jahrhundert zum ersten Mal gestellt hat. Die sichtbaren Wirkungen markiren in der Geschichte durchaus nicht immer. Das thun die Ursachen. Die Revolution, von der wir uns so neu datiren, ist früheren Datums als 1789, wovon das heutige Bürgerthum Zeuge ist, dessen Geburtstunde zusammenfällt mit jener von Rousseaus Literatur, deren träumerisch-verlogene Sprache dieses Bürgerthum bis heute, nicht zu seinem Vortheil, redet, wann immer es sich auf der Tribüne äußert. Im Kontor spricht es zu seinem Glück ja Englisch.

Unsere Zeit gefällt sich darin, zu der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, der letzten, welche die Menschengeschichte zusammenbrachte, sich gegensätzlich zu charakterisiren und die sehr unverstandenen Werthe dieser Kultur mit einem negativen Vorzeichen zu versehen. Man vermeint jene Zeit oberflächlich und äußerlich, weil man sich selber tief und intensiv vorkommt: daß diese Tiefe und Intensität sich noch keine Formen geschaffen, es zu keinen kulturellen Werthen gebracht haben, läßt die Menschen unserer Zeit nicht etwa an dem Vollbesitz dieser Qualitäten zweifeln, sondern soll eben ihre ganz außerordentliche Fülle bestätigen. Wobei man gar nicht achtet, daß diese heutige Zeit, so weit sie es überhaupt zu verbindenden Formen bringt, im besten Fall nur Formen der alten Zeit unbewußt parodirt. Sie kann eben nichts An-

*) Aus der Einleitung in den neuen Band „Das Rokoko“ (den dritten von Bleis „Vermischten Schriften“), der nächstens bei Georg Müller in München erscheinen wird.

deres, da ihr die Tiefe und Intensität der alten Zeit, aus der heraus diese Oberfläche wurde, durchaus fehlen.

Das neunzehnte Jahrhundert verbrauchte das Erbe des achtzehnten ohne Talent, aber mit einem schlechten Gewissen. Deshalb wollte es sich in einen Gegensatz zu dem achtzehnten Jahrhundert gesehen wünschen, dem es aber im Wesentlichen denkerischer und ethischer Einstellungen viel näher ist als etwa dem Rokoko das siebenzehnte Jahrhundert. So daß man eine bestimmt zu charakterisirende Periode von 1740 etwa bis auf heute datiren kann, der vielfach gemeinsame Tendenzen eignen und die nur durch den Mangel der Formen bildenden Kräfte im neunzehnten Jahrhundert von einander unterschieden sind. Die Formen, die sich die ältere Zeit geben konnte, haben in der neueren Zeit nur noch in der leblosen Konvention eine (bestrittene) Existenz, in ihrer toten Nachahmung und Parodie, aber sie sind nicht mehr die Vielfachheit in ein Ganzes bindend und Hintergrund schaffend. Die Leichtigkeit und scheinbare Voraussetzunglosigkeit der Formen des Rokoko gelten heute als Wesen und Gesetz für alle Form, in der man nichts als ein „Aeußerliches“ sieht, das man ganz eklektisch wählen kann. Die neue Zeit hat so alle Formen kopirt, aber keine einzige aus sich geschaffen. Das Rokoko verbarg Zweck, Konstruktion und Elemente hinter dem Ornament; man hob scheinbar alle statischen Gesetze auf und gefiel sich im Illusionismus; man vermengte Plastik und Architektur. Kirchen machte man wie Theater, Schlafzimmer wie Altäre; Bäume und Sträucher schnitt man zu Thierformen; Cascaden ließ man scheinbar aufwärts fließen. Das Gespräch und der Brief wurden die beliebtesten Ausdrucksformen, auch für gelehrteste Dinge, denn man besaß die Tiefe und wollte sie an die Oberfläche bringen, in die sinnliche Form. In der Musik hatte das Rokoko sein Genie. Ja, dieses „oberflächliche“ Jahrhundert kultivirte, an die Formen des Lebens glaubend und sie zu schaffen begabt, seine Oberfläche um so intensiver, je mehr Kräfte von unten sich rührten, welche die Formen dieses Lebens in Zweifel stellten, weil sie dieses Leben selbst verwarfen. So stark war die Kraft zur Form und die kulturelle Verpflichtung zur Oberfläche, daß sich die Tiefen und Neuen selber darein begeben mußten. Diderot wie Rousseau, Lessing wie Goethe, Haendel wie Bach und Mozart wie Beethoven, Watteau wie Fragonard: im Besten wie im Schlimmsten lebte das neunzehnte Jahrhundert von diesen größten Energien des Rokoko, was die Episode der deutschen Romantik, was Die natürliche Tochter, was Beethovens letzte Quartette nicht zu ändern vermochten: weil sie einer Zeit angehören, die sich noch nicht erfüllt hat.

Was sich im Gefühl am Stärksten gegen die Bindungen seiner Zeit stellte, wurde unser schlimmstes Erbe: Rousseau. In Tolstoi verbrauchen wir dieses Erbes letztes Stück. Rousseaus lyrischer Sentimentalismus wandelte sich in den Spleen. Dieser dann in den Pessimismus, der in letzter Wandlung einen anarchischen Individualismus und seinen Zwillingbruder, den protestantischen Sozialismus, zeugte.

Da sind die Etapen im Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Wir sind bemüht, uns mit den letzten Resten auseinanderzusetzen: es scheint also, daß wir eine neue Einstellung haben, wenn sie auch noch ohne distinkte Form ist.

Die Aufklärung setzte die Vernunft auf den Thron (man mußte über den Abgrund Pascals hinwegspringen) und machte die Welt nach ihrem Bilde vernünftig. Sie entkleidete die Religion und das Gefühl stand nackt und blos und verklagte die vernünftige Welt. Rousseau gab dieser Anklage das eindringlichste Wort, denn in ihm war die Leidenschaft stark genug, daß er das Einzelne verallgemeinern und sagen konnte: „Der denkende Mensch ist ein depravirtes Thier.“ Und von sich: „Je ne suis fait comme aucun de ceux que j'ai vus; j'ose croire n'être fait comme aucun de ceux qui existent“ oder „Je suis un être à part.“ Dieser leidenschaftliche Glaube an sich selbst mußte nur noch stärker werden aus der Einsicht in den Widerspruch zwischen Leben und Predigt dieses ganz unsozial Empfindenden. Er predigte die Liebe und gab seine fünf Kinder ins Findelhaus; er predigte gegen Glanz und Verschwendung und lebte auf Kosten großer Herren; er eiferte für die Demokratie und hing an den Schleppen der Aristokraten; er weinte über den Reizen der Reinheit und bewies sie nur als Ausnahme von der Regel; unsozial stellte er der Gesellschaft das Gesetz, Rückkehr zur Natur verlangte der Unnatürlichste seiner Zeit. Er war ein Schriftsteller, den seine Worte trunken machten, und diese Trunkenheit seiner Worte schuf die Erregung, nicht die Macht seiner Ideen, die keinerlei Bestürzung bewirkten. Es ist gewiß nicht schwer, zu beweisen, daß Rousseau nicht hatte, was man Ueberzeugungen nennt. In seiner Preisschrift war er für die Künste als Förderer der Menschheit. Diderot rieth ihm, journalistisch aufgelegt, den entgegengesetzten Standpunkt als den interessanteren: und Rousseau schrieb gegen die Künste als Verderber der Menschheit. Er war ein journalistisches Genie, das nicht besser als von Marat, Saint-Just und Robespierre citirt werden konnte. Ja, er war ein Dichter, ein Literat, ein Journalist, aber an der Einsicht, daß er sich mit allen drei Talenten in geheimen Widerspruch zu irgendeinem Etwas in sich setzte, nährte sich die Leidenschaft dieses Menschen und trieb ihn ins Grenzenlose. Er liebte die Menschheit und konnte mit keinem Menschen in einem einfachen Frieden leben; er war ein Selbstgerechter: „Ich war ein Sklave in meinen Lastern, aber in meinen Gewissensbissen bin ich ein Freier.“ Das Motiv ist mehr als die That: diese Praxis der Quietisten brachte Rousseau in die Literatur und sie hatte davon ihren Charakter bis auf den heutigen Tag, dessen Psychologismus eben im Sterben liegt. Und diese Praxis bedeutet im Ethischen eine Vereinfachung des moralischen Mittels, die den Reichthum der Oberfläche so mindert wie die Lust dazu. Dies bleibt Versuch und Forderung die ganze Zeit, bis auf Tolstoi. Die Umkehrung, die Nietzsche bifrons, der vorwärts und rückwärts Gewandte, zwischen den Zeiten Stehende, dem Satze gab: „Ich bin frei in

meinen Lastern und ein Sklave in meinen Gewissensbissen“, diese Umkehrung sagt Rousseaus Satz noch einmal, denn Rousseaus Erlebniß lebte auch in Nietzsche noch und war ein Schrei aus persönlicher Noth; ob das Wort so ist oder so: Das ist keine Unterscheidung im Wesentlichen. Er sah nur als Erster das Ende einer Zeit, ahnte in Qual und Sehnsucht die neue und suchte doch, noch ganz in der Gewohnheit der alten vernünftigen Zeit, das Leben zu „beweisen“, um es zu leben.

Entblößt von aller Form, die es sich im Werden gab, lebte das Geistige der alten Zeit chaotisch in der neuen Zeit zu Ende. Im Unverständniß aller Form hielt die neue Zeit die Form für Spiel und Laune, konnte sich keine geben, war „Natur“, wie sie meinte, und nahm Formen vor wie Masken. Voll von Erschütterungen und Skurilitäten war diese Zeit, in die noch unsere Jugend fiel. Sie schreibt Null nun, da sie ihre Bilanz macht. Wie von einem Vergangenen möchte man schon von ihr sprechen und die neue auflebende Zeit erinnern, daß wir in den Bildungen des Rokoko stärkere Stützen haben für die Haltung, die uns nöthig ist, als in „Stil“ und „Wissen“ und „Fortschritt“, diesen drei Fetischen des neunzehnten Jahrhunderts.

München. Dr. Franz Blei.

Handelsverträge.

Seit den Tagen der Kämpfe um den deutschen Zolltarif hat sich auf den Gebieten der Handelspolitik Manches geändert. Länder, die vor fünf Jahren noch schüchtern waren, fühlen sich nun stark genug, um mit den Gedanken der Zollautonomie zu spielen. Das haben die Verhandlungen mit Schweden, mit Japan gelehrt; und auch Rußland, das sich schon auf das Feilschen um die Zollsätze vorbereitet, versucht, sich sehr sicher zu zeigen. Weil man selbst vorwärts gekommen ist, vergißt man, daß auch andere Leute nicht auf dem alten Fleck geblieben sind. Die Nothwendigkeiten, die sich aus dem Wachsthum der Bevölkerung und der Zunahme der industriellen Leistung ergeben, sind in allen Bezirken wirthschaftlicher Regsamkeit zu spüren. Daß die Japaner eine aktive Geschäftspolitik treiben, wußte man nicht erst seit gestern. Der Krieg gegen China, der Zusammenprall mit Rußland, die Entente mit Großbritanien, die Annexion Koreas, dazu zwei viel versprechende Finanzkrisen: Das sind Marksteine. Die deutschen Unterhändler mußten sich schließlich mit Dem begnügen, was Japan „bewilligte“. Dem neuen Vertrag, der die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und dem Mikadoland regelt, hat zunächst nur der Bundesrath zugestimmt; an den Reichstag ist er noch nicht gelangt. Da aber der alte Pakt am siebenzehnten Juli abläuft, so mußte für die Zwischenzeit ein Nothgesetz gemacht werden. Der Reichstag behielt sich das Recht vor, dem Dokument die Unterschrift zu weigern. Er wirds nicht thun, sondern, wie bei Schweden, Ja und Amen sagen. Ein Zollkrieg wäre für

Deutschland gefährlicher als für Japan; denn der deutsche Export nach dem Inselreich Asiens ist ums Doppelte höher als der Import. Die klugen Nachahmer europäischer Taktik haben sich einen Tarif geschaffen, der sich in jedem Schutzzollbereich sehen lassen kann. Die Sätze dieses Maximaltarifes sind durch Vertragsquoten gemildert worden. Die und das Privileg der Meistbegünstigung wurden Deutschland bewilligt. Damit ist formell die Gleichheit mit England gewahrt. Auch John Bull war gezwungen, einen neuen Status im Handelsverkehr mit dem ostasiatischen „Freund“ anzunehmen. Die Zollermäßigungen, die Großbritanien erlangte, sind nicht groß (Eisen, baumwollene und wollene Gewebe, Leinengarn, Farben); aber sie begünstigen die Hauptartikel der englischen Einfuhr. Der Handel Englands mit Japan bewerthete sich (1910) auf etwa 120 Millionen Yen, während Deutschland nur 55 Millionen zu verzeichnen hatte. Damit ist der Unterschied im Werth beider Handelsverträge bezeichnet. Auch die stolzen Briten aber mußten auf manchen Wunsch verzichten, den das Bewußtsein der Welthandelsmacht in ihnen entstehen ließ. Das Vorrecht der Küstenschifffahrt ist auch ihnen nicht länger zugestanden worden; es galt für die fremden Dampfer, die den Verkehr zwischen den wichtigsten Häfen der Insel vermittelten. Das hat nun aufgehört. Die japanischen Rheder werden den Dienst selbst übernehmen. England hatte auf die bundesbrüderlichen Gefühle gehofft, die ihm das alte Vorrecht lassen sollten. Quod non. Und Deutschland konnte nicht fordern, besser gestellt zu sein als Britanien. Die Briten sind bescheiden geworden. Die Reichskonferenz, die den Mutterschutzbund knüpfen sollte, war ein Mißerfolg. Kanada gab den Ton an; und das Dominium wollte nicht. Der australische Commonwealth und Neuseeland schlossen sich den Kanadiern an, für die Europens übertünchte Höflichkeit keinen Reiz hatte. Und das betrübte Mutterland mußte sich mit der Erkenntniß trösten, daß die Kinder ihm über den Kopf gewachsen seien. Wir können, mit Tubal, sprechen: „Andere Leute haben auch Unglück“. Aber wir haben keinen Grund, Englands erzwungene Bescheidenheit höhnisch zu belächeln.

Die alten Märkte sind gesättigt; und doch wächst die Fülle der Produkte, die Aufnahme suchen. Deutschlands Außenhandel nimmt zu (von Januar bis Mai 1911 war der Werth 7065 Millionen; 1910: 6607 Millionen); aber der Fortschritt ist nicht mehr so leicht wie früher. Die Eisen- und Maschinenindustrie bedarf eines sicher wirkenden Exportventils; in Japan hat es versagt. Da wagen die Stahlwerke und Maschinenfabriken, den Wettbewerb mit den europäischen Eindringlingen aufzunehmen. Das Land soll mit den einheimischen Fabrikaten fertig werden. Ist solche nationale Forderung zu verdammen? Haben wir es mit englischem Stahl und englischen Maschinen nicht eben so gemacht? Eine aufwachsende Industrie hat das Recht auf Schutz. Sie verwirkt es, wenn sie die Kraftprobe nicht besteht. Der Schutzwall, den Japan um seine Märkte aufgeworfen hat, soll die Steigerung der eigenen Leistung ermöglichen. Doch auch die Länder,

die heute den Schutzzoll als höchste Errungenschaft betrachten, werden eines Tages tributpflichtig sein. Die Erfahrungen, die England, das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten machen, bleiben keinem Schutzzöllnerland erspart. Auch dem Reich des Zaren gewiß nicht.

Die Russen scheinen vor keiner Schwierigkeit zu bangen. Der deutsch-russische Handelsvertrag vom März 1906 endet mit dem Jahr 1917. Da bleibt zur Vorarbeit also noch lange Zeit. Schon jetzt aber hat eine Kommission sich der Sache angenommen. Rußland? War uns da nicht ein Staatsbankerot geweissagt worden? Ein Bischen anders ists gekommen. Den Russen gehts besser als je und in den Berichten des Finanzministers über die Wirthschaftlage war nichts von Bescheidenheit zu merken. Daß er den Kurs der russischen Staatspapiere neben die Preisskala der englischen Konsols, unserer Reichsanleihe und der französischen Rente stellte, war nicht allzu höflich. Und nun soll die Konsequenz aus solchen Vergleichen gezogen werden. Was in den Auseinandersetzungen mit Schweden und Japan auf dem Spiel stand, ist ein Pappenstiel im Vergleich mit den Summen, die im deutsch-russischen Handelsverkehr umgesetzt werden. Der Widerstand gegen die schwedischen Forderungen wurde mit dem Hinweis zum Schweigen gebracht, daß Deutschlands Ausfuhr nach Schweden größer sei als Menge und Werth der von dort bezogenen Waaren. 354 Millionen: dieses Argument entwaffnete die Gegner des Vertrages. Im Verkehr mit Rußland aber waren es (1910) mehr als zwei Milliarden Mark; dieser Verkehr ist im Außenhandel Deutschlands an die zweite Stelle gerückt. Aendert sich da Wesentliches, so muß unsere ganze Wirthschaft die Folgen spüren. Rußland sieht in den Fortschritten der Agrarreform die stärkste Bürgschaft seiner ökonomischen Zukunft. In den letzten Jahren ist viel Gemeindeland in Individualbesitz übergegangen. Die Bauern können sich als Eigenthümer behaupten und geben deshalb gern die ursprüngliche Form der Pacht auf. Der Besitzer des Bodens steht zu dessen Kultur in einem anderen Verhältniß als der Pächter; und so wird die Lösung des Agrarproblems zur Hebung des Volkswohlstandes beitragen. Ob aber Rußlands Stellung als Getreideexporteur dadurch gewinnt? Die Handelspolitiker scheinen es anzunehmen; sonst würden sie nicht heute schon verkünden, Deutschland müsse unter allen Umständen die russische Einfuhr erleichtern.

Auch da wird wohl mit Größen gerechnet, die doch nicht unveränderlich sind. Wenn der russische Bauer selbständig wird, ist er nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Getreidepolitik. Die uralte Bauernwirthschaft war die günstigste Vorbedingung für die Auspowerung des Landes. Kann der Bauer sein Korn selbst verbrauchen, ist er nicht mehr willenloser Sklave des Zinses, so mag der Exporteur sehen, wie er zu seinem Getreide kommt. Rußland ist anders organisirt als die großen Wirthschaftstaaten des Westens. Die Latifundien (der Großgrundbesitz), die in Deutschland ein Mißverhältniß zwischen Getreideproduktion und Verbrauch bewirkt haben und dem Volk eine jährliche Abgabe von 800

bis 900 Millionen Mark für die Getreideeinfuhr auferlegen, sind für Rußland von anderer Bedeutung. Da kommts zunächst auf die Bauernländereien an; besonders, wenn sie zu eigenem Leben erwacht sind. Und dann fehlt dem Agrarstaat das Gegengewicht starker industrieller Leistung. Rußland wird in erster Linie die Ermäßigung der Weizen-, Hafer- und Gerstenzölle fordern. Beim Roggen hat sich die Anomalie ergeben, daß Deutschland beinahe so viel nach dem Zarenreich ausführt, wie von dort importirt wird. Eine Folge des Systems der Getreideeinfuhrscheine, das nicht wenig zur Unterstützung der Zollpolitik beiträgt. Deutschland kann wichtige Kompensationen erlangen. Die Fortschritte des russischen Ackerbaues bedingen eine vermehrte Einfuhr landwirthschaftlicher Maschinen und künstlicher Düngemittel. Rußland hat amerikanische und englische Fabrikanten herbeigewinkt, um die deutschen Maschinen vom Markt zu verdrängen. Aber die Versuche sind nicht sehr erfolgreich gewesen; deutsche Firmen haben eine nüchternere Geschäftspolitik getrieben. Der nächste Handelsvertrag wird natürlich auch die Rückwirkung der neuen russischen Rententaktik zeigen. Russenanleihen sind im Ausland nicht mehr regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen. Und Deutschland hat auf die Führung der Geldgeber längst verzichtet. Diese Thatsachen können das Selbstgefühl der Russen stärken. Ob die Schutzzöllner klug genug sein werden, den Bogen nicht zu überspannen? Auch ohne Anleihe brauchen sie uns.

Selbst die wildeste Schutzzöllnerei erlebt ihren Tag von Damaskus. Frankreich hat seinen Tarif noch spitzfindiger spezialisirt als Amerika. Daß die französische Handelsstatistik den Nutzen dieser Politik erwiesen habe, kann man nicht behaupten. Frankreichs Export nach Deutschland, zum Beispiel, hat sich sehr langsam erhöht. Die Zöllner aber blieben bei ihrer Fahnenstange und sahen freihändlerische Regungen als Hochverrath an. Dagegen regt sich nun Widerstand. Eine neue Ligue du Libre Échange will Zollherabsetzungen und langfristige Handelsverträge erstreben. Das ist ein Anfang; auf den man freilich nicht zu kühne Hoffnungen setzen darf. Ein deutsch-französischer Handelsvertrag wäre erst nach der Besserung des politischen Verhältnisses möglich. So lange die Franzosen uns bei jeder Gelegenheit mit der Feindschaft ihres Kapitals drohen, fehlt dem Geschäftsverkehr das haltbare Fundament. Das kann aber einmal anders werden; und dann werden die Freunde einer maßvollen Zollpolitik zum Wort kommen. Schon gilt ja selbst die Revision des amerikanischen Zolltarifs für „denkbar“ und ernsthafte Geschäftsleute wünschen drüben einen Tarifvertrag mit Deutschland. Im Februar 1910 ermächtigte der Reichstag den Bundesrath, den Vereinigten Staaten die Sätze des deutschen Vertragstarifes „in angemessenem Umfang“ zuzusagen. Den Yankees wurde die volle Meistbegünstigung gewährt; die Gegenleistung war die Bewilligung des Minimaltarifs für deutsche Waaren. Dieses handelspolitisch liberum veto kann aber nicht ewig währen. Wird der Westen aus den im Osten gesammelten Erfahrungen lernen?

Ladon.

Ueberhypotheken.

Am achtzehnten September 1911 soll, nach einer Anzeige des Königlichen Amtsgerichts Charlottenburg, der in Grunewald, Winklerstraße 22 und Bettinastraße 2, belegene Theil des Villengrundstückes von Karl Neuburger zur Zwangsversteigerung kommen. Die angegebene Größe ist 2 h 11 ar 5 qm = 1418,09 qr. Man ist zu der Annahme berechtigt, daß in der Zwangsversteigerung der jetzt übliche Tagespreis von etwa 800 Mark für die Quadratruthe erreicht werden wird. Das würde zur Deckung der folgenden drei Hypotheken genügen: 1. M. 482000: Pfarr-, Witwen- und Waisenfonds; 2. M. 100000: Kommerzienrath Friedrich Emil Lange, Glashütte; 3. M. 520000: Alfons Simonius-Blumer, Basel. Macht zusammen 1102000 Mark.

Diese Summe bezeichnet aber nur den kleinsten Theil der auf den Grundstücken ruhenden Belastung; denn außerdem sind noch eingetragen: 4. M. 1375000: Neue Bau- und Betriebsgesellschaft m. b. H.; 5. M. 95000: zwei weitere Gläubiger. Die Gesammtbelastung beträgt hiernach 2572000 Mark.

Niemals hat es in der Villenkolonie Grunewald Verhältnisse gegeben, welche die Beleihung der Neuen Bau- und Betriebsgesellschaft irgendwie zu rechtfertigen vermocht hätten. Deshalb wäre es interessant, den Ursprung und den Grund dieser Scheintransaktionen kennen zu lernen. Die Gesellschaft, die am neunten August 1906 mit einem Kapital von 100000 Mark als Tochtergesellschaft der Boswau & Knauer-Gesellschaft mit beschränkter Haftung respektive der Terrain- und Bau-Gesellschaft gegründet wurde, konnte unmöglich eine Nonvaleur in vierzehnfacher Höhe des Gesellschaftkapitals erwerben. So ist denn anzunehmen, daß sie nur als Zwischendienst einen Werth schafft, der in den Aktiven irgendeiner anderen Gesellschaft des selben Concerns als Hypothek oder als Darlehen gegen hypothekarische Sicherstellung figurirt. Bei den eigenartigen Zuständen in diesem Concern ist nicht unwahrscheinlich, daß auch hier der Mangel einer Qualität durch eine Garantie ersetzt worden ist. Für eine Schuld oder für eine Verpflichtung kann zur Kreditverstärkung des Verpflichteten eine gute Garantie herangezogen werden, nicht aber bei der Schaffung von Werthdokumenten. Eine Hypothek, deren absolute Werthlosigkeit feststeht, wird auch dadurch nicht lebensfähig, daß sie von irgendeiner Seite „verbürgt“ wird. Sie behält den Charakter der Vorwand- oder Scheinhypothek, genau wie ein Wechsel, der nicht der Ausdruck eines Geschäftes ist, ein Schwindel- oder Kellerwechsel bleibt, einerlei, wer ihn girirt. In beiden Fällen, bei der Hypothek wie bei dem Wechsel, müßte man den Garanten oder Giranten, der für eine werthlose Sache seinen Namen hingiebt, für einen in Geschäften völlig unwissenden Menschen oder für insolvent halten. Daß solche Personen in Baugesellschaften sitzen, darf man natürlich nicht annehmen. Immerhin wird die Frage erlaubt sein, welche Gründe die hier geschilderte Beleihung erwirkt haben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juli 1911.

Marokko.

Salva conscientia.

Je weniger über die auf der Rhede von Agadir begonnene „Aktion, ehe sie sich ausgewirkt hat, geschwatzt wird, desto besser fürs Reichsgeschäft. Wer die Mängel ihrer Anfänge erkennt, wird schweigen, so lange ers darf. Wer sich der Rückzüge erinnert, die bald nach der Kaiserfanfare von Tanger mit einer Chamade eingeleitet wurden, wird die Jubelhymnen im Busen bewahren. Drei Wünsche müßten dem deutschen Handeln das Ziel weisen. Erster Wunsch: daß Marokko rasch civilisirt und dadurch der Industrie und dem Handel einträglicher werde, als es heute noch ist. Dieser Wunsch ist, wie der Blick auf die Saekulargeschichte lehrt, nur erfüllbar, wenn Araber und Berbern endlich an die starke Einheit des Europäerwillens glauben lernen. Zweiter Wunsch: daß die nordafrikanische Reibungfläche zwischen England und Frankreich nicht abermals, wie seit 1905 allzu oft, durch die Furcht vor deutschem Trachten verkleinert werde. Drittens: daß die seit vier Jahrzehnten günstigste Gelegenheit, mit Frankreich ins Reine zu kommen, nicht ungenützt bleibe. Sechs Jahre lang ist das Kabylenriff nun der Drehpunkt unserer diplomatischen Strategie. Fugit irreparabile tempus. Wir haben an dem Handel noch keinen Heller verdient; haben einen münzbaren Ansehenshort verloren. Bluffs verblüffen Keinen mehr. Wir wollen nicht mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spielchen riskiren, sondern mit kühnem, unzweideutig ringsum zu kündendem Entschluß die ganze Habe

der Nation an ein großes Unternehmen setzen, das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Enge entriegelt.“ Drei Wochen sind hingegangen, seit diese Sätze hier veröffentlicht wurden; fast vier, seit die schlauen Routiers Jules Cambon und Alfred von Kiderlen zu bieten, zu feilschen begannen. Jetzt ist, vom ängstlichsten Gewissen, rückhaltlose Rede erlaubt; kann Kritik nicht mehr schaden. Das Geschäft ist in den Hauptzügen fertig oder kommt in diesem Sommer nicht zum Abschluß. (Wahrscheinlich ists, salva ratificatione imperatoris, fertig und wird dem heimkehrenden Kaiser in Swinemünde servirt. Denn Herr von Kiderlen müßte ein Stümper sein, wenn er den Parisern die Möglichkeit gelassen hätte, den Handel hinzuschleppen, bis sie noch einmal, wie in den Tagen der Lecomte und Monaco, Witte und Roosevelt, De Lacroix und Etienne, versuchen können, den friedlichen Sinn und Versöhnungtrieb Wilhelms für sich auszunützen.) So lange die Hoffnung lebte, das ungewöhnliche Mittel könne einen großen Gegenstand deutscher Menschheit sichern, mußte jeder deutsch Empfindende, der nicht, wie Fichtes Weltbürger, noch aus Schicksalsstunden der Nation sehnend ins Land höherer Kultur schielt, still in Reihe und Glied bleiben. Was auch draus werde, mahnt Schillers greiser Junker: „steh zu Deinem Volk; es ist Dein angeborener Platz“. Die Kosten so hohen Gefühles dürfen wir nun, leider, sparen. Ohne die Furcht, dem Vaterland einen Vortheil zu schmälern, offen aussprechen, was ist. Was ist? Mindestens zwei der drei Wünsche sind, die wichtigsten, fürs Erste unerfüllbar geworden.

Die Strecke.

Vor sechs Jahren sprach der Reichskanzler Fürst Bülow zu dem Botschafter (Bihourd) der Französischen Republik: „Deutschland kann heute nicht thun, was es im vorigen Jahr thun konnte und vielleicht im nächsten wieder zu thun vermag. Wir müssen die Marokko-Konferenz durchsetzen. Der Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn nicht im Stich lassen. Doch die Zukunft gehört Dem, der warten gelernt hat. Die Mächte müssen die Unabhängigkeit des Sultans proklamiren und eine Organisation versuchen. Mißlingt der Versuch (was ja wahrscheinlich ist), dann fällt Ihrer Republik die Rolle zu, die sie wünscht.“ Am zehnten Juli 1905 verlas Herr Rouvier in der Kammer den Wortlaut des

ersten franko-deutschen Abkommens über Marokko (Briefwechsel des Ministerpräsidenten mit dem Deutschen Botschafter Fürsten Radolin und danach vereinbarte „déclaration“). Souverainetät und Unabhängigkeit des Sultans; Unantastbarkeit seines Gebietes; für alle Mächte gleiche Handelsfreiheit; internationale Ordnung des Finanzwesens und der Polizei mit kurz befristeter Geltungdauer; Anerkennung der Thatsache, daß Frankreich, als Grenznachbar, in Marokko eine Sonderstellung und an der Sicherung geordneter Zustände im Scherifenreich ein größeres Interesse hat als andere Mächte; der franko-britische und der franko-spanische Vertrag wird von Berlin aus nicht angefochten. Auf dieser Basis hatten die beiden Reiche sich verständigt; und Rouvier sprach: „L'entente est formelle“. Was da mit Frankreich vereinbart war, gefiel zwar den Meisten nicht, weil es allzu weit hinter dem gehofften Erfolg zurückblieb. Der gute Bürger hat namentlich in Deutschland aber einen Höllenrespekt vor diplomatischer Schwarzkunst und scheut fast immer die Fährniß selbständigen Urtheils Weiß doch Keiner, was Die kochen! Vielleicht ist das Gericht, das uns vorgesetzt wird, nur die Vorspeise und die leckerste Platte noch im Bratofen. Und will Unterthaneneinfalt etwa die Schwierigkeiten ermessen, die hier zu überwinden waren? Fabelhaft kluge Leute haben Tage lang, ganze Wochen lang zusammengesessen, um jede Zollbreite listig gestritten: und ein Bönhase will nun entscheiden, ob am Ende mehr zu erreichen war? Ohne auch nur die Hintergründe zu kennen noch zu wissen, was unter vier Augen heimlich abgemacht ward? Der wichtigste Theil der Presse war zufrieden. Ungehört ist Oxenstjernas und Bismarcks Warnung vor dem Hokuspokus kleiner Staatsgeschäftsleute verhallt.

Die deutsch-französische entente sah genau so aus, wie der Blick nüchterner Deutschen sie erwartet hatte. Fünf Grundsätze waren verkündet worden: Wir verhandeln nur mit dem Westsultan; über das Programm der von ihm vorgeschlagenen Konferenz geben wir keine Auskunft; wir räumen keiner anderen Macht in Marokko mehr Recht ein, als wir selbst haben; der franko-britische und der franko-spanische Vertrag vom Jahr 1904 existirt für uns nicht; wir stehen auf dem 1880 durch die madrider Konferenz geschaffenen Boden. Nun hatten wir mit Frankreich verhandelt, in assurances réciproques das Arbeitgebiet der vom Sultan (auf Tat-

tenbachs Rath) vorgeschlagenen Konferenz begrenzt, die „Verträge und Arrangements“, die besonderen Rechte und Interessen Frankreichs in Marokko anerkannt; und die madrider Konferenz ward in den drei amtlichen Dokumenten, die am selben Nachmittag in Berlin und in Paris veröffentlicht wurden, gar nicht mehr erwähnt. Die Offiziellen und Offiziösen hatten, als sie sich so laut auf diese erste Konferenz beriefen, wahrscheinlich noch nicht Zeit gefunden, die alten Akten zu lesen, und hüteten sich nachher weislich, die Berufung zu wiederholen. In der frühen Regentenzeit des Sultans Muley Hassan war in dem Belad el Maghzen die Frage streitig geworden, unter welchen Bedingungen die Konsuln der fremden Mächte Marokkanern (Musulmanen und Juden) Schutz gewähren dürften. Im Januar 1880 kams in Fez zum Konflikt, die Mächte konnten sich natürlich nicht einigen, Sultan und Maghzen ersannen immer neue Orientalenvorwände und Sir John Drummond Hay, Englands Gesandter, forderte schließlich den Schiedsspruch einer Konferenz. Hay war der entschlossenste Gegner des französischen Anspruches auf Marokko; er mahnte das Auswärtige Amt immer wieder an Nelsons Warnung: keine Kontinentalmacht dürfe sich je an der nordafrikanischen Küste festsetzen, von der aus sie das Mittelmeer und den Weg nach Indien sperren könne. Freycinet war in Frankreich Minister des Aeußeren und der Mann, der die Republik in Madrid vertrat, hieß Jean Benjamin Jaurès; war aber nicht Proletarierführer, sondern nur Admiral. Bernhard Ernst von Bülow, der Vater des Fürsten, war gestorben und Chlodwig Hohenlohe zur interimistischen Leitung des Auswärtigen Amtes aus Paris geholt worden. Saint-Vallier vertrat Frankreich in Berlin. Kaum hatte Jaurès, im Auftrag seiner Regirung, der Forderung Hays zugestimmt: da schickte Bismarck den Fürsten Hohenlohe zu Saint-Vallier und ließ ihm erklären, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, in Madrid jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Freycinet dankte sehr artig für diese Zusage, deren Werth die Regirung der Republik zu schätzen wisse. Sehr vernünftig, daß an diese Konferenz nicht mehr erinnert wurde. Die Franzosen konnten sagen: „Damals, unter Eurem Bismarck, der doch wußte, wo für Deutschland Etwas zu holen war, hattet Ihr in Marokko keine Interessen und erbotet Euch freiwillig,

uns Hilfe zu leisten; und nun fühlt Ihr Euch gekränkt, weil wir in der Richtung vorwärts gehen, in die Ihr selbst uns gedrängt habt?“ Bismarck sah die Dinge ungefähr so wie Herr Eugenio Montero Rios, der, bevor er für kurze Zeit Ministerpräsident wurde, schrieb: „Frankreichs und Englands Interessen sind in Marokko unvereinbar. Die Verständigung, die jetzt (im Februar 1904) erreicht sein soll, wird der Zwietracht weichen, sobald eine der beiden Mächte den ernsthaften Versuch wagt, sich Vorrechte zu sichern, deren Endziel nur ein Handelsmonopol und die Kontrole über das Mittelmeer sein kann“. Diese latente Zwietracht war stets eine Hauptziffer in Bismarcks afrikanischer Rechnung; drum blieb er Marokko fern. Daß Deutschlands Handel manche Million aus dem Scherifenreich holen könne, wußte auch er; wichtiger dünkte ihn aber der franko-britische Interessenstreit, den, wenns nach ihm ging, kein Dritter stören sollte; wichtiger auch der Wunsch, Frankreich mit Kraft verbrauchenden Kolonialpflichten bebürdet zu sehen. Je fester die Franzosen in Nordafrika und Indochina sitzen, desto ungefährlicher werden sie in Europa; desto mehr schwindet auch die Gefahr eines hegemonischen Westmächtebundes.

Thut nichts. Der wichtigste Theil der Presse war zufrieden; und mancher öffentlich Meinende jubelte laut. Was war durch diesen ersten accord denn erreicht worden? Wollten wir wirklich nur der Klausel des franko-britischen Vertrages entgehen, die, im vierten Artikel, bestimmt, daß nach dreißig Jahren die Handelsfreiheit gekündigt werden könne? Das hätte ein höfliches Wort am Quai d'Orsay erreicht, leicht sogar, als Herr Theophil Delcassé noch dort hauste. Solcher Omelette wegen brauchte ein Reich von der Wehrkraft Deutschlands nicht Lärm zu schlagen. Wie in dreißig Jahren Europa, wie der Erdkreis aussehen wird, kann kein Kanzler heute wissen. Die Handelsfreiheit (sans aucune inégalité) war errungen; auf geduldigem Papier. Alles Wesentliche, was es braucht, hatte Frankreich aber behalten. Der europäische Nachbar, vor dem es zitterte, blieb ihm erspart; denn Deutschland hat feierlich erklärt, daß es in Marokko nicht nach Territorialbesitz strebe. Frankreichs légitimes intérêts, traités ou arrangements wurden anerkannt und ausdrücklich wurde zugestanden, que la France a un intérêt spécial à ce que l'ordre règne dans l'empire chérifien. Das war erreicht worden. Die Franzosen waren gewarnt und mußten

jedes Schutz- und Trutzbündniß wie des Heiles Botschaft begrüßen. Clemenceau schrieb, Deutschland habe mit dem großen Säbel gedroht und sei dann furchtsam zurückgewichen; hatte den lautesten Erfolg seit den Tagen, da Reinach und Herz ihm gefährlich wurden, und konnte endlich nun Ministerpräsident werden. Doch die Fassade des Deutschen Reiches ward wieder einmal mit Fahnen und Flammen aufgeputzt. Denn wir hatten glorreich gesiegt.

Diese Gloria ist längst verblichen; das Trompetengeschmetter verklungen. Die Herren, die damals so laut triumphirten, sollten in der schwülen Stille jetzt das im Hochsommer und Herbst 1905 Geschriebene nachlesen: sie würden staunen (und vielleicht nützliche Vorsicht lernen). Ein ins Bismarckmaß ragender Sieg deutscher Staatsmannskunst ward verkündet. Beelzebub Delcassé gestürzt und die Konferenz den Franzosen abgetrotzt: kann Alldeutschland noch mehr verlangen? Daß der Sieg mit einem unzweideutigen Verzicht auf Marokko erkauft worden war, wurde verschwiegen. Die Kaiserliche Regirung hatte zehmal betont, daß wir im Reich der Hassansöhne nicht herrschen, nicht Land- oder Hafenrechte erwerben, sondern nur, mit der selben Freiheit wie alle anderen Völker, produziren, kaufen und verkaufen wollen; hatte anerkannt, que la France a un intérêt spécial à ce que l'ordre règne dans l'empire chérifien. Wer an der Reichsordnung ein besonderes Interesse hat, darf, um sie zu sichern, auch besondere Mittel, Anderen verbotene, anwenden. So sah das Ergebniß aus, dem die durch allerlei Brimborium getäuschte Galerie Beifall klatschte. Enttäuschung bringt erst, in Hagelschauern, der Winter. Im Dezember sagt Rouvier in der Kammer: „Unsere Rechte im Grenzgebiet waren und sind, wie in unserem Abkommen mit Deutschland ausdrücklich festgestellt ist, nur zwischen Frankreich und Marokko zu regeln. Aber nicht nur die Nachbarschaft giebt uns eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika begonnen und mit schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere

Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden.“ Mehr hatte in Fez Herr Saint-René Taillandier, in Paris selbst, in seiner keckſten Stunde, Herr Delcassé nicht verlangt. Nach langem Hader geht Frankreich mit dem Aprilprogramm aus dem Jahr 1904 auf die Konferenz. Die wird uns zur Staatsposse. Britanien, Rußland, Amerika, Italien: in omnibus für Frankreich. Graf Welsersheimb, der Oesterreich-Ungarn in Algesiras vertritt, nimmt Vorschläge auf sich, die unsere Radowitz und Tattenbach, um den Schein starrer Beharrlichkeit zu wahren, nicht selbst machen können, und ermöglicht durch seine (von Bourgeois im Palais Bourbon gelobten) heureuses formules de conciliation den geordneten Rückzug der deutschen Diplomatie. Spanien kommt ans erste Ziel seiner Wünsche, weil Lord Lansdowne eingesehen hat, daß England an der Mittelmeerküste Marokkos einen Prokuristen braucht, der englische gegen französische Interessen wahrnehmen kann. Wir erlangen nichts (die Handelsfreiheit hatte uns ja Niemand bestritten); thun aber, als seien wir höchst zufrieden. Fürst Bülow spricht: „Ich glaube, daß wir jetzt mit mehr Ruhe ins Weite blicken dürfen. Die Konferenz hat ein für Deutschland und Frankreich gleich befriedigendes, für alle Kulturländer nützliches Ergebniß geliefert.“ Und kann „lebhaften Beifall“ verzeichnen. Zwei Tage danach wird in Algesiras das Schlußprotokol unterschrieben. Am siebenten April 1906. Am ersten April 1907 weht die Fahne der Französischen Republik über Udjda. Herr Pichon, der nun am Quai d'Orsay regirt, sagt in der Kammer, die Besetzung der Stadt (die von Marnia und Nemours aus leicht zu überwachen, von der oranischen Division rasch zu erobern ist) werde nur währen, bis die verlangte Genugthuung gegeben sei. Diese Okkupation, sagt Herr von Tschirschky zu dem Botschaftrath Lecomte, bekümmert uns nicht und bietet keinen Anlaß zum Einspruch. Der französische Arzt Mauchamp ist gemordet worden: Grund genug, den Musulmanen zu zeigen, daß Frankreich seinen Willen zur Rache durchzusetzen vermag. Wie nach Villafranca, war hier vorausgesagt worden, wirds gehen. „Wie damals die Hauptbestimmungen des züricher Friedensvertrages ein paar Monate nach der Unterzeichnung obsolet waren, so ist heute schon die Algesirasakte zum Kinderschreck geworden.“ (Kennt von je zehn Männern, die darüber schreiben und reden, auch nur einer diese Akte? Prüft er ihren Wortlaut genau, ehe er Meinungen von sich giebt?)

Die Franzosen bleiben in Udjda. Möchten aber auch in und bei Casablanca ihre Kraft demonstriren. England treibt sie vorwärts. Wir erwarten, sagt Sir Charles Hardinge zum Botschafter Paul Cambon, von der Republik rasches und kräftiges Handeln. Das, denkt Pichon, sollt Ihr mir nicht zweimal sagen. Drei mit drahtloser Telegraphie ausgestattete Kriegsschiffe dampfen nach Tanger und Casablanca (wo, am dreißigsten Juli, neun Europäer gemordet worden sind). Auch Mazagan fordert, weil sichs bedroht fühlt, ein Kriegsschiff; und der deutsche Geschäftsträger unterstützt, im Namen seiner Landsleute, diesen Wunsch beim Grafen Saint-Aulaire. Der Du Chayla soll hin; seinem Kommandanten wird befohlen, auch für den Schutz der Deutschen zu sorgen, deren größter Theil hinter der Stadtmauer wohnt. Herr von Langwerth dankt. Staatssekretär von Tschirschky spricht zu dem berliner Vertreter der Republik: „Solche Ereignisse finden uns Alle solidarisch; Sie werden sehen, wie ehrlich unsere Politik ist.“ Zwei Tage danach zum Botschafter Jules Cambon, der von Madrid nach Berlin versetzt worden ist: „Ihr thatkräftiges Handeln hat unsere ganze Sympathie.“ Und Bruder Paul hört aus Greys Mund: „Frankreich konnte nicht anders handeln, als es gehandelt hat; und daß es zu energischem Eingriff gezwungen wurde, betrachte ich als ein Glück.“ Alles in schönster Ordnung und Eintracht. Was hatte Frankreich gethan? Die Stadt Casablanca mit Melinitbomben beschossen und besetzt. Ueber diese atlantische Hafenstadt, die Erbin einer alten Portugiesensiedlung, war in Algesiras heftig gestritten worden. Dürfen auch da Franzosen und Spanier die Polizei organisiren? Nein, sprach Deutschland; und hätte mit seinem Veto erreicht, daß die Organisation dem schweizerischen Inspektor übertragen werde, wenn es nicht gar zu rasch nachgiebig geworden wäre. Frankreich setzte wieder seinen Willen durch; beglückte die Provinz Schauia, das Hinterland Casablancas, fürs Erste aber noch nicht mit einer Schutzmannschaft. Erlauert lieber die Gelegenheit, dem Maghreb, der die Lehre von Udjda vergessen zu haben scheint, die stärkste seiner Künste zu zeigen. Das Bombardement scheucht wüstes Gesindel aus den Höhlen. Von allen Seiten eilen rasende Kabylen herbei; was irgend zu erraffen ist, wird geraubt. Um das nackte Leben zu retten, flüchten die Europäer auf die im Hafen liegenden Schiffe. Juden-

mädchen werden auf offener Gasse geschändet und zu Dutzenden von den Hamiten als Lustsklavinnen weggeschleppt. Wie gegen eine Feuer speiende Seefestung wüthen die Schiffsgeschütze gegen die unbefestigte, wehrlose Stadt. Im Haag tagt die Friedenskonferenz und Herr Bourgeois redet vielleicht gerade über die heilige Pflicht, den Krieg zu humanisiren. Herr Clemenceau, der Ministerpräsident, trinkt in Karlsbad stärkenden Brunnen und Herr Pichon, sein Fähnrich, betheuert, die Republik denke nicht an Eroberung, plane keine Expedition ins Innere, werde unter allen Umständen die Souverainetät des Sultans und die Integrität seines Reiches wahren. Die Besetzung der beiden Städte hat die Autorität des braunen Herrschers ja nur gemehrt; das Bombardement die offene Thür noch weiter geöffnet. Alles in Ordnung. Die gute Kunde, die einst die Herren Albert Honorius von Monaco, Gaston Menier und Eugen Etienne aus Kiel heimgebracht haben, ist als richtig erwiesen. Im Jahr 1905 wollten wir der Republik das Recht auf eine Vormachtstellung in Marokko bestreiten. Im Jahr 1907 nimmt sie sichs mit bewaffneter Hand, ruft laut, daß es ihr gebühre: und hört aus Berlin die Antwort, daß kein Vernünftiger dagegen Etwas einwenden könne.

So ists weiter gegangen. Anerkennung Muley Hafids, Deserteurstreit, Fall Mannesmann: immer ist Deutschland zurückgewichen; und gläubigen Deutschen immer ins Ohr gebrüllt worden, nun habe feine Staatskunst endgiltigen Sieg errungen. Um Eduards Stirn zu entrunzeln, wird im Februar 1909 der Vertrag überhastet, der das Deutsche Reich verpflichtet, die Französische Republik in Marokko an der Wahrung ihrer Sonderinteressen nicht zu hindern. Um Frankreich gegen den Rechtsanspruch der remscheider Brüder Mannesmann zu vertheidigen, wird in der Wilhelmstraße ein Weißbuch veröffentlicht, das aus allen Franzenwinkeln Argumente gegen diesen Anspruch deutscher Menschen zusammenklaubt. Herr von Bethmann billigt nicht nur den Schritt, sondern lobt ihn noch laut; und schickt den Leiter des Amtes, in dem solche „Gerechtigkeit" möglich wurde, als Botschafter nach Paris. Die Franzosen hatten das in Berlin bestrittene Recht, in Marokko Ordnung zu schaffen, von Europa (mit deutscher Zustimmung) erlangt und auf ihrem Wege kein beträchtliches Hinderniß mehr zu fürchten. Die Algesirasakte? Ein würdig Per-

gamen; ein Nothbehelf, der Unvereinbares zu vereinen trachtet: im ersten Satz die Souverainetät und Unabhängigkeit des Sultans verkündet, den der Inbegriff der hundertdreiundzwanzig Paragraphen dann entwaffnet, unter Finanzkontrole und Polizeiaufsicht stellt. Was erlaubt, was verbietet die Akte? Der Sozialdemokrat Gérault-Richard meint, ihr Buchstabe und ihr Geist habe die Beschießung von Casablanca gefordert. Herr von Tschirschky ist, als Vertreter des Kanzlers, der selben Meinung. Bleibt sie haltbar, dann ist den Franzosen (denen die Akte ja ganz andere Rechte giebt als uns) ungefähr Alles erlaubt. Und das Februarabkommen sagt unzweideutig, daß Deutschland sich im Scherifenreich nur noch um seine Wirthschaftinteressen kümmern werde. (Auf die Prinzenfrage nach der Herkunft eines hübschen Sèvresstückes soll Herr von Kiderlen geantwortet haben: „Das haben die Franzosen mir geschenkt, als ich ihnen Marokko verschachert hatte.") Wird nun für Deutschlands Kapital und Handel gesorgt? Die Herren Pichon, Caillaux und Baron Schoen bereden allerlei Pläne. An der Kongogrenze von Kamerun wäre gemeinsam Etwas zu machen; aus deutschem durch französisches Gebiet eine Eisenbahn bis in den Kongostaat zu führen und das dadurch erschlossene Land mit franko-deutschem Kapitalaufwand auszubeuten. Doch Pichon fällt, das Ministerium Monis verliert den Kopf (Berteaux) und der Bahnbauplan, der dem Kolonialminister nicht behagt, gilbt im Archiv: Da wird, zu rechter Zeit, gemeldet, daß in Fez französische Offiziere und andere Europäer gefährdet seien und Muley Hafid, der sich aus eigener Kraft nicht halten könne, die Franzosen um Hilfe angefleht habe. Die Kolonne Moinier rückt vor und befreit die Scherifenhauptstadt aus feindlicher Umklammerung. Verbietets die Algesirasakte? Nein; wenn die durch europäisches Mandat mit der Polizeigewalt betraute Macht vom Sultan gebeten wird, ihm Truppen zu senden, darf sie den Wunsch erfüllen. In Udjda und in der Schauia, nicht auf dem Zug nach Fez ist die Akte durchlöchert worden. Im Unterhaus spricht Sir Edward Grey: „Wir hätten Frankreich um diese Pflichtleistung ersucht, wenn sein Handeln verzögert worden wäre." Aus Berlin kommt kein Protest. Da wird zuerst laut gesagt: Jede neue Verletzung der Akte giebt uns die alte Entschlußfreiheit wieder; und leise hinzugefügt: Sobald die Franzosen sichs recht mollig gemacht haben, melden wir unsere Forderung an.

Dann die (zu früh ausgeplauderte) Absicht, drei Kreuzer nach Marokko zu schicken, schroff geleugnet und das Gerücht niederträchtigen Verleumdern zugeschrieben. Aus Kissingen bringt Herr Cambon die Kunde nach Paris, die Mittheilung, daß Moiniers Leute bald aus Fez abziehen werden, sei von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sehr freundlich aufgenommen worden. Mußten, nach dem Erlebniß dieser sechs Jahre, die Franzosen, als sie von der Abfahrt des „Panther" hörten, nicht denken, in Agadir solle, wie nach Mukden, versucht werden, zuvor übernommener Pflicht sich zu entziehen? Sie habens gedacht; haben gesprochen, geschrieben: „So sind diese Deutschen; an dunklen Tagen nehmen sie Alles hin, sind zu jedem Vertrag bereit: und brechen jeden, wenn sie glauben, morgen werde ihnen wieder die Sonne scheinen. Diesen Wahn müssen wir ihnen austreiben. Dann werden sie, wie 1908 vor Clemenceaus kalter Härte, sich ins Mauslöchlein ducken und die Reinheit ihrer Absicht beschwören."

Halali?

Eine Regirung, die lästige, dem von ihr betreuten Reich schädliche Pflicht abschütteln will, muß schweigend handeln; beruft sie sich auf ihr „Recht", so entschleiert sie reizbare Schwachheit und sinkt in die Gemeinschaft des Knirpses, der sich verspekulirt hat und, als ein unbewußt ins Differenzspiel Verlockter, aus der Klemme zu schlüpfen sucht. Auf das Recht, Marokkos politisches Schicksal mitzubestimmen, haben wir, von 1880 bis 1910, oft verzichtet; und das seit dem ersten Julitag Geschehene wird durch keinen Rechtsvertrag gedeckt. Gegen die Algesirasakte hatte in diesem Sommer nicht Frankreich, sondern Spanien gesündigt, das, wider den Willen des Sultans, in nicht gefährdete Gegenden Truppen vorschickte. Maura-Canalejas wurde von Berlin ausermuntert, nicht getadelt. Wollten wir uns als gewissenhafte Schützer der Akte dem Rechtsgefühl Europens empfehlen, so mußten wir, nach den Artikeln 8 und 9, die Beschwerden der von den „herrschenden Unruhen" bedrohten Deutschen auf dem Umweg über das Diplomatische Corps in Tanger an den Generalinspecteur leiten. Durften wir nicht in den geschlossenen Hafen einer Küstenstadt, in der Europäer kein Wohnrecht haben, also berechtigte Handelsinteressen nicht zu wahren sind, ein Kriegsschiff senden. (Als der

Du Chayla im vorigen Herbst Agadir angelaufen und der Kommandant den Pascha besucht hatte, wurde die Thatsache gerade bei uns als gröbliche Verletzung der Aktenpflicht gebucht.) „Auf Euer Recht habt Ihr in feierlichster Form verzichtet. Das Gebot der Akte brecht Ihr selbst. Sie völlig zu zerfetzen, wollt Ihr den Franzosen gestatten, wenn sie Euch ein Trinkgeld, ein saftiges Kongostückchen, geben. Das nennt Ihr einen Kampf fürs Recht?“ Die rügende Frage war zu erwarten. Klüger wärs deshalb gewesen, gar nicht erst mit dem Recht herumzufackeln. Zwei Wege öffneten sich dem Staatsmann. Auf dem bequemen Thalweg konnte er zu einer Besserung der kameruner Grenze kommen. „Sie gehen im Scherifenreich rascher vor, als nach Ihrer Versicherung anzunehmen war. Englands Zustimmung haben Sie mit der Hingabe Egyptens erkauft; uns nur ein gestempeltes Papier gegeben. Das genügt nicht. Als bescheidene Leute sind wir aber schon mit einer anständigen Abrundung unseres westafrikanischen Kolonialbesitzes zufrieden, die Ihnen keinen wesentlichen Verlust bringt, uns aber ermöglicht, vor den Landsleuten mit einer Entschädigung zu paradiren.“ Dafür hätte Herr Cambon sich gern eingesetzt; freilich auch keinen Zweifel daran gelassen, daß die Erwerbung der französischen Kongoküste, die unter deutscher Flagge eine auf Belgiens Kongostaat lastende Hypothek wäre, ohne Englands Einverständniß nicht möglich sein werde. Solchen Kleinkram konnte der Staatssekretär während der kissinger Entfettung erledigen; so schwach ist die Firma nicht, die er vertritt, daß sie ihren ganzen Kredit aufbieten muß, um ein winziges Geschäftchen zu machen. Da er den anderen Weg wählte, den schmalen, steilen, mußte die Landsmannschaft glauben, sein Wille suche ein anderes Ziel; sei zum Aeußersten entschlossen und der Zustimmung des Kaisers, des Kanzlers gewiß. Kanonenboot „Panther“, Kreuzer „Berlin“: so starke, im besten Sinn brutale Mittel wendet nur Einer an, der großen Gewinn einzuheimsen hofft. Deutschland sichert sich einen Theil des marokkanischen Erzreiches oder zwingt die seit vierzig Jahren seinen Gegnern befreundete Republik, den kaum noch erträglichen Zustand durch die Wahl zwischen Bündniß und Krieg zu enden. Ein paar Tage lang glauben selbst Nüchterne an solchen Entschluß. Nicht länger. Der Kaiser in Norwegen, der Kanzler auf seinem Gut, der Staatssekretär auf kurzem Heimathurlaub: das Ausland soll merken, daß wir die Sache nicht allzu ernst nehmen. Der Panther darf

seine Krallen nicht zeigen, der Kreuzer keinen Mann landen. Der pariser Regirung wird die Hoffnung ausgesprochen, „daß die Erfüllung der Schutzpflicht auf das Verhältniß der beiden Nachbarreiche nicht ungünstig einwirken werde“; und nach dem ersten Zwiegespräch Kiderlen-Cambon (das in signo des vom Kaiser auch vor Franzosen laut betonten Wunsches, „aus der Marokkosache endlich herauszukommen“, geführt wird) die nahe Verständigung angekündet. „Auf beiden Seiten die freundlichste Stimmung. Wir werden reichlich entschädigt. Unsere kraftvolle Politik erlangt, was sie wollte. Und Europa lernt uns morgen bewundern.“

Rasch löst sich ringsum nun die Spannung. Wenn das Getöse, das einer Wikingerpolitik voranzudröhnen schien, nur die Möglichkeit schaffen soll, ein Schnittchen von den afrikanischen Tropenkolonien Frankreichs zu erschnappen, braucht kein Naher sich, kein Ferner noch genirt zu fühlen. „Balkandiplomatie. Um einen Molenbau, eine Kanonenlieferung oder Zinszahlung durchzudrücken, wird ein Kriegsschiff in den Hafen des Landes geschickt, mit dessen Geschäftsträgern man gestern noch intim war. Ohne Mordslärm und wildes Gefuchtel gehts da unten nicht; auch muß der Herr Gesandte Denen zu Haus doch demonstriren, welcher Kraftleistung er fähig ist. Dem eiskalten, verschlagenen Schwaben war aber nicht zuzutrauen, daß er die den Russen verbündete, den Briten befreundete Republik mit Hamids Türkei und Peters Serbien verwechseln werde.“ Die Wirkung des Irrthums wird schnell sichtbar. Diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean: nirgends eine gewichtige Stimme für Deutschland. Durch den Mund des Grafen Khuen läßt Oesterreich-Ungarn erklären, daß ein neuer franko-deutscher Streit um Marokko nicht in den Bereich der Bündnißpflicht fallen könne. Die Erklärung ist unnöthig; in solcher Stunde also unfreundlich. Rußland und Italien reden, laut und leise, wie in Algesiras. Für England spricht zuerst Herr Asquith; sehr höflich, sehr deutlich. Wir haben unser Recht auf Marokko der Französischen Republik abgetreten; versucht eine andere Macht, sich dort einzudrängen, so haben wir wieder mitzureden und müssen nicht nur der Republik helfen, sondern auch selbst unsere Interessen wahren. Nur das Allernöthigste, rufen die Offiziösen uns neckisch zu; merkt Ihr denn nicht, wie schwer den Briten wird, ihre Freude über unseren Kreuzereingriff zu bergen? Nach dem Premier redet Herr Lloyd George, der Schatz-

kanzler; da Berlin sich taub gestellt hat, in derberem Ton. „Großbritanien hat auf dem Kontinent manches Volk, das diesen Dienst gern vergessen möchte, aus Lebensgefahr errettet und wird immer für den Frieden eintreten, wenn es ihn nicht mit einer Demüthigung bezahlen muß. Sein Prestige, das durch Arbeit und Heldenleistung errungene Recht, die Freiheit aller Menschen zu fördern und im Rath der Nationen zu sitzen, läßt England nicht schmälern. Wer sich, ohne auf unsere Stimme zu hören, dem Brennpunkt der Reichsinteressen nähert, muthet uns unerträgliche Erniedrigung zu." Auch diese Rede soll umfrisirt werden. Der radikale Schatzkanzler, heißts, ist ja als wunderlicher Kauz bekannt; und hat am Ende gar nicht nach Deutschland gezielt. Statt der Antwort, die Behauptung, daß Wellington Preußen gerettet habe, sei, von Clausewitz bis auf Treitschke, oft genug bündig widerlegt worden, hört er Komplimente. Frankreich jauchzt; und hat Grund zu ernster Freude: mit stärkerem Nachdruck konnte England nicht für die Sache der Republik zeugen. Der von Eduard geschaffene Concern steht in alter Kraft wieder vor Aller Augen. Weder an der atlantischen Küste noch als Kongomacht werden wir Deutschland dulden: schrill klingts über den Kanal. (Abschwächung bleibt stets ja möglich.) Und die Regirenden lassen ihr Gesinde lächeln, als sei das Leckermaul mit Bonbons gefüttert worden.

So weit sind wir wieder. Soll Scham und Ekel die Kehle würgen? Nein. Rückhaltlose Rede ist nöthig; so klare und wuchtige, daß sie auf der Reichshöhe nicht überhört werden kann.

Zufallsexcellenzen sollen nicht wähnen, Deutschlands Schicksal sei ihrer Laune unterthan. Wenn hinter ihrem Entschluß, den Westmächten die Faust zu ballen, nicht der unbeugsame Wille stand, jede Folge, die widrigste selbst, tapfer auf sich zu nehmen, dann war ihr Thun das Werk ruchloser Thorheit. Was wollten sie? Ein edler Irrthum glaubt: Südmarokko. Den hat das männliche Bewußtsein gezeugt, daß Deutschland Raum braucht und der Theilung der Erde nicht immer, in selbstloser Tugend, zuschauen darf. Doch ernste Patrioten dürfen den Wahn nicht nähren. Nationaler Anstand und nationaler Vortheil weisen uns andere Wege. Ein Kaiser und drei Kanzler haben, in dreißig Jahren wohl dreißigmal, betheuert, das Reich erstrebe in Marokko keinen Landbesitz. Nehmen wir jetzt die kleinste Parzelle, dann sind diese Betheuerungen als Heuchlergerede erwiesen. Und solcher Erwerb schwächt

uns, statt uns zu stärken. Macht Deutschland zum Puffer zwischen England und Frankreich und häuft uns in allen Islamsbezirken das Mißtrauen. Wir könnten sagen, die feindsälige Anmaßung der Westmächte enthebe uns allen Vertragspflichten und Wortkäfigen und zwinge das zur Wahrung seines Lebensrechtes entschlossene Reich, die alte Erobererpolitik Preußens wieder aufzunehmen. Könnten den Römern und Arabern mißlungenen Versuch wiederholen, die kriegerischen Schaaren am Rif und am Atlas zu bändigen. Ganz Marokko deutsch, dicht am Seeweg nach Egypten und Indien deutsche Geschütze, an der algerischen Grenze deutsche Truppen: Das wäre ein großen Aufwandes würdiges Ziel. Ein Kondominium? Mehr Last als Gewinn. Diese Erwägung mußte von der Agadir-Aktion abrathen. Wer, unter solchen Umständen, ein Kriegsschiff in einen gesperrten Hafen schickt, weckt den Glauben, der Gestus solle andeuten: Hier bin ich, hier bleibe ich; und wird, wenn er nach einem Weilchen die Rhede räumt, feigen Rückzuges verdächtigt. Den Trostspruch, wir könnten, da alles Andere verthan sei, mit der Panthergrimasse doch Etwas für Westafrika erlangen („wenig ist mehr als nichts"), wehren wir ab. Wollen kein Trinkgeld für die Zustimmung zu einem Handeln, das wir Tag vor Tag als rechtswidrig verurtheilt haben. Bleibts bei der bloßen Grimasse, dann ist der franko-britische Bund für ein Menschenalter unlösbar geknüpft, für ein Jahrhundert in der Alten und in der Neuen Welt die Angelsachsenherrschaft gesichert: und dem Deutschen Reich mehr verloren, als ihm in einer tropischen oder subtropischen Kolonie ersetzt werden kann. Jäher Abbruch der Verhandlung und unverhüllter Zwist mit Frankreich, dem jedes herausfordernde Wort dann die Kriegsgefahr brächte, wäre der Hinnahme eines Abfindungfetzens noch vorzuziehen. Die nützlichste Lösung? Wer fünf Millionen deutscher Soldaten ins Feld zu stellen vermag, kann den Franzosen die Bedingung vorschreiben, unter der das nordafrikanische Reich, die Nouvelle France mit ihren braunen Divisionen, zu haben ist. Wer dazu nicht die Nerven hat, durfte sich nicht in die Feuerlinie des Europäerspottes vorwagen. Nicht im Sus noch am Kongo wollen wir „entschädigt" werden. Um die Macht, die Zukunft des Deutschen Reiches geht der Kampf. Eine Schlappe noch, ein zages Weichen: und nur das Schwert kann retten, was Zunge und Feder gefährdet haben.

Geschichte des Talmud.

Will man die ungeheure Wirkung ermessen, die die Eroberung des Orients durch Alexander den Großen auf die religiöse und kulturelle Entwickelung des Judenthums geübt hat, so muß man sich den Charakter der großen Völker vorstellen, mit denen die Juden bis dahin in Berührung gekommen waren. Allen war monarchische Regirungform gemeinsam. Ihr entsprach eine aristokratische Kultur. Alle Quellen menschlichen Wissens und Könnens wurden von dem Geburt-, Geistes- und Priesteradel vor dem Volk bewahrt. Damit es zu dieser (seinen Sittlichkeit- und Ordnungsinn gefährdenden) Nahrung nicht gelange, bediente man sich beim Gedankenaustausch einer dem Volk unzugänglichen Sprache oder Schrift und einer Ausdrucksweise, die selbst den Eingeweihten oft dunkel blieb. Nur die Religion wurde dem Volk in einem der Minderheit gut dünkenden Maße zugänglich gemacht. Durch die Entziehung jeder Wissensnahrung verkümmerte der Volksgeist und konnte sich über die niedrige Anschauungweise der primitiven Menschen nicht erheben. Die Vernachlässigung der unteren Schichten rächte sich an der aristokratischen Minderheit eben so, wie die Vernachlässigung der Sinneserfahrung sich an der Philosophie gerächt hatte. Die aristokratische Kultur konnte sich wohl zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Aber ihr fehlte die starke Wurzel. Ihr Leben war kurz und fruchtlos. Sie hatte keine Werbekraft, hinterließ keine Spur.

So sehr die Juden von je her bestrebt waren, sich abzusondern und ihre Eigenart zu wahren: sie konnten sich doch der Macht des Beispiels nicht ganz entziehen. So zeigt der Charakter des biblischen Judenthums beinahe die selben Züge, die wir bei jenen Völkern wahrgenommen haben. Das Ideal des biblischen Juden ist, unter seinem Weinstock und Feigenbaum ein behagliches Dasein zu fristen. Dazu verhilft ihm die Religion. Man bleibt Jahwe so lange treu, wie er das Land gegen den Feind beschützt, Saat und Vieh und sonstige häusliche Angelegenheiten gedeihen läßt. Zeigt er sich schwach und unzulänglich, dann geht man zu dem stärkeren und leistungsfähigeren Gott des Nachbars und Siegers.

Von einem Streben, über diese einfältige Denkart hinauszukommen, den Geist irgendwie zu bethätigen, zu schärfen, ist selbst am Ausgang der biblischen Epoche noch keine Spur zu sehen. „Seit wir aufgehört haben, der Himmelskönigin zu räuchern und zu opfern, haben wir allen Mangel gelitten und sind durch Schwert und Hunger umgekommen.“ Eine solche religiöse Auffassung be-

kundet das ins babylonische Exil geführte Volk. Als einige Generationen später das mosaische Gesetzbuch, die Tora, auf dem Markt zu Jerusalem öffentlich vorgelesen wird, erstaunt das Volk ob des Gehörten und bricht in Weinen und Schluchzen aus. So fremd ist dem Volk selbst seine heiligste Literatur.

In solchem Zustand traf der Hellenismus das Judenthum. Die Regirungsform der Hellenen war, selbst da, wo ein König, ein Tyrann, eine Oligarchie die Geschicke bestimmte, wesentlich demokratisch. Und demokratisch war auch ihre Kultur. Damit möglichst Viele an ihr theilnehmen, bediente man sich im Gedankenaustausch einer volksthümlichen Sprache und einer klaren, gemeinverständlichen Ausdrucksweise. Die in breiten Strömen frei fließende geistige Nahrung intellektualisirte das Volk und schuf die Basis, auf der allein eine dauerhafte, weltbezwingende Kultur möglich war.

Zu der unwiderstehlichen Kraft der hellenistischen Kultur kamen noch zwei Momente, die den Geist des Judenthums in seinen Grundtiefen aufwühlten, ihn aus seinem ruhigen, beschaulichen Behagen peitschten und in eine neue Bahn drängten.

So verschieden auch die Religion der Juden von den Religionen der Nachbarvölker gewesen war, so hatten doch alle eine gemeinsame Basis. Ob man Re, Dagon, Marduk, Bel, Ormuzd oder Jahwe verehrte: in jedem Fall glaubte man an eine Gottheit. Den bis dahin unerhörten Begriff der Gottlosigkeit lernten die Juden zum ersten Mal durch die Griechen kennen. In dem Kampf gegen diese schreckliche Seuche, die, wie aus den Psalmen zu ersehen ist, bald breite Schichten des jüdischen Volkes ergriffen hat, ging den Juden die Erkenntniß auf, daß die Rollen zwischen ihnen und den Heiden nun vertauscht waren.

Bisher hatte sich der jüdische Theologe dem Götzendiener gegenüber in der Offensive befunden und hatte mit überlegenen Waffen gekämpft. Die einzige Stütze des Feindes war der Hinweis auf den materiellen Erfolg gewesen, den der Götzendienst ihm gewährte. Der Jahwist konnte sich Dem gegenüber auf einen höheren Standpunkt stellen. Er konnte sagen, daß der bloße Erfolg über die Güte und Wahrheit einer Sache nicht entscheide. Er konnte auf einen die Vernunft ansprechenden Gott hinweisen, der das All geschaffen hat und nach einem weisen Plan leitet. Wenn er geistreich war, konnte er über die Götter spotten, die „einen Mund haben und nicht sprechen, Augen und nicht sehen“, konnte er über den Baumstamm witzeln, „dessen eine Hälfte zum Heizen und Backen und dessen andere Hälfte zum Gott geschnitzt wurde“. Und er hatte die Lacher auf seiner Seite. Wenn er aber dennoch der brutalen

Macht seines Gegners unterlegen war, so konnte er sich als Mißverstandener zurückziehen, hinter seiner Ueberzeugung, seinem Gottvertrauen sich verschanzen und ruhig auf bessere Zeiten warten.

Das Alles hat sich jetzt plötzlich geändert. Der Hellene war mit einer Kulturmission, als Civilisator, nach dem Orient gezogen. Er hatte die Dialektik eines Zeno, die Ethik eines Sokrates, den reinen Gottesbegriff eines Aristoteles, den Spott eines Aristophanes und die Skepsis eines Pyrrho zur Verfügung. Mit diesen Waffen konnte er den frommen Juden leicht aus dem Feld schlagen und zwingen, sich hinter sein Dogma, seine „Deisidaimonia" zu verschanzen. Aber auch hier war der fromme Jude vor Angriffen nicht mehr sicher. Unaufhaltsam wälzte sich der Hellenismus an ihn heran, bestrickte seine Sinne, fesselte sein Gemüth und drohte am Ende, seine Vernunft zu ertränken. „Wenn Dir dieses Scheusal (Satan, der Versucher) begegnet, so schleppe es ins Lehrhaus!" Mit der Befolgung dieses Rathes begann die talmudische Epoche. Zur Frömmigkeit trat die Gelehrsamkeit und bot ihr Zuflucht und Schutz gegen den Feind.

Vor zwei Nothwendigkeiten sah sich nun der Fromme gestellt. Er mußte die Arche, in die er sich gerettet hatte, so befestigen, daß sie dauernd vor der hellenistischen Sintfluth geschützt blieb. Die intellektualisirte Luft hatte ihn zum Denken angeregt. Er konnte nicht mehr in der früheren stumpfsinnigen Frömmigkeit dahinleben. Sein Geist dürstete nach Bethätigung. Aber er durfte ihn nicht an der hellenistischen Bildungsfluth, die seinen Durst erregt hatte, laben. Er mußte sich nach einem reineren, besseren Quell umsehen. Die Mittel zur Befriedigung beider Nothwendigkeiten bot ihm die Tora. Durch eine schrankenlose Auslegung fand er in ihr die unzähligen Gebote und Verbote, die er für seine Isolation brauchte. Die Tora selbst war für ihn die „Weisheit" oder, wie der hellenistisch angehauchte Jude sich wohl ausdrückte, die „ton epistematon episteme", die Sophia schlechtweg, die „vor allem Anfang war und in alle Ewigkeit bleiben wird". Die Lehrmeisterin, „mit der Gott sich berathen hat, als er die Welt schaffen wollte, und mit der er sich fortwährend unterhält". Ihr gegenüber ist die Sophia, nach der die griechischen Sophisten und Philosophen sich nennen, eine feile Dirne, eine Seelenvergifterin. „Die wahre Weisheit geht von der Gottesfurcht aus und muß dahin zurückführen." Deshalb ist der Mann glücklich zu preisen, der „nicht wandelt im Rath der Gottlosen und nicht sitzt in der Versammlung der Spötter, sondern nach der Tora begehrt und mit ihr sich Tag und Nacht beschäftigt". Wer so lebt, Der kann keiner anderen Arbeit obliegen. „Wie kann

der Lehre warten, wer zu pflügen und die Ochsen mit der Geißel zu treiben hat? Er muß denken, wie er ackern soll, muß spät und früh den Kühen Futter geben ..."

So entstand der Pharisäer, der, wie der Name besagt, sich von allen weltlichen Geschäften zurückzog und sich ganz der Tora widmete, „sie den Kindern einprägte und von ihr redete, wenn er saß und ging, wenn er sich niederlegte und aufstand".

Das war der Anfang einer Bewegung, die eine in der Geschichte der Menschheit beispiellose Umbildung eines Volkscharakters bewirkt hat.

Bei einem Ackerbau treibenden Volk von naiver Religiosität ist plötzlich eine unerhörte Grübelsucht erwacht. Mit unersättlicher Gier stürzt man sich auf die Tora, zerfetzt, zerfasert sie, um dann, wenn sie nichts mehr zu bieten vermag, sich auf alle Wissenszweige, die in den Gesichtskreis kommen, zu werfen und in ähnlicher Weise mit ihnen zu verfahren. Wie dem Volksgeist, so ergeht es der Religion. Früher hatte der biblische Jude sich das Wohlgefallen Jahwes durch möglichst viele Schlachtopfer erworben. Auf einer höheren Stufe hatte er danach gestrebt, Recht zu thun, Barmherzigkeit zu üben und demüthig vor Gott zu wandeln. Jetzt ist das Ideal der Frömmigkeit, die Tora Tag und Nacht zu studiren und die unzähligen aus diesem Studium sich ergebenden Ceremonialgesetze getreulich auszuüben.

Solcher Umbildungprozeß konnte sich freilich ohne heftige, langwierige Kämpfe nicht vollziehen. Der Hellenismus hat auf das Judenthum nicht nur centripetal, sondern auch centrifugal gewirkt. Predigten die Assidoi, wie sich die frommen Juden am Anfang dieser Epoche nannten, strengste Absonderung und eifrigste Beschäftigung mit der „Lehre", so suchten die Hyoi paranomoi, „das gottlose Gesindel", wie die Weltlichen von den Frommen gescholten wurden, ihr Volk aus seiner Beschränktheit zu reißen, der weltbeherrschenden hellenistischen Kultur zuzuführen. Es kam zu dem heftigen Ausbruch der religiös nationalen Leidenschaften, der mit dem Namen der Makkabäer verknüpft ist. Eine Weile schien es, als seien die weltlich Gesinnten völlig aus dem Feld geschlagen. Aber kaum war die Ruhe wieder hergestellt, so tauchten diese beiden extremen Parteien als Pharisäer und Sadduzäer wieder auf. Jene wurzelten tief in der Gunst des Volkes und bildeten, da sie in einer geordneten Staatsverwaltung mit ihren unpraktischen Ideen nicht durchzudringen vermochten, einen Staat im Staate. Diese verstanden es, durch Bildung, Reichthum und vornehme Abkunft die Staats- und Kulturverwaltung an sich zu reißen. So hiel-

ten sie einander fast zwei Jahrhunderte lang das Gleichgewicht, bis der Volksaufstand gegen die Römer diesem unentschiedenen Ringen ein Ende setzte. Der zusammenstürzende Staat begrub unter seinen Trümmern den mannhaftesten Theil der jüdischen Nation. Dazu gehörte auch die sadduzäische Partei.

Nun konnten die Pharisäer ungestört die Herrschaft antreten. Fortan nahm die „Lehre" den Verlauf eines reißenden Gebirgsstromes, der von Zeit zu Zeit sich staut, sammelt und dann in breitem Flusse sich weiter wälzt. Etwa hundertdreißig Jahre nach der Zerstörung des Tempels, also gegen das Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, sah man sich veranlaßt, den angehäuften Lehrstoff zu sichten, zu ordnen und in einem kanonartigen Werk zusammenzufassen. Diese unter dem Namen Mischna, „Die Lehre", „Die Tradition", auf uns gekommene Arbeit zerfällt in sechs Ordnungen. Die auf den Ackerbau sich erstreckenden religiösen Vorschriften behandelt die eine, die Festtage die andere, das Eherecht die dritte, das Civil- und Starfrecht die vierte, das Tempelrecht die fünfte, das Reinheitgesetz die sechste Ordnung.

Kaum war dieses Werk verfaßt, so traten die Erklärer und Erläuterer auf den Plan. Wie früher die Tora, wurde fortan die Mischna auf Silbe und Buchstabe durchleuchtet, geprüft, gedeutet und gedehnt. Der so entstandene Lehrstoff wälzte sich von Schule zu Schule, von Generation auf Generation, bis er einen ganz unübersehbaren Umfang erhielt. Nun schritt man wieder zur Sichtung und Ordnung. Das Ergebniß waren zwei scholienartige Mischna-Kommentare. Der eine wurde gegen die Mitte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts in Palästina, der andere etwas später, gegen das Ende dieses Jahrhunderts, in Babylonien verfaßt. Beide sind unter dem gemeinsamen Namen Talmud, „Die Forschung", auf uns gekommen.

Seinem kommentatorischen Charakter gemäß, ist der Talmud an die Disposition der ihm zu Grunde liegenden Mischna gebunden. Innerhalb dieses Rahmens aber herrscht das Chaos. Ohne Wahl und Ordnung sind hier, wie sie gerade der Fluß der Diskussion oder ein anderer Zufall mit sich gebracht hat, Bestandtheile fast aller Wissensschätze des Alterthums aufgespeichert. Sprachwissenschaft, Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, Astronomie, die verschiedensten Naturwissenschaften: Alles bunt durcheinander. Dazwischen laufen die verschiedenartigsten, einander ausschließenden Charakterzüge, Anschauungen und Gedanken kreuz und quer: Erhabenes und Lächerliches, Heiligkeit der Gesinnung und Handlung und eine anfechtbare Moral, mimosenhafte Keuschheit und

derbe Deutlichkeit, komplizirte Denkart und rührende Naivetät, sinnverwirrende Spitzfindigkeit und wohlthuende Schlichtheit, maßlose Weitschweifigkeit und äußerste Knappheit, undurchdringliche Dunkelheit des Ausdrucks und sonnige Klarheit.

Ein ungleiches Geschick war diesen beiden gleichnamigen Werken beschieden. Winzig und verkümmert wurde der Palästinensische Talmud von unbekannten Verfassern in die Welt gebracht; unbeachtet, spurlos sollte er durch das Leben schleichen. Wie ganz anders das Los des Babylonischen Talmud! Generationen lang haben die hervorragendsten Schulhäupter an ihm gearbeitet. Seine Abfassung ward als ein nationales Ereigniß von höchster Bedeutung begrüßt. Er sollte die unzeitgemäß gewordene Tora ergänzen, ersetzen. Und er übertraf alle Erwartungen. Von seiner Entstehung an bis auf die Gegenwart ist er für das gesammte orthodoxe Judenthum „das Buch“ geblieben. Aus ihm wurden alle auf die Regelung des religiösen, privaten und gesellschaftlichen Lebens abzielenden Normen geschöpft; an ihm stillte die lernbeflissene Jugend ihren Bildungdurst, wetzten die geistig Regsamen ihren Verstand und befriedigten durch die Abfassung von zahllosen Erklärungen, Erläuterungen, Aus- und Hineindeutungen ihren literarischen Schaffensdrang und Ehrgeiz; bei ihm suchten und fanden die von des Tages Last und Mühe Ausruhenden Erholung, Trost und Genuß. Allen ist er Das geworden, was am Anfang unserer Epoche den Frommen die Tora gewesen ist: die Summe aller göttlichen und menschlichen Weisheit.

Jakob Burckardt antwortet auf die Frage, was aus dem Orient ohne Alexander den Großen geworden wäre: „Palästina würde sich wohl als aramäisch sprechender Erdenwinkel den Heiden ewig unverständlich abgesperrt haben.“ Diese Bemerkung ist, wie wir gesehen haben, nur zum Theil richtig; denn der Hellenismus hat auf das Judenthum auch centrifugal gewirkt. Diese Wirkung ist aber im Lauf der Zeit durch einen entgegengesetzten Geist paralysirt worden. So stark aber auch die Stoßkraft war, womit der Hellenismus das Judenthum traf: sie würde den Talmudismus nicht hervorzubringen vermocht haben, wenn er nicht von je her im Judenthum geschlummert hätte. In der That ist schon im Mosaismus, wie wir die Tora, im Gegensatz zu den übrigen jüdischen Büchern, nennen wollen, der talmudische Keim deutlich wahrzunehmen. Da nimmt schon die Religion die Gestalt einer auf die strengste Absonderung hinzielenden Gesetzessammlung an. Hier waltet auch schon der klügelnde und tüftelnde Verstand. Dieser Keim ist jedoch während der ganzen biblischen Zeit von dem nach naiver Religiosität und schlichter

Denkart ringenden Prophetismus, so weit wir ihn aus den außerpentateuchischen Büchern der Bibel kennen, in der Entwickelung gehemmt worden. Bald nach dem Auftreten der Griechen im Orient sehen wir ihn jedoch mächtig emporschießen, während der Prophetismus fortan verkümmert, vergeht. Der kausale Zusammenhang dieser beiden Ereignisse leuchtet ein. Eine andere Ursache dieses plötzlichen Umschwunges des jüdischen Volkscharakters ist sonst nirgends wahrzunehmen.

So sind wir wohl zu schließen berechtigt, daß ohne Alexander den Großen das Judenthum nicht geworden wäre, was es geworden ist. Das gilt aber nicht nur vom Judenthum, sondern auch vom Christenthum. Um mit ihren Ideen so weit und tief zu dringen, mußten die Urheber dieser Religion eine ungeheure Schwungkraft haben. Diese konnten sie nur durch die gewaltigen Spannungen erhalten, die ihre Auflehnung gegen den pharisäischen Geist ausgelöst hat. Bei Jesus äußert sich diese Auflehnung noch in allgemeinen Formen. Er hielt den zum Pharisäismus ausgearteten Mosaismus für verwerflich und sehnte sich nach der Naivetät und Schlichtheit des Prophetismus zurück. Diesen Protest gegen eine dreihundertjährige Entwickelung scharf zu begründen und zu einem unvermeidlichen Konflikte zuzuspitzen, war erst Paulus vorbehalten. Er hielt nicht nur die Richtung, sondern auch die Gründe, durch die man sich hatte verleiten lassen, diese Richtung einzuschlagen, für falsch. Seiner Ansicht nach war kein Grund gewesen, vor dem Hellenismus davonzulaufen, sich zu verkriechen, zu verschanzen. Nicht vertheidigen, sondern angreifen: so hätte damals die Parole lauten müssen. Man brauchte nur den Prophetismus von den Schlacken zu reinigen, den für solchen Kampf untauglichen Mosaismus über den Haufen zu werfen: und der Sieg war sicher.

Der maßlose Haß, den Paulus sich durch solche Kritik zuziehen mußte, verlieh ihm den Muth und die Kraft, die Probe auf das Exempel zu machen. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Der prophetische Jahwe hat über Hellas gesiegt. Dieser Sieg war aber nur durch ein großes Opfer zu erkaufen: durch die Preisgabe der jüdischen Nationalität. Dazu hat sich das Judenthum nicht zu entschließen vermocht. So mußte es in der Talmud-Arche bleiben.

Charlottenburg. Dr. **Jakob Fromer.**

Herr Dr. Fromer, für den Nöldeke und Delitzsch neulich hier zeugten, läßt in diesem Sommer die zweite, verbesserte Auflage seiner Autobiographie („Ghetto-Dämmerung"; bei Schuster & Loeffler) und die Lebensgeschichte Salomons Maimon (bei Georg Müller) erscheinen.

Eisenbahnaktien.

Aus der Zeit der Privatbahnen stammt die Gewohnheit, in der Eisenbahnaktie das eigentliche Spekulantenpapier zu sehen. Die Schienenstränge sind die Nerven des Wirthschaftkörpers. Keine Industrie, kein Handel kann ohne sie gedeihen. Schwerfällig wie die Lastwagen, das Inventar der alten Handelsstraßen, waren die Lebensäußerungen der Volkswirthschaft. Die Eisenbahn brachte sie in Bewegung. Massengüter konnten auf billigstem und schnellstem Wege befördert werden. Natürlich blieben auch die Enttäuschungen nicht aus. Aber noch aus den Trümmern erblühte bald neues Leben. Sogar Strousbergs tollkühne Unternehmungen wurden eines Tages ja gesund. Das Risiko der Eisenbahngründungen liegt in dem Wunsch, die sicher fließenden Einnahmen möglichst hoch zu kapitalisiren. Der Körper eines Eisenbahnunternehmens besteht aus kostspieligen Gliedern. Wagenpark, Lokomotiven, Bahnhofsanlagen und Gleise: Das ergiebt einen beträchtlichen Materialwerth. Kommt nun noch hinzu, daß die Bahn wichtige Linien des Verkehrs beherrscht, so sind alle Vorbedingungen üppiger Effektenblüthe gegeben und die Hoffnungen sprießen himmelan.

Aber die Zahl der Privatbahnen nimmt ab. Selbst in den Vereinigten Staaten, wo das Privatkapital noch stärker ist als in Europa, gilt die Forderung des Eisenbahnmonopols nicht mehr als Hochverrath. Die Bundesregirung konnte die Bahnen nicht an sich reißen; dagegen hätte die Staatshoheit der einzelnen Bundestheile sich gewehrt. Diese Einzelstaaten aber erkannten zu spät, was geschehen könne und müsse. Heute sind die amerikanischen Bahnen zu einem Kapitalkoloß geworden, den ein Staat nicht mehr bezwingen kann. Was die Uebernahme der amerikanischen Gesellschaften in öffentliche Verwaltung kosten würde, ist leicht zu berechnen. In Europa hat die Staatsbahn fast überall gesiegt; und wo es noch nicht geschehen ist, wird die Privatbahn nicht allzu lange mehr herrschen. Aus Rußland hörte man neulich von der Vorbereitung eines Finanzgeschäftes, das die volle Verstaatlichung der Eisenbahnen sichern solle. Das ist nicht wörtlich zu nehmen; die Verpflichtungen, die der Bau nothwendiger neuer Linien dem Fiskus auferlegt, wären viel zu groß, als daß er an die Liquidirung des ungeheuren Kapitals der Privatbahnen denken könnte. Richtig scheint aber zu sein, daß die Warschau-Wiener Bahn verstaatlicht werden soll. Das Hin und Her von Behauptung und Ableugnung wirkte nicht gerade erquicklich. Wie die Börse sich zu der Sache stellte, habe ich hier schon erwähnt. Daß schließlich zugegeben wurde, die Möglichkeit einer Verstaatlichung werde erörtert, beruhigte die Gemüther einigermaßen. Als aber der Präsident des Verwaltungrathes in der Generalversammlung erklärte, er habe von solchen Plänen der Regirung nicht gehört, konnte die Spekulation sich wieder fröhlich regen. Immerhin wurde endlich nun versucht, den „wahren Werth“ der Aktie zu berechnen. Natürlich zum Besten der bedürftigen

Spekulation. „Hier ist die einzig wirkliche Dame ohne Unterleib zu sehen“, hieß es früher; jetzt: „Hier ist der einzig wahre Kurs der Warschau-Wiener Aktie“. Fürs Erste werden neue Eisenbahnprioritäten ausgegeben werden, die mit Warschau-Wien nichts zu thun haben. Für die Moskau-Kasan- und die Podolsk-Eisenbahn werden 4½prozentige Schuldverschreibungen im Höchstbetrage von 100 Millionen Mark ausgegeben. Voilà tout. Kokowzew wird doch sein Prestige nicht aufs Spiel setzen. Er hat versprochen, daß im Jahr 1911 keine ausländische Anleihe kommt. Und ein Finanzminister sagt die Wahrheit. Im Uebrigen ist die russische Eisenbahnpolitik auf dem Grundsatz des gemischten Systems aufgebaut, das eine reinliche Scheidung zwischen Staats- und Privatbahn nicht zuläßt. Der Fiskus giebt den schlecht rentirenden Gesellschaften Zuschüsse und ist am Gewinn der gut arbeitenden Bahnen betheiligt. Uebersteigt der Reingewinn ein bestimmtes Mindestmaß, so fällt dem Staat ein Gewinnantheil zu. Außerdem haben die Eisenbahngesellschaften Zinsen für die Darlehen zu zahlen, die ihnen die Regirung giebt. Diese wieder haftet für die Schuldverschreibungen der Bahnen. Die russischen Eisenbahnprioritäten können also als Staatspapiere gelten. Die Eisenbahnangelegenheiten werden von den Ministerien der Finanzen und des Wegebaues zwar vorbereitet, die Entscheidung hängt aber von der Reichsduma und dem Reichsrath ab. Bekannt ist, daß die Volksvertretung mit der Gewährung langer Konzessionen für neue Privatbahnen nicht einverstanden war. Die Regirung hofft trotzdem, ihre Eisenbahnpläne durchzusetzen.

Als das warschau-wiener Feuerwerk verprasselt war, blieb der Börse noch ein Spielzeug: die Aktie der Canada-Pacific-Bahn. Auch ein alter Liebling der Spekulation; jetzt aber ein Stern von herrlichster Leuchtkraft. Der Kurs dieses anglo-amerikanischen Papiers wird heute in Berlin gemacht. London und New York sollen sich nach dem Willen der Burgstraße richten. Der berliner Börsenmann kann seine Freude daran haben. Und die Begeisterung für die Aktie ist keiner trüben Quelle entsprungen. Die Canadian Pacific kann sich, mit ihrer Rentabilität, Organisation, finanziellen Muskulatur, sehen lassen. Sie gehört zu den besten Bahnen Amerikas; doch wirkte auf die Spekulation ein Zauberspuk mit, der manche Rechnung in Dunst auflösen kann: der Grundbesitz. Die Gesellschaft ist zugleich Eisenbahn und Terrainunternehmen. Sie besitzt weite Strecken Landes in dem nur schwach besiedelten Dominium Kanada (die Bodenfläche umfaßt 9,66 Millionen Quadratkilometer bei nur 7 Millionen Bewohnern. Das Deutsche Reich hat auf 540000 Quadratkilometern 65 Millionen Menschen. Das ist ein Verhältniß wie 1:30). Der Werth dieses Bodens wächst natürlich mit der Zahl der Einwanderer. Die Gesellschaft hat ihre Terrains mit solchem Nutzen verkauft, daß sie der Dividende aus dem Eisenbahn- und Dampferverkehr einen stattlichen Zuschlag (Bonus) zu geben vermochte. Zu der eigentlichen Betriebsquote von 7 sind 3 Prozent gekommen. Also eine Gesammtdividende von 10 Prozent auf die Stamm-

aktien (180 Millionen Dollars); die Vorzugsaktien haben 4 Prozent erhalten. Obwohl die Dividende von 10 Prozent erst seit dem Januartermin gilt (die Dividenden werden vierteljährlich bestimmt), nachdem vorher 8 Prozent bezahlt worden waren, rechnen die Spekulanten schon für die nächste Zeit auf 12 Prozent. Vielleicht hat zu dieser Vermuthung ein Hinweis des Präsidenten der Kanadabahn auf die guten Erträge aus den Land- und Parzellenverkäufen beigetragen. Die Verwaltung hat ein berechtigtes Interesse daran, die Reize Kanadas unwiderstehlich zu machen. Das gesegnete Land braucht Menschen, um seiner Reichthümer (man denke an das unendliche Meer von Weizen und Wäldern) froh zu werden; und es kann diese Pioniere nur heranziehen, wenn es ihnen zeigt, wo Milch und Honig fließen. Die Canadian Pacific Railway ist eine Großmacht im Dominium. Dessen Glück ist ihr Gewinn. Diesem Bewußtsein paßt sie ihre Geschäftspolitik an. Und zeigt zunächst ihren Aktionären, welche Schätze die Vermögenswerthe ihrer Bilanz bergen. So sprach der Präsident Sir Thomas Shaughnessy: „Ihr sollt höheren Antheil an den Früchten unserer Effekten (46) und Ländnereien (57 Millionen Dollars) haben". Die Zinsen, Dividenden und Einnahmen aus Landverkäufen sollen in einen besonderen Fonds gelegt werden, um, je nach den Umständen, die Dividende aus dem Ergebniß des Betriebes zu ergänzen. Die Stammquote von 7 Prozent wird aufrecht erhalten; und der Bonus von 3 Prozent hat den Extrafonds noch nicht sehr angegriffen. So hofft man auf wachsenden Zuschuß und escomptirt die Erwartung im Kurs. Der hat, seit dem Anfang des Jahres, ein Agio von fast 50 Prozent angesetzt und läßt, bei der heutigen Dividende, eine Verzinsung von nur noch 4 Prozent. Aber das Publikum glaubt an den Stern der Bahn (aus dem Inseratentheil der Zeitungen springen Canada-Aktien in Plakatschrift Einem ins Gesicht; auch wird stets eine „hochwichtige Nachricht" verheißen) und spekulirt mit niedrigsten Einsätzen per Ultimo. Die Leute können sich ja auf die guten Berichte über die Bahn und die wirthschaftliche Entwickelung des Dominiums berufen. Gewiß. Nur vergißt man, daß Kanada als Agrarland vom Ausfall der Ernte abhängig ist und daß ein Mißerfolg die schönsten Berechnungen umwirft. Die kanadische Regirung hat, als sie die Zahl der Einwanderer veröffentlichte, die Ziffer der Auswanderer verschwiegen (von 125 000 Eingewanderten zogen 95 000 nach den Vereinigten Staaten weiter). Das ist ein Symptom der feindlichen Taktik gegen den nordatlantischen Schiffahrtpool. Dieses wichtige Abkommen wird durch den Widerspruch der Kanadabahn gehemmt, die ihren Dampfern die Möglichkeit sichern will, den Strom der Einwanderer ins eigene Bett zu lenken. Gerade dieses Streben lockt die Haussiers auf immer steilere Höhen. Was kümmert sie die Art der Propaganda? Wenn sie nur Erfolg hat! Und daß die Verwalter sich aufs Geschäft verstehen, beweist ja eben ihre Reklame. Das Publikum folgt blindlings seiner Neigung. So war es stets, wenn sich die misera plebs für eine Aktie begeisterte. Aber

stets hat das Schicksal die Rechnung präsentirt. Die wird auch den Kanadiern an der Spree vorgelegt werden. Die Kanadabahn will um jeden Preis ans letzte Ziel ihrer Wünsche, den Atlantic, gelangen. Wenn sie sich New York zu erobern vermag, so ist die Brücke von Ozean zu Ozean geschlagen. Das ist der Grund der Verhandlungen mit der Eriebahn. Deren Besitz soll den Weg zur Manhattaninsel öffnen.

Selbst den unglücklichsten aller Eisenbahnaktionäre, den Besitzern der Oesterreichischen Südbahn, hat sich ein Sonnenstrahl gezeigt. Das berühmte Sanirungprogramm wurde, nach langen Mühen, in eine Form gebracht, die ihm die Verwirklichung sichert; und nach diesem Plan, der von dem (hier schon erwähnten) Gwinners wesentlich abweicht, zeigt sich den Aktionären am Horizont ein schwacher Dividendenschimmer. Man soll eine Aktie nicht eher an die Wand kleben, als bis alle Hoffnung restlos aufgezehrt ist. Wer hätte geglaubt, daß man Lombarden noch einmal in den Safe legen werde? Nun darf mans thun; wenn Alles klappt, kann in sechs Jahren eine kleine Dividende fällig werden. Die Obligationäre der Bahn haben das Opfer gebracht, eine runde Milliarde von ihrem Guthaben glatt wegschneiden und unter den Tisch fallen zu lassen. Eine um dreißig Prozent verminderte Last: da läßt sich schon leichter Athem holen. Die Südbahn kann in Zukunft ihr Anlagekapital verzinsen, ohne ihr Betriebsmaterial verkommen zu lassen. Und das üble Defizit in der Bilanz wird verschwinden. Da die Obligationäre sich vor dem letzten, endgiltigen Abkommen niemals zu nennenswerthen Konzessionen verstehen wollten, war kein Sanirungversuch durchzuführen. Jetzt dämmert die letzte Möglichkeit einer Rettung auf. Blieb sie ungenützt, so war der Bankerot besiegelt, bei dem die Aktionäre nichts, die Gläubiger nicht viel bekommen hätten. Man muß sich diese nahe Gefahr richtig vorstellen, um die Bedeutung des Sieges der Vernunft zu ermessen. Heute ist die Oesterreichische Südbahn nicht nur ein mit den Bedingungen der Rentabilität ausgestattetes Unternehmen, sondern sogar eins, für das die österreichische Regirung einen Preis zu zahlen haben wird. Ladon.

Selbstanzeigen.

Formprobleme der Gothik. München, R. Piper & Co.

Die Arbeit ist ein neuer Versuch, die Welt der nicht klassischen abstrakten Stilerscheinungen unserem Verständniß näherzubringen. Wie meine frühere Arbeit „Abstraktion und Einfühlung“, geht auch sie von der Tendenz aus, das einseitige, europäisch-klassische Kunstvorurtheil zu durchbrechen, das große, unseren neuzeitlich subjektiven Maßstäben längst entrückte Kunsterscheinungen nur relativ zu würdigen versteht. Statt dieser relativen Würdigung aus dem zu engen Ge-

sichtswinkel der uns geläufigen Kunstvorstellung sucht sie positive Erklärungen für die Eigenart dieser so ganz anders gearteten abstrakten Kunstwelt zu geben. Während aber die frühere Arbeit die Gesammtheit der abstrakten Stilerscheinungen betrachtete, wird hier der Kreis der Untersuchung enger gezogen und nur die cisalpine europäische Kunstentwickelung der nachantiken Zeit erörtert. Denn auch diese engere neueuropäische Entwickelung zeigt bis zum Beginn der über die Alpen zu uns kommenden Renaissancebewegung deutlich ein abstraktes Wesen, das allerdings nach außen manchmal durch das Nachleben der Antike und das Wiederdurchdringen der von ihr bedingten klassischen Formensprache unkenntlich gemacht wird. Die schematische Stileintheilung, die sich nur an Aeußerlichkeiten orientiren kann, mußte die ganze mittelalterliche Kunstentwickelung in ein Nacheinander verschiedener, oft wenig zusammenhängender Stile auftheilen. So wurden von ihr, zum Beispiel, der romanische und der gothische Stil in formaler Hinsicht als Gegensätze gefaßt. So lange man sich bei der Formanalyse nur an Aeußerlichkeiten hält, ist Das auch berechtigt. Sobald man sich aber durch die Aeußerlichkeiten bis zu den innersten Zellgeheimnissen der Stilerscheinungen hingetastet hat, verschwinden die willkürlichen und unbegreiflichen Brechungen der Entwickelunglinie und man erkennt den gleichsam unterirdischen Zusammenhang der ganzen mittelalterlichen Entwickelungreihe. Der Faktor, der diese Einheitlichkeit zusammenbringt, ist das nordische Kunstwollen, das wohl durch fremde Stileinbrüche äußerlich desorientirt und unterbunden wurde, das aber bis zur Renaissance, dieser großen Peripetie der ganzen nordischen Entwickelung, nie völlig zum Schweigen gebracht werden konnte. Ganz frei und ungehindert, in paradigmatischer Reinheit, hat sich dieses nordische Kunstwollen allerdings nur am Beginn und am Ende der Entwickelung auszusprechen vermocht: vor jeder Berührung mit fremden Kunstwelten und nach völliger Emanzipation von ihnen. Diese Erscheinungen, die uns das nordische Kunstwollen ganz ungetrübt enthüllen, sind die nordische Ornamentik am Beginn und die gothische Architektur auf dem Höhepunkt der Entwickelung, der zugleich ihr äußerer Abschluß ist. Nachdem einmal die innere Wesensverwandtschaft dieser beiden zeitlich so weit getrennten nordischen Kunsterscheinungen erkannt ist, wird daraus die Berechtigung abgeleitet, für Beide das selbe Kunstwollen in Anspruch zu nehmen und also das gothische mit dem nordischen Kunstwollen überhaupt zu identifiziren. Die Erkenntniß drängt sich uns auf, daß schon aus dieser frühen nordischen Ornamentik das gothische Kunstwollen zu uns spricht; und nun verfolgen wir mit großer Antheilnahme, wie es durch all die fremden Stilinvasionen hindurch seinen oft unsichtbaren Weg geht, bis es sich auf der Höhe des Mittelalters zur völligen Selbständigkeit durcharbeitet und nun in monumentaler Architektur zur Erfüllung bringt, was es einst in freier, von Zweck und Materie unbelasteter Ornamentik versprochen hatte. Die latente Gothik der Zwischenperioden

erkenntlich zu machen, wird so zur eigentlichen Aufgabe der Untersuchung. Ohne Rassenromantik zu treiben, stelle ich mich auf den Standpunkt, daß dieses die ganze mittelalterliche Entwickelung beherrschende gothische Kunstwollen doch in erster Linie ein Rassenprodukt ist. Nur wird nicht eine einzelne Rasse zum Träger des gothischen Stilgedankens gemacht, sondern der weitere und differenzirtere Rassenzusammenhang, der dadurch entsteht, daß die Germanen sich mit den anderen europäischen Rassen kreuzen. Die Germanen werden also nur als conditio sine qua non der gothischen Stilerscheinung betrachtet und nicht als ihre eigentlichen Träger. Denn ohne die Kreuzungen wäre das gothische Kunstwollen unfähig zur Entwickelung geblieben. Auf der Höhe des Mittelalters wird nun der ursprüngliche Rassenstil (im angedeuteten weiteren Sinn zu verstehen) zu einem Zeitstil und aus dem zeitlich unbegrenzten stilpsychologischen Begriff der Gothik wird der engere Schulbegriff der Gothik, der das Phänomen auf wenige Jahrhunderte beschränkt. Nachdem so das einheitliche gothische Kunstwollen der ganzen mittelalterlichen Entwickelung erkannt ist, wird dieses Kunstwollen zum eigentlichen Problem der psychologischen Analyse und Interpretation. Durch Vergleiche mit dem Kunstwollen der primitiven, der klassischen und der orientalischen Menschheit, dieser drei großen Musterbeispiele für die Menschheitentwickelung, wird der komplizirtere Sondercharakter des gothischen Kunstwollens herausgearbeitet und von ihm aus nun auf die seelisch-geistige Verfassung der nordischen Menschheit geschlossen, aus der heraus allein uns die innere Nothwendigkeit dieser künstlerischen Ausdruckswelt begreiflich werden kann. Auf diese Weise erreicht die stilpsychologische Untersuchung ihr letztes Ziel: außer der Kunstanalyse einen allgemeinen Beitrag zur Psychologie der nordischen Menschheit zu bieten.

Bern. Privatdozent Dr. W. Worringer.

Die letzten Tage Gotamo Buddhos. Uebersetzt von K. E. Neumann. Verlag von R. Piper & Co. in München. 6 Mark (geb.).

Der hohe Werth dieser Urkunde war in Indien verhältnißmäßig früh erkannt. Die Ereignisse aus den letzten Tagen des Meisters müssen wohl auch den weiteren Volkskreisen vertraut geworden sein. Denn uns sind auf den noch vorhandenen Resten der Bauten und Steindenkmale der folgenden Zeiten die einzelnen Szenen des abschließenden Lebens in ungemein zahlreichen Bildern erhalten, auf den unendlich vielen, freilich meist minderwerthigen, manchmal aber in künstlerischer Vollendung ausgeführten Skulpturen der verschütteten Ruinen, mit denen von Afghanistan an nach Süden und nach Osten das indische Festland weithin übersät ist, oft allsogleich sichtbar, öfter noch in geringerer oder tieferer Erd- und Geröllschicht verborgen. Während diese Kunst nun auf indischem Boden längst in Trümmer versunken und verschollen war, sind die Anhänger und Verbreiter des Ordens über die Grenzen nach Hochasien und Tibet bis nach China vorgedrungen. Ueberall dort ist dann das große Erbe freudig angetreten und landes-

thümlich verwerthet und ausgestaltet worden. Schon die äußeren, grob sichtbaren Umstände zeigen also, wie weit die Wirkung der alten Urkunde sich erstreckt hat. Daraus ergiebt sich, daß man bestrebt gewesen sein mußte, den Text an sich richtig weiterzuüberliefern: ein Unternehmen, das bei fremden, zwar recht kultiwirten, doch nach indischem Maß barbarischen Völkern fast unübersteiglichen Schwierigkeiten und Hindernissen begegnete. Ein beispielloser Erfolg aber krönte das Wagniß. Csoma Körösi hat uns von dieser mächtigen Wendung der Ereignisse, und wie die Erben des Sakyers nach und nach den halben Erdkreis eroberten, einen sehr guten Bericht aus der Einleitung zur hundertbändigen Ausgabe des Kah-ghur erstattet, der eben so knapp wie zutreffend besagt: die Lehre sei von Indien allmählich überallhin in die Runde ausgegangen, in das Sanskrit, Tibetische, Chinesische, weiter dann in noch manche gangbare dialektische Mundart und „allerlei Sprachen der Mlecchas“ übertragen und als Ganzes je einzeln bewahrt worden. Und so ist es ohne Zweifel geschehen. Vorzüglich sind es die tibetischen und chinesischen Forscher und Uebersetzer gewesen, die da in Gemeinschaft mit den indischen Sendboten in kurzer Zeit ihren Ländern einen buddhistischen Kanon geschaffen und eine unermeßliche Fülle neuen geistigen Reichthums sich erworben haben. Dies konnte, nördlich vom Ganges, nur insofern gelingen, als die Inder mit den vollendeten Werkzeugen ihrer Sprache und Kultur das fremde, rothwelsche Wortgut erst wie eine Glockenspeise einschmolzen, um es in herrlich neu funkelnden Gebilden wiedererstehen zu lassen. Bei so bewirkten Schöpfungen mußte Vieles wohl oder übel eine Färbung nach der Landesart annehmen, mochten Gehalt und Gestalt auch ehrlich indisch bleiben; die eigenartig glitzernden Griffe und Henkel der bodenständigen Kultur und ihrer Sagen mußten dem Volke zunächst als Handhabe dienen.

Von solchen fremdartigen Stoffen und Zuthaten ist nun unser im Süden, von Magadha her, gar treu überlieferter Text ziemlich frei. Nach dem Tode des Meisters haben die Jünger auch noch die letzten Reden und Ereignisse nach altbewährter vedischer Methode ihrem Gedächtniß fugenartig eingeprägt, wie sie ja schon vorher die Meisterreden von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr rein bewahrt und erhalten hatten, indem bei den regelmäßigen Zusammenkünften vor und nach der Regenzeit, und wo sich außerdem wandernde Jünger aus den vier Weltgegenden trafen, eben immer jeder berichtete, was er selbst auf seiner mehr oder minder längeren Wanderschaft mit dem Meister von Angesicht gehört, von Angesicht vernommen hatte. Wesentlich erleichtert wurde diese Art der Ueberlieferung durch das Mittel des damals eben kulminirenden Pali, der beliebten Umgangssprache, die, den unerschöpflichen Gehalt, Reichthum und Wohlklang des Sanskrit noch um neue jugendkräftige Ausdrucksmöglichkeiten vermehrend, zu einer klaren, lebendigen Quelle täglicher Mittheilung geworden war: einer wunderbar reinen lingua franca, die sich an Feinheit der Form am Besten dem toskaner Dialekt des Trecento im Verhältniß zum Latein vergleichen läßt.

Nachdem Gotamo selbst, mit seinen Jüngern ein halbes Jahrhundert hindurch in ganz Mittelindien immer von Ort zu Ort wandernd, nur während der drei Monate der Regenzeit seßhaft und einsam zurückgezogen, überall schon als der beste Künder und Verkünder erschienen war, pflegten nun die Mönche nach dem Verscheiden des Meisters bald noch in weitere Fernen hinauszuziehen. Sie waren ja Bürger der vier Weltgegenden; wie der beschwingte Vogel nur mit der Last seiner Federn dahinfliegt, hatten sie, nur mit Gewand und Almosenschale beschwert, weiterzupilgern. So wirkten sie geistiges Werk durch Beispiel und Wort. Aber nach Jahren und Jahrzehnten, nach einem Jahrhundert und darüber begann die lebendig fließende Sprache allmählich, zu vertrocknen, auch sie natürlich, wie Alles, dem Wandel und Verfall unterworfen. Da hatten denn die Nachfolger von nun an Silbe um Silbe, Wort um Wort der Satzung in erstarrter Gestalt, in der absterbenden und endlich toten Sprache weiter zu überliefern. So mußte freilich in Indien wie außerhalb Indiens der ursprünglich rein asketische Orden mehr und mehr in gelehrte Schulen ausarten. Gerade diesem Umstand verdanken wir aber den so erstaunlich getreu erhaltenen alten Text, der alsbald auf Stein, Metall, Holz, meist aber auf Palmblattkarton dauernd fixirt wurde. Während in den folgenden Jahrhunderten wilde Barbarenstürme über Indien hinfegten, die erst seit der englischen Herrschaft völlig beschwichtigt wurden, Stürme, die fast die ganze alte Kultur wie Spreu durcheinanderwirbelten, hatten die alten Palitexte im Süden und Osten einen sicheren Hort gefunden. Bei den fremden Völkerschaften in Ceylon, Barma und Siam herzlich willkommen geheißen, haben die indischen, nun hochgelehrten Sendboten einheimische Meister herangebildet und Musterschulen philologischer Forschung geschaffen, unseren Text von Generation zu Generation schlechthin automatisch übertragen: eine Kunst und Arbeit, bei der die Doktoren außerhalb Indiens peinlich saubere Selbstzucht und Selbstverleugnung bewähren mußten, wenn das feinste Filigrangewebe vergangener Jahrhunderte überhaupt noch Bestand haben konnte.

Um die Reden herum hatte sich im Lauf der Zeiten schon von Indien her ein mythischer Rahmen, ein Sagenkreis gebildet, dessen Stäbe und Klammern aus der vedischen Kultur her stammten. Waren auch die Reden selbst unverziert und unausgeschmückt überliefert worden, der Rahmen mußte eine derbere Handhabe bieten, mußte auf viele Generationen vorhalten. Diesem technisch ökonomischen Zwecke kamen nun die Anschauungen und Sagen der großen heroischen Vorzeit trefflich zu Statten. Schon Gotamo hatte ja gelegentlich auf die Ansichten und Vorstellungen der vedischen Seher gern Bezug genommen und, von ihnen ausgehend, seine eigene Anschauung entwickelt. Die Ordner der Texte haben nun den Kranz und Rahmen je nach dem Bedürfniß verwerthet, meist mit glücklichem Gelingen, dem Geiste der Darstellung angemessen. Selten nur kommt es vor, daß ein Riß oder eine Schramme hemmt oder stört. Nach Europa ist ein einigermaßen verläßlicher Bericht über die Grundgedanken Gotamos zuerst durch Spence Hardy ge-

drungen. Dieser Mann war ein tüchtiger wesleyanischer Missionar, seit 1825 auf Ceylon, der nach zwanzigjährigem täglichen Umgang mit sinhalesischen Priestern uns die erste eigentliche Bekanntschaft mit dem Buddhismus vermittelt hat. Ohne Kenntniß des Pali, nur aus den volksthümlichen Quellen schöpfend, konnte er dennoch drei vortrefflich unterrichtende Werke herausgeben, von denen das erste, der 1850 in London erschienene Band Eastern Monachism, mit seiner lebendigen, unmittelbar anschaulichen und zugleich tiefwurzelnden Darstellung bleibenden Werth hat. Nebenbei sei hier bemerkt, daß Schopenhauer, wenige Jahre vor seinem Tode, die Bedeutung solcher Quellen erkannt hatte: es war ja das Beste gewesen, was er, schon am Ende seiner Laufbahn, von jenen Lehren je hatte erfahren können. Denn was vor Spence Hardy bekannt geworden war, mochte immerhin gar viel des Guten bieten, zumal in den Veröffentlichungen des feinsinnigen Burnouf und zwei Jahrzehnte früher in den Abhandlungen des petersburger Akademikers Isaak Jakob Schmidt, deren Forschungen der späten nördlichen Tradition nachzuschürfen hatten: aber der antike Torso war vor lauter groteskem Schutt und Geröll kaum wahrzunehmen. Tiefer schauende Geister konnten freilich auch hier mit ihrem Scharfblick durchdringen und die edlen Umrisse schon deutlich sehen. Aus eben diesen Arbeiten und dem verwandten Buch Köppens hatte sich um 1858 Richard Wagner eine bewundernswerthe Kenntniß erworben. „Ja," sagte er zur Wesendonk, „Das ist eine Weltansicht, gegen die wohl jedes andere Dogma kleinlich und bornirt erscheinen muß! Der Philosoph mit seinem weitesten Denken, der Naturforscher mit seinen ausgedehntesten Resultaten, der Künstler mit seinen ausschweifendsten Phantasien, der Mensch mit dem weitesten Herzen für alles Athmende und Leidende, finden in ihm, diesem wunderbaren, ganz unvergleichlichen Weltmythos, Alle die unbeengteste Statt." Das schrieb er, nachdem er nicht lange vorher bekannt hatte, wie unerquicklich und widerwärtig ihm geworden war, sich durch den ganzen breiten Wust ungeschlachter Darstellungen und Fratzen hindurchzuarbeiten; „den Çakya-Sohn, den Buddha, mir rein zu erhalten, ist mir, trotz der chinesischen Karikatur, aber doch gelungen", spricht er dann am Schluß naiv aus. Jene Zerrbilder zu bevorzugen, ist neuerlich gelehrte Mode geworden: aber Das ist eine Welle, die bald vorüber sein wird.

Nicht trockene Annalen haben wir vor uns. Der Bericht ist ganz von selbst und ohne jede Absicht zu einem gewaltigen Gemälde von Volk und Land jener klassischen Zeit geworden. Könige und ihre Minister kommen und gehen, über Krieg und Frieden wird, erstaunlich modern anmuthend, berathen. Wir wohnen den Versammlungen im Herrenhaus der Feudalfürsten bei, werfen einen Blick in ihre Sitten und Gebräuche und merken wohl auch ihren prächtigen ästhetischen Geschmack. Wir sehen die Herren und Knechte in der Grenzfeste, die Werkführer beim Burgbau, den Adel bei Ausflügen zu Roß und im Wagen, hören zu, wie man damals mit Kriegern und Priestern und wieder mit Bürgern und Asketen sprach, wie man über Edelfrauen dachte, oder

auch, wie man mit einer vornehmen schönen Tänzerin umging, erfahren so nebenbei allerlei Dinge über die damalige hochentwickelte Kultur, lernen Meinungen kennen über Götter, Erdbeben, Magie und Gewitter, sind bei Festlichkeiten und Gastmahlen zugegen, sitzen zusammen in Hainen und hundertjährigen blühenden Bäumen oder an bemoosten Weihern, besuchen die großen Städte und Residenzen mit ihrem „zehnfachen Lärmen", stehen mit am Ufer vor dem ungeheuer dahinströmenden Ganges und seinen gelben reißenden Wogen und dann wieder am klaren Bach, wo hell die rauschenden Gewässer blinken, merken wohl auch auf den Duft und die Farbe der Zimmetblüthe oder der Malvenrose, erfreuen uns am weißen Schimmer der Morgensterne. Das ist der Rahmen zum Bericht. Da tritt uns denn Gotamo entgegen, schlicht, groß, als Meister, der seinen Weg gegangen ist. Als Mensch spricht er zu Menschen, zu seinen Jüngern, zu seinen Anhängern, zu den Höchsten und zu den Niederen, zu den Mächtigen der Erde und zu Pilgern und Büßern. Daran schließt sich der Bericht über die Leichenfeier, Beisetzung, Verbrennung, Ehrenwacht der Fürsten, die Vertheilung der Aschenreste: Alles nüchtern, pragmatisch, ohne Spur von Pathos, wie selbstverständlich überliefert: und in der That erst jetzt, in den allerletzten Jahren, durch die neusten Entdeckungen und Ausgrabungen in Indien epigraphisch und archaeologisch sicher bestätigt. Die Uebersetzung sollte nicht mehr und nicht weniger sein als eine richtige Interlinearversion, die, auf jeden billigen Effekt gänzlich verzichtend, sich nur zur Pflicht gemacht hat, den Bericht Wort vor Wort in seinem strengen Stil für sich allein reden zu lassen. Freilich als Uebersetzung: also ohne fremde Worte und Ausdrücke als opake Begriffe stehen zu lassen, um sie nicht als unverständliche und mißverständliche Räthsel einer dilettantischen Deutung zu überantworten, was ja eben so bequem wie beliebt ist. Mit einem sorgfältig zusammengestellten reichen Register und einer erlesenen Auswahl von Bildbeigaben, darunter einer Wiedergabe der Geburtstätte Gotamo Buddhos, die erst Ende 1896 wieder aufgefunden wurde, hofft die Verlagshandlung den Freunden indischer Kunde noch weiter gedient zu haben.

Wien. Karl Eugen Neumann.

Quote und Angstpreis.

Treibt das Verbandswesen der Montanindustrie denn wirklich dem Abgrund zu? Keine Industrie der Welt hat eine solche Fülle genialer Geschäftsleute. Kirdorf, Thyssen, Klöckner, Stinnes, Röchling, Beukenberg, Müser, Funke; Krupp, De Wendel, Stumm, Rombach, Burbach, Hoesch, Hibernia, Laura, Friedenshütte: ein Name immer glänzender als der andere. Niemand aber weiß Rath. Ausgezogen sind sie, um das Verbandswesen auf eine neue Grundlage zu stellen. Koh-

lensyndikat und Stahlverband sollten verlängert, andere Verbände wiederhergestellt werden. Was aber war das Ergebniß? Allgemeine Auflösung! Die B-Produkte stehen heute fast völlig im freien Wettbewerb. Nach einander haben sich aufgelöst: Stabeisenkonvention, Röhrensyndikate und Drahtkonvention; und nur formell bestehen noch die Vereinigungen für Bandeisen, Bleche und Walzdraht. Was aus dem Roheisenverband werden wird, weiß Niemand. Von Kohlenleuten wird ernsthaft der Gedanke eines allgemeinen Preiskampfes erörtert. Andere möchten den Syndikatsvertrag gerichtlich anfechten. Der Stahlverband hat die Kontrole über den Markt verloren: Das lehrt der Ertrag der posener Verhandlungen. Ein Verband, der den Antrag auf nachträgliche Herabsetzung der Halbzeugpreise nicht ablehnt, sondern vertagt, giebt damit zu verstehen, daß er den Markt nicht mehr beherrscht. Die Meldung, von den großen Werken sei die Preisermäßigung bekämpft worden, war falsch: gerade große Werke waren für die nachträgliche Preisherabsetzung. Noch vor wenigen Jahren wurde geklagt, die Großen hielten den Halbzeugabnehmern die Preise zu hoch. Jetzt sind, besonders in den alten Werken, den Kleinen Helfer erstanden. Die neuste Entwickelung der Dinge hat die Machtverhältnisse eben verschoben. Peine war die Säule des Formeisens. Jetzt ist es von Differdingen überholt. Groll herrscht unter den alten Werken. Die neue Richtung paßt ihnen nicht. So sind sie stille Freunde der Kleinen und sträuben sich gegen deren Angliederung an die großen neuen Werke.

Können die Verbände nicht genug Arbeit schaffen? Leiden die Werke unter Arbeitnoth? Nein; niemals waren sie so beschäftigt wie jetzt. In A-Produkten betrug der Versand im Mai 102,06 Prozent der Betheiligung; die Nachfrage war so groß, daß sie über die Quote der Werke hinausging. Trotzdem wollen die Werke Nachlässe von abgeschlossenen Preisverträgen bewilligen. Die Abnehmer, die das Material brauchen, sind Herren des Marktes. Wir haben eine Hochkonjunktur bei Angstpreisen. Nicht mehr der Abnehmer fragt, was er bezahlen müsse. Nein: das Werk fragt den Abnehmer, was er bezahlen wolle. Das hat man nicht erlebt, so lange es eine moderne Eisenindustrie in Deutschland giebt. Der Großhandel fleht die Werke an, doch die Preise zu halten.

Wie ist dieser abnorme Zustand zu erklären? Quotenjagd: hier ist die kürzeste Antwort. Kaum war der Stahlverband verlängert, da fing das Unglück schon an. Weil man kurzfristige Verbände geschaffen hat, ist man nicht zu ruhiger und gedeihlicher Arbeit gekommen. Hastig fing man zu bauen an; man will ja in dem neuen Verband eine größere Quote haben. Um der Quote willen hat man den Kampf auf dem Roheisenmarkt angefangen. Um der Quote willen ließ man die Röhrensyndikate auffliegen. Um der Quote willen opferte man die Stabeisenkonvention. Und so ging es in fast allen Verbänden. Diese Unsicherheit mußte aber auf den Weltmarkt wirken, wo Deutschland heute eine Hauptrolle spielt. Aus West und Ost, aus Belgien und aus Oesterreich, blickt man sorgenvoll nach Deutschland. Was wird aus dem Stahlverband? Die Unsicherheit macht auch der Börse Sorgen. Noch

verdienen die großen Werke; doch die Tragfähigkeit des gemischten Betriebes hat ihre Grenzen. Wenn ein Verband nach dem anderen verschwindet und die Preise überall stürzen, dann hört auch für die Trustgebilde der Verdienst auf. Von dem beim Aufbau des Kohlensyndikates gemachten Fehler lebt ein Theil der Werke. Wenn nun die letzten Dämme eingerissen werden: was dann? Riesenkapitalien stehen auf dem Spiele. Vertrauensvoll hat der deutsche Kapitalist seine Ersparnisse in Montanwerthen angelegt. Die Banken haben diese Papiere empfohlen. Der Zusammenbruch würde Hunderte von Millionen mitreißen und der Montanindustrie das Vertrauen des Kapitals entziehen. Und Alles wegen der Quote! Damit ein Werk eine höhere Betheiligung als das andere bekomme, wird das Unheil heraufbeschworen.

Geht es auf diesem Weg weiter, dann ereilt unsere Montanindustrie bald das Schicksal der Textilindustrie, die zum Sorgenkind geworden ist. Die Schwierigkeiten, unter denen das montanindustrielle Verbandswesen seufzt, sind groß; aber nicht unüberwindlich. Daß die Hüttenzechen ihr Privileg bis aufs Aeußerste ausnutzen, ist unklug; eben so, daß die Reinen Zechen in einer Zeit, wo Deutschlands Roheisenproduktion einen Rekord erreicht hat, gezwungen werden, einen großen Theil ihrer Koksöfen still liegen zu lassen. Ist es recht und billig, daß ein Riesenwerk der Eisenindustrie bei einer Koksbetheiligung von 12000 Tonnen fast 1¼ Millionen Tonnen Koks macht? Ist es recht und billig, daß die Reinen Zechen die Umlage allein tragen und obendrein noch die Produktion einschränken sollen? In manchen gemischten Werken ist die Organisation auf die Hüttenzechengrundlage gebaut. Niemand will sie ihnen nehmen; aber die Hüttenzechen sollen sich bescheiden und auch das allgemeine Interesse bedenken. Sobald die Hüttenzechen nachgeben, ist das schwierigste Problem gelöst. Dann kann der Fiskus eintreten. Dann müssen die anderen Außenseiter folgen. Noch leichter ist das Problem im Eisenbezirk zu lösen. Hier aber herrscht jetzt allgemein Resignation. Selbst die sonst zähesten Leute meinen, man müsse erst Alles vor die Hunde gehen lassen; ein allgemeiner Preiskampf werde dann zu einem neuen Aufbau führen. Das ist eine falsche Auffassung. Bisher ist auf die Auflösung der Verbände noch immer der Katzenjammer gefolgt. Die Werke, die das Roheisensyndikat gesprengt haben, bemühten sich sehr bald, einen neuen Zusammenschluß zu erreichen. Wie schwer es aber ist, einen Verband zusammenzuleimen, hat man doch gerade am Roheisensyndikat gesehen.

Alle Einzelschwierigkeiten schrumpfen, wenn der allgemeine Wille sich Geltung verschafft, das Bestehende zu erhalten, zu verbessern und Neues aufzubauen. Heute wird kostbares Material verschleudert. Findet die Montanindustrie nicht den Willen zur Einigkeit, dann droht ihr der Eingriff der Gesetzgebung. Wollen die Männer von Eisen und Kohle, daß ihnen von Regirung und Reichstag vorgeschrieben werde, was sie verkaufen dürfen, wie viel sie produziren und welche Preise sie fordern müssen? Denken sie nur an die Quote, nicht an die Gefahr? Y.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. August 1911.

Appell.

Wilhelm der Friedliche.

Am einundzwanzigsten April 1904 schrieb der Botschafter der Französischen Republik aus Berlin an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten: „Ich neige zu dem Glauben, daß der Kaiser, nach seiner Rückkehr, der deutschen Politik den sichtbaren Stempel stärkerer Aktivität und Kühnheit aufdrücken wird. Dazu wird ihn sein Charakter treiben; aber auch der Wunsch, zu zeigen, daß Deutschland weder isolirt noch wehrlos ist. Die Rede, die der Kanzler im Reichstag gehalten hat, war, wie Eurer Excellenz nicht entgangen sein kann, höchst korrekt. Graf Bülow hat erklärt, das franko-britische Abkommen bedrohe weder das Deutsche Reich noch dessen Handelsinteressen. Der Kaiser, glaube ich, wird versuchen, sich in die Ordnung der marokkanischen Angelegenheit einzumischen: vielleicht indirekt, durch Ausnützung des deutschen Einflusses in Spanien; vielleicht aber auch direkt, mit der Forderung, das deutsche Gewerbe solle genau so wie das englische behandelt werden." Noch haftet an dem jungen Haupt des Kaisers der Ruf, der den Prinzen Wilhelm von Preußen, den zweiten Kronprinzen des Deutschen Reiches für einen von unbändigem Erobererdrang vorwärts gepeitschten Raubebald ausgab. Noch traut man ihm draußen den Entschluß zu, eines deutschem Rechtsanspruch bestrittenen Strohhalmes wegen muthig sich in Kriegsgefahr zu stürzen. Er kehrt zurück. Verstimmt. Sein Wunsch, in Italien mit dem Präsidenten der Französischen Republik zusammen zu sein, ist nicht erfüllt worden. Victor Emanuel wollte die

Last der Einladung nicht auf sich nehmen; fürchtete, die pariser Regirung könne abwinken oder King Edward solchen Vermittlerdienst als Geschäftsstörung auffassen. Herr Loubet war (er hats selbst gesagt) bereit, den Kaiser, wo er ihn traf, höflich zu begrüßen; und von diesem Stelldichein hätte kein Weg nach Tanger geführt. Doch Victor Emanuel wollte nicht; und in italischen und französischen Blättern heißts, der Präsident sei viel herzlicher als der Kaiser empfangen worden. Am achtundzwanzigsten Apriltag, drei Wochen nach der franko-britischen Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc, erinnert Wilhelm in Karlsruhe an Deutschlands große Werdezeit; nennt die Namen Wörth, Weißenburg, Sedan; mahnt, im Angesicht der neusten Vorgänge, die Deutschland zum Eingriff in die Weltpolitik zwingen könnten, dem inneren Hader Schweigen zu gebieten und dem Ausland das hehre Bild nationaler Einheit zu zeigen. In Mainz sagt er, die neue Rheinbrücke, die friedlichem Verkehr dienen solle, könne bald auch zu ernsterem Zweck gebraucht werden. In Saarbrücken spricht er von Metz als dem Bollwerk des Reiches, das zwar keinen Streit suche, aber zur Vertheidigung seiner Rechte gerüstet sei. Europa horcht auf; und Frankreich wird nervös. Diesen Ton hat es lange nicht gehört. Dem Kaiser waren die Franzosen stets die „ritterliche Nation, die so viel für die Civilisation gethan hat und deren Söhne 1870 mit dem Muth der Verzweiflung für ihren Lorber, ihre Vergangenheit, ihren Kaiser gefochten haben". Nach dem Tode des Marschalls Mac Mahon und des Präsidenten Carnot spricht er den Witwen herzliches Beileid aus. Begnadigt französische Marineoffiziere, die der Spionage beschuldigt sind. Tod Canroberts, Simons und Faures, Brand des Bazar de la Charité, Untergang der Bourgogne, Ausbruch der Montagne Pelée: immer ist, nach jedem Verlust Frankreichs, Wilhelm der erste Beileidspender. Er überhäuft den General Bonnal, seinen Manövergast, mit Zeichen allerhöchster Huld, schmückt die pariser Weltausstellung mit den Kunstschätzen seiner Schlösser und gratulirt, als er in einem Fjord das Schulschiff Iphigénie besichtigt hat, Herrn Loubet „als Seemann und Kamerad". Er mag nach Lorber lüstern sein; Frankreich, das er, um hohen Preis sogar, versöhnen will, hat von ihm nichts zu fürchten. Dieser Glaube ist Gewißheit geworden. Die wird durch die Reden in Baden, im Reichsland nun entwurzelt. Was will da werden? Nichts, sagt Onkel Eduard; „mein Neffe führt keinen

Krieg". Sagts noch, als der Kaiser in Tanger gewesen ist. Er wollte ja gar nicht landen; fragte den Kommandanten des Du Chayla, ob die Landung nicht schwierig sein werde, dann den Geschäftsträger Grafen Chérisey, ob er nichts aus Paris erhalten habe, kein höfliches Wörtchen, das die Möglichkeit schüfe, stumm von der Scherifenküste zu scheiden. Der Mund eines zärtlichen Verwandten spricht das freche Wort: „Un valeureux poltron!" Herr Delcassé, der verärgert ist, seit Deutschland sich ihm in den Faschodatagen nicht gegen England gesellen wollte, glaubt solchen Worten und erzählt den Getreusten, der King habe über Hündchen gespöttelt, die zwar bellen, aber nicht beißen und von denen ein Mensch mit gesunden Nerven sich deshalb nicht schrecken lasse. Der Botschafter bleibt mißtrauisch. Noch am achtundzwanzigsten April 1905 schreibt er nach Paris, er könne auf seine Frage, ob zwischen Deutschland und Frankreich ein Mißverständniß schwebe, von der berliner Regirung, trotz allem Drängen, keine Antwort erhalten. „In der Umgebung des Kaisers fehlt es sicher nicht an kriegslustigen Rathgebern, die betonen, daß der Zweibund in der Mandschurei schwer verwundet worden und deshalb die Stunde zum Krieg gegen Frankreich gekommen sei."

Diesem Glauben hat der Kaiser selbst widersprochen. Zuerst, nach Delcassés Sturz, auf dem döberitzer Feld zu dem General De Lacroix gesagt, er werde die Republik nicht mehr geniren; dann, im Dezember 1905, zu Frankreichs Militärbevollmächtigtem: „In meiner Nähe giebts keine Kriegspartei. Und wenns eine gäbe, wäre sie ohnmächtig: denn ich allein entscheide und ich will keinen Krieg. Ich bin dem Herrgott und meinem Volk verpflichtet und würde meinen, diese Pflichten zu verletzen, wenn ich einen Krieg führte. Von mir werden keine Schwierigkeiten kommen. Ich habe auch dem Grafen Tattenbach (Deutschlands Zweitem Delegirten zu der Konferenz von Algesiras) die versöhnlichste Haltung empfohlen." Der Offizier berichtets dem General Grafen Galliffet. Der ruft Herrn Tardieu, Botschaftsekretär und Redakteur des Temps, zu sich, giebt ihm den Bericht und bittet, ihn zu veröffentlichen, „damit der Kaiser festgelegt sei." Im Temps, später in Tardieus Buch La conférence d'Algésiras wird der Wortlaut veröffentlicht. In diesem Buch wird auch erwähnt, wie oft der Kaiser gestöhnt habe, daß er der ganzen marokkanischen Sache überdrüssig sei. Er zwingt den Radowitz und Tattenbach die Pflicht zur Nach-

giebigkeit auf. Er hilft den Franzosen aus zwei Engpässen bei Casablanca. Er läßt die Herren Etienne und Menier, läßt Herrn Albert Honorius, Fürsten von Monaco und Agenten der Republik, nur Worte friedlicher Freundschaft hören und betheuert in jeder Rede, daß seiner Regentenarbeit höchstes Ziel die Wahrung des Friedens sei. Als im März 1907, im Kasino des sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes (Nancy), Oberst Goepp und General Bailloud (der in Tientsin die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) die Hoffnung auf einen nahen Krieg gegen Deutschland geschürt und die Minister Clemenceau und Picquart den General zwar nach Montpellier versetzt, in der Kammer aber als echten Patrioten gepriesen haben, bleibt Deutschland stumm. Ein französischer General hat in einer durch Corpsbefehl verbreiteten Rede die Zuversicht ausgesprochen, daß Frankreich die verlorenen Provinzen bald zurückerobern werde; der Ministerpräsident hat in der Kammer erklärt: „Mein Herz empfindet eben so wie das des Generals Bailloud und ich habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich zu einem bestimmten Zweck gegen ein bestimmtes Land Krieg führen werde." Und das Reich Wilhelms des Zweiten nimmt diesen Streich ruhig hin. Als der Herzog von Gramont die Drohrede gegen die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, fand er noch nöthig, der Weisheit des deutschen Volkes ein Kompliment zu drechseln. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeschiren, bis zur öffentlichen Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff", hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König in Ems dennoch mit Benedetti verhandle, „ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen", und daß der Hohenzollernprinz der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demüthigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft

immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen konnten." Die Emser Depesche gab dem Ministerpräsidenten die Möglichkeit, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Siebenunddreißig Jahre danach läßt das Deutsche Reich sich von den Goepp und Bailloud, Picquart und Clemenceau geduldig ohrfeigen. Mit einer Regirung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so deutlich, ohne jede Schonung des Nachbars, ausgesprochen hat, verkehrt dieser Nachbar, wenn Selbstachtung ihm Bedürfniß ist, nicht länger freundlich. Wir thuns. Fordern weder Erklärung noch gar Deprekation. Denn wir sind friedliche Leute und erstreben (an der Riviera di Levante sagts der Kanzler einem römischen Zeitungschreiber), wir wünschen und wollen nichts Anderes als den Frieden. Nützt diese Devotion dem Reich? Staunend sieht Europa, was das Land Bismarcks heute einsteckt; daß es in dem Augenblick, wo öffentliche Bedrohung mit einem Rachekrieg gewagt wird, im Haag seinen Vertreter neben dem Frankreichs sitzen läßt. An diesem Land kann Jeder sein Unmüthchen kühlen; selbst Italien braucht ihm Drohung nicht zu ersparen. Dem Reich, das so oft zurückgewichen ist, so laut die Nächsten und Fernsten seines friedsamen Sinnes versichert hat, wird von allen Seiten her fromme Nachgiebigkeit zugemuthet. In allen Zungen aber sein Kaiser gepriesen. Der trachte nicht nach Eroberung; sei weise und sanften Sinnes. Eduard: „Wilhelm befiehlt niemals die Mobilmachung des Heeres." Clemenceau: „Guillaume est un pacifiste." Herr Jules Huret erzählt im Figaro, er habe in Potsdam gehört, das wahre Wesen des Kaisers sei ängstliche Schüchternheit und er wünsche, als Wilhelm der Friedliche in der Geschichte zu leben; wer ihn für einen gierig nach Lorber ausspähenden Soldaten halte, habe ihn nie erkannt.

Wir spüren die Wirkung solcher Rede am Leib des Reiches. Vor sieben Jahren wurde die Rückkehr des Kaisers von Deutschlands Feinden gefürchtet; jetzt ward sie von ihnen ersehnt. Wilhelm, hieß es in den größten pariser Blättern, „ist unser Freund. Will keinen Konflikt, keinen Hader mit Frankreich. Hat, auch vor Franzosen, gesagt, daß er die marokkanische Sache satt habe, und den Reisegefährten verboten, vor seinem Ohr das Thema zu berühren. Warum verlegen sie drüben ihre paar kümmerlichen Ak-

tionen denn immer in die Zeit seiner Seereisen? Weil sie wissen, daß er Händel nicht will, unangenehme Dinge gern abwehrt und, wie seine Leute zu flüstern pflegen, Sonne braucht. Deshalb mußte die bosnische, muß jetzt die marokkanische Geschichte im Hochsommer erledigt werden. Wenn er den Bluff des Herrn von Kiderlen unterstützen wollte, wäre er zu Haus geblieben; hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, einen franko-britischen Angriff in Norwegens Fjorden zu erfahren. Er ist gereist, um der Welt zu zeigen, daß ihn der ganze Handel nicht wichtig dünke. Und wird nach der Rückkehr bald Ruhe stiften. Daß mit seiner Zustimmung uns schroff begegnet, dreiste Forderung zugemuthet werde, ist undenkbar." Im Temps beklagt Tardieu, daß der als friedlich erwiesene Wille des Kaisers sich gegen die Zanksucht der Wilhelmstraße nicht immer durchsetzen könne und, nach dreiundzwanzigjähriger Regirung, deshalb kein rechtes Behagen aufkomme. Im Matin wird erzählt, Wilhelm sehe die Panther-Politik aus unfrohem Auge. In der Opinion, einer sonst ernsthaften, klug geleiteten Wochenzeitung, wird Wilhelm als Raubthierbändiger vorgeführt, der auf den Brettern der music-hall zuerst zwar die Peitsche laut knallen, rasch aber den Vorhang fallen läßt, als die franko-britische Truppe die Bühne betritt. In der Oper, ruft er, habe ich mehr Erfolg; und Herr Leoncavallo fragt ihn, ob man nicht wieder den Bajazzo aufs Repertoire setzen solle. So weit sind wir. Wenn Herr Jules Cambon seinen Minister, den aus der Seinepräfektur wegen völliger Unzulänglichkeit ins Auswärtige Amt versetzten Freycinetneffen De Selves (der einem Feind Frankreichs höchstens die Seine zeigen könnte) ausführlicher Berichte gewürdigt hat, wird er mehr als einmal die Hoffnung auf den Kaiser angedeutet haben.

Der blieb stumm; wie ers im November 1908 versprochen hatte. Dachte vielleicht: „Die Zurückhaltung, die Ihr von mir erbatet, wird Euch noch unangenehm werden. Als ich dem guten Bethmann endlich erlaubte, sich den sauberen Gast aus der Familie der pediculidae in den Pelz zu setzen, konnte ich nicht voraussehen, daß über Nacht daraus, ohne Leistung, ein Heldenruhm entstehen werde. Schön. Da der deutsche Philister dem kaltschnäuzigen Kiderlen mehr vertraut als mir, mag er die Probe erleben. Ich mische mich nicht ein; warte ab, wie weit sie kommen, und lasse mich, wenns schief geht, dreimal bitten, ehe ich die Karre aus dem Dreck ziehe." Aus den Fjordstädten kam nur die Meldung, daß

der Kaiser Spazirgänge gemacht, gepredigt, Damen und Herren eingeladen habe und an Bord Alles wohl sei. Kein Wort über Politik; nicht eins, das ahnen ließ, wie die Agadirias mit ihren Folgen auf Wilhelms Gemüth wirke. Keins? Als bekannt geworden war, daß die Firma Bethmann-Kiderlen von der Forderung marokkanischen Gebietes gewichen sei und sich mit irgendwelchen papiernen „Kompensationen“ begnügen wolle, lasen wir eine Depesche, die der Kaiser aus Bergen an den Generaldirektor Ballin geschickt hatte: „Dampfer Cincinnati der Hamburg-Amerika-Linie, Kapitän Schilke, verließ soeben Hafen von Bergen, indem er um die vor Anker liegende Yacht Hohenzollern herum dampfte. Zwischen beiden Schiffen war nur ein Abstand von hundertfünfzig Metern; eben so viel zwischen Cincinnati und Land. Das Schiff drehte tadellos; fast auf der Stelle. Ich habe dem Kapitän durch Signal ‚Bravo! Vorzügliches Manöver!‘ meine Bewunderung und Anerkennung ausgesprochen. Durch dieses hervorragende Manöver hat Kapitän Schilke bei allen Zuschauern, bei uns an Bord und vor Allem bei den Norwegern an Land, das Ansehen der Hamburg-Amerika-Linie in das hellste Licht gesetzt. Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen Dies mitzutheilen. Wilhelm. I. R.“ Hunderttausend Köpfe wurden geschüttelt. Während das Deutsche Reich in einen Ehrenhandel verwickelt ist, dessen Ausgang über seine nächste Zukunft entscheiden muß, während es von englischen Ministern und französischen Schreibern beschimpft und der Schlaf mancher deutschen Mutter durch die Bangniß gestört wird, ihren Jungen aufs Schlachtfeld schicken zu müssen, hat der Imperator und Rex, der Kriegsherr Zeit und Lust zu solchem Hymnus über ein gelungenes Schiffsmanöver? Der Teufel soll den Kapitän holen, dems nicht gelänge! Seine Aufgabe ist nicht, Kunststücke zu machen, sondern, Schiff, Passagiere und Mannschaft vor Gefahr zu schützen. Daß die Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie „tadellos“ drehen können, darf man doch wohl verlangen. An allen Biergartentischen kam solcher Ausdruck ärgerlichen Staunens von schwitzenden Lippen. Hat der Kaiser sich wirklich wegen eines so winzigen Gegenstandes geregt? Wir müssen zweifeln; müssen in dem trefflichen Kapitän Schilke ein Symbol verkörpert sehen, wie in dem fremden Steuermann, der Wildente, der Rattenmamsell, den Schimmeln und Schlittenpferden des größten Norwegers. Die Depesche hat die Lokalfarbe der Ibsenwelt. Habt Ihr Bernicks faulenden Schiffskadaver, die

Wasserleitung des Doktors Stockmann, den Klettervesuch des Baumeisters Solneß schon vergessen? Sonst müßtet Ihr merken, was mit dem Bilde der Drehung gemeint ist. „Sie, lieber Ballin, können lachen: Ihre Kapitäne verstehen sich auf Navigation und Steuerkunst. Wenn meine Leute um mich herum dampfen und zwischen Hindernissen manövriren wollen, stoßen sie rechts und links an, daß es kracht, und setzen das Ansehen deutscher Steuerführung nicht ins hellste Licht. Ihrem Schilke hörbare Bewunderung. Meinen Kapitänen? Ich habe ‚Zurückhaltung‘ versprochen."

Vierundzwanzig Stunden nach der Veröffentlichung der Depesche landet der Kaiser in Swinemünde. Seit die Panther-Note den Mächten überreicht ward, hat er seinen Kanzler nicht gesehen; vier Wochen lang. Sieht ihn auch nach der Heimkehr auf deutschen Boden noch nicht. Erst am nächsten Mittag darf Herr von Bethmann hinfahren; und den Leiter des Auswärtigen Amtes mitbringen. Auf dem Bahnhof heißts, wie einst im Haus des Oberstkämmerers Polonius: An Bord! An Bord! S. M. hat sich bei Frau Staudt, der Witwe des Handelskönigs von Argentinien, in Heringsdorf zum Thee angesagt und Ihr dürft ihn begleiten. Ankunft auf der Hohenzollern: 4^{45}. Abfahrt nach Heringsdorf: 5^{5}. Fahrtdauer: achtzehn Minuten. Rückkehr: 7^{50}. Dann Diner mit Gästen und Gefolge. Ob morgens die Excellenzen vor oder nach der Sonntagspredigt zu gemeinsamem Vortrag empfangen wurden, erfuhren wir nicht; nur, „daß sich in allen Punkten volle Uebereinstimmung ergab." Die festzustellen, wars immer noch früh genug. Und an die ambulatorische Behandlung der Reichsgeschäfte sind wir längst ja gewöhnt. Ein Kriegsminister, der solchen Reisevortrag, weils seinem Allerhöchsten Herrn just an Muße fehle, unterbrechen sollte, hat an die Thatsache zu erinnern gewagt, daß die Hohenzollern für die Angelegenheiten ihres Heeres stets Zeit gefunden haben; er durfte den Vortrag beenden; bald aber, procul negotiis, sich auf seinem Gut ausruhen. „Wat sall Einer dorbi daun?" Wer den Wandel des Kanzleramtes noch nicht erkannt hat, stelle sich vor, Bismarck sei, in einer Zeit internationaler Hochspannung, an die Ostsee gerufen, vom Bahnhof recta in die Theegesellschaft einer reichen Kaufmannsfrau, von dort an die Hoftafel spedirt und erst zwanzig Stunden nach der Ankunft zum Vortrag zugelassen worden. Johannens Ottochen wäre explodirt; oder hätte noch in der Kabine sein Abschiedsge-

such geschrieben. Die frommen Fridoline von heute bitten den lieben Gott, sie recht lange dem Amt zu erhalten, dem sie sich unentbehrlich dünken, und sind selig, wenn ihr Auge die Sonne anblinzeln darf. Den Franzosen und Briten aber scheint der Gestus von Swinemünde weislich vorbedacht. Wird die Theewirthin zur Allegorie milder Friedensliebe. Der Kaiser, denken (und sprechen) sie, will der Welt zeigen, daß Agadir dem Brennpunkt seines Willens so fern ist wie dem Fallreep seiner Yacht; daß er die Sache unbeträchtlich, ihre Erörterung nicht eilig findet; daß er nicht daran denkt, daraus eine Haupt- und Staatsaktion zu machen, die in kriegerische Abrechnung mit den Westmächten drängen könnte.

Wollte Wilhelm so verstanden sein? Dann wärs besser gewesen, seines Willens Meinung früher zu offenbaren. Viel besser, schon in der Panther-Note zu sagen: Das Kriegsschiff soll gefährdete deutsche Menschen und Güter schützen, nicht etwa unserem Wunsch, ein franko-deutsches Kolonialabkommen zu ermöglichen, schnelle Erfüllung sichern. Dann wäre dem Reich neuer Schimpf, dem Kaiser ein Lob, das ihn anekeln muß, erspart geblieben. Jetzt ists zu spät. Der Feldherr, der die Fahne des Vaterlandes über die Mauer einer feindlichen Festung werfen hieß, hat nicht mehr die Freiheit zur Wahl. Er muß die Fahne vor Spott und Schändung bewahren; muß sie zurückholen. Thut ers nicht, so löst er, im Heer und im Volk, selbst sich aus des Vertrauens Wurzeln. Wenn Wilhelm diese Gefahr, die ernsteste seines Regentenlebens, erkannt hat, wird er handeln, wie er handeln muß. Ihn sie erkennen zu lehren, wäre die Pflicht eines Kanzlers von rechtem Wesensmaß. Der müßte sprechen: „Daß Eure Majestät sich still halten, ist löblich und dankenswerth. Nur darf die Zurückhaltung nicht schädliches Mißverständniß erwirken. Meine Absicht, Versäumtes nachzuholen, die unvermeidliche Auseinandersetzung mit den Franzosen ohne längeres Zaudern zu beginnen und unserer wachsenden Volkszahl Raum auf bewohnbarer Erde zu schaffen, ist von Eurer Majestät gebilligt worden. Der Inhaber allerhöchster Kommandogewalt hat befohlen, ein Kriegsschiff nach Agadir zu schicken. Das sollte (und konnte nur) heißen: Deutschland ist fest entschlossen, den Rechtsanspruch, der ihm mit der Zunge bestritten wird, mit dem Schwert zu erfechten. So ists ringsum verstanden worden; nirgendwo anders. Geben wir dem Schritt, dessen mögliche Folgen uns doch leicht erkennbar waren, jetzt eine harmlose Deutung,

so schwindet der letzte Schimmer alten Respektes und wir dürfen über die dreisteste Zumuthung fortan nicht mehr staunen. Die Verantwortung eines dem Reich nützlichen Thuns oder Unterlassens werde ich, mag blinde Volkswuth noch so laut heulen, niemals scheuen. Jeder Rückzug aber, der jetzt beschlossen würde, brächte dem Reich ungeheuren Schaden; und kein Treugefühl könnte mich zwingen, ihn mit meiner Verantwortlichkeit zu decken. Wollen Sie nicht lieber als Heißsporn und Eisenfresser verschrien als den schüchternen Männlein zugezählt werden, die bei dem Gedanken an blutiges Würfelspiel unter dem Stahlpanzer schlottern? Wie Kränkung klingt schon die Frage. Ich durfte sie stellen, weil ich der Antwort gewiß bin. Weil ich weiß, daß mein König und Kaiser in einer vor dem internationalen Ehrengerichtshof anhängigen Sache nicht schwachgemuth werden kann. Wenn ein Kaiser so unkriegerisch wäre, daß ihm auch der Versuch einer Demüthigung nicht die Hand ans Schwert zwänge, würde das deutsche Volk, noch in Ungewittern, selbst sich sein Schicksal schmieden. Und der hitzigste Monarchist müßte sich solchen Entschlusses freuen."

Schallsignal.

Der Kanzler des Deutschen Reiches wird kaum noch erwähnt. Seit er dem unzufriedenen Reichsland das allgemeine, für alle mündigen Bürger gleiche Wahlrecht gegeben und, unter Beifallsgedröhn, dafür gesorgt hat, daß in künftigen franko-deutschen Konflikten aus dem straßburger Landtag „Sympathiekundgebungen" über die Vogesen flattern können, hat man nicht oft mehr von ihm gehört. Herr von Kiderlen beherrscht die Stunde. Dem, heißts, müssen wir, dürfen wir gläubig vertrauen. Dessen Geschäftsführung sichert uns ewigen Glanz. Wo ist die Leistung, an deren Spalier solcher Glaube wachsen konnte? Ich sehe noch keine. Herr Alfred von Kiderlen-Waechter war nie Bismarcks Schüler; hat nur, als Zwanziger, ungefähr anderthalb Jahre in dem von Bismarcks Geist beherrschten Auswärtigen Amt gearbeitet. Als er, aus Petersburg, Paris, Konstantinopel, in die Wilhelmstraße zurückkam, war der erste Kanzler schon ein von scharfsichtigen Diagnostikern aufgegebener Mann. Der würde seinem Ohr nicht trauen, wenn er hörte, Kiderlen sei jetzt Alldeutschlands Hoffnung. Vater und Sohn, die ihm die übelsten Prädikate gaben, mögen ungerecht gegen den Schwaben gewesen sein. Die Gunst sämmt-

licher Protektoren hat er verscherzt (im buchstäblichen Sinn des Wortes). Herberts Sekretär und Tischgenosse, dann Herberts Todfeind; der die Einladung zum Abschiedsessen des Staatssekretärs ablehnte und ihn, wie ein Kriminalkommissar dem Grafen erzählte, als verdächtig beobachten ließ. Der Berather und Amuseur Philis, der ihn dann aus der Gnade des Kaisers klatschte. Marschalls getreuster Helfer; dann ihm so verfeindet, daß der bukarester Gesandte behauptete, der Botschafter habe, um ihm in Konstantinopel eine wirksame Stellvertretung unmöglich zu machen, die Dragomanen, ohne die kein Chef auskommen kann, auf Urlaub geschickt. Nur Holstein ist ihm geblieben; gemeinsamer Groll verband sie: gegen Bismarcks, Eulenburg und manchen Anderen. Personalia. Ich hörte ihn von den drei Bismarcks und von Bucher schroff tadeln, von Holstein und einzelnen jüngeren Diplomaten inbrünstig loben; und kann nicht ermessen, welches Urtheil fester begründet war. Die Leistung? Herr von Kiderlen hat für den Verzicht auf den russischen Assekuranzvertrag gestimmt und an allen ins Internationale strebenden Entschlüssen der Caprivizeit mitgewirkt. Er hat den Kaiser Jahre lang auf Reisen begleitet und durch Gewandtheit, flinken Wortwitz und Anekdotenkunde sich Gunst erworben. In Hamburg war wenig, in Kopenhagen nicht viel mehr zu thun. Erst auf dem Balkan entpuppte sich das derbe Diplomatentalent des Stuttgarters. Eiskalt, ohne irgendwelchen Gefühlsballast; furchtlos und energisch; ein verschlagener Schwabe mit den unempfindlichen Nerven und dem selbstsicheren Gleichmuth des Borussenjunkers. In stetige Arbeit schickt er sich schwer; giebt sich aber einer Sache, von der er Etwas hofft, ganz hin und schreibt, mit einem Corpsquantum edler Tropfen im Leib, um vier Uhr morgens auf der Nachttischkante dann einen Bericht, den zu lesen lohnt. Ein Mann von spezifischer Schwere, der, mit Mutterwitz, unbeirrbarer Ruhe und pfiffigem Menschenverstand, auf jeden Orientposten paßte. Auch auf den höchsten Sitz in der Centrale? Der tüchtigste Agent, dem eine Aktiengesellschaft ihre einträglichsten Geschäfte zu danken hat, kann als Direktor völlig versagen; der fähigste Diplomat auf dem Stuhl des Staatsmannes enttäuschen. Noch wird Herr von Kiderlen nicht auf die Probe gestellt. Fürst Bülow holt ihn zwar aus dem Balkanexil, läßt ihn die bosnische und die marokkanische Sache bearbeiten, kann im letzten Augenblick aber nicht durchsetzen, daß ihm das Staatssekre-

tariat anvertraut wird. Zurück nach Bukarest. Da sitzt er nun fast zehn Jahre. Jüngere sind Botschafter geworden; er muß aus dem Dienst scheiden, wenn er noch einmal übergangen wird. Endlich lächelt auch ihm wieder Fortuna. Herr von Bethmann erlangt, was sein behenderer Vorgänger vergebens erstrebt hatte: der Kaiser läßt sich in Kiel überreden, den Gesandten von Kiderlen zum Nachfolger Schoens zu ernennen. Beamte und Geschäftsfreunde des Auswärtigen Amtes sehen ihn gern wiederkehren. Der zuversichtliche Glaube, Serbien werde gegen Oesterreich losschlagen, hat ihn getrogen und der Marokkovertrag, den er mit Cambon im Februar 1909 vereinbarte, giebt den Franzosen eine Blankovollmacht, uns nur ein Wirthschaftrecht. Doch er kennt das Geschäft, hat ein anderes Gewicht als die Richthofen, Tschirschky, Schoen und Jeder weiß bald, woran er mit ihm ist. Dreimal ist sein Walten seitdem sichtbar geworden. Dem deutsch-russischen Vertrag, für dessen Abschluß der Kanzler Beifall geheischt und erhalten hat, fehlt heute noch, acht Monate nach der Ankündung, die Unterschrift der Petersburger; trotzdem er nur ihrer Ohnmachtpolitik nützt und ihnen schon im Embryonalzustand ein bequemes Balkanabkommen mit Oesterreich-Ungarn eintrug. Die Nachwirkung der ironisch gefärbten Absage an England, das höflich zu nüchterner Verständigung über die Flottenstärke aufgefordert hatte, haben wir in den Reden der Herren Asquith und Lloyd George gespürt. Die dritte Aktion begann im Juli vor Agadir. „Aus einem anarchischen Marokko ist von Deutschen noch weniger zu holen als aus einem französischen. Da Kiderlen nicht Krieg führen will (und, wenn ers wollte, nicht die Erlaubniß dazu bekäme), verstehe ich nicht, weshalb er die Befreiung von der Algesirasakte erstrebt (die natürlich, sobald sie von den Franzosen, im Drang der Noth, noch weiter zerfetzt würde, auch für uns nicht mehr zu gelten brauchte). Daß er mit einer (verspäteten) marokkanischen Aktion das Vaterland retten und seinen Chef aus der Patsche hauen könne, werde ich aber erst glauben, wenn ichs erlebt habe. Lest, wie uns selbst die Wiener beschwören, Europa nicht wieder vor eine Entscheidung zu stellen; überlegt, wie die Folgen aussähen, wenn ein zum Frieden à outrance Entschlossener zum dritten Mal von einer Mehrheit zum Rückzug gezwungen würde; und vergeßt nicht, daß der Tadel des Sittenbruches nur vor blanken Schwertern verstummt.“ Diese Sätze waren am dreizehnten Mai hier zu lesen; finden aber wohl jetzt erst das Gehör, das sie suchten.

Ein fürs Erste mißlungener Bluff (Russenvertrag), erwiesene Unkenntniß akustischer Gesetze (Britenablehnung), Festigung der eduardischen Koalition: so sieht die Bilanz aus, die uns zu blindem Vertrauen in die Geschäftsleitung stimmen soll. Hat Einer die Stirn, zu behaupten, Deutschlands Lage sei heute bequemer, als sie vor der Ankunft des Messias aus Schwaben war? Viel unbequemer ist sie. Hört auf, den Ruhm Eures Staatssekretärs auszuplärren! Einer, der gar nichts thut, nur devot lächeln kann, ist immer noch ungefährlicher als der ansehnlich Begabte, der, weil er persönliches Prestige braucht, neue Wirrniß stiftet. Herr von Kiderlen mag die Psyche, die Geschichte (und die Sprache) Britaniens studiren und die Kniffe des Balkandiplomaten für den Winter des Mißvergnügens einkamphern: vielleicht blickt er dann noch weiter und lernt die Westmächte verstehen. Da er weder dem Kaiser noch der Nation verantwortlich ist, müssen wir uns an den ihm vorgesetzten Kanzler halten. Der kann dem Gerichtstag nicht entschlüpfen.

Er kam aus der Zuchtstätte des inneren Dienstes und war nicht verpflichtet, das internationale Geschäft zu kennen. Eben so wenig aber, sich in ein Amt heben zu lassen, dessen Inhaber für alles von Reiches wegen Gethane und Unterlassene verantwortlich ist. Von Deutschlands Macht und von Deutschlands Recht mußte er immerhin eine Vorstellung mitbringen. Deutschland hat das Recht, seine Herrschaftfläche nach dem Bedürfniß zu dehnen, und die Macht, dieses Recht gegen jeden Widerspruch zu ertrutzen. Was Briten und Franzosen, Yankees und Japanern, Oesterreichern und Spaniern erlaubt war, darf dem Reich nicht verboten sein, dessen Wehr in einem Jahr fünf Viertelmilliarden Mark kostet. Warum muß dieses Reich, von allen Großmächten nur diese eine, stets Rüffel und Schimpf mit Lammesgeduld hinnehmen? Warum verkehrt es mit den solcher Schmähung Schuldigen höflich, in Demuth freundlich gar weiter und lächelt, wenn ihm der Schild bespien ward, fromm, als sei vom heiß umdunsteten Himmelszelt endlich ein Tropfen gefallen? Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat angedeutet, Britanien habe dem Preußenstaat das Leben gerettet und für so edles Thun nur Undank eingeheimst. Wer solche Worte spricht, fälscht, leichtfertig oder wider besseres Wissen, die Geschichte. Der selbe Minister Seiner Huldvollen Majestät hat uns mit Drohung zu schrecken versucht. Des Reichskanzlers Pflicht wäre, als des Wahrers deutscher Würde und deutscher

Zukunft, gewesen, durch den Mund des Botschafters fragen zu lassen, ob die Regirung des Vereinigten Königreiches die Verantwortung für die Rede des Schatzkanzlers übernehme. Er hats nicht gethan. Hat geduldet, daß auf seinem Einfluß zugänglichen Blättern die internationale Unverschämtheit als eine harmlose, nicht gegen Deutschland gerichtete Plauderei dargestellt wurde. Daß andere Blätter dieser Sorte den Premierminister Asquith priesen, der, in ruhigerem Ton als der Schatzkanzler, gesagt hat: „Wir werden eine deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes nicht dulden, in Westafrika aber jede Verständigung zulassen, die unsere Interessen nicht schädigt.“ Diese Anmaßung censorischer Gewalt ist unerträglich; die Nation, die sich vor ihr duckt, wird von dem Briten verachtet. Der Reichskanzler haftet dafür, daß der Verkehr mit einer Regirung, die sich so ungebührlich ins deutsche Geschäft zu drängen versucht hat, auf das Nothwendigste beschränkt und deutschen Prinzen, Hofwürdenträgern, Beamten streng untersagt werde, neue Werbung um Vetternliebe über den Kanal zu tragen.

Herr Asquith, der seine Worte zu wägen und zu entfärben weiß, hat ferner gesagt, Englands Vetodrohung sei nicht sofort, sondern erst nach einer Weile verstanden worden. „Der Gegenstand der franko-deutschen Verhandlung kann ein britisches Interesse nicht berühren.“ Die Andeutung, der von Berlin aus nicht widersprochen ward, nöthigt uns in den Glauben an eine leise britische Intervention, vor der Deutschland zurückgewichen sei. Keine „Kompensation“ könnte die Erinnerung an diese Schmach auslöschen. Die Männer, die als Reichsvertreter handeln durften, mußten wissen, was sie wollten, und ohne Wank auf dem festen Grund ihres Wollens stehen. Was wollten sie? Die Susprovinz? Dann fehlte ihnen das Augenmaß des Politikers. Ein fettes Stück vom Congo Français? Das war, sammt den französischen Besitzern der Monopole und Konzessionen, ohne Lärm zu haben. Einen Schacher mit dem Togoland? Der Beamte, der daran je gedacht hätte, müßte als Landesverräther geächtet, von deutschem Quell und Herdfeuer gescheucht werden. Irgendeinen nett aussehenden Vertrag, der ihnen den Schein einer Leistung giebt, der Republik und deren Erben aber die Möglichkeit sichert, die dem Rachekrieg günstigste Stunde zu wählen? Dann haben sie des Reiches Schicksalspflicht nie auch nur geahnt. Der Kanzler, lasen wir, sah in Swinemünde sehr heiter aus. Sieger? Deutschland wartet auf seine That.

Ems-Agadir.

Seit fast einem halben Jahr ließ man in Berlin die Franzosen in Marokko gewähren (s'engouffrer); und als ein Zurück nicht mehr möglich schien, benutzte Herr von Kiderlen die günstige Gelegenheit, um in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erklären zu lassen, daß jede Durchlöcherung der Algesirasakte allen anderen Signatarmächten die volle Freiheit zum Handeln zurückgeben würde. Ein Standpunkt. Und dazu noch ein guter, wenn man gewillt war, im gegebenen Fall die letzten Konsequenzen zu ziehen. Den Augenblick festzustellen, wann eine Verletzung der Algesirasakte oder überhaupt eines internationalen Vertrages eintritt, ist schwierig; aber nur für Den von Bedeutung, der das Bürgerliche Gesetzbuch und die Civilprozeßordnung zur Grundlage seines Handelns auf international politischem Gebiet zu machen gedenkt. Bisher hat Herr von Kiderlen sich dem Verdacht, allzu ängstlich in der Wahl der Mittel und Wege zu sein, nicht ausgesetzt: und so konnte ihn denn nichts hindern, von diesem Standpunkt aus bei günstig scheinender Gelegenheit in die marokkanischen Wirren einzugreifen.

Der Moment kam. Das Ministerium Monis stürzte und aus der Seine-Präfektur wurde rasch Herr de Selves an den Quai d'Orsay berufen, ein Mann, der begabt sein mag, aber den Ruf gänzlicher Unerfahrenheit auf dem Gebiet der auswärtigen Politik für sich in Anspruch nehmen darf. Gleichsam als Morgengabe überreichte Herr von Schoen dem zur Fahrt nach Holland sich rüstenden Minister die Mittheilung, daß Deutschland ein Kanonenboot nach Agadir, einem geschlossenen Hafen, senden wolle. Der erste Eindruck war natürlich der eines Blitzes aus heiterem Himmel. „Deutschland sendet ein Schiff nach Agadir; Das heißt: es besetzt diesen Hafen, sichert sich das reiche Hinterland des Sus und nur Waffengewalt oder Frankreichs gänzlicher Rückzug aus Marokko kann es zum Aufgeben des okkupirten Punktes zwingen oder veranlassen. Vor wenigen Wochen hat Deutschland die bekannte Warnung in der Norddeutschen ertönen lassen; auch hat ja schon vor zehn Jahren Deutschlands Wunsch nach einem Platz an der Sonne (Kiautschau) den etwa fehlenden Rechtstitel ersetzt."

Das sind so ungefähr die Gedanken, die Herr de Selves haben mochte. Jedenfalls war es die Auffassung der gesammten französischen Presse, die in den ersten vierundzwanzig Stunden nur ein mot d'ordre kannte: „Fassung und Ruhe!"

Als man den Schaden besah, lag die Sache für Frankreich-

wesentlich günstiger. Zunächst war der vor vier Wochen in der Norddeutschen bezeichnete Standpunkt, der Ausgangspunkt für das deutsche Handeln, verlassen worden. Daß Deutschland nun freie Hand in Marokko fordere, nachdem fünfzigtausend Mann französischer Truppen große Theile dieses Reiches besetzt haben: davon stand in der Note nichts. Deutschland erklärte nur die Interessen seiner Konationalen im Sus für gefährdet und rechtfertigte damit die Entsendung eines Schiffes und dessen Aufenthalt vor Agadir bis zur Beendung der marokkanischen Wirren. Auch Das ist ein Standpunkt; einer, der ziemlich unangreifbar ist und nur den Nachtheil hat, daß jede andere Macht heute, morgen, übermorgen, auf der deutschen Note fußend, eine beliebige Anzahl Schiffe und Truppen nach Agadir senden kann. Sie braucht nicht zu fürchten, dadurch mit Deutschland in einen Konflikt zu gerathen, das ja nicht Agadir besetzt hält, sondern lediglich einen kleinen Kreuzer mit etwa zweihundert Mann Besatzung zum Schutz der deutschen Ländereien und Interessen im Hinterland von Agadir, gewissermaßen zur Beobachtung, entsandt hat.

Herr de Selves brauchte also die Reise nach Holland, die er sonst wohl aufgegeben hätte, nicht einmal zu verschieben.

Günstig ist unsere Lage in Agadir nicht. Wir haben Agadir nicht besetzt und können also nicht mit der Ruhe des beatus possidens den Ereignissen entgegensehen und einen (ach, so unwahrscheinlichen) Angriff abwarten. Sind vielmehr in der unangenehmen Lage, direkt oder indirekt die Zustimmung Frankreichs und Englands zu dauernder Besetzung einholen zu müssen oder einem mehr oder minder klar ausgesprochenen Veto einer dieser beiden Mächte entgegen zu handeln, was, wenn überhaupt ein Erfolg erzielt werden soll, wenn wir die Sache durchdrücken wollen, die Gefahr eines bewaffneten Konfliktes unnütz erhöht, ohne uns irgendwelche Vortheile zu sichern. Wir sind nicht in der Lage, einem Veto zu antworten: „Wir bedauern; das Veto kommt zu spät; wo die deutsche Flagge gehißt worden ist, wird sie nicht mehr niedergeholt."

Diese Art des deutschen Vorgehens in Agadir hat auch einen Vortheil. Der muß aber den Patrioten, der sich der Rückzüge von Algesiras und Casablanca erinnert, beängstigen: denn er gestattet einen Rückzug aus Agadir auch ohne ausreichende Kompensation, da ja der Begriff „in Ehren" subjektiv ist. Denn Deutschland hat ein Schiff entsandt, um (so behauptet es wenigstens) die durch drohende Unruhen gefährdeten Deutschen zu schützen; nur deshalb.

Dem Rückzug aus Agadir, auch ohne ausreichende Kompensationen, sind im Nothfall die Wege geebnet; denn die Erklärung

Deutschlands, die deutschen Interessen seien dort nicht mehr gefährdet, beseitigt, nach dem Wortlaut der den Signatarmächten überreichten Note, den offiziell geltenden Grund für den Aufenthalt des deutschen Schiffes in dem marokkanischen Hafen.

Hätten wir Agadir besetzt, dort die Truppenzahl gelandet, die nöthig ist, um gefährdete Interessen in dem weiten, von wilden Volksstämmen bewohnten Gebiet zu schützen, dann wären wir in der festen Position, die Cortez seinen Freibeutern gab, als er die Schiffe verbrannte, die sie nach der Heimath zurückführen konnten. Wir könnten nicht mehr zurück. Herr von Kiderlen hat seine, unsere Schiffe nicht verbrannt; aber laut und leise hört man: „Diesmal gehen wir nicht zurück."

Schön. Leider verbürgt, da wir Agadir nicht besetzt haben, die Entschlossenheit, uns nicht zurückzuziehen, noch keinen Erfolg. Wenn wir nicht bereit sind, trotz einem Veto, mag es kommen, von wem es wolle, das Susgebiet zu besetzen oder ausreichende Kompensationen durch Waffengewalt zu erzwingen, dann brauchen wir überhaupt nicht zurück. Denn unseren kleinen Kreuzer kann Europa, kann England ruhig noch Jahrzehnte lang unter der Gluthhitze der südmarokkanischen Sonne auf der Rhede von Agadir in der Dünung schlingern sehen.

Man vergesse nicht: wir sind nicht in Agadir, sondern liegen vor Agadir.

Das deutsche Volk, dessen Urtheil durch diplomatische Subtilitäten nicht beengt wird, weiß, daß wir nicht nach Agadir gegangen sind, um angeblich durch Berbern bedrohte Interessen zu schützen. Weiß, daß die Entsendung des an sich gänzlich unwirksamen kleinen Schiffes nichts Anderes sein soll als das weithin verständliche Zeichen, daß die Großmacht Deutschland mit der Entwickelung der Dinge in Marokko unzufrieden ist und für sich einen reichlich bemessenen Platz an der Sonne, in Marokko oder anderswo, beansprucht. In diesem Sinn ist in der deutschen Presse Herrn von Kiderlen das Vertrauen ausgesprochen worden, daß er die Angelegenheit zu gutem Ende führen werde; ein Vertrauen, das den Staatssekretär ehrt, ihn aber ungebührlich belastet, denn diese Frage ist letzten Endes eine Machtfrage; und Herr von Kiderlen kann ein zweiter Bismarck sein: über Krieg und Frieden gebietet er nicht.

Das muß in diesem ernsten Moment festgestellt werden; es handelt sich nicht darum, ob Herr von Kiderlen Herrn Cambon, ob Herr von Schoen Herrn de Selves gewachsen ist, sondern in erster Linie um die Frage: „Hat das Vorgehen Kiderlens die volle und

rückhaltlose Zustimmung des Kaisers und ist der Kaiser eventuell bereit, die Ansprüche Deutschlands mit dem Schwert zu verfechten, wenn auf dem Wege der Verhandlungen ein voller Erfolg nicht zu erzielen wäre?“

In der durch traditionelle Beziehungen dem französischen Auswärtigen Amt nahstehenden „Indépendance Belge“ wurde schon am neunten Juli Herr von Kiderlen daran erinnert, daß er, der sich auf die bismärckischen Traditionen berufe, nicht in der selben Lage sei wie Bismarck. Agadir sei nicht Ems. Bismarck, der den Krieg wollte, habe die Mittel gehabt, das deutsche Volk und seinen König in einen Krieg hinein zu ziehen. Für Herrn von Kiderlen sei die Lage lange nicht so günstig. (M. Kiderlen-Waechter se réclame des théories bismarckiennes. Soit. Mais Agadir n'est pas Ems. Bismarck voulait la guerre, il avait les moyens nécessaires pour y entrainer et son roi et le peuple allemand. Pour M. Kiderlen, la situation est loin d'être la même.“)

Warum soll die Situation für Herrn Kiderlen nicht die selbe sein? Das deutsche Volk? Ein Wink des Kaisers genügt, damit in eiserner Ruhe die Mobilmachung vollzogen wird und acht Tage darauf die französischen Sperrforts durchbrochen sind.

Der Greis, der uns 66 und 70 zum Sieg führte, war kein Draufgänger. Ihm stand das Wägen näher als das Wagen. Aber er hatte eine Eigenschaft, die die wesentlichste Vorbedingung für Bismarcks Erfolge war und blieb. War er einmal, sehr gegen seinen Willen, durch Bismarck in eine Situation gebracht, die einen ehrenhaften Rückzug nicht mehr ermöglichte (Emser Depesche), dann wich und wankte er nicht und faßte die Angelegenheit als einen vom Schicksal gegebenen militärischen Dienstauftrag auf, den er, komme, was da wolle, durchzuführen habe. Er fühlte sich am preußischen Porteepee gefaßt.

Wilhelm der Zweite? In Frankreich glaubt man, insbesondere seit den Tagen von Algesiras und Casablanca, daß man uns Alles bieten könne und daß, nach den Worten der Deutschen Tageszeitung, deren royalistisch-loyale Gesinnung wohl nicht angezweifelt wird, „insbesondere der Deutsche Kaiser es zu einem kriegerischen Konflikt unter keinen Umständen kommen lassen werde; ja, daß er, wo er auch nur entfernt an seine Möglichkeit glaube, keine andere Rücksicht kenne als die, diese Möglichkeit auszuschalten.“

Das Verhalten des Kaisers in den letzten vier Wochen hat einer solchen Auffassung leider kein Dementi gegeben. Der Ernst der Situation gebietet, es zu sagen.

Während die deutsche Geste vor Agadir die Staatskanzleien

Europas ernstlich beschäftigte und man sich in England, Frankreich und Deutschland mit der Möglichkeit eines bewaffneten Konfliktes vertraut machte, hat sich der Deutsche Kaiser im Dienst des Sports und Vergnügens in fremden Gewässern aufgehalten. Die Nachricht, daß der König von England, im Hinblick auf die internationale Lage, in London (33 Grad Celsius) bleibe, daß das nach Norwegen bestimmte Geschwader in Plymouth konzentrirt werde, hat ihn in einem norwegischen Fjord getroffen. Der große Wendepunkt in der Haltung Englands, der mit der Rede Lloyd Georges einsetzte, wurde in zeitlichem Zusammenhang mit der Meldung, das von Seiner Majestät bei einem Matrosen-Wettrudern gesteuerte Boot habe mit drei Längen gesiegt, in der Presse erörtert.

So ist es vielleicht kein Wunder, wenn man wagt, in der „Indépendance Belge“ die unter anderen Umständen aufreizende Frage an Herrn von Kiderlen zu richten: „Wenn Agadir uns in keinem Fall in einen Krieg verwickeln kann, muß man dann nicht für den deutschen Minister fürchten, daß Agadir lediglich eine neue Reise nach Tanger bleibt?“

Als Cambon zur ersten Verhandlung das Kabinet Kiderlens betrat, wußte er nichts von den Forderungen des deutschen Ministers; aber er wußte: der Deutsche Kaiser hat sich zwei Tage nach der Notifizirung der Abfahrt des „Panther“ an die Mächte zu einer Vergnügungreise ins Ausland begeben. Und er folgerte vielleicht daraus, daß Seine Majestät Das nur gewagt haben könne, wenn sie über die Tragweite des deutschen Vorgehens nicht unterrichtet oder entschlossen sei, jede ernste Schwierigkeit, sobald sie einen bewaffneten Konflikt herbeiführen könnte, aus dem Weg zu räumen. Denn in der Zeit des Angriffes vor erfolgter Kriegserklärung (Port Arthur) kann ein Monarch eine Reise in fremde Gewässer nur wagen, wenn er die Bedeutung einer Angelegenheit wie der von Agadir gering schätzt oder entschlossen ist, es unter gar keinen Umständen zum Aeußersten kommen zu lassen.

So war von vorn herein der Französische Botschafter in einer günstigen Position. Selbst für den schlimmsten Fall hatte er die Gewißheit, daß kein entscheidender Schritt Deutschlands vor der Rückkehr des Kaisers gethan werde, ihm also Zeit bleibe, den diplomatischen Widerstand zu organisiren und das englische Kabinet in die Bahnen Eduards des Siebenten zurückzulenken. (So ists ja auch gekommen.) Für den schlimmsten Fall. Ist er Optimist, so hat er sich vielleicht gesagt: „Die Kaiserreise beweist den Mangel tiefer Uebereinstimmung zwischen Kaiser und Staatssekretär, und wie

sich einst der Fall Casablanca in Wohlgefallen auflöste, nachdem der Kaiser von der Hirschjagd in Eckartsau zurückgekehrt war, so wird sich auch Agadir nach einigem Hin und Her zu unseren Gunsten erledigen, wenn erst die Beendung der Nordlandreise dem Kaiser die nöthige Muße giebt, sich mit dieser Frage gründlicher zu beschäftigen."

Das ist, leider, die Situation, in der Herr Cambon bisher Herrn von Kiderlen gegenüber war.

Wird Herrn von Kiderlen möglich sein, Herrn Cambon und der ganzen Welt glaubhaft zu machen, daß, wie der Großvater, der Enkel sich am preußischen Porteepee fassen ließ? Diese Möglichkeit hatte er bisher nicht.

Wie dumpfer Druck lasten auf der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches und hängen wie ein Bleigewicht an den Unternehmungen unserer Diplomatie die traurigen Verhältnisse, die den Fürsten Bülow zwangen, sich vor dem Deutschen Reichstag (man kann sich da viel erlauben) mit den unglückseligen Worten zu salviren: „Soll ich etwa Marokkos wegen Krieg anfangen?" Die europäischen Kabinete sagen sich seitdem: „Wenn ein Nachfolger des Mannes, der nach den nicht verharschten Wunden des Jahres 66 bereit war, wegen einer Lappalie (nach heutigen Begriffen), der luxemburger Frage, das Schwert zu ziehen, wegen Marokkos, dieses zweiten Egyptens, nicht nur keinen Krieg führt, sondern schon den Gedanken daran als lächerlichste Thorheit hinstellt, dann führt Deutschland überhaupt keinen Krieg; denn so lange es auf jede Erweiterung seines Besitzstandes verzichtet, wird es von keiner Seite angegriffen."

In der deutschen Presse sieht man den Ereignissen mit anerkennenswerthem Muth entgegen; man erklärt mit Recht, daß Kompensationen am Tschad-See und in ähnlichen Gebieten, wo Längs- und Breitegrade noch als Demarkationlinien dienen und einige Hundert Quadratmeilen Besitz mehr oder weniger keine Bedeutung haben, dem deutschen Drang an die Sonne nicht genügen können. Sehr schön. Agadir ist aber keine Frage oder darf wenigstens keine sein, deren Beantwortung nur von der Geschicklichkeit unserer Diplomatie abhängt. Frankreich und England werden der deutschen Geschicklichkeit nichts konzediren; sollte es zu einer Konferenz kommen, auch keine andere Macht (Oesterreich eingeschlossen); alle werden nur die eine Frage stellen: „Führt Deutschland für Marokko einen Krieg?" Diese Frage beantworten, heißt, auch der anderen Antwort finden: „Ist Agadir eine neue Reise nach Tanger?"

Führt Deutschland Marokkos wegen einen Krieg? Ob diese

Frage in bejahendem (wenn auch bedingten) Sinn beantwortet wird: Das wird von der Haltung der deutschen Presse und der deutschen Regirung, an deren Spitze der Kaiser steht, abhängen. Oesterreich konnte die Annexion Bosniens (ein Nichts, im Vergleich zu Dem, was das deutsche Volk jetzt erwartet) England und Rußland erst acceptabel machen, als Tausende von Reservisten zu den Fahnen eingezogen waren.

Sollte Agadir eine neue Reise nach Tanger werden, so wird die Stimmung der deutschen Patrioten sich dumpfer Resignation so sehr nähern, daß selbst der angekündete Sturm der Entrüstung ausbleiben wird und daß ein anderer Bismarck in die Lage kommen würde, dem Kaiser die Worte zu citiren:

„Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte.
Hier fiel ein König, — aber nicht im Streit.“

Schloß Moos.

Graf von Preysing,
Erblicher Reichsrath.

Kleine Balladen.

Märchen.

Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß,
Sie trafen sich im dunklen Märchenwald;
Sie wechselten den ersten, scheuen Gruß,
Dann sind vereinigt sie des Wegs gewallt —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß,
Die moosigen Pfade schritten sie geschwind;
Dann kam ein Tümpel, dann ein seichter Fluß,
Da trug im Arm den Schuh das holde Kind —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß;
Im stolzen Schloß da rauscht und wogt der Ball
Und bei des Prinzen erstem Händekuß,
Da bracht' der Schuh den schlanken Fuß zu Fall —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß,
Dem Fuß ist weh, der goldne Schuh zerdrückt:
Das war der Freundschaft schmerzlich jäher Schluß,
Die doch vordem, ach, Beide so beglückt —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Frühling.

Ein Pilgerstab lehnt' an der Kirchenwand,
Doch die Kapelle war leer;
Nur der Morgensonne glühender Strahl
Sich durch die bunten Fenster stahl
Und Stäubchen wogten im farbigen Band
Und flimmerten hin und her.

Das stille Kirchlein umgrünt der Wald,
Und die Wiese auf und ab
Weiden die Lämmer, silberweiß,
Und schütteln die klingenden Glöckchen leis.
Am Wege, von bunten Schleifen umwallt,
Liegt achtlos ein Hirtenstab.

Aus der Tiefe ein Flüstern von Baum zu Baum
Und ein Lachen, süß und weich;
Ein Rauschen hebt sich vom fernsten Saum
So voll, so tief wie die Orgel kaum.
Hallelujah! Der ewige Frühlingstraum
Beschritt sein schimmerndes Reich ...

Riviera.

Tief, tief im Schlaf der Hotelpalast;
Nur der silberne Mondenschein
Steigt scheu, wie ein später, nächtlicher Gast,
Durch das große Fenster herein.
Er schwebt den schweigenden Estrich entlang,
Er webt von Thür zu Thür.
Bei der letzten stehn an der Fensterbank
Zwei zierliche Schuhe, spiegelblank,
Mit funkelnder Schnallenzier.

Auch das Meer, das unten verschlafen ruht,
Im Traume nur wogt es still
Und auf der leise zitternden Fluth
Kaum ein Hauch sich regen will.
„Als ich hoch über den Wellen stand,
Ihr zierlichen, funkelnden Schuh,
Schrittet Ihr nicht auf dem weißen Sand?
Lehntet Ihr nicht an dem Felsen am Strand?
Klang nicht ein Lied dazu?"

Im Garten hängt die Frühlingsluft
Schwer über Baum und Strauch;

Berauschend kommt der Orangenduft
Und süß von Jasmin ein Hauch.
„Dort oben unterm Olivenbaum,
Ihr funkelnden Schuhe, sagt,
Standet Ihr nicht im flüsternden Raum?
Spürtet Ihr nicht den silbernen Traum?
Wurde kein Wort gefragt?"

Im festlichen Saal da wogte der Tanz
Und es jauchzte der Geigen Spiel;
Durch die offnen Fenster der Kerzenglanz
Weit in den Garten fiel.
„Ihr zierlichen Schuh, Ihr tanzt doch so gern,
Und waret nun nicht dabei!
Am Himmel flammte ein fallender Stern;
Kam aus dem Palmendunkel von fern
Nicht leise ein jubelnder Schrei?"

Der Mondstrahl hauchts: da knarrt die Thür
Und ein Händchen weiß und fein
Kommt rasch und nimmt die Schuh herfür
Und zieht sie ins Zimmer hinein.
Den Mond deckt jäh ein Wolkenflor ...
Fort sind die funkelnden Schuh.
Im Dunkel liegt der Korridor
Und Alles schlummert wie zuvor,
Schlummert in athmender Ruh.

Nach dem Ball.

Der Handschuh hat es dem Fächer geklagt,
Er wußte davon schon lang;
Der Fächer hat dann die Rose gefragt,
Die Blume aber hat nichts gesagt,
Ihr war zu weh und bang.

Und müde endlich beim Ticken der Uhr
Schlief ein die blasse Frau.
Der Handschuh schwieg, es tuschelte nur
Der Fächer, aber die Rose schwur:
„Es war nur ein Tröpfchen Thau."

Spazirgang.

Spazirstock und Sonnenschirm gingen zu Zweit
Durch die blühende Frühlingsherrlichkeit.

Sie senkte das Sèvres-Köpfchen
Auf das Kleid, blaßlila mit Rosen bestreut;
Er trug sich streng nach der Mode der Zeit,
Auf dem Kopf ein goldenes Knöpfchen.

Sie waren Beide hoch und schlank;
So schritten sie vornehm den Weg entlang
Zum grünen dörflichen Rasen.
Da tanzten Besen und Knotenstock
Und Bauernschirm im bunten Rock
Bei lustigem Fiedeln und Blasen.

Da traten sie an zum Tanz kokett;
Sie tanzten Allemande, Gavotte und Menuet
Und neigten sich fein und zierlich.
Die Bauern standen im Kreis herum
Und lachten mit Mienen breit und dumm;
Sie fanden Das unmanierlich.

Ein Knotenstock rempelt das Stöckchen an:
Da war es um jede Haltung gethan;
O weh, das arme Stöckchen!
Das Stöckchen war in höchster Noth,
Der Sonnenschirm aber, blaß und roth,
Schüttelt energisch die Löckchen.

Du bist nur ein Merveilleusenstock,
Du gehörst zu einem geschlitzten Rock,
Du bist gar kein Mann, mein Lieber!
Die Hände ließ sie entrüstet los,
Dann gab sie dem Stöckchen einen Stoß
Und die Thränen liefen ihr über.

Eine Haselgerte, jung und frank,
Die kam und neigte sich tief und schlank
Und führte sie aus dem Kreise.
Dann zogen sie Beide den Bach entlang
Mit leisem Wort und Flötenklang —
Lang klang noch die fröhliche Weise.

Blumenfest.

Die dunkle Rose duftet so sehr,
Die blasse Lilie schmachtet noch mehr
Und den Pierrot zieht es hin und her,
Denn sie gefallen ihm Beide;
So steht er bei schimmerndem Lichterglanz

Inmitten vom strahlenden Blumenkranz
Und um ihn wiegt sich und schlingt sich der Tanz
Und Gluth und Duft und Geschmeide.

Und was er dann brennend die Lilie gefragt,
Das hätte er besser der Rose gesagt.
Nun haben sich alle Beide beklagt
Ueber ihn bei der ältlichen Muhme.
Umsonst war jedes begütigende Wort,
Dazu sei hier nicht der richtige Ort —
Und Beide liefen beleidigt fort
Zur dicken Sonnenblume.

Die Lilie verlor einen Silberschuh,
Die Rose fand Das de mauvais goût
Und die Gänseblümchen lachten dazu
Und klatschten boshaft die Hände.
Und als er sich nach dem Schuh gebückt
(Wie war doch der Pierrot so ungeschickt),
Da hat er der Lilie den Fuß geknickt
Und der Rose die sammtene Schleppe zerdrückt —
Das war ein trauriges Ende.

Rivalen.

Ein Rosenelf kam durch das Gras geschritten
Mit scheuen, kummervollen Tritten;
Müd hat er sich auf ein Steinchen gesetzt —
Sein Wams war bethaut und von Dornen zerfetzt,
Das Auge starr, das Antlitz versteint,
Ich glaube sogar, er hat geweint.

Der Silberelf ist ein lockrer Geselle,
Er streift umher in der nächtlichen Helle,
Dann schwingt er sich rasch auf den Mondenstrahl
Und gleitet behend hinunter ins Thal —
Und lachend hinaus in die Herrlichkeit
Hat er duftende Rosenblätter verstreut.

Die Rose.

An perlweißer Brust, da hab' ich geruht
Inmitten der Kerzen Pracht;
Es klopfte das Herz, es pochte das Blut
Und Alles war Sehnsucht und brennende Gluth,
Die ganze goldhelle Nacht.

Ein tuschelndes Wort; wer hat es gesagt?
Da lag ich in weicher Hand
Und Zähne haben an mir genagt
Und Ungeduld hat alle Stunden gefragt,
Bis sie fern ihr Ziel erkannt.

Ein Frühlingsleuchten ging durch den Saal,
Als sie einander erblickt;
Vergessen war aller Sehnsucht Qual,
Vier selige Augen, ein flammender Strahl —
Ich wurde dabei zerdrückt.

Entblättert, zertreten muß ich vergehn
Nun hier auf dem Kehrichthauf;
Doch ich habe blühende Menschen gesehn.
Mög' sie auf ewig mein Duft umwehn!
Glückauf, Euch Beiden, Glückauf!

Isola Bella.

Verschnittener Hecken verschnörkelter Gang,
Verwitterte Statuen die Wege entlang,
Gezirkelte Rasen, geschorenes Gras,
Leis rauschend Kaskaden wie Spiegelglas,
In der Tiefe rings der flimmernde See
Und fern auf den Bergen der letzte Schnee,
Darüber des Himmels leuchtendes Blau —
Durch all Das schreitet ein weißer Pfau.

Exotische Blumen versprühn in die Luft
Den schweren, süß berauschenden Duft;
Lianenranken wirren darein
Und decken der Mauer zerbröckelnden Stein;
Auf weißen Wegen der Mittag ruht,
Es fliegt und flirrt und summt durch die Gluth
Bis tief in der Eichen schattiges Grau —
Durch all Das schreitet der weiße Pfau.

Und feierlich, einer Königin gleich,
Schreitet er durch sein verträumtes Reich;
Die blendende Schleppe, federnschwer,
Schleift er lässig und lang hinterher;
So mag er schon hundert Jahre gehn,
Wie am ersten Tage strahlend schön —
Des Gartens verzauberte Weiße Frau,
Schreitet durch Licht und Geheimniß der Pfau.

Irrlicht.

Das Irrlicht tanzt über Sumpf und Moor,
Es huscht über Röhricht und Haide;
Bald schwimmt es versunken, bald taucht es hervor,
Bald duckt es sich nieder, bald flackerts empor,
Vorbei an der glimmenden Weide.
Ein grünliches Flämmchen, wie Sterne im Rauch,
Verkümmert und blaß. Und ist doch einst auch
Eine leuchtende Flamme gewesen.

Es lockt den Wandrer, der müd und verirrt,
Es lockt ihn in Noth und Gefahren;
Von Herd und Heimath das Flämmchen girrt
Und es schwänzelt und tänzelt und flimmert und flirrt
Wie in längst vergangenen Jahren.
Dann birgt es sich scheu im Haidestrauch,
In letztem Stolz. Und ist doch einst auch
Eine leuchtende Flamme gewesen.

Und über die Nacht bricht die Dämmrung herein,
In den Himmel, dunstverhangen,
Fahren die Strahlen wie Schwerter hinein:
Und Alles flammt in goldenem Schein
Und die Sonne ist aufgegangen.
Wo ist das Irrlicht? Ein trüber Hauch:
Das ist das Ende. Und es war doch einst auch
Eine leuchtende Flamme gewesen.

Blondkopf und Rothkopf.

Es blinkt in der Sonne der goldne Ball
Hoch über Wolken und Nebelwall;
Blondkopf und Rothkopf schauen empor,
Wo sich im Blauen der Ball verlor,
Ihr Ball, den die Fee an die Wiege gebracht,
Ueber den sie als köstlichstes Kleinod gewacht.

Blondkopf hat immer hinaufgestarrt,
Hat auf den Ball geharrt und geharrt,
Bis müde vom Spiel und weinend zuletzt
Sie sich in das thauige Gras gesetzt;
Die Sonne sank und die Luft ward trüb,
Sie wußte nicht, wo er so lange blieb.

Und es ging der Tage, der Jahre Lauf,
Sie schaute noch immer zum Himmel hinauf;
Dort oben wechselte Gold und Grau —
So ward sie zuletzt eine alte Frau;
Und als sie ihr Haupt zum Sterben gewandt,
Da lag der Ball in der starren Hand.

Rothkopf lief über die Wiese hinaus,
Sie lief immerfort, weit, weit vom Haus;
Sie suchte den Ball in der Ferne nur,
Sie suchte auf aller Straßen Spur.
Am Ende sank sie erschöpft auf den Stein
Und, die Hände gefaltet, so schlief sie ein.

Auf allen Wegen heiß und bang
Suchte sie nun ihr Leben lang;
Von Regen durchnäßt und von Wind umsaust,
Die Wangen blaß und die Haare zerzaust;
Und als sie am Wegrand die Augen schloß,
Da flog der Ball ihr in den Schoß.

In der Wiege schlummert das Zwillingpaar,
Es leuchtet der Ball in fremder Gluth —
Nehmt fort, was nicht von der Erde war,
Solche Gabe thut Menschen nicht gut.

Am Teich.

Es wippt das Wasserrosenblatt,
Es wippt und kippt zur Seite;
Der Teich liegt wieder still und glatt —
Wars nicht, als ob durchs kühle Bad
Ein schlankes Fischlein, silbermatt
In dunkle Tiefen gleite?

Ein Nixchen strählt am Stein ihr Haar,
Es glänzt die goldne Fülle;
Die Fluth ist ihr ein Spiegel klar,
Doch blitzt dahin ihr Augenpaar,
Wo eben noch ein Winken war,
Ein Lachen in der Stille.

Es zuckt der Fuß. Der Stein ist leer,
Der goldne Glanz verschwunden.
Vom Grunde wellt es heimlich her,

Doch an die Fläche kommt nichts mehr
Und auf dem Teich ruhn gluthend schwer
Die Sommermittagsstunden.

Blume und Falter.

Ich weiß, Du willst von dannen ziehn,
Du Schmetterling, so süße,
Schon seh auf andern Blumen glühn
Ich Deine goldnen Füße;
So komm denn nun zum letzten Mal,
Von meinem Thau zu nippen,
Und küß mir fort die heiße Qual
Mit Deinen Sammetlippen.

Der Falter kam mit raschem Flug
Im Sonnenschein gezogen
Und mit berauschend tiefem Zug
Hat er sich festgesogen.
Und wie im Flaum er sich verstrickt,
Da schloß sich leis die Blume,
So ist er an dem Duft erstickt
Im Liebesheiligthume.

Der Falter starr im Grase liegt
Mit blaßverstaubten Schwingen;
In Mittagsgluth sich schwebend wiegt
Ein Summen und ein Singen;
Die Blume weit geöffnet steht
In dumpfer Sehnsuchtschwüle,
Ihr Blick nach andern Faltern späht . . .
Es giebt ja noch so viele.

Nachtstück.

Indischer Ampeln glührother Schein,
Teppiche rings, seidenweich;
Durch der Liebe verlassenes Reich
Geht ein Gedanke stumm und bleich,
Geht ein Gedanke starr wie Stein.

Fern im Osten graut der Tag,
Hier wogt die Nacht noch wolkig schwer,
Athmet die Nacht noch ein Gluthenmeer —
Am Boden, die Blätter verstreut umher,
Im letzten Duft eine Rose lag.

Auf rothem Sammet verloren ruht
Neben der Scheide der blanke Stahl;
Ueber die Klinge zittert ein Strahl.
Und auf die Rose sterbensfahl
Rinnt und rinnt ein Tropfen Blut . . .

Träumerei nach dem Rosenkavalier.

Du kleiner Mohrenknabe,
Geh fort und such!
Ich weiß, verloren habe
Ich dort mein Tuch.
Der Mondenschein ist helle,
Blausilbern ist die Luft;
Du findest leicht die Stelle,
Du spürst sie schon am Duft.

Du kleiner Mohrenknabe,
Geling' es Dir!
Find' rasch die Liebesgabe
Und bring sie mir!
Doch mußt Du leise gehen,
Daß keine Diele kracht,
Ganz sachte auf den Zehen,
Daß nichts im Haus erwacht.

Du kleiner Mohrenknabe,
So eil' Dich nun!
Kommst Du zurück im Trabe,
Dann weil', zu ruhn.
Hab Dank für Deine Mühe,
Du Prinz aus Märchenland;
Eh ich ins Traumreich ziehe,
Küß mir noch leis die Hand.

Du kleiner Mohrenknabe,
Nun fahr' dahin!
Mir scheint, geträumt ich habe
Von Harmonien,
Von Melodien so süße
Und Silberrosenschein.
Es tanzen Elfenfüße
Und tanzend schlaf ich ein . . .

Hamburg. Theodor Suse.

Im Kampf um die Syndikate.

Einst galt es als eine Schwäche der Konjunktur, wenn im Montangewerbe der Stabilisirungskreisel nicht in Ordnung war. Die Bulletins drehten sich um Eisen und Kohle. Von diesen Rohstoffen wird heute nicht so viel geredet wie von der Syndikatfrage. Die macht manchen Leuten arg zu schaffen. Man sieht es an den Mühen, die fürs Essener Roheisenverkaufskontor, diesen schwachen Ersatz eines Roheisensyndikates, aufgewendet werden. Der neue Verband sollte hindern, daß die Reaktion, die der Zusammenbruch des Düsseldorfer Roheisensyndikates bewirkt hatte, fortdaure. Am einunddreißigsten Dezember 1908 wurde das älteste Mitglied aus der Familie der westfälischen Großkartelle begraben; und ein halbes Jahr später war der Ersatzverband fertig. Das Leben wurde ihm durch die Außenseiter erschwert. Besonders zäh hielten die Siegerländer, namentlich die Geisweider Eisenwerke, am Privileg des Alleinseins fest. Auch die Luxemburger und Lothringer wollten vom Verband nichts wissen. Dazu kamen Angehörige mit Ansprüchen: Krupp, die Gutehoffnunghütte, die Hüstener Gewerkschaft. Die Devise war also: „Keinem zur Freude, Vielen zum Leid". Unabhängig von der Frage des Bedarfes ist der Einfluß der Unsicherheit auf die geschäftlichen Dispositionen. Die trifft den Schwachen; der Starke hilft sich selbst. Jüngst war in einem Bericht aus Rheinland-Westfalen zu lesen: „Ehrgeizige Bestrebungen und wildes Draufgängerthum einzelner Heißsporne haben verhindert, daß die Preise mit dem wachsenden Bedarf in Einklang gebracht werden konnten". Wer sind diese Draufgänger? Man denkt natürlich zuerst an Hugo Stinnes, der sich um den Weg der Anderen nicht kümmert. Oder an August Thyssen, der die Grenzen seines „Deutschen Kaiser"-Reiches mit kraftvoller Erobertaktik ausdehnt. Das sind die Herrscher von eigenen Gnaden, die um das Schicksal der Syndikate keine Stunde ruhigen Schlafes opfern. Thyssen hat erklärt, daß es im rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat keinen Kompromiß geben dürfe. Die Hüttenzechen bestehen auf ihrem Schein. Wird der von der Gegenseite nicht honorirt, dann mag der Verband zum Teufel gehen. Und Stinnes macht selbständige Kohlenpolitik an der Wasserkante. In Stettin hat er von der Stadt ein großes Industriegelände gekauft, das auch als Kohlenlagerplatz dienen soll. Von diesem „Hafen" aus wird Stinnes den Ostseebezirk mit Brennmaterial versorgen. Da er sich um die Einführung englischer Kohle beträchtliche Verdienste erworben hat, wird die neue Basis natürlich auch den Schätzen von Durham und Northumberland nützlich werden. In Königsberg und Danzig sollten ähnliche „Strandbatterien" angelegt werden. Die Kantstadt lehnte ab; die Stadt des Goldwassers scheint williger. Das sind die Beispiele der Draufgängerei. Kann mans Denen, die einen Kopf und ein paar Millionen haben, verdenken, daß sie Geschäfte auf eigene Faust machen? Wenn ein Syndikat und ein Individuum zusammenstoßen und eine

Disharmonie entsteht, so muß doch nicht immer das Individuum daran schuld sein. Daß die Preise schlecht sind, obwohl die Beschäftigung gut, der Versand sogar reichlich ist, hängt mit den Existenzbedingungen des industriellen Anlagekapitals zusammen. Die Milliarden, die in der Industrie stecken, sind zu rasch vermehrt worden. Nun will das Kapital verzinst sein. Wartet man auf gute Preise, um der Rentabilität einen glaubhaften Rückhalt zu schaffen, so droht dem Kapital und den Betriebsanlagen die Gefahr einer Stagnation. Deshalb soll die Größe des Umsatzes die Mängel des Preises ausgleichen.

Die rücksichtlose Preispolitik, über die geklagt wird, beweist, daß der „Kampf Aller gegen Alle", den die syndikatlose Zeit bringen soll, schon heute, unter dem Schutzdach der Kartellburgen, möglich ist. Kein Wunder, wenn die seligmachende Wirkung aller Verabredungen immer mehr bezweifelt wird. Praktische Folgen hat die Zweifelsucht insofern, als sie den Zusammenschluß einzelner Werke begünstigt. Manche Bündnisse sind die Folge des wachsenden Uebergewichtes der verfeinerten Produkte im Stahlwerkverband. Als das Trägerkartell und das Halbzeugsyndikat in den Stahlwerkverband aufgingen, war „Halbzeug" die Parole. Heute schwört man auf die B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren), fordert Quotenerhöhungen für diesen Betriebszweig und sucht sich Röhrenwerke anzugliedern, um bis zur letzten Verästelung der verfeinerten Produktion die Selbständigkeit wahren zu können. Phoenix und Gelsenkirchen haben schon im vorigen Jahr dafür gesorgt. Die Rheinischen Stahlwerke sind, durch eine Verbindung mit der Firma Balcke, Tellering & Co., in den Besitz einer der größten deutschen Röhrenfabriken gelangt. Die Furcht vor den Riesen im Montanreich treibt die schwächeren Werke, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Man muß diese Flucht aus dem Bezirk der „freien Konkurrenz" richtig würdigen, um die Schwäche der Syndikatsstellung zu erkennen. Hätten die Schwachen den Glauben an die Zukunft der Kartelle, so würden sie nicht unter die Obhut der Großen flüchten. Als die Stahlwerkgesellschaft Rümelingen und Sankt Ingbert einen dreißigjährigen Bündnißvertrag mit der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkgesellschaft schloß, hatte die Verwaltung von Rümelingen ihre Aktionäre daran erinnert, daß in der Begrenztheit der Leistungen, die der natürlichen Anlage der Werke entspringt, eine Gefahr für den Fall eines Kampfes mit den mächtigeren Rivalen liege; es sei sinnlos, einer solchen Möglichkeit zu trotzen. Falscher Stolz ist im Geschäft eine schlechte Einlage, kluge Diplomatenkunst ein werthvolles Aktivum. Deutsch-Luxemburg ist, mit seiner ausgedehnten Kohlen- und Koksproduktion, ein nützlicher Genosse für die Hochofen- und Stahlwerke von Rümelingen, die ihm wiederum werthvolle Erzkonzessionen mitbringen. So schafft man durch die Vereinigung einen der Gesammtrente förderlichen Ausgleich von Kohle, Koks und Erz.

Mancher glaubt nicht an nahe Gefahr und hält lieber fest, was er hat, statt den eigenen Besitz gegen einen anderen auszutauschen. Ein interessanter Versuch scheiterte an solchem Widerstreben. Zweifel an

der Güte des Angebotes, das vom stärkeren Partner gemacht worden war, trieb die andere Partei zur Ablehnung der Offerte. Die Buderus-Eisenwerke wären mit der Verwaltung der Bergbaugesellschaft Massen einig geworden. Die Aktionäre von Massen hatten der Fusion zugestimmt; bei Buderus waren viele dagegen. Die Kohlenleute wollten also, und zwar einstimmig; die Eisenmänner waren nur zum Theil von der Nothwendigkeit der Fusion zu überzeugen. Der Fall berührt eine der wichtigsten programmatischen Streitfragen: den Konflikt zwischen den beiden Zechengruppen im Kohlensyndikat. Die Massener sehen die Zukunft der Reinen Zechen nicht in rosigem Licht; die Aktionäre von Buderus glauben noch nicht an den Sieg der Hüttenzechen. Buderus will sich, durch den Erwerb von Massen, die Privilegien der Hüttenzechen verschaffen. Das ist klug, sintemal sich nicht leugnen läßt, daß die Hüttenzeche Trumpf ist. Wäre es anders, so hätte die Klage der Reinen Zechen keinen Sinn. Natürlich handelt sichs zuerst und zuletzt um die Bedingungen. Da hat man wenigstens festen Boden unter den Füßen. Die Buderus-Opponenten sagen, Massen käme bei dem Tausch zu gut weg. Die Buderus-Verwaltung habe Thesaurirungpolitik getrieben. Durch starke Abschreibungen sei der Werth der Anlagen über die in der Bilanz ausgewiesenen Summen gestiegen. Im Börsenwerth der Buderusaktie komme die starke finanzielle Struktur der Gesellschaft nicht zum Ausdruck; da aber der Tageskurs des Papiers als Grundlage der Umtauschmodalitäten gedient habe, würden die Aktionäre von Massen ein besseres Geschäft gemacht haben als die Besitzer von Buderus. Beim Tausch von Aktien können Ungleichheiten vorkommen; aber es fragt sich, ob sie beträchtlich genug sind, um glaubhafte Argumente, die von den Bearbeitern des Bündnißplanes geltend gemacht werden, zu entkräften. Die fachmännischen Verwalter eines industriellen Unternehmens kennen die Lebensbedingungen des ihnen anvertrauten Betriebes; sie dürfen also einen gewissen Blankokredit für die Richtigkeit ihrer Dispositionen fordern. Lassen sich aber die zu zahlenden Preise nicht restlos ausbalanziren, so entsteht auf der Seite, wo das Minus ist, Aerger. Die Buderus-Verwaltung sieht in dem Fehlen einer Kohlenzeche für ihr Eisenwerk eine Lebensfrage. Die eigene Kohle soll den Ring in den Möglichkeiten der selbständigen Leistung schließen. Vielleicht konnte man schon früher an den Erwerb einer Zeche denken; aber man wollte wohl erst ein haltbares Gerüst schaffen, ehe man an den Ausbau ging. Daß die Konkurrenzfähigkeit einer Montangesellschaft gewinnt, je mehr sie von fremdem Rohmaterial unabhängig ist, versteht sich für jeden Fachkenner von selbst. Daß der Preis eines Kaufobjektes von dessen Seltenheit bedingt wird, ist auch unbestreitbar. Da nun die Zahl der zu kaufenden freien Zechen nicht mehr sehr groß ist und auf passende Bedingungen im einzelnen Fall gesehen werden muß, so ist die Höhe der aufzuwendenden Summe sub specie der besonderen Umstände zu betrachten. Bei Massen ist der Vortheil, den die Aktionäre von Buderus haben, nicht besonders groß. Die Opposition hat zwar Ziffern vorgebracht und ihre Bedenken wegen

der Zukunftchancen dick unterstrichen; aber die verständigen Darlegungen der Verwalter von Buderus wurden nicht widerlegt. Daß eine Minorität die Entscheidung brachte (die Mehrheit war für solches Geschäft nicht groß genug) ist interessant. Man muß sich solche Fälle merken, um die beruhigende Gewißheit zu haben, daß auch der „schwächere" Aktionär einmal den Tyrannen spielen kann.

Ein Exempel ists übrigens auch dafür, daß es noch Leute giebt, die mit unverrückbarer Zuversicht an die Mission der Syndikate glauben. Dabei ist zu bedenken, daß die Zahl der Mitglieder des Kohlensyndikates sich verringert hat; viele Zechen sind in den Concern von Hüttenwerken übergegangen. Trotzdem könnte, nach dem Umfang der Betheiligung beider Gruppen im Syndikat, angenommen werden, daß die Reinen Zechen die Uebermacht besitzen. Sie verfügen über 56 Millionen Tonnen, die Hüttenzechen über 22 Millionen. Und doch hängt von deren Verhalten die Zukunft des Kohlensyndikates ab. Leicht ist der Kampf nicht; und deshalb begreiflich, daß ernsthafte Industrieleute an ein Schiedsgericht zur Schlichtung der schlimmsten Konflikte gedacht haben. Ich erwähnte die Idee des vom Präsidenten der United States Steel Corporation angeregten Weltstahlbundes schon. Damals hatten die Besprechungen in Brüssel noch nicht begonnen. Nun sind sie Ereigniß geworden und beinahe schon wieder vergessen. Aber der Optimist hängt sich an die Freundschaftbetheuerungen, die ausgetauscht wurden, und sieht am Ende seines Phantasiefilms den Ewigen Frieden unter den Montanleuten. Greifbares ist natürlich nicht herausgekommen. Nur ein Räthsel mehr blieb zurück: „Was haben die Yankees mit ihrem Ueberschwang treuen Brudersinnes und herzlicher Freundschaft bezweckt?" Richter Gary schwelgte in Herzenstönen, die für eine Friedenssymphonie ausgereicht hätten. Und die Engländer, Deutschen, Belgier, Franzosen waren offenbar gerührt und versicherten mit derselben Herzlichkeit, daß sie keinen sehnlicheren Wunsch haben als den, allen lieben Konkurrenten bieder die Hand zu schütteln. Wenn die Verhältnisse des internationalen Eisenmarktes auf diese einfache und sympathische Weise geregelt werden, braucht man keine Trusts und Syndikate mehr; braucht man nur die Internationale Vereinigung der Eisen- und Stahlfabrikanten anzurufen, die jeden Streit schlichten wird. Ein Ausschuß (die berühmte Signatur der Thatkraft) würde eingesetzt und ermächtigt, die Möglichkeiten eines internationalen Friedensinstruments für den Eisenmarkt zu prüfen. Ist die Untersuchung beendet, so wird eine neue Konferenz einberufen werden, die dann „beschließen" soll. Einstweilen wissen wir wenigstens, daß der amerikanische Stahltrust über den Weltfrieden wacht. Die brüsseler Conférenciers, die von überall her gekommen waren, haben sich mit Preisfragen und Angelegenheiten der Produktion nicht beschäftigt; sie glaubten also wohl, ohne diese beiden Momente fertig zu werden. Vorher müßte man allerdings den Begriff der Konkurrenz beseitigen. Ob Das den brüsseler Friedensengeln bald gelingen wird? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1911.

Augusta Historia.

Noch immer wartet Deutschland auf die seit dem ersten Juliabend angekündete That seines Kanzlers. Quousque tandem, Theobalde, abutere patientia nostra? Am dritten Augustabend lasen wir die im Auswärtigen Amt (nicht von dem Primus einer Untertertia) verfaßte „Mittheilung“ an den Erdkreis: „In den Unterredungen zwischen dem Französischen Botschafter Cambon und dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes Von Kiderlen-Waechter hat eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden; die Ausarbeitung im Einzelnen erfordert jedoch eine eingehende Prüfung, mit der zur Zeit die zuständigen Reichsressorts befaßt sind: das Ergebniß wird dann durch den Reichskanzler dem Kaiser zu unterbreiten sein.“ Ob Herr von Bethmann sich dem wichtigsten Reichsgeschäft ausschalten und auf das Aemtchen eines Botengängers beschränken läßt, ist nicht nur seine Sache. Nach den Gesetzen der deutschen Sprache und der deutschen Reichsverfassung mußte die „Mittheilung“ ungefähr so lauten: „Die Verhandlungen, die der Botschafter der Französischen Republik mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, als dem Vertreter des Reichskanzlers, begonnen hat, haben den Raum zwischen Anspruch und Zugeständniß so verengt, daß die Einigung über die Grundsätze eines neuen Vertrages möglich scheint. Wenn die zuständigen Reichsämter die vom Kanzler angeordnete Prüfung der Einzelheiten beendet haben, wird der Reichskanzler erwägen, ob die Pflicht zur Verantwortlichkeit ihm gestattet, die Zustimmung des Kaisers zu erbitten.“ Dann wäre Inhalt und Ton

auch denen der französischen (von Havas verbreiteten) Note ähnlicher gewesen, deren Text lautet: „Dans les dernières entrevues entre M. Jules Cambon et M. de Kiderlen les vues de principe des deux gouvernements ont été mises en présence et comparées. Les combinaisons envisagées de part et d'autre et les solutions possibles font actuellement l'objet d'un examen approfondi de la part du gouvernement de la République.“ Von einer „Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt“ ist da nicht die Rede. Als Ungeduldige dann meinten, diese Annäherung könne nur durch einen deutschen Rückzug ermöglicht worden sein, hieß es, wieder höchst offiziös: „Könnt Ihr vorlauten Kerle denn nicht warten? Ihr ahnt ja gar nicht, wie viel wir erreicht haben. Lasset uns nur Zeit, die Ernte in die Scheune zu bringen.“ Und gute Menschen (und schlechte Musikanten) hoben andächtig die Brauen und flüsterten in scheuer Ehrfurcht: „Zeit muß man den Leuten doch lassen.“ Der Berliner Kongreß hat vom dreizehnten Juni bis zum dreizehnten Juli 1878 gedauert. Sechs Großmächte waren durch siebenzehn Bevollmächtigte vertreten; ferner die Türkei, Griechenland, Rumänien, Persien, Serbien, Montenegro und die armenischen Christen. Ueber drei internationale Verträge (Paris: 1856, London: 1871, San Stefano: 1878), über die Zukunft Bulgariens und Armeniens, Bosniens und der Herzegowina wurde verhandelt; das Band gelöst, das Rumänien, Serbien, Montenegro an die Pforte knüpfte; Bulgarien und Armenien getheilt; Bessarabien den Russen, die Dobrudscha den Rumänen zugesprochen; die Donauschiffahrt und das Meerengenrecht geregelt. Lebensfragen dreier Großmächte und sämmtlicher Balkanstaaten war, einem ganzen Bündel, die Antwort zu finden. Ein Sommermonat hat dazu genügt. Jetzt drehen die „Unterredungen“ sich um die Frage, was Deutschland von Frankreich verlangen und was die Republik dem Deutschen Reich gewähren wolle; die einfachste Frage, die sich erdenken läßt. Ein starker Staatsmann konnte, ohne unhöflich zu scheinen, die Frist zur Antwort auf acht Tage begrenzen. Unsere Leute verhandeln seit fünf Wochen und schütteln in zornigem Staunen das Haupt, weil Deutschland nachgerade ungeduldig wird. Ihnen ists nicht eilig. Schlechte Schüler sehnen den Censurtag, untüchtige Leiter einer Aktiengesellschaft die Stunde der Generalversammlung niemals herbei. Eltern und Aktionäre müssen doch vorbereitet werden. Kommt schlechte Nachricht, so widerspricht man zwar,

reibt hinterdrein aber die Hände: weil das Schlimmste nun vorweggenommen ist. Ungenügend in allen Fächern? Bitte: in Turnen und Singen befriedigend, in Aufmerksamkeit und Geographie ziemlich befriedigend. Keine Dividende? Bitte: anderthalb Prozent! Darauf solls wohl hinaus; und dazu brauchts Zeit. Die vor Agadir flügge gewordene Hoffnung ist (so wird gerechnet) jetzt in den tiefsten Abgrund gestürzt; bringen wir nun ein leidliches Stück vom Congo Français, gar ein Küstenstreifchen nebst der gestempelten Zusicherung heim, daß die Firmen Holzmann, Mannesmann und ein paar andere aus Marokko Geld und einen Theil des Erzes holen können, dann ist das brave Volk ins Angenehme enttäuscht und wir hören, statt der verstimmten Chöre, aus den uns zugänglichen Preßwinkeln am Ende noch die Hymne himmelhoch Jauchzender. Und (noch wichtiger) von oben die Stimme: Sie sind gerettet!

Ihr seid gerichtet; schon heute. Bleibt gerichtet, auch wenn unwissende, aber fixe Kerlchen, weil ein Staatssekretär sich zu ihnen herabgelassen und bis auf die speckig-zottige Heldenbrust aufgeknöpft hat, ihrem Patron übermorgen ein Ständchen anstimmen. Ob Ihr den Franzosen ein winziges oder ein beträchtliches Stück ihrer afrikanischen Aequatorialprovinz abklemmt, der Industrie und dem Handel Deutschlands feste oder lose „Garantien“ heimbringt, deutschen Werthpapieren die Kotirung an der pariser Börse erwirkt und am Ende gar, weil mit Männern Eures Schlages (Donnerwetter!) nicht zu spaßen ist, durchsetzt, daß in den Speisewagen der Bagdadbahn nur Deutschen das Rauchen erlaubt wird: Das ändert kein Jota in dem Urtheil über Euer Handeln. Die Abfälle einer schlechten Tropenkolonie brauchen wir nicht. Könnten uns sogar aus der „Verbindung“ mit dem Kongostaat und Angola, von der Ihr Eure Kleinen schwadroniren ließet, nichts machen, wenn deutsche Schutzgebiete noch länger nach den bis heute üblichen Grundsätzen verwaltet und die Leiter des Kolonialamtes nicht endlich zu praktischer Vernunft gezwungen werden. Verekelt den Großbanken nicht dadurch, daß Ihr mit Eurer Steuermaschine ihnen jeden ansehnlichen Profit abzwackt, die Betheiligung an kolonisatorischer Arbeit. Näßt nicht sogleich die Hosen, wenn ein von deutschen Industriellen erlangtes Recht von einer fremden Großmacht bestritten wird. Dann dürft Ihr an Kolonialleistung großen Stils denken. Kapitalfeindschaft ist fürs Deutsche Reich, wie, nach Ferrys Wort, Kirchenfeindschaft für Frankreich, kein lohnender

Ausfuhrartikel. Seid draußen so kapitalistisch, wie die Briten in ihrer einträglichsten Zeit waren, und freut Euch fortan nicht mehr, wenn eine von der steten Steuerchicane verärgerte Großbank das Gebiet, auf dem sie säen und ernten wollte, aufgiebt und wüst liegen läßt. Eine Verbindung mit Angola wäre leicht herzustellen. Warum (schon im Juni ists hier gefragt worden) geschieht im Nordtheil Deutsch-Südwestafrikas nichts? Warum wird das Ambo-land nicht, nach einem Vierteljahrhundert schädlichen Zauderns, erschlossen und den Bantuhäuptlingen der Spott über deutsche Ohnmacht ausgetrieben? So lange die Herrschaft des Reiches im Bezirk der Ovambo auf gilbendem Papier steht, ist da nichts zu hoffen. Habt Ihr irgend eine Aussicht, den ganzen französischen Kongostaat einzusacken und unser westafrikanisches Kolonialreich von Victoria bis hinter Warmbad zu dehnen? Alles Andere war ohne Heldengebrüll, ohne die Höllenrichtergeberde rhadamanthischer Unerbittlichkeit zu haben. „Wir lassen Ihren Landsleuten, lieber Herr Cambon, in Marokko völlig freie Hand, hetzen Ihnen auch die spanischen Hidalgos nicht mehr auf den Hals; müssen aber, um vor Europa das Gesicht zu wahren und zu Haus nicht Schwächlinge gescholten zu werden, ein Vierteldutzend französischer Konzessionen zeigen. Sichern Sie uns einen halbwegs stattlichen Theil der nächsten marokkanischen Staatsaufträge, lassen Sie im Sus etliche Schürfrechte der Mannesmanns anerkennen, schneiden Sie uns aus der Nordwestflanke Ihrer Aequatorialprovinz einen nicht allzu schmalen Streifen ab: und die Sache ist in Ordnung." Kein Ministerium der Republik hätte die Erfüllung so billiger Wünsche der Macht geweigert, die über fünf Millionen Bayonnettes verfügt. Im Lauf einer Woche war der Handel vorzuschlagen und abzuschließen. Die „ausreichenden Wirthschaftgarantien" sind des Schwatzes nicht werth, der drum gemacht wird. Wer Herr im Land ist, wird mit verbrieften Rechten bequem fertig. Die gemeine Wirklichkeit stellt uns (hélas) vor ganz andere Pflicht als die Paraphe eines Vertrages. Ist gehindert, daß eine andere Nation bei Einfuhr und Ausfuhr mehr begünstigt werden kann, so bleibt Wirksames kaum noch zu thun. Was durch die offene Thür zu erlangen ist, wird die Geschicklichkeit des nie müden deutschen Kaufmannes erlangen; mag im Vertrag wenig oder viel verheißen sein. Freier Wettbewerb um alle öffentlichen Arbeiten: Das liest sich gut. Wenn die Republik aber mit Sultan und Maghzen nach Willkür schalten

kann, läßt sie den deutschen Bewerber von ihrem Mann unterbieten, giebt dem Sieger aus ihren Geheimfonds einen Zuschuß und speist den Gesandten, der sich zu einer Beschwerde aufgerafft hat, mit dem Satz ab: „Daß Ihre Leute nicht so wohlfeil liefern wie unsere, können wir nicht ändern; dem billigsten Angebot mußte der Auftrag zufallen.“ Schade um die Zeit, die ein Reichsamt an die „eingehende Prüfung“ dieser Garantien vergeudet. Dazu der Gestus von Agadir? Darum Räuber und Mörder? In einem Restaurant, dessen körperlich kultivirte, in die Uniform der Abendgesellschaft gekleidete Gäste stumm oder flüsternd um nette Tischchen sitzen, dröhnt plötzlich eine Faust auf die Platte, daß Teller und Gläser klirren, ringsum die Köpfe sich heben und die Ensetzensblicke den Störenfried, den Brecher alter Sitte anstarren. Nur der Wille zur Sühnung unerträglichen Schimpfes kann ihn von so unfeinem Thun entschuldigen; nur die unbeirrbare Bereitschaft, jenseits von aller Konvention ein bestrittenes Lebensrecht durchzufechten. Was will der Wütherich? „Ich habe warmen Hummer und eine halbe Yquem bestellt; kommts endlich?“ Die Köpfe, die Lider senken sich und ein Frösteln huscht über die Halshaut der Damen. Ein übler Kunde, der, mit solchen Manieren, nicht hergehört. In den selben Mißruf bringt sich eine Großmacht, die zu ungeheurem Streich auszuholen scheint, mit überrumpelndem Gelärm die behaglich Schmausenden aufschreckt und nach einem Weilchen dann Wünsche ausspricht, deren Erfüllung leicht, ohne das allergeringste Getos, zu sichern war. Bringt ein beträchtliches oder ein winziges Kongostück, feste oder lose Garantien heim, dreht das Ding so, daß am Ende ein Bischen mehr herauskommt, als die abgestürzte Hoffnung zu vermuthen wagte: von allen politisch Denkenden und deutsch Empfindenden (die Euer Troß als „Alldeutsche“ verschreien mag) seid Ihr, allzu Kurzsichtige, schon heute gerichtet.

Nicht von ihnen nur. Ruhige Bürger, die sich um Politik kaum kümmern und in ihrem Kontor das Vaterland sehen, sagen nun: „Wie unklug, Einem, den man nicht schwächen zu können glaubt und mit dem man morgen ein Geschäft abschließen will, mit der Faust zu drohen; wie dumm, als Großsprecher und Kleinhändler sich immer wieder verhaßt zu machen.“ Draußen hört man noch schrofferes Urtheil. Nicht eine Stimme für uns? Doch: eine. Die Regirung von Oesterreich-Ungarn läßt uns zur Verständigung gratuliren. Vom zweiten Julitag an hat sie uns gewarnt, via Buda-

pest erklärt, daß sie den deutschen Anspruch nicht unterstützen werde; und freut sich nun der Aussicht auf die Einigung, die den Westmächten zu neuem Triumph helfen muß. (Weil ihr der Zwang zur Option erspart bleibt. Am zwölften August, am Tag von Kunersdorf, ziemt die Erinnerung, daß Gideon Laudon sich dem General Soltikow gegen Fritz vereint, Oesterreich mit Rußland und Frankreich gegen Preußen gefochten hat und die Wiederkehr dieser vom Fürsten Kaunitz begünstigten Koalition den ersten Kanzler des Deutschen Reiches zwei Jahrzehnte lang möglich, in der letzten Zeit seines Lebens wahrscheinlich dünkte.) Die Anderen können sich ohne Larve und Gratulantenlächeln zeigen. Den Russen ist gesagt worden: „Seid froh; während Europens Auge auf Marokko blickt, könnt Ihr Mohammed Ali, den entthronten Schah, nach Persien zurückschmuggeln und, selbst wenn er mit seinen Turkmenen auf die Dauer nichts auszurichten vermag, in der Wirrniß des Thronstreites allerlei Nützliches erlisten." Petersburg hat sich denn auch mit freundlicher Ermunterung Frankreichs begnügt und die Sorge für den Rückhalt der Republik den Briten überlassen. Die hielten die Boxerhand nicht in der Tasche; Tory und Whig, Unionist und Homeruler, Ire und Sozialist: Alles hinter Stacheldraht gegen uns geschaart. Schatzkanzler Lloyd George deutet an, daß Wellingtons England dem Preußenstaat das Leben gerettet, für so edles Thun aber nur Undank eingeheimst habe, und versucht, uns durch kriegerischen Wortklang zu schrecken. Gelingts ihm? Premierminister Asquith sagt, die britische Vetodrohung sei in Berlin nicht sofort, sondern erst nach einer Weile verstanden worden; an deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes sei jetzt nicht mehr zu denken und der Gegenstand der franko-deutschen Verhandlungen liege der afrikanischen Interessensphäre Englands fern. Herr Macdonald, ein Führer der Arbeiterpartei, spricht in der Hauptstadt Schottlands: „Als wir den Berlinern zu verstehen gaben, daß sie sich nicht in unseren Interessenkreis eindrängen dürfen, bekamen wir vom Auswärtigen Amt eine (mild ausgedrückt) rüde Antwort; deshalb mußte unsere Regirung sehr deutlich werden." Standard: „Nie wird England dulden, daß Deutschland in Marokko eine Flottenstation oder einen befestigten Hafen erwirbt; je rückhaltloser unsere Regirung diesen Entschluß in der Wilhelmstraße ausspricht, desto rascher wird sie verstanden werden". Times: „Der dreiste deutsche Bluff scheint

uns weder klug vorbedacht noch mit der nöthigen Geschicklichkeit ausgeführt worden zu sein. Deutschland hat inzwischen aber wohl eingesehen, daß in England alle Parteien, trotz den inneren Hemmungen, in dem Entschluß einig sind, mit ganzer Kraft den Franzosen zu helfen". Morning Post: „Wir möchten nicht glauben, daß die deutsche Regirung wie ein Räuber handeln wolle, der auf der Landstraße dem Wanderer die Pistole vors Gesicht hält und zuschreit: Dein Geld oder Dein Leben! Noch schwerer würde uns aber der Glaube, diese Regirung fordere, wie ein im Bazar schachernder Orientkrämer, zuerst zwar ungeheuren Preis, werde sich schließlich aber mit kleinem Gewinn begnügen. Deutschland will die Republik angreifen oder einschüchtern; unser Beistand ist ihr in jedem Fall gewiß". Russische Politische Korrespondenz: „Die deutschen Nationalisten sollten bedenken, daß sie ihr Vaterland gefährden, wenn sie die Geduld der Franzosen, die stark sind und starke Verbündete haben, auf zu harte Proben stellen." (In einem offiziösen Blatt; nach der potsdamer Freundschaftbetheuerung.) New York Herald: „Das deutsche Kaiserreich handelt heute genau so unbedachtsam, wie das französische 1870 gehandelt hat. Damals war Frankreich, jetzt ist Deutschland vereinsamt." Journal de Genève: „Der Französische Kongo ist nicht der einzige begehrenswerthe Bissen; und wenn Deutschland nehmen dürfte, was ihm gefällt, müßten alle Staaten, deren Annexion ihm belieben könnte, für ihre Unabhängigkeit fürchten. Man müßte blind sein, um zu verkennen, daß Frankreich und England nicht nur ihre Sache vertheidigen, sondern Europa vor unerträglicher Hegemonie schützen. Nicht nur um die Zukunft Afrikas, sondern um das Schicksal Europas handelt es sich. Das wird man auch in Brüssel, im Haag und in anderen Hauptstädten erkannt haben." Wars nöthig, eines Tropenbissens wegen Ost und West in Haß wider uns zu einen?

Auch über das aufgewandte Technikertalent braucht das Urtheil nicht länger vertagt zu werden. Basis, Anlaß und Kampfmittel waren so unklug gewählt, wie mans einem verschlagenen Routier, der seit dreißig Jahren mitläuft, nicht zutrauen durfte.

Zwei Voraussetzungen (beide stammen aus dem Inventar Holsteins, der über dem tapferen Herzen des zuverlässigsten Patrioten den Kopf des listenreichen Odysseus trug, dem Netzwerk eines Irrthums aber kaum je zu entknüpfen war). Erste: Die von uns ermuthigten Spanier werden, durch ihr Vordrängen in den

Maghreb, Frankreich so nervös machen, daß es, wenn wir unsere Forderung anmelden, zu ernstem Widerstand nicht mehr fähig ist. Falsches Augenmaß; als falsch erwiesenes. Spanien, das den Pfahl von Gibraltar in seinem Fleisch fühlt, ist in Marokko der Prokurist oder Subdirektor der Britenfirma; darf und kann da nur thun, was in London gebilligt wurde. Soll den Franzosen die Mittelmeerküste verleiden, nie aber, um keinen Preis, Deutschlands Schrittmacher werden. Kann es ein marokkanisches Kondominium mit dem mächtigen Deutschen Reich wünschen? Ersehnen, daß dieses Soldatenreich Angola und bald vielleicht Mozambique schluckt? Nach dem Tag von Agadir hat Spanien sich schnell mit Frankreich verständigt; hat der kluge Herr Canalejas, dann sogar der zuvor grimm blickende Oberst Sylvestre den Parisern die leckersten Worte gespendet. Diese Gefühlsentwickelung mußte Jeder voraussehen, der das in Algesiras Geschehene nicht vergessen hat. Zweite Hypothese (eben so falsch, doch viel gefährlicher): Britania rührt für die Sicherung der Franzosenherrschaft über Marokko keinen Finger; freut sich vielmehr im Innersten, wenn die Republik gehindert wird, in Nordafrika vorwärts zu kommen. Seit sechs Jahren bestimmt dieser Wahn unser Trachten im Scherifenreich. Wie konnte er entstehen? In Lansdownes Depesche (vom achten April 1904) an den pariser Botschafter Monson ward unzweideutig gesagt, was England erlauben könne und verbieten müsse. Frankreich soll im Sultanat Ordnung stiften, einträglichem Handel die Wege bahnen und wird dafür mit den Privilegien der Schutzmacht belohnt; aber von Spanien genau kontrolirt und durch feierliches Gelöbniß verpflichtet, am mediterranischen Ufer keinen wichtigen Punkt zu befestigen. Als Kaiser Wilhelm in Tanger geredet hat und Frankreichs Vormachtstellung von Berlin aus bestritten wird, telegraphirt Herr Paul Cambon aus London an den Minister Delcassé, er sei „zu der Mittheilung ermächtigt, daß die Regirung des Britenreiches die Bedingungen eines Abkommens besprechen wolle, durch das die gemeinsamen und gemeinsam (von Deutschland) bedrohten Interessen der beiden Völker geschützt werden könnten.“ Ein zweites Bündnißangebot folgte. Wer durfte danach und nach den Konferenzerlebnissen zweifeln, daß England für Frankreich thun werde, was ihm zu thun übrig blieb? Die Herren der Wilhelmstraße haben nicht nur gezweifelt, sondern für sicher gehalten, daß England sich nicht regen werde.

Ursache des Irrthums? Ein Denkfehler. Weil den Briten die auf keiner Seite beschränkte Herrschaft Frankreichs über Nordwestafrika, von Bissao bis an die Kleine Syrte, nicht willkommen sein kann, glaubte Holsteins Schüler, in London werde man sich des deutschen Einspruchs leis freuen. Ein Kluger war klug genug, nicht klug zu sein. Jeder Versuch Deutschlands, sich im Westsultanat Macht oder Bestimmungrechte zu schaffen, muß die franko-britische Freundschaft festigen. Die würde sich erst kühlen, lockern und bald lästig werden, wenn wir Frankreich in Marokko, nach Bismarcks Rath, ohne jeden Hemmungversuch frei schalten ließen.

Dazu schienen wir vom neunten Februar 1909 bis zum ersten Juli 1911 entschlossen. Das von den Herren Cambon und Kiderlen vereinbarte Abkommen, das Frankreichs intérêts politiques particuliers in Marokko anerkannte, galt überall als der hörbare Ausdruck dieses Entschlusses. (Auch den jetzt in Paris als pangermanistes, in der Wilhelmstraße und deren Filialen als Alldeutsche Verfehmten: sonst hätten sie, hätten alle Mahner zu stetiger und muthiger Politik nicht über Deutschlands endgiltigen Rückzug aus Marokko gestöhnt.) Daß die selbe Excellenz, die für diesen Februarvertrag Lobsprüche und Sèvresporzellan empfangen hatte, sich nun stellen mußte, als habe er der Republik kein Sonderrecht gegeben, war schon recht unbequem. Inzwischen waren französische Truppen nach Fez marschirt? Der souveraine Sultan hatte sie hingerufen. In einem Erlaß an sein Volk sagt er: „Neunzig Tage lang hatten Wir einer Belagerung Stand zu halten und warteten vergebens auf Hilfe. Wir mußten jedes Mittel anwenden, das die Heilung der verderblichen Rebellenkrankheit verhieß. Um die heiligsten Güter zu schützen, waren Wir gezwungen, fremde Hilfe zu erbitten. Das wäre Uns nur verwehrt gewesen, wenn der Fremdling sich selbst, aus eigenem Antrieb, dazu erboten hätte. So aber wars nicht geschehen. Die mit Unserer Autorität Bekleideten sind bis nach Mequinez vorgedrungen; haben die Ordnung wiederhergestellt und die Gesundung des Reichszustandes vorbereitet. Ihre Gegenwart hat die Rebellenhaufen zerstreut. Die Schläfer sind erwacht, die Schelme zum Verzicht auf bösen Anschlag genöthigt worden. Freut Euch deshalb mit Uns des Beistandes, der Uns aus Fährniß befreit hat!" Deutschland hatte den Franzosen bestätigt, „daß ihre besonderen politischen Interessen die feste Sicherung des inneren Friedens und der Ordnung fordern", und sich

verpflichtet, „die Wahrung dieser Interessen nicht zu hemmen“. In Delcassés Cirkularnote vom zwölften April 1904 waren schon die Sätze zu lesen: „Marokko hat mehr Menschen als Algerien und Tunis zusammen und (was weder von Algerien noch von Tunis gilt) in jeder Jahreszeit ausreichende Wassermengen. Wird es unserem Einfluß zugänglich, so stärkt es unser nordafrikanisches Reich; wird es von fremdem Einfluß bespült, so wird unser Reich bedroht und gelähmt. Wir mußten feststellen, wem in Marokko die Vorherrschaft gebühre. Jetzt hat England, dessen starke Position vor den Thoren Marokkos allbekannt ist, uns das Recht eingeräumt, die Ruhe des Landes zu wahren und Verwaltung und Wirthschaft, Finanzen und Heer nach dem Bedürfniß der Stunde zu reformiren.“ Wer lesen kann, mußte seitdem wissen, was da werden sollte. Und daß sieben Jahre danach ein Franzosencorps dem Ruf des Sultans gegen rebellische Berbern folgte, gab Mündigen keinen Grund, gesittet Pfui zu sagen; bewies nur, wieder einmal, wie leicht von so heißem Boden ein Aufstand zu erwirken und mit flinker Schlauheit auszumünzen ist. Den Franzosen zumuthen, daß sie Menschenleben und Millionen für Europa, für die große Sache der Civilisation opfern, selbst aber nichts davon haben und die Mummenschanz des vorrechtlos eifernden Schutzmannes weiterspielen: Das zeigt allzu deutlich die Absicht auf Geschäftsstörung und Chicane. Was wird uns jetzt nachgesagt? Daß wir, die 1905 laut verkündeten, das Werk einer Konferenz könne nur auf einer neuen Konferenz umgestaltet werden, heute, weil wir überstimmt würden, jedem Konferenzplan widerstreben. Daß wir thun, als hätten wir aus eigenem Recht über Marokko zu verfügen und könnten es den Franzosen weit aufthun oder ganz sperren. Die Unabhängigkeit und Souverainetät des Sultans den Nachbarn als höchstes Pflichtgebot aufzwingen wollen, diesem Sultan aber die Befugniß abstreiten, sich Helfer zu wählen, und ihm, wenns in unseren Kram paßt, ein Kriegsschiff, wider seinen Wunsch, vor einen geschlossenen Hafen legen. Die Algesirasakte für unantastbar erklären, unter der selben Sonne aber versprechen, sie zerfetzen zu lassen, wenn wir ein reichliches Trinkgeld bekommen. Und daß die Würde christlicher Kulturmacht uns nicht an der Drohung hindert: Wird uns nicht mindestens das Gabungelände mit Libreville ausgeliefert, dann ist morgen die Akte wieder ein heiliger Vertrag, in dem jeder Buchstabe Gehorsam heischt und für den wir

unser Herzblut hingeben. Chantage nennens die Pariser, Banditenpolitik die Briten, frevles Spiel mit Besitzrechten die ungerüstet Neutralen. Und der Leiter des Reichsgeschäftes? Schweigt.

Glaubt Einer, daß ein Rippchen aus dem fiebernden Leib einer Tropenkolonie uns dafür entschädigen könnte? Nur ein ganz besonderer Saft wüsche uns solche Schmach ab. Das jähste Ende der Verhandlungen und unverhüllter Zwist mit Frankreich, dem jedes herausfordernde Wort dann die Kriegsgefahr brächte, wäre besser als die Hinnahme eines Abfindungfetzens. Der deutsche Schild bliebe blank. Schon aber hat ja „eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden“. Zu spät?

Das darf nicht sein. Niemals zu spät zur Rückkehr in männliche Besinnung; nie zur Abwehr dräuenden Makels. Muß der Kanzler, der sein Vaterland doch gewiß eben so liebt wie der von Fortunens Gunst nicht so hoch gehobene Deutsche, sich in einen Irrthum verbeißen? Kann er vor der Wahl schwanken, ob er mit einem Gesichtsfehler oder mit untilgbarer Schuld belastet sein will? Dem im internationalen Geschäft neuen Mann würde rasch verziehen, daß ihm gewichtlos schien, was er nicht auf die Wagschale legen konnte. Die Möglichkeit des Abbruches währt bis in die letzte Minute; bis der Gegenkontrahent den unterschriebenen Vertrag in der Tasche hat. Den wollen wir nicht. Selbst wenn er Gabun sammt den Küstenstädten und einem Stück des Hinterlandes brächte. Wir wollen kein Schweigegeld; und eins, dessen Summe und Münzzeichen England bestimmt hätte, müßte uns wie Schande brennen. Die Franzosen könnten sagen: „Diese gar nicht nürnbergisch arglosen maîtres-chanteurs haben uns so lange zugesetzt, bis wir, des lieben Friedens wegen, der dem Kultivirten theurer ist als dem Barbaren, ihnen die Gewissensbedenken abgekauft haben. Und da der starke Kanalpatron neben uns stand, ließen sie mit sich handeln. Zuerst sollte es ein Scherifenhafen und ein Minengebiet sein, dann, gegen die Zuwage des Togolandes, unsere ganze Aequatorialprovinz bis in die Sudangegend: und nach fünf verfeilschten Wochen sind wir mit der Hingabe eines Streifens davongekommen, an dem der neue Besitzer nicht mehr Freude erleben wird als der alte. Nun muß der Nachbar, der sich durch solche Nöthigung vorwärts hilft, uns wenigstens in Frieden lassen.“ Die Briten: „Wir haben den verdammten Deutschen die Angelnfaust unter die Nase gehalten und bewiesen, wer in Europa zu führen und zu entschei-

den hat. Ohne den Mund aufzuthun, haben sies, trotz Bayonnettes und Dreadnoughts, trotz Neptunsdreizack und Hohenzollern-Weltherrschaft, ganz artig hingenommen.“ Die Zuschauer: „So anrüchiges Spiel wird nur durch Riesengewinn verzeihlich. Daß Deutschland für eine Läpperei sich um seine Reputation bringt und von den Vettern anpfauchen läßt, muß jeden der Ruhe Bedürftigen in den Westconcern drängen.“ Das marokkanische Gesträhn ist von plumpen und (öfter) von ängstlich zitternden Fingern so wirr verknotet worden, daß nur des Schwertes Schärfe es lösen könnte. (Und dieser Krieg, edle Philisterseelen, würde eben so wenig „Marokkos wegen“ geführt, wie der von 1870 für das Thronrecht des Sigmaringers geführt worden ist: sondern für Deutschlands Weltgeltung, für des Reiches Recht, auf seinem Willen zu stehen, fremde Insolenz zu sühnen und selbst sein Schicksal zu schmieden.) Langt der Muth nicht so hoch hinauf oder glauben die Verantwortlichen, die Rüstung erst noch neu stählen zu müssen, dann ists verständiger und anständiger, den ins Dunkel verfahrenen Karren nicht mühsam wieder in die Sonne zu zerren. Bedenkt, wie oft aus dem Munde des Kaisers und seiner Berather das fromme Gelübde kam, die Freiheit Marokkos, das Herrscherrecht des Sultans vor Schmälerung zu schützen. Solches Wort kann, da Hassans Söhne sich willig unters Gallierjoch ducken, entkräftet, darf aber nicht verschachert werden. Lasset von Cambon und Genossen bestätigen, daß die Republik Deutschlands Zustimmung zu ihrem Handeln erbeten hat. Von den deutschen Kaufleuten der Susprovinz, daß ihre Interessen jetzt von den durch den Anblick des deutschen Kreuzers eingeschüchterten Horden nicht mehr gefährdet werden. Dann können wir den stinkenden Kadaver kühner und kindischer Hoffnung verscharren, still, in unsichtiger Nacht, und lautlos den Ahnen, den Enkeln schwören: Nie dämmert, was auch geschehe, uns wieder der Tag so zager Schwachheit!

Ehrsame Meister der Gilde schütteln das Haupt und murmeln: „Man merkt doch, daß er kein Zünftiger ist. Verscharren möchten wir die Geschichte auch, von der reine Freude nicht mehr zu hoffen ist. So aber gehts nicht; denn erstens ...“ Und zweitens; und zehntens. Was gehen muß, geht; ists ohne Personalwechsel nicht möglich, dann darf stolz sich das Opfer schmücken, das fürs Vaterland fällt. Aus gefährlichem Drang hat noch nie sich Einer dadurch befreit, daß er sein Denkvermögen an die Regel-

schnur hakte und jedes Thun scheute, das bisher noch nicht erschaut, notirt ward. Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Was ist uns nothwendig? Was, nach zwanzig Jahren trostloser Wirrniß, unentbehrlich? Die Anerkennung des Rechtes, das mit dem Reich geboren ist (nicht eines aus den Windeiern kalkloser Verträge erbrüteten), und die stets freie Wahl der Stunde, in der wir für dieses Recht fechten wollen. Fechten müssen: an den lieblichen Knabenrumpf des Friedens dürfen wir uns nicht klammern; die Gegner, über deren wunde Leiber wir auf die Höhe kletterten, leben noch, sind wieder erstarkt und haben kräftige Helfer gefunden. Sieh vorwärts, Deutschland, und nicht hinter Dich! Seit Frankreich im ersten Jahr des Marokkohaders erfuhr, daß dem Alltagsbedarf seines Heeres eine Viertelmilliarde entzogen worden war, die zur Sicherung rascher Mobilisation und zuverlässiger Fortifikation, ausreichender Kleidung und Nährung der Truppen nöthig gewesen wäre, und seit es im selben Jahr 1905 die nach Clemenceaus und Tardieus Urtheil „schlimmste Erniedrigung seines Lebens" (die Abschlachtung eines Ministers auf deutschen Befehl) dulden mußte, mißtraut es der Wehrkraft der Jakobinerrepublik und will ohne Flankenbeistand die große Probe nicht wagen. Will aber, die Jugend noch viel ungestümer als die aus dem Kriegsjahr Ueberlebenden, die Rache für Sedan. Die Republik hat im Volksempfinden nur noch dünne Wurzeln; und wir (horcht auf, ehrsame Herren der Zunft) sind allzu emsig am Werk, sie der Scholle zu entheben. Neue Demüthigung ohne Schwächung: und das Land Ludwigs und Bonapartes durchheult der Ruf: Nur ein König, Kaiser, Diktator kann uns retten! Wir wollen, wir müssen die zur Abrechnung uns günstige Stunde wählen, weil Frankreich nicht uns, sondern jedem Feinde Deutschlands sich befreunden will und den Glauben an unseren Willen, dieses Zustandes Last nicht länger zu tragen, verlernt hat. Wers aufstört, ihm den Sinn verbittert, aber nicht Blutströme abzapft, mehrt uns die Gefahr. Da die Westmächte uns das Lebensrecht kürzen, müssen wir uns eine von ihnen verbünden oder mit Gewalt vom Hals schaffen. Jagt die Lausknicker weg; sorgt, Jeder auf seinem Fleckchen, dafür, daß Deutschland sich nie ohne großen Gegenstand, nie unwürdig regt und niemals dann, vor keiner Drohung, keinem Feilscherkniff, um eines Nagels Breite vom vorbedachten Anspruch mehr weicht.

Krisis in Ungarn.

Die Heeresreform steht wieder einmal auf der Tagesordnung des ungarischen Abgeordnetenhauses. Die Leiter des Militärwesens der Doppelmonarchie wünschen und fordern seit einem Jahrzehnt eine Erhöhung des Rekrutenkontingentes, begründen ihre Ansprüche mit dem Hinweis auf die Rückständigkeit der Armee, die, nach einem Wort des gemeinsamen Kriegsministers Baron Schönaich, unter den heutigen Verhältnissen geradezu „verdorren" müßte: und dennoch scheitert das Streben, die Mannschaftziffer zu erhöhen, stets am Widerstand Ungarns. Darob natürlich Zeter und Mordio in dem Theil der Presse Ungarns, Oesterreichs und Deutschlands, der vor jeder Regirung katzbuckelt, und die Drohung, die böse Obstruktion mit Stumpf und Stiel auszuroden, weil sie die Entwickelung der Wehrkraft hindert, die Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns schädigt und den Dreibund gefährdet.

Wer aber die Obstruktion für diesen gewiß nicht erfreulichen Zustand verantwortlich macht und in dem Wahn lebt, daß nach der Niederwerfung der Obstruktion die nothwendigen, sogar die überflüssigen Heeresreformen gesichert wären, Der verwechselt die Ursache mit der Wirkung. Die Obstruktion ist nicht die Krankheit selbst, sondern nur ein Symptom der Krankheit. So oft die „Militärfrage" im letzten Jahrzehnt auftauchte, stieg das parlamentarische Thermometer in Budapest über den Fiebergrad und der ganze Organismus kam erst zur Ruhe und funktionirte wieder halbwegs normal, als die kritische Frage aus der politischen Diskussion verschwand. Das half dann zwar für einige Zeit, brachte aber keine gründliche Heilung des Uebels. Denn darüber sind alle Politiker Ungarns einig: die Militärfrage muß endlich beantwortet werden. Nur meinen Viele, die Antwort müsse anders lauten, als in Wien gewünscht wird.

Wer kühl und kritisch die neusten politisch-parlamentarischen Ereignisse in Ungarn prüft, Der wird, selbst wenn er die physisch-psychischen Grundlagen des ungarischen Abgeordnetenhauses nicht genauer kennt, kaum darüber staunen, daß die Wehrvorlagen, die außerordentliche Opfer an Geld und Blut fordern, nicht hastig angenommen werden. Würde Ungarn nicht den Spott der ganzen Welt verdienen, wenn es die Erhöhung des Rekrutenkontingentes, die es seit zehn Jahren verweigerte, weil das Parlament, Minorität wie Majorität, die Bewilligung des Geforderten von Konzessionen, insbesondere von der des allgemeinen Wahlrechtes, abhängig machte, jetzt alle Opfer schnell auf sich nähme, obwohl die

als conditio sine qua non bezeichneten Zugeständnisse an die Nation noch immer verweigert werden, das geforderte Rekrutenkontingent aber noch höher ist als in früheren Vorlagen?

Das Rekrutenkontingent beträgt heute 103100 Mann. Davon entfallen auf Ungarn 44176 Rekruten; ferner stellt Ungarn für seine Honvedschaft (Landwehr) 12500 Mann, so daß Ungarn der Armee jährlich im Ganzen 56676 Soldaten bringt. Nach den neuen Wehrvorlagen soll das Rekrutenkontingent auf 159500 Mann (+ 56400) steigen, wovon Ungarn 68187 Rekruten für das gemeinsame Heer und 25000 für die Honvedarmee stellen müßte, zusammen also 93187 Soldaten, zu denen noch die Lehrer kommen, die man nun einreihen will, so daß Ungarn, statt 56000 Rekruten, über 94000 jährlich aufbringen müßte. Eine Million ausgebildeter Soldaten (Aktive und Reservisten) könnte Ungarn allein dann ins Feld stellen, wenn alle Bedingungen der neuen Wehrvorlagen erfüllt sind. Ungarn hätte dann mehr Rekruten zu liefern als Spanien und fast eben so viele wie Italien. Daß diese Forderungen bekämpft werden, ist begreiflich. Daß die Armee seit zehn Jahren auf eine Erhöhung des Rekrutenkontingentes wartet, kann Den nicht überraschen, der sich erinnert, wie lange selbst Bismarck sich mühen mußte, bis er die Erhöhung des Mannschaftstandes durchsetzte.

Dabei ist zu bedenken, daß das Heer in Deutschland mit Fug und Recht verehrt und geliebt wird, während es in Ungarn leider noch immer nicht populär geworden ist. Auch darüber kann man nicht staunen. Die Dienst- und Kommandosprache der in Ungarn dislozirten Truppenkörper der gemeinsamen Armee ist Deutsch und die Fahnen und Embleme dieser Truppen sind nicht die ungarischen. In der Rede, die ich neulich im ungarischen Abgeordnetenhaus hielt, wies ich schon darauf hin, daß der siegreichen deutschen Armee, die uns immer als Muster hingestellt wird, die „Einheitlichkeit" fehlt, auf die angeblich das österreichisch-ungarische Heer nicht verzichten kann, daß sie sich aus vier Armeen zusammensetzt, die in vielen Dingen selbständig sind. Die Selbständigkeit der bayerischen Armee hat der Schlagfertigkeit Deutschlands nicht geschadet. Wer aber in Ungarn an eine in ähnlichem Umfang selbständige Armee denkt, wird von den Machthabern als komisch oder gefährlich behandelt. Komisch und zugleich gefährlich scheinen mir aber die Politiker, die unser Land mit einer neuen Milliarde belasten wollen und nicht einmal zu erreichen vermögen, daß die ungarischen Truppen unter ungarischen Fahnen, Wappen und Abzeichen ins Feld ziehen: eine „Begünstigung", deren die Soldaten jedes Landes und Ländchens in Deutschland sich erfreuen. Kein Besonnener kann darüber staunen, daß die oppositionellen Parteien und

sicherlich alle Magyaren eine Armee, die den Ungarn kühl und fremd gegenübersteht, mit den selben Gefühlen betrachten.

Trotzdem hat die Regirung offen erklärt, daß sie mit der Politik der Kompensationen, zu der sich seit Jahren fast alle großen Staatsmänner Ungarns bekannten, nichts zu thun haben wolle. Ungarn soll Alles geben und dafür nichts oder höchstens ein paar vage Versprechungen erhalten. Die Apathie, die nach den vorjährigen Wahlen im Abgeordnetenhaus herrschte, sollte ausgenützt werden. Carpe diem! Doch kaum tauchte die „Militärfrage“ auf, so zeigten sich auch schon die alten Fiebererscheinungen wieder und wir waren mitten in der Obstruktion, wie einst unter den Regirungen Banffy, Szell, Tisza und Khuen. Graf Khuen und seine Anhänger leben in verhängnißvollen Illusionen, wenn sie wieder ihr altes Spiel beginnen und hoffen, diesmal werde es zu günstigerem Ausgang führen. Schließlich: ils n'ont rien appris ni rien oublié. Sie wollen nicht begreifen, daß ihre Politik der Dynastie eben so schaden muß wie der Armee, Oesterreich eben so wie Ungarn. Und doch muß die Militärfrage endlich einmal beantwortet werden.

Man braucht kein Hexenmeister zu sein, um die einzige Möglichkeit zu befriedigender Antwort zu erkennen. Da das ungarische Parlament krank, das ungarische Wahlgesetz veraltet und erbärmlich schlecht ist (unter 20 Millionen Menschen sind kaum mehr als 1 000 000 stimmberechtigt), muß ein modernes Wahlgesetz auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechtes geschaffen werden, das dem Parlament neues Blut zuführt und es so wieder gesund und stark macht. Solchem Parlament (das uns seit Jahren versprochen, aber bisher nicht gegeben wurde) werden die Fieberschauer der Obstruktion fern bleiben und es wird der Militärfrage die dem militärischen und dem wirthschaftlichen Anspruch genügende Antwort finden: weil es als wirkliches, imponirendes Volksparlament die Kraft haben wird, seinen Willen durchzusetzen. Was Bismarck den Deutschen erwirkte: das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht im Reich und die militärische Autonomie in den Bundesstaaten, Das kann auch uns Ungarn helfen. Nichts Anderes. Soll die Krisis endlich aufhören, dann muß unser Parlament sich in ein Volksparlament wandeln und die Leistungfähigkeit des Landes, durch Entwickelung der Landwirthschaft und der Industrie, gesichert und erhöht werden.

Zuerst Wahlreform, dann Wehrreform: Das ist die beste, ist die einzige Lösung des alten Problemes.

Budapest. Graf Theodor Batthyany,
Mitglied des Ungarischen Reichstages.

Aphorismen.*)

Es scheint ein Bedürfniß der Menschen zu sein, bedeutende Männer nach ihrem Tode in Stein und Bronze weiterleben zu sehen. In Deutschland nimmt man es mit dem Weiterleben nicht so genau. Da ist die Hauptsache, daß ein Komitee sich entschließt, einem großen Mann ein Monument errichten zu lassen. Dem Gedanken und dem Gefühl ist Genüge geschehen und der gebildete (oder vielmehr der bebrillte) Deutsche, der die Kunst eher durch das Gehirn als durch das Auge genießt, wird weniger Werth auf die Erscheinung des Kunstwerkes als auf Das, was es vorstellen soll, legen. Es geht der Bildenden Kunst darin wie der Musik. Die monumentale Kunst gleicht der Oper: Beide schleppen so viel Beiwerk mit sich, daß die reine Kunst darunter

---

*) Reinhold Begas ist gestorben. Achtzehn Tage nach seinem achtzigsten Geburtstag, der ihm, endlich, den Excellenztitel gebracht hatte. Ein Glücklicher. Der schlanke, dem schönsten Helden eines Künstlerromans gleichende Mann hat alle Tränke, die langes Erleben ihm bot, aus vollen Bechern geschlürft und die Schaumperlen mit lässiger Hand aus dem fast kokett gepflegten Wallbart gewischt. Weiber und Kunst, Wein und Jagd, Spiel und Sport hat er hitzig geliebt; viel länger, als der Durchschnittsmenschheit gegönnt zu sein pflegt. Daß er herrliche Meisterwerke geschaffen habe, schaffe und, bis die Hand einst erlahmt, schaffen werde, hat er nie bezweifeln gelernt; nie, daß Alle, die anders dachten und urtheilten, Ochsen seien, blindes Rindvieh oder vom Neid geblendete Knirpse (so redete er gern; lieber in noch derberem Ton). Die Musik war ihm Heimath und der Greisende blickte, wenn er Beethoven hörte, verzückt himmelan (und ähnelte dann einem Germanenmoses, dem ein gnädiger Gott sich in Huld aus den Wolken zuneigt). Er hatte eine Ehegefährtin erobert, die nicht nur eine schöne Frau, eine Salonjudith aus dem Traum französischer Romantiker, war, sondern auch ein stets, bis ins Alter, zu Liebe und Haß reizendes Weibchen, ein Wunder an Temperament, Mutterwitz, pfiffigem Menschenverstand und natürlicher Lustigkeit. Und diese Frau, die sich, mit marternden Schmerzen noch, ihre eigene Welt fröhlichsten Lebensgenusses erhielt, hinderte ihren Reinhold-Rami niemals, sich, wo ihms behagte, die Sinne zu kühlen. Begas lebte wie ein Grandseigneur, heischte Bewunderung und ließ sich von Skrupeln die Lust nicht vergällen. Zu einem Gebirg häuften sich ihm die Freuden; und oben thronte er, das Tirolerhütchen keck auf dem Ohr, und schien mit dem kalten, hochmüthigen Auge herabzurufen: So gebührt mirs! Die statuarische Würde schwand erst, wenn er ins Schimpfen kam; und er konnte homerisch

leidet. Durch die Vorliebe des Deutschen für die monumentale Plastik werden die Künstler selbstverständlich nach dieser Richtung in Anspruch genommen, und da sie früh herausmerken, daß das Auge nicht der Sinn ist, mit dem ihre Leistungen gemessen werden, so bildet sich bei ihnen bald eine bemerkenswerthe Oberflächlichkeit in der Behandlung der Formen heraus. Diese Oberflächlichkeit wird dadurch noch gesteigert, daß man es liebt, Denkmale in Wälder und auf Berge zu stellen: eine überaus barbarische Sitte, die wohl zu keiner Zeit begabter Kulturvölker bestanden hat. Dadurch wird jeder Zusammenhang mit der Architektur aufgehoben, die als natürlicher Boden für die Skulptur zu betrachten ist. Die Liebe zum Walde ist dem Deutschen angeboren; und er glaubt, die Statuen müssen sich eben so wohl darin befinden wie er selbst.

*

Die Bildhauerkunst verlangt, gegenüber der Malerei, vom Beschauer eine höhere Bildungstufe. Die Darstellungobjekte sind viel spärlicher als die der Malerei, welche die alltäglichen Vor-

---

schimpfen. Was die Neuen und Neusten machten, gar in Paris, war ihm Quark, Dreck, Mist, zum Kugeln komisch. Was seiner Kunst vorgeworfen wurde, kaum werth, von seines Fußes Spitze weggestoßen zu werden. Je heftiger die junge Künstlerschaft und Kritik sich gegen ihn wandte, desto wilder wurde er. Himmlisch roh. Und allzu oft that man ihm Unrecht. Sein Bismarck (vor dem Reichstag), sein Wilhelm (vor dem Schloß) sind schlimm (Monumentalmenagerien nannte sie sein Freund Lenbach); und haben dennoch Details, die Keiner ihm nachmacht. Und seine Frauenleiber, seine Portraitbüsten (Menzel), der Wurf, der Schmiß des Neptunbrunnens: nein, liebe Leute, ein Dutzendgünstling war Der nicht. Ein Könner von Meisterrang; in unserem deutschen Norden, wo die Plastik oft eine verlorene, verschüttete Kunst scheint, fast die letzte urmächtige Bildhauerfaust. Ein ungemeines Talent, das unter anderem Himmel vielleicht ins Geniemaß gewachsen wäre. Die wilhelminische Aera hat ihm sehr geschadet; im Tiefsten. Und er hats, so fern ihm der Hang zu Selbstkritik blieb, empfunden und manchen innigen Fluch von der Lippe gelassen. Was er unter stilleren Sternen auch im Monumentalen vermochte, lehrt sein Schiller (vor dem Hofschauspielhaus); mit den starken und schlichten Weibern und der unvergeßlich feinen, in sich verbrennenden Gestalt des Poeten ists so ziemlich das einzige Denkmal, das wir, nach Schlüters Kurfürsten, einem kultivirten Gast zeigen können. Daß der Glaube, der Begas für einen geistlosen Macher ausgab, aus thörichtem Vorurtheil kam, mußte ein zur Einfühlung in Kunstgebilde erzogenes Auge merken. Auch die Aphorismen, die er einst für die „Zukunft“ schrieb, zeugen für seine an Schopenhauer geschulte Intellektualkraft; deshalb habe ich aus den vergriffenen Bänden ein paar hier noch einmal zusammengestellt.

gänge in der Natur nach jeder Richtung hin behandeln und durch Farbe, Licht und Schatten geschmackvoll serviren darf. Die Plastik hingegen, die mehr als eine Uebersetzung des Angeschauten betrachtet werden muß, darf sich nicht von dem visionären, dichterischen Element in der Kunst entfernen, ohne banal zu werden.

*

Das Studium des Nackten und des griechischen Gewandes wird immer eine der nothwendigsten Bedingungen sein, um den modernen Statuen ein ergänzendes Beiwerk idealer Gestalten hinzuzufügen. Da eine menschliche Hose nun leichter als ein menschliches Bein zu gestalten ist und da durch unsere Geschmacksrichtung Hosen öfter als nackte Beine verlangt werden, so ist das Studium des Nackten um so nothwendiger, um den Unterschied zwischen einem menschlichen Knie und dem Knie einer Ofenröhre prägnanter, als es bisher meist der Fall war, hervortreten lassen zu können. Leider ist der Realismus sehr in der Mode und es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen. Man liebt, auf Kosten der Hauptsache das Unwesentliche zu betonen; es gilt als größere Sünde, eine Schnalle am Riemenzeug eines modernen Pferdes zu vergessen, als die Hand, welche den Zügel führt, in Haltung und Form zu vernachlässigen.

*

Die Deutschen (vermöge ihrer kritischen und philosophischen Anlage) sind mehr für die Wissenschaften als für die Bildenden Künste geschaffen; der Genuß an der reinen Form, wie wir ihn an den Griechen verkörpert sehen, genügt dem Deutschen nicht; er will sich bei einem Kunstwerk auch „Etwas denken“ können. Da er nun diesen Wunsch, sich Etwas denken zu können, bei einem griechischen Torso oder bei dem Satz eines beethovenschen Quartetts nicht zur Genüge befriedigen kann, so geht er lieber in die berliner Nationalgalerie, um die papiernen Gedanken eines Cornelius, oder in die Oper, um ein Drama mit musikalischer Beilage zu genießen. Man ist allgemein der Ansicht, daß das Zusammenwirken mehrerer Künste den Werth eines Kunstwerkes erhöhen müsse. Das ist ein großer Irrthum. Wenn Tizian eine Statue des Phidias bemalt hätte: Einer hätte dem Anderen geschadet. Ein shakespearisches Drama kann nicht in Musik gesetzt werden, ohne zu verlieren, und dem wahren Kunstverständigen wird die Musik durch Dinge, welche die anderen Sinne beschäftigen, verleidet werden. Es ist sonderbar, daß die gebildete Menge die Kunst nicht durch das Auge allein, sondern mit Hilfe der Kritik, die Musik nicht durch das Ohr allein, sondern mit Hilfe des

Auges genießen muß. Ob Das Schwäche oder größere Einsicht ist, will ich dahin gestellt sein lassen.

*

In der Kunst müssen sich Form und Gedanke decken; es giebt für den Künstler keine Gedanken, die nicht mit der Form zusammengedacht werden. Ein schlagender Beweis für diese Ansicht ist Cornelius: einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, der aber der Kunst eigentlich fern stand. Die gesammten Schöpfungen dieses genialen Kopfes haben nicht den künstlerischen Werth eines holländischen Stillebens aus bester Zeit. Diese Anschauung wird gewiß von allen künstlerischen Nationen gebilligt, nicht immer aber von der deutschen, die leider noch nicht in allen ihren Theilen dazu gehört.

*

Kritiker bilden sich aus Naturen, die für das Schöpferische in der Kunst zwar wenig Begabung haben, deren Urtheil und Geschmack jedoch sehr ausgeprägt zu sein scheint. Ihre künstlerischen Leistungen sind in den meisten Fällen dilettantisch. Nun lehrt die Erfahrung, daß, je weniger die Formenkenntniß und das Gestaltungvermögen entwickelt ist, um so bestimmter das Urtheil auftritt. Je größer ein Künstler ist, desto mehr wird er zweifeln und tasten; absolute Sicherheit ist immer ein Zeichen der Schwäche in der Kunst. Nur der Kritiker glaubt, nicht allein ein sicheres Urtheil, sondern auch das Recht zu haben, es überall auszusprechen. Auf einem Rennplatz würde Derjenige, welcher den Männern des Sports über den Sitz zu Pferde, über die Haltung der Zügel und Aehnliches einen Vortrag hielte, selbst aber in seinem Leben höchstens einen Eselsritt mitgemacht hat, verlacht oder ignorirt werden, während die bescheidenen Künstler um die Gunst dieser Herren buhlen. Wohl in keinem Lande ist die Kunstkritik entwickelter als in Deutschland. Das bestätigt aber nur das schon früher Gesagte über die mangelhafte Begabung vieler Deutschen für die reine Kunst. In der Kunst reicht das Urtheil eines Jeden schließlich eben nur bis zu der Grenze, die er mit eigenen Leistungen zu erreichen vermag.

*

„Niemand ist unersetzlich“: auch ein Ausspruch, der, wie so viele andere, durch beständiges Wiederholen nicht richtiger wird. Beethoven ist nicht zu ersetzen: nach ihm schreibt Keiner mehr eine Neunte Symphonie, so wenig sie vorher Einer geschrieben hat. Und ist Goethe, Shakespeare, Phidias zu ersetzen? Solche Aussprüche sind von der kompakten, fest zusammenhalten-

den Masse der Mittelmäßigen gegen die über das Mittelmaß hinausragenden Geister erdacht und sie sind der Ausdruck des Neides (der ja mitunter auch in Kommissionen einen Platz findet).

*

„Vier Augen sehen mehr als zwei“, sagen die Anbeter der Kommissionwirthschaft. Ja, wenn sichs darum handelt, Eicheln zu suchen! Ein großes Kunstwerk kann immer nur von Einem erdacht, ausgeführt und schließlich auch beurtheilt werden.

*

Große Geister gleichen Kometen, die einen Schweif von Sezessionisten hinter sich herschleppen. Diese Parasiten saugen sich fest und entziehen ihrem Meister oft noch unreife Gedanken, die sie dann fertig stümpern, ehe der Meister sie fertig gedacht hat.

*

Der Baum ist wohl von keiner Nation mehr geachtet als von der deutschen; gewiß mit Recht. Diese Achtung sollte sich aber mehr auf die Bäume beziehen, die auf der richtigen Stelle stehen. Ein Forsthaus im Walde, hinter alten Bäumen versteckt, ist reizvoll und malerisch. Ein Museum mitten in einer Stadt, hinter Bäumen versteckt, ist absurd. Buschwerk in Verbindung mit Architektur und Plastik muß ihnen in bestimmten Formen angepaßt werden. Wie es ungeschickt wäre, einen Urwald mit Springbrunnen und Topfgewächsen zu versehen, eben so ungeschickt ist es, einen Park zum Urwald auswuchern zu lassen.

*

Um in der Kunst etwas Hervorragendes zu leisten, bedarf es einer gewissen Dreieinigkeit: einer männlichen Energie, einer weiblichen Zartheit und einer kindlichen Naivetät.

*

Die Bildhauerei, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll, verlangt von dem Künstler drei Haupteigenschaften: die Gesundheit eines Bauern, den Geist eines Dichters und die Geduld einer Krankenwärterin.

*

In der Kunst beginnt die Hauptarbeit außerhalb des Ateliers: in der Beobachtung und dem Zurechtlegen des technisch Möglichen für die Arbeit im Atelier. Beim Arbeiten nach der Natur beobachte man lange und scharf und arbeite schnell und sicher.

*

Blutsverwandtschaft bindet nicht; nur die Gleichheit der Gei-

ster und des Empfindens führen zusammen. Es giebt auf allen Gebieten große Familien, deren Mitglieder einander auf den geringsten Wink verstehen: Künstler, Gelehrte, Taschendiebe.

*

Geist findet sich immer nur bei einzelnen Individuen. Die Oeffentliche Meinung ist immer geistlos. Man nennt Das „Stimme Gottes", während sich die Stimme Gottes doch nur in einzelnen Menschen offenbart. Hexen wurden nach Oeffentlicher Meinung verbrannt. Mozarts „Don Juan" wurde in Mailand von der Oeffentlichen Meinung ausgepfiffen.

*

Wir leben in einer Zeit, in der einem Jeden mit dem Frühstück seine Portion Oeffentlicher Meinung in Form einer Zeitung servirt wird, für die eine kleine Zahl betriebsamer Naturen verantwortlich ist. Es ist eine Art Injektion fremder Gedanken, das eigne Nachdenken wird aufgehoben, der Geist bleibt ungeübt, denn es wird Jedem ein fertiges Urtheil über alles Mögliche gereicht. Dieses Verfahren wird mit der Zeit zu einer völligen Urtheilslähmung führen. Deshalb ist Zeitunglesern zu empfehlen, nur die in den Journalen mitgetheilten Thatsachen zu beachten.

*

Der Geist ist nicht erblich und nicht übertragbar. Wie wäre es sonst möglich, daß in Italien und Griechenland, wo die Produkte geistreicher Künstler aufgestapelt sind, heutzutage eine kleinliche, frivole Kunst geübt wird? Man sieht, wie wenig Eindruck die Umgebung auf den Unbegabten macht. Wenn es anders wäre, müßten in erster Linie Galeriediener große Künstler werden.

*

In der Kunst gilt das Auge mehr als die Hand. Der Dilettant sagt: Ich sehe zwar Alles richtig und genau, kann es nur nicht machen. Er irrt darin: wer richtig sieht, kann es auch gestalten. Er versuche nur, zum Beispiel, die Konturen eines Pferdes in Punkten darzustellen, und er wird finden, wie fast alle Punkte auf dem unrichtigen Platze stehen.

*

Trotz allen Galerien ist das Wachsfigurenkabinet das Museum, das dem Geschmack der Majorität am Meisten entspricht. Es appellirt an ein Täuschungvermögen niederer Organismen und verursacht eine Wirkung, ähnlich derjenigen der Vogelscheu-

chen auf dem Felde, mit dem Unterschiede, daß das Thier davon abgeschreckt, der Mensch aber angezogen wird.

*

Um ein richtiges Urtheil über die Bedeutung eines Kunstwerkes zu hören, wende man sich in erster Linie an Weiber. Ihr ganzes Wesen steht der Empfindungwelt näher als das der Männer, deren Denkungweise spekulativer veranlagt ist und deren Gehirn in den gebildeten Kreisen, wenn nicht außergewöhnliche Begabung vorhanden ist, durch alle möglichen Examina die Empfänglichkeit für die Eindrücke der schönen Künste verloren hat.

*

Der Künstler, der nach der Natur einen bedeutenden Kopf malt oder meißelt und nicht die geistige Begabung seines Modells besitzt, wird, da er nicht im Stande ist, dessen Bedeutung zu erfassen, wohl die Formen, aber nicht den Geist seines Modells zum Ausdruck bringen können. Er spielt gewissermaßen nur die Noten, ohne die Musik zu verstehen.

*

Einer der sichersten Beweise für den Niedergang des künstlerischen Geschmacks in der Musik ist das sogenannte Potpourri, eine Zusammenstellung künstlerischer Motive, die einer Statue gleichen würde, bestehend aus dem Torso der Venus von Milo mit dem Kopf eines lachenden Satyrs.

*

Ein echtes Kunstwerk muß in jedem Stadium der Entwickelung in sich fertig und abgerundet sein. Die Unvollkommenheit darf nicht durch den Mangel an Vollendung entschuldigt werden. Ein Ei ist auch noch keine Henne: und ist doch schon abgerundet und vollendet.

*

Die Erziehung der Deutschen ist im Allgemeinen eine unverständige und unpraktische. Man sollte den Schwerpunkt mehr auf das Können als auf das Wissen legen. Das Können bestimmt nicht allein den Reichthum einer Nation, sondern auch ihre geistige Bedeutung. Man betrachte nur das alte Griechenland und Rom, das moderne Frankreich und Japan. Wenige Gymnasien würden ausreichen, um Diejenigen zu erziehen, welche sich den Staatsgeschäften zu widmen gedenken; alle übrigen Schulen müßten in Kunst- und Handwerkerschulen verwandelt werden: in Schulen, in denen das Können gelehrt wird. Die Rückbildung der menschlichen Hand zur Hummerschere würde dadurch verhindert; und die auf

schwächlichen Gestalten ruhenden, durch übermäßiges Wissen aufgeblasenen Köpfe würden, zu ihrer Normalform zurückgekehrt, ihren spalierobstartigen Charakter verlieren.

*

Der Hang zur Einsamkeit ist immer ein Zeichen inneren Lebens und der Begabung; wer die Einsamkeit meidet, giebt zu verstehen, daß er im Verkehr mit sich selbst in schlechter Gesellschaft ist.

*

Je schwächer ein Individuum ist, desto mehr hat es das Bedürfniß, sich an andere anzuschließen und eine Familie zu bilden; starke Hirsche wechseln immer allein.

*

Viele Künstler vertheidigen ihre schwächsten Arbeiten am Lebhaftesten, wahrscheinlich, weil sie weniger anerkannt werden. Es geht diesen Werken wie kranken Kindern, die von ihren Erzeugern am Meisten geliebt und verzogen werden.

*

Eine für ein auszuführendes Kunstwerk bestimmte gute Skizze gleicht einem gesunden Kinde, das im Wachsen und Fertigwerden immer schöner und kräftiger wird, während in einem mangelhaften Entwurf bei dessen fortschreitender Entwickelung die darin enthaltenen Fehler immer größer und deutlicher zu Tage treten.

*

Wir sprechen von der Antike mit Recht als von einem Heiligthum, aber nicht Alles, was antik ist, ist darum gut; es gab damals wie heute talentvolle und talentlose Künstler; nur wurden damals die begabten von dem Verständniß ihrer Mitbürger getragen, was heute leider nicht der Fall ist.

*

Ein großer Künstler wird nie ein guter Redner sein; seine besten Reden sind: seine besten Werke.

*

In den äußeren geselligen Formen bewegt sich jeder Mensch wie in den Enceinten einer Festung, während seine innersten Gedanken in einem kasemattirten Gewölbe lagern, zu dem er allein den Schlüssel hat.

*

Aphoristische Bemerkungen eines bedeutenden Künstlers über die Kunst verhalten sich, wenn sie auch noch so geistvoll sind, zu seinen Werken wie die Melasse zum raffinirten Zucker.

Reinhold Begas.

Gott und die Vernunft.

Was man unter Religion zu verstehen habe, hängt von dem Verhältniß ab, in das man Gott und die Vernunft zu einander setzt. Ein altes Problem, das in den Zeiten reifer Kultur das Gährungsferment für die historische Entwickelung der Lebensformen aller Religion wurde. Seine Lösung, also eine bestimmte Auffassung des Verhältnisses von Gott und Vernunft zu einander, liegt zwischen Mystizismus und Rationalismus. Dem Mystiker hat das Gott-Erleben nichts mit der Vernunft gemein; Gott ist ihm der Urquell seines Lebens, dessen unendlicher freier Grund, den er, jenseits von aller Vernunftfunktion, nach stiller Selbsteinkehr erfaßt. Die Vernunft dagegen ist ihm ein endliches Wissen, das an der Oberfläche haftet und nur das äußere Leben begreift, ohne eine Beziehung zu Gott vermitteln zu können. Für den Rationalismus (das Wort im weitesten Sinne genommen) wiederum ist Gott die (freilich unerkennbare) Idee des Unendlichen, die das Ziel des Wissens zeigt. Im besten Fall erklärt er es für ein unerreichbares Ziel, dem doch das Erkennen in fortgesetzter Arbeit zustreben solle; jedenfalls vollendet sich ihm das Wissen in Gott als dem Urgrund und Ziel des Wissens selber. Diese beiden äußersten Gegensätze haben sich in der Geschichte zu mannichfachen Formen religiöser Anschauung vereint; und immer wieder, wenn es galt, für das neu erwachte religiöse Bedürfniß die feste Form zu suchen, sollte sie Gott und die Vernunft in Einklang setzen, sollte sie das geistiges Glück schaffende Ergebniß sein, zu dem die Gott-Idee mit den Nothwendigkeiten des Wissens verschmolzen war.

Heute ist es nicht anders. Auch bei uns ringt das religiöse Bedürfniß machtvoll nach Ausdruck und also nach Form; und wiederum möchte man Gott und die Vernunft zu solcher Form vereinen; Gott, von dem eine Vorstellung (wir wissen selbst nicht, woher sie kam) in uns lebt, und die Vernunft, die sich uns als ein sehr differenzirtes System des Wissens entfaltet hat. Und wenn wir die ersehnte Form suchen, so ist uns in höherem Sinn gleichgiltig, ob alte Lehrmeinungen bestätigt bleiben oder vor unserer Sehnsucht verworfen werden. Was kümmert uns die Frage, ob Jesus gelebt habe oder nicht, so lange uns nicht aus den tieferen Gründen Klarheit entgegenleuchtet? Haben wir denn schon ausgemacht, was Gott ist? Ob er ein Unerkennbares ist und ob, was wir von ihm in uns zu erleben glauben, ein Produkt der Vernunft sei? Wir sind zu lange „ungläubig“ gewesen und haben dabei zu Vielerlei gelernt, um ohne Bedenken wieder an den Altären zu beten, die wir verließen. Wir schmähen sie nicht; und vielleicht kehren wir nach einer Weile zu ihnen zurück und bestrahlen sie dann mit dem Licht, das wir uns zuvor entzünden wollen. Wir haben eine schwere Arbeit zu thun: wir müssen wieder Gott in uns schaffen, der dieses Licht ist; wir müssen eine Philosophie gewinnen, in der die Vernunft

in Gott mündet und von Gott kommt. Wer aber heute in dem Streit um eine alte Form der Religion mitkämpft, Der folgt zwar dem dunklen Drang zu Gott; aber sein Bemühen ist unfruchtbar, weil er der Stimme der Vernunft nicht achtet.

Was Gott früher war, gilt uns gleich; wir suchen unseren Gott. Und soll Gott in uns lebendig werden, so muß uns auch wieder die Frage nach seinem Verhältniß zur Vernunft die Vor- und Grundfrage sein. Wir können die Vernunft nicht zum Schweigen bringen. Also redet uns nicht von taubem, blindem Glauben; diesem alten Kittel sind wir Mündige entwachsen. Wer mir den bloßen Respekt vor alten Satzungen abzwingen will, Den weise ich von mir. Dem sage ich: Die Vorbedingung für alle religiöse Erneuerung ist, daß meine Vernunft in eine Beziehung zu Gott gelange, aus der sie höhere und freiere Wirkungmöglichkeit zu schöpfen vermag. Erst dann kann mir auch wieder das Historische ein „geistiger Wahrheitwerth“ sein.

Also müßten wir in den alten Widerstreit zwischen der endlichen Vernunft und der Idee des Unendlichen zurückkehren? Und wieder an die Sisyphusarbeit gehen, ein transszendentes Weltgebiet zu stabiliren, das der Vernunft unerreichbar wäre und dennoch zu ihr in Beziehung gesetzt würde? Unsere Zeit scheint ja dahin zu neigen, scheint mächtig zu der idealistischen Metaphysik hingelockt zu werden. Die setzte Gott, wie er von jeher gesetzt war: als das „Unerkennbare“. Hüten wir uns, ihr darin zu folgen! Das hieße: Gott rationalisiren, Gott als eine der Vernunftfunktion unterworfene Realität setzen. Indem solche Metaphysik Gott als das „Unerkennbare“ nimmt, hat sie ihn in Wahrheit dem Begriff der Erkennbarkeit ausgesetzt. Sie will ihn vorstellen, sie will ihn in einem Vernunftakt produziren und sagt von ihm aus, daß er nicht vorzustellen, nicht zu produziren sei; nicht etwa, weil sie ihn der Vernunftfunktion, dem Erkennen, entrückt, der Frage nach der Erkennbarkeit gar nicht ausgesetzt annimmt, sondern, weil sie das Erkennen nicht für vollkommen genug ansieht, um diesen höchsten Gegenstand zu erreichen.

Hier ist der Grundirrthum alles Rationalismus aufgedeckt: wer das Unendliche für unerkennbar erklärt, hat es damit als einen Gegenstand des Erkennens gesetzt; trotz der Negation. Das Unendliche ist weder erkennbar noch unerkennbar; es ist dem Begriff der Erkennbarkeit überhaupt entrückt. Die Vernunft ist eine in sich beschlossene Funktion, hat eine in sich organische Gesetzmäßigkeit, die ihr ganzes Gebiet zu erschöpfen vermag. Es ist ein Widerspruch, ihr ein Gebiet zuzuweisen, das dennoch nicht ihr Gebiet sein soll. Es giebt kein Unerkennbares für die Vernunft; was für sie Gegenstand ist, ist erkennbar.

Wer Gott als das Unerkennbare setzt, muß für ihn ein jenseits von aller Vernunft liegendes Weltgebiet nehmen und, trotz allen Verwahrungen, trotz der Behauptung der Unerkennbarkeit, die endliche Wirklichkeit aus der jenseitigen Weltschicht heraus begründen. Er muß metaphysische Konstruktionen versuchen und darüber hinaus sich

mit einer Kosmologie abmühen, in der er die endliche Welt aus dem Unendlichen entstehen läßt. Jeder muß es; nicht nur der idealistische Metaphysiker: auch der Offenbarungtheologe.

Uns aber ruft die Zeit, die Vollkommenheit der Vernunft einzusehen. Es giebt keine Metaphysik für das Begreifen, insofern sie eine für das Begreifen transszendente Weltschicht behauptet; und es giebt keine metaphysische Kosmologie.

Gott ist weder erkennbar noch unerkennbar. Das ist die Fundamentaleinsicht, zu der wir gelangen müssen, wenn wir dem Rationalismus entgehen wollen, der mit Plato begann und in Hegel seinen größten Verkünder fand. Dennoch: es wäre ein kläglicher Wille, der uns hieße, den Trieb, der durch Jahrtausende hindurch die Geistesgeschichte geformt hat, zu verleugnen, nur weil wir das Mißlingen ausrechnen können. Der Trieb, Gott und die Vernunft in Einklang zu setzen, ist sicher gut; denn wir sehen ja, daß aus ihm die Geschichte wächst. Und ausrechnen können wir nur, daß für uns eine neue Art gelten muß, ihm zu folgen.

Dann aber muß noch eine Beziehung zwischen Gott und der Vernunft zu denken sein; eine, in der Gott kein Gegenstand des Erkennens ist und in der er dennoch die Vernunft zu sich hinlenkt und beherrscht als ihr Gipfelpunkt. Giebt es eine solche Beziehung? Ich will versuchen, den Weg anzudeuten, auf dem wir sie finden können.

*

Wie entsteht mir Gott? Wie und wo gelange ich in meinem Erkennen zu Gott oder zur Idee des Unendlichen? Ich gelange zu ihr in einem besonderen Vernunftakt. Fichte nannte ihn die intellektuelle Anschauung; ich nenne ihn (aus einem bestimmten Grund) Selbstreflexion. In ihm erhebe ich mich über mein eigenes Erkennen oder Wissen, indem ich gleichsam in mich hineinschaue. Ich erhebe mich zu einem „Wissen des Wissens“, wie es Fichte nennt. Da sehe ich, wie mein Erkennen oder mein Thun seine Inhalte, seine Erkenntnißprodukte aus sich heraussetzt und wie es gerade dabei nicht frei, sondern „gegeben“ ist. Ich kann nicht absolut freischöpferisch meine Erkenntnißprodukte aus mir erzeugen und sie während des selben Athemzuges in meinem Besitz haben; mein Erkennen ist vielmehr durch seine Inhalte und in ihnen bestimmt. Mich beherrscht auch da eine Gesetzmäßigkeit, nach der ich meine Erkenntnißinhalte produzire; und deshalb und insofern nennen wir unser Erkennen gegeben oder endlich. Diese Endlichkeit des Erkennens erlebe ich in dem Akte der Selbstreflexion.

Indem ich aber so mein Erkennen als endlich habe, ist mir damit unmittelbar zugleich die Idee des absolut freien Thuns oder des Unendlichen erwachsen; ist mir Gott entstanden. Wie ich nicht „klein“ sagen kann, ohne den Begriff der zugehörigen Relation „groß“ zu haben, wie ich nicht „Ursache“ denken kann, ohne den Begriff der „Wirkung“ in mein Bewußtsein aufzunehmen, so kann ich in der Selbstreflexion

nicht mein Erkennen als gegeben oder endlich setzen, ohne es in unmittelbarer Relation zu dem absolut freien oder unendlichen Thun zu haben. Darum aber nenne ich den Akt, in dem ich mein Thun als endlich erfahre, Selbstreflexion: weil ich darin die Entäußerung meines Erkennens zu seinen Inhalten oder Produkten auf dieses mein Erkennen selber zurückziehe, insofern es ein absolut freies Schaffen wäre. Mein Erkennen hat mir als seinen eigenen Urgrund die Idee der freischöpferischen Thätigkeit, die Idee des Unendlichen oder Gott. So erlebe ich Gott als die Idee des Unendlichen; aber ich erlebe sie nur in unmittelbarer Relation zu dem Endlichen.

Damit ist das Verhältniß der Vernunft zu Gott bestimmt. Doch wir müssen über diese Bestimmung volle Klarheit gewinnen: sonst könnte uns Gott trotzdem wieder das „Unerkennbare" oder gar ein Erkennbares werden. Wenn die Schwerkraft des Falles der Körper nach der Erde zu die Ursache genannt wird, so begreifen wir damit den Fall der Körper als gesetzmäßige Wirkung. Was ist uns in der Erfahrung da? Nur das Fallen der Körper. Erst unter dem Gesichtspunkt der Schwerkraft als einer Ursache erscheint es uns als Wirkung, begreifen wir es als Wirkung. Die Schwerkraft also ist nur Prinzip unseres Begreifens, aber sie ist kein Gegenstand der Vorstellung, des Erkennens. Wer würde wohl den tollen Gedanken fassen, die Schwerkraft vorstellen, als Erkenntnißinhalt produziren zu wollen! Und ist sie etwa eine Wirklichkeit in dem selben Sinn wie der Fall der Körper? Kein denkender Naturforscher wird bezweifeln, daß sie nur ein Begriff, ein Gesetzesschema ist, das wir zum Zweck des Begreifens an den Fall der Körper heranbringen; daß sie aber nicht irgendwo in der Erde verborgen sitzt. In Bezug auf die Schwerkraft kann also gar nicht die Frage nach der Erkennbarkeit oder Unerkennbarkeit gestellt werden; und sie ist nicht wirklich, sie ist nur Prinzip des Begreifens.

Diese selbe Ueberlegung, die hundertfach bei den Methoden des naturwissenschaftlichen Begreifens wiederholt werden kann, gilt auch für die Philosophie, die mit dem Akte der Selbstreflexion anhebt. Wie der Fall der Körper zur Schwerkraft, genau so verhält sich die Vernunft zu Gott. In der Selbstreflexion erwächst mir nur eine Forderung an das Begreifen: ich soll mein Erkennen unter dem Gesichtspunkt des Unendlichen als eine Endlichkeit begreifen; ich soll die Endlichkeit als solche begründen oder begreifen, ich soll aber nicht das Unendliche oder Gott begreifen. Jenes ist das eigentliche Geschäft der Philosophie; Gott ist nur das Prinzip dieses Begreifens. Er ist weder erkennbar noch unerkennbar; und er ist für das Begreifen unwirklich.

Ich habe in der Erfahrung jenes Aktes der Selbstreflexion nur mein Erkennen, nichts Anderes; es erscheint mir erst als endlich, wenn ich es unter die Idee des Unendlichen stelle. Ich müßte den Vorgang völlig verkennen, wollte ich jetzt diese Idee selbst wieder zu einem Gegenstand, zu einem Inhalt des Erkennens machen; sie ist der Frage nach der Erkennbarkeit entrückt. Gott also hat für das Begreifen eine

sehr rationale Bedeutung, die an und für sich mit der Religion nicht das Mindeste zu thun hat. Seine Bedeutung erschöpft sich darin, daß wir das Erkennen endlich nennen und als endlich begreifen.

Volle Klarheit aber wird uns hier erst, wenn wir den Sinn des Wortes „endlich“ bedenken. Er kann unmöglich der alte, hergebrachte bleiben; denn danach ist das Endliche ein Unvollkommenes, dem das Unendliche als das Vollkommene, aber Unerreichbare gegenübersteht. Endlich heißt für uns das Erkennen nur, insofern es sich dem philosophischen Begreifen durch den Akt der Selbstreflexion in einer bestimmten Organisation enthüllt, die sein Gesetz ist, nach dem es sich vollzieht, und die das philosophische Begreifen eben auszubreiten hat. Die Vernunft ist innerhalb ihrer Organisation, wenn wir sie auch endlich nennen mögen, vollkommen und sie hat keinen unerreichbaren Gegenstand. Darin besteht die Abkehr vom Rationalismus, der fälschlich das Endliche als das Unfertige setzt und deshalb Gott zum Unerkennbaren machen muß; und darin besteht die Einsicht, die den alten Widerstreit zwischen Gott und der Vernunft zu schlichten vermag.

Denn nun haben wir zwischen Gott und der Vernunft die Beziehung gefunden, die wir als nothwendig einsahen, wenn für uns ein Einklang möglich sein sollte. Erstens ist Gott nicht zum Gegenstand der Erkenntniß gemacht. Mein ganzes Erkennen setze ich in der Selbstreflexion als endlich; es giebt in ihm nichts, das unendlich wäre. Eine Vorstellung von einem absolut freien Thun, das seine Produkte frei schöpferisch aus sich heraussetzte und sie dabei doch als die seinen und als sein Wesen hätte, eine solche Vorstellung von dem Unendlichen giebt es für mich innerhalb meines Erkennens nicht, auch nicht in dem Akte der Selbstreflexion. Zweitens aber ist Gott auch nicht als das „Unerkennbare“ gesetzt; denn dann wäre er ein Glied der erkennbaren Wirklichkeit, wenn auch nur ein potentielles, in der Unendlichkeit oder in der unendlichen Zukunft erfaßbares. Alle Wirklichkeit dagegen erscheint mir in der Selbstreflexion als endlich, als gegeben; also gehört Gott nicht zu ihr. Gott ist unwirklich im Verhältniß zu meinem Erkennen, zu meiner Wirklichkeit. Drittens erscheint Gott als der Gipfelpunkt, zu dem die Vernunft hingelenkt wird und an dem sie sich erfüllt: Gott wird für das philosophische Begreifen das Maß der Vernunft.

Damit nicht von vorn herein scheine, als ob diese Gedanken in die Luft gebaut seien, will ich zwei Einwände erwähnen, die der kritische Leser sofort machen wird. Erstens wird er nach der Beziehung der „Wirklichkeit“ zur Vernunft fragen. Ist nicht die Wirklichkeit Das, was erkannt werden soll und was dem Erkennen „gegeben“ ist? Dann wären allerdings meine Ableitungen falsch. Ich aber behaupte, daß unsere Erfahrung und also unser Erkennen selbst das Wirkliche ist; daß die gesammte Wirklichkeit nur als die Produktion meines Erkennens begriffen werden kann, als durch mein Erkennen und in ihm entstanden. Das Erkennen ist das Wirkliche und das Gegebene; und die Außenwelt ist meinem Erkennen nur in einer anderen Art gegeben als

die Inhalte meines Denkens. Das kann ich hier nicht beweisen; aber ich glaube, es in einer Erkenntnißlehre („Das Sein als Grenze des Erkennens“, Du Mont-Schaubergs Verlagsbuchhandlung in Cöln) bewiesen zu haben. Zweitens wird man nach der Stellung des philosophischen Begreifens fragen. Was ist denn nun das philosophische Begreifen selbst, das unser Erkennen als endlich begründet? Gehört es nicht auch zum Erkennen? Meine Darstellung könnte den Schein schaffen, es stehe wie eine Uebervernunft jenseits von Gott und der Endlichkeit. Hier muß der Hinweis genügen, daß es wiederum die Sache der Erkenntnißlehre ist, sich selbst, ihr eigenes Verfahren zu begründen. Auch das philosophische Begreifen ist endlich und es wird in die Begründung alles Erkennens als einer Endlichkeit hineingenommen.

*

Also hätten wir zwar Gott zu einem für die Vernunft fruchtbaren Begriff gemacht, aber ihm auch seine Funktion für das religiöse Bedürfniß entzogen? Denn was soll der religiöse Mensch mit einem Prinzip des Begreifens anfangen? Wer weiß? Vielleicht haben wir diesem Menschen seinen Gott geschaffen, indem wir die übergreifenden Ansprüche der Vernunft abweisen. Allerdings: Gott ist weder erkennbar noch unerkennbar und er ist nicht wirklich für die Vernunft, für das Begreifen; dennoch ist uns die Idee des Unendlichen oder Gott völlig „bekannt“. Auch die Schwerkraft ist weder erkennbar noch unerkennbar und nur ein Prinzip des Begreifens; aber sie ist uns völlig bekannt. Wir haben die Vernunft als eine in sich organisch beschlossene Funktion erfaßt, für die es keine Transszendenz gebe; aber wir haben eben so die Idee des Unendlichen in Sicherheit gebracht. Wie wir in dem Fallen der Körper die Schwerkraft unmittelbar erleben, so erleben wir in der Selbstreflexion Gott unmittelbar an der Endlichkeit unseres wirklichen Thuns. Und Religion ist die Erhebung zu diesem Erlebniß, ist die Versenkung des Wirklichen als eines endlichen Thuns in Gott. Der Mystiker hat Recht, der da sagt: Gott lebt in mir und ich lebe in ihm. Religion ist das Verweilen in dem Gegensatz von Endlichem und Unendlichem; und da das Endliche stets ein Produziren von wirklichen Erkenntnißwerthen, da es das Leben in seiner ganzen Fülle und Ausdehnung ist, so heißt Das für die Religion, daß sie die Erfüllung des Lebens mit dem Unendlichen, mit Gott sei.

Das Alles sind nur Ergebnisse. Für die Erneuerung der Religion brauchen wir eine Philosophie, welche die Ergebnisse ableitet und entfaltet. Das ist ein Werk, zu dem die ganze schöpferische Energie der Kulturdurstigen sich entladen muß. In meiner Erkenntnißlehre habe ich versucht, solcher Philosophie den Grund zu legen.

Bonn. Dr. Ludwig Coellen.

Monopole.

Jedes Monopol wird gehaßt. Konsumenten und bedrängte Produzenten lehnen sich dagegen auf und wollen die Staatsgewalt mobil machen. Deren Losung ist dann gewöhnlich, wenn der Kampf einem Privatmonopol gilt: Ote-toi, que je m'y mette! Jetzt denkt man wieder an ein Reichsmonopol für den Petroleumhandel. Im März hatte ein Nationalliberaler im Reichstag davon gesprochen. Aber das Thema blieb unerörtert. Der Geist Rockefellers schwebte über den Köpfen der Volksvertreter, die keine Formel fanden, ihn zu bannen. Wie soll man das Netz zerreißen, in das die Standard Oil den Erdball gezwungen hat? Die Maschen werden immer dichter. Einst wäre ein Kompromiß möglich gewesen. Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland hätten einen dauerhaften Rückhalt für einen europäischen Petroleumbund geboten. Diese Möglichkeit wurde versäumt. Was soll Deutschland heute thun? Von den 4½ Millionen Doppelcentnern raffinirten Petroleums, die der deutsche Markt in den ersten fünf Monaten dieses Jahres aufgenommen hat, waren 3½ Millionen amerikanischen Ursprunges. Aus Galizien kamen nur 550000, aus Rumänien 200000, aus Rußland 60000 Doppelcentner. Ueber den Aufbau des Petroleumhandels sprach ich hier neulich. Der Oeltrust hat die Uebermacht. Wenn das Deutsche Reich in seinen Grenzen den Handel mit Erdöl monopolisirte, müßte es die Waare den Amerikanern abnehmen, die sich die Preise vielleicht nicht vorschreiben ließen. Die Verwerthungsgesellschaften müßten verschwinden und die Zwischenhändler an deren Stelle treten. Das ginge nicht ohne Entschädigung (ein Gewaltakt, wie er gegen die italienischen Versicherungsgesellschaften geplant war, ist im gesitteten Deutschen Reich undenkbar); und die kostet Geld. Daß es kein Kinderspiel ist, die Staatshoheit gegen den Willen der Standard Oil durchzusetzen, sieht man am Beispiel der österreichischen Kämpfe gegen die Oelyankees. Oesterreichs Petroleumindustrie ist desorganisirt; kann sie uns so große Mengen liefern, daß die Yankees gezwungen werden, unser Preisdiktat anzunehmen? Und ist denn sicher, daß unser Reichspetroleum billiger würde als das Rockefellers? Monopole können und sollen Gewinn bringen. Der Fiskus hat oft gezeigt, daß er auf Preise hält; und ich weiß nicht, ob Herr Wermuth Lob verdiente, wenn er ein Monopol „zum Schutze des Publikums" schüfe. Der Yankee hat im Lauf zweier Jahre den Preis um 40 Pfennige für den Doppelcentner erhöht und wird ihn, wenn ers kann, noch mehr erhöhen. Diese „Einzelhausse" bedeutet neben den Lasten, die dem Volk durch Zölle und Steuern auferlegt wurden, nicht allzu viel. Muß, nach den Gerichten Nordamerikas, in Europa ein großes Reich zum Feldzug gegen die Raffineure vom Stamm Rockefellers rüsten, deren Raffinerie in jedem Sinn überlegen scheint? Was drüben geleistet wird, mag aus skrupelloser Gewaltpolitik hervorgehen. Imposant ists dennoch.

In der deutschen Industrie wird oft über die Tyrannei der Elektromagnaten geklagt. Die Kleinen sind niedergeritten worden; und die Machthaber schalten, nach dem Muster des Oeltrusts, die Zwischenglieder aus. Im Abgeordnetenhaus lagen Petitionen von Spezialfabriken und Installateuren, die gegen die Großfirmen Hilfe erbaten. Bei der Vergebung von Ueberlandcentralen sei die Lieferung von Materialien und die Installationarbeit den wenigen Großbetrieben vorbehalten und die nicht mit ihnen arbeitenden Spezialisten und Installationfirmen werden vom Wettbewerb ausgeschlossen. Was kann die Regirung dagegen thun? Soll sie ein Reichselektrizitätmonopol schaffen und alle Arbeiten selbst vergeben? Die Elektrizitätgesellschaften, vornan die AEG, haben sich gegen die Anklagen vertheidigt. Natürlich sind beide Theile im Recht; der Schwächere drapirt sich als Opfer, der Stärkere weist auf seine technische und finanzielle Ueberlegenheit. Die berechtigten Wünsche beider Gruppen kreuzen sich da, wo der Konkurrenzkampf einsetzt. Die AEG, Siemens-Schuckert, Bergmann werden von ihrer Tendenz nicht lassen, wenn man sie noch so heftig angreift. Sie werden Riesensummen an Aufträgen häufen und mit deren Veröffentlichung den schwächeren Rivalen seine Unzulänglichkeit fühlen lassen. Sie werden ihr Betriebskapital vermehren und ihre Dividenden anseilen, damit sie nicht abrutschen. Das Volk ist grausam; es fragt nicht nach der Noth des Handwerks und der kleinen Fabrikanten, sondern sieht nur den Kurs der Aktien und den Weg der Dividenden.

Das Geschäftsjahr der AEG ist abgelaufen. Wie werden die Ziffern aussehen? Man hört von einem höchst günstigen Ertrag flüstern. Wird die Dividende abermals erhöht werden? Bergmann meldet, daß der fakturirte Umsatz in den ersten fünf Monaten des Jahres um etwa 7 Millionen höher war als in der Vergleichszeit des Vorjahres; die Verkaufspreise seien ein Bischen besser geworden. Gerade die Bergmannwerke hatten im letzten Bericht über die Preiskürzung durch den Konkurrenzkampf geklagt, die den Rückgang der Dividende mitverschuldet habe. Bei Siemens-Schuckert merkt man die Intensität des Kräftespieles am Kapitalbedarf. Die Verbindung der AEG mit Felten-Guilleaume-Lahmeyer und die Kapitalserhöhung auf 130 Millionen gaben dem Siemens-Schuckert-Concern einen neuen Stoß nach oben. Die Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Stammkapital (um 10) auf 60 Millionen. Dann folgte der von beiden Stammhäusern den Siemens-Schuckert-Werken gewährte Vorschuß von 30 Millionen, der nun in ein unkündbares Darlehen umgewandelt werden soll. Und jetzt ist noch die Ausgabe einer neuen 4½ prozentigen Anleihe von 30 Millionen beschlossen worden. Das sind die Kosten oder (wenns besser klingt) Nothwendigkeiten des „friedlichen Wettbewerbs“ in der elektrotechnischen Industrie. Die finanzielle Kriegsbereitschaft, deren Erforderniß zeigt, daß die Pflege von Monopolen ein kostspieliges Vergnügen ist. Doppelt kostspielig, wenn die Uebermacht den Preis nicht stützt. Das amerikanische Monopol beutet die Konsumenten aus.

Das Monopol der deutschen Elektrizitätfirmen schadet nur dem schwächeren Produzenten, der unter dem Druck der Preise nicht mehr mitmachen kann. Laut genug weiß er aber auch zu klagen.

Die Kunst des Elektrostrategen besteht in der Erweckung des Bedarfes. Er muß ihn schaffen. Daß aber auch er auf die Wahrnehmung jeder Gelegenheit angewiesen ist, lehrt die Reflexwirkung, die irgendein besonderes Projekt hervorbringt. In Wien scheint man die Stadtbahn früher als in Berlin elektrifiziren zu wollen; vielleicht, weil es ihr schlecht geht. Das der Bahn investirte Kapital von rund 140 Millionen Kronen sah noch keine Rente, wohl aber ein wachsendes Defizit. Nun soll eine Elektro-Kur versucht werden. Den alten Körper will man galvanisiren und durch Ansetzung neuer Glieder lebensfähig machen. Die Kosten der Modernisirung und des Baues der neuen Linien sind auf 150 bis 200 Millionen veranschlagt. Das Unternehmen soll dem privaten Kapital anvertraut werden; das Risiko ist so beträchtlich, daß man keinen Werth darauf legt, dem Großkapital den Vortritt streitig zu machen. Wer wagt es, Rittersmann oder Knappe? Die Großfirmen sind natürlich mit einer gewissen Hochspannung an die Prüfung der Chancen gegangen. Ihnen kommt ja vor Allem darauf an, Arbeit zu haben; und dem Techniker bietet das Projekt große Möglichkeiten. AEG und Siemens würden wohl zusammen ans Werk gehen. Die Rechner scheinen aber der Meinung, daß ohne Garantie des Staates oder der Stadt nichts zu machen sei. Wenn die Behörden die Sache für gut und sicher hielten, würden sie das Geschäft nicht der „privaten Initiative" überlassen. Sie können zwar einwenden, die Unzulänglichkeit der „öffentlichen" Routine habe sich bei der Anlage und Verwerthung der alten Stadtbahn gezeigt; man sei überzeugt, daß „die Privatleute" es besser machen werden und wolle ihnen deshalb das Feld räumen. Aber das Defizit der alten Anlage hindert solchen Gedankengang und verpflichtet zur Uebernahme einer Bürgschaft, die ja, zum Beispiel, als Sicherheitleistung für die Zinsen auszugebender Obligationen zu denken wäre. Deutsche Elektrotechnik und Finanz würden sicher mitwirken. Ob man deshalb schon auf neue Kurssteigerungen der deutschen Elektrogesellschaften hoffen darf, ist eine andere Frage. Jedenfalls braucht man nur den Widerhall eines solchen Programmes zu hören, um über die Lebensbedingungen der stärksten Schaffer in der Elektrizitätindustrie nicht mehr im Zweifel zu sein. Das Großkapital schreit nach Brot; und wenn sich irgendwo ein gefüllter Brotkorb zeigt, stürzt sich die ganze Kumpanei auf ihn, um wenigstens einen Brocken zu erhaschen. Sie raufen manchmal, einigen sich stets und theilen dann schnell die Beute. Für die Kleinen bleibt kein Krümchen übrig. In der Elektro-Industrie ist das Band zwischen fabrikatorischer und finanzieller Leistung unzerreißbar. Deshalb hat sich das überlegene Können (und Vermögen) der Großindustrie zu einem den Spezialfabriken so lästigen Monopol entwickelt. Wer aber löst das Räthsel, wie die Macht des Kapitals zu brechen sei? Ladon.

Deutschland in Marokko.

Vielleicht haben Sie die Güte, den Gedanken eines Kaufmannes, der früher lange Jahre aktiver Offizier war und auch der Schutztruppe für Südwestafrika in kritischer Zeit angehört hat, in Ihrer Zeitschrift Raum zu bewilligen. Ich bin mit Ihnen der Ansicht, daß wir Deutschen im Allgemeinen dazu neigen, uns von der Kunst der Berufsdiplomaten eine enorme Vorstellung zu machen, die auch durch häufige Mißerfolge kaum beeinträchtigt wird. Daher stammt die Leichtigkeit, mit der die Massen unseres Volkes, vom kleinen Bürger aufwärts, politisch zu lenken sind, und der große Einfluß der Presse, mag sie auch noch so schlecht vertreten sein. Nach meiner Ueberzeugung kann die deutsche Politik in Marokko nichts Anderes suchen als ein Mittel zur Verständigung mit Frankreich. Die von Ihnen vertretene Ansicht, die Gelegenheit zu einem Bündnißzwang auszunutzen, muß daher als richtig mit Freude begrüßt werden. Ein Flottenstützpunkt an der marokkanischen Westküste: Das ist sicher zwar ein strategisch richtiger Gedanke, aber praktisch undurchführbar. Wenigstens müßten Engländer und Franzosen mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie uns einen solchen Platz erwerben ließen, ohne die Kosten dafür durch große Eingeborenenaufstände in absehbarer Zeit ins Unbezahlbare zu steigern. Weder England noch Frankreich hätte Grund, sich persönlich gegen die Sache einzusetzen. Dazu genügen vollkommen geschickte Agenten im Lande selbst. Jeder Quadratkilometer marokkanischen Besitzes würde gerade uns Millionen kosten, sogar bei völlig blauem europäischen Konzerthimmel. Selbst die allerreichsten Minenschätze könnten also niemals einbringen, was ihre Erwerbung uns gekostet hätte. Wenn man durchaus neuen Boden für deutsches Blut und Geld braucht, so liegt die Lüneburger Haide mit ihren sehr großen Entwickelungmöglichkeiten uns ja wesentlich näher und bequemer; ist dabei erheblich billiger. Dagegen liegt es durchaus im Interesse Deutschlands, Marokko so viel wie möglich unter französischen Einfluß zu bringen, der in kurzer Zeit das französisch-englische Bündniß illusorisch machen muß und uns immer wieder Gelegenheit giebt, Frankreich in Marokko selbst so lästige lokale Schwierigkeiten zu bereiten, daß man froh sein wird, wenn wir unsere Gewehre und Kanonen nicht auf Paris richten. Die jetzt so oft gehörte Ankündung des schwarzen oder berberisch-maurischen Armeecorps ist geradezu lächerlich. Frankreich wird, bei halbwegs geschickter Haltung Deutschlands, aus Nordwestafrika nicht nur keinen Mann gegen uns mobil machen können, sondern, im Gegentheil, noch in jedem Jahr zwanzigtausend Mann Elitetruppen aus der Heimath nach Marokko senden müssen, um dort Ruhe zu schaffen. Die Kosten solcher Expeditionen sind leicht zu berechnen. Ich will mich anheischig machen, mit einigen Millionen Mark in Marokko solche Unruhen zu stiften, daß den Leuten Hören und Sehen vergeht. Je mehr sich Frankreich dort festsetzt, um so besser für uns. Mit der vorzüglichsten Hochachtung sehr ergebenst Oberlieutenant a. D. Löwe in Firma Cornelius Scheeren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. August 1911.

Krieg und Friede.

Gestern.

Herbert Bismarck ist seit drei Monaten Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt und der Herr, dem jetzt die Leitung dieses Amtes überlassen ist, sitzt als Sekretär in Paris, wo Chlodwig Hohenlohe just die Koffer packt, um als Statthalter nach Straßburg zu gehen (weil, notirt er, die Stellung in Paris „auf die Dauer den jungen Elementen des Amtes gegenüber nicht haltbar gewesen wäre; ein alter Mann kann nicht jungen Leuten gegenüber, die er als Buben gekannt hat, in einer abhängigen Stellung sein“). Da schickt Fürst Bismarck (Caprivi ist Chef der Admiralität) das Kanonenboot „Iltis“ in den Karolinen-Archipel des Stillen Ozeans und läßt die Mannschaft auf der Insel Yap die deutsche Flagge hissen. Die Karolinen sind von Portugiesen und Spaniern entdeckt, doch bald wieder aufgegeben worden und in den Jahren 1876 und 1877 hat Spanien englische und deutsche Fragen mit der Erklärung beantwortet, daß es keinen Anspruch auf die Inseln habe. Doch der Verzicht soll nun, nach der deutschen Flaggenhissung, nicht mehr gelten. Trotzdem fast nur deutsche Firmen (Hernsheim, Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee) dort beträchtliche Interessen zu wahren haben, darf Deutschlands Einfluß die Korallenriffe der Mikronesier niemals bespülen. So will es die Regirung Ihrer Huldreichen Majestät von Großbritanien und Irland; und hat Tränke bereit, die im Hochsommer Spanierhirne schnell erhitzen. Die Karolinen gehören uns, heißts in Madrid; und schon wagt

die Pöbelwuth sich an das Haus der Deutschen Gesandtschaft. Soll der Kanzler dem Kaiser einen Krieg gegen Spanien empfehlen? Der Gegenstand ist allzu winzig (das auf einen Jahresertrag von ungefähr hunderttausend Mark bezifferte Geschäftsinteresse zweier Firmen), England müßte den Leitern seiner westlichen Mittelmeer-filiale helfen und das Schauspiel anglo-spanischer Kampfgenossenschaft könnte hinter den Pyrenäen die glimmende Franzenhoffnung zu gefährlicher Gluth anfachen. Die Gewinnmöglichkeit klein, das Risiko groß: solche Geschäfte macht der Erfahrene nicht. Und daß ohne Krieg, ohne die auf unbeugsamen Entschluß gestützte Kriegsdrohung Ansehnliches nicht zu erreichen ist, weiß der Staatsmann, der Olmütz erlebt und Benedetti an der Arbeit gesehen hat. Eine fürs Erste verlorene Sache, aus der sich höchstens noch für die inneren Verhältnisse ein Profitchen ziehen läßt. Die Spanier haben keine Lust zu einem den Deutschen annehmbaren Handelsvertrag. Für Posen wird ein neuer, ein deutscher Erzbischof gesucht und mit dem Vatikan, dem der Nachfolger Ledochowskis genehm sein müßte, über die vierte kirchenpolitische Novelle verhandelt, die den Römerwünschen (Vorbildung des Klerus, geistliche Gerichtsbarkeit) bis an die Grenze des dem Staat Erträglichen entgegenkommen soll. Das Centrum ist noch schwierig, Windthorst der Stratege und Führer eines bunten, nur vom Groll gegen das Bestehende geeinten Heeres: eine dem Papst erwiesene, weithin sichtbare Huldigung kann nützlich werden. „Weil Spanien die Sache aus einem sehr viel höheren Tone nahm, als wir voraussetzen konnten, und uns durch Verletzungen und Beleidigungen das Erhalten des Friedens sehr erschwerte (nach französischen Traditionen hätte man vielleicht einen vollen Kriegsanlaß daraus genommen), haben wir uns an die Weisheit und Friedensliebe Seiner Heiligkeit des Papstes gewendet und er hat uns vertragen und auseinandergesetzt. Dadurch sind wir die Lumperei der Karolinen allerdings wieder losgeworden; aber wir sind dadurch der sehr wichtigen Frage der Möglichkeit eines Krieges mit Spanien, in dem wir nichts weiter zu gewinnen hatten als die Interessen der Firma Hernsheim und irgendeiner anderen, aus dem Wege gegangen." Das hat Bismarck im Reichstag gesagt; war jedesmal aber ärgerlich, wenn „die Sache wieder aufgewärmt wurde", die ihm ein Handschreiben Leos des Dreizehnten und den Christusorden in

Brillanten, doch auch die einzige unverhüllbare Schlappe seines Diplomatenlebens eingebracht hatte. (Der Schiedspruch Leos gab den Spaniern die souveraine Herrschaft über den Archipel, dem Deutschen Reich das Recht zu freiem Handel und Plantagenbau, freier Schiffahrt und Fischerei und den Anspruch auf eine Flotten- und Kohlenstation, auf den es verzichtete. Als der Wunsch, das von Bismarck nicht Erlangte als leicht erlangbar zu erweisen, die Wendungen deutscher Politik bestimmte, haben wir den Spaniern die Inselgruppe für fünfundzwanzig Millionen Pesetas und das Recht auf eine Kohlenstation abgekauft; und laut uns des Handels gerühmt). Herbert, der Fehl und Schwachheit nicht gern zugab, pflegte zu sagen, der Zweck des Karolinenstreites sei nur gewesen, Spanien für einen uns günstigen Handelsvertrag zu kirren. Den Vater hat der ziemlich fruchtlose Hader Dreierlei gelehrt. Erstens: daß der Kanzler den Ressorts nicht erlauben dürfe, irgendwo ein Feuerchen anzuzünden, dessen Fernwirkung und Ansteckungsgefahr sie nicht ermessen können. Zweitens: daß er noch enger als zuvor sich in die Gewohnheit schnüren müsse, vor dem Entschluß jede Möglichkeit, selbst die vom Glauben abgewehrte, der Entwickelung und ihrer Folgen bis ans Ende durchzudenken. Drittens: daß auch die klügste Diplomatie ohne den Willen zur Machtanwendung nichts zu erreichen vermöge.

Jetzt, spricht Windthorst, nennt der Herr Reichskanzler die Karolinensache eine Lumperei; wir Alle wissen aber, welche Wichtigkeit ihr gegeben wurde. „Hat man damals übertrieben? Oder hat man gestern übertrieben?“ Der Abgeordnete Payer meint, die Anrufung des Papstes sei in Deutschland nicht verstanden worden und die Nation schenke dem Leiter der internationalen Reichspolitik nicht mehr volles Vertrauen. Das läßt sich ertragen. Auch draußen aber scheint man zu glauben, der siebenzigjährige Kanzler eines fast neunzigjährigen Kaisers wolle um jeden Preis die Kriegsprobe meiden. So gefährlicher (dem Frieden gefährlicher) Glaube darf sich nicht fest einwurzeln. Siebenzehn Monate vor dem Ablauf des Septennates wird eine neue Erhöhung der Friedenspräsenzstärke vom Reichstag gefordert. Moltke spricht: „Man hat uns den Rath gegeben, uns mit Frankreich zu verständigen. Ja, Das wäre gewiß sehr vernünftig; es wäre ein Segen für beide Nationen und eine Bürgschaft für den Frieden in

Europa. Wenn es nun aber nicht geschieht: à qui la faute? So lange die Oeffentliche Meinung in Frankreich ungestüm die Zurückgabe zweier wesentlich deutschen Provinzen fordert, während wir fest entschlossen sind, sie niemals herauszugeben, wird eine Verständigung mit Frankreich kaum möglich sein. Man hat auch auf unser Verhältniß zu Oesterreich hingewiesen. Dieses Bündniß ist sehr werthvoll; aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen, und ein großer Staat existirt nur durch seine eigene Kraft. Starke Regirungen sind eine Bürgschaft für den Frieden. Wird die Forderung der Regirung abgelehnt, dann, glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher." Der Papst, in dessen Sinn die Thatsache, daß die Vormacht des Protestantismus ihn ins Schiedsrichteramt rief, tiefe Spur eingedrückt hat, läßt seinen Staatssekretär Jacobini an den münchener Nuntius Di Pietro schreiben, er wünsche, daß die Militärvorlage von der Centrumspartei, die sich dadurch um Deutschland, Europa und die Humanität ein Verdienst erwerben würde, in jeder ihr möglichen Weise gefördert werde. (Diesen von Schloezer und Galimberti gegen den Widerstand Jacobinis und des Französischen Botschafters Grafen Lefèbvre de Béhaine erwirkten Brief zeigten Windthorst und Franckenstein nicht der Fraktion, sondern nur deren in die Militärkommission gewählten Mitgliedern. Auch Jacobinis zweite Note, die, nach dankbarster Anerkennung der Centrumsleistung, Leos Wunsch unterstrich und den Freiherrn von Franckenstein „beauftragte, die Abgeordneten davon in Kenntniß zu setzen", wurde der Fraktion verschwiegen. Wer, fragte Windthorst später im kölner Gürzenich, hat ein Recht, zu wissen, was ich unter Diskretion erfahren habe? „Ein Recht, sich zu beklagen, hätten nur Die, von denen die Mittheilung kam: der Heilige Vater und seine Räthe. Wir wollen abwarten, ob sie uns angreifen.") Bismarck spricht: „Wir haben Alles gethan, um die Franzosen zum Vergessen des Geschehenen zu bewegen. Frankreich hat unsere Unterstützung und Förderung in jedem seiner Wünsche gehabt, nur nicht in dem, der sich auf eine mehr oder weniger lange Strecke von Rheingrenze richten konnte. Wenn die Franzosen mit uns so lange Frieden halten wollen, bis wir sie angreifen, dann wäre der Friede ja für immer gesichert. Wer aber die französische Geschichte kennt, wird meiner Behauptung Recht geben, daß die Entschlüsse Frank-

reichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten und nicht durch Majoritäten oder durch das ganze Volk bewirkt worden sind. Das fortwährende Unterhalten und Schüren des feu sacré de la Revanche ist mir im höchsten Grade bedenklich. Wir haben den französischen Angriff zu fürchten; ob in zehn Tagen oder in zehn Jahren: diese Frage kann ich nicht beantworten. Jeden Tag kann eine französische Regirung ans Ruder kommen, deren ganze Politik darauf berechnet ist, von dem feu sacré zu leben, das jetzt so sorgsam unter der Asche erhalten wird. Frankreich wird uns angreifen, wenn es irgendeinen Grund hat, zu glauben, daß es uns überlegen sei. Diese Ueberzeugung kann auf Bündnissen Frankreichs beruhen. Unsere Diplomatie hat die Aufgabe, solche Bündnisse zu verhindern oder für Gegenbündnisse zu sorgen. Aber sobald die Franzosen glauben, siegen zu können, fangen sie den Krieg an. Das ist meine feste, unumstößliche Ueberzeugung. Und Frankreich ist heute schon unendlich viel stärker, als es 1870 gewesen ist. Nachdem wir sechzehn Jahre lang uns vergeblich bemüht haben, das Revanchestreben zu beruhigen, nachdem wir so lange abgewartet haben, ob nicht endlich eine Regirung sich finde, die den Muth und die Kraft habe, den status quo, wie er ist, als einen dauernden zu acceptiren, mußten wir uns schließlich doch sagen, daß es love's labour's lost wäre, daß unser Werben um Liebe vergeblich war.“ Am vierzehnten Januar 1887 verliest Bismarck die Kaiserliche Verordnung, die den Reichstag auflöst, weil er nur ein Triennat bewilligt hat. Am einundzwanzigsten Februar soll ein neuer Reichstag gewählt werden.

Frankreich hat längst aufgehorcht. Kein wacher Franzose glaubt noch, daß Bismarcks Deutschland der Herausforderung zum Kampf ausbiegen werde. Und in diesem Kampf sieht eine an Zahl und Kraft täglich wachsende Schaar die unvermeidliche Nothwendigkeit französischen Schicksals. Fast vergessen ist schon die Zeit, da Jules Grévy, als Präsident der Nationalversammlung, den nach Rache dürstenden Elsässer Scheurer-Kestner in seiner heiligsten Hoffnung durch die Sätze enttäuschte: „Frankreich darf nicht an Krieg denken; muß das Gewordene anerkennen und auf den Elsaß verzichten. Glaubt nicht den Narren, die Anderes sagen; sie sind schuld daran, daß unser Unglück, nach der aussichtlosen Fortsetzung des Kampfes, uns noch schwerere Last aufgebürdet

hat". Jetzt ist Herr Goblet Ministerpräsident, General Boulanger Kriegsminister und Herr Floquet sitzt der Kammer vor. Noch zittert der Zorn des Streites um die Entgeistlichung der Elementarschule in allen Nerven; noch keuchen die Parteien, die einander gestern hitzig bekämpften, in nachhallendem Haß; und die Hoffnung, in dieser zerklüfteten, von Geiferschlünden gespaltenen Kammer eine Gefühlseinheit zu schaffen, schiene Nüchternen thörichter Kinderwahn. Da bringt, am achten Februarmittag, der Ministerpräsident eine Vorlage ins Haus, die, weil die Wehrmacht der Republik gestärkt und die Herstellung des Lebelgewehres beschleunigt werden müsse, für die Heeresverwaltung neue Summen fordert. Kein unnöthiges Wort; die Vorlage wird der Budgetkommission zugewiesen. Und in der selben Stunde ist aller innere Hader, ist jede Parteifeindschaft vergessen. Rechte, Linke und Centrum, Gemäßigte und Radikale, Katholiken und Freidenker: Alle, sagt Graf Albert de Mun, beherrscht der selbe Gedanke; ein einziger. Herr Goblet wird im Vorsaal, während die Budgetkommission beräth, von Fragern umringt. In ruhiger und knapper Rede antwortet der sonst so Ungestüme, er dürfe die düstere Färbung der Umstände nicht hehlen und hoffe nur, daß der Patriotismus der Kammer das Geforderte ohne Debatte bewilligen werde. Von der Lippe der Nächsten fliegt das Wort rasch bis ins Ohr der Fernsten. Die Kommission ist mit ihrer Berathung schon fertig; die Plenarsitzung kann, nach kurzer Pause, weiterwähren. Im Saal und auf den Tribünen sind alle Plätze besetzt und alle Häupter des Diplomatencorps blicken auf das Gewimmel herab. Tiefe Stille; als müsse über das Schicksal einer Nation nun die Entscheidung fallen. Der Präsident steht auf, hält das Heft mit dem Wortlaut der Vorlage in leise bebender Hand, verliest, mit dunkel umschleierter Stimme, den ersten Absatz und fragt dann: „Wird das Wort verlangt?" Schweigen ringsum. „Ich bitte die Herren Abgeordneten, die für die Annahme des ersten Absatzes sind, die Hand zu heben." Fünfhundert Hände recken sich in die Luft. (Bischof Freppel, der später Leo den Dreizehnten angefleht hat, von Wilhelm dem Zweiten die Rückgabe der Reichslande gegen zulängliche Entschädigung zu erwirken, reckt den Arm, wie eine Waffe, himmelan; er hat gestern mit frommer Wuth wider die Laienschule der Goblet und Genossen gefochten, hat jetzt aber den

seinem Nachbar De Mun sichtbaren Widerschein des feu sacré de la Revanche im feuchten Gewölb des Auges.) Nicht eine Meldung zum Wort; nicht eine Stimme gegen die Vorlage. Stumm wird, mit einem Gestus, der zur Weihehandlung geworden scheint, ein Kapitel nach dem anderen erledigt. Nach der Gesammtabstimmung nicht das schüchternste Beifallszeichen. Den Zuschauern stockt der Athem; und staunend schweift der Blick des Fremdlings über diesen Saal hin, durch den eines Landes, eines Volkes Seele zu schreiten scheint. Die Spannung löst sich erst, als der Präsident den sakramentalen Satz ausgesprochen hat: „Der Gesetzentwurf ist angenommen.“ Fünfhundert sind aufrecht; wie ein Mann, ein Heer.

Die Tage deutscher Wahl und Stichwahl sichern dem Septennat eine stattliche Mehrheit. Die Thronrede, die des neuen Reichstages zweite Session eröffnet, fordert abermals „eine wesentliche Erhöhung der Wehrkraft“ (durch die Stärkung der Landwehr und des Landsturmes) und spricht den Entschluß aus, „in der Abwehr willkürlicher Angriffe und in der Vertheidigung unserer Unabhängigkeit so stark zu werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können.“ Am sechsten Februar 1888 sagt Bismarck im Reichstag: „Ich glaube, konstatiren zu können, daß die Aspekten nach Frankreich hin friedlicher, viel weniger explosiv aussehen als vor einem Jahr.“ Er hat in den Fällen Schnaebele und Brignon (Verhaftung des vom Reichsgericht der Spionage bezichtigten französischen Polizeikommissars, Erschießung des Waldhüters Brignon wegen Grenzübertretung), nach kräftiger Wahrung des deutschen Rechtsanspruches, den Muth zu weiser Nachgiebigkeit gezeigt: und dem Volk Frankreichs dennoch die Ueberzeugung aufgezwungen, daß Deutschlands Schwert jede Kränkung, jeden Versuch zur Machtminderung ohne Zaudern ahnden werde. Lesseps hat in Berlin versichert, daß die Republik nicht an nahen Rachekrieg denke. Boulanger ist nicht mehr Minister. Die Kabinetschefs Rouvier, Tirard, Floquet betheuern friedliche Absicht. Und Sadi Carnot, den die Patriotenwuth als unkriegerischen Schwächling bekämpft, hat in der Präsidentenwahl über zwei Generale gesiegt. Am Rhein und im Wasgenwald, an der Meurthe und Meuse, Marne und Seine ist Friede geblieben, weil Frankreich, nach einer Stunde gefährlichen Zweifels, erkannt hat, daß Deutschland in Ehrennoth nicht den Krieg scheuen werde.

Heute.

Der von Caprivis Blindheit ausgeführte Befehl Wilhelms des Zweiten, die Verlängerung des deutsch-russischen Assekuranzvertrages abzulehnen, hat der Dritten Französischen Republik den Bundesgenossen gesellt, der sich, durch den Mund des Zaren Nikolai Pawlowitsch, der Zweiten als Helfer gegen deutsche Einheitmacht angeboten hatte. Der unsteten, doch immer schwachgemuthen Thorheit deutscher Politik hat sie andere wichtige Bündnisse zu danken. Rußland, England, Italien, Spanien, die Vereinigten Staaten und Japan sind ihr durch Verträge assoziirt. Belgien, Holland und die Schweiz bereit, ihr, wenn sichs ohne Lebensgefahr machen läßt, gegen Deutschland gefällig zu sein; und Oesterreich-Ungarn ist durch das Duett Crozier-Cartwright in den Wunsch geschmeichelt worden, vor dem Dämmern der Schicksalsstunde leis der Pflicht zu unbequemer Wahl zwischen Deutschland und Frankreich zu entschlüpfen. Gegenbündnisse hat uns die deutsche Diplomatie nicht zu schaffen vermocht. (Die Behauptung, Bismarck habe das Dreibund genannte, zum Kinderspott erniederte Nothgebild nach 1890 für ausreichend gehalten, ist genau so albern wie Alles, was jetzt, als postume „Enthüllung" des unzuverlässigen, wegen skrupelloser Schreiberei oft von Bismarcks und von Bucher gerüffelten Poschinger, über den Inhalt des dritten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen" durch die Presse geht. Poschinger, den der Fürst nur noch „aus Mitleid und mit der gehörigen Vorsicht" an sich kommen ließ, kann, nach seinen läppischen Angaben, den Band nie gesehen haben. Von Allem, was er zusammengeschrieben hat, ist nur das Buch über die Bundestagszeit und die Sammlung wirthschaftpolitischer Aktenstücke als Quelle benutzbar.) Wird der vor neun Monaten entworfene deutsch-russische Vertrag jetzt endlich, weil die Leute der Wilhelmstraße dem Mob öffentlich Meinender Etwas bieten wollen, in Petersburg unterzeichnet, so ists nicht etwa einer, der uns irgendwie Beträchtliches bringt; der Verzicht auf Nordpersien wird uns mit Freundlichkeiten bezahlt, die der Bagdadbahn, dem unseligen Drehpunkt deutscher Staatsstrategie, nützen sollen. Wie Rußland unser Handeln beurtheilt, lehrt ein Artikel der Politischen Korrespondenz, in dem, höchst offiziös, gesagt wird: „Die überraschende Sendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir ist überall als ein Fehler oder mindestens als ein ungehöriges Verfahren aufge-

faßt worden; ihre schnelle Folge war der Entschluß, die Lebenskraft des franko-russischen Bündnisses und der franko-britischen entente cordiale vor Europa als ungeschwächt zu erweisen. Im ganzen Reussenreich haben, ohne Unterschied der Parteistellung, alle Stimmen der Oeffentlichen Meinung eine Intervention empfohlen, die der gerechten Sache Frankreichs zum Sieg über Deutschlands unehrlichen Eigennutz helfen könne. Noch ist, was in der Wilhelmstraße gesagt wird, allzu ungewiß und schwankend; aber Rußland läßt sich von Tag zu Tag über den Gang der Verhandlungen berichten und wird nicht zaudern, wenn die Stunde zu wirksamem Eingriff gekommen ist. Der Botschafter Louis weiß aus vielen Gesprächen mit Herrn Neratow, daß seine Heimath auf den Beistand unseres Auswärtigen Amtes mit voller Zuversicht rechnen darf". Frankreich hat Grund zu dem Glauben, daß es, mit seinen Bundesgenossen und Freunden, mindestens eben so stark ist wie das Deutsche Reich; daß die Gefährten ihm, um des eigenen Vortheils willen, gegen den Feind helfen müssen; und daß es unklug wäre, den Baum deutscher Macht in den Himmel wachsen zu lassen.

Mancher Deutsche hatte gehofft, die Verständigung mit Frankreich werde möglich sein, wenn die Zahl der aus dem Kriegsjahr Ueberlebenden sich verringert habe. Dieses Hoffen trog. In Frankreichs Jugend lebt ein ernsteres, ein heißeres Sehnen nach Rache als je in ihren Vätern. „Nur für kurze Zeit hat die Idee des Rachekrieges die Geister unseres Volkes geeint und beherrscht; ist sie Frankreichs wahre Königin gewesen." Das sagt Charles Maurras in seinem (von meisterlicher Stilkunst geschaffenen) Buch „Kiel et Tanger", dessen Zweck ist, der entthronten Königin wieder auf den höchsten Sitz zu helfen. Lest es; lest das von Barrès, Pigny, Dutrait-Crozon, Léon Daudet und anderen Männern der Action Française Geschriebene: und Ihr werdet, deutsche Diplomaten, ahnen lernen, was in Frankreichs Seele wird. Die Gegenrevolution. Der gebildeten Jugend ist die Jakobinerrepublik, die sich (selbst Anatole France hats, der Sozialist, zugegeben) als internationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Gräuel geworden; den von Georges Sorel geführten Syndikalisten wie den ernsthaften Monarchisten, denen Maurras voranschreitet. Diese Republik der Schwätzer und Schacherer hat weder die verlorenen Provinzen zurückerobert noch die Hoffnung der Aermsten gesättigt: erzwungene Vasallenschaft und Anarchie ist das Ergebniß ihres vierzigjährigen

Lebens. Schuld der Nation? Die hat sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar décadente gehalten; für ein gerade in seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben. Vom Aeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. „Wir haben vor allen Anderen Schnellfeuergeschütze und Gewehre kleinen Kalibers, Torpedos und Unterseeboote gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen die Sterbeglocke läuten wird?" Was Sport war, ist zur nationalen Sache geworden. Nach jedem Flug der Blériot, Beaumont, Védrines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Weg mitnehmen könnten. „Im Kriegsfall kann Frankreich fast vierhundert Aeroplane mobil machen": am vierzehnten August stands im „Journal". Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber das Volksehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchen, je näher die Gefahr neuer Demüthigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Theil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung abnimmt, von Russen oder Briten sich die Willensrichtung vorschreiben zu lassen. Deutschland? Sicher ists sehr stark; aber zu reich geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püffe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Jahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt; wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt. Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehrliche fehlte. So ist die Stimmung in Frankreich. Papagenos, der sich schämt, weil er sich von Monostatos schrecken ließ; der Schwarze schlottert ja in ärgerer Bangniß noch als der Vogel-

fänger. Der Zweifler mag sich vorstellen, was in der Republik geschehen wäre, wenn anno 1887 das Deutsche Reich einen Kreuzer nach Tongking geschickt hätte. Jetzt? Sie ist ganz ruhig geblieben.

Frankreich muß wieder glauben lernen, daß Deutschland, wenn die Ehre oder das Interesse ihn fordert, den Entschluß zum Krieg nicht um einen Nachmittag vertrödeln wird. Erst dann sind wir unserer Zukunft sicher. Die Oeffentliche Meinung (stand am neunten August im „Temps“) wandelt sich; die Politik des Friedens um jeden Preis behagt ihr nicht mehr. Wird ihr aber rasch wieder behagen, wenn sie merkt, daß es nicht die Politik des Nachbars ist; daß dieser Nachbar noch die Kraft kündende Willensfarbe seiner Jugendzeit hat. Wir können den Franzosen mehr bieten als irgendeine andere Macht. Die Bürgschaft für ein großes afrikanisches Reich; die Möglichkeit, den Aufwand für das Landheer zu kürzen und das Ersparte dem Flottenbau zuzuwenden; sicherere und reichlicher lohnende Anlage ihres Kapitals, als die Staatsrenten Osteuropas sie gewähren; Organisatoren der Industrie und Agenten des Handels. Doch wir können ihnen auch viel nehmen; Unwiederbringliches. Nicht nur zwanzig Milliarden: auch karlingisches und altburgundisches Land, fruchtbare Kolonien und die Freiheit im Mittelmeer, das ein deutsches Gibraltar bei Toulon ihnen zum Käfig machen müßte. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Oder einen Feind, der, seit er sie besiegen lernte, nicht entmannt worden ist. Sie muß zur Wahl gezwungen werden; und bis sie gewählt hat, darf nichts geschehen, was sie, durch den Anblick deutscher Schwachheit, ermuthigen, nichts, was ihr Mißtrauen mehren, sie nutzlos demüthigen könnte.

Morgen.

Herr von Bethmann weiß wieder, wie vor der Reichslebensfrage nach der elsaß-lothringischen Verfassung, gar nicht, welcher Gegenstand umstritten wird. Er läßt sein Gesinde in jämmerlichem Zeterton einen Zeitungschreiber schimpfen, der, mit allzu grobem Wort freilich, den Glauben angedeutet hat, die Scheu vor dem Krieg stamme aus dem schwindeligen Gewissen Wilhelms des Zweiten. Die stete Wiederholung und Steigerung dieser in ihrer Immunität doppelt üblen Scheltreden (die in jedem anderen Lande

die Presse, auch die dem Gescholtenen feindliche, als den Ausdruck dreister Ueberhebung zurückweisen würde) ist so unwürdig wie unnützlich. Glaubt der chancelier introuvable, durch die Thatsache, daß ein Offiziöser das Maul weit aufreißt und seine von Amtes wegen geforderte Wuth dem Redakteur der „Post“ ins Antlitz speit, werde auch nur ein deutsches Hosenmätzchen eingeschüchtert? Und ist sein Hirn blind genug, nicht zu ahnen, daß die ewige Betheuerung, an „höchster Stelle gebe es keinen schwachen Punkt“, im Ausland die Meinung erwirken muß, Das werde nur gesagt und illuminirt, um mit dem Strahl so überhitzter Rede die Schwachheit wegzubrennen? Ein paar ruhige, höflich ironische Sätze konnten nützen; die kommandirte Tobsucht weckt den Glauben, der Kanzler wolle das Ziel des Angriffes recht sichtbar machen und den Angegriffenen dadurch an seine Seite schrecken. Er wills nicht; hat nur keinen Blutstropfen eines Staatsmannes in seinen Adern und wittert niemals die Folgen seines Thuns. Franzosen und Briten sagen: „Wenn ein Minister so oft und mit so gellendem Gekreisch seinen Herrn gegen den Verdacht allzu duldsamer Friedfertigkeit vertheidigt, kann ers nur thun, um auf den Herrn zu wirken; um ihn, durch die Uebertreibung der Vorwurfswucht, aus der Friedensruhe zu scheuchen. Also stimmt drüben irgendwas nicht und unsere Rechnung war richtig.“ Herr von Bethmann weiß wieder nicht, wohin der Kompaß des Reichsbedürfnisses weist. Müßte aber empfinden, daß Einer, der so trostlos schlechte Politik gemacht, das Reich so, bis ins Lebensmark, geschädigt hat, sehr bescheiden sein und, selbst zu fest begründetem Tadel, den hohen Ton des Triumphators meiden muß. Auch ist jetzt nicht Zeit, sich allerhöchstem Wohlwollen zu empfehlen und über die Erinnerung an den im Novembersturm des Jahres 1908 bewährten Eifer die Schleier des Vergessens zu spreiten. Nicht Zeit, zimperlich abzuwägen, ob ein Zufallswörtchen den Kaiser, der ein Mann und der deutsche Kriegsherr ist, zu hart getroffen habe. Hat die nationalliberale Reichstagsfraktion denn weniger schlimme Zweifel angedeutet als der Wütherich der „Post?“ Absolutistische Willkür darf nicht über Lebensinteressen des Volkes entscheiden; diese Tage erinnern an die schwankende Politik Friedrich Wilhelms des Vierten; und so weiter. Muß der ernste Zwist in den Kinderstubenstaub eines Gouvernantenzankes niedergezerrt werden? „König Friedrich Wilhelm der Vierte war zu kriegerischen Unternehmungen nicht geneigt“, sprach, nach einem Rück-

blick auf die olmützer Demüthigung Preußens, Bismarck einst im Reichstag; und fügte, weil ihm einfiel, daß sichs um den Bruder seines Herrn handle, den Nothsatz hinzu: „Und sein Volk kann ihm dafür nur dankbar sein.“ Der von der Amtspflicht Freie hat geschrieben: „Dem geistreichen König fehlte es an Entschluß. Der Grundirrthum preußischer Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung ‚deutscher Gesinnung‘ aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später ‚moralische‘ Eroberungen; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten.“ Wer hat zuerst von moralischen Eroberungen gesprochen? Wilhelm, Prinz-Regent von Preußen, der in drei Kriege gedrängt werden mußte, in dreien, nach der Entschüchterung, furchtlos ausharrte und als Greis Deutscher Kaiser wurde. Wird sein Enkel durch die Vermuthung herabgesetzt, daß er des Krieges Plage und Gräuel eben so scheue, wie Großohm und Großvater sie scheuten? Nicht Deutsche haben den Glauben aufgebracht, sondern Ausländer, die Wilhelm oft seiner Friedensliebe versichert hatte; nicht Schmäher, sondern Bewunderer (Jules Simon, der Fürst von Monaco, Waldeck-Rousseau, Lecomte, Etienne, Menier, Huret); nicht Feinde, sondern nah Verwandte und Hausgenossen (Mutter und Onkel, Graf Seckendorff). Wilhelm konnte meinen, ein Krieg sei nicht oder noch nicht nöthig, weil jedes Friedensjahr die Macht des Reiches mehre, dem auch ohne Blutprobe in Europa die Hegemonie sicher sei. Darauf wäre zu antworten, daß sich der edelsten Waffe im Lauf der Paradezeit Rost ansetzt; daß die (einstweilen unaufhaltsame) Demokratisirung die Schlagkraft lähmt; daß der Wille zur Hingabe von Blut und Geld in den Massen ermatten muß; daß jeder Aufstieg in höhere Kulturzellen die Barbarenkraft des Kriegers mit Gewissensbedenken bepackt, die ihr den fröhlichen Muth zu tiefem Athemzug nehmen und die angeborene Farbe der Entschließung bleichen; und daß die heute herniederstrahlende Gunst der Gestirne (Rußlands Ohnmacht, Englands soziale Wirrniß und Nahrungsorge) nicht so bald wiederkehrt. Das wäre in ruhigen Tagen zu antworten. Jetzt hatten die Warner nur zu zeigen, daß Deutschlands Feinde auf den Deutschen Kaiser hoffen: als auf den

milden Mann, der um jeden Preis den Frieden erhalten werde. Das ist als wahr erweislich; als wahr erwiesen worden. (In den letzten Tagen hat Drumont den Kaiser dem Prinzen Hamlet verglichen: „Das unfaßbare Grauen, das ihn vor jedem Handeln ergreift, beweist, daß er nicht zum Handeln bestimmt ward; er kann über eine große materielle Macht verfügen und weiß nicht, was er damit anfangen soll"; hat General Bonnal gesagt: „Der Kriegsherr des deutschen Heeres zweifelt wohl selbst an seiner Zulänglichkeit zu solchem Amt. Ich habe oft den großen Manövern drüben zugesehen; wenn der Kaiser eine Aufgabe gestellt und die dazu nöthigen Operationen geleitet hatte, kam Alles in eine wahrhaft imperatorische Klemme. Aus diesem Bewußtsein stammt des Kaisers unanzweifelbare Friedfertigkeit, gegen die keines Kanzlers Thatendrang aufkommen kann.") Droht daher nicht ernstere Gefahr als aus einem turnväterlich groben Artikel?

Jeder Tag pferchtden Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Weder notwendig noch nützlich ist der von dem kleinen Herzen des Kanzlers unternommene Versuch, die Mitschuld an einem schlechten Geschäft dem Kaiser aufzubürden und über den Erdball zu heulen: „In jeder Stunde hat er mit uns übereingestimmt!" Das glaubt draußen ja Keiner; und daß Keiner es glaubt, bahnt uns jetzt einen schmalen Pfad aus dem Dickicht. Volk und Kaiser können einander in dem Entschluß finden, eine Verhandlung abzubrechen, die zu unwürdiger Posse zu werden droht. Ob dem Abbruch eine neue, auf Marokko beschränkte Zwiesprache oder eine Konferenz folgt: wir gewönnen Zeit. Könnten uns von dem Grundirrthum lösen, daß Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft zum Kampf zu sichern sind, durch publizistische oder diplomatische Heuchelei zu erlangen seien. Uns in männliche Haltung zurückgewöhnen und erkennen lernen (und lehren), daß der Friede nur den Satten und bequem Hausenden frommt. Ein Volk, das, ohne Schwertstreich, nur durch den sichtbaren Beweis unbeugsamen Willens zur schwersten Machtprobe ungefähr Alles erreichen könnte, läßt sich von Denen, die vor ihm zittern müßten, zum Ambos machen: und konnte gestern, könnte morgen doch Welthammer sein. Was nothwendig ist? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinen Unglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem mmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird.

Schuldeutsch.

Der Reichstag wird nächstens die Frage zu beantworten haben, ob im deutschen Schulunterricht die „Lateinschrift“ herrschen solle. Jeder Mensch in Deutschland weiß, daß unsere Schuljugend von Memel bis Straßburg, in Dorf und Stadt, in niederen und höheren Schulen eine Unmenge höchst unnöthigen und schlechten Stoffes aufzunehmen hat. Auch auf dem Gebiet der deutschen Sprache. Jeder weiß und Niemand leugnet es. Am Wenigsten der Lehrer, der verurtheilt ist, gegen Wissen und Gewissen die Kinder zu quälen. Ernste, erfahrene, einsichtige Männer und Frauen haben unwiderleglich nachgewiesen, daß unsere herrschenden öffentlichen Schulen den Kräften und Bedürfnissen der kindlichen Natur nicht angepaßt sind und deshalb vielfach mehr schädigend als fördernd wirken. Man fragt schon allen Ernstes, wozu man Schulen halte, auf denen die Jugend nicht gesünder, rüstiger, lebensfreudiger und tüchtiger wird. Außerhalb des Bezirkes der amtlich dazu Verpflichteten finden unsere Schulen überhaupt keine Fürsprecher mehr. Was man bewundert, ist der zähe Beamtenfleiß und Dienstgehorsam, mit dem Lehrer und Lehrerinnen zu eigener und fremder Qual jahrein, jahraus den steinigen Boden beackern. Aber ich kenne auch ihrer genug, die sich im inneren Kampfe vorzeitig aufreiben. Hier die strenge Dienstanweisung und eine verdrossene, harte Arbeit am sinnlos Gewordenen, dort das verlockende Bild einer neuen Erziehung, die auf ein feines Verstehen der kindlichen Seele gebaut, von der Sonne liebevollen Mitempfindens erleuchtet und durchwärmt ist. Wagt man etwa deshalb nicht, zuzugreifen, weil das Uebel schon zu groß ist und keine Hoffnung auf Heilung mehr läßt?

Zwei Dinge sind es, unter denen die deutsche Jugend der Volksschule und der unteren Klassen der höheren Schule besonders arg leidet: das Uebermaß an Memorirstoff für die Religionstunde (biblische Geschichten, Bibelsprüche, Katechismus, Kirchengeschichte, Kirchenlieder) und der deutsche Sprachbetrieb. Nur von ihm sei hier die Rede.

Ich behaupte, wir könnten unsere Volksschulen, unsere Vorschulen und die unteren Klassen der höheren Schulen in nützlichster Weise entlasten, wenn wir uns endlich entschlössen, unsere fast schon chinesischen Umständlichkeiten in Schrift und Sprache abzuschaffen. Der Erwachsene kann sich nur schwer eine richtige Vorstellung von der Mühe machen, die ein Kind von sechs bis acht Jahren aufwenden muß, um sich mit all den Schriftzeichen vertraut zu machen, die seinem jungen Hirn zugemuthet werden. Für jeden Laut hat

es sich acht Formen einzuprägen: kleines deutsches Schrift-a, großes deutsches Schrift-A, kleines lateinisches Schrift-a, großes lateinisches Schrift-A, kleines deutsch gedrucktes a, großes deutsch gedrucktes A, kleines gedrucktes lateinisches a und großes gedrucktes lateinisches A. Unser Alphabet hat 24 Laute, also hat ein Kind 8 × 24 = 184 Zeichen seinem Gedächtniß einzuprägen. Das ist viel schwerer, als man glaubt. Nur wenige erwachsene Deutsche können aus dem Gedächtniß die Formen der großen gedruckten deutschen Buchstaben nachzeichnen. Ich bitte jeden Leser, an sich selbst eine Probe zu machen: Die Meisten werden sie nicht bestehen. Sehr begreiflich: denn diese Buchstaben sind meist wahre Monstra an Schnörkelwerk und Unklarheit. Man braucht sie nur den klaren Lettern des Lateindruckes zu vergleichen. Kleinen Kindern wird schon das bloße Erkennen schwer; wie viel schwerer dann erst die Nachbildung! Ich empfehle Erwachsenen, die Das nicht glauben wollen, Geläufigkeit im Schreiben des Griechischen oder Russischen zu erwerben. Schon unsere etwas selteneren Zeichen, wie §, &, erfordern jedesmal Ueberlegung, und als ich jüngst beim Kopiren alter Briefe das Schillingzeichen ß schreiben mußte, gabs jedesmal eine Störung. Nun haben wir außer den 184 Zeichen doch noch besondere für ch, sch, ß, ſ, s und zu diesen die entsprechenden Formen auch in beiden Druckarten. Wir kommen damit bis zu 200 Zeichen; und daneben haben wir die unentbehrlichen Zahlzeichen wieder in zwei Systemen. Das ist zu viel des Guten. Das findet auch keinen Anwalt mehr unter den ernst zu nehmenden Pädagogen. Man trägt es als unabwendbares Uebel. Hier ist Abhilfe nöthig; ist sie auch leicht zu finden. Der aus der Kommission erwachsene Antrag bringt sie schon: die Verschiebung der deutschen Schrift und des deutschen Druckes bis ins vierte Schuljahr.

Verfrühter und übertriebener Sitzzwang trägt die Hauptschuld an der stetig zunehmenden Blutarmuth und Nervosität der Kinder, zumal der städtischen. Hier müßte man mit beiden Händen zugreifen, wenn sich irgendeine mögliche Entlastung bietet. Die Einführung der Lateinschrift in die unteren Klassen würde auch die Handschriften verschönen; die rundlichen Formen fließen viel leichter aus der Hand als die eckigen. Wenn (ein Zukunftstraum) die Deutschschrift ganz wegfiele, wäre es für unsere Schreibtechnik innerhalb und außerhalb der Schule ein wahres Glück. Die Mischung von Deutsch- und Lateinschrift ist es gerade, die unsere Hand verdirbt, ihr den Charakter nimmt. Ich hatte eine gute deutsche Handschrift. Dann wurde ich gezwungen, für meine lateinische Doktordissertation viele Monate lang ausschließlich Lateinisch zu schrei-

ben; und seitdem ist meine Schrift für beide Schreibarten verdorben. Leider hat Bismarck sich für die Deutschschrift erklärt; darauf beruft man sich heute noch gern. Niemand wird selbst auf solchem Gebiet Bismarcks Urtheil gering schätzen; aber als Schulmann muß ich dem großen Mann widersprechen. Er litt selbst unter einer Umgebung, die durch langen Schuldienst in ihrer besten Kraft gebrochen war; er klagte, daß einer Jugend, die durch zu langen Sitzzwang, zu strengen Geistesdrill und aufregende Examensorgen um alle Natürlichkeit und Frische gebracht sei, nicht der gesunde Idealismus erwachse, der aus Uebelständen den Weg zur rettenden That finde. Hätte er Zeit und Gelegenheit gefunden, die deutschen Schulen gründlich in ihrem Betrieb zu studiren, hätte er gar etwa selbst einmal ein paar Jahre lang Elementarunterricht ertheilt, dann würde er über die Schulen noch anders, noch viel härter geurtheilt haben. Er hätte schnell erkannt, daß der deutsche Wagemuth auf den harten Schulbänken kleben bleibt. Denn an diese Bänke ist unsere „höhere" Jugend vom sechsten bis ins zwanzigste Lebensjahr, wie einst die Galeerensklaven an ihre Ruderbänke, gefesselt. Wir verurtheilen unsere Jugend zu einem Kanzlistendasein und staunen dann, wenn die Schule uns Kanzlisten, statt fröhlich starker Menschen, zurückgiebt.

Wie viel Zeit und Jugendkraft könnten wir sparen, wenn wir die eckige Schrift ganz abschafften und die Kinder höchstens hundert Lautzeichen lernen ließen! Viele Verstöße gegen die Formalienlehre würden dann unmöglich und, zum Beispiel, die beiden Schreibarten nicht mehr vermengt. Der Lehrer darf es nicht durchlassen; doch manchem Schüler ist die Gewohnheit nicht auszutreiben, die Eigennamen lateinisch zu schreiben oder in deutscher Schrift lateinische große Anfangsbuchstaben hinzusetzen. Im Kleinkrieg gegen solche Läppereien wird unendlich viel Pulver verschossen.

Meine Phantasie wagt sich in eine ferne Zukunft, wo Vernunft über den Unsinn ererbten Formelwesens gesiegt haben wird. Könnten nicht auch wir die mittelalterliche Sitte ablegen, Substantiva groß zu schreiben? Was bei allen romanischen Völkern und bei den meisten nordischen möglich und nützlich ist, sollte bei uns unmöglich und schädlich sein? Unsere Schulen könnten ihr Ziel erst erreichen, wenn der deutsche Sprachbetrieb von Grund auf reformirt (also vereinfacht) würde. „Die deutsche Schulsprache ein Todfeind des Deutschthums": so heißt eine Schrift, deren patriotischer und erfahrener Verfasser auch auf die Millionen hinweist, die alljährlich für unseren umständlichen und ergebnißlosen Schulbetrieb aufgewandt werden. Ergebnißlos wage ich ihn zu nennen.

Schon Schiller klagte: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ Seitdem ists noch viel schlimmer geworden. Die deutsche Rechtschreibung hat sich zu einer Geheimwissenschaft entwickelt; ich habe oft heiße Debatten von Deutschlehrern, also Männern, die auf der Universität Germanistik studirt hatten, über strittige Rechtschreibungfragen gehört und zweifle, ob sich die namhaften Schriftsteller Deutschlands zutrauen würden, ein fehlerloses Diktat der obersten Volksschulklasse zu schreiben. Selbst die Männer und Frauen, die schon in der Schule die neue Rechtschreibung gelernt haben, sind dazu nicht fähig. Wer soll auch die tausend Spitzfindigkeiten und Knifflichkeiten im Kopf behalten?

Die Gutachten angesehener Männer zeigen uns, daß die Beschwerden im Wesentlichen als berechtigt anerkannt werden. So besteht völlige Uebereinstimmung im Urtheil über die großen Buchstaben; die Mehrheit spricht sich auch für die Lateinschrift aus. Fast alle Gutachter sind für eine weitgehende Vereinfachung der Rechtschreibung. Wir schreiben: Fahne, Vater, Pferd, Philister, Faser, Veilchen, Pfeife, Pharao, Adolf, Gustav, Pflanze, Telegraph, fahl, voll, pflegen, phantasiren; sprechen aber den F-Laut in all diesen Worten gleich aus. Der historischen Sprachforschung zu Liebe behalten wir in vielen Worten Laute bei, die unserem Volk unverständlich sind, schreiben Christ statt Krist, Physik statt Fisik, Photographie statt Fotografie. Viel alter Unfug wird auch getrieben mit den Lautgruppen d, t, dt; mit x, chs, ks, gs, cks; mit e, ee, eh, ä; mit oi, oy, eu, äu; mit ai, ei, ey, ay und Dergleichen mehr.

Nun muß man wissen, mit wie feierlichem Ernst dieser Rechtschreibung-Krimskrams in unseren Schulen getrieben wird; man muß wissen, daß inhaltlich gute Aufsätze in ihrer Bewerthung tief herabgesetzt werden, wenn darin mehrfach gegen die Mysterien deutscher Schulrechtschreibung gesündigt ward; muß wissen, daß zahllose Schüler, trotz geistiger Regsamkeit und guter Begabung, solcher Fehler wegen in den unteren Klassen hängen bleiben und in ihrer geistigen Entwickelung gehemmt werden. Dazu kommt noch der pedantische Kleinkram der berühmten Abtheilunglehre und der nicht minder dornenreichen Satzzeichenlehre. Ob man nach einem Semikolon, nach einem Doppelpunkt große oder kleine Anfangsbuchstaben zu schreiben hat, ob Partizipialsätze mit einem Komma-Paar einzuschließen sind: ists nicht ungeheuer wichtig? Wenn dieser Flohfang nur nützte! Flöhe und Fehler kommen immer wieder. Nur ganz wenige Volksschüler haben später so viel im Gedächtniß bewahrt, daß sie einen leidlich fehlerlosen Brief schreiben können. Acht Schuljahre reichen nicht aus, um auf die Dauer die deutsche Geheimschrift einzuprägen.

Da die Noth nun erkannt ist, gilt es nur noch, einen Volkswillen zu schaffen, der uns von ihr erlöst. Schon die Einführung der Lateinschrift in den Anfangsunterricht brächte den schweren Eisblock unserer Schule in Bewegung und eine kräftige Agitation, die durch das ganze Land gehen müßte, hätte die bedeutsamere Reformarbeit vorzubereiten. Zunächst muß unsere Sprache so vereinfacht werden, daß sie zu einem scharfen und leicht brauchbaren Werkzeug des ganzen Volkes wird, denn die Sprache ist nationales Gemeingut und darf nicht der Tummelplatz pedantischer Gelehrsamkeit bleiben. Nicht Uebermuth treibt mich, den Gelehrten (ich gehöre zu ihnen) Selbstbeschränkung zu empfehlen. Erfahrung hat den Rath gezeugt. Nach Luthers Tod verlor die Sprache ihre urwüchsige Kraft, weil sie der Kunst entwunden und der Wissenschaft ausgeliefert wurde. Sie verknöcherte wieder unter den Händen der Gelehrten. Der Kanzleistil gewann an Boden, langstielige, nüchterne Fürwörter, wie „derjenige", griffen um sich, unnütze Wendungen und Flickwörter, wie „gewissermaßen", „einigermaßen", flossen in die Rede ein, Fremdwörter strömten aus allen Gebieten zu oder wurden mit griechisch-römischen Wortbildungmitteln neu geschaffen. Je höher der Einfluß der Sprachgelehrsamkeit in den Schulen stieg, um so tiefer sank der künstlerische Werth der Sprache und Schrift. Paul Heyse klagte einst: „Die Dichtung der vierziger und fünfziger Jahre litt an den Gebrechen einer abgelebten, saftlosen Korrektheit. Wer sich überzeugen will, wie weit die Schriftsprache, von ihren Quellen getrennt, durch Röhrenleitungen vielfach filtrirtes Wasser mit sich führte, prüfe nur statt alter des neuen Gutzkow armsälige literarische Thätigkeit. Nie wird ihm ein bodenwüchsiger, quellfrischer Ausdruck begegnen, überall nur ein scharfer, unsinnlicher Hauch dialektisch destillirter Gedankenarbeit, die sich der Sprache als des gemeinnützigen Mittels zur Verständigung bedient. Mit der Verssprache des Jungen Deutschland stand es nicht besser." Und was sagt der Germanist Weise? „In dieser Zeit des sprachlichen Niederganges leben wir noch. In unserem tintenkleckſenden Jahrhundert gilt das gesprochene Wort gar nichts, der Buchstabe Alles. Das lebende Wort ist ohnmächtig, die Zeitungen sind eine Großmacht ersten Ranges. Mit der Zunahme des Umfanges wird der Inhalt des Schriftthums minderwerthig."

Die große Gelehrsamkeit der Germanisten hat uns Alle sprachlich nicht gehoben. Nun sollten die Künstler, die Dichter und besten Schriftsteller das entscheidende Wort sprechen. Auch Politiker und Geschäftsleute müssen gehört werden.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Selektion und Civilisation.*)

Die civilisirten Völker, die man unvollkommen oder zum Theil civilisirte nennen sollte, lassen, im Vergleich mit den Barbaren, eine stärkere und namentlich viel allgemeinere Entwickelung der Intelligenz und der Moral erkennen. Die Kraft spielt bei ihnen eine weniger wichtige Rolle. Sie dient hauptsächlich dazu, die Verbrecher zu strafen und die Gesellschaft gegen Revolten und Angriffe von außen zu schützen. Die Berufe und die öffentlichen Funktionen sind vielfach getheilt. Das persönliche Eigenthum überwiegt das öffentliche. Eine bemerkenswerthe Sicherheit ist die Folge eines guten Gebrauches der Macht und einer Einschränkung der Gewalt jedes Beamten. Diese Sicherheit gestattet eine große Freiheit des Wortes, der Schrift und sogar der Handlungen in Allem, was nicht durch allgemeines Gesetz verboten oder durch eine intolerante Oeffentliche Meinung eingeschränkt ist. Doch bedingt die Sicherheit eine Ansammlung von Kapitalien, die wiederum eine Quelle intellektueller Entwickelung wird. Denn man bedarf freier Zeit, also günstiger Lebensverhältnisse, um zu studiren. Die liberalen Professionen haben, wie die anderen, den Gewinn der Untertheilung. Im selben Maß, wie sie fortschreiten, gewinnen ihre Vertreter größeren Einfluß und verbreiten mehr Aufklärung. Die Gesellschaft kennt sich im Allgemeinen; sie kann sich also auch bis zu einem gewissen Punkt selbst leiten. Das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit wird durch häufige Diskussionen entwickelt und schafft eine aufgeklärte Oeffentliche Meinung. Die religiösen Glaubensinhalte stammen oft aus den ältesten Zeiten her; die begleitenden moralischen Anschauungen aber haben sich geändert. Man sieht die Rache nicht mehr als ein Attribut der Gottheit an und keine Gesetzgebung gestattet, daß ein Einzelner für die Fehler oder Verbrechen seines Vaters, seiner Vorfahren, seiner Nachbarn oder Landsleute bestraft wird, wie es noch bei einigen arabischen Sekten der Fall ist. Noch weniger wird zugegeben, daß der Tod eines unschuldigen Menschen, einer reinen Jung-

*) Fragmente aus dem Werk „Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten“ von Alphonse de Candolle, das Geheimrath Wilhelm Ostwald, als zweiten Band seiner „Großen Männer“, in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt. Das Werk des großen Botanikers und Universalgelehrten erschien nach den Hauptwerken Darwins. Candolle, sagt Ostwald, „hatte damals, trotz seinen dreiundsechzig Jahren, die neue Botschaft mit offenem Herzen und vollständiger Bereitschaft, sein eigenes Denken von diesen neuen Ansichten beeinflussen zu lassen, aufgenommen; und das Werk selbst zeigt überall die Spuren der persönlichen und originalen Verwerthung jener gewaltigen Denkmittel“. Der Thatsache, daß dieses noch heute nicht veraltete Werk in dem von einem kongenialen Forscher geschaffenen Text deutschen Lesern zugänglich ist, dürfen wir uns freuen.

frau oder eines Lammes die Schuldigen entsühnen könne. Handlungen, die Anderen nicht schaden, fallen nicht unter das Strafrecht. Die Vergehen werden nach der Schadensart, die sie bewirken, bestraft. Die Moral beruht auf dem persönlichen Gewissen und die Uebereinstimmung gewissenhafter Menschen bestimmt die allgemeinen Anschauungen von Ehre und Redlichkeit. Aus der Gesammtheit dieser Verhältnisse ergeben sich menschlichere und gerechtere Gesetze, als sie bei den barbarischen Völkern bestehen.

Das Wesen der Selektion ist in solchen Staaten nicht leicht festzustellen. Der Einzelne ist freier als in den barbarischen Staaten. Doch übt die Gesellschaft auf ihn noch einen starken Druck aus. Daher kann man erwarten, daß neben der natürlichen Selektion auch eine künstliche vorhanden ist, wobei die eine der anderen entgegenwirken mag. Die beiden Formen muß man auseinanderzuhalten suchen, und um vor diesen so verwickelten Fragen nicht in die Irre zu gerathen, betrachten wir nach einander die physischen, moralischen und intellektuellen Bedingungen der civilisirten Völker.

1. Physische Bedingungen.

Kraft, Gesundheit und Schönheit sind persönliche Vorzüge, die bei civilisirten Völkern weniger ins Gewicht fallen als bei barbarischen. Zweifellos verlangen einzelne Beschäftigungen mehr physische Vorzüge als moralische und intellektuelle; aber eben nur einzelne. Je mehr die Kultur vorschreitet, um so mehr wird die Intelligenz nothwendig, selbst bei manuellen Thätigkeiten und noch mehr bei den anderen Berufen. Es giebt ganze Kategorien von Berufsarten, die von körperlich Schwachen sehr gut ausgefüllt werden können, sogar von Verkrüppelten, wenn sie intelligent, ehrlich, unterrichtet oder mit diesem oder jenem besonderen Talent ausgestattet sind. Uhrmacherei, Goldschmiederei, Holzschneiderei, Schreibearbeit, mehrere gelehrte Berufe lassen sich durchaus mit gewissen körperlichen Unzulänglichkeiten verbinden, die den Menschen zum Militärdienst untauglich machen. Die Mehrzahl solcher Menschen würde unter Barbaren oder Wilden mißhandelt werden und ohne Nachkommenschaft sterben. In einem civilisirten Lande dagegen können sie, unter gesetzlichem Schutz und mit dem Einkommen, das ihnen ein seßhaftes und fleißiges Leben verschafft, sich verheirathen und ihren Nachkommen mit ihren intellektuellen Vorzügen auch die körperlichen Fehler vererben, mit denen sie behaftet sind. Einige Berufe zerstören thatsächlich die Gesundheit. So leiden die Bergleute unter der unterirdischen Arbeit und viele andere Arbeiter unter dem andauernden Aufenthalt in zu überhitzten, staubigen und schlecht gelüfteten Räumen. Der Mangel an körperlicher Bewegung ist für viele Angestellte eine Ursache der Schwächung und Erkrankung. In der industriellen und Handel treibenden Bevölkerung sieht man öfter einen Zustand, der die Gesundheit schädigt, als einen, der ihr zuträglich ist. Und da die schwächlich oder krüppelhaft Geborenen sich leichter solchen Beschäftigungen widmen (wobei sie noch den

Vortheil der Befreiung vom Militärdienst haben), so liegt hier eine Selektion vor, die wesentlich im schlechten Sinn wirksam ist.

Tritt hier wenigstens eine Kompensation durch die Eheschließungen ein? Kann man sagen, daß in den Kulturländern das Menschengeschlecht sich durch solche Familien fortpflanzt, die mit physischen Vorzügen reichlich ausgestattet sind? Nein. Gesundheit und Schönheit sind ja gesuchte Eigenschaften; aber bei der Ehewahl denkt man eher an das Vermögen, die gesellschaftliche Stellung, Talent, Charakter, Moral; außerdem giebt es Sympathien, deren Ursache nicht leicht ersichtlich ist. Die Gesetze verbieten Heirathen zwischen zu nahen Verwandten und unterhalb eines gewissen Alters; aber weiter gehen sie nicht. Sie könnten nicht, ohne zu schwereren Störungen zu führen, kränklichen oder erschöpften Leuten verbieten, sich zu verheirathen, wenn sie wollen. Die Polygamie der barbarischen Länder, die für die Entwickelung der Rassenschönheit so vortheilhaft ist, besteht in den Kulturländern nicht, wenigstens nicht in gesetzlicher Form, und die regellose Polygamie, die wir neben der Monogamie und der Ehelosigkeit haben, ergiebt wenig zahlreiche und schlecht erzogene Nachkommenschaft. Die gesunden und schönen Frauen, die durch diese regellose Polygamie in die Städte gezogen werden, liefern weniger Nachkommenschaft als die anderen.

Zwei sehr wichtige Ursachen kommen hinzu. Erstens: Die Militärpflicht hält von der Verheirathung eine große Anzahl kräftiger Männer zurück und führt sie manchmal einem vorzeitigen Tod entgegen, während die Schwächlinge und Krüppel heirathen und die Rasse fortpflanzen. Zweitens: Gefühle, die an sich sehr lobenswerth sind, führen zusammen mit den Fortschritten der Medizin zur Erhaltung der Kranken, der Schwachen und Verkrüppelten. Der Kampf zwischen den Einzelnen wäre so schrecklich, wie Malthus ihn annahm: er würde die Schwachen eben so vernichten wie in den barbarischen Ländern, wenn nicht die private und öffentliche Wohlthätigkeit seine Wirkung mit allen erreichbaren Mitteln abzuschwächen versuchte. Im natürlichen Verlauf der Dinge würde die Selektion durchaus zu Gunsten der Tüchtigsten wirken; sie wird aber durch den Willen der Kulturmenschheit zurückgedrängt. Die Ergebnisse sind ehrenvoll, fördern aber nicht die Verbesserung der Rasse. Glücklicher Weise bringt der selbe Wille des Menschen auch andere Wirkungen hervor, unabhängig von der Selektion, an denen man ausschließlich Vortheile erkennen muß. Je civilisirter ein Land ist, um so mehr widersetzen sich die Einzelnen und die Oeffentlichkeit schädlichen Einflüssen, wie den Epidemien, der Errichtung ungesunder oder gefährlicher Gebäude, der übermäßigen Arbeit in den Fabriken und insbesondere der Kinderarbeit. Die Religionen unserer Zeit begünstigen nicht die physische Entwickelung, wie es bei dem Heidenthum der alten Griechen geschah, aber aufgeklärte Männer und der Staat können hier ergänzend eintreten.

Erwägen wir nun alle diese guten und schlechten Einflüsse, die

das Kulturleben auf die Kraft, Gesundheit und Schönheit der Bevölkerung hat, so ergiebt sich eine große Schwierigkeit, zu bestimmen, ob das Gute das Schlechte überwiegt. Sehr bestimmte und bemerkenswerthe Daten haben ergeben, daß die mittlere Lebensdauer der kultivirten Völker größer ist als die der anderen; und sie nimmt um so mehr zu, je höher die Kultur steigt und je mehr Reichthum sie erzeugt. Dieser Thatsache kann man entgegenhalten, daß lange Lebensdauer nicht Gesundheit bedeutet, daß, zum Beispiel, die Frauen im Allgemeinen etwas länger leben als die Männer, obwohl sie weniger kräftig und tüchtig sind. Auch sehen wir oft Leute mit physischen Fehlern und Schwächlinge zu hohem Alter gelangen, falls sie sich nur gewisse Bequemlichkeiten gestatten oder gewisse Vorsichtmaßregeln anwenden können und keine wesentlichen Organe angegriffen sind. Das ist richtig; und man kann nicht absolut behaupten, daß die Langlebigkeit ein exaktes Maß der Gesundheit ist.

Die Statistik kann keine Auskunft über die Schönheit des Gesichtes geben. Die Künstler behaupten, daß sie in den rückständigen Ländern viel mehr schöne Modelle finden als in den Städten und selbst auf dem Lande in Mitteleuropa. Vielleicht darf man daraus schließen, daß eine korrekte und ausgezeichnete Schönheit eher in Ländern entsteht, wo die Jugend schlecht gekleidet, schlecht ernährt, schlecht erzogen, aber frei ist. Vielleicht vermindert auch die sitzende Beschäftigung mit spezieller Arbeit die Entwickelung der Anmuth. In jedem Fall darf man sagen, daß bei den Barbaren die geschlechtliche Selektion zu Gunsten der Rassenschönheit wirkt und daß ihre Lebensweise den Körperformen nicht schadet, während bei den Kulturvölkern die geschlechtliche Selektion nicht ausschließlich im Sinn der Schönheit thätig ist und manche Beschäftigungen der korrekten Entwickelung der Körperformen direkt schädlich sind. Dagegen ist die Gesundheit bei den Kulturvölkern besser, was man mehr der bequemen Lebensweise und der intelligenten Fürsorge zuschreiben muß als einer Wirkung der Selektion.

2. Moralische Bedingungen.

Die Engländer pflegen zu sagen: „Honesty is the best policy“; Ehrlichkeit bezahlt sich am Besten. Dieses Sprichwort hat den Fehler, daß es die Ehrlichkeit als eine Sache der Wahl und nicht als ein natürliches Gefühl oder eine Pflicht darstellt. Außerdem ist es nicht ganz richtig. Offenbar ist es ein schlechtes Geschäft, Dieb oder Fälscher bis zu solchem Grade zu sein, daß man der öffentlichen Verachtung verfällt und mit den Gerichten in Konflikt geräth. Sind aber auch in Kulturländern nicht die kleinen Unwahrheiten und Täuschungen so vielfach in Gebrauch, daß man sie als nützlich für Die ansehen muß, die sie anwenden? Man braucht nur zu beobachten, was auf den großen Versammlungen, Märkten, Börsen vorgeht. Sicher sind unter der Menge viele ehrliche Leute und noch viel mehr, die es sein möchten und auch sein würden, wenn nicht die Umstände sie zwängen, unehrlich zu sein. Ist aber die Mehrheit nicht damit beschäftigt, den Anderen „hineinzu-

legen", zu täuschen und (noch öfter) zu belügen, nur, um unter dem Preise zu kaufen und über ihm zu verkaufen? Ueberschreitet Einer die übliche Grenze der kleinen Lügen und Unehrlichkeiten, so schreit man Weh; aber diese Grenze ist sehr unbestimmt. Man achtet wenig darauf, so lange die Thatsachen nicht offenkundig werden. Eben so wenig dürfen die politischen Versammlungen als Schulen der Moral bezeichnet werden. Die Intrigue herrscht hier fast allgemein; und Intrigue heißt: Lüge. Auch die unregelmäßigen erotischen Beziehungen, die in den monogamischen Ländern viel häufiger sind als in den polygamischen, sind eine Quelle von Täuschungen. In diesem Fall werden ehrenhafte Männer zur Lüge gezwungen, um anderen Personen üble Konsequenzen zu ersparen.

Die Oeffentliche Meinung und die Gesetze hindern die Leute, allzu unehrlich zu sein. Eine große Zahl Unehrlicher wird verurtheilt, trotz der Nachlässigkeit und anderen Mängeln der Polizei, der Richter und der Geschworenen. Die Einsperrung einer gewissen Anzahl von Uebelthätern dient als abschreckendes Beispiel. Sie wirkt als Selektion, denn die Gefangenen leben nicht in Familien und hinterlassen selten Abkömmlinge. Noch ein anderer Umstand des Kulturlebens wirkt als Anpassung und Selektion im guten Sinn. Die Theilung der Berufe und der Funktionen hat eine große Zahl von Menschenklassen entstehen lassen, die aus Nothwendigkeit, Pflicht oder Gewohnheit im Allgemeinen ehrlich sein müssen und sind. Es giebt Vertrauensposten, für welche Ehrlichkeit eine Nothwendigkeit ist: Mediziner, Juristen, Geschäftsträger, Kaufleute, Bankiers, die vom Vertrauen der Familien leben. Ferner giebt es Geistliche, Richter, Lehrer, die ein gutes Beispiel geben, weil ihre Ueberzeugung, ihre Pflicht und ihr wahres Interesse dazu antreiben. So weit ihnen der Coelibat nicht Pflicht ist, pflegen sie gute Familienväter zu werden. Ihre Berufe sind offene Thüren für die moralischen Menschen. In Darwins Ausdrucksweise handelt es sich hier um die günstige Anpassung eines Theiles der Bevölkerung. Und die unter solchen Umständen erwachsenden Familien haben eine wichtige Stellung in der Gesellschaft (woraus sich eine vorzügliche Art der Auslese ergiebt).

Die den Kulturländern eigene Freiheit und Sicherheit haben gute wie schlechte Folgen. Man kann hier Propaganda nach jeder Richtung machen. Die durchschnittliche Abwesenheit der brutalen Gewalt, das regelmäßige Bedürfniß nach einer großen Anzahl ehrlicher Menschen für viele Berufe wirken in sehr günstigem Sinn. So ist die Kultur im letzten Ende der Moral günstig. Nicht nur widersetzt sie sich dem Mißbrauch der Gewalt: sie hindert und unterdrückt auch die Entwickelung des schlechtesten Theiles der Bevölkerung und öffnet den ehrlichen und wahrhaftigen Menschen günstige Laufbahnen. Allerdings bleiben Falschheiten und Täuschungen in Gebrauch und auch manche schlimmere Vergehen entziehen sich der Strafe. Eben so unterhalten die Kriege und Revolutionen die Gewohnheit der Gewaltsamkeit; auch

werden die öffentlichen Funktionen, die Einzelnen Einfluß auf die Gesellschaft geben, von Fürsten, Ministern oder dem souverainen Volk nicht selten Leuten übergeben, deren Moral niedrig steht und deren Beispiel und Handlungen üble Folgen haben. Dennoch ist die Gesammttendenz viel moralischer als bei den barbarischen Völkern.

Man wird hiergegen die Anzahl der Verbrechen und die Thatsache anführen, daß die Vergehen wider das Eigenthum in den hochstehenden Kulturländern viel häufiger sind als in den anderen; doch muß man sich nicht durch den Schein täuschen lassen. Die nachgewiesene Minderung der Verbrechen gegen das Leben, insbesondere der schlimmsten Formen, spricht für die hochkultivirten Länder; und die Zunahme der Eigenthumverbrechen in diesen Ländern rührt daher, daß dort der Reichthum viel größer ist. Bewegliche Werthgegenstände, die leicht gestohlen werden, sind in den Kulturcentren überall zu sehen. Bei gleichem oder überlegenem moralischem Zustand sind also hier die Versuchungen viel größer als in rückständigen Ländern; daher muß mehr gestohlen werden. Betrachten wir ein Räuberneſt auf einem Berggipfel in Griechenland oder Kalabrien; da ist das dem Raub zugängliche Eigenthum so spärlich und wird von den Eigenthümern so sorgsam gehütet, daß man an einem solchen Ort nicht von kleinen Betrügereien leben kann. Trotzdem steht die Moral auf sehr tiefer Stufe.

3. Intelligenz.

Je höher die Kultur eines Landes steht, um so mehr sind die intelligenten Klassen der Bevölkerung dem Zustande der Gesellschaft angepaßt und um so mehr treten die schwachen Geister zurück. In dem Maße, wie die Berufe sich spezialisiren, wie die Wissenschaft sich mit weniger leicht sichtbaren und kontrolirbaren Dingen beschäftigt, bedarf der Einzelne zu ihrem Verständniß eines erhöhten Fleißes, besseren Gedächtnisses und Verständnisses, schärferen Schließens. Die Leichtigkeit des Reisens und der vermehrte Verkehr zwischen den Ländern führt zur Kenntniß mehrerer Sprachen, zum Vergleich verschiedener Institutionen und Gebräuche und zur Benutzung der landwirthschaftlichen wie technischen Produkte verschiedener Länder, deren Zugänglichkeit das Wohlbefinden aller Einzelnen fördert. Wer solche Kenntnisse nicht erworben hat, kommt nicht vorwärts. Im Kampf ums Dasein siegen nun Wissende, während bei den Barbaren die Listigsten und Gewaltsamsten siegten.

Wächst in Kulturländern der intellektuell entwickelte Theil der Bevölkerung mehr als der andere? Das ist eine wichtige Frage, die eng mit der Geschichte der Selektion und deren endgiltigen Folgen verbunden ist. Die Intelligenz ist in fast allen Berufen ein Vortheil. Sie entwickelt sehr schnell die Voraussicht; denn wer beobachtet und denkt, schließt auf die Zukunft. Im Durchschnitt werden innerhalb einer Menge von einigen Tausend Menschen die mit höherer Intelligenz begabten am Meisten erwerben und das Erworbene am Besten bewahren. Der Theil der Bevölkerung, in dem Wohlhabenheit oder Reich-

thum herrscht, rekrutirt sich also durch den Zuwachs von intelligenten Arbeitern und Angestellten. Er verliert dagegen Leute, die nicht zu bewahren wissen, was sie erbten oder erwarben, die im Durchschnitt also keine hervorragende Intelligenz haben. Ein Mensch, der in jungen Jahren zu einem gewissen Wohlstande gelangt ist, verbessert seine Fähigkeiten und erweitert seine Bildung. Schließlich erhalten die Kinder und Großkinder solcher Eltern, die zu erwerben und zu erhalten verstanden haben, eine bessere und namentlich weiter reichende Erziehung als die Kinder der einfachen Arbeiter. Dies ist eine neue Ursache zur Steigerung der Intelligenz. So kommt die zuvor gestellte Frage auf die andere hinaus, ob die wohlhabenden oder reichen Antheile der Bevölkerung sich schneller vermehren als die armen.

Erfragt man die Ansicht der Alten und Neuen, so ist sie einstimmig in der Annahme eines schnelleren Anwachsens der armen Klasse. Die Römer haben das Wort Proletarier erfunden, weil, wie sie sagten, die untersten Schichten der Bevölkerung dienten „ad prolem generandam“. Malthus hat die außerordentliche Vermehrung in den leichtsinnigen Familien, die meist die ärmsten sind, hervorgehoben; und das Beispiel der Vermehrung der Iren, zunächst in ihrem Land, dann in den englischen und amerikanischen Städten, hat nicht wenig dazu beigetragen, diese allgemeine Ansicht aufrecht zu erhalten. Von der Statistik wird sie nicht mit Bestimmtheit bestätigt. In den wohlhabenden Klassen ist die Anzahl der Geburten geringer als bei den Armen, aber diese weniger zahlreichen Kinder werden besser gepflegt und erreichen eine größere Lebensdauer. In den reichen Gruppen giebt es weniger Geburten und weniger Todesfälle, in den armen mehr Geburten und mehr Todesfälle. Man müßte alle fünfzig Jahre zwei Gemeinden vergleichen können, deren Zahl ursprünglich gleich war und die unter gleichen klimatischen Verhältnissen leben, von denen die eine reich ist und die andere ganz arm. Mit der Gesammtbevölkerung darf man nicht rechnen, da die Ein- und Auswanderung die Vergleiche fälscht. Auch leben in jeder Gemeinde arme und reiche Familien. Um diese Schwierigkeiten zu vermeiden, könnte man die Bevölkerungzahl bestimmter Klassen auswählen, wie den Adel einiger Länder, die obere Bürgerschaft anderer, und sie zu verschiedenen Zeiten mit sich selbst oder mit der Masse der Bevölkerung des selben Landes vergleichen. Mehrere Statistiker haben Untersuchungen solcher Art angestellt; sie sind aber in zwei sonderbare Irrthümer gefallen. Der eine besteht darin, daß sie die illegitimen Geburten vernachlässigt haben, die von der reichen Klasse herrühren, wenn sie auch scheinbar der armen zuzurechnen sind. Jedenfalls zeugen sie nicht für die Sterilität der wohlhabenden Klasse. Der andere Irrthum besteht darin, daß man aus der Minderung der Familienzahl, sogar aus der Minderung der Anzahl der Familiennamen auf eine Minderung der Bevölkerung geschlossen hat, die ursprünglich diese Familien zusammensetzte. Betrachten wir zunächst die Thatsachen.

Die erblichen Peers von England nehmen schnell an Zahl ab. Nach Beobachtungen, die bereits alt sind, würde die Kammer der Lords sich sehr verkleinert haben, wenn nicht oft neue Ernennungen sie ergänzt hätten. Eben so nehmen die Familien der Notabeln, die einst im Großen Rath der verschiedenen Städte der Schweiz Sitz und Stimme hatten, sehr schnell ab. Malthus hat Das für den Alten Rath von Bern festgestellt; und ich kann zufügen, daß von den 133 Familien, die 1789 durch mindestens eine Person im Rath von Genf repräsentirt waren, in Heimath und Ausland nur noch 92 übrig geblieben sind. Die Bürgerschaften der schweizer Städte bedürfen der Zuwanderung, um sich nicht zu vermindern. Benoiston de Châteauneuf hat eine ausgedehnte Arbeit über das Erlöschen der alten Familien in Frankreich geliefert. Er konstatirt ein schnelleres Ende, als man denken sollte, und sucht die Ursachen davon in den Kriegen, den Duellen, den Heirathen zwischen nahen Verwandten, den religiösen Orden und den Sitten. Dazu bemerkt Passy, daß die adeligen, aber armen Familien der Bretagne eine lange Dauer gehabt haben. Endlich hat Galton nachgewiesen, das Verlöschen der Peersfamilien komme hauptsächlich daher, daß die neuen Peers, die kein Vermögen haben, das ihrer Stellung entspricht, gern für sich oder für ihre ältesten Söhne Frauen suchen, die Erbinnen sind. Die Bedingungen für diese Eigenschaft sind in England: sie muß die einzig Ueberlebende einer reichen Familie sein (also wahrscheinlich nicht sehr gesund) oder sie muß das einzige Kind sein (also von einer an Kindern armen Familie abstammen, was einigermaßen erblich ist). Die Folge ist, daß viele neue Peersfamilien nach höchstens zwei Generationen aussterben. Die geringe Dauer der Herzogsfamilien in England war schon bekannt. Wären die Titel nicht auf andere Familien übertragen worden, so wüßten nicht nur die Genealogen davon.

Unter den bestimmten Angaben einiger Statistiker und den Meinungen vieler anderen vermißte ich ein für die Dauer der Familiennamen wesentliches Moment. Offenbar müssen alle Namen erlöschen; um so schneller, je weniger zahlreich ihre männlichen Träger sind, denn die Familiennamen werden nur durch den männlichen Theil erhalten. Nehmen wir eine Gemeinde an, deren Gesammtzahl sich nicht ändert und die weder Aus- noch Einwanderung hat, so muß die Zahl der Namen, die nur durch die Männer bestimmt werden, abnehmen; eben so müssen Familien, die durch den nur von Männern übertragenen Namen oder vererbten Titel gekennzeichnet werden, aussterben. Die Familiennamen werden gewöhnlich vermehrt durch gefundene Kinder, durch mehr oder weniger legalisirte Trennung von Familien und, in den meisten Ländern, insbesondere in den Städten, durch Einwanderung. Sonst würde man ihre Anzahl bald vermindert sehen, unabhängig von der ab- oder zunehmenden Anzahl der Bewohner. In einer Peerskammer, wo Jeder der Einzige seines Namens ist, und in solchen Städten, die eine Menge isolirter Fremder anziehen, erlöschen die Fa-

miliennamen schneller als in einer nicht gewählten Gemeinschaft oder auf dem Lande, wo nur wenig Fremde sich niederlassen. Würden die Namen und Titel auch durch die Frauen fortgepflanzt, so sähen die Dinge anders aus. Die Tendenz zur Verminderung der Familiennamen bliebe aber bestehen: wegen der vorkommenden kinderlosen Ehen.

Man erörtert diese Fragen immer auf der Grundlage der gesetzlich konstituirten Familien und deren legitimer Nachkommenschaft. Würde man die wirkliche Nachkommenschaft, der Frauen wie der Männer, dazu die illegitime Nachkommenschaft, bekannt oder unbekannt, in Betracht ziehen, so würde man zögern, das Erlöschen von Familien anzunehmen.*) Allerdings gelangen fast immer die illegitimen Kinder der Reichen, so weit sie nicht später anerkannt werden, in die armen Klassen, tragen also wenig zur Vermehrung der reichen Klasse bei.

Der Unterschied in der Fruchtbarkeit der Erbinnen und Nichterbinnen in England ist so groß, daß er auf eine bisher übersehene Ursache der geringen Geburtenzahlen in den wohlhabenden oder reichen Familien des Adels und der Bürgerschaft hinweist. Im Allgemeinen verheirathen sich die reichen Mädchen besonders leicht; und nach alten physiologischen Wahrscheinlichkeiten, welche durch die von Galton entdeckten Thatsachen bestätigt werden, haben sie doch die geringste Aussicht, Nachkommen zu hinterlassen. Ihre Zunahme muß daher die Vermehrung der wohlhabenden Bevölkerung mindern. Andere, rein physiologische Verhältnisse müssen in gleicher Weise einwirken, namentlich in solchen Familien, in denen die Intelligenz vorherrscht. Zwischen den drei Funktionen, in denen die Kräfte der Menschenwesen verbraucht werden, den Funktionen der Muskeln, der Nerven und der Reproduktionorgane, ist ein steter Wettbewerb. Jede dieser Funktionen wird beeinträchtigt, wenn die anderen zu viel beanspruchen, namentlich, wenn die verbrauchten Antheile nicht genügend durch die Nahrung ersetzt werden. Selbst bei ausreichender Nahrung vermindern ungewöhnliche Muskelleistungen oder ungewöhnliche Geistesarbeiten die reproduzirende Funktion. Das gilt insbesondere für das weibliche Geschlecht, weil hier die Gesammtheit der Funktionen vor, bei und nach der Geburt eines Kindes so verwickelt ist und durch so zahlreiche Umstände gestört werden kann, selbst bei gesunden Frauen. Nun treten Ermüdungen durch übertriebene geistige Arbeit, durch eine zu starke Erregung der Nerven in Folge von Musik, Festen, Predigten viel öfter bei den Frauen der wohlhabenden Klasse ein als bei den armen. Schon aus diesem Grund bleibt bei den Reichen die Geburtenzahl zurück. Dazu kommen noch andere Ursachen; eine große Vorsicht,

*) Wie viele souveraine oder adelige Familien, die nach dem Almanach von Gotha erloschen sind, pflanzen sich in der Wirklichkeit fort! Wer vermag die Zahl der Abkömmlinge von Bourbons älterer Linie oder von Louis Napoleon anzugeben? Sie selbst haben nicht alle gekannt. Die Naturgeschichte darf nicht als nicht vorhanden ansehen, was wegen legaler oder politischer Fiktionen verheimlicht wird.

welche die Eheschließung auf ein höheres Alter hinausschiebt und einen zu großen Familienanwachs vermeidet. Die Verminderung der Gesundheit ist in erster Linie in solchen Familien zu erwarten, in denen die intellektuelle Kultur der Frauen sehr hoch ist, so daß auch eine ausreichende Ernährung die Kräfte nicht genügend erneuert. Der Organismus ist dann völlig im Nervensystem konzentrirt, und wenn auch die physische Gesundheit nicht leidet, so unterliegt doch schließlich eben das Nervensystem.*)

Die reichen Klassen scheinen also weniger als die armen zu wachsen. Wenn auch beweisende Zahlen noch fehlen, so giebt es eine genügende Menge sekundärer statistischer Nachweise, die diese von je her gehegte Annahme bestätigen. Der ins Weite vorausschauende, im Allgemeinen auch intelligenteste Theil der Bevölkerung nimmt nicht ab, wie das schnelle Erlöschen der Familiennamen erwarten ließe, aber er nimmt für sich wenig oder gar nicht zu. Wenn er nicht durch neue Aufnahmen unterstützt wird, fühlt er sich hilflos, fürchtet, unterzugehen, und verschwindet auch gewöhnlich in dem allgemeinen Wettbewerb um den gesellschaftlichen Einfluß.

Die verschiedenen Folgen dieses Anwachsens der Gesellschaft aus den unteren Schichten verdienen die Aufmerksamkeit der Historiker und Philosophen. Ich erwähne einige Beispiele. Die Religion, zu der sich eine Familie bekennt, bleibt von Generation zu Generation erhalten, wenn auch diese Familie reich wird oder erheblich an Mitgliederzahl zunimmt. Wenn also eine neue Religion in der Klasse der Armen Fuß gefaßt hat, so verbreitet sie sich viel schneller, als wenn sie bei den Reichen angesiedelt worden wäre. Eben so verhält es sich, wenn eine Religion durch eine große Anzahl armer Eingewanderter in ein fremdes Land übertragen wird. In solchen Fällen bewirkt das Mehrungverhältniß der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, daß die neue Religion die Tendenz zeigt, vorherrschend zu werden. Dem Christenthum hat die Einführung in die unteren Klassen Nutzen gebracht; heute hat der irische Katholizismus ähnliche Wirkungen in den Städten von Großbritanien und Amerika. Die Selektion bringt eine Klasse der Gesellschaft hervor, die fähiger ist, nachzudenken und vorauszusehen; diese Klasse wird aber bedroht und überschwemmt von der Masse, die nicht die selben Instinkte hat.

Wenn ein Theil der Bevölkerung intelligenter geworden ist als die Menge, so hat er oft das Bedürfniß, den Unterricht zu verbreiten. Jedenfalls muß er, wenn er wirklich vorausschauend ist, in solchem

*) Die Aerzte der Französischen Schweiz, insbesondere der Kantone Genf und Neuchâtel, müßten, wie ich glaube, sehr traurige Auskunft geben, wenn man sie nach der Zahl der zu Lehrerinnen bestimmten jungen Mädchen fragt, die in Irrenhäusern sitzen und deren Gesundheit dadurch vernichtet worden ist, daß sie zwischen dem zehnten und dem achtzehnten Lebensjahr einen zu weit ausgedehnten Unterricht in Musik, Mathematik und anderen Fächern erhielten.

Sinn thätig sein. Leider setzen sich diesem Streben große Widerstände entgegen, von denen einige unvermeidlich sind. Selbst wenn man voraussetzen könnte, daß keine politische oder religiöse Partei sich solcher Verbreitung widersetzen werde, so kann man nicht erzwingen, daß Leute, die durch schwere Muskelarbeit ermüdet sind, Zeit und Ruhe finden, zu lesen, zu reisen, zu vergleichen, zu diskutiren, sich überlegte Urtheile zu bilden, wie Leute, die Muße haben. Stets wird die körper-Arbeit zu der geistigen in Widerspruch stehen; wird die eine vermehrt, so wird die andere vermindert. Wenn noch so viele Schulen gegründet werden und ihr Besuch unentgeltlich ist: immer wird es Familien geben, die mehr erwerben oder weniger ausgeben und sich dadurch ein Mehr an Muße gesichert haben. Wenden sie diese Muße schlecht an, so verfallen sie; bei guter Anwendung bleiben sie weiter vorausschauend und unterrichteter als die Masse; doch haben wir gesehen, daß die Mehrungverhältnisse der Bevölkerung solchen Familien nicht günstig sind. Daher ist es jedenfalls besser, wenn die Allgemeinheit durch Unterricht gehoben wird; doch dieser Weg führt langsamer und unsicherer aufwärts, als man wünschen möchte.

Die Verfeinerung der Ideen, die Paradoxien, die Anstrengungen, die man macht, um zu lernen und zu verstehen, eine zu seßhafte Lebensweise, Heirathen zwischen Personen der selben Familie vermehren die Fälle von Geisteskrankheiten bei den Wohlhabenden. Diese schlimme Anlage, deren Erblichkeit nur zu bekannt ist, nimmt auch in der armen Klasse mit dem Kulturleben zu. Das ist eine Folge der Freiheit, die heute in dieser Klasse lebt, aber auch der Hoffnungen, Erregungen und Enttäuschungen, die sie mit sich bringt. Die Entwickelung der intellektuellen Gaben führt um so öfter zu Zusammenbrüchen, je kühner und stärker sie ist; wie allzu heftige Bewegungen der Glieder zu Brüchen führen. Allerdings müssen die Kulturnationen auf dem Wege der Intelligenz voranschreiten; aber sie lassen Tote und Verwundete auf dem Felde der geistigen Kämpfe zurück.

Kann die Gesellschaft ungünstige Gegenströmungen hindern? Das ist sehr schwierig. Oft ist sie nicht so organisirt, daß sie es wollen oder ausführen kann. Gerade solche Gemeinschaften, die an Ueberangebot auf einem Gebiet und an Arbeitermangel auf einem anderen leiden, pflegen, nach den Grundsätzen der Gleichheit, die Gleichartigkeit und Verbreitung des Unterrichtes besonders eifrig zu betreiben. Sie zerstören mit der einen Hand, was sie mit der anderen geben. So bemüht sich die amerikanische Republik, Alle zu unterrichten, auch die Neger, aber eben dadurch zieht sie die Irländer und Chinesen an. Von Zeit zu Zeit versucht sie, diesen Zudrang zu verhindern, durch gesetzliche Maßnahmen gegen unerwünschte Einwanderer, durch Abgaben, durch mehr oder weniger feindsälige geheime Gesellschaften. Gegen Gesetze der Entwickelung, intellektueller und ökonomischer, können kleine Gelegenheitmittel aber auf die Dauer nicht helfen.

Alphonse de Candolle.

Zwei Briefe.

I. Hochverehrter Herr Harden, am vierten August hielt ich auf der Tagung der Alkoholgegner in Dresden einen Vortrag: „Ist es wahr oder unwahr, daß das Alkoholkapital die Unabhängigkeit der deutschen Presse bedroht?“ Der Vortrag bestand eigentlich nur in einigen Sätzen, mit denen ich die Texte von rund zwanzig Beweisurkunden, die ich verlas, unter einander verband. Diese Urkunden sollten beweisen, daß das Alkoholkapital systematisch daran arbeitet, den redaktionellen Theil unserer Zeitungen von sich abhängig zu machen, und daß Dies in nicht wenigen Fällen auch schon gelungen ist. Zum Theil indirekt durch den Druck der großen Alkoholinserenten auf den redaktionellen Theil, aber in einigen Fällen leider auch direkt, indem im redaktionellen Theil hochangesehener Zeitungen Artikel für den Alkohol und gegen die Abstinenz erschienen sind, die thatsächlich bezahlte Inserate von Alkoholkapitalisten waren. Ich betonte dabei, daß viele Zeitungen ganz unabhängig vom Alkoholkapital seien, so, zum Beispiel, alle hamburgischen Zeitungen ohne Ausnahme, eben so (was auch ich, als Gegner, anerkennen müsse) die sozialdemokratische Presse, dann die Zeitungen der christlichen Gewerkschaften. Und weiter hob ich hervor, daß, so weit die Sachlage Vorwürfe gegen die Presse begründe, sich diese Vorwürfe gegen die Verleger und nicht gegen die Redakteure zu richten hätten. Meinem Vortrag hörten hohe Beamte, bürgerliche und militärische, zu. Ich weiß, daß meine Beweisurkunden stark, zum Theil geradezu erschütternd gewirkt haben. Das gilt ganz besonders von dem Originaljahresbericht einer großen Brauervereinigung, worin ganz naiv dargelegt wird, wie alkoholfreundliche Inserate dieser Brauervereinigung in den redaktionellen Theil weit bekannter Zeitungen (deren Namen genannt werden) hineingebracht worden sind. Nach dem Schluß der Versammlung theilte ein mir bekannter Redakteur aus Berlin mit, er kenne Thatsachen, aus denen zu schließen sei, daß ein vor Kurzem gegen mich gerichteter Artikel eines dresdener Blattes aus einem Korrespondenzbureau des Alkoholkapitals stamme. Ich bat den Herrn, Dies den noch anwesenden Personen zu sagen. Er thats. Ich konstatirte dann auch noch, welche Behauptung aufgestellt sei. Darauf bestätigte mir der anwesende Berichterstatter eines ostdeutdeutschen Blattes, er wisse aus eigener Kenntniß, daß der Redakteur aus Berlin Recht habe. Diese Mittheilung erwähnte ich auch und erklärte, der Chefredakteur des dresdener Blattes müsse sich zu den aufgestellten Behauptungen äußern. Ich verfolgte bei Alledem das berechtigte Interesse, Klarheit über die Herkunft eines gegen mich gerichteten Artikels zu schaffen. Zwei Tage danach erklärte der dresdener Chefredakteur öffentlich, er sei selbst der Verfasser des Artikels, worauf ich (da die Erklärung des angesehenen Mannes alle Zweifel für mich gehoben hatte und damit mein Interesse an der Aufklärung befriedigt war) sofort öffentlich aussprach, daß ich an der Erklärung eines Ehren-

mannes selbstverständlich nicht zweifle. Dem schlossen sich vier persönliche Besprechungen mit den Herren der dresdener Redaktion (auch mit dem Herrn Chefredakteur selbst) an, die in angenehmster Weise verliefen und bei denen ich besonders auch feststellte, daß die zugleich mit der Erklärung des Chefredakteurs erfolgte Mittheilung, man habe Strafantrag wegen Beleidigung gegen mich gestellt, nicht im Mindesten ursächlich für meine Entschließung gewesen sei, sondern nur der Wunsch, nicht einem Menschen Unrecht zu thun. (Ein Beleidigungsprozeß gegen mich wäre ja auch ziemlich sicher an § 193 des Strafgesetzbuches gescheitert.) Dieser ganze Zwischenfall (in dessen Gang auch der Oberbürgermeister der Stadt Dresden eingriff, als Vorstand der Stiftung, die die Zeitung verlegt) und seine Erledigung haben mit meinem Vortrag und den darin vorgelegten Beweisurkunden nicht das Allergeringste zu thun. Trotzdem verbreiten jetzt einige Zeitungen einen Artikel, worin meine Ehrenerklärung für den dresdener Chefredakteur richtig abgedruckt wird, worin es dann aber heißt: „Das bedeutet den völligen Rückzug Dr. Poperts, zugleich aber auch einen Beweis dafür, wie gewissenlos jener Vorwurf erhoben war und mit welcher Frivolität man auf der Tagung der Antialkoholiker gegen die Presse ohne Spur irgendeines Beweises die schwerste Anschuldigung der Bestechlichkeit geschleudert hat.“ In diesem Artikel wird den Lesern also erzählt, ich habe in der Sache meines Vortrages einen Rückzug angetreten, während ich nur in einer Angelegenheit, die mit meinem Vortrag und meinen Beweisurkunden gar nichts zu thun hatte, eine persönliche Anstandspflicht erfüllt habe; zweitens: gegen „die Presse“ seien „gewissenlos“ und „frivol“ Vorwürfe „ohne Spur irgendeines Beweises“ erhoben worden, während mein ganzer Vortrag aus der Zusammenstellung von Beweisurkunden bestand und sich nicht gegen „die Presse“, sondern ganz deutlich nur gegen einen Theil der Presse und auch da nur gegen die Verleger richtete. Ich kann auch hier nur wieder staunend feststellen, was man deutschen Zeitunglesern manchmal bieten darf. Zu meiner Freude werde ich jetzt Gelegenheit haben, das „Berliner Tageblatt“, in dem noch unvorsichtiger gegen mich geschrieben worden ist, vor Gericht zu ziehen. Dabei wird voraussichtlich das ganze Beweismaterial meines Vortrages (vermehrt durch Zeugenaussagen) dem Richter unterbreitet werden. Uebrigens weiß ich nicht, warum die Herrschaften erst jetzt über mich herfallen. Denn in meinem Roman „Helmut Harringa“ (siehe Nummer 17 dieses Jahrganges der „Zukunft“), den am ersten Oktober 1910 Ferdinand Avenarius im Namen des Dürerbundes herausgegeben hat, stehen noch ganz andere Dinge über unsere Presse, so weit sie vom Inseratentheil abhängig ist. Und dieser Roman ist bereits jetzt, zehn Monate nach dem Erscheinen, in 52000 Exemplaren verbreitet. Mit besonderer Hochachtung habe ich, hochverehrter Herr Harden, die Ehre, zu sein Ihr ergebenster Dr. jur. Hermann M. Popert in Hamburg.

Brauer, Weinhändler und ihre Affiliirten finden, Wein, Bier,

Liqueur seien wohlschmeckende und bekömmliche Getränke, und zeigen den Kauflustigen an, wo so gute Dinge zu haben seien. Viele Zeitungbesitzer sind über den Werth dieser Genußmittel der selben Meinung und nehmen deshalb die Anzeigen auf. Sie haben keinen Grund, ihre Geschäftspolitik auf den Glauben der Alkoholfeinde zu stützen, der ja nicht ihr Glaube ist. Unanständig wird ihr Handeln erst, wenn sie, um ihre Inserateneinnahme nicht zu schmälern, den Lesern stets vorenthalten, was die Alkoholfeinde sagen. Der Nachweis solcher Fälle kann nützlich werden. Nur: die Argumente der Trinksittenwächter sind jetzt ziemlich bekannt. Und weil Einer sie nicht für stark genug zur Achtung der Alkoholika hält, darf man ihn noch nicht als seinen Inserenten Hörigen verschreien. Das will wohl auch Herr Dr. Popert nicht.

II. Die Konfiskation meines Buches „Die Verführten“ (Pan-Verlag) drückt mir die Feder in die Hand zu einer Art literarischer Selbstbetrachtung, die unter normalen Umständen vielleicht überflüssig wäre, doch hier zur Nothwendigkeit wird. Mein Buch soll unsittlich sein; der Staatsanwalt hat, irre ich nicht, zweiundzwanzig anstößige Stellen gefunden. Ich muß da schon über die Entstehung des Buches ein Wenig reden. Ich bin nicht zufällig, sondern durch tief in mein innerstes Erleben hineingreifende Ereignisse Kriminalschriftsteller geworden; und, was gewissen Leuten besonders peinlich ist, ich verstehe Etwas von der Sache. Nun bin ich unter der Last der den begabten Schriftsteller am Meisten drückenden Brotarbeit lange Jahre hindurch nur dazu gekommen, meine Beobachtungen und Studien in Skizzenform zu verwerthen. Zum großen Wurf auszuholen, fehlten mir Geld und Zeit. Aber die Ideen zur Strafrechtspflege, wie sie ist und wie sie sein müßte, drängten mich zu sehr; im Jahr 1906 fing ich meinen Roman an. Ich habe ihn im Jahr 1909 beendet und habe, im fortwährenden harten Kampf ums Leben, die Stunden dazu meiner Nachtruhe und meiner Gesundheit abgestohlen. Denn Das muß doch gleich festgestellt sein: solche Werke, die sich ihrer immanenten Rücksichtlosigkeit halber für den Zeitungabdruck wenig oder gar nicht eignen, lohnen die Arbeit materiell höchstens dann, wenn sie durch eine Konfiskation auch für die gedankenlose Menge in den Vordergrund des Interesses gestellt werden. Aber mich drängte es, auszusprechen, was ich in fünfzehn Jahren ernsten Schicksals und vielen Eifers erkannt hatte; was, wie ich fühle, der Ausgangspunkt für eine gerechtere Würdigung des Kriminellen werden und was tausend schöne Kräfte dereinst für die Menschheit nutzbar machen kann; Kräfte, die heute noch sehr oft in unwissender und gedankenloser Brutalität für immer vernichtet werden. Diese Gedanken schlugen sich denn auch gleich im Titel des Romans nieder, den die lieben Schnüffler mir schon als zuchtlose Spekulation auslegen wollen. Die Verführten: Das sind nicht etwa die Frauen im Besonderen; sie sind ja hier nur zur männlichen Dominante mitschwingende Töne. Die Verführten sind die Vielen, denen ein schwacher Charakter, gewisse labile Eigenschaften, der Mangel an

Erziehung und traurige Jugend überhaupt das Nichtsthun und das Nehmen leichter scheinen ließen als die Arbeit. Ich sehe zwei Arten von Kriminellen: die nicht allzu häufigen „geborenen Verbrecher“, die Unverbesserlichen, die Herzensharten und Gewaltthätigen, die fast immer von Trinkern abstammen und meines Erachtens in das Gebiet der Pathologie gehören; und die Riesenarmee der Anderen, die ohne ausgesprochene Verbrechensneigung doch strafbar werden, weil die Prophylaxe nicht zu rechter Zeit einsetzt, weil schon das Moment der Bestrafung an sich sie meist sozial unmöglich und für immer zu Vaganten macht. Hier hat die Gesetzgebung schon mit fakultativer Begnadigung und Strafaufschub eingesetzt. Das sind aber nur Palliative. Eine völlige Umkehr in der Anschauung ist nöthig. Die erste strafbare Handlung muß wie jedes Irren betrachtet und nicht zum moralischen Todesurtheil benutzt werden. Nicht nur Künstler, auch sehr hohe Beamte haben mir dazu gratulirt, daß ich dies Problem (nicht gelöst, aber) wirksam dargestellt habe. Und nur die bourgeoise Heuchelei konnte, in ihrem Mißverstehen des Volkes und seiner Aeußerung, Zuchtloses in meinem Buch finden. Dieses Buch will ja gerade ein Lexikon der ureigenen Sprache der Armen sein, deren Kenntniß besonders dem Juristen, wenn er seines hohen Amtes mit Gerechtigkeit walten will, so nöthig ist. Statt aber zu lesen und zu lernen, geht man hin und bringt den unbequemen Mahner auf die Anklagebank. Wegen Unsittlichkeit. Das ist bequem; denn selbst in sehr ehrlichen Herzen zieht der Familienblattroman auch heute noch die Grenze zwischen Anstand und Zotenthum. Aber es giebt, Gott sei Dank, auch Richter, die wissen, daß tausend und abertausend in Deutschland unbeanstandete Bücher sich der Sexualität in ganz anderer Weise nähern als meine Arbeit. Ich neige darin zur Vorsicht; vielleicht, weil ich daran in sechzehnjähriger Zeitungfron gewöhnt wurde, vielleicht, weil in meinem Hirn Reste der üblen Scheu vor dem Nackten stecken, die bei den meisten lieben Mitbürgern alles Andere eher ist als Sittlichkeit. Trotzdem: von der Liebe, wie das Volk sie faßt, wie die allerletzten Gottesebenbilder sie kennen, mußte ich in der Weise der Menschen reden, die ich schilderte. Auch in der Schilderung des Mordes konnte ich andere Farben nicht wählen. Ich habe da, in der deutschen erzählenden Literatur als Erster, gezeigt, wie stark das Zusammenwirken unkontrolirbarer Triebe, deren Einsetzen nicht einmal vorauszusehen, beim Brachialverbrecher ist; wie die Sexualität den Mann überrumpelt, dessen Hirn sich gegen die Idee des Mordes, der Strafthat überhaupt, noch kurz zuvor so verzweifelt sträubte. Aber in dieser schnurrigen Gesellschaft erlaubt man solche Darstellungen nur dem Gelehrten, der das Ohr der Volksgenossen nie erreicht. Ich habe jedenfalls so ernst gearbeitet, daß ich Keinem mehr Rechenschaft schulde. Und darum fürchte ich auch diese Anklage nicht. Ich kann mir da vielleicht mein Herz frei reden von all dem stillen Ingrimm, den ich angesichts der von bornirten Menschen verursachten Qual in mich hineingefressen habe. Für die Aufnahme dieses Briefes wäre ich Ihnen dankbar. . . . Hans Hyan.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. August 1911.

Ernting.

Ridiculus mus.

Das Personal der berliner Gesandtschaften, das schon recht ärgerlich geworden war, weil die unsaubere marokkanische Sache ihm die Wege nach Sils Maria und Caux, Ostende und Dinard sperrte, ist, am zwanzigsten Augusttag, von aller im Sommer des Mißvergnügens erlittenen Pein reichlich entschädigt worden. Denn am zehnten Sonntag nach Trinitatis wurde der Wortlaut des deutsch-russischen Vertrages über Persien veröffentlicht: und aus dem Diplomatencorps kam, von alten und jungen Lippen, ein frohes Jauchzen. Selten ist an einem Sonntag aus und nach exterritorialen Geschäftshäusern so oft telephonirt worden; nie vielleicht noch von so lustig Erregten. „Also endlich! Fast zehn Monate sind seit der Konzeption verstrichen. Ein lebensfähiges Kind wird schneller fertig. Da haben wirs nun. Gerade jetzt: weil die Bescherung (mit dem bösesten Schnupfen riecht mans) auf Wilhelmshöhe die Stimmung heben sollte. Haben Sie schon gelesen? Wir lagen unter den Bänken, pflegte Onkel Sarcey zu sagen, wenn er sich in einem Possentheater gekugelt hatte. Das einzig Ernsthafte dran ist die Gewißheit, daß Maimon gut gearbeitet hat, als er (wars nicht im Januar?) den Inhalt an ein londoner Abendblatt verschacherte. ‚Matin‘ und ‚Times‘ hatten darauf vorbereitet, daß Neratow jetzt, unter Druck und gegen neue Konzessiönchen, unterzeichnen werde. Iswolskij und Paul Cambon mußten Mißverständnisse der lieben Oeffentlichen Meinung scheuen. Ob man hier die Stirn haben wird, einen Triumph draus zu machen?

Sicher. Sie unterschätzen das toupet der Wilhelmstraße noch immer. Zwar wird der einköpfige Adler mit Versprechungen gefüttert, die der biedere Moskowiter, je nach Bedarf, halten oder nicht halten kann; aber es ist, nach langer Papierebbe, doch wieder ein richtiger, unterschriebener und gestempelter Vertrag, mit dem sich stolziren läßt. Und daß Rußland, während sein Freund und Verbündeter mit den Berlinern Händel hat, mit Deutschland einen Vertrag schließt: keine Kleinigkeit, ma vieille! Zwar hat Deutschland, während sein Freund und Verbündeter von den Westmächten bedroht war, mit Frankreich den Februarvertrag geschlossen (der dem accord über Persien ähnelt wie ein faules Ei dem anderen). Zwar könnte es einen Vertrag mit solchen ‚Profiten‘ morgen von England, sogar von Frankreich haben. Thut nichts: wir werden lesen, que tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes. Und da man in Petersburg, Paris, London das Würmchen nicht gleich beim Namen nennen darf, sondern sich, via Presse, stellen muß, als sei Beträchtliches in die Welt gekommen, wird das gewohnte Spielchen diesmal hier leicht zu arrangiren sein.“ Der Mann, der so sprach, kennt seine Leute; weiß, daß in Berlin W. 8 nichts mehr unmöglich ist. Habt Ihr nicht wirklich aus einzelnen Winkeln gehört, der Vertrag vom neunzehnten August 1911 sei ein ungemeiner Erfolg deutscher Staatsmannskunst? Einerlei. Das Personal der berliner Botschaften braucht fortan nicht zu bereuen, daß es länger als sonst im Westen der Spreestadt ausharren mußte.

Am zehnten Dezember 1910 steht im Deutschen Reichstag der Herr auf, der den Titel des Kanzlers trägt, und spricht also: „Die Entrevue in Potsdam hat uns die Gelegenheit gegeben, zu konstatiren, daß Deutschland und Rußland ein gleichmäßiges Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo im nahen Orient haben und daher keinerlei Politik, von welcher Seite sie auch kommen möge, unterstützen werden, die auf eine Störung dieses Zustandes gerichtet wäre.“ (Antwort: Wers glaubt, wird selig. Rußland wünscht eine schwache, Deutschland eine starke Türkei. Für Rußland ist die Orientalische Frage heute die Meerengenfrage und jeder zurechnungfähige Minister des Zaren wird jede Politik, von welcher Seite sie auch kommen möge, fördern, die den status quo ändert, Oesterreichs Einfluß in die Südslavengebiete dämmt und den Russen den Weg aus dem Schwarzen ins Mittelländische Meer öffnet.) „In Nordpersien hat Rußland eine privilegirte Stell-

ung, die ihm das Recht auf alle Konzessionen zu Eisenbahn=, Telegraphen= und Weganlagen giebt; doch wird es nicht nur unseren Handel nicht hindern, sondern auch die Herstellung einer Anschlußlinie für seine über Khanekin=Bagdad gehende Einfuhr nach Persien erleichtern." (Antwort: Die Bagdadbahn soll am Euphrat einen transkaspischen Strang erhalten, in den die russische Ausfuhr münden kann. Wir helfen den Russen also an den Persischen Golf und auf den kürzesten Weg nach Indien. Mit dem Versprechen, den deutschen Handel, der auf Staatskonzessionen verzichten muß, nicht zu hindern, ist dieser Dienst nicht allzu theuer bezahlt.) „Beide Regirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten." (Antwort: „Das ist nicht neu. Schon in Swinemünde hat Nikolai Alexandrowitsch zum Deutschen Kaiser gesagt: „Auf der Seite Deiner Feinde wirst Du mich niemals finden." Da Rußland fürs Erste keinen Krieg führen kann, ist der Verzicht auf „aggressive Spitzen" ihm kein Opfer, der Verzicht Deutschlands aber ein beträchtlicher Gewinn. Wenn zwei Männer, deren einer gesund und stark ist, deren anderer siech im Spital liegt, sich verpflichten, nicht gegen einander zu fechten, macht der Lazarus ein gutes Geschäft.) Daß man so mühsam Vereinbartes, so scheu zu Verheimlichendes ins Licht zerrt, ehe es noch in Paragraphen gebracht ward, ist immerhin neu. Nur aus der Einfalt des Reichsdamoetas erklärlich (dem, denken sie draußen, der im Amt kaum warm gewordene Staatssekretär noch nicht die Kandare angelegt hat). Latet anguis in herba? Rußland ist den Franzosen verbündet, den Briten befreundet, den Oesterreichern noch verfeindet. Wer ihm öffentlich nachsagt, es werde sich unter keinen Umständen in eine dem Deutschen Reich feindliche Kombination einlassen, spricht aus, daß es entschlossen sei, die wichtigsten Staatsverträge zu brechen. Und das Deutsche Reich, das sich in keine den Russen feindliche Kombination einlassen will, muß bereit sein, den deutsch=österreichischen Vertrag zu brechen und von allem den Türken Verheißenen nichts zu halten. Seit in Racconigi Nikolai Alexandrowitsch und Victor Emanuel, auf der Eisenbahn zwischen Modane und Chambéry die Herren Iswolskij und Pichon geplaudert haben, ist das frankorussisch=italische Balkanabkommen gegen Oesterreich fertig; vom Dreibund der Rest des Weststranges zerstört. Am ersten Oktober ist Iswolskij (der den fast ein Jahr lang unterbrochenen Verkehr

mit dem Grafen Berchtold, Oesterreichs Vertreter, noch selbst wieder aufgenommen hat) als Botschafter nach Paris gegangen und auf seinem Ministerstuhl sitzt nun der kränkelnde Herr Sasonow. Der soll sich im ersten Dienstquartal den Berlinern in die Arme geworfen haben? Nach der Rede des Herrn von Bethmann müssen eben so einfältig fromme Herzen es glauben. Alles von Eduard Geschaffene entwerthet und die deutsch-russische Rückversicherung wiederhergestellt wähnen. Kann Oesterreich in einem Konflikt mit Rußland nicht mehr auf Deutschland, Frankreich in einem Vogesenkrieg nicht mehr auf Rußland zählen, dann sind die Hauptverträge, die seit Jahrzehnten Europens Schicksal banden, Plunder geworden. So sähe das Ende der bosnischen Krisis aus? Die lapidare Thorheit der bethmännischen Rede mußte sich rächen. Zehn Tage danach stand in der Russischen Politischen Korrespondenz, nur durch Oesterreichs Ehrgeiz und Deutschlands Beihilfe sei im Orient die Ruhe gestört und die Kriegsgefahr heraufbeschworen worden; jetzt, nach den potsdamer Novembergesprächen, werde Oesterreich in Berlin taube Ohren finden. Herr Sasonow ließ erklären, Deutschland habe auf die Fortsetzung seiner den Russen im Orient schädlichen Politik verzichtet und dafür die Zusage der persischen Anschlußlinie erhalten. Das sei der Sinn des Abkommens, das natürlich an Rußlands Verträgen und Vertragspflichten kein Jota ändere. In seinem klaren und klugen Buch „L'Europe et la Jeune Turquie“ sagt Herr René Pinon: „Das potsdamer Abkommen befreit die Russen, während sie in Persien zu thun haben, von allen türkischen Sorgen. Rußland entzieht sich keiner ‚Kombination‘; aber eine österreichische Politik, die tiefer in den Balkan vordringen möchte, hätte nicht mehr auf Deutschlands Unterstützung zu rechnen. Rußland giebt nichts auf. Die Rede des deutschen Kanzlers aber klingt fast wie eine Verleugnung, wie ein Bedauern der Politik, die Deutschland während der bosnischen Krisis getrieben hat.“

Noch aber wird der Vertrag ernst genommen; brave Männer mit hohen Titeln könnten den Mund doch nicht so weit aufreißen, wenn sie nicht Eßbares für ihren Gaumen erhofften. Monde kommen und gehen. Die Petersburger wollen nicht unterschreiben. Der arme Sasonow, erzählen sie, ist eingeseift worden; daß er krank wurde, ist ein Segen: sonst hätten sie ihn vielleicht in Berlin barbirt; jetzt ist sicher, daß wir nur ganz Anodines unterzeichnen. Hin und her wird verhandelt. Berliner Bankregenten die Bitte

vorgetragen, den Sonderwünschen des mächtigen Finanzministers Kokowzew sich willfährig zu zeigen. Herr Neratow, der sich auf Gortschakows Sitz zu fühlen anfängt, ist nicht bequem. Das fehlt noch und Dieses bleibt zu erstreben. Neun Monate seit dem potsdamer Tag, acht seit der theobaldisch schmetternden Ankündung der großen Errungenschaft: und nichts unterschrieben. Ein scandalum, wie Europa nie eins sah. Doch am Ende handelt sichs um so Ungeheures, daß die Länge der Ueberlegungzeit dadurch erklärlich wird. Wie vor der von Karlos fingirten Verlobung Clavigos ists. „Man fragt, man guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig: und nun erscheint der Herr und allen Leuten versagt das Wort im Munde. Ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen und fragen und nicht begreifen können ...“ Keiner kann begreifen, warum das starke Deutsche Reich zehn Monate gebraucht hat, um dem geschwächten, aus hundert Wunden blutenden Rußland diesen Vertrag abzuringen. Was bringt er? Dem Zarenreich unseren Verzicht auf Nordpersien; Deutschlands Verpflichtung, in diesem Gebiet keinen Anspruch auf irgendeine Konzession (Eisenbahn, Schifffahrt, Wegebau, Telegraph) zu unterstützen. Für solchen Verzicht hat, nach den zwischen Iswolskij und Cassini mit Nicolson und Donald Mackenzie in Algesiras und Petersburg geführten Verhandlungen, England in dem Vertrag vom einunddreißigsten August 1907 das Recht auf Südpersien erhalten. Was bekommen wir? Die Zusicherung, daß der Handel aller Nationen in Persien gleichberechtigt sein soll. Den Werth dieser Phrase müßte spätestens doch die in Marokko gemachte Erfahrung uns kennen gelehrt haben. Wer in einem Orientalenlande die Macht hat, kann, trotz allen Verträgen, den Anderen jeden Tag die Handelsfreiheit schmälern. In den drei Jahren von 1904 bis 1907 war unser Import nach Persien von 1333000 auf 3496000, unser Export aus Persien von 1046000 auf 5485000 Mark gestiegen. Glaubt ein Sachkundiger, daß die in Persien herrschenden Briten und Russen ein weiteres Wachsthum unseres Handels, im selben Tempo, zulassen werden? Zwar hat Fürst Bülow im Reichstag gesagt: „Unseren Interessen in Persien wird am Besten gedient, wenn die Unabhängigkeit und Integrität von Persien und die Freiheit des Handels aufrecht erhalten bleiben. Das englisch-russische Abkommen greift in diese Interessen nicht ein, enthält

vielmehr die ausdrückliche Verpflichtung, die Souverainetät und Unabhängigkeit von Persien zu respektiren und für die offene Thür einzutreten. Uebrigens sind uns bis in die letzte Zeit aus Petersburg wie aus London spontane Zusicherungen in der selben Richtung zugegangen.“ Wunderhübsch; genau so fings, 1904, mit Marokko an. Die Integrität reicht so weit, wie es dort den Franzosen, hier Briten und Russen paßt. Souverain ist irgendeine leicht zu lenkende Puppe, die Muley Hafid oder Mohammed Ali heißt und, sobald sie sich nicht mehr flink genug dreht, durch eine andere ersetzt wird; die Handelsthür ist der befreundeten Nation offen, der gefährlichen geschlossen. Da wir immer nur „verzichtet“, nie den Muth gezeigt haben, in Persien Beträchtliches zu unternehmen, imponiren wir den Persern nicht mehr: und diese Ansehensminderung wird auf die Entwickelung unseres Handels nachwirken. Aber Rußland hat sich verpflichtet, weder den Bau der Bagdadbahn noch die Betheiligung fremden Kapitals zu hindern, so lange (hört!) „ihm daraus keinerlei Opfer pekuniärer oder wirthschaftlicher Art erwachsen“. Glaubt es sich geschädigt oder scheint ihm die Vortäuschung dieses Glaubens nützlich, dann „hemmt“ es wieder. Das setzt man in einen Vertrag. Das unterschreiben unsere Geschäftsführer. Das wagen sie dem Reichstag deutscher Nation vorzulegen. Warum nicht? Die skandalös schlechten Handelsverträge, die, unter der Leitung des Herrn von Kiderlen, mit Portugal und Schweden abgeschlossen wurden, hat dieser Reichstag ja in Demuth geschluckt. Vielleicht sieht er in dem neuen Elaborat gar ein Meisterstück. Denn es bringt (fast klingts unglaublich) noch eine Russenspende: die ersehnte Anschlußlinie. Die russische Regirung wird sich die Linie Teheran-Khanekin konzediren lassen und sie der von Sedidjeh nach Khanekin führenden Zweigstrecke der Bagdadbahn anschließen. „Sie behält sich die endgiltige Linienführung vor, wird aber hierbei den Wünschen der deutschen Regirung Rechnung tragen.“ Sie kann auf die Ausnützung der Konzession verzichten, sie einer fremden Finanzgruppe überlassen, der deutschen Regirung erlauben, für sich selbst um die Konzession zu werben, wahrt sich aber (hört!) das Recht, „sich in jeder ihr erwünschten Form an den Arbeiten zu betheiligen und gegen Erstattung der von dem Erbauer thatsächlich aufgewendeten Kosten in den Besitz der Eisenbahn einzutreten“. Das sind die „Zusicherungen“, durch die wir „entschädigt“ werden. Unnöthig,

vor Erwachsenen auch nur ein Wort darüber zu sagen; unnöthig auch, auf die Stellen hinzuweisen, wo sich, seit Maimons Lieferung an die „Evening Times", Inhalt und Form des Vereinbarten geändert haben. Rußland kann die persische Centralbahn, die sein Generalstab vor zehn Jahren traciren ließ, nach den bei Mukden und in der Tsushimastraße erlittenen Schlappen nicht mehr bauen, ist in Persien verhaßt und will drum, nachdem es den entthronten Schah Mohammed Ali wieder ins Land geschmuggelt hat (damit er die Reform des Heeres und der Finanzen hindere und dem Nachbar einträgliche Unruhe stifte), den in Teheran Gebietenden zeigen, daß sein Gossudar Deutschland in der Tasche hat. Von dem Eisenstrang, der London der Indusmündung verbinden soll, sind kaum noch mehr als fünfhundert Kilometer zu bauen. Das wird England besorgen; und bis vom Bosporus über Haifa und durch Palaestina der trockene Weg nach Egypten fertig ist, können die drei (vielleicht sinds bald vier) wider Deutschland verlobten Großmächte sich gegen diese Gefahr assekuriren. Natürlich müssen in Petersburg und Moskau die Zeitungen thun, als habe Rußland uns mit Wohlthat überhäuft; dürfen aber den Ausdruck der Hoffnung hinzufügen, daß Deutschland dem neuen Abkommen, „das alle Bündnisse und Freundschaften Rußlands unberührt lasse, treuer bleiben werde als der Algesirasakte". Und in der Russischen Politischen Korrespondenz wird, auf daß jedem Täuschungversuch vorgebeugt werde, höchst offiziös gesagt: „Rußland wird nicht zaudern, wenn die Stunde zu wirksamem Eingriff für Frankreichs Interesse gekommen ist. Der Botschafter Louis weiß aus vielen Gesprächen mit Herrn Neratow, daß seine Heimath auf den Beistand unseres Auswärtigen Amtes mit voller Zuversicht rechnen darf." Keine Kombination mit aggressiver Spitze.

Die Enttäuschten hoffen, den fünf veröffentlichten Vertragsartikeln sei eine Geheimklausel angehängt worden, die das Wichtigste neugierigen Blicken berge. Auch den Russen ist, beim Abschluß des Augustvertrages vom Jahr 1907, ja Etwas zugesagt worden, das nicht bekannt werden durfte: die Oeffnung der Meerengen. Bis heute sind sie nicht geöffnet; werden auch übermorgen noch geschlossen sein. Was soll, was kann Rußland uns versprochen haben? Daß es sich von den Briten lösen (also sich, außer den chinesischen und persischen Schwierigkeiten, der Gefahr eines anglojapanischen Angriffes aussetzen) oder den Franzosen das Wort

brechen wird? Ein Narr mags glauben. Daß es versuchen will, uns so lange, wie sein Interesse irgend erlaubt, befreundet zu bleiben? Dieses Willens sind wir, auch ohne Geheimklausel, sicher. Dafür bürgt die Länge der deutsch-russischen Grenze. Ein geschwächtes Reussenreich, das nicht wagen darf, seine Centren von den zuverlässigen Truppen zu entblößen, und das der Einfall eines deutschen Armeecorps in die Ostseeprovinzen schon in Lebensgefahr bringen könnte, muß trachten, sich die Freundschaft des starken deutschen Nachbars zu erhalten (bis es wieder gesund ist).

Zweimal hat russischer Einspruch (der Armenien vor dem Druck deutscher Schienenstränge bewahren wollte und sich auf ein 1902 der Angst des Sultans Abd ul Hamid abgelistetes Monopol berufen konnte) die Aenderung der Bagdadbahntrace erwirkt; statt der über Angora-Siwas an den Tigris und recta nach Bagdad führenden Strecke wurde der südlichere Weg über Adana gewählt. Jetzt können die Erben Georgs von Siemens, wenn sie in Syrien der Franzosen sicher sind, ohne Furcht vor neuer Störung weiterbauen. Kann Ulu Kischla mit Aleppo durch eine Eisenbahn verbunden und über Damaskus-Haifa der Landweg nach Egypten gebahnt werden. Inzwischen wird England, dessen afghanische Agenten längst, schon seit Curzons Vicekönigszeit, vorgearbeitet und von Mossul bis nach Koweit und im ganzen Irak Vertrauensmänner bewaffnet haben, sich mit der Türkei über die Endstrecke und den Persergolf verständigen. Vielleicht auch mit uns einen Vertrag (nach dem Muster des jetzt veröffentlichten) über Central- und Südpersien abschließen: wenn unsere Geschäftsführer so skrupellos sind, trotz allem dem Deutschen Reich von britischen Ministern angethanen Schimpf mit der Regirung Georgs des Fünften zu verhandeln. Dann kommt aus London die Zustimmung zur Erhöhung des türkischen Zolls; wird, allmählich, der wichtigste Theil der Bagdadbahn internationalisirt. In diese Entwickelung, die durch den Entschluß der deutschen Gesellschaft, die Bahn auch ohne die aus erhöhten türkischen Zolleinkünften zu sichernde Kilometerbürgschaft zu bauen, durchbrochen schien, weist der neue Vertrag wieder zurück. Den durfte ein deutscher Staatsmann allenfalls dem Zaren als ein Gastgeschenk bewilligen; weil er sich sagen konnte: „Ueber die Zukunft der Bagdadbahn wird am Persischen Golf entschieden; und bis wir da den britischen Einfluß zu schleußen vermögen, muß sich in Europa das Verhältniß

der Kräfte gründlich, uns zu Gunsten, geändert haben." Der Einfall, diesen Läppervertrag, der die uns, von den Absolutisten bis zu den Demokraten und Kommunisten, höchst unfreundliche Russenstimmung nicht bessern wird, zum Ereigniß zu blähen, Monate lang beschwatzen und als Bluff benutzen zu lassen, konnte nur einem dem Großbetrieb internationaler Politik völlig Fremden kommen. Wie beschämend kümmerlich ist die im Drama der Erdgeschichte dem Deutschen Reich zugemuthete Rolle! Warum mußte es, mit seinen fünfundsechzig Millionen Menschen, seiner Wehr- und Erwerbskraft, auf Marokko, Abessinien, Persien gar so bescheiden verzichten? Einmal konnte es, endlich, den Gierigen, die schon den Löffel hoben, zurufen: „Halt! Euer Ränzlein ist voll genug. Von diesem Gericht will ich mitessen." Nein: Deutschland verzichtet; immer. Ist froh, wenn es papierne Bürgschaften für seine Handelsfreiheit heimtragen kann. Um dieses Leben genügsamer Friedlinge zu führen, brauchen wir nicht in jedem Jahr dreizehnhundert Millionen Mark für Heer und Flotte auszugeben; dem Volk nicht eine Last direkter und indirekter Steuern aufzubürden, deren Schwere nicht in sichtbaren, dem Nationalgefühl einleuchtenden Erfolgen ihre Rechtfertigung findet und deren Druck deshalb das Wachsthum aller (im eigentlichen Wortsinn) konservativen, das Reich fest stützenden Kräfte hemmen muß.

Hartmann von Aue erzählt die fromme Mär von zwei Bergen, die sich einander in Hochzeitbrunst verbanden, um ein an Größe und Ansehnlichkeit ihnen gleiches Kind in die Welt zu bringen, die der Herrgott aber, den Menschen zu Hohn und Warnung, nach langem Kreißen nur ein Feldmäuslein gebären ließ. Mutato nomine de Germania Theobaldi fabula narratur. Der neue Vertrag, der die leidige Bagdadgeschichte ein Bischen erleichtern mag, wäre nicht langer Rede werth, selbst wenn man ihn in kurzer Frist unters Amtsdach gebracht hätte. Das eitle Geschwätz hat ihn für ein paar Monate zu einer Bedeutung gebauscht, deren Folgen jeden eingeheimsten Vortheil überwögen. Erste: Oesterreich-Ungarn war durch die laute Ankündung, daß Deutschland „sich in keine russenfeindliche Kombination einlassen werde", genöthigt, sich mit Rußland zu verständigen; ist wieder auf dem Weg nach Mürzsteg und hat schon am Anfang des neuen Marokkostreites erklärt, daß es uns diesmal keinen Sekundantendienst leisten werde. Das war vorauszusehen (und ist hier vorausgesagt worden): die deutsche

Erklärung, unter allen Umständen für Rußland zu optiren, nimmt dem austro-deutschen Bündniß Zweck und Werth und zwingt jeden gewissenhaften Habsburg-Lothringer, mit dem Zarenreich (das ja auch Italiens Balkanwünsche dämpfen oder hitzen kann) wieder ins Reine zu kommen. Zweite Folge: Die Türken (die auch in dem Deutschen den Christenhund hassen) sind unruhig geworden. Deutsche Förderung russischer Orientpläne: diese Möglichkeit, die des Kanzlers Dezemberrede doch unzweideutig verhieß, konnte ihnen nicht lächeln. Fragt die paar deutschen Beamten der Anatolischen Bahnen (die, vergeßts nicht im Bagdadrausch, auf türkischem Boden von türkischem Personal bedient werden und auf deren strategischen Werth der Islam stolze Hoffnung setzt), wie unbehaglich seitdem ihre Lage geworden ist. Die Junge Türkei muß in Rußland den Erbfeind sehen und jedem Genossen des Zaren mißtrauen. Gar einem, der, nachdem er sich stets gerühmt hat, als Einziger nicht nach islamischem Land zu langen, ein Kriegsschiff in einen Musulmanenhafen schickt und damit ein Besitzrecht anzumelden scheint. Nach dem Gestus von Agadir wurde die Stimmung drum noch ärger; und Herr von Marschall wird nach der Rückkehr seine ganze Betriebsamkeit brauchen, um uns das (allzu rasch) zunehmende Türkenmondviertel zu entwölken. Hat in Berlin Keiner der Frage nachgedacht, warum Mahmud Schewket wohl den verehrten Pascha Colmar von der Goltz gebeten habe, den nahenden Herbst nicht in und bei Konstantinopel zu verleben? Die Botschafter der Westmächte müßten blitzdumme Kerle sein, wenn sie von unseren Fehlern nicht profitirt hätten. Ist auch Keinem aufgefallen, wie lässig die Rettung des verschleppten Ingenieurs Richter betrieben wurde? Für einen Briten oder Amerikaner, Russen oder Franzosen wären die Diktatoren der Türkei mit anderem Eifer ins Zeug gegangen. Für einen Deutschen traben sie sich nicht in Schweiß. Und in der Wilhelmstraße scheint man die schimpfliche Sache wie einen vergnüglichen Vorgang aus dem Zeitungbereich der faits divers zu betrachten; statt mit widerhallender Stimme in die Hohe Pforte zu rufen: „Wenn Ihr uns den zum Zweck gemeinster Erpressung gefangenen Mann nicht schleunig aus Euren Räuberlagern zurückschafft, gehts Euch an den Kragen!“ Werden im Ausland thätige Deutsche von der Reichsmacht nicht mehr geschützt? Und merken nachgerade nicht selbst die liberalsten Schreiber, daß wir mit unserer Friedsamkeit nirgends nur das Allergeringste durch-

setzen? Dritte Folge: Weil die Rede des Kanzlers für kurze Zeit den Glauben schuf, Rußland wolle sich der Bündnißpflicht entziehen und in die windstille Zone des Kaiserverhältnisses zurückkehren, konnte die Kolonialgeschäftspartei der pariser Kammer Herrn Pichon der Unachtsamkeit verdächtigen und stürzen. Den Minister, der nach Berlin kommen und mit Herrn von Kiderlen die Möglichkeiten marokkanischer Arbeitgemeinschaft besprechen wollte. Wenn der berliner Bluff nicht nachgeholfen hätte, wäre der Wunsch der Tardieu und Genossen nicht erfüllt worden. Säße der gute Herr Stephen Pichon, den die von der potsdamer Welterschütterung erschreckte Kammermehrheit fallen ließ, noch am Quai, der Sus wäre nicht zur Sommersensation geworden und der Erdkreis hätte nicht erfahren, daß dem bescheidenen, friedfertigen, zu jedem Verzicht bereiten Deutschen Reich auf fünf Kontinenten nicht ein zuverlässiger Freund lebt. Aus dem Kreißen der Berge ward nur eine Feldmaus geboren; doch eine, die sich in Stall und Scheune zu klemmen, in die junge Eichenschonung zu schleichen vermocht hat und deren Nagewerk der deutsche Acker nicht so bald verwinden wird.

Discite, moniti!

Am dritten Augustabend lasen wir die (im Auswärtigen Amt verfaßte) „Mittheilung“ an die deutsche Nation: „In den Unterredungen zwischen dem Französischen Botschafter Cambon und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Von Kiderlen-Waechter hat eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden; die Ausarbeitung im Einzelnen erfordert jedoch eine eingehende Prüfung, mit der zur Zeit die zuständigen Reichsressorts befaßt sind: das Ergebniß wird dann durch den Reichskanzler dem Kaiser zu unterbreiten sein.“ Die Franzosen waren vorsichtiger; ihre Note sprach nicht von „einer Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt“. Der achtzehnte Augustabend brachte wieder zwei „Mittheilungen“. Die berliner (Norddeutsche Allgemeine Zeitung) sagte, Herr Cambon wolle nach Paris fahren, um seiner Regirung über den Stand der Dinge mündlichen Bericht zu erstatten; nach der Rückkehr des Botschafters werde die Verhandlung wieder aufgenommen werden. Kein Wort davon in der pariser Note (Agence Havas); nur die Meldung, daß der Staatssekretär auf ungefähr zehn Tage verreise und der Botschafter während dieser Zeit nach Paris fahren werde; und der Hauptsatz: „Das letzte

Gespräch der beiden Herren hat die Lage gelassen, wie sie zuvor war; eine von beiden Standpunkten aus annehmbare Aenderung war nicht zu erreichen.“ Sechzehn Tage nach der Annäherung müssen die Standpunkte noch recht weit von einander entfernt sein; und Deutsche fragen vergebens, warum ihnen und der Nachbarschaft die Stümperei vom dritten August nicht erspart worden sei. Auch auf die Frage, wer zuerst die Pause gewünscht habe, kommt keine klare Antwort. Doch muß man vermuthen, daß der Wunsch von dem Botschafter ausging. Dem Staatssekretär, der von dem Recht auf Urlaub ja reichlichen Gebrauch macht, kann die Unterbrechung nur lästig sein; daß die Franzosen durch Verschleppung diesmal nicht leicht nervös zu machen sind, weiß er nun ja wohl. Er hat dunkle Tage gesehen und böse Worte gehört. Ist von der Volksmehrheit verdammt und von ihm Nahen „der äußere Dernburg“ genannt worden. Ohne ganz zureichenden Grund. Die Aehnlichkeit beschränkt sich auf die Thatsachen, daß beide Staatssekretäre Gelegenheitarbeiter sind, unzulängliche Vorgänger hatten und sich, um den Unterschied dick zu markiren, in Bluffs und grober Rede gefielen. Herr Dernburg (den Deutschlands Industrie- und Finanzleiter nicht als Gefährten wünschen, Sir Ernest Cassel aber zum Statthalter in Germanien ernennen und, vielleicht unter der Firma Excellenz Dernburg & Co., mit etlichen Millionen kommanditiren will) hat mehr konstruktive Phantasie, Herr von Kiderlen stärkere Hemmungnerven und Hirnbremsen. Der Schwabe ist (hier wurde es oft, schon als Reichstag und Presse ihn noch laut höhnten, erwähnt) ein ungemein tüchtiger diplomatischer Agent und Kenner der Balkanmethoden. Doch eben: Agent; durchaus untauglich zu selbständiger Geschäftsleitung. Wer ihm eine deutlich umgrenzte Aufgabe vorschreibt, ihm etwa aufgiebt, bis zu einem bestimmten Termin einen Botschafter „herumzukriegen“, kann auf ihn zählen. Wer ihn frei schalten läßt, wird schlimme Enttäuschung erleben. Was würde aus der Deutschen Bank, wenn sie sich den besten Geschäftsvermittler, das flinkste Agententalent zum Generaldirektor kürte? Der müßte zunächst Prestige erstreben; beweisen, daß er sich auch in den neuen Rang recken dürfe: und würde Geschäfte planen und ankünden, die nicht zu machen sind oder Verlust bringen. Die Bankenwelt erinnert sich solcher Fälle; und die europäischen Politiker haben den Fall Iswolskij noch nicht vergessen. Dieser Günstling einer Zarenmutter war ein geschmei-

diger, schlauer, leise und solid arbeitender Agent seiner Regirung: und hat als Minister nur Wirrwarr und Unheil gestiftet. Herr von Kiderlen ist nicht Reichsminister und gerechtes Urtheil darf ihm nicht nachsagen, daß er einen Platz gesucht und erlangt habe, den er niemals ausfüllen könne. Denn als Staatssekretär ist er (nach Bismarcks Wort) des Kanzlers Erster Vortragender Rath für internationale Angelegenheiten; hat er Direktiven einzuholen und folgsam auszuführen, nicht selbständig Politik zu treiben (für die am Ende ja doch nur der Kanzler verantwortlich ist). Fehlt dem Kanzler die zur Instruktion des ihm Untergebenen nöthige Sachkennntniß oder Entschlußkraft, dann ist er unbrauchbar; ist er in kritischer Zeit eine Reichsgefahr. Die Ausrede, eine ungenießbare Suppe sei vom Staatssekretär versalzen worden, entbürdet ihn nicht von der Verantwortung. Die Zweimonatbilanz des Herrn von Bethmann ist so schlecht, daß keine Friseurkunst ihr Beifall erlisten kann. Wenn er nicht will, daß seine Amtswürde zum ereptícium bonum werde, zu einem vom Volksempfinden dem Inhaber wegen unziemlichen Waltens abgesprochenen und für herrnlos erklärten Gut, muß er endlich aus schützendem Dunkel ins Helle treten. Hier gehts um Krieg oder Frieden, um Ehre und Macht des Deutschen Reiches. Hängt dessen Schicksal an der Zufallsfähigkeit eines manchmal farbenblinden Staatssekretärs?

Ehe die Leiter einer großen Industriegesellschaft sich zu ernster, in ihren Folgen schwer zu ermessender Auseinandersetzung mit einem starken Konkurrenten entschließen, rufen sie Alle, die auf dem umstrittenen Gebiet an wichtiger Stelle gearbeitet haben, zu Rath; warten in Geduld, bis aus dem fernsten Erdosten der Kömmling herbeigeeilt ist, und hören dann jede Meinung. Jede: denn die Einheit der Aktion darf nicht durch verspäteten Einspruch gefährdet, der Schlachtplan nicht schon beim ersten Treffen geändert werden. „Wenn wirs so machen, geschieht Dies.“ Dann, spricht Einer, bekommen wir aber in Argentinien den Rückschlag. „Richtig; also müssen wirs anders machen.“ Alle Möglichkeiten werden, strategische und taktische, in gewissenhafter Ruhe erwogen; und der Gegner wird erst gestellt, wenn aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnet ist. Im Reichsgeschäft siehts anders aus. Warum wurden im Mai nicht alle erreichbaren Kenner Marokkos, Nord-, West- und Centralafrikas, Offiziere, Beamte, Forscher, warum nicht alle im Gefühlskreis der Westmächte halb-

wegs Heimischen nach Berlin getrommelt, in ein Kreuzverhör gezwungen und auf das Ergebniß Beschlüsse gebaut? Dann hätte Herr von Kiderlen nicht die falsche Anfangstaktik gewählt; nicht, mit beiden Händen in der Tasche, den Parisern zugerufen: „Was wollt Ihr denn von mir? Ich habe keine Wünsche; lasse nur ein Schiffchen vor Agadir schlingern und warte ab, was Ihr mir vorschlagen werdet.“ Das ging nur bis zu dem Tag, da Herr Asquith sagte, er hoffe, daß die Streitenden sich, fern von der britischen Interessensphäre, bald verständigen und England dadurch der Pflicht zur Einmischung überheben werden. Bald: also mußte man rasch Resultate zeigen. „On l'a fait marcher“, hieß es nicht nur am Pariser Platz. Und er marschirte; nach wechselnden Zielen. Heischte zuerst den ganzen Französischen Kongo nebst den belgischen Erbrechten. „Unmöglich.“ Dann hundertfünfzig Kilometer an der Südgrenze von Kamerun und dessen Hinterland bis an den Kongostaat, ohne den Küstenstrich von Gabun. „Die Zerstückung, Verstümmelung unserer Aequatorialprovinz? Unmöglich.“ Auch wenn wir Togo in den Kauf geben? „Auch dann noch.“ Also eine kleinere Portion; das Mittelkongostück zwischen Schari und Sanga; eine ansehnliche Abrundung Kameruns, besonders Adamauas und seines Hinterlandes. „Unmöglich, so lange Ihr Anspruch unser Aequatorialafrika in zwei Fetzen zerreißt.“ Auch von Spanisch-Guinea (das in Madrid gegen französisches Bargeld zu haben wäre) und von Fernando Po scheint schließlich die Rede gewesen zu sein. Die Herren von Bethmann und Kiderlen kennen weder England noch Afrika. Mußten sie nicht von Leuten, die beide Welten gründlich kennen, Rath holen und sich dann auf eine Forderung stellen, von der nicht um Fußesbreite zu weichen war? Sie haben nicht einmal das Kolonialamt gehört. Das kam erst zum Wort, als der Wille zur Hingabe des Togolandes bekannt geworden war; widersprach dann mit löblicher Energie (und die Spur des zwischen den beiden Reichsämtern vor dem Feind entstandenen Streites ist in der Presse heute noch sichtbar: jede dem Auswärtigen Amt unbequeme Notiz gilt in Nummer 76 als aus Nummer 62 inspirirt). Ist solcher Zustand würdig? Dem Reich ersprießlich? Nützt jetzt wenigstens die Pause, nach der ja „die Verhandlung auf eine neue Basis gestellt werden soll“; verlängert sie, wenns nicht anders geht. Ruft die Sachverständigsten, horcht auf ihren Rath, erwägt, was Ihr fordern könnt, und plakatirt an die Wand des

Sprechzimmers die drei Worte: „Gefeilscht wird nicht!“ Einstweilen glaubt Mancher da das Gelübde zu lesen, das auch die stärkste Staatsmannskunst entwaffnen müßte: „Gehandelt wird nicht.“

Wenn überhaupt weiter verhandelt werden soll, trotzdem der Drang nach „Kompensationen“ nur ein Trinkgeld herauspressen will, das uns, nach allem seit 1904 Gesagten, Verachtung eintrüge. Solls dennoch sein: lasset weder offiziell noch offiziös von einem Vertragsbruch Frankreichs reden. Der Vertrag vom neunten Februar 1909 hat den Franzosen die politische Herrschaft über Marokko gegeben (wie der vom neunzehnten August 1911 den Russen die Herrschaft über Südpersien gab): das Recht, dort, nach dem Bedürfniß ihrer „intérêts politiques particuliers“, Ruhe zu stiften und Ordnung zu halten. So ist er überall aufgefaßt worden: als das Instrument, das den Marokkostreit endgiltig erledigt habe; als die Urkunde des deutschen Rückzuges. In Deutschland und draußen; in der Presse und im Parlament. Ihr zweifelt? Band 236 der Stenographischen Berichte über die Verhandlungen des Reichstages. Sitzung vom neunundzwanzigsten März 1909:

Fürst Bülow: „Sollten wir wirklich darauf ausgehen, in einem Lande, wo wir keine politischen Interessen haben und politische Interessen niemals beansprucht haben, Frankreich, das dort sehr natürliche und berechtigte politische Interessen besitzt, dauernde Schwierigkeiten zu bereiten? Meine Herren, es giebt ja eine Meinung, wonach es gut sein soll, einem Lande, das früher einmal unser scharfer Gegner war, überall in der Welt und namentlich an empfindlichen Stellen, wie Marokko eine für Frankreich ist, offen und versteckt entgegenzuwirken, blos, weil wieder eine Zeit kommen könne, wo wir gezwungen wären, mit diesem Lande die Klingen zu kreuzen. Ich möchte diese Theorie die Theorie der krummen Politik nennen, die hinten herum arbeitet und die Wunden Anderer offen zu halten versucht. Einer großen Nation ist es nicht würdig und auch nicht nützlich, vom Hader Anderer leben zu wollen. Für ganz verfehlt halte ich die Berufung auf den Fürsten Bismarck. Sie wissen Alle, daß Fürst Bismarck es als nützlich betrachtete, wenn Frankreich seine Thatkraft in kolonialen Unternehmungen bethätigte. Auch zu seiner Zeit gab es für Frankreich eine offene, eine schmerzhafte Wunde. Das war Tongking. Wenn sich die Archive einmal öffnen werden, dann wird sich zeigen, wie der große Mann sein Möglichstes that, um die chinesische Regirung von kriegerischen Unternehmungen gegen Frankreich abzuhalten. Das war das Gegentheil einer Politik der Schadenfreude, die nur überall Mißtrauen erwecken kann. Das deutsche Volk ist stark und groß ge-

nug, um eine offene, klare, gerade Politik zu treiben; und der Ausdruck einer solchen Politik ist auch das Abkommen, das ich mit der französischen Regirung getroffen habe."

Freiherr von Hertling: „Die praktischen Interessen, die hier in Frage kämen, ständen doch nicht im Verhältniß zu den unerwünschten Nebenwirkungen, die sich für unser Verhältniß zu Frankreich aus der Marokkofrage ergeben haben oder ergeben konnten. Dieser Meinung, glaube ich, waren wir in diesem Haus Alle von Anfang an; und wir freuen uns, daß nun ein solches Abkommen getroffen worden ist. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Verständigung über diesen einen Punkt dazu führen werde, zwischen den beiden großen Ländern Deutschland und Frankreich ein Verhältniß freundschaftlicher Beziehungen zu erhalten und zu befestigen." (Lebhafte Zustimmung. Bravo!)

Herr Bassermann: „Durch die Einigung ist der Abschluß einer Aktion erreicht, die sehr geräuschvoll mit der Reise des Kaisers nach Tanger einsetzte. Ich zweifle nicht daran, daß man in Frankreich große Befriedigung über die Anerkennung der Thatsache des überwiegenden politischen Einflusses von Frankreich in Marokko empfinden wird; und ich bin überzeugt, daß die Verbindung von deutschem und französischem Kapital in Marokko segenreich wirken wird, nicht nur im Interesse der Förderung der Erwerbsthätigkeit, sondern auch nach der Seite, daß es dadurch gelingt, Deutschland und Frankreich einander geschlossen näher zu bringen. Wir finden dazu ja schon manche Ansätze in der jüngsten Zeit. Ich erhoffe also aus diesem Vertrag die Verbesserungen unserer Beziehungen zu Frankreich."

Herr Schrader: „Was Marokko betrifft, so ist das Hohe Haus wohl vollkommen einig darüber, daß wir mit der Erledigung, welche die Sache jetzt gefunden hat, sehr zufrieden sein können. Wir sind zufrieden damit, daß von unserer Seite anerkannt wird, unser Interesse sei nur ein wirthschaftliches und wir wollen in politischen Dingen den Franzosen in Marokko freie Hand lassen. Möge Das auch wirklich geschehen!"

Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg: „Wir begrüßen den Abschluß des Vertrages. Ob wir dabei einen großen materiellen Erfolg erreicht haben, will ich dahingestellt sein lassen. Erfreulich daran ist die Thatsache, daß zwischen den zwei Völkern eine freundschaftliche Aussprache stattgefunden hat über eine Frage, die Jahre lang die gegenseitigen Beziehungen vergiftete, daß nun ein normales Verhältniß zwischen zwei großen Kulturstaaten hergestellt ist, die weit Besseres zu thun haben, als sich fortgesetzt zu befehden." (Lebhafte Zustimmung rechts.)

Herr Liebermann von Sonnenberg: „Der Rückzug aus Marokko (denn so muß mans wohl nennen) wird nicht gerade unter den Großthaten deutscher Politik verzeichnet werden. Aber wie die Weltgeschichte neben großen Schlachterfolgen auch geschickte Rück-

züge in ihre Tafeln eingräbt, so wird man auch von dieser Schlußaktion in Marokko als von einem bemerkenswerth geschickten Rückzug sprechen können. Daß wir durch unseren Rückzug aus Marokko mit Frankreich in ein besseres Einvernehmen gekommen sind, begrüße ich mit großer Freude."

Abgethan: Das war damals der Sinn. Auch in der Süddeutschen Reichskorrespondenz ließ der Kanzler sagen, „das Hauptverdienst des Vertrages sei das negative, Marokko als politische Streitfrage aus den deutsch-französischen Beziehungen auszuschalten. Unter Gesichtspunkten der europäischen Politik aber ist es immerhin erfreulich, daß in einer Zeit, wo die Großmächte mit Balkansorgen beschäftigt sind, zwischen Berlin und Paris ein so wesentlicher Schritt zur Beseitigung des marokkanischen Interessenstreites geschehen konnte". Ganz die selbe Tonart wie jetzt über Persien. Wollen wir den Russen etwa das Recht bestreiten, in seiner Perserzone mit Waffengewalt sich Ruhe zu schaffen? War der Februarvertrag schlecht: Herr von Kiderlen hat ihn verabredet, Fürst Bülow ihn vor Volk und Kaiser vertreten. Daß die Franzosen auf den Hilferuf des „souverainen" Sultans nach Fez zogen, war kein Vertragsbruch; und in der Streitsache Mannesmann haben die Herren der Wilhelmstraße ihnen feierlich das Recht zugesprochen. Die Fiktion des Vertragsbruches war der plumpste Fehler in unserem Spiel. Zwei Gründe empfehlen dringend, diese unhaltbare Position schleunig zu räumen. Erster: der pariser Rath der Vier (Jules und Paul Cambon, Barrère und Herbette, der unsichtbare Herr des Quai d'Orsay) kann morgen mit einem Attest anrücken, in dem alle anderen Signatarmächte (auch Oesterreich) bescheinigen, daß Frankreich die Vorschrift der Algesirasakte (die ihm viel, sehr viel weniger gab als unser Vertrag) nicht verletzt habe. Der nächste Schritt wäre dann eine Kollektivnote der Mächte, die unseren Geschäftsführern im Interesse des Weltfriedens weise Mäßigung empföhle. Nach dem Muster der démarches communes et immédiates, die Lord Derby im Mai 1875 gegen Deutschland vorschlug. Aus dem Tagebuch des Botschafters Generals Le Flô und aus Notizen Odos Russell wissen wir, wie geschickt Bismarck der Nothwendigkeit ausbog, erst dem Druck Englands und Rußlands, Oesterreichs und Italiens, die sich für Frankreichs Sache vereint hatten, nachzugeben; sind aber nicht sicher, ob in dem alten Haus heute die alte Gewandtheit wohnt. Noch ein unklug

organisirter Rückzug oder Krieg unter den uns, nach den verschwatzten Monaten, ungünstigsten Umständen: vor diese Wahl lassen wir uns doch wohl lieber nicht stellen. Zweiter Grund: Wenn wir nicht mehr, von allen Großmächten Europas und Amerikas nur wir, über Vertragsbruch klagen, verliert die „Kompensation" den Harngeruch, der jede nicht in Spelunken gewöhnte Nase ärgern muß. Die vom Kaiser verbürgte Unabhängigkeit des Sultans und eine zehnmal für heilig erklärte Akte dürfen wir, so lange wir das Bedürfniß nach Selbstachtung und internationalen honneurs haben, um keinen Preis verschachern. Aber den Franzosen sagen: „Ihr müßt nun schneller ans Ziel, als Ihr 1909 vermuthen konntet? Schön. Ihr könnt morgen Marokko und damit die Gewißheit nordafrikanischer Großmachtstellung erlangen. Aber auch uns ist daheim zu eng; enger als Euch. Ihr Marokko, England Egypten sammt Sudan und Südpersien, Oesterreich zwei beträchtliche Balkanprovinzen: und wir? Etwas müssen wir auch heimbringen. Und Ihr müßt mindestens den guten Willen zeigen, uns, auch unter Opfern, an unser Ziel zu helfen, wenn Ihr verlangt, daß wir Euch den Weg ebnen, auf dem Ihr Eures im Galop erreichen könnt."

Was sollen wir fordern? Keinen Tropenlandfetzen von unbestimmbarem Zukunftwerth; keinen marokkanischen Hafen, der, nach dem Spottwort des Admirals John Fisher, der Britenflotte die erwünschte Gelegenheit zu einem raschen Bombardeursieg über deutschen Besitz liefern würde; also auch, trotz Herrn Jesko von Puttkamer, nicht Fernando Po; gar nichts, was einer Westmacht gehört. Nur eine Möglichkeit sehe ich noch, ohne unerträglichen Ansehensverlust und ohne Krieg (der im September nicht mehr anfinge, wie er im ersten Julidrittel angefangen hätte) aus dem Engpaß zu kommen. Das Schlimmste, was uns geschah, ist die internationale Unverschämtheit, die uns von britischen Ministern zugemuthet und von einem deutschen Reichskanzler, dem Verwalter eines jährlichen Militärtributes von fünf Viertelmilliarden, bis heute ohne ein Wörtchen der Abwehr hingenommen wurde. Die muß gesühnt werden. Die Verträge vom achten April 1904 und vom neunten Februar 1909 sind veraltet. Ein neuer Afrika-Vertrag müßte Egypten der britischen, Marokko der französischen, Abessinien der deutschen Interessenzone zusprechen und den drei Großmächten in den drei Dunkelhautreichen gleiche Wirthschaftrechte gewähren. Dann könnten auch stolze Deutsche zufrieden sein.

Schwarze Truppen.

Seit dem Eintritt der Abgeordneten Berteaux und Messimy in das Kabinet Monis war die im Vorjahr begonnene Aufstellung schwarzer Truppen für die nächste Zukunft gesichert. Ein neugeschaffenes Bataillon westafrikanischer Neger zu 800 Mann steht seit 1910 in Südoran; 1600 Negerrekruten wurden in die schon bestehenden Senegaltruppentheile eingestellt; im Lauf dieses Jahres noch wird das erste Negerregiment in einer Stärke von 2400 Mann in Algerien stehen.

Da Kammer und Senat für diesen ersten Schritt ohne Schwierigkeit zu gewinnen waren, ist an dem weiteren Ausbau des Planes nicht zu zweifeln: innerhalb der nächsten vier Jahre ein Corps von 20000 Senegalnegern in Algerien auf die Beine zu stellen. Der Vater des Gedankens, Oberstlieutenant Mangin, sagt darüber: „Wenn wir die verfügbaren Mittel voll ausnützten, könnten wir in vier Jahren schon eine schwarze Armee von 160000 Mann haben, deren Stärke sich nach zwölf Jahren auf 300000 Mann belaufen würde“. Schon hier sei bemerkt: die Ziffer 160000 soll aus jährlichen 40000 Meldungen der für das Waffenhandwerk sehr eingenommenen Eingeborenen zu mindestens vierjährigem freiwilligen Dienst sich ergeben können. Sollte an die Einführung allgemeiner Wehrpflicht gedacht werden, so wäre im Lauf der Jahre ein stehendes schwarzes Heer von mindestens 400000 Mann heranzubilden. Damit könnte eine beträchtliche Minderung des französischen Heimathheeres verbunden und der schwarze Truppentheil in europäische Dienstgrade (vom Hauptmann aufwärts) erzogen werden. Der Generalgouverneur von Westafrika hat dem Kolonialminister geschrieben: „Ich mache mich anheischig, alle Aushebestärken zu liefern, die verlangt würden, und bürge dafür, daß aus der Kolonie keinerlei Schwierigkeit erwächst“.

Mangins Plan besticht schon durch seine Großartigkeit; er ist in Frankreich günstig aufgenommen, die Ausführung aber mit der für den Anfang gebotenen Behutsamkeit begonnen worden. Ist er von uns als eine Bedrohung aufzufassen?

Die Zahl der Geburten und die Ziffer des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle geht in Frankreich stetig abwärts. Innerhalb der einzelnen Jahresklassen ist in Frankreich die Zahl der Tauglichen auf 45 Prozent gefallen, wogegen bei uns die städtische Bevölkerung noch mindestens 52, die ländliche mindestens 53 Taugliche (von 100 Wehrpflichtigen) stellt. Französische Statistiker (deren Meinung ich aber, aus später anzuführenden Gründen, nicht zustimmen kann), glauben, daß in zwanzig Jahren zwischen unserer und der französischen Friedenspräsenzstärke ein Unterschied von rund 160000 sein, daß die Gesammtkriegsstärke der Franzosen 4, der Deutschen 6 Millionen betragen wird. Nimmt man den nach französischer Anschauung schon jetzt bestehenden Unterschied von rund 80000 Mann für die Friedenspräsenzstärke als einmal gegeben hin, so ist immerhin noch für die nächsten zwanzig Jahre eine Schwächung um weitere 80000 Mann für

die Friedenspräsenzstärke, die sich auch in der Kriegsstärke ausdrückt, abzuwehren. Frankreich, sagt nun Mangin und mit ihm der Kriegsminister Messimy, kann diesem Ausfall vorbeugen, bald die selben Stärken aufzustellen wie das Deutsche Reich, ja, sie noch übertrumpfen; das Allheilmittel heißt: Ausnützung des afrikanischen Menschenmaterials. In Betracht kommen dabei: das Generalgouvernement Westafrika (nebst dem Saharagebiet) mit rund 14 und Französisch-Kongo mit rund 8½ Millionen Einwohnern; Algerien und Tunesien gehören bekanntlich nicht zu den eigentlichen Kolonien, sind aber mit ihren 7 Millionen Einwohnern doch in unserer Betrachtung dem afrikanischen Kolonialbesitz einzubeziehen, weil auch sie noch nicht ausgenützte Quellen der Heeresergänzung darbieten. Madagaskar, Reunion und so weiter bleiben außer Ansatz. Dieses mit bewundernswerther Methodik geschaffene Kolonialreich bildet ein mächtiges „réservoir d'hommes“.

Eingeborene, Neger und Araber, waren schon bisher in Frankreich bei den Kolonialtruppen eingestellt. Vierzehn Bataillone senegalesischer Schützen stehen in Westafrika, zwei in Algerien und Marokko. Die am Südrand der Sahara stehenden vier Bataillone von Zinder, Timbuktu, Mauretanien und Tschad sind gemischte Bataillone; sie bestehen aus Infanterie, Reitern und Kamelreitertrupps, Gebirgsartillerie und Mitrailleusen-Abtheilungen. Die Batterien und Trainfahrer-Compagnien sind aus Eingeborenen und Franzosen gemischt. In Westafrika steht eine Eingeborenen-Escadron. Diese Eingeborenen-Truppentheile bilden die Ergänzung des französischen weißen Kolonialcorps, dessen Cadres in Frankreich stehen, das nach Bedarf zu kolonialen Zwecken angebrochen, im Ernstfall aber zur Vertheidigung des Mutterlandes herangezogen wird. Die kolonialen Eingeborenen-Truppen sind das anderswo nicht verfügbare Minimum, das Frankreich zur Behauptung des ungeheuren Kolonialbesitzes braucht. Erst Neuformationen könnten für einen europäischen Krieg verwendet werden.

Zunächst schlug Messimy vor, in Algerien die Araber in größerem Umfang auszuheben. Bisher gab es nur schwache, aus geworbenen Eingeborenen zusammengesetzte Turko- und Spahi-Regimenter, wie sie schon Louis Napoleon hatte. In Algerien allein könnten bei allgemeiner Wehrpflicht leicht nach und nach über 100000 Mann verfügbar werden; auch sind die Araber ein vorzügliches Soldatenmaterial. Aber eine beträchtliche arabische Heeresmacht wird nur dann im Frieden dem weißen Ansiedler nicht gefährlich sein, wenn starke weiße oder auch schwarze Truppen als Gegengewicht erreichbar sind. Entschließt der Franzose sich nun, aus dem volkreichen Stromgebiete des Senegal und Niger, in fernerer Zeit wohl auch aus dem Kongogebiet bis hin zum Tschadsee Massen von Negerrekruten zu ziehen und neugeschaffene Negerregimenter in Algerien zu stationiren, so erreicht er damit unmittelbar die Steigerung seiner Friedens- und Kriegspräsenzstärke; er kann dann aber auch daran denken, in Algerien die einheimische Bevölkerung auszuheben; gestützt auf starke heidnische schwarze

Truppen, braucht er auch einen „Heiligen Krieg“ nicht zu fürchten, wenn er in absehbarer Zeit Marokko als Schlußstein seinem afrikanischen Reich einverleibt.

Die Neger waren stets als Soldatenmaterial geschätzt. Die Heere der Pharaonen waren aus Berbern und Negern zusammengesetzt, eben so die Truppen, mit denen Hannibal die Alpen überschritt und die römischen Legionen zertrümmerte. Die Römer selbst stellten später Berbern und Neger so gut wie Kelten und Germanen als Söldner ein. Die Kerntruppe der Omaijaden, der Abbassiden und der großen nordafrikanischen Berbernreiche waren Neger. Napoleon und Kleber reihten in Egypten Schwarze in die zusammengeschmolzenen weißen Truppentheile. Oberstlieutenant Mangin, der die Expedition Marchands mitgemacht hat, erzählt, daß er bei Faschoda in einem der englisch-egyptischen Bataillone einen ergrauten Negersergeanten gesehen habe, der, noch von den Zeiten Napoleons des Dritten her, die médaille militaire und die médaille du Mexique trug. 1870 standen in den Reihen der arabischen Turkos viele Neger. Immer war vom Negersoldaten bekannt: rücksichtlose Todesverachtung und Disziplin, aber auch Beutegier und viehische Grausamkeit.

Für den Wehrdienst besonders geeignet sind die Völkerschaften im fruchtbaren Stromgebiet des Senegal; von dort bezogen die Franzosen ihren bisher nur für koloniale Zwecke verwendeten schwarzen Mannschafterſatz. Mangin sagt von diesen senegalischen Schützenbataillonen: „Die Eroberung Westafrikas ist ihr Werk; sie haben Frankreich ein Gebiet geschenkt, größer als ganz Europa und bevölkert mit 20 Millionen Einwohnern; mit 12500 Mann schützen sie ihm diesen weiten Besitz; in unseren sämmtlichen Besitzungen, von Westafrika bis hin zum Kongo und zum Tschad, steht an weißen Truppen ein einziges Bataillon Kolonialinfanterie zu drei Compagnien (450 Mann), in Dakar; und auch das nur, weil Dakar Flottenstützpunkt ist“. Gründung, Ausbau und Erhaltung des französischen Kolonialreiches hat sehr viel Blut gekostet (ich erinnere nur an den grausamen Krieg gegen Behanzin); aber die Franzosen schickten gegen die Neger Negerbataillone ins Treffen. Ein Senegalnegerbataillon half bei der Erstürmung von Tananarivo auf Madagaskar mit; General Gallieni (einst Generalgouverneur von Madagaskar, jetzt Corpskommandeur) sagt: „In den mißlichsten Verhältnissen ist die Kraft dieser wackeren Soldaten nie ins Wanken gekommen, nie ihr blindes Vertrauen auf die Führer erschüttert worden“. Zwei Bataillone Senegalneger standen im Corps des Generals d'Amade; der Transport dieser beiden Bataillone von Westafrika nach Casablanca mußte überstürzt werden und so fehlte es zunächst vor Allem an der Bekleidung. In ihren leichten tropischen Uniformen wurden die an tropisches Klima gewöhnten Neger zur Regenzeit in das rauhe marokkanische Bergland versetzt; wacker wußten sie dennoch auszuhalten. Märsche von 45, 60, ja (wie versichert wird) von 75 Kilometer in 24 Stunden sollen bei der Verfolgung marokkanischer Banden von den Negern geleistet worden sein.

Westafrika, nächst Egypten der Theil Afrikas, wo das meiste Getreide gebaut wird, ist altes Kulturland; neuere Forschungen haben die Thatsache bestätigt. Der Westafrikaner steht geistig höher als seine schwarzen Brüder. Auf relativ hoher Kulturstufe entstandene Negerdynastien, die einander bekämpften und ablösten, Berbernreiche, Jahrhundert lange Kriegsdienste rund um das Mittelmeerbecken, die Sturmfluth des Islam, Sklavenjagden: dies Alles stählte dem Westafrikaner die für den Kampf ums Dasein nothwendigste Tugend: soldatische Tüchtigkeit. Zum Infanteristen, zum Reiter, zum Pionier, zum Fahrer ist der Westafrikaner geeignet; nur das moderne Schnellfeuergeschütz mit seinen komplizirten Richtmitteln mag ihm ein noch nicht zu bewältigendes Zauberwerk sein. Der in der modernen französischen Gefechtsführung beliebte Durchbruch mit gewaltigen, tiefen Massen, im Kleinen der retour offensif, die contre-attaque: da sind Aufgaben, für die Negerdivisionen und Negerregimenter geschaffen scheinen.

Eine umfangreiche Anwerbung und die Schaffung neuer Verbände würde keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen. Zwei der genannten 14 Schützenbataillone wurden in den letzten Jahren errichtet; die garde indigène wurde verstärkt und der Abtransport beträchtlicher Truppentheile nach Marokko beschlossen. Dies Alles soll vom Juli 1907 bis in den Juli 1908 die Einstellung von 7068 Eingeborenen erheischt haben; keinerlei Schwierigkeiten ergaben sich. Die garde indigène scheint ein Mittelding zwischen Miliz und reiner Polizeitruppe zu sein; sie erinnert an das preußische Krümpersystem vom Jahr 1807. Man fragt sich: Wie weit ist eigentlich da unten die Stammrolle schon gediehen? Die 7068 Mann bedeuten fast eben so viele langfristige Kapitulationen. Der Franzose rührt die Werbetrommel, zahlt dem Söldner so hohen oder so niederen Lohn, wie ihn nur irgendwo in der Kolonie der Arbeiter bekommt, verheißt dem Langgedienten, echt französisch, eine im Land zu empfangende und zu verzehrende kleine Rente. Der Neger ist für das Soldatenleben eingenommen und kulturell schadet der Entzug männlicher Arbeitkraft dem Lande nicht; die Feldarbeit (und der Getreidebau ist neben der Vollendung der begonnenen Bahnlinien der vordringlichste wirthschaftliche Zweck) besorgen, wie bei unseren Altvordern, die Weiber. Mangin rechnet: der Stand der schwarzen Truppen ist 16000, die ganz für koloniale Verwendung aufgehen, so weit sie nicht jetzt schon durch die in wirklichem Doppelsinn dunkle garde indigène frei gemacht sind. Diese 16000 Mann brauchen nach der zu überblickenden Bewegung der Kapitulationen jährlich 1600 Mann Ergänzung. 7000 Mann aber sind, wie ich schon erwähnte, in dem volkreichen Land mühelos jährlich aufzutreiben; bleiben also für Neuformationen jährlich 5400 Mann. Diese 5400 Rekruten werden in der Heimath, bei den 16000 Mann Kolonialtruppen, in den schon bestehenden 14 Schützenbataillonen ausgebildet; erst die fertigen Soldaten werden nach Algerien geschafft und ermöglichen dort Neuformationen. So bildet sich in vier Jahren das schwarze Corps von 20000 Mann,

ein Corps von 50000 Mann in zehn Jahren. Da fast jeder der nach zwölfjähriger Dienstzeit als vollwerthiger Krieger ausscheidenden Söldner im Beurlaubtenstand verfügbar bleibt, ergiebt sich nach zwei Jahrzehnten eine weitere Summe von (nicht über vierzig Jahre alten) 40000 Mann. Mit ihren nach zwölfjähriger Dienstzeit ausgeschiedenen alten Soldaten zählen aber auch die schon jetzt bestehenden schwarzen Kolonialtruppen, die 16000, im Ernstfall rund 30000 Mann. Den 100000 Schwarzen könnten sich, nach dem Vorschlag Messimys, in bemessener Zeit 100000 nicht minder waffentüchtige Eingeborene Algeriens anschließen. Da die schwarzen und braunen Regimenter von vorn herein fast auf Kriegsstärke gehalten werden, könnten, unter der Voraussetzung glatter Ueberfahrt, am achten oder neunten Tag nach der Mobilmachung beträchtliche Massen tüchtiger schwarzen Truppen in Marseille oder Bordeaux stehen, Truppen von ungeahnter Stoßkraft. Hier sei noch erwähnt, daß ein großartiges, nicht nur wirthschaftlich, sondern auch strategisch überlegtes Eisenbahnnetz in Vorbereitung ist. Das Bedenken, ob man nicht durch vermehrte Aushebung dem Ausbau dieser Bahnen die nöthigen Arbeitkräfte entziehe (die wir in unseren Hereros vernichtet haben), kam gegen Mangins Vorschlag nicht auf.

Ich wiederhole nochmals das Grundmotiv aller französischen Heeressorgen, wenn ich den Satz des Abgeordneten Reinach anführe: „L'ensemble de nos effectifs est réduit d'année en année d'une façon inquiétante par la diminution de la natalité.“

Der als neuerungsüchtig verschriene Franzose geht zu rechter Zeit und am rechten Ort mit bewundernswerther Methodik vor. Unsere Beamten und Kaufleute in Togo, der den französischen Nachbarn so unbequemen deutschen Kolonie, kennen und würdigen die gründliche Arbeit des Franzosen. Von gewissenhaften Beobachtern ist er als der beste Kolonisator bezeichnet worden; vor Allem hat er rascher erfaßt als wir, daß Geld, Geld und nochmals Geld hineinzustecken sei, wo später geerntet werden soll. Die Mission, die alle Vorbedingungen für die Schaffung einer schwarzen Wehrmacht zu prüfen hatte, kam zu dem selben Ergebniß wie der Gouverneur von Westafrika: Französisch-Afrika ist für den Heeresersatz eine unerschöpfliche Quelle. Man sprach davon, daß die Aufstellung schwarzer Truppen in Algerien dem französischen Ansehen bei den arabischen Eingeborenen schaden könnte; aber bei den Arabern und Berbern Nordafrikas, die selbst genug Negerblut in sich haben, besteht diese Minderschätzung schwarzer Rasse nicht. An eine Stationirung schwarzer Truppen in Frankreich selbst (nur dagegen sprach die Oeffentliche Meinung) hat man nie gedacht.

An uns ist es, rechtzeitig die Sachlage zu durchdenken und die Folgerungen zu ziehen; „in Bereitschaft sein, ist Alles“. Die französischen Statistiker, denen sich die auf die Ausbildung schwarzer Truppen hindrängenden Parlamentarier Clémentel, Humbert, Messimy anschließen, behaupten, daß jetzt schon zwischen der französischen und

der deutschen Friedenspräsenzstärke ein Unterschied von 80000 Mann klaffe. Das ist nur in bedingtem Sinn richtig. Die budgetmäßige Friedensstärke des deutschen Heeres beträgt 590000 Unteroffiziere und Mannschaften, die Frankreichs 552000 (zu denen 37000 Halbtaugliche und zum Dienst ohne Waffe eingestellte gehören). Nur wenn man diese 37000 mit einbezieht, gelangt man zu einem Unterschied von 80000 Mann. Nun finden aber diese 37000 Mann des service auxiliaire im Heer Verwendung als Hilfskräfte, die man zum großen Theil auch im Ernstfall braucht; der Unterschied ist nur, daß man bei uns auch für solche Verwendungen felddienstfähige Leute nimmt (die dann im Ernstfall dem eigentlichen Frontdienst entrückt bleiben). So kommen wir zu einem Unterschied von höchstens 35 bis 40000 Mann. Auch in zwanzig Jahren werden die Unterschiede nicht so beträchtlich sein, wie von Mangin und Genossen, um uns Sand in die Augen zu streuen, behauptet wird. Die angebahnte Erhöhung der deutschen Friedenspräsenzstärke ist sehr langfristig und bedeutet nicht viel. Unterschiede von einer Million in den Kriegspräsenzstärken besagen nichts, wenn nur die auf Kriegsstärke gebrachten Truppen des aktiven Heeres, vermehrt durch genügende Reservetruppen, als wesentliche Theile der Armee, wie es in Frankreich sehr gut vorbereitet ist, auf beiden Seiten ungefähr gleich stark sind. So ists in unserem Fall. Die Hunderttausende von Landsturmleuten, dem Waffendienst entwöhnten Landwehrmännern und unausgebildeten Ersatzreservisten, die uns auf dem Papier das numerische Uebergewicht über Frankreich verschaffen, sind doch nur (um einen kräftigen, in ähnlichem Zusammenhang gebrauchten Ausdruck Colmars von der Goltz zu gebrauchen) „ein zahlloser, aber friedfertiger Spießbürgerschwarm". Was besagen also jetzt noch bestehende Unterschiede, wie sie schon eine geschickte Führung leicht wettmachen könnte (und wir dürfen nicht von vorn herein mit einer der von anno 70 an Ungeschicklichkeit gleichen rechnen), wenn vielleicht noch vor dem Ablauf unseres Septennates, sicher aber in zwanzig Jahren eine trefflich gerüstete und ausgebildete Armee von schwarzen Berufssoldaten verfügbar ist, eine Soldateska, deren Naturkraft doppelt starke Europäerheere zu Boden werfen könnte?

Weiter. Wir nennen uns das Volk in Waffen; Frankreich ists; wir sind es nicht mehr.

Frankreich hat, mit 39 Millionen Einwohnern, fast die selbe Friedenspräsenzstärke wie das Deutsche Reich. Dort dient wirklich jeder Taugliche. Welcher ungleich höhere Entzug männlicher Arbeitkraft wird dort willig ertragen und welche finanziell ungleich höhere prozentuale Belastung ergiebt sich allein hieraus schon! In einem Land, wo jeder Wehrfähige gedient hat, muß in der Stunde der Noth und Entscheidung ein mächtiger, einheitlicher Schwung nationalen Willens möglich, wird die Vorstellung von der zerschmetternden Energie des Krieges, um mit Clausewitz zu reden, lebendiger sein als bei uns,

wo Hunderttausende nicht durch die Volksschule des Kriegsdienstes gegangen sind. Frankreich kennt das Institut der Einjährigen nicht. Dort dient Jeder zwei Jahre. So fordert denn auch Jaurès, im Gegensatz zu unseren starren Doktrinären, in seiner jüngst erschienenen Schrift: „Die neue Armee“ nur eine beträchtliche Verringerung der aktiven Dienstzeit in Verbindung mit häufigen Uebungen; die Cadres will er lassen, also auch die Berufssoldaten (Offiziere und Unteroffiziere). Erwägt man die seit langer Zeit wirksamen und den französischen Verhältnissen angepaßten Bestrebungen, das französische Heer, auch das Offiziercorps, zu demokratisiren, mit republikanischem Geist zu erfüllen, so braucht man mit einer Zersetzung der französischen Armee durch den Sozialismus nicht zu rechnen. Die „armée révolutionnaire“ des Zukunftkrieges wird vom selben Elan getragen sein wie die Napoleons. Aber, wird eingewendet, Thatsache ist, daß die Disziplin, nach der regen antimilitaristischen Propaganda, gelockert ist; die wachsende Zahl und Schwere der Insubordination-Vergehen, die Zunahme der Desertionen und Dienstpflichtentziehungen (1900: 8850, 1910: 17258) zeugen dafür. Der Geschichtkundige weiß, daß in den Heeren der napoleonischen Marschälle noch weniger Disziplin steckte; aber Ruhm- und Gewinnsucht kittete Alles zusammen; jeder Soldat trug den Marschallstab im Tornister, im fremden Land wurde rücksichtlos gepraßt (Memoiren des Ritters von Lang: Einquartirung des Corps Bernadotte in Bayreuth) und ungeheurer Tribut erhoben. Werden dem Franzosen ohne Rücksicht auf internationale papierne Verträge heute ähnliche Aussichten eröffnet, sagt Pierre Cantal in seinem sehr lesenswerthen Buch „L'armée révolutionnaire“, dann wird er auch heute überallhin marschiren. Und die Franzosen würden im Fall des Erfolges (und nicht erst beim Friedensschluß) die Steuerschraube kräftiger anziehen, als wir zu wagen gewöhnt sind.

Durch den Einsatz beträchtlicher schwarzen Streitkräfte wird der Krieg noch ungleich brutaler. Daß der westafrikanische Neger bei seiner Anspruchslosigkeit und urgesunden Kraft, bei seinen ererbten und wachgehaltenen kriegerischen Anlagen zum Soldatenhandwerk sich mehr eignet als der in einer abgearbeiteten Stadtbevölkerung erwachsene Europäer, wird Niemand bezweifeln. 200000 Natursöhne dieses Schlages, gut ausgebildet und bewaffnet, sind eine Macht, die unter Umständen eine halbe Million weißer Streiter aufwiegt. Ein wahrhafter Kampf ums Dasein wird entbrennen. Im Fall des Unterliegens würde Deutschland einen wirthschaftlichen und kulturellen Niedergang erleben, wie ihn die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges gebracht haben. Die wilden Instinkte der Negersoldateska einzudämmen, wird den Franzosen nicht gelingen, selbst wenn sie es möchten. Wo sind die Pazifisten, die das künftige Heil in internationaler Brüderlichkeit, in Vertragsparagraphen erblicken? Die Unmöglichkeit, Frankreich die Aufstellung einer schwarzen Armee zu verbieten, führt die Friedensidee ad absurdum. Eine schwarze Armee aber ist eine stete Bedrohung. General Au-

déoud, Gouverneur von Madagaskar, war scharfsichtig, als er am achtzehnten September 1907 dem Kolonialminister schrieb: „Die bloße Existenz einer schwarzen Armee würde uns vermuthlich sehr viele auswärtige Schwierigkeiten ersparen“.

Nach der Aufstellung beträchtlicher Negertruppen verschöbe sich das Kräfteverhältniß um ein Beträchtliches. Wir sind numerisch immerhin noch überlegen. Nun würde die Wagschale zu Frankreichs Gunsten sinken. Welche Blutopfer hat der Feldzug von 1870/71 uns gekostet! Damals aber standen der französischen Feldarmee von rund 350000 Mann fast 500000 deutsche Streiter gegenüber. Bei Weißenburg, Wörth, Gravelotte, Sedan wurde ein numerisch schwächerer Gegner besiegt. Das Uebergewicht, das 100000 oder 200000 langgediente Negersoldaten sicherten, würde durch die Aufstellung von noch so vielen Reserve- oder Landwehrdivisionen nicht aufgewogen. Dazu kommen noch politische Bedenken. Bismarcks Kunst bewirkte 1870, daß wir mit Frankreich die Fehde ausfechten konnten, ohne daß Andere sich einmengten. Ob wir auch in einem künftigen Krieg unsere ganze Kraft gegen Frankreich werfen könnten, ist zu bezweifeln.

Die Leitung des Staates muß die Umstände bedenken, unter denen das Volk in den Krieg, in den Kampf um sein Dasein, eintritt. An der Gestaltung der Umstände wirkt Mancherlei mit: Stimmung, physische und moralische Kraft des Volkes und dessen materielle Mittel. Die Staatsleiter dürfen nicht länger die Gefahr verkennen, die der französische Plan in sich birgt; sie müssen auch mit unzweideutigem Wink darauf hinweisen, auf daß Jeder im Volk die Nothwendigkeit rechtzeitiger Vorbeugung erfahre und verstehe.

Diese Thatsachen und Gedanken wurden aufgezeichnet, ehe das Recht auf Marokko wieder streitig geworden war. Seitdem ist über das Thema Allerlei geschrieben worden; erschöpft scheint es mir dennoch schon deshalb nicht, weil in den meisten Fällen das benutzte Material unzureichend war. Man darf sich über die Folgen des Planes, für den Herr Messimy jetzt als Kriegsminister eintritt, in Deutschland nicht täuschen. Die Beruhigung Marokkos wird Frankreich außerordentliche Opfer an Blut kosten. So ist den Franzosen der unverfänglichste Grund gegeben, die Schaffung der schwarzen Wehrmacht (nur zum Zweck der Verwendung in Marokko, versteht sich) zu beschleunigen. In Marokko werden die schwarzen Truppen ihre Feuertaufe erhalten. Marokko wird der Ambos sein, auf dem sich Frankreich eine starke Waffe schmiedet. Darum darf man, beim Abschluß eines zunächst enger begrenzten militärischen Themas, auf die Thatsache hinweisen, daß in dem Marokkostreit auch über das Verhältniß der Wehrkräfte in einem künftigen deutsch-französischen Krieg die Entscheidung fällt.

* * *

Napoleons Leichnam.*)

Offizielles Protokol der Sektion vom sechsten Mai 1821.

Der Körper erschien äußerlich sehr fett. Der erste Einschnitt von oben nach unten längs der Mittellinie zeigte, daß das Brustbein von mehr als einem Zoll und der Leib von anderthalb Zoll Fettschicht bedeckt war. Nach Durchtrennung der Rippenknorpel hat man den Brustkorb untersucht. Zwischen den beiden Blättern des linken Brustfells ist eine leichte Verwachsung konstatirt worden; man hat drei Unzen einer röthlichen Flüssigkeit in der linken Höhle und fast acht Unzen in der rechten Höhle gefunden. Die Lunge war unbedingt gesund. Der Herzbeutel normal; er enthielt ungefähr eine Unze Flüssigkeit. Das Herz hatte die gewöhnliche Größe, aber es war mit einer dicken Fettschicht umgeben; die Herzkammern und Herzohren zeigten nichts Außergewöhnliches, aber der Herzmuskel schien ein Wenig blasser, als er gewöhnlich ist.

Man ging zum Leib über. Das Netz war außergewöhnlich fett. Als man den Magen untersuchte, fand man, daß er der Sitz einer sehr ausgebreiteten Erkrankung war. Seine ganze obere Partie war mit der Wölbung des linken Leberlappens verwachsen. Man löste sie ab und entdeckte einen Zoll vom Pylorus (Pförtner) entfernt ein Geschwür, das die Seitenwände so durchbohrt hatte, daß man den kleinen Finger hindurchstecken konnte. Die innere Oberfläche war nur noch ein Haufe krebsartiger Masse oder in der Entwickelung begriffene Skirrhen (bösartige Verhärtungen). Nur ein kleiner Theil des Magenmundes, in nächster Nähe der Speiseröhre, war unbeschädigt. Eine reichliche flüssige Masse, Kaffeesatz ähnlich, füllte den Magen. Die Leber war mit dem Zwerchfell an der gewölbten Oberfläche des linken Lappens verwachsen und außer den durch die Magenerkrankung hervorgerufenen Verwachsungen zeigte sie nichts Krankhaftes. Die übrigen Baucheingeweide waren normal. In der Bildung der linken Niere ist eine geringe Abnormität beobachtet worden.

Bericht des Dr. Antommarchi.

„Ich, Endesunterzeichneter, François Antommarchi, behandelnder Arzt Kaiser Napoleons, habe, in Vollziehung der mir von den Grafen Bertrand und de Montholon ertheilten Befehle, die Oeffnung der Leiche Kaiser Napoleons vorgenommen. Ich habe die Brusthöhle und den Magen geöffnet und dabei Folgendes festgestellt:

1. Die äußere gewölbte Oberfläche der linken Lunge war an ihrem oberen Theil an verschiedenen Stellen mit dem entsprechenden Rippenfell verwachsen. 2. In der linken Brustfellhöhle waren ungefähr drei

---

*) Ein paar Bruchstückchen aus dem (fein ausgestatteten) Band „Der sterbende Napoleon (Unveröffentlichtes Tagebuch von Hudson Lowe)", das bei Erich Reiß erscheint und viele interessante Einzelheiten aus Bonapartes letzten Lebenstagen ans Licht bringt.

Unzen lymphatischer Flüssigkeit. 3. In der rechten ungefähr acht Unzen der selben lymphatischen Flüssigkeit. 4. An der Lunge zeigte sich keine Veränderung. 5. Das Herz war normal; es lag in dem Herzbeutel und war von etwas Fett bedeckt. 6. Der Magen, die Eingeweide, die Leber, die Milz und das große Netz*) lagen an ihrem natürlichen Platz. 7. Der linke Leberlappen war an seiner Wölbung mit dem entsprechenden Theil des Zwerchfelles verwachsen. 8. Der untere Theil dieses Lappens war mit seiner konkaven Innenfläche stark mit der Vorderfläche des Magens, der kleinen Kurvatur und mit dem kleinen Netz**) verwachsen. 9. Nachdem ich sorgsam mit dem Sezirmesser und den Fingern die Verwachsungen gelöst hatte, beobachtete ich, daß an der Stelle der Verwachsung des oberen linken Leberlappens mit dem Magen ein Loch von einem Viertelzoll Durchmesser an der Vorderfläche des Magens, nah an dessen Ende, war. 10. Nachdem ich den Magen hinter der großen Kurvatur geöffnet hatte, sah ich, daß er zum Theil mit einer schwärzlichen, flüssigen, scharf übelriechenden Substanz angefüllt war. 11. Nachdem ich diese Flüssigkeit entfernt hatte, bemerkte ich ein sehr ausgebreitetes Krebsgeschwür, das besonders die obere Partie der inneren Außenseite des Magens einnahm und sich vom Anfang des Magenmundes bis ungefähr einen Zoll oberhalb des Pförtners erstreckte. 12. Am Rande des Geschwürs in der Nähe des Pförtners fand ich das Loch (siehe § 9) wieder; der Krebs hatte die Magenwände angefressen. 13. Die geschwürigen Wände des Magens waren beträchtlich geschwollen und verhärtet. 14. Zwischen dem Geschwür und dem Pförtner stellte ich dicht bei dem Geschwür eine skirrhöse Schwellung und Härte fest, die einige Zoll breit war und die rechte äußere Seite des Magens kreisförmig einnahm. 15. Die Leber war gestaut und größer als gewöhnlich. 16. Die Eingeweide waren normal, aber mit Luft gefüllt."

Aus einem anderen Bericht des selben Arztes:

„Seit meiner Ankunft auf Sankt Helena war der Kaiser sehr abgemagert. Gesicht und Körper des Toten waren blaß, aber ohne veränderten Ausdruck. Der Gesichtsausdruck war schön; man hätte meinen können, daß der Kaiser nicht tot sei, sondern in tiefem Schlaf liege. Sein Mund bewahrte einen lächelnden Ausdruck, nur an der linken Seite war er leicht durch ein sardonisches Lachen verzerrt. Der Körper zeigte am linken Arm die Narbe der Kauterisationwunde und mehrere andere Narben: eine am Kopf, drei am linken Bein, eine auf dem äußeren Fußknöchel, eine fünfte an der Spitze des Ringfingers; schließlich noch eine größere Anzahl auf dem linken Oberschenkel.

Seine Länge vom Scheitel bis zur Sohle betrug 5 Fuß 2⅓ Zoll. Mit ausgebreiteten Armen betrug die Distanz zwischen den Spitzen der beiden Mittelfinger 5 Fuß 2 Zoll. Von der Schambeinfuge bis

*) Das Epiploon.

**) Das kleine Epiploon.

zum Scheitel waren 2 Fuß $7^1/_3$ Zoll. Von dem Schambein bis zur Ferse 2 Fuß 7 Zoll. Vom Scheitel bis zum Kinn $7^1/_2$ Zoll.

Der Kopf hatte $20^5/_6$ Zoll Umfang. Die Stirn war hoch, die Schläfen waren leicht eingedrückt, die zum Hinterkopf gehörenden Partien sehr stark und sehr breit. Wenig Haare und von hellbrauner Farbe. Hals etwas kurz, aber ziemlich normal. Brust breit und gut gebildet. Leib sehr aufgebläht und umfangreich. Hände und Füße etwas klein, aber schön und wohl gebildet. Glieder ausgestreckt und steif. Alle anderen Körpertheile hatten ungefähr die gewöhnlichen Proportionen.

Ich war neugierig, bei diesem großen Manne das kraniologische System der Doktoren Spurzheim und Gall anzuwenden. Sein Kopf zeigte folgende Merkmale: 1. Organ der Verstellungskunst. 2. Organ der Eroberungen. 3. Organ des Wohlwollens. 4. Organ der Einbildung. 5. Organ des Ehrgeizes, der Liebe und des Ruhmes.

Mit Bezug auf die intellektuellen Eigenschaften fand ich: 1. Organ der Individualität oder Kenntniß der Individuen und Dinge. 2. Organ der Oertlichkeit, des Zusammenhanges und des Raumes. 3. Organ der Berechnung. 4. Organ des Vergleiches. 5. Organ der Kausalität, des Induktiongeistes und philosophischen Kopfes.

Die Leiche lag seit vierundzwanzig und einer halben Stunde. Ich nahm die Sektion vor. . . .

Der Herzbeutel war in normalem Zustand und enthielt ungefähr eine Unze citronenfarbiger Flüssigkeit. Das Herz, ein Wenig umfangreicher als die Faust der Leiche, zeigte, obgleich gesund, ziemlich viel Fett an seiner Basis und seinen Furchen. Die Herzkammern der Aorta und Pulmonalis und die dazu gehörigen Herzohren waren normal, aber blaß und vollständig blutleer. Die Mündungen zeigten keine bedeutenden Veränderungen. Die großen Arterien und Venengefäße neben dem Herzen waren leer und im Allgemeinen normal."

Aus dem Bericht des britischen Militärarztes Henry:

„Im Widerspruch zu dem unruhigen Leben und dem Charakter des Verstorbenen hatte das Gesicht einen besonders ruhigen Ausdruck. Sanftmuth und Anmuth lagen darauf. Die Züge waren regelmäßig und wurden selbst schön gefunden. Der Kopf wurde nicht sezirt. Er war dick und muß in der Jugend etwas unförmig gewesen sein. Die Stirn war breit und hoch, die Organe der Kampfluft, der Kausalität und der Liebe zu den eigenen Kindern waren stark ausgeprägt. Der Körper hatte eine starke Fettschicht, auf dem Brustbein lag sie einen Zoll, auf dem Unterleib anderthalb, vielleicht zwei Zoll dick.

Die Haut schien außerordentlich blaß und fein, Arme und Hände auch. Im Ganzen machte der Körper einen zarten, weiblichen Eindruck. Er war kaum behaart, die Haare fein und seidig. Der Schamberg glich stark dem Venusberg der Frauen. Die Brustmuskeln waren wenig entwickelt, die Schultern schmal und die Hüften breit. Zwei kleine Narben waren am Rücken bemerkbar. Eine dritte an dem linken Bein, nah dem Knöchel; noch eine rührte von einer Brandwunde am linken Arm,

nah der Schulter, her. Die Narben auf dem Rücken stammten wahrscheinlich von Furunkeln oder kleinen Geschwüren; aber die am Bein schien durch eine Schußwunde gekommen zu sein.

Als man die Brusthöhle öffnete, wurde eine leichte Verwachsung zwischen Rippen- und Lungenfell konstatirt. In der linken Brusthöhle fand man ungefähr vier Unzen einer röthlichen Flüssigkeit und in der rechten Höhle fast acht Unzen. Die Lungen waren vollständig gesund. Der vollständig normale Herzbeutel enthielt eine Unze Flüssigkeit. Das Herz war klein, aber den Größenverhältnissen des Körpers angemessen (als er noch nicht plump und aufgeschwollen war). Eine dicke Fettschicht bedeckte dieses Organ; seine Ohren und Kammern waren gesund, aber der Herzmuskel schien etwas blasser als gewöhnlich.

Man sezirte den Leib. Das Netz war sehr fett. Als man den Magen herausgeschält hatte, sah man, daß die obere Wand in ihrer ganzen Ausdehnung mit der Höhlung des linken Leberlappens verwachsen war. Nachdem die Trennung, nicht ohne Schwierigkeit, erfolgt war, trat die Natur und die Schwere der Krankheit, die den Tod veranlaßt hatte, klar zu Tage. Die ganze innere Oberfläche des Magens zeigte einen Haufen krebsartiger Geschwüre oder Verhärtungen, die eben im Begriff waren, krebsig zu entarten. Der Pförtner war der Herd der verwüstenden Krankheit; war ein Loch, in das ich den Finger steckte. Die Leber schloß durch ihre Verwachsung das Loch; ohne diesen Umstand wäre der Tod schon bei der Durchbrechung erfolgt. Nirgends zeigte sich eine Spur, daß die Leber in Folge ihres Kontaktes mit den Stoffen, die den Verdauungskanal passirten, gelitten hatte. Eine Kaffeesatz ähnliche Flüssigkeit füllte den Magen, dessen wichtige Funktionen nur noch durch einen kleinen unbeschädigten Theil erfüllt werden konnten, einen Ring, der das zum Magenmund gehörige äußerste Ende am Eingang der Speiseröhre umgab.

Man hat mit solcher Sicherheit behauptet, der Verstorbene habe an einer krankhaften Vergrößerung und chronischen Entzündung der Leber gelitten, daß fast Jeder von uns erwartete, auch dieses Organ krank zu finden. Als man daran ging, es zu prüfen, drückte sich auf den Gesichtern ängstliche Spannung aus. Doktor Antommarchi machte einen Einschnitt, er glaubte, es würde eine Eiterfluth aus dem Abszeß, den man vermuthete, kommen; aber es war kein Abszeß da, nicht einmal eine Entzündung und keine Geschwulst. Die Leber hatte den normalen Umfang und das Lebergewebe war vollständig gesund. Eine leichte Verwachsung verbahnte die gewölbte Fläche durch die Außenseite des linken Lappens mit dem Zwerchfell; sie schien eine Folge und die Fortsetzung der Verwachsung zwischen Leber und Magen.

Die Gallenblase hatte die gewöhnliche Größe und Struktur. Sie enthielt keine Steine, nur Galle, allem Anschein nach die gewöhnliche Menge und Zusammensetzung.

Milz, Bauchspeicheldrüse und Eingeweide waren gesund. Die Nieren waren in ein dickes Fettpolster gebettet. Die linke Niere war um ein Drittel größer als die rechte. Diese Eigenthümlichkeit schien angeboren zu sein. Alles zur Geschlechtsfunktion Nöthige war sehr klein."

Deutschland, Marokko, Abessinien.

Drei Briefe.

I. Die Karte Afrikas verzeichnet noch zwei selbständige Staaten: das Sultanat Marokko und das Kaiserreich Aethiopien. Doch die Freiheit des Scherifenreichs liegt in Todeszuckungen und auch um Abessinien drängen sich schon die lüsternen Erben. Dem braven Michel soll, hier wie dort, klargemacht werden, daß er keinen Erbanspruch habe; man will ihn nicht einmal zulassen, wenn er durch sachgemäße Hilfe den Kräfteverfall der Kranken aufzuhalten bestrebt ist. Dadurch könnte ja der Zeitpunkt des Erbanfalles auf lange, vielleicht auf immer hinausgeschoben werden. Was England, Frankreich und Italien in Aethiopien wollen, haben sie in dem Vertrag vom Jahr 1906, der unter völliger Nichtachtung deutscher Interessen abgeschlossen wurde, deutlich ausgesprochen; sie haben sich nicht einmal die Mühe gegeben, ihre Erbabsichten geheim zu halten. Wenn sie dabei etwa hofften, das Mäntelchen der „garantirten Souverainetät“ werde den Abessinier über den Urgrund des argrément täuschen, so haben sie die politische Feinfühligkeit des Patienten um ein Beträchtliches unterschätzt. Abessinien weiß, was ihm droht, und spähend sucht sein Auge die Möglichkeit, sich aus dieser gefährlichen Umstrickung zu lösen. In Deutschland hoffte es den Retter gefunden zu haben und war bereit, auf den Gebieten der Wirthschaft in prägbarem Metall den Preis für diesen Dienst zu zahlen. Schon durften wir uns einer nennenswerthen Anzahlung freuen: da führte die verhängnißvolle Sucht, Frankreich um jeden Preis zu gewinnen, zu einem Haltungwechsel, dessen Folgen das deutsche Volk erst recht erkennen wird, wenn Abessinien erschlossen und die Fülle seiner Bodenschätze sichtbar ist. Dann wird das Mißtrauen schwinden, das sich heute noch in Deutschland gegen abessinische Unternehmungen regt und nach allerlei (leider von amtlicher Seite nicht kräftig genug bekämpften) Schwindelgründungen begreiflich ist. Deutsche Thatkraft und deutsches Geld werden versuchen, sich in Abessinien ein reiches und lohnendes Arbeitfeld zu erwerben; solchem Versuch wird das Gelingen aber durch die schwächliche Wendung unserer Politik sehr erschwert. Wirthschaftliche Erfolge sind in Ländern wie Abessinien und Marokko ohne starken politischen Einfluß nicht denkbar. Unsere Politik aber hat erreicht, daß der einsichtige Abessinier mit dem Deutschen Reich nicht mehr rechnet. Das ist ihm nicht zu verdenken: von Berlin aus ist ihm ja unzweideutig gesagt worden, daß man die abessinischen Interessen Deutschlands gering schätze. Auch in Marokko waren noch vor nicht allzu langer Zeit nach der Ansicht der selben Herren die deutschen Interessen gleich Null. Heute ist Marokko die Klippe, an der das Schiff deutscher Selbstachtung kläglich zu scheitern droht. Sorgen wir rechtzeitig dafür, daß nicht auch Abessinien einst eine solche Klippe werde! Unsere Vorsorge für die Zukunft darf nicht allzu sehr durch diplomatische Rücksicht auf die empfindlichen Nerven schwächerer Nationen

gehemmt werden. Der Deutsche kann und wird in der Welt den Platz einnehmen, den einzunehmen er die Kraft und den festen Willen hat. Den Willen muß aber die Thai, nicht nur eine Geste, beweisen.

Bad Elster. Dr. Alfred Zintgraff.

II. Darf ich dem Schreiber des Briefes, der, unter dem Titel „Deutschland in Marokko", am zwölften August hier erschien, erwidern? 1. Der Vorschlag eines Bündnisses zwischen Deutschland und Frankreich wird schon längst hier wie jenseits der Vogesen von allen vernünftig Denkenden gebilligt. Diese Idee läßt sich aber nur verwirklichen, wenn wir oder Frankreich mit England direkt eine Differenz haben. Jetzt hat Frankreich bis vor Kurzem in Marokko gethan, was es wollte, und es war deshalb die höchste Zeit, daß wir in Agadir demonstrirten. 2. Agadir als Flottenstützpunkt zu behalten, ist wohl durchführbar. Wäre auch die beste Lösung. Durch Besetzung dieses Gebietes unterstützen wir die durch Frankreich bedrohte Oberhoheit des Sultans, die wir seit 1906 garantirt haben. Nebenbei würde das ganze Land am Schnellsten und Besten durch Bahnbauten pazifizirt. Und ich wundere mich, daß hiervon kaum die Rede ist. 3. Frankreich vermag sehr wohl in absehbarer Zeit marokkanische Truppen gegen uns zu verwenden. Ich erinnere nur an die algerischen Turkos bei Wörth, die sich dort brillant schlugen. 4. Um in Marokko bei einem Krieg mit Frankreich Unruhen zu stiften, genügen nicht einige Millionen baren Geldes allein. Man müßte im Stande sein, Waffen und Munition in genügender Menge in alle Länder hineinzubekommen, deren Bewohner uns helfen sollten. Schließlich möchte ich wenigstens für uns wünschen, daß unsere Regirung bei den Verhandlungen fest auf ihren Forderungen bestehen bleibt. Auch ich bin der Ansicht, daß es für ein vollständiges Aufgeben von Marokko für uns keine guten Kompensationen in Afrika geben könnte. Weder Dakkar, nach Kapstadt der beste Hafen Westafrikas, noch Dahomey, durch das man Togo vergrößern könnte, noch Theile des französischen Kongogebietes könnte uns für den Verzicht auf den Maghreb entschädigen. Fürchten wir nur Gott, wie einstmals Bismarck im Reichstag uns zurief, aber nicht auch noch die englisch-französische Entente!

Paul von Rautenberg-Garczynski, Major a. D.

III. Sehr verehrter Herr Harden, in den Münchener Neusten Nachrichten las ich am zwanzigsten August: „In dem pariser Blatt ‚Action' wird mit Vergnügen von der Haltung der ‚Germania' Notiz genommen, die die Aktion von Agadir für überflüssig erklärt hatte. Der Franzose kann sich immerhin mit Unkenntniß entschuldigen, wenn er den Charakter solcher Organe wie ‚Germania' und ‚Vorwärts' verkennt und übersieht, daß sie nie auf der nationalen Seite zu finden sind, so lange nicht etwa ein Interesse des Ultramontanismus oder der Sozialdemokratie in Betracht kommt. Bedauerlicher ist es, wenn die Franzosen mit einigem Rechte über einen herzlich unverständigen Artikel in Hardens ‚Zukunft' triumphiren, worin die Entsendung des ‚Panther' auf das Leidenschaftlichste getadelt worden war. Ein so klu-

ger Mann wie Harden sollte wissen, daß er mit solchen Entgleisungen die Geschäfte der Franzosen besorgt, die aus seinem Artikel nur herauslesen, was ihnen paßt, und seine Schlußfolgerungen, die sich freilich nur recht gewaltsam an seine Prämissen anschließen, unbeachtet lassen. Wie gefährlich es aber ist, in französischen Gemüthern den thörichten Wahn aufkommen zu lassen, die große Mehrheit des deutschen Volkes stehe nicht hinter der Reichsregirung, wenn sie eine energische Politik gegen Frankreich treibt, braucht nicht erst ausgeführt zu werden."

Wer lacht da? Wenn ich Ihren „herzlich unverständigen" Artikel mit dem Eiertanz vergleiche, den das münchener Blatt in der Marokko-Sache seit Wochen aufführt, scheint mir doch dessen Redaktion nicht der klügere Theil zu sein. Heute vollführt sie Kotau vor des Reiches letzter Instanz, morgen sucht und findet sie in der letzten Falte der deutschen Toga den Krieg. Wann und wo haben Sie die Entsendung des „Panther" auf das Leidenschaftlichste (im Sinn dieses Tadels) getadelt? Wann und wo haben Sie in französischen Gemüthern den thörichten Wahn aufkommen lassen, die große Mehrheit des deutschen Volkes stehe nicht hinter der Reichsregirung, wenn sie eine energische Politik gegen Frankreich treibt? Nur wer gänzlich voreingenommen gegen Sie und die „Zukunft" ist, wer Ihr ganzes Verhalten im Marokko-Streit absichtlich oder böswillig mißkennt, kann leugnen, daß gerade die „Zukunft" die energischste Politik gegen Frankreich, in der Alternative Bündniß oder Krieg, begehrt. Hand aufs Herz, lieber Herr Redakteur der Neusten Nachrichten: haben Sie die Ueberzeugung, daß Theobalds oder Kiderlens Politik die Energie innewohnt, mit der man siegen muß? Ist Hardens „herzlich unverständiger" Artikel eine Quertreiberei gegen die „energische" Politik der Reichsregirung oder nicht vielmehr ein Nothschrei über den Mangel wahrer Energie? Was die pariser „Action" aus Hardens Artikel herausgelesen hat, sollte ein so kluger Mann wie der politische Redakteur der Münchener Neusten Nachrichten nicht hineinlesen und lieber den Franzosen aufklären als Harden der Entgleisung zeihen. Wenn die Führer der Presse, die in so ernster Zeit in vollster Geschlossenheit den Wünschen und Empfindungen der großen Mehrheit des deutschen Volkes Ausdruck geben muß, einander mit solcher Ungeschicklichkeit befehden, dann kommt in französischen Gemüthern ein Wahn auf, der viel gefährlicher ist als der der „Action": der Wahn, den Deutschen fehle es eben so an Energie wie der Reichsregirung. Dr. Karl Gerster.

Theobald.

In des Frohsinns Blüthenauen
Hüpft das Knäblein Theobald
Und er kann nicht satt sich schauen
An der Blumen buntem Wald.

Und er pflücket ohne Ende
Jedes Blümlein, das ihm lacht;
Voll sind Haupt und Brust und Hände
Von der farbenreichen Pracht.

Doch wohin soll er ihn legen,
All den schönen Blüthenschatz?
Findet für des Himmels Segen,
Ihm so reich beschert, nicht Platz.

Auf des Wissens dunklem Wege
Schreitet Jüngling Theobald,
Forscht und sammelt, nimmer träge,
Bis ihm hell die Aussicht strahlt.

Wasser, Erde, Luft und Feuer
Bieten ihm ihr Bestes dar;
Das Geheimniß von der Leier
Und vom Meißel wird ihm klar.

Doch wohin soll er ihn legen,
Den erworbenen Weisheitschatz?
Findet für des Wissens Segen
Nicht in seinem Kopfe Platz.

Auf dem Feld der Ehre flieget
Vorwärts Theobald, der Mann,
Kommet an und sieht und sieget,
Macht sich Alles unterthan.

Und die Menschen alle neigen
Vor dem Helden sich in Staub,
Und die Lorberwälder beugen
Ihm entgegen all ihr Laub.

Doch wohin soll er ihn legen,
All der Kränz' und Kronen Schatz?
Findet für den Lorbersegen
Nicht auf seinem Haupte Platz.

Auf des Ueberdrusses Wege
Schleichet Theobald, der Greis,
Weiß es nicht, wohin er lege
Jetzt sein Haupt so silberweiß.

Da ein Sensenträger schweigend
Ihm begegnet — und ihn grüßt,
Hin auf eine Grube zeigend,
Die kaum zehen Spannen mißt:

„Den geräumigsten der Plätze,
„Sieh ihn hier, — den Platz der Ruh',
„Da hinein leg' alle Schätze
„Und Dich selber auch dazu!

Dieses Gedicht (von J. F. Castelli) erschien in Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1820“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. September 1911.

Ultimatum.

Sapere aude!

Hast Du, noch freundlich blickender Leser, manchmal schon über einen Diener, ein Mädchen geseufzt, deren armes Hirnchen nicht zweier Funktionen, nicht der winzigsten, zugleich fähig ist? Sicher. Johann deckt den Tisch und muß, trotzdem Du zu Eile treibst, aufhören, um auf die Frage zu antworten, wann Geheimrath Sternstreber angeklingelt habe. Bertha bündelt Wäsche und bleibt, mit dem Veilchenband zwischen den fast damenhaft gepflegten Fingern, stumm stehen, wenn Du ihr aufträgst, nachmittags den Elektromonteur kommen zu lassen. So thun sie nicht etwa aus Respekt, nicht, weil sie glauben, Fragen und Wünsche des Dienstherrn in strammer Haltung entgegennehmen zu müssen. Hundertmal hast Du ihnen gesagt: „Unterbrechen Sie eilige Arbeit nicht; Mund und Ohren brauchen Sie ja nicht, um den Tisch zu decken, Wäsche zu ordnen oder Staub wegzuwischen.“ Vergebens. Die Mentalität der Armen ist zu dürftig. In der selben Minute zwei Dinge ins Bewußtsein einlassen: Das ginge über ihre Kraft. Der Arm, der mit dem Pinsel einen meißener Spiegel abstäubt, sinkt, als sei er plötzlich entkräftet, auf den Schenkel hinab, wenn das Ohr eine Weisung aufnehmen soll. Zweierlei: dazu reicht die geistige Habe nicht aus. Ungefähr im Kaliber von Johann und Bertha müßt Ihr Euch nun die Politik mancher Reichsdienstboten vorstellen. Auch der höchsten; die ja immer noch unter einem Anderen stehen, also im eigentlichen Wortsinn subaltern sein

müssen. Ihr Geist kann nur einen Gegenstand umfassen (diesen einen manchmal mit zäher Kraft); kann sich aber nicht gabeln und mit jeder Zinke ein Denkziel treffen. Trachtet ihr hellsichtiger Patriotismus, unzufriedene Lothringer mit einem aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht hervorgehenden Parlament gegen das Deutsche Reich zu waffnen, so verlischt ihrem Hirn jedes Lämpchen, das die Rückwirkung dieses wahnwitzen Thuns auf andere Reichsgüter zeigen könnte. Erst das Eine, dann das Andere: ist ihre Losung. Daß Eins am Anderen, Alles an Allem hängt, kann ihr Denkapparat nicht fassen. Der Arm, der den Aktenband hält, sinkt, als sei er plötzlich entkräftet, auf die Hüfte hinab, wenn dem Kopf zugemuthet wird, den Blick über den vollgeschriebenen Staubfänger hinaus zu schicken. Jetzt denken sie nur an die Franzosen, an all die hell besonnten Sümpfe und Seuchenherde, die sie nächstens vielleicht, in der Glorie des Reichsmehrers, dem Vaterland zufügen könnten; auch an das düster gefurchte oder serenissime Gesicht ihres Herrn, dem sie das Lorberpäckchen zur Prüfung vorlegen müssen. Nur daran. Im Januar muß die Nation einen neuen Reichstag wählen. Die Stimmung ist schlechter als je vor einer Wahl. Alle auf ihre besondere Weise konservativen Parteien sind gefährdet. Durch kluge Illuminirung ihres seit dem Tag von Agadir ganz kläglichen, ganz nichtswürdigen Preßgeschwätzes war den Führern der Sozialdemokratie leicht ein zweites Dresden, ein noch viel schlimmeres, vorzubereiten; war die Kundschaft von dem Zettelstand wegzuscheuchen, wo die Macht der Heimath früh und spät gehöhnt, die Scham der Heimath täglich wie ein Bund schmutziger Lumpen bespien wird. Aber die Reichsdienstboten sind beim Decken des Tisches, an dem die Mehrung des Reiches gefeiert werden soll, und haben im Gedankenspeicher für Bagatellen drum keinen Raum. Sind nicht fähig, aus ihrem thörichten Handeln wenigstens noch den fürs Reich rettbaren Vortheil zu ziehen und den Feind an den sichtbarsten Pranger zu bringen. Morgen, meinen sie, ist auch ein Tag. Immer hübsch Eins nach dem Anderen. Gewöhnt Euch also, sie zu behandeln wie den langen Johann und die dicke Bertha: ihnen zu sagen, was sie im Dienst zu thun haben.

Die Dürre dieses himmlisch hellen und heißen Sommers bedroht die Massen mit Nahrungnoth. (Die armsälige Silbenstecherei, die erlaubt, von Theuerung, verbietet, von Noth zu spre-

chen, können die Excellenzen diesmal sparen. Ihr Nimbus ist unwiederbringlich dahin. Unter ihnen sind nicht Drei, die über ein Unterstaatssekretariat je hinaus kommen durften. Wenn ein Nahrungmittel den Massen unerschwinglich wird, darf man von Noth reden, mag dieses Lebensmittel den Wohlhabenden auch an allen Ecken erreichbar sein. Noth und Mangel sind nicht Synonyma; sonst hätte Goethe sie nicht in verschiedener Wesenshülle an Fausts letzte Schöpferstätte geschickt. Ein Reich kann unter Kanzlernoth leiden, trotzdem der Stuhl des Kanzlers besetzt ist.) Wir haben für Kartoffeln, Milch, Gemüse, Fleisch, Butter schon Nothstandspreise; werden, wie Sachverständige sagen, bald noch höhere haben. Ueberall fehlts der Zucht an Futter; Kälber, Ferkel und andere Jungviehsorten werden verschleudert, verschenkt oder, wo es irgend noch lohnend scheint, geschlachtet, weil der Aufzieher sie nicht ernähren kann. Arge Zeit naht. Die Arbeiter fordern, mit triftiger Begründung, höheren Lohn (der, wenn sichs auch nur um drei Pfennige für die Arbeitstunde handelt, in Riesenbetrieben sich in die Hunderttausende summirt); die Unterbeamten werden folgen und der auf kargen Zufallsverdienst angewiesene Mittelstand wird noch dunklere Tage durchleben als in anderen Wintern. Das Unglück, das dem Herrn von Bethmann auf alle Wege folgt, geleitet ihn auch ans Stadion der Reichstagswahlen. Wenn er zu alter nicht neue Reichsschädigung häufen will, darf er sich diesmal nicht drängen lassen; muß er, ehe ihn rauhe Hände am Kragen packen, selbst sagen, was geschehen werde. Im November ließ er den Multimillionär Herrn von Schorlemer, der in Preußen sein Kollege ist, im Reich bald, wenn sich der Wunsch einzelner Konservativen erfüllt, sein Nachfolger wird, sämmtliche Linderungvorschläge bemäkeln und gläubigen Abgeordneten erzählen, ringsum sei Alles verseucht und jede Grenzöffnung müsse uns die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche bringen. Dieses Gespenst schreckt nicht mehr. Man soll offen aussprechen, ein Hauptziel der Schutzzollpolitik sei die Erlangung höherer Preise für Landwirthschaftprodukte; diese Politik wolle die lohnende Verwerthung deutscher Feldfrucht und deutschen Viehs sichern und einen jähen, schädlichen Preissturz hindern. In einer Nothstandszeit aber muß, bevor der Wunsch zum Geheul ward, die Grenze geöffnet werden. Wo, wie weit, wie lange: Das ist jetzt, im Rath der Sachverstän-

digsten, schleunig zu erwägen. Sieht der Ewig-Blinde von Hohenfinow die Nothwendigkeit nicht: Herr von Heydebrand muß sie sehen. Er hat den Muth gehabt, die Oeffentlichkeit des Wahlaktes zu opfern; von ihm müßte, noch ehe der Hansabund und andere Händlergemeinden zu lauter Rede den Mund aufgethan haben, der Antrag kommen: Oeffnet die Grenze! Hoher Schutzzoll ist einem Industriestaat (der sein Arbeitervolk nicht allzu theuer ernähren darf, wenn er, mit schwerem Gepäck, im Wettkampf nicht ins Hintertreffen kommen will) nur durch die Gewißheit erträglich, daß er in Nothstandszeiten stets schnell beseitigt werden kann. „Noch stehst Du unversehrt. Willst Du erwarten, bis sie die böse Lust an Dir gebüßt? Der kluge Mann baut vor.“ Herr von Heydebrand geht mit seinen Mannen im Januar einen schweren Gang. Möglich, daß er, trotzdem der Wahlfonds der Landwirthe viel größer ist als der (ungeheuerlich überschätzte) der Hansaleute, die mit viel zu hohen Spesen gewirthschaftet haben, ein Viertel seines Heeres auf der Strecke läßt. Das wäre noch kein Unglück; würde die Partei stählen und die Fraktion zu nützlich moderner Erkenntniß reifen. Läßt der stets tapfere und oft kluge Führer sich von den Ereignissen überrennen, wartet er, bis der Nothschrei durchs Reich schrillt, und schickt wieder die Schreckschießer und Seuchenschnüffler vor, dann kanns ein Zusammenbruch werden, den, trotz dem Elend ihrer von kleinen Leuten und Neidlingen gemachten Presse, kein ernster Deutscher den Konservativen wünschen darf.

Was noch geschehen müßte? Im Dezember habe ichs hier gesagt; und könnte es heute nicht wirksamer ausdrücken. Herr von Schorlemer hat einen verständigen (und deshalb grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sprach er, ist als Nahrungmittel weder unentbehrlich noch unersetzlich. Das kann nur Befangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest an karnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befriedigt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise und im Wirthshaus, das er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem anderen Volk Angehörige, fordert er in neun von zehn Fällen ein Fleischgericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehnlichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr- und schmackhafter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen,

Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären billig zu liefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust verweht. (Die Straßenpolizei, die sich um allerlei Winzigkeit kümmert, müßte für die Nase des Steuerzahlers emsiger sorgen; an mancher Ecke, wo neben einem Fleischer ein Käsehändler Kunden herbeiwinkt, ist, besonders im Sommer, die Symphonie der Gerüche kaum noch erträglich.) Die Versuche, Seefische als Massennahrung einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, verstaubender Bassintümpel, drüber unansehnliche Räucherwaare, getrockneter Kabliau, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, deren Schrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinselt ist: so gehts nicht. Doch lasse ich nicht von dem Glauben, daß hier ein Riesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende Lorber leicht zu pflücken wäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der Leistungfähigkeit und Küstenkenntniß der Hamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochotskischen Golf, den Fang aufkaufen; kühlen und sauberen Transport sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. (Ausrangirte oder im Passagedienst gerade nicht verwendbare Schiffe gäben dann noch eine nette Rente und die Direktoren brauchten nicht thatlos himmelan zu seufzen, wenn selbst die der Dividende fühlbarste Fahrpreisminderung die Auswandererziffer nicht in die Höhe rundet.) Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns naher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil, wie der Meister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren muffig verödenden Markthallen Aehnliches. Große, blitzblanke Marmorbassins. Springbrunnen, Schilf, Küstengräser,

Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weils dazu gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die Tafelschätze südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen würden und das Einerlei deutscher Ernährung rasch wohlthätigem Wechsel wiche? Durch das Gelingen solchen Versuches würde der Fleischnoth sicherer vorgebeugt als durch Zollherabsetzung. (Nur in Wilmersdorf und in Charlottenburg ist, bis heute, diese Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber die dort eingerichteten Fischhallen sind klein, unansehnlich und nur dem Bedürfniß der ärmsten Leute angepaßt, die sich denn auch in dichten Schaaren hineinschieben. Den raschen Eifer der Gemeindeverwaltungen muß man laut loben. Doch die für die Nahrungwirthschaft großer Städte wichtigste Arbeit bleibt noch zu leisten.)

Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachen Auges durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die selbe Entwickelung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu ködern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnenbadgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Spatzen im Erdgeschoß der Protzenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstrebende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirthe, die mit Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener und Unterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grünkram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes nöthige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermiethet, grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien, dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt bald nun im Strahlenglanz modischer Ausstattungwunder. Fenster und Thüren sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; von Decke und Wand blinken Kacheln, die an Alt-Delft erinnern möchten; die Körper der Glühbirnenträger verschlingen sich zu goldfarbigem Geknäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken, das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schaufenster Bart-

binden, Mund- und Haarwasserflaschen, Brillantinebüchsen gestellt und die Phantasie höchstens mit der geheimnißvollen Inschrift „Pariser Artikel“ angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingt wohl schon zu deutsch) hat drei theure Wachsbüsten mit Leonardolächeln und geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang verträumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehr (und meist Alles „auf Kredit“). Vor des Krämers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfeln, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die Kolonialwaaren- und Delikatessenhandlung hat eine Straßenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früchten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmauszubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gasärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kesselqualm und Blutgeruch, das über den Holzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlächterei und Fleischwaarenhandung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Blaßrosa alle Fleischfarben der Jordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählt, wie viele große Schlächtergeschäfte (mit den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern stehts eben so) Ihr bei einer Wanderung von Zehnminutendauer findet: und fragt Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung des entliehenen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbdutzend großer und kleiner Kommissionäre sei-

nen Theil. Ists da ein Wunder, wenn all diese Händler noch lauter als ihre Abnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen, der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrer Geschäftsunkosten sparen. Längst haben Mill, Rogers, Roscher, Gide, Lexis warnend auf die Ueberzahl der Kleinkaufleute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster der Whiteley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel & Cooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrer Grundsätze (Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, also weder Wucherzins nach Schuldausfall, rascher und großer Umsatz, der im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detaillistengekribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ists nicht Wahnsinn, daß zwischen zwei berliner Querstraßen drei Bäcker, Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlerleben fristen? Wäre das Elektrische Licht vom Mittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend getrennten, in der Ueppigkeit ihrer „Aufmachung“ konkurrirenden Betrieben verhökert würde? Und ist die Ernährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt?

Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Waarenhausbesitzer haben das Bedürfniß erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. Die Lebensmittelabtheilung wird meist, damit die Ausdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch, Käse, Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe, Butter, scharf Geräuchertes im selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, in aller Frühe, oft von Detaillisten der Nachbarschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, luftige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu haben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer gelabt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gemüsehalle, wie das frankfurter Palmenhaus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt. Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölb die Bäckerei. In kühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butter; hinter hermetischem Verschluß Käse, Gewürze, alle stark riechende

Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmackhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; kein Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliarden hinwarf); unvermittelter Einkauf vom Produzenten; eigene Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure haben; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den selben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt der Milchmann, der Bäckerjunge, die Zeitungfrau; morgens und abends der Schlächtergeselle; der „Kaufmann“ muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Umgegend ein paar feste Kunden hätten, auch die Zeitungdistribution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier, zwei Liter abgesahnter Milch, anderthalb Pfund Eßbutter, eine Ente, drei Pfund Suppenfleisch, vier kleine Rothkohlköpfe, Roggen- und Weizenbrot wie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nelken, Kapern, Edamer, Kastanien, Johannisbeermarmelade, Gurke, Essig und einen Napfkuchen ohne Rosinen.“ Ists weniger: schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus ... Wer wagts? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendein Wertheim oder Tietz, Emden oder Jandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre der Wandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten.

Daß in solchen Häusern Fleisch und Gemüse, Kartoffeln und Butter wohlfeiler zu haben wären als von dem nach sechs Seiten

tributpflichtigen Kleinhändler, ist gewiß. Wer wagts? Ein Staatspraktiker, der nicht verschmäht, sich für ein Weilchen einmal aus seiner Amtswürde zu wickeln, hätte Kapitalisten und Organisatoren rasch unter einem Hut. Und den Landwirthen, die kein Vernünftiger, für Preußens Zukunft Sorglicher entkräftet sehen möchte, bliebe, was ihnen gebührt. Vergeßt nicht, daß die Wirthschaft des Deutschen Reiches anno 1911 noch andere Bedürfnisse als die im Jahr 1879 empfundenen hat; auch noch andere Sorge als die um die Erze des Sus. Wähnt nicht, daß mit der schwachgemuthen, zu jeder Nachgiebigkeit bereiten Politik, an die wir das Ausland gewöhnt haben, den Werthschöpfern des Reiches günstige Handelsverträge zu erlangen sein werden. Bedenkt, ob einem Lande, das sich von Portugal, von Schweden, weils ihm „sonst noch schlimmer gehen könnte", die erbärmlichsten Vertragsbedingungen aufzwingen läßt, Rußland und Oesterreich-Ungarn Vortheile zugestehen werden, die sie mit Wirthschaftopfern bezahlen müßten. Und ruft dem langen Johann und der dicken Bertha mit Herrnstimme ins Ohr, was sie heute, was morgen im Dienst zu thun haben.

Finish.

Das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 kehrt von einer Gefechtsübung aus dem Grunewald heim. Für eines Augenblickes Dauer schweift das Gedächtniß um zehn Jahre zurück; in die Zeit, da dieses Regiment seine neue Kaserne bezog. Dicht beim Schloß, sprach im Frühlenz 1901 Wilhelm der Zweite, will ich eine feste Burg haben; soll das Regiment wohnen, das der preußischen und der sächsischen Dynastie gegen Straßenaufstände gute Dienste geleistet hat. Der Kaiser hat es selbst in das neue Haus geführt, das einer befestigten Ritterburg ähnelt, und nennt die Truppe seine „Alexandriner"; eine persönliche Leibwache, „die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen. Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 1848, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bayonnettes die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben." Großonkel Friedrich Wilhelm hatte nach dem Märzaufstand in anderem Ton, in eines um Mitleid Flehenden, zu seinen „lieben Berlinern" gesprochen. Doch in Berlin, im ganzen

Deutschen Reich denkt ja kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Wozu wird die grause Möglichkeit eines Bürgerkrieges erwähnt und der Gemeinde, deren höchster Vertreter, mit der Amtskette und devot gebeugtem Rechnungrathskopf, fünf Schritte von dem Redner steht, mit der Spitze der Bayonnettes gedroht? Die Frage verhallt; denn in der selben Stunde hören wir, im Alexander-Kasino habe der Kaiser gesagt, ohne seine Schuld sei das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland getrübt worden und das Deutsche Reich werde bald vielleicht, ganz allein, gegen eine Uebermacht zu kämpfen haben. „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Herr Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war.“ Der Weiße Zar, der Chef des Regimentes, hat zu dem Festtag nicht das kleinste Grußwörtchen geschickt. Krieg? Wo ein Generalissimus solche Worte gesprochen hat, blieb bisher kaum noch ein Zweifel. Jetzt weicht das Gewölk rasch und hell leuchtets wieder vom Himmel. Blitz ohne Schlag: Das ist uns Schicksal geworden. Wir haben weiter gerüstet, das Heer und die Flotte gestärkt, an Paraden und Manövern uns gefreut; und nichts erworben. Nicht an Besitz noch an Geltung hat das Reich zugenommen; und auf dem Rund der Erde lebt ihm nicht ein starker Freund. Die einst fühlbaren Kanten, deren Härte abstieß, sind aufgeweicht und die Politik frommer Beamten wagt nicht einmal mehr, mit kräftiger Rede sich wider internationale Unverschämtheit zu wenden. Krieg? Wer nur die Frage erörtert, ob morgen nicht der Krieg Nothwendigkeit und Ehrenpflicht sein werde, wird von schmutzigen Mäulern als Hetzer, als Dienstmann der Panzerplattenfabrikanten verschrien. Dahin hat das Geplärr der mit Zeitungruhm und Geldprämien gekrönten Oelzweigschwinger uns gebracht; die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Lehre, die seit den Tagen des Verschneidungwahnsinns erdacht ward. „Wenn einem Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem Kampf sich sogleich fertig machen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische

Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldesknechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur im Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind." So spricht Mommsen, ein Götze des Liberalismus. Und Pitt, auch kein Junker noch Söldling der Waffenindustrie, ruft: „Mit all seinen Uebeln ist der Krieg dem Frieden vorzuziehen, der uns ringsum nur Anmaßung und Unbill fühlen läßt." Proudhon selbst, dem alles Eigenthum gestohlenes Gut war, sah in dem Kriege eine Form der Menschenvernunft, ein Gesetz der Menschheitseele, eine Bedingung menschlichen Daseins. Wir? Fürchten den Krieg wie sonst nichts auf der Welt, reden täglich aber von der Stärke unserer Waffen: und machen dadurch, nach dem Wort Friedrichs Klinger, den Arm und den Muth des Reiches verdächtig.

Rechten, linken. Das klirrt und dröhnt, schmettert und rasselt über den Straßendamm. Auf Helm und Kragen, Flintenlauf und Lederzeug funkelt die Sonne. Drei Uhr. Seit Fünf sind die Leute draußen, in Hitze und Staub: und nicht Einer scheint schlaff. Die Montur sieht grauschwärzlich aus; von der Stirn rinnt der Schweiß über fast verrußte Gesichter; doch der Schritt ist kräftig und jede Bewegung hat die Wucht männlicher Morgenfrische. Ganze Kerle; groß, schlank, sehnig, mit dem unentbehrlichen Bleibsel von lustiger Roheit und doch in strammer Zucht dem Maschinendienst angepaßt. Die Musik spielt ein Soldatenlied und fast Alle singen mit. Wie Schlachtgesang tönts in die Gärten der Satten. Den Offizieren ist anzumerken, daß sie sich nicht geschont haben. Dick sitzt der Staub in den Waffenröcken und der Rand des hohen Kragens ist feucht. Einer zieht die Uhr, steckt dann den Degen in die Scheide und springt hastig aufs Trittbrett des Straßenbahnwagens, der schon weiterrollt. „Nanu?" „Ich muß Instruktionstunde geben, und bis ich über die Stadtbahn in die Friedrich-Karl-Straße komme, wirds höllisch spät." „Viel Vergnügen!" Der ältere Kamerad hebt, im Sattel, den Helm wie einen Bürgerhut; freut sich der Gelegenheit, in dieser Vorortstille für eine Minute den Kopf zu lüften. Der Jüngere steht, verstaubt und verschwitzt, auf dem Hinterperron und eilt zu neuer Pflichtleistung in die Kaserne. Wenn er unterwegs ein Witzblatt einkauft, wird er

Seinesgleichen als Müßiggänger und Gecken, Schwelger und Tröpfe dargestellt finden. Nun schweigen die Bläser; und während vorn der Wirbel in den nahen Stadtlärm verhallt, stimmt hinten ein Kantinentenor die liebste Weise an: „Reserve hat Ruhe!“ Schnell schwillt das Trostlied zum Chor und der Betrachter ahnt, daß all diese Köpfe jetzt rechnen: Wie viele Tage noch, bis wir nach Haus dürfen? Ein Einjähriger raunt dem Nachbar zu: „Wenns aber Krieg giebt?“ „Ja, dann! Aber...“ Rechten, linken.

Diese Jugend wird fechten und ausdauern wie kein anderes Heer; wird von Moltke, Bülow, Goltz, Bock und den in Nord und Süd ihnen Nachstrebenden besser geführt werden als Franzosen, Russen oder gar Tommies. Wozu halten wir diese Armee? Wozu werden die kräftigsten jungen Männer ihrer Berufsarbeit für Jahre entzogen und in zwei Lustren dreizehntausend Millionen Mark für die deutsche Wehr ausgegeben? Damit der sanfte Bourgeois und der grobe Jan Hagel ein Paradevergnügen habe, in Konzertgärten der Backfisch sich an rothgelben Husarenpüppchen oder weißledernen Goliaths ergötze und in den Zeitungen von glänzenden Kavallerieattaquen und anderen „herrlichen Bildern“ aus dem Manövergelände zu lesen sei? So kurzweiliger Spaß wäre ein Bischen theuer. Wir halten das stärkste Heer der Erde und haben eine Kriegsflotte gebaut, die, wenn nicht ein großer Theil des für sie aufgewandten Geldes ins Wasser geworfen ward, heute schon mit jedem Feinde den Kampf wagen kann, weil wir, als Nation, nicht gesättigt sind; weil wir weiteren Raum brauchen; weil die Gegner, aus deren Feuer die Reichseinheit geholt wurde, noch leben, noch nicht ohnmächtig sind; weil die ehrwürdig verrunzelte Dame Europa, ehe es zu spät wird, vor die Frage gestellt werden muß, ob sie den Kindern und Enkeln deutscher Volkheit das Lebensrecht gönnen oder sichs vom Schwert abringen lassen will; und weil heute noch, mehr als je heute gilt, was der erste Kanzler einem Botschafter antwortete, der, um eben so üppig wie die Kollegen auftreten zu können, eine beträchtliche Gehaltszulage verlangt hatte: „Die Wirksamkeit Ihres Handelns wird nicht vom Glanz Ihrer Repräsentation, nicht einmal von Ihrer Geschicklichkeit und Finesse bestimmt; sagen Sie Jedem, daß der Franzose eine feinere Kutsche, der Engländer ein prächtigeres Palais hat, daß hinter Ihnen aber anderthalb Dutzend deutscher Armeecorps

stehen. Damit ist Allerlei durchzusetzen.“ Wer nicht so sprechen darf oder mit solchem Wort keines Ministers Stirn zu umwölken vermag, ist machtlos; wärs, selbst wenn in der Heimath die Zahl der Corps zwei Dutzend überstiege. Sagt er, seine Landsleute hoffen, nach kurzer Frist stark genug zur Abwehr jeder Unbill zu sein, so wird er belächelt, wie Nestroys rauschsüchtiger Knieriem, der ins Gedräng stammelt: „Wenn ich einmal anfange! Ich fang' aber nicht an.“ Der Schuster ist stämmig und gewiß nicht leicht unterzukriegen; deshalb haben seine ersten Drohworte gewirkt. Jetzt wissen Alle, aus seinem eigenen Mund: Der fängt nicht an. Krawallirt er noch einmal, so wird er ausgelacht oder von rauhen Stimmen zu Ruhe gewiesen. Soll Deutschland, das eine gangbare Phrase einst dem bleichen, fetten Sohn Gertrudens von Dänemark verglich, im Schwabenalter nun dem Kometenschuster ähnlich werden? Noch wirkt seine Lage mit dem Doppelreiz majestätischer Komik auf des Betrachters Sinn: in so starker Rüstung, daß Alle es fürchten müssen und jedes Ziel verständiger Politik zu erreichen wäre; doch im Willenscentrum so schwach, daß der Sieche, der Krüppel es ungestraft schelten und höhnen darf.

Aus der Staubwolke, die der gleiche Tritt der Gardegrenadiere aufwirbelt, höre ich eine Stimme; eines diktirenden Staatsmannes. „Sie müssen mit dem englischen Minister Deutsch reden. Der Superlativ Ihrer Höflichkeit darf an keiner Stelle eine Wucherung dulden, aus der neues Mißverständniß hervoreitern könnte. Ich empfehle, in den Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71 die Sprache zu studiren, in der, schon vor Düppel, Bismarck die Briten und andere bedünkelte Diplomaten bediente, und dabei nicht zu vergessen, daß Sie beträchtlich mehr hinter sich haben. Vorauszusehen ist, daß Sir Edward Grey (mit dem ich diesmal direkt, nicht durch das Medium Nicolsons, zu verhandeln bitte) Ihnen Einiges über die hamburger Rede Seiner Majestät sagen wird. Freude über die gerade jetzt wohlthuende Betonung des Willens zum Frieden; Komplimente über die Metapher von den drei Herrenreitern, deren jeder, statt mit der Peitsche auf das Pferd des Mitwerbers einzuhauen, dem eigenen Gaul die Sporen giebt und die so in friedlichem Wettkampf dem Ziel zustreben; reservirte Anerkennung des deutschen Rechtes zu der angedeuteten Flottenmehrung, die natürlich für England Konse-

quenzen haben werde. Ich lege Werth darauf, Ihre Antwort zu detailliren und Ihnen zugleich gegen Allerhöchste Kritik Deckung zu schaffen. Sie bleiben steif und lassen sich das Zuckerwerk von Sir Edward nicht in die Hand stecken. Den Segen des Friedens könne ein kultivirter Mann noch am Vorabend des Krieges rühmen und kein Kluger werde heute ausrufen, was er übermorgen thun wolle. Unser Kaufmann wisse, was er dem Krieg zu danken hat; daß ein etwa nothwendig werdender Krieg ihm, nach Wirrniß und schmerzhaftem Verlust, neue, geweitete Konjunkturmöglichkeit verheißt. Die Wahl der Metapher werde hier als ein Mißgriff genommen, wie auch geübte Redner ihn nicht immer vermeiden können. Wer im Wettrennen vornan ist, wäre ein Narr, wenn er das Pferd des Nächsten peitschte; ein Esel und ein unanständiger Kerl: er verlöre die kostbarste Zeit, würde von allen Rennplätzen disqualifizirt und triebe das Thier des Rivalen am Ende nur vorwärts. Obendrein bekäme er Hiebe; kein Gentleman läßt seinen Gaul von einem gesäuberten Strolch mißhandeln. In Deutschland wenigstens würde man mit solchem Gesellen kurzen Prozeß machen; sei man nicht gewöhnt, Einem, der uns ins Gesicht spie, das Bedauern darüber auszudrücken, daß, wie es scheine, Tropfen vom Himmel fallen. Von der gemeinen Wirklichkeit internationaler Wirthschaftkämpfe unterscheide das verzeichnete Turfbild sich wie von der Sittlichkeitregel des Einzelnen die einer Volkheit. Nicht durch strenge Befolgung gefälligen Brauches habe England in diesen Kämpfen so lange gesiegt; nicht mit Kavaliersmanier Indien und Egypten, den Sudan und das Land am Vaal und Oranje erobert. Daß es das Pferd des Nächsten mit drohendem oder kandirtem Wort aufzuhalten trachte, sei ihm nicht zu verübeln; fraglich nur, wie sich der Reiter dazu stellen werde. Das Alles wollen Eure Excellenz ohne irgendwie heftigen Nachdruck vorbringen; nur parlando. Uebrigens seien Sie gekommen, um die Reichsgeschäfte zu besprechen. An eine wesentliche Marinevermehrung, die zwar die deutschen und dann auch die britischen Dreadnoughtziffern, aber nicht die Seemachtrelation beider Länder ändern würde, könne jetzt um so weniger gedacht werden, als ihre Durchführung der Entscheidung nachhinken müßte. Die ist nicht mehr hinauszuschieben. Unser Versuch einer Auseinandersetzung mit der Französischen Republik ist durch unfreundliche Akte engli=

scher Minister brüsk gestört worden, die, ohne die Ankündung unserer Wünsche abzuwarten, uns in barschem Ton zugerufen haben, was wir wünschen dürfen und was uns, bei Gefahr eines Krieges, verwehrt sei. Die Herren haben wohl vergessen, welche Folgen die unberufene Einmischung Frankreichs in eine zwischen Spanien und dem Haus Hohenzollern schwebende Angelegenheit hatte. Uns klangen die Reden der Minister Asquith und Lloyd George genau so unerträglich wie die (auch im Inhalt sehr ähnlichen) Sätze Gramonts vom sechsten Juli 1870: ‚Wir sind sicher, daß der gefürchtete Fall nicht eintreten wird. Täuscht uns aber diese Erwartung, so werden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen‘. Die Kaiserliche Regirung hat sich, weil sie die ungehörigen Reden hinzunehmen schien, schweren Vorwürfen, gerade aus den Reihen der zuverlässigsten Patrioten, ausgesetzt. Sie wollte die Minister des Königs Georg nicht mit ein paar höflichen Floskeln entschlüpfen lassen und brauchte Zeit, um vor Europa zu erweisen, daß (erstens), wie das offizielle Angebot französischer Kompensationen zeigt, die Republik selbst sich uns zu Schadensersatz verpflichtet fühle; daß (zweitens) dieser franko-deutsche Handel kein britisches Lebensinteresse verletze; und daß (drittens) in dem nun entschleierten Konflikt die marokkanische Sache nicht größere Bedeutung habe, als in dem vom Juli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern hatte. Gramont glaubte, wir wollten uns nach Spanien, Asquith, wir wollten uns nach Marokko expandiren. Beider Irrthum trieb zu internationaler Unverschämtheit (wählen Sie ein mögliches Wort), deren Duldung auch einen Schwachen um Ehre und Reputation bringen müßte. Wir aber sind nicht schwach. Das vor vier Jahren Versäumte schafft keine Ewigkeit dem huldvollen Leun zurück. Unsere Flotte braucht heute nicht mehr vor dem Britenfeuer in die Häfen zu kriechen. Auf dem Festland wird Tommy uns höchst willkommen sein. Wollen Sie uns aushungern? Die Armee sorgt nicht nur selbst für sich, sondern sichert uns auch für eine hübsche Weile die Zufuhr. Und wer bürgt dafür, daß uns die Blokade des Inselreiches nicht schneller gelingt? Wie bald dem kornlosen Lande der Parks der nährende Lebenssaft stockt, hat die Strikegeschichte der letzten Wochen gelehrt. London, mit seinen acht Millionen Menschen, seinem von Demagogen aller Farben aufgehetzten Mob, wäre in Hungersnothzeit eine Reichsgefahr.

Malen Sie nur a tempera; den Firniß, der Leuchtkraft giebt, liefert drüben dann schon die endemische Angst. Wer aus der Rede des Kaisers schließe, daß wir uns fürs Erste zu ducken und in der Stille zu stärken versuchen werden, sei auf dem Holzweg. Wir wissen, daß auch unsere Wehrfähigkeit vom süßen Gift des schleichenden Demokratismus allmählich geschwächt wird; dürfen nicht warten, bis das liberale, vom Islam seines Zarthumes wegstrebende Rußland, das nie unser Freund sein kann, wieder erstarkt, die Einung der Angelsachsen und ihre gemeinsame Herrschaft über Suez und Panama Ereigniß geworden ist. Wir werden fechten: weil wir die schnöde Kunst, ehrlos zu leben, nicht lernen wollen. Nach einem Sieg noch käme Britanien nicht zu Ruhe. Neunhunderttausend Schreihälse werden alljährlich dem Schoß deutscher Frauen entbunden. Dieses Gewimmel ist nicht auszuroden. Und die Leiter des Weltkontors mögen ermessen, ob ihr Zahlungausgleichsgeschäft eine lange Serie von Kriegsjahren vertragen könnte. Noch haben sie freie Wahl. Wir wollen nichts aus ihrem Besitzstand (auch nichts aus dem Frankreichs, versteht sich); weder Liebe noch kolonisirte Strecken. Nur: das Allen sichtbare Ende der Aussperrungzeit, die jedem Staat, Montenegro sogar, das Recht auf Zuwachs ließ und dem deutschen Drang überall mit Stacheldraht die Erde vergitterte. Als Zeichen dieses Endes einen reinlichen Vertrag, der uns für Abessinien zuspricht, was Frankreich für Marokko erhalten hat: Englands Verpflichtung zu völliger Abstinenz von Eingriffen in die Politik. (Khartum und Kairo wären dadurch nicht bedroht; so schnell schießen selbst die Preußen nicht.) Das würde uns genügen. Auf alles ministerielle Mühen um Entschuldigung und Beschönigung können wir verzichten, wenn kein Zweifel bleibt, daß dieser Verzicht nicht von der Furcht erzwungen ward. Will man diesen anständigen Frieden nicht, dann wird das Zwillingthor des Janustempels weit geöffnet. England oder Frankreich: eine der beiden Mächte, die nur vereint uns gefährlich sind und mit ihrem Schwergewicht das parlamentarische Rußland anziehen, müssen wir uns verbünden oder für mindestens ein Menschenalter im Lebenssitz schwächen. Nach einer neuen Niederlage könnte Frankreich nicht zaudern; in diesem Jahrhundert keinem Feinde Deutschlands mehr beistehen. Hält Sir Edward solche Niederlage für unmöglich, nur für unwahrscheinlich? Dann wird er die Sperre nicht aufheben und nicht fürchten, daß

die Menschheithegemonie, während wir einander zerfleischen, aus Europa nach Amerika flieht und die fruchtbarsten Kulturkeime nachschleift. Wir könnens nicht hindern. Die Geltung, die einst Preußen in sechs Jahren Dänen und Welfen, Oesterreichern und Franzosen abgerungen hat, muß das Deutsche Reich jetzt von Englands Weitsicht erlangen oder von Englands Blindheit erzwingen. Die Wahl des Weges ist den Briten frei. Die zum Kampf günstigste Stunde wählen wir. Und der Peitschenhieb, den sie uns ...“

Rechten, linken. Zurück in die schwüle Wirklichkeit unseres Alltags. Aus Oberbarnim und Kythera kehren die Hohen, die Himmlischen heim und der zimmermännlichen Reichsregentschaft naht sacht das Ende. Thorsprüche und Tafelreden. Schleswig-Holstein jauchzt, Hamburg ist begeistert, Pommern jubelt. Französische Zeitungen: „Guillaume partisan de la paix“; „L'empereur contre les pangermanistes“; „Le Kaiser pour la paix“. Die Herren Cambon und von Kiderlen treffen sich, wohl nicht am Tag des Sieges vor oder der Kapitulation von Sedan, zum letzten Rennen. Wird es tot, sagt man den Franzosen täglich an siebenzig Stellen, so habt Ihr auch nichts zu fürchten; wir haben zwar zwei Kriegsschiffe nach Agadir geschickt, aber nur, um Euch an das Versprechen zu mahnen, unseren Handel in Marokko leben zu lassen. Und warum mahntet Ihr nicht in Kissingen unseren Cambon, in Paris nicht die Quaiwache daran? Das wäre nicht so wirksam gewesen. (Köbkes, erzählt Zimmermeister Schulze, „waren bei uns zu Tisch und meine Frau wollte unserer Minna, die kein Salz auf den Tisch gestellt hatte, wieder Krach machen. Da greife ich ein. So was muß von der Herrschaft mit Bildung monirt werden. Minna, sage ich, holen Sie mal die große Stehleiter aus der Werkstatt. Als sie das Ding hereingeschafft hatte, ließ ich sie bis auf die oberste Sprosse klettern und sagte dann: Nun, Minnachen, gucken Sie hübsch ohne Schwindel herunter und sagen uns, was hier fehlt. Das Salz, Herr Baumeister, schreit sie; rennt 'raus und holt es. Köbkes hatten einen Mordsschreck gehabt, drei gute Gläser waren in Scherben und aus dem Eßzimmer mußten die Schrammen weggebohnert werden. Aber dem Mädchen hatte ichs auf eine feine Art beigebracht.“) Was der deutsche Handel in diesen Wochen verloren hat, könnte er in Jahrzehnten nicht aus Marokko holen. Da ist, durch den vierten Artikel des franko-britischen Vertrages vom achten April 1904, dem Handel Englands das Recht auf die Meistbegünstigung (für Zoll, Abga-

ben, Frachtkosten) eingeräumt und, durch das sechste Kapitel der Algesirasakte, allen Signatarmächten freier Wettbewerb („sans aucune inégalité") um Staatsaufträge und Handelsgewinne zugesichert. Daß in dem wichtigsten Streitfall die Franzosen das Recht für sich haben, hat die berliner Regirung in dem Weißbuch gegen die Brüder Mannesmann zu erweisen versucht. Kann da noch viel herauskommen? So viel, daß die Verluste, wägbare und unwägbare, dann nicht mehr schmerzen? Die offene Thür ist uns schon im Frühling 1904 versprochen worden; Nationen, die sich selbst entwaffnet haben, lernen die Oeffnung fast immer erst kennen, wenn sie durch den Thürrahmen hinausfliegen. Einerlei. Wir müssen des Denkens abgerissenen Faden an diesen Pfosten knüpfen. Der Zweck jeder Heereseinrichtung, meinten wir, sei, dem Volk, das sie sich aufgebürdet hat, die Entwickelungfreiheit zu wahren und vor Schimpf und Schmach es zu schützen. Nun zerbröckelt der Glaube. Dreizehnhundert Millionen im Jahr für die Wehrmacht, die kräftigste Jugend dreiundzwanzig Monate lang in der Kaserne: noch aber sind wir nicht stark genug, um den „Platz an der Sonne" (Karl Hillebrand hat den Ausdruck aus dem Frankreich Louis Napoleons in unsere Literatur gebracht) zu erstreiten; noch so schwach, daß wir nicht den Mund aufthun dürfen, wenn ein Minister Georgs des Fünften das Deutsche Reich des Undankes geziehen und in Konstablerton zu Ruhe verwiesen hat. Montenegro kann mit trotziger Rede österreichischer und türkischer Anschuldigung antworten. Deutschland mit keiner Silbe britischer.

Müssen wir nun aber noch tiefer hinab? Mit eigener Hand die Reichswürde schänden? Die Gelegenheit, zwischen Britanien und Frankreich die Reibungfläche zu vergrößern und die Republik in der Stunde ungemeinen Machtzuwachses zu vernünftiger Anerkennung des vor vierzig Jahren Gewordenen zu bringen, scheint versäumt und, seit wir früh und spät unsere sanfte Friedensliebe betheuern, aus den Bezirken mißtrauischer oder anmaßender Politik die Kriegsgefahr uns näher gerückt. Schlagen, sagte Bismarck, als er aus der emser Chamade eben eine berliner Fanfare gemacht hatte, „müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des ohne Kampf Geschlagenen auf uns nehmen wollen; der Erfolg hängt aber doch wesentlich von der Art der Eindrücke ab, die der Ursprung des Krieges auf uns und Andere macht." Der einfältigste Menschenverstand warnt, mit Frankreich heute einen Vertrag zu schließen,

der nicht das ganze Verhältniß der Nachbarn ins Reine bringt; der drum nur uns zur Fessel, zum Kreuz werden könnte. Der kühne Entschluß, die ganze Habe der Nation an ein großes Unternehmen zu setzen, das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Enge entriegelt, ist nicht gefaßt worden. Wessen Schuld? Wir wollen nicht fragen. Doch auch nicht mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spiel ausdreschen. Eine Partie, auch eine, die hohen Einsatz trug, ist zu verschmerzen; der Spieler, ders nicht anständig trieb, löst sich nie mehr aus dem Verruf. Der Begriff der Westmächte ist wieder zur Entität geworden; und da Frankreich seinen Groll gegen Deutschland dem britischen vermählt, muß unsere Vorsorge sein, den morgen vielleicht selbst dem Demüthigsten unvermeidlichen Krieg gegen das von Jeanne d'Arc gesegnete Paar ohne Vertragsfessel führen zu können. Auf dem Meer England als Feind und das westliche Festland unserem Heer durch junge Verpflichtung gesperrt, deren gewaltsamer oder künstlicher Bruch uns neuen Haß würbe: Das wäre doch gar zu unbequem. Zwar erschauert das kleine Herz des Herrn von Bethmann, wenn er hört, daß Alles oder nichts gefordert werden solle. Mit Frankreich aber können wir uns heute nur über Alles oder über nichts verständigen. Marokko mit ihm theilen? Unmöglich. Zwei Verträge binden uns (Algesirasakte und Februarpakt Kiderlen-Cambon); noch fester die feierlichen Gelöbnisse des Deutschen Kaisers. Fürst Bülow wird jetzt oft getadelt, weil er im Sommer 1905 nicht mit Rouvier, ders anbot, verhandelt, sondern die Konferenz gefordert habe. Er konnte nicht anders. Laut hatte Wilhelm gerufen: „Ich verhandle nur mit dem Sultan, der für mich der souveraine, unabhängige Herr von Marokko ist". Im März; und im Juli sollte der Kanzler in die Falle stolpern, mit Frankreich über des Sultanates Schicksal verhandeln, vor Orient und Occident Kaiser und Reich arglistigen Wortbruches überführen lassen? Bülows Fehler war, daß er Jedem erzählte, Deutschland habe am Mittelmeer kein Interesse, und zu spät erkannte, was Marokko für Frankreich bedeutet. Seit dem Tag von Tanger war, bei Gefahr völligen Ansehensverlustes im Islam, von dort für uns nichts mehr zu holen. Daß wir obendrein Thoren wären, wenn wir, eines siedeheißen Häppchens (des Sus) wegen, uns als Puffer zwischen Franzosen und Briten, Franzosen und Berbern schöben, braucht Politikerköpfen nicht noch einmal bewiesen zu werden. Kein Kondominium mit Frankreich und Spa-

nien. Keine Klage über Vertragsbruch, mit der wir allein blieben, und die, post et propter Casablanca-Tschirschky und Mannesmann-Schoen, nicht zu begründen wäre. Noch weniger ein Schweigegeld; eins, dessen Summe und Münzzeichen England bestimmt hätte, müßte uns wie Schande brennen. Neue Tropenlandfetzen brauchen wir nicht; werden mit den alten nicht fertig und sehen in deren räumlich größtem Theil nur Kompensationen für den Begünstiger deutscher Zukunft. Offenen Krieg können wir wagen; nicht, ohne uns zur Feldschlacht zu stellen, durch lästige Nöthigung Scheinprofite erpressen. Weder Kaisergelübde verschachern noch für ein Trinkgeld die gestern als unantastbar vertheidigte Algesirasakte zerfetzen. Der grausamste Eroberer wird gehaßt; der sanfteste Erpresser verachtet. Belgische Afrikaner haben dem allzu berühmten Schwaben den Spitznamen Raisuli gegeben; den Namen des braunen Räubers, der den Kaid Maclean im Ton eines Freundes in sein Haus lud, da als Gefangenen hielt und erst gegen Lösegeld freiließ. Kiderlen-Cambon, sagen sie; Kissingen-Agadir. Sie müssen irren. Kanzler und Staatssekretär haben Kompensationen herausgekitzelt, um, nach dem frechen londoner Einspruch, zu zeigen, daß die Republik über ihre Regreßpflicht anders als England denke; werden das Lösegeld morgen aber artig ablehnen. Thäten sies nicht, so würde das Reich entehrt; und jeden Abgeordneten, der zu solchem Werk seine Stimme prostituirte, würden entschlossene Männer bis in den dunkelsten Schlupfwinkel seines Wahlkreises verfolgen. Ist Frankreich im Recht, so hat es uns nichts zu zahlen; handelt es widerrechtlich, so kann keine Summe uns die Pflicht zu der in Choraltönen verheißenen Rechtswahrung abkaufen. Heißt die Spötter schweigen! Niemals wird, niemals kann ein Deutscher Kaiser, das Haupt eines deutschen Bundesstaates einem Vertrag zustimmen, der dem Deutschen Reich den Sündenlohn sechsjähriger Heuchelei, den schmählichen Zins zweimonatiger Nöthigung brächte. Was also ist im Ehrenkleid aus dem Handel zu erlangen? Alles (Anerkennung des frankfurter Friedensvertrages und des deutschen Rechtes auf vernünftige Expansion), wenn das Reich sich noch zu dem Entschluß aufrafft, für Lebensgewinn das Leben einzusetzen; nichts (Rückzug auf den in der Panthernote versprochenen, nun gesicherten Schutz deutscher Sus-Siedler), wenn es die Sehnsucht entblößt, um jeden Preis sich des Friedens zu freuen.

Oesterreichisches, allzu Oesterreichisches.

Ein eingewurzeltes, durch ein bekanntes Dichterwort genährtes Vorurtheil behauptet, daß der Oesterreicher ein Vaterland hat, das er liebt und auch Ursache hat, zu lieben. Das war bis vor ein paar Monaten die landläufige Meinung, die plötzlich durch den k. und k. Reichskriegsminister einen argen Stoß erlitt. Dieser Soldat stellte den österreichischen Patriotismus auf neue Grundlagen. Für einen Kriegsminister, der in Parlamentsreden zum größten Theile von hurrapatriotischen Phrasen lebt, eine sicher ungewöhnliche Leistung, die man nur verstehen kann, wenn man über den Begriff „Oesterreich" ins Klare gekommen ist. Was freilich ein sehr schwieriges Beginnen ist, weil es heute offiziell gar kein Oesterreich giebt, sondern nur „im Reichsrathe vertretene Königreiche und Länder". (Wie absolutistische Nörgler behaupten: sehr schlecht vertretene Königreiche und Länder.) Mit dieser Thatsache scheint nun auch der k. und k. Reichskriegsminister gerechnet zu haben, als er in einer Rede Grillparzer zu „aktualisiren" suchte. In Dessen Gedicht „An Radetzky" steht der Vers: „In Deinem Lager ist Oesterreich." Freiherr von Schönaich behauptete nun mit einer Miene, die darauf schließen ließ, daß der Sprecher von dem Poeten ausdrücklich zu seiner Behauptung ermächtigt sei, daß Grillparzer heute sagen würde: „In Deinem Lager ist Oesterreich-Ungarn." Man hat diese „politische" Auswechselung eines Dichterwortes nicht ernsthaft genug beachtet und leider auch nicht laut genug belacht. Erstens, weil man bei uns in der Delegation gehaltene Reden sehr wenig liest (im Ausland hoffentlich noch weniger); zweitens, weil in dem Gewirr von Ziffern, die ein Kriegsminister vorzutragen und zu beschönigen hat, die Censurirung eines Dichterwortes sehr leicht überhört werden kann.

Nun sollte man mit dem Baron Schönaich wegen seiner unerfreulichen Tendenzkritik nicht allzu peinlich rechten. Was thut ein Kriegsminister, der in Bewilligungnöthen ist, nicht, um seine Hörer zu erfreuen? Dieser Zweck heiligt alle Mittel. Nur muß Einem vor den Folgen solches Beginnens grauen. Wenn alle unserem Oesterreich freundlichen Dichtercitate den Kantönlibedürfnissen der Nationen, die dieses Oesterreich bewohnen, angepaßt werden, dann haben wir Deuterkünste zu erwarten, die das Aergste für die Schullesebücher erwarten lassen. Denn diese müssen ja immer als die ersten an veränderte politische Situationen glauben. Die Czechen haben seit Jahren die Aechtung des grillparzerischen „Otokar" durchgesetzt; die Italiener durften im letzten Sommer unseres Mißvergnügens die

Beseitigung einer kinematographischen Darstellung der Schlacht bei Lissa bejubeln (wahrscheinlich, weil wir uns nachträglich dieses größten Seesieges schämen); und in nächster Zeit werden gewiß die Polen ungestüm gegen Lenaus „Polenflüchtling" toben. Dichterverbesserungen ist damit Thür und Thor geöffnet und man kann gespannt abwarten, wie sich diese neuste Phase der k. k. Poesie gestalten werde und welche Dichter dafür büßen müssen, daß sie sich vermessen haben, Aeußerungen laut werden zu lassen, die dem Augenblicksbedürfniß der österreichischen Politik nicht entsprechen. Bisher hat man alle poetischen Produkte bei uns nur auf ihren sittlichen Gehalt hin exorzisirt; welche Aussichten öffnen sich, wenn nun auch die Politik allerlei Verbesserungskünste erprobt!

Für Oesterreich dichten, ist schwer. Noch schwerer manchmal, in Oesterreich eine Universität zu finden, die man mit Nutzen besuchen kann. Nicht nur, weil alle mehr und mehr klerikalisirt werden, was nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Die Nationen, die universitätreif sind, haben zu wenige oder gar keine Hochschulen; und andere trachten wieder danach, eine Universität zu bekommen, ohne daß sie bisher eine geistige Entwickelung erwiesen haben, die einer Hochschule bedarf. Die Ruthenen und Slovenen brauchen, nach ihrer Betheuerung, Universitäten, die Rumänen wenigstens ein paar Lehrstühle. Gewiß nicht wegen der Pflege der Wissenschaft, sondern nur, um ein paar Landsleute zu versorgen. Besonders grotesk sind Universitätwünsche der Slovenen, die noch kein Obergymnasium haben und es auch nicht haben können, weil sie ihre Sprache erst ausbauen und ihnen die Grundlage einer wissenschaftlichen Terminologie gänzlich fehlt. Die lieben Slovenen, die ihre Existenz überhaupt nur der verkehrten slavisirenden Politik des Grafen Taaffe danken, sind sehr zufrieden, daß ihre Jünglinge an den deutschen Gymnasien studiren, und nie hört man den Wunsch nach einem slovenischen Obergymnasium. Aber eine Universität wollen sie. Die Czechen, deren prager Universität sie mit slovenischen Dozenten beglücken wollten, haben ihnen sehr energisch abgewinkt, eben so die Polen; aber unsere biederen Krainer lassen sich nicht einschüchtern und man kann damit rechnen, daß sie, wenn irgendeine schwierige politische Situation in Sicht kommt, als Retter des „Staates" auftreten und dafür eine Universität verlangen und erhalten werden. Man soll sie ihnen gönnen. Schließlich wollen ja auch die Witzblätter leben; und die slovenische Universität wird ihnen überreichlichen Stoff bieten.

Eine andere österreichische Universitätfrage ist endlich beantwortet worden. Die Italiener, die unter österreichischer Herrschaft leben, bekommen eine juridische Fakultät. „Bekommen" ist zu we-

nig und zu viel gesagt. Sie haben sie nämlich gehabt, bis vor sechs Jahren ihretwegen eine kleine Revolverschießerei zwischen deutschen und italienischen Studenten entstand, wobei es einen Toten und mehrere Verwundete gab. Jetzt, nach sechs Jahren, bekommen die Italiener besagte Fakultät wieder und Alles freut sich: der Parlamentarismus ist bei uns wieder einmal gerettet.

Die Italiener hatten bis 1905 in Innsbruck eine Rechtsfakultät. Das war vernünftig, weil es sehr viele Studenten italienischer Zunge giebt, die später einmal unter ihren Landsleuten in Südtirol, Istrien, Triest, Dalmatien Recht sprechen wollen. Die Italienische Fakultät war ein Anhängsel der deutschen innsbrucker Universität, hatte aber ihre eigenen Professoren. Eines Tages erscholl in Innsbruck der Ruf: Italiener hinaus! Innsbruck sah sein Deutschthum bedroht, woran die drei oder vier Professoren und die fünfzig Studenten schuld sein sollten. Wer damals Recht oder Unrecht hatte, ist gleichgiltig. Auch die Italiener schrien nun: Hinaus mit uns! Wir wollen längst in eine italienische Stadt; die Fakultät muß nach Triest. Die arme Regirung, die durch die Erfüllung des von beiden Seiten stürmisch geäußerten Wunsches, die Fakultät aus Innsbruck zu verlegen, beide Theile erfreut hätte, war in höchster Verlegenheit, weil es österreichischer Regirungskunst strikt widerspricht, verständige Wünsche zu befriedigen. Außerdem durfte sie die Fakultät nicht nach Triest verlegen, weil der Generalstab dagegen war. Triest gilt als nicht ganz verläßlicher Boden, die dortigen Irredentisten gelten als unsichere Kantonisten, eine Universität könnte den Italianismus stärken. Nun wollte man die Fakultät nach Südtirol schieben, was wieder die Italiener verschmähten, weil sie, mit Recht, erklärten, eine kleine Stadt eigne sich nicht für eine Universität, die wissenschaftliche Arbeit ermöglichen solle. Da verfiel die Regirung (es war die Koerbers) auf ein ihr schlau scheinendes Auskunftmittel: sie verlegte die Fakultät nach Wilten, einer Vorstadt Innsbrucks. Aber der Kniff zog nicht. Deutsche und Italiener schossen auf einander, demolirten das der Fakultät eingeräumte Gebäude: und nun stellte die Italienische Rechtsfakultät ihren Betrieb ein. Für sechs Jahre. Professoren und Studenten blieben so lange obdachlos, der Staat zahlte den Professoren, die nicht lehren durften, ihren Lohn und die Studenten krawallirten während der ganzen Zeit für die Wiederöffnung ihrer Universität.

Nun muß Etwas geschehen, dachte die k. k. Regirung; und brachte einen Gesetzentwurf ein, der vorschrieb, daß die noch immer bestehende Fakultät auch zu arbeiten habe. Man einigte sich auf den Standort Wien, womit Deutsche und Italiener fürs Erste einverstanden waren. Aber jetzt wollten die Slovenen nicht. Zwar

ging sie nicht an, ob und wo die Italiener ihre Fakultät hatten, aber sie wollten nicht; und wenn in Oesterreich eine von den acht Nationen nicht will, dann geschieht eben nichts. Zwei Jahre lang obstruirten die Slovenen das österreichische Parlament, das während dieser ganzen Zeit kein vernünftiges Gesetz (außer dem Etat) beschließen durfte; nur, damit die Italiener ihre Fakultät nicht bekämen. Man muß nämlich wissen, daß Slovenen und Italiener irgendwo im Süden der Monarchie politische Gegner sind. Das ist bei uns ein Grund, daß eine Nation der anderen die Universität nicht „gönnt“. Alljährlich mußten ein paar Minister ihr schuldloses Dasein lassen, die italienischen Professoren lebten auf österreichische Kosten irgendwo, in Florenz oder Mailand, sehr vergnügt, die italienischen Studenten schossen in jedem Semester in Wien und Graz einige deutsche Kommilitonen an. Da, endlich, hatten die Slovenen ein Einsehen. Ueber Nacht kam es. Niemand weiß noch, warum. Sie ließen die Fakultätvorlage durchgehen. Die Regirung war gerettet. Die Italiener dürfen ihre Richter und Advokaten wieder von einer eigenen Fakultät bekommen. Alles athmet auf... Nein: jetzt beginnt erst ein neues Kapitel. Das große österreichische Mißtrauen regt sich. Warum haben die Slovenen plötzlich ihre Obstruktion aufgegeben, fragen die sieben anderen Nationen; welche Konzession hat ihnen die Regirung dafür gemacht? Die Regirung versichert zwar, sie habe nichts versprochen; aber unsere Parteien sind im Mißtrauen zu befangen, als daß sie solchen Versicherungen glauben könnten. Und so kann vielleicht in kurzer Zeit eine neue Obstruktion in unser Parlament einziehen, weil überall Mißtrauen herrscht; und wenn eben Mißtrauen herrscht...

Ist all Das nicht unsagbar lächerlich? Hat es mit ernsthafter Politik irgendwas gemein? Und noch lächerlicher erscheint das Spiel Dem, der sich den Wortführer der Slovenen angesehen hat. Das ist ein Herr Gostincar, der Kanzleidiener einer Sparkasse in Idria, im schwarzen, finsteren, unwegsamen Krain. Von dem Mann steht fest, daß er noch vor vier Jahren die Bureaux fegen mußte, und nun, nachdem er durch die Dummheit krainischer Bauern „Abgeordneter“ geworden ist, hält er sich für berufen, die Eröffnung einer Universität zu hindern. Was ihm seine Bauern gesagt haben, als er ihnen das Heldenstück erzählte, weiß man zwar nicht, aber glauben darf man, daß sie sehr verdutzt aussahen, als er vor ihnen zum ersten Mal das Wort Universität aussprach.

Uebrigens schafft diese Beantwortung der italienischen Universitätfrage nur ein Provisorium. Für Wien als Standort schwärmen weder die Deutschen noch die Italiener. Die Fakultät darf in Wien nur bis ins Jahr 1915 bleiben. Man kann sich also freudig

darauf gefaßt machen, daß in vier Jahren die selben Geschichten von vorn anfangen, die jetzt so lächerlich geendet haben. Uebrigens kann es auch anders kommen; ein altes österreichisches Sprichwort sagt nämlich, daß bei uns nur Provisorien Definitiva sind. Möglich ist also immerhin, daß die Italienische Fakultät in Wien bleibt. Wenn sie nämlich überhaupt jemals dahin kommt. Was, trotz der Annahme des Gesetzes, noch recht ungewiß ist. Denn inzwischen hatten wieder einmal die Czechen den Reichsrath zertrümmert und damit war vorläufig die Italienische Fakultät begraben. Wie lange? Vielleicht bis zu dem Tag, da die Begriffe der Scham und der Schande Gemeingut der Völker des alten Oesterreich geworden sein werden. Der Staatsmann, der sie dazu erziehen könnte, hätte das österreichische Problem, dieses verwickeltste und verknotetste aller überhaupt denkbaren Probleme, endlich und endgiltig gelöst.

Wien. Professor Dr. Friedrich Hirth.

Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogene (um nicht zu sagen: angeborene) Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkungen. Wie erschüttert und aufgerührt von den mannichfachsten Eindrücken des äußeren Lebens, von den inneren Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher Goethe und Schiller, jung und freudig, ihre Schwingen entfalteten und empor hoben! Unser darauf gefolgtes Geschlecht, wahr ists, hat schwerere und größere Tage gesehen; wir waren gebeugt unter Feindes Joch und das Starke ging wieder frei daraus hervor. Damals, im zweiten Theil des Jahrhunderts, lehnten alle Gemüther noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf fluthender See heißer, unsicherer Wünsche; noch unverhallt war der Jubel, daß Preußens großer König die Uebermüthigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigene Kraft lebendig behauptet hatte. Dann trat die Befreiung Amerikas dazwischen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner seiner Umwälzungen zu rollen. In der Literatur war auf den enthusiastischen klopstockischen Zeitraum, der unserer Sprache Adel und Selbstvertrauen eingehaucht, doch mit dem Erhabenen zu verschwenderisch Haus gehalten hatte, Lessings tiefere Einwirkung gefolgt, vor der eine Schaar von verjährten Irrthümern die Segel streichen mußte. Die geistige Unabhängigkeit des Volks war von Grund aus neu gefestigt, auf die Lauterkeit des klassischen Studiums und zugleich auf das heimische Alterthum gedrungen, wenn auch nicht mit zureichenden Mitteln. Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die Verdeutschung Homers, die Entdeckung Ossians steigerte und verbreitete auf Weg und Steg einen überströmenden Wechsel aller Eindrücke, Kants männlich-strenge Philosophie fing an, die empfängliche Jugend auch wieder abzutrocknen und ernst zu stimmen. (Jakob Grimm.)

Erinnerung an Van Gogh.*)

Mehr breit von Gestalt als lang, den Rücken leicht gebogen durch die schlechte Gewohnheit, den Kopf hängen zu lassen, das rothblonde Haar kurz geschnitten unter einem Strohhut, der ein seltsames Gesicht beschattete: gar kein Jungengesicht. Die Stirn schon leicht gerunzelt, die Augenbrauen über der weit ausgebauten Stirn in tiefem Nachdenken zusammengezogen, klein und tiefliegend die Augen, bald blau, bald wieder grünlich, je nach den wechselnden Eindrücken. Bei so unschönem, ungelenkigem Aeußeren hatte er doch etwas Merkwürdiges durch den unverkennbaren Ausdruck innerlicher Tiefe. Bruder und Schwestern waren ihm fremd; sich selbst und seiner eigenen Jugend stand er wie etwas Fremdem gegenüber. Noch kaum erwachsen, war das Genie doch schon lebendig in ihm, noch unbewußt ihm selbst, wie ein Kind nicht versteht, was seine Mutter ist, und doch beim Hören ihrer Stimme Alles weiß. So war Vincent van Gogh.

Er wußte alle Plätze, wo seltene Blumen wuchsen. Das Dorf mit seinen geraden Straßen und spießbürgerlichen Häuschen, aus denen alte Betschwestern mit Brillen auf der Nase den Vorübergehenden über die Gardinchen nachguckten, vermied er. Seit das früher ansehnliche Dorf keine Haltestelle für die Post mehr war, lag es wie tot und ausgestorben da. Durch Holz und Steg wanderte er drauflos, entdeckte

---

*) Kleine Kostproben aus dem (bei R. Piper & Co. in München erscheinenden) Buch „Persönliche Erinnerungen an Vincent van Gogh" von Elisabeth Huberta du Quesne-van Gogh, der Schwester des Malers. Das Buch bringt, in schlichtester Darstellung, viele Einzelheiten, die uns den Künstler erst richtig sehen lehren. Und daß man ihn richtig sehen lerne, ist nachgerade nöthig. Allzu oft ist er thöricht gelobt, noch öfter mit nichtswürdiger Gehässigkeit (jedes andere Wort klänge wie der Versuch einer Beschönigung) getadelt, geschimpft worden. Er hat ganz Schlechtes gemalt, klägliche Stümpereien, aber auch Wundervolles, das nur einem reinen, kindhaft starken Genie gelingen konnte. Und was er schuf, hatte er aus seiner Seele, nur aus seiner persönlichen Vision geholt; Alles. Gelernt hat er fast nichts. Die paar Aufrüttelungen, die ihm aus der französischen Kunst kamen, sind nicht Dem zu vergleichen, was anderen Künstlern die Schule, die Arbeit im Meisteratelier giebt. Wie dumm ists, dieses germanische Ingenium, diesen echten Niederländer immer den Franzosen und Französlingen zuzuzählen! Wie erbärmlich, das Bild dieses seelisch zarten, physisch kranken Menschen Denen, die ihn nicht kennen, als Vogelscheuche hinzustellen! Die Kunstgeschichte zeigt dem Betrachter kaum noch eine Gestalt, deren Anblick so zu rühren vermöchte. Was aus Diesem geworden wäre, wenn er noch zwanzig Jahre, noch zehn nur gelebt hätte, ist nicht zu ermessen. Er sah, wie Keiner je vor ihm gesehen hatte. Und bleibt Jedem, der ihn empfunden hat, als die Urform des Malergenies unvergeßlich.

jedesmal irgendeinen überraschenden Ausblick und beobachtete Thiere und Vögel in ihrem Treiben. Von den Vögeln namentlich wußte er genau, wo jeder von ihnen nistete und hauste; und hatte er ein Lerchenpaar ins hohe Roggenfeld niederfliegen sehen, so verstand er, dem Nest sich zu nähern, ohne die umherstehenden Halme zu knicken oder nur im Geringsten zu beschädigen. Mit tausend Stimmen sprach die Natur zu ihm und seine Seele lauschte; mehr aber als zu lauschen vermochte er noch nicht. (Keine Zeichnung ist aus dieser Zeit erhalten.)

War daheim die Familie vertraulich beisammen: er hatte immer die Einsamkeit gesucht, hatte sich aller Gesellschaft entzogen, trotz der Verstimmung seiner Eltern über dieses wunderliche Benehmen. Als er, nach einem pariser Aufenthalt von erst wenigen Monaten, einen Theil des empfangenen Gehaltes als Weihnachtgeschenk für seine Brüder und Schwestern nach Haus schickte (was zur Genüge beweist, daß seine Entfremdung von ihnen nicht einem Widerwillen entsprungen war, sondern wohl einer gewissen Unfähigkeit, den Anderen zu Liebe einmal aus sich herauszugehen), kam, zugleich mit diesem für seine Familie so erfreulichen Freundschaftzeichen, an die Eltern ein Schreiben, das besagte, ihres Sohnes Leistungen seien im Anfang, im Haag und in Brüssel, ziemlich befriedigend gewesen, jetzt aber bedrohe seine Zurückgezogenheit, Unbeholfenheit, oft sogar Lästigkeit im Verkehr seine Zukunft im Kunsthandel mit ernster Schwierigkeit. Charaktereigenthümlichkeiten dieser Art seien namentlich für das verfeinerte pariser Publikum unerträglich, besonders für Damen, die, überzeugt von ihrem Kunstverständniß, nicht wünschten, von diesem „rustre hollandais“ (wie sie ihn nannten) zur Rede gestellt zu werden. Beständen (so sagte der Briefschreiber) nicht die Beziehungen seiner Familie zu einem der Chefs, so hätte man ihn schon längst weggeschickt. Jetzt solle er ins Haus Goupil in London versetzt werden. Vielleicht entspreche der englische Charakter mehr dem seinen. Dieser Bericht war wie ein Schlag aus heiterem Himmel für die Eltern, die, obwohl nicht blind für die Eigenart ihres Aeltesten, doch zu sehr gewohnt waren, ihn loben zu hören, und nur schwer sich vorstellen konnten, daß er im Stande sei, auf so rücksichtlose Weise seine Zukunft zu zerstören. Ihre Betrübniß war groß, als ihr Sohn ihnen sechs Wochen später in einem Briefe mittheilte, er habe seine Entlassung erhalten, und zwar für immer.

In einem Wortstreit mit seinem Chef hatte er äußerst deutlich die Meinung ausgesprochen, Handel sei Gewinnsucht und Gewinnsucht anständiger (Das heißt: nicht verbotener) Diebstahl.

... Sonntags besuchte er sechs bis sieben Kirchen und Zusammenkünfte; selbst in die Synagoge lief er: er wollte die israelitische Lehre, die Grundlage der christlichen Prinzipien, auch in ihrem Gottesdienst kennen lernen. Wie sehr sein Nervensystem überreizt war, beweist, daß er einmal in den Kollektenbeutel seine silberne Uhr, ein anderes Mal seine Handschuhe warf; die Uhr trug Monogramm und Namen und wurde in die Wohnung des Oheims zurückgebracht. Die vielen Briefe, die er nach Haus schrieb (manchmal kamen an einem Tage zwei an),

ließen die Eltern den Kopf schütteln; und kam die Post zu kurz vorm Schlafengehen an, so brachten seine Briefe sie gewöhnlich um die Nachtruhe. Eine bittere Enttäuschung war es, als er ihnen, gerade als seine Studien auf der Akademie beginnen sollten, mittheilte, er fühle sich berufen, ohne weiteren Verzug das Evangelium zu predigen. Christus selbst habe ihm das Vorbild gegeben. Auch er war einst bei Pharisäern und Sadduzäern in der Schule gewesen; so hatten es die Jünger und die Apostel gethan.

In England hatte er viel von der Mission unter den Minenarbeitern gehört. Eins der Werke von Dickens hatte in hohem Maße seine Theilnahme für das meist im Dunkeln und in Gefahr arbeitende Volk erregt. Beim Lesen dieses Buches hatte sein mitfühlendes Herz sich für diese Bedauernswerthen erwärmt. Bald nachdem er sich angeboten hatte, sah er sich nach dem Borinage ausgeschickt, der bekannten Grubengegend in Belgien mit den ausgedehnten Steinkohlenlagern, wo das Bedürfniß nach dem Evangelium groß war. Eine kleine hölzerne Kirche hatte man noch nicht stiften können, dazu fehlten die Mittel; aber ein geräumiger Saal oder eine Scheune war zu schaffen.

Widerwillig fügten sich die Eltern in diesen Plan, der ihren Absichten, den Sohn in einer einigermaßen befriedigenden Stellung zu sehen, durchaus widersprach. Der gute Zweck war aber schließlich nicht zu verkennen. Daß die Eltern seinetwegen inzwischen drückende Geldsorgen auf sich genommen hatten: daran dachte er nie, obwohl er gerade um diese Zeit in seinem Vater sein Ideal erblickte.

... Die Bilder von Maris, mit ihrer Frische und Sicherheit des ersten Angriffes, interessirten ihn besonders; auch Gabriel, De Bock, Poggenbeek und Israels, Aller Meister. Sicher lernte der junge Künstler von ihnen. Nachgeahmt aber hat er nicht Einem; er hielt sich außerhalb ihrer Sphäre, und als Mauve ihm einmal rieth, nach Gips zu zeichnen, und in seinem Atelier eine Figur in günstiger Beleuchtung aufgestellt hatte, warf er sie, auf die Gefahr hin, sie zu zerbrechen, um und verschwand aus dem Atelier. Natürlich machte der Vorfall der Freundschaft ein Ende; denn Mauve, der außerdem sehr leicht erregbar war, hatte nach solchem Benehmen genug von ihm. Vincent selbst faßte diesen Vorfall als einen famosen Witz auf, und so oft er darauf zu sprechen kam, lachte er wie ein Gassenjunge nach einem geglückten Streich. Doch blieb seine Bewunderung für Mauve, so befremdend es auch scheinen mag, immer gleich groß; nur fürchtete er jeden Einfluß auf sich selbst, jede Nachahmung, jede Anlehnung an Andere. Deshalb verließ er auch Amsterdam. Er wollte keiner Schule gehorchen.

Daß seine Sachen dazu verdammt waren, im Kunsthandel unverkäuflich zu sein, störte ihn nicht im Geringsten. Daß ein bekannter Kunstkäufer ein Blumenstück seiner Hand selbst umsonst, nur unter der Bedingung, es aufzuhängen, nicht annehmen wollte: er lachte darüber. Seine Kunst hob ihn mit Adlerschwingen über die Kleinlichkeit der Welt, und hätte man ihm vorgeworfen, in seinem Alter noch nicht einmal für sich selbst sorgen zu können, so würde er sicher geantwortet

haben wie der Eine, dem Keiner zu vergleichen ist, als seine Eltern ihn, den Zwölfjährigen, inmitten der Schriftgelehrten fanden und ihm vorwarfen, ihnen entlaufen zu sein: „Wißt Ihr nicht, daß ich sein muß in Dem, was meines Vaters ist?“

Nachlässig gekleidet, im blauen Kittel vlämischer Bauern, das Haar kurz, der Bart rostbraun und struppig, die Augen oft entzündet und roth vom Anstarren irgendeines Gegenstandes in der Sonne, den Hut mit der weichen Krämpe tief in die Augen gedrückt: so sah er nun aus; man würde ihn nicht für den älteren Bruder seiner Geschwister gehalten haben, um die er sich wenig kümmerte. Daran war mehr die Verschiedenheit der Lebensweise als etwa Antipathie schuld. An den gemeinsamen Mahlzeiten nahm er auf eine sonderbare Weise Theil; er setzte sich in eine Ecke des Zimmers, seinen Teller auf den Knien und vor sich, in einigem Abstand, auf einem Stuhl ein noch nasses Bild; mit einer Hand beschattete er die halb geschlossenen Augen, mit der anderen führte er Gabel und Löffel an den Mund; sein Brot schnitt er selbst und in dicke Stücke; auch mit Kaffee und Thee bediente er sich selbst; von Kindheit an war er gewohnt, sein Brot trocken zu essen. Abwesend, in seine Arbeit vertieft, wußte er kaum, was er genoß, war nur darauf bedacht, mit größter Genauigkeit „die eine Farbe der anderen gegenüber zu stellen“, „die Farben gegen einander abzuwiegen“.

In der Wohnung des Küsters der Katholischen Kirche hatte er sein Atelier: ein geräumiges längliches Zimmer, das früher der Bet- und Strickschule gedient hatte. Ein paar noch feuchte Bilder standen dort herum, da er immer mehr als eins unter den Händen hatte; Kohlezeichnungen waren an den Wänden befestigt, auch ein paar Figurenzeichnungen aus der Serie, die er im Haag bearbeitet und mit Gestalten eigener Erfindung bereichert hatte. In einer Ecke des Ateliers stand ein eingegangener Baum, der, vom Sturm gefällt, verdorrt war. Er war etwas verschnitten und in einen Napf mit Erde gestellt. Der Wipfel trug viele Vogelnester, die der Maler auf seinen Streifereien durch die Wälder gesammelt hatte; wenn die Vögel ausgeflogen waren, hatte er sich die Nester genommen. Da hing das trichterförmige Nest des Zaunkönigs, das moosige der Finken, die simple Behausung von Spatz, Star und Krammetsvogel, eins von der Nachtigal, das weniger kunstvoll als alle anderen gebaut ist, auch ein schneeweißes, wolliges Nest eines Wiele-Waal, das aus Sumpfgras geflochten und innen ganz und gar aus weißen Daunenfedern war; wunderlich steckte in einer Gabel der dürren Baumkrone das Nestchen der Uferschwalbe, aus Grashalmen und mit einem Boden aus Lehm, endlich ein paar Nester von tief nistenden Vögeln, die unten rings um den Stamm gestellt waren. Gern hätte er das Nest eines kleinen Bartschfisches besessen, das in der Hauptsache aus Fischgräten zusammengestellt ist; so eins war aber nicht leicht zu finden, wie viel Mühe er und sein jüngerer Bruder, noch ein Schulbub, sich auch darum gaben. Der Bub hatte großes Interesse für die Sammlung. Diese Theilnahme verband die Brüder. Denn viel lieber als aus seinen Schulbüchern ließ er sich

von seinem Bruder über die Eigenthümlichkeiten des meist in grünen Zweigen versteckten Vogellebens belehren.

Holzauktionen sind in den Dörfern Brabants oft ein sehr reizvolles Bild. Holz in lockeren Reisigbündeln gehäuft, verlockend für die Augen der Bäcker, rundgehackte Buchenblöcke mit hell- und dunkelgelben Ringen am Schnitt, Stapel von unlängst gefällten Eichenstämmen und hin und her laufende Bäuerlein in blauen Kitteln und blankgescheuerten Holzschuhen. Das Weiß und Blau sticht hell vom Schmutziggrau und Braun der Straße ab, von dem Holz und den entlaubten Bäumen, die kerzengerade am Straßenrand stehen. Das Alles sah an einem frühen Morgen Vincents Malerauge. Großer Schrecken! Er hatte keine Farben mehr; gerade waren sie ausgegangen. Er erwartete sie zusammen mit Leinwand. Einen Augenblick überlegt: schnell einen Bogen Aquarellpapier, aus Mutters Küche Waschbläue und Kaffeesatz geholt, und um elf Uhr schon daheim mit einem Aquarell, das sämmtliche braunen und blauen, auch die neutralen Töne enthielt; trotz dem mangelhaften Material meisterhaft vollendet. Der Eindruck der nebelgrauen Dorfstraße, die Holzstapel, die handelnden Bäuerlein: Alles ganz meisterlich wahr wiedergegeben.

... „Sterben ist schwer, aber leben noch schwerer": so hatte Vincent am Totenbett seines Vaters gesprochen. Schwer waren für ihn die Monate vor dem plötzlichen Tode gewesen. Er hatte in diesem Ort gearbeitet; hatte zu viel gearbeitet. Ueberanstrengung machte ihm schlaflose Nächte. Stunden lang hörte man ihn hin und her gehen, ehe er sich zur Ruhe legte.

Sein Atelier hatte er aufgeben müssen. Es wurde vom Hausherrn zu anderen Zwecken gebraucht. Ein Waschzimmerchen im Erdgeschoß des Hauses seiner Eltern mußte aushelfen. Das war natürlich kein sonderlich geeigneter Raum. Das Familienleben, an dem er sonst nicht theilnahm, mit dem er aber durch diese Ortsveränderung mehr in Berührung kam, bedrückte ihn. Der Unterschied der Anschauungen entlockte ihm bittere Bemerkungen, die von den Hausgenossen sehr verschieden aufgenommen wurden. Ueberall war irgendetwas, das ihn beunruhigte, das ihn „agacirte", mit dem französischen Wort ausgedrückt, das halb Verstimmung, halb Verbitterung bedeutet. Verstimmung namentlich spricht aus der Zeichnung, die er in dieser Zeit gemacht hat; sie stellt die Hinterseite der elterlichen Wohnung mit dem dort gelegenen Blumengarten dar. Aus dem altmodischen, ein Wenig auf die Seite gesunkenen Gebäude, aus dem wohlgepflegten, freundlich angelegten Garten hatte er ein Gespensterhaus gemacht: mitten im wilden Gras, umgeben von Bäumen, die der Wind zur Seite peitschte, und mit Gestalten, von denen man nicht weiß, wer sie sind, noch, was sie treiben. Meisterhaft ist diese Zeichnung, sehr fein in Schwarz und Weiß, wie ein Steindruck, gearbeitet. Doch Alles, was in dieser Umgebung umherspukt, war von seinem Geist, seiner Unruhe, seinem hastenden Schaffensdrang durchdrungen: beängstigend anzuschauen.

Elisabeth du Quesne-van Gogh.

Fremdwörter.

I. Der Ingenieur Joseph Reindl schreibt aus Schöneberg (gegen einen am zwanzigsten Mai hier veröffentlichten Brief, der sich wider die Fremdwörterhetze wandte und den allzu hitzigen Sprachreinigern zurief: „Eine würdige Sache verfechtet Ihr; nur mit Verstande, bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird“):

„Auch ich muß Ihnen ein deutsches Leid klagen, verehrter Herr Harden. Das alte Leid, daß so viele Deutsche ihre Sprache und ihr Wesen zwar lieben, dabei aber fremdes doch immer wieder vorziehen. Bitte, hören Sie noch nicht auf, zu lesen; ich will gewiß nicht das bekannte Hohe Lied vom reichen Wortschatz unserer Sprache, von der Kraft und dem Adel deutschen Wortes singen; ich will das Liebäugeln mit fremden Ausdrücken durchaus nicht als Hochverrath darstellen. Ich will nur einmal das Ding von der anderen Seite betrachten. Nicht mit teutonischem Gefühl, sondern ganz nüchtern als Zeitgenosse, dessen Muttersprache ohne sein Verschulden die deutsche ist und der in Deutschland lebt und daher gezwungen ist, sehr viel deutsch zu lesen und zu sprechen. Ich will mir Mühe geben, nicht abzuschweifen und nur Das von der anderen Seite zu betrachten, was der Schreiber des ersten Briefes von der einen Seite betrachtet hat. Zunächst möchte ich der Behauptung widersprechen, daß heute lateinische und griechische Kultur und Literatur weniger gewürdigt werde als in der Zeit Goethes und Schillers. Aus der größeren Zahl der Bildungstätten und aus dem stets zunehmenden Besuch der höheren Lehranstalten darf man schließen, daß heute die Zahl der klassisch Gebildeten viel größer ist und daß seit der Verfeinerung des Empfindens bei wirklich Gebildeten der Sinn für lateinische und griechische Hochkultur vielleicht mehr verinnerlicht wurde, aber nicht abgenommen hat und wohl auch kaum abnehmen wird. Da kann also nicht die Ursache sein, die treibt, Fremdwörter zu vermeiden, wo die deutsche Sprache zum Ausdruck genügt. Der sprachgewandte Gebildete wird wirklich vor einem Fremdwort nicht von der ‚kalten Angst‘ befallen werden; und er wird zwischen guter und schlechter Verdeutschung wohl zu unterscheiden wissen. Mein lieber Leidklagender, hast Du denn schon in den Landgasthäusern, die sich so stolz ‚Hotel‘ nennen, die Speisenkarten studirt und Dein ‚Menu‘ mit ‚Bullion‘ begonnen und mit ‚Kremglase ozitron‘ (Crème glacée au citron) beendet? Säume nicht, es zu thun. Aber auch die Speisekarte unserer ersten Hotels wimmelt von fremdsprachlichen Fehlern; die Gerichte tragen meist französische Phantasienamen, bei denen man sich wirklich nichts denken kann. Gewagt erscheint es, die Ansicht zu vertreten, man wolle die Fremdwörter nur verbannen, weil sie dem weniger Gebildeten sprachliche Fallen stellen. Gewagt erscheint der Vergleich deutscher Worte mit einem saft- und kraftlosen Linsenmus. Wenn die Cigarrenindustrie spanische Bezeichnungen bevorzugt, so hat Das damit, daß Christoph Columbus in spanischen Diensten stand, nicht viel zu thun.

So berechtigt die spanische Bezeichnung von Cigarren ist, die aus Ländern der spanischen Zunge eingeführt wurden, so wenig ist sies bei Cigarren, deren Kraut aus Deutschland stammt und die in deutschen Fabriken gewickelt wurden. Die spanischen Worte wollen uns nur täuschen. Uebrigens ist das Spanisch der deutschen Cigarrenkisten oft so fehlerhaft, daß es Spaniern selbst spanisch vorkommt. Bei Fachausdrücken, bei wissenschaftlichen Bezeichnungen hat das Fremdwort, das überall gleich lautet, gewiß Berechtigung (nur wird auch hier viel entbehrlicher Ballast mitgeschleppt). Wenn aber Deutsche beim Tennisspiel ‚auf Englisch' zählen, so dünkt es mich lächerlich. An dem Wesen dieses Bewegungspieles wird durch deutsches Zählen nichts, aber auch gar nichts geändert. Das Billardspiel dürfte aus Italien über Frankreich nach Deutschland gekommen sein; da müßte man beim Billardspiel eigentlich also italienisch oder französisch zählen. Warum Worte wie Zahlenlehre, Raumlehre, Gleichunglehre, Dreieckrechnung für den Unterricht deutscher Schüler untauglicher sein sollen als Arithmetik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, ist unbegreiflich. Cylinder und Pyramide sind technische Fachausdrücke, aber auch die deutschen Worte Rundsäule und Spitzsäule durchaus verständlich. Kein Vernünftiger wird Cylinderhut mit Walze oder Rundsäule verdeutschen. (Der moderne Seidenhut ist übrigens nicht von cylindrischer Form.) Das Streben, unsere Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zu reinigen, richtet sich nicht gegen eingebürgerte und deutsch gewordene Lehnwörter. Die Grenze zwischen dem entbehrlichen Fremdwort und dem Lehnwort ist leicht zu finden. Kein Vernünftiger wird Worte wie Fenster, Schule, Kiste, Keller, Maschine verbannen. Welcher Deutsche findet das Wort ‚Fahrkarte' lächerlich? Ist ‚Courierzug-Zuschlagbillet' besser als ‚Schnellzug-Zuschlagkarte'? Der Leidklagende wollte wohl nur Auswüchse bornirter Deutschthümelei treffen. Aber in der Hitze des Gefechtes hat er weit über das Ziel hinausgeschossen und er war in der Wahl seiner Beispiele nicht glücklich. Seine Beweise sind nicht einwandfrei. Ein Fremdwort, das in Deutschland einen bestimmten Begriff deckt, bezeichnet im Stammland oft eine ganz ganz andere Sache. Die Kenntniß vieler Fremdworte kann nie die Kenntniß einer fremden Sprache ersetzen und erleichtert auch nicht das Fortkommen in fremden Ländern. Unsere Zeit ist nüchtern; sie will jeden Schwulst vermeiden und liebt klare Ausdrücke. Beim Lesen eines mit Fremdwörtern reich gespickten Aufsatzes vermisse ich stets die Wahrhaftigkeit, die sich nicht scheut, das Kind beim rechten, deutschen Namen zu nennen. Und den Glauben, daß deutsche Kultur nur aus fremdem Land stamme und die deutsche Bezeichnung eines Dinges unfein sei, darf uns Keiner mehr zumuthen. Oft hat das Fremdwort ein gutes deutsches Wort verdrängt; meist wohl in einer Zeit, die dem Deutschthum dunkle Tage brachte. Sollen sie wiederkehren? Müssen wir das uns damals Angewöhnte oder Aufgezwungene mit Sklavengeduld weiterschleppen? Der ernste, seiner Volkspflicht bewußte Deutsche kommt ohne fremden Plunder aus und scheut sich nicht, das Entbehrliche wegzuwerfen."

II. Aus Neapel schreibt Fräulein S. Heumann:

„Ich stimme dem gegen die Fremdwörterhetze Gesagten ohne Vorbehalt zu. Als ich vor langen Jahren den Roman Consuelo von George Sand las (das Modell zur Titelheldin war die Sängerin Pauline Viardot-Garcia), fand ich darin das Wort Le Lied. Mich frappirte und freute zugleich, daß George Sand mit ihrem Genie diese Bezeichnung sofort als unersetzlich erkannt hatte; und ich glaube nicht, daß irgendein französischer Kritiker die Entlehnung dieses Fremdwortes getadelt hat. Später las ich in französischen Texten oft ‚Le Liéd': man hatte den (unserem Ohr hier unerträglichen) accent aigu hinzugefügt. In Paris hörte ich in der Gesellschaft, ohne daß es irgendwie auffiel, sagen: ‚Un Lied de Schubert, de Schumann'. Der Franzose, der so selten fremde Sprachen kennt, spricht dennoch von five o'clock, bock, Kaiser, comfort. Als ich dieses unübersetzbare Wort, in richtiger Britenaussprache, in einer deutschen Professorengesellschaft angewandt hatte, rief man mir mit ernster Miene zu: ‚Bitte: Bequemlichkeit!' Ich wurde sprachlos. Sollte ich sagen, daß mich der esprit verlassen habe? Dann wäre mirs noch schlimmer gegangen. Wahrscheinlich sah ich recht stumpfsinnig drein. Das ist ein echt deutsches Wort. Aber wir haben auch schönere. Gemüth, Heimath, Sehnsucht: diese Worte kann Keiner uns nachmachen. Sie werden von den Gebildeten aller Zungen bewundert und kein Fremdwort könnte sie je verdrängen. Nehmt vom Guten das Beste, wo es zu finden ist. Und damit: basta! Auch dieses Wort möchte ich selbst in der Heimath nicht mehr entbehren."

III. „Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, daß wir kaum Alles übersehen können, und nun sollen wir noch Griechen und Lateiner sein und Franzosen und Engländer dazu! Nicht zu leugnen ist, daß Einer jetzt viele andere Sprachen entbehren kann, wenn er das Deutsche gut versteht. (Von der französischen rede ich nicht: sie ist die Sprache des Umgangs und besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie Jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr, statt eines guten Dolmetschers, aushelfen kann.) Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. (Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht die deutschen Uebersetzungen treu und vollkommen.) Es ist sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu korrigiren. Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Wir haben keine Stadt, ja, wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: Hier ist Deutschland. Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." (Goethe.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. September 1911.

Apokrypha.

Alfred: Und Paris war wohl wieder sehr nett? Nicht zu heiß?

Jules: Gar nicht. Höchst angenehm. Manche Theile durch Wassermangel und Verschlammung im Athem etwas verdorben; aber die Heimath riecht schließlich immer gut. Besonders Unsereinem, der sie so selten sieht. Abends im Bois: Sie hätten den Charme geschlürft. Und überall, wo es sonst kribbelt, so wundervoll leer. Außer dem politischen Personal, das ja konsignirt blieb, kaum ein Mensch aus der Gesellschaft, die von November bis Juni das Wetter macht. Ich habe den Reiz der Stadt selten so störunglos genossen. Eine Sonderfreude war mir natürlich noch, wieder ein paar Tage mit meinem Bruder verleben zu können.

Alfred: Der in den Berathungen die englische Stimme führte?

Jules: ... Die witzige Art Ihres Ausdruckes ist mir stets ein neues Vergnügen. Eure Excellenz wissen, wie hoch wir Franzosen die Originale schätzen. Wenn Sie also auf solche Wendungen Werth legen: warum nicht? Die an sich bedauerliche Meinungverschiedenheit, der ich nun schon so oft das Vergnügen, mit Ihnen plaudern zu dürfen, zu danken hatte, ist in dem Boden gewachsen, über den wir mit England einen Vertrag geschlossen haben. Daß man sich unter guten Freunden auch weiter zu verständigen sucht, scheint mir nicht auffällig. England ist in Marokko, in ganz Afrika Hauptinteressent. Paul vertritt die Republik in diesem uns befreundeten Land und kennt die Stimmungen und Absichten der wichtigsten Personen. Er saß schon in London, als Lord Lans-

downe sich noch mit den Leuten des Maghzen über Grenzverletzungen und Handelsscherereien zanken mußte. Er und ich (von Madrid her), wir kennen die Materie ja von ihrer Geburt an. Und wenn unser Code auch die Suche nach dem Vater, der sich nicht nennen will, verbietet, so ist doch ziemlich bekannt, daß die Déclaration franco-anglaise vom achten April 1904 auf Pauls londoner Wirken zurückweist. Kein Wunder, daß man ihn jetzt nach Paris bat. In der Zeit des bosnischen Konfliktes hatten Sie auch enge Fühlung mit Ihrem Verbündeten und Fürst Bülow rief den bewährten Balkanspezialisten, dem ich gegenüber zu sitzen die Ehre habe, nach Berlin. Da wir unter keinen Umständen Englands Interesse verletzen wollen, wars bequem, in jedem Augenblick feststellen zu können, wie weit die britische Regirung mit uns gehen werde. Das ganze Verfahren war durchaus normal. Und (gestatten Sie mir, es Ihnen zu sagen) einer der unangenehmsten Eindrücke dieser letzten Wochen die stete Wiederholung des Spottwortes, Frankreich habe, wie ein gekränktes Kind seinen ‚großen Bruder‘, England als Helfer herbeigerufen. Der Spott trifft uns nicht. Wir haben gehandelt, wie jede einer anderen assoziirte Großmacht in ähnlichem Fall gehandelt hätte; haben nichts gethan, was in den Augen Unbefangener unsere Würde irgendwie mindern könnte. Und ich möchte bezweifeln, daß durch solche Entstellungversuche uns Beiden das Geschäft erleichtert wird.

Alfred: Sicher nicht. Sie erinnern sich gewiß, daß ich in einem unserer ersten Gespräche auch mal einen Scherz dieser Sorte wagte (den Sie mit einem bewundernswerthen Hieb parirten). Das war ein Scherz; unter Gentlemen. Den Sätzen, die Sie soeben sprachen, kann ich ohne Vorbehalt zustimmen. Erstens ists die Sache Ihrer Regirung, wen sie, als Experten, den Berathungen zuziehen will, und wir haben ihr nicht dreinzureden. Zweitens war das Verfahren nicht im Allergeringsten ungewöhnlich. Mit dem pro toto oder pro parte Verbündeten will man sich, Schritt vor Schritt, verständigen. Und politische Minister, die nicht Fachleute sind, sondern Vertreter der Parlamentsmehrheit, wollen in kritischen Stunden die besten Zunftmänner in der Nähe haben. Neben Ihrem Herrn Bruder, dessen stille und feine Arbeit ich schon von Kopenhagen, Bukarest, Konstantinopel aus schätzen lernte, hat sich auch Herr Barrère wieder als sehr nützlich erwiesen. Daß gerade Italien, dessen Oeffentliche Meinung er so geschickt zu kneten ver-

steht, zuerst auf die Schwierigkeiten hinwies, die aus jeder Aenderung der Algesirasakte entstehen müßten, war ja sehr lehrreich. Die Euch offiziell Verbündeten, wollte man uns sagen, haben keine Lust, Eurer Sache irgendein Opfer zu bringen. Wir waren übrigens ohne Illusionen. Nein: gegen das Verfahren war nicht das Mindeste einzuwenden. Ich fühle mich sogar verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich die Haltung Ihrer Landsleute aufrichtig bewundere. Die Haltung; was sie etwa verbergen sollte, will ich vorläufig nicht untersuchen. Sie sind nicht nervös geworden und haben weder Furcht vor den Möglichkeiten des Konfliktes gezeigt noch sich zu Schimpfreden herabgelassen. Die France Militaire war ja ein Bischen frisch. Wohl Ferienredaktion, die glaubte, dem Pioupiou schnell noch einen Schnaps geben zu müssen. In keinem der großen Blätter fand ich ein ungezogenes Wort über Deutschland. Wenn ich in unseren Zeitungen las, die pariser Presse schütte Tag vor Tag die wüstesten Beleidigungen auf unsere Häupter, mußte ich mich immer fragen, ob die Schreiber Französisch verstehen oder ob sie ihr Ohr nur den kleinen Lärmmachern öffnen. Aesthetisch betrachtet, war Ihr Aufmarsch ein Hochgenuß. Alles würdig, ernst und in bester Form. Die Marquis, die im Hof der Bastille, wenn ihr Name gerufen wurde, die Spielkarten hinlegten, lächelnd sich von den Partnern verabschiedeten und in nobler Gelassenheit der Guillotine entgegenschritten, sind noch nicht ausgestorben; und mancher Roturier hat sich als ihres Schlages gezeigt. Bravissimo! Und wie fanden Sie oben die Stimmung? Moll oder Dur?

Jules: Readiness is all. Ich fand Volk und Regirung in Bereitschaft. Ihre liebenswürdigen Worte ermöglichen mir die heute nothwendige Offenheit. Wir sind in die seltsamste Lage gebracht worden, in der vielleicht jemals ein Volk sich zurecht zu finden hatte. Deutschland will nicht, daß wir in Marokko herrschen. Seit wann? Der erste Reichskanzler that alles Erdenkliche, um uns den Weg nach Fez zu ebnen; die Instruktion, die er dem deutschen Delegirten auf die Madrider Konferenz mitgab, sagte: Sie haben jeden Vorschlag Frankreichs zu unterstützen und stets zu betonen, daß Deutschland in Marokko nicht interessirt ist. Wir verfügten in allen Fällen über die deutsche Stimme; auch, als wir, etwas unvorsichtig, den Antrag stellten, allen Signatarmächten die Rechte der meistbegünstigten Nation zuzusprechen (Artikel 17). Den zweiten Reichskanzler schreckte schon der Gedanke, daß ihm neuer afri-

kanischer Besitz in den Schoß fallen könne. Der Dritte hatte sich als Botschafter in Paris jedesmal gefreut, wenn er einen Kolonialerfolg Frankreichs melden konnte. Aus dem Munde des Fürsten Bismarck hatte er oft gehört: „Die Republik braucht, um zu leben, Erfolge; da sie in Europa nur auf unsere Kosten zu haben wären, müssen wir froh sein, wenn sie aus anderen Erdtheilen zu importiren sind. Je tiefer sich Frankreich in Afrika und Asien festbeißt, desto weniger hat es hier unseren alten und neuen Feinden zu bieten." Sie wissen, daß der große Staatsmann glaubte, der nächste beträchtliche Konflikt werde dadurch entstehen, daß England und Frankreich einander die Vorherrschaft in Marokko bestreiten, und das Deutsche Reich dann die Wahl haben, auf wessen Seite es, nach dem Rath nationalen und internationalen Nutzens, sich schlagen wolle. Bis ins Jahr 1904 konnte bei uns kein Mensch ahnen, daß Deutschland je irgendeinen Anspruch auf Marokko anmelden werde. Wir verständigten uns in aller Stille mit England: und der vierte Reichskanzler findet an dem Abkommen, dessen Inhalt ihm früher als den anderen Unbetheiligten bekannt geworden ist, nichts auszusetzen, weil es die deutschen Wirthschaftinteressen in Marokko nicht gefährden und von politischen Interessen des Reiches dort nicht die Rede sein könne. Am vierzehnten April 1904 ironisirt Fürst Bülow im Reichstag den Einfall, Deutschland solle „ein Stück von Marokko" fordern. Und er wußte genau, um was es sich handelte. In der Cirkularnote des Ministers Delcassé vom zwölften April 1904 waren die vielleicht allzu deutlichen Sätze zu lesen: „Das marokkanische Problem ist das wichtigste von allen, mit denen Frankreich zu thun hat; von seiner Lösung hing die Haltbarkeit und Entwickelungfähigkeit unseres afrikanischen Reiches und die Zukunft unserer Mittelmeerstellung ab. Die englische Anerkennung unseres Rechtes, in Marokko Ordnung zu stiften, Verwaltung und Wirthschaft, Finanzen und Heerwesen des Scherifenreiches umzugestalten, bringt uns einen Erfolg, dessen Bedeutung nicht erst hervorgehoben zu werden braucht." Aus Berlin kommt kein Wort des Widerspruches. Als, ein Jahr später, aus diesem Haus das Echo übler Laune nach Paris dringt, läßt Herr Delcassé, immer wieder, fragen, ob ein Mißverständniß aufgetaucht sei; er werde gern jede etwa gewünschte Aufklärung geben. Eine präzise Auskunft ist nicht zu erlangen.

Seiner Majestät Reise nach und Rede in Tanger folgen. Die Vorstellung, diese Aktion solle einen deutschen Anspruch auf Marokko bekunden, muß schnell schwinden. Denn nach dem Rücktritt des Herrn Delcassé wird an erhabener Stelle ausgesprochen, nun werde Deutschland uns nicht mehr geniren; in dem accord vom achten Juli 1905 (Radolin-Rouvier) werden unsere Sonderinteressen anerkannt; am fünften Oktober 1905 sagt Fürst Bülow zu Tardieu, seine Auffassung decke sich mit der Bismarcks und Deutschland wolle, wenn weder die ihm geschuldete Achtung noch sein Handelsinteresse verletzt werde, die Republik in Marokko nicht nur nicht hemmen, sondern ihr sogar vorwärts helfen; in einem Erlaß an den londoner Botschafter bestreitet er, daß Deutschland in Marokko Privilegien irgendwelcher Art erstrebe. Diese Angaben sind sämmtlich dokumentarisch zu beweisen. Doch ich darf wohl annehmen, daß ich mich dabei nicht aufzuhalten brauche und die Thatsachen, ihrem ganzen Werth nach, Eurer Excellenz noch im Gedächtniß sind.

Alfred: Vollkommen; ich bin ganz im Bild. Rouvier will kompensiren, Bülow wills nicht. Ihr Mann will ein Zwiegespräch, unserer eine Konferenz. Wenn Sie mir, sagt er Ihrem Vorgänger, diesen Gefallen thun, werden Sie wahrscheinlich bald ans Ziel Ihrer Wünsche kommen. In Algesiras haben Sie fast alle Stimmen für sich und wir geben an entscheidenden Stellen dem Druck nach. Sie setzen nicht alles Erhoffte durch, aber das Wichtigste. Sind seitdem der Mandatar Europas im Scherifenreich und wissen, daß von dreizehn Signatarmächten mindestens zehn zustimmen, wenn Sie Marokko morgen unter Ihr Protektorat stellen. Nur wir bleiben Ihnen lästig und es giebt Leute, die Ihnen (wie der Abgeordnete Graf Castellane) in jedem Monat mindestens einmal voraussagen, Deutschland werde die Sache eines Tages zu einer Riesenerpressung benutzen. Noch aber kommt von hier nichts Gefährliches. Sie beschießen Casablanca: Bülow und Tschirschky sind ganz einverstanden. Sie besetzen Udjda und lassen sich in der Schauia häuslich nieder: in der verrufenen Wilhelmstraße rührt sich nichts. Der Zwang der Umstände bewirkt allerlei Maßregeln, die mit dem Wortlaut der Algesirasakte schwer vereinbar sind. (Die ist ja überhaupt ein Phrasensalat. Der Sultan wird im selben Augenblick für souverain erklärt und mit Heer und Finanzen, Verwaltung und Wirthschaft unter Kontrole gestellt.

Blühender Blödsinn. Uns spendirte man gnädig die wohlfeilen Worte souveraineté und intégrité und Ihnen gab man die Möglichkeit, in Fez die Puppe mit dem grünen Turban nach Ihrem Belieben tanzen zu lassen.) Hier war man seit Holsteins Abgang froh, mit leidlichem Anstand aus der Sache heraus gekommen zu sein, machte Ihnen keine Schwierigkeit mehr und „würdigte" stets Ihre Beweggründe. Herrn Muley Hafid, der sich direkt und indirekt anbot, enttäuschte man so lange, bis er zu Ihnen laufen mußte. Sie sehen, Excellenz, daß ich nichts beschönige. Na, eines Tages saßen wir Beide dann hier, berochen einander erst ein Weilchen und machten dann den Vertrag, auf den ich nie stolz war, den Sie aber zu Ihren bedeutsamsten Erfolgen buchen durften.

Jules: Heute siehts nicht danach aus. Aber ich verbeuge mich vor der freundlichen Absicht Ihrer Worte. Gestatten Sie mir zunächst nur den Hinweis, daß dieser Vertrag vom neunten Februar 1909 Ihren Entschluß zu politischem Verzicht auf Marokko noch deutlicher ausspricht, als den Englands das Abkommen vom achten April 1904 aussprach. Sie sagten darin: „Frankreich ist berufen, Marokko in Ordnung zu halten; wir werden es nicht hindern, haben nur Wirthschaftinteressen zu wahren und verpflichten uns, auch für Deutschlands Industrie und Handel keinerlei Privilegium zu erstreben." Also: politisch gar nicht interessirt, wirthschaftlich allen anderen Signatarmächten gleichgestellt. England, lese ich nun in Ihren Zeitungen, habe für seinen Verzicht Egypten, Deutschland für seinen nichts bekommen. Als ob wir 1904 Egypten zu vergeben hatten! Da saß England ganz fest in seiner Citadelle und wäre nur durch eine militärische Niederlage zu vertreiben gewesen. Alle Regirungen, vornan Fürst Bismarck, rechneten Egypten längst zum britischen Besitz und wir gaben nur Ansprüche auf, die wir weder verfechten wollten noch konnten. Was wir opferten, war nicht mehr als eine platonische Liebe, der bewußt ist, daß sie den Gegenstand ihrer zärtlichen Regung nie umschlingen wird. In unserer Zunft giebts ja recht wunderliche Käuze. Keiner hat aber je für möglich gehalten, daß Britanien, ohne durch eine tötliche Wunde gezwungen zu sein, die Weltstellung in Kairo und am Suezkanal räumen werde. Deutschland hat nicht nur nichts verlangt, sondern sogar die Erörterung von Kompensationen stets abgelehnt. Das glaubten wir, nach Andeutungen

von wechselnder Tonstärke, zu verstehen: Seine Majestät hatten sich für die Unabhängigkeit des Sultanates und des Sultans eingesetzt und dadurch war Marokko jedem Tauschhandel entrückt. Ich saß am Pariser Platz, verbarg nicht, daß ich gern über den ganzen Komplex der franko-deutschen Beziehungen mit den Geschäftsführern des Kaiserreiches plaudern würde, fand aber keine Gegenliebe. Immerhin: der Streit galt in beiden Ländern als geschlichtet, die Sache als ganz und gar erledigt. Das ist durch offizielle Aeußerungen bewiesen worden. Im Fall Mannesmann überzeugte die Kaiserliche Regirung sich so völlig von der Gerechtigkeit unseres Handelns, daß sie sich entschloß, es in einem Weißbuch zu vertheidigen. Der von einem klugen, von beiden Regirungen ehrlich geförderten Vermittler nach allen Regeln geschäftlicher Praxis unternommene Versuch, eine Einigung mit dem anderen Minensyndikat zu erwirken, scheiterte in der letzten Stunde, wie auch bei Ihnen zugegeben wurde, an dem Starrsinn der Herren Mannesmann. In einzelnen anderen Fällen hörte ich von Klagen deutscher Firmen, konnte aber niemals den Eindruck empfangen, daß man hier eine bewußte Verletzung deutscher Interessen für denkbar halte. Wer über das Alter verzeihlicher Einfalt hinaus ist, weiß, daß, trotz allen Paragraphen, die Vormacht hundert Möglichkeiten hat, in Wettbewerben ihren Leuten den Sieg zu sichern. Am Ende aller Enden will in Indien England, in Ost- und Südwestafrika und in Schantung Deutschland, in Nordafrika Frankreich den Löwentheil des kommerziellen Nutzens für sich haben. Das liegt in der Natur der Dinge und (mehr noch) der Menschen. Nicht eine Minute aber zweifle ich, daß wir uns über jeden einzelnen Fall loyal verständigt hätten. Uebrigens hätte meine Regirung nichts gegen ein Schiedsgericht einzuwenden gehabt, zu dem ein Deutscher und ein Franzose einzuberufen und dessen drittes Mitglied durchs Los zu bestimmen gewesen wäre. Im Allgemeinen wirds freilich wohl dabei bleiben, daß der in einem Bezirk Herrschende im Gewerbe, wie, nach dem alten Wort, in der Religion, Vorrechte hat. Ihnen, Herr Staatssekretär, hat die Regirung der Republik ihre Dankbarkeit für die intelligente und uneigennützige Arbeit an dem Februarvertrag deutlich gezeigt und Sie wissen, daß Herr Pichon Sie besuchen wollte, um hier allerlei intime Fragen zu besprechen und den Glauben zu entwurzeln, daß zwischen deut-

schen und französischen Ministern ein unmittelbarer Gedankenaustausch noch jetzt unmöglich sei. Leider kams nicht dazu. Die vielleicht etwas zu geräuschvolle Ankündung (ich denke dabei natürlich nur an die Presse) des deutsch-russischen Bagdadvertrages brachte den armen Pichon in den Verdacht der Unachtsamkeit und seinen Feinden die ersehnte Gelegenheit, ihn zu stürzen. Eure Excellenz und ich, wir ließen uns in den leise begonnenen Verhandlungen nicht stören und hofften Beide, fürs Erste wenigstens ein Bündniß französischen Kapitals mit deutschem erreichen und dieser Sozietät im Grenzgebiet zwischen Kongo und Kamerun ein fruchtbares Arbeitfeld schaffen zu können. Da versagte Paris. Ich darf die Thatsache nicht leugnen, muß aber erwähnen, daß die Schuld nicht etwa einem Mangel an gutem Willen zuzuschreiben ist, sondern den persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten, die sich vor dem Ministerium Monis aufthürmten. Herr Berteaux, die Seele des Kabinets, wurde getötet, Herr Monis verwundet, die Einheit des Regirungwillens zerstört. Der Kolonialminister hatte Bedenken gegen den Plan der gemeinsam zu bauenden Eisenbahn, die von Kamerun durch unsere Kongokolonie in den belgischen Kongostaat führen sollte; und der Kabinetschef, der diese Bedenken überwinden konnte, lag im Krankenbett. Acht Monate hatten wir verhandelt und nach allem Mühen noch kein greifbares Ergebniß. Grund genug zu Verdrießlichkeit. Nur ...

Alfred: Vergessen Sie Fez, Herr Botschafter? Den Marsch der Kolonne Moinier? Oder meinen Sie wirklich, daß Alles, was geschah und die Vorbereitung zum Protektorat anzukünden schien, unter den Begriff des Ihnen anvertrauten Polizeirechtes fiel?

Jules: Das meine ich wirklich. Und bin überzeugt, unbefangen zu urtheilen. Nach Pflicht und Recht haben wir in Marokko für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das ist in sämmtlichen Verträgen anerkannt worden, die wir seit 1900, mit Italien, England, Spanien, Deutschland, abgeschlossen haben. Andere Verträge, franko-marokkanische, verpflichteten uns, in Fez und Rabat Militärmissionen zu halten. Der Sultan rief uns zu Hilfe; erklärte laut, daß nur der Anmarsch französischer Truppen ihn aus der Gewalt rebellischer Stämme retten könne. Unsere Offiziere, die Häupter der Missionen, waren bedroht; Franzosen und andere Europäer, darunter auch Deutsche, in Lebensgefahr. Hätte Ihr Kaiser

da etwa gezaudert? Noch weniger als im Jahr 1897, wo er, ohne sich auf Vertragsrechte und auf den Wunsch des Landesherrn berufen zu können, seinen Bruder und den Grafen Waldersee nach China schickte. Wir hätten die Algesirasakte verletzt, wenn durch unsere Säumniß der souveraine Sultan ohne Schutz geblieben wäre. Keine Macht hat in unserem Vorgehen einen Grund zur Beschwerde gefunden. Sir Edward Grey hat im Parlament gesagt: „Wenn Frankreich die schwere Aufgabe nicht freiwillig übernommen hätte, wäre es von uns darum ersucht worden.“ Andere Signatarmächte ließen uns ihren Dank aussprechen. In Ihrer Norddeutschen Allgemeinen Zeitung las ich, daß unsere Aktion in unseren Rechten begründet sei. Und waren wir nicht ängstlich (Viele fanden: zu ängstlich) bemüht, jedem Mißtrauen auszubiegen? Statt der geraden und bequemen Straße von Tazza wählten wir einen schwierigen und gefährlichen Umweg. Ich fuhr nach Kissingen, um Ihnen zu sagen, daß unsere Truppen, sobald der Zustand des Landes es irgend erlaube, aus Fez zurückkehren werden. Weder die Aufnahme, die ich fand, noch die Erinnerung an die Ausdrücke dankbarer Freude, die nach den Tagen von Casablanca aus Berlin gekommen waren, ließ mich, trotz der bedauerlichen Verschleppung der Kongo-Kamerun-Projekte, erwarten ...

Alfred: Daß der Panther auf das Sus losgelassen werden solle. Unserer Angabe, das Reich sei von deutschen Kaufleuten um Schutz gebeten worden, glaubten Sie nicht. Herr von Segonzac hat ja erzählt, in den selben Tagen sei ein französisches Ehepaar der feinsten Gesellschaft aus dem Sus nach dem Norden gekommen und habe berichtet, daß unten nicht die allergeringste Unruhe zu spüren sei. Obendrein seien wir verpflichtet gewesen, uns an die von der Algesirasakte eingesetzte Schutzinstanz zu wenden. Agadir ist ein geschlossener Hafen, den fremde Schiffe nicht anlaufen, in dem fremde Kaufleute nicht Handel treiben dürfen. Als der Du Chayla, auf der amtlichen Suche nach Kriegscontrebande, hingekommen war, gabs in Berlin ein Pfauengekreisch. Aber deutsche Kanonenbote und Kreuzer dürfen sich vor den Hafen legen. Das wäre wohl so ungefähr unser Sündenregister. Doch dieser Historienabriß hat mich bisher um die Kenntniß der pariser Oberstimmung gebracht. Dur? Wüthende Empörung?

Jules: Enttäuschung. Die man nach allem seit sieben Jah-

ren Geschehenen nicht mehr gefürchtet hatte. Wir mußten den Brand gelöscht glauben: und plötzlich flackerts aus der Asche wieder auf. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat Frankreich in Nordafrika seine Kulturarbeit begonnen. Hunderte seiner besten Männer sind dort im Kampf gefallen oder schleichender Krankheit erlegen. Unsummen an die Düngung des Bodens gewendet worden. Nun kommt Deutschland, das dieser Acker weder Blut noch Geld gekostet, das bis 1905 jedes Interesse an Marokko bestritten hat: und fordert ein unserem gleiches Recht. Trotz allen Verträgen. Der Säerarbeit blieb es fern, will jetzt aber die Hälfte unseres Ernteertrages. In Madrid und Algesiras wurden allen nicht in Marokko eingewurzelten Mächten die selben Rechte zugesprochen; seit 1904 ist auch England in die Reihe dieser Mächte zurückgetreten. Alle sind zufrieden. Nur Deutschland ists nicht. Als Frankreich 31, England 41 Prozent des marokkanischen Handel zinsbar gemacht hatte, kam Deutschland kaum über 9 Prozent hinaus. 1905 sank seine Ziffer von 11,1 auf 9,9; die britische von 40,1 auf 29,5; unser Handel nahm um 16 Prozent zu. Mit dieser Folge des Aprilvertrages hat Britanien sich abgefunden. Auch Deutschland, das auf den wichtigsten Märkten so rasch vorwärts gekommen ist, schien dazu bereit. Schien. Was 1909 umsonst angeboten wurde, sollen wir jetzt theuer bezahlen. Wenn der Preis erschwinglich und mit unserer Würde vereinbar ist, werden wir uns nicht weigern; nicht fragen, wodurch das unantastbare Marokko jetzt zum Tauschobjekt geworden sei. Unbegreiflich ist uns nur, warum einer Nation von dem starken und doch empfindsamen Ehrgefühl der Franzosen der Abschluß dieses Handelsgeschäftes, der nun den mehr seigneurialen Vertrag von 1909 ersetzen soll, dadurch so erschwert wurde, daß man sie unter Druck, unter Zwang stellte. Ich hätte mich für die Erfüllung jedes irgendwie erfüllbaren Wunsches verbürgt, wenn die deutsche Flagge nicht vor Agadir gezeigt worden wäre. Der Schein der Unfreiheit wäre dann unserem Entschluß erspart worden. Das ist ja aber auch abgethan. Wir wollen zahlen. Daß eine Großmacht, mitten im Frieden, unter symbolischer Bedrohung ihrer Kolonialzukunft, aufgefordert wird, große Theile alten Besitzes herzugeben, ist wohl ohne Beispiel in der Geschichte. Doch ich bin nicht hier, um zu kritisiren. Wir wollen thun, als ob wir zahlungpflichtig wären. Nur müssen wir ganz

genau wissen, was wir einhandeln. Vor zwei Jahren sollen wir Sie mißverstanden haben. Wenn ich mich unserer Gespräche erinnere ... Doch gut. Jede Möglichkeit neuen Mißverständnisses muß jetzt aber ausgeschlossen werden. Nachforderungen könnten wir nicht mehr honoriren. Der Wiederaufnahme der Verhandlung über den Preis müßte also die Feststellung vorangehen ...

Alfred: Was wir als Gegenleistung anbieten. Zustimmung zum Protektorat, zur Schaffung eines französischen Verwaltungcentrums in Marokko oder zu Aehnlichem. Weiß schon. Ihre Vorschläge und Bedingungen sind ja durch Baron Schoen hierher gemeldet worden. Haben Sie die Güte, zwei Minuten lang zuzuhören. „Wer, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, einen Anderen durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nöthigt, ist wegen Erpressung mit Gefängniß nicht unter einem Monat zu bestrafen. Der Versuch ist strafbar. Wird die Erpressung durch Bedrohung mit Mord, mit Brandstiftung oder mit Verursachung einer Ueberschwemmung begangen, so ist auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu erkennen." Paragraphen 253 und 254 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich. Das ists; nicht wahr? So taxiren Sie uns im Grund Ihrer Seele. Schlaue Barbaren, denen nichts heilig ist. Die keinen Vertrag halten, jeden Bund zerreißen, wenn sie hoffen, daß ein Nutzen herausspringt. Eine infame Sippe: sagen Ihre Freunde von der anderen Seite des Aermels. Sie sind höflicher, viel, und Altmeister der Kunst, Guirlanden zu winden. Aber für eine eben so ruppige wie stämmige Gesellschaft halten Sie uns im Herzensschreinchen dennoch. Vorgestern Wanduhrendiebe (als ob nicht in jedem Krieg, wenn in Hunderttausenden das Ewig-Thierische losgebunden ward, da oder dort ein niedlichen Gegenstand „mitginge"); gestern durch die Bank Jünglingschänder; heute Erpresser. Bitte: Alles unpersönlich, versteht sich; aber um in Klarheit zu kommen, müssen wir reden wie zwei nackte Männer, die einander, nach einem Schiffbruch, auf kahlem Strand fanden. Sie haben nun mal die Antipathie. Von Ihren stärksten Schriftstellern ist sie genährt worden. Zola über Bismarck; Maupassant über unsere Offiziere; und Prévost, Daudet der Zweite und ein ganzes Bataillon in dem weiten Bogen von Hugo bis zu Barrès. Wir sind so ungefähr die bessere Proles des Gorilla: riesenstark, tückisch,

grausam: der Schrecken der Kultur. Jetzt möchten Sie mit uns verhandeln wie mit einem siebenmal gesiebten Verbrecher. Zuerst sicher sein, daß der Kerl durch das Schweigegeld für Zeit und Ewigkeit unschädlich gemacht wird. Nicht ein paar Papierchen zwischen Strumpf und Stiefel behält und, sobald ihn Noth oder Schlemmersucht treibt, mit neuer Forderung anrückt. Einmal zahlen: meinetwegen; sogar überreichlich. Dann aber Schluß. Keine Schraube ohne Ende. Deshalb: Körpervisitation und peinlichstes Verhör. Ist noch irgendwo Etwas im Hinterhalt? Unterschreibt der Gesell, daß er auf Gottes Erde keinerlei Anspruch mehr an uns hat? Uns nie wieder belästigen wird? Sonst giebts nichts.

Jules: Excellenz sind wieder rabelaisisch aufgeräumt. Nachwirkung von Chamonix und anderen charmanten Gebilden des in Frankreich heimischen Herrgottes. Mein trockener Ton kann nicht mit. Nur versuchen, uns sacht auf das Pünktchen zurückzuführen, von dem Ihre Laune in die groteskesten Zacken erträumter Mondgebirge aufgeklettert ist. Völkerpsychologie, Rassenmoral und Massenaversion: ich freue mich schon auf die Zeit, wo wir solche Gegenstände con amore beplaudern werden. Heute und hier aber handelt sichs, wie mir scheint, um das nüchternste Geschäft. Daß kein ernsthafter Franzose (noch gar einer in amtlicher Stellung) an kränkende Unterschätzung des deutschen Volkscharakters auch nur denkt, wissen Sie selbst. Ausschreitungen kommen überall vor; in der Literatur und im Leben. Riccaut ist uns nicht angenehmer als Ihnen der Eroberer des Talgklümpchens; und ich habe nie nur ein Wort darüber verloren, daß in Ihren finsteren Regionen der Franzose als ein Bastard von Windhund und Aeffin gilt, ein Ding, das nur zum Tanzmeister, Hochstapler oder Salonschwätzer taugt. Und die Französin erst! Die süße Gewohnheit, einander in der Witzblattperspektive zu sehen, werden die Völker nicht so leicht ablegen. In unserem Fall ist Ihr Verhalten etwas... Mein Gott: etwas eigenartig. Aber ich erwähnte ja schon, worauf man sich bei Ihnen gegen diese Anklage beruft: England. „Ihr habt den Briten Egypten gegeben, uns nichts; jetzt melden wir uns." Und wir fragen nur, sehr höflich, ob nicht neues Mißverständniß auftauchen und neue Wünsche wachsen lassen könnte.

Alfred: Das zieht nicht. England hat Ihnen keinen armirten Kahn vor Philippeville oder Oran gelegt. Ihnen nichts aus

dem Besitzstand abgefordert. Ihren accord konnte man eher einen Austausch von Gefühlen als von Realitäten nennen. Sie hatten zu früh, gegen Bismarcks Wunsch, auf Egypten verzichtet; der Onkel Ihres Herrn de Selves wollte sich auf ein Sozietätgeschäft mit England nicht einlassen; die Weiße Maus scheute die Partnership des Löwen. Und King Edward, der nicht mehr, wie Palmerston und noch dessen plumpere Schüler, Alles umsonst haben wollte, sah ein, daß Sie Marokko brauchen, ohne Marokko in Nordafrika keine Ruhe bekommen. Sie staunen? Diese Meinung habe ich schon als junger Dachs in Paris vertreten. Wir sind überhaupt in allem Wesentlichen einig. Um Kleinzeug wollen wir nicht raufen. Im Ganzen war die Geschichte so, wie Ihr beredter Mund sie erzählt. Ob man hier nicht ein Bischen zäher sein, mehr Raketensatz im excellenten Sitzfleisch haben konnte: rühret nicht daran! Bei Licht besehen, war der Kasus einfach: Wir haben zu spät und ohne genügenden Rechtsanspruch (England mit seiner alten Mittelmeerposition und afrikanischen Macht war in einem anderen Bottich) protestirt. Dann kam die Zeit, wo auf beiden Seiten (was gern vergessen wird: auf beiden) Herren mitwirkten, die jetzt vielleicht für den Austausch von Groß- und Klein-Popo in Transpiration wären. Und als der Herrgott den Schaden besah, waren Alle für Sie; hätten Alle Ihnen die Kabylenkiste zu beliebigem Gebrauch überlassen, wenn sie nicht von dem Wunsch bestimmt worden wären, unsere kitzlichsten Stellen nicht allzu munter zu reizen. Spanien konnte Euch nicht geniren; und den übrigen Mächten und Mächtchen wärs gleichgiltig gewesen, ob Ihr den Sultan früh oder spät in die Tasche stecktet. Wer bedenkt, daß wir bis 1905 gar nicht mitgespielt hatten, wird finden, daß Bülow das Ding noch leidlich gedreht hat. Ohne die Spur von Tradition und Rechtsanspruch! Durchgehalten haben wir nicht. Schon das erste Abkommen (Rouvier-Radolin) sollte nur noch das Gesicht wahren. De Lacroix und Monaco, Algesiras, Udjida, Casablanca: danach wuchs kein Gras. Schließlich haben wir uns, leise weinend, zurückgezogen und ich mußte aus meiner Bojarenruhe hierher, um die vernachlässigten Hunde zu flöhen. Mißverständniß? Wenn man einem anderen Staat sagt: Hier hast nur Du politisches Interesse, nur Du deshalb für Ruhe und Ordnung zu sorgen und ich verpflichte mich, Dich darin nicht zu stören: eine blankere Blanko-

vollmacht giebts doch wohl kaum. Ihrer Regirung (die allenfalls öfter anfragen konnte, ob man mit diesem oder jenem Schritt einverstanden sei) kann ich keinen nennenswerthen Fehler nachsagen; und deutsche Industrie und Handel sucht man, weil wir höllische Konkurrenten sind, von allen Ecken abzuwehren. Da sind ziemlich wilde Sachen vorgekommen. Unsere Schuld! Warum hakten wir nicht kräftig dahinter? Jeder einzelne Fall mußte vors Messer. Das Ganze aber zum Stoff für eine Staatsaktion zusammenzuschnüren: dazu langte der verfügbare Faden doch nicht.

Jules: Und worauf (nach diesen Worten, die meinem französischen Herzen Labsal waren, darf ich nicht nur, sondern muß ich fragen), worauf stützen Sie, stützt der Herr Reichskanzler denn nun die über alle Maßen hohen Entschädigunganspruche, die ich ...

Alfred: Stützen wir denn? Aber jetzt muß ich nach der Schnur reden. Erstens: Was könnten Sie bieten? Nichts, was wir brauchen; nichts, was uns vorwärts hilft. Aequatorialparadiese mit Sümpfen, Fieber, Schlafkrankheit, Monopolen und Aufständen? Wir haben die Nase voll. Und müssen kreuzvergnügt sein, wenn wir den alten Kram profitabel machen. Und (nehmen Sies nicht übel) was Sie uns da aus der londoner Garküche für arme Verwandte angerichtet hätten, wäre sicher schwer verdaulich gewesen. Ich habe noch nicht bemerkt, daß man sich um Ihre Kongostücke gerissen hat; und von der besten Sorte hätten wir auch nicht einmal bekommen. Na, und die Wirthschaftprivilegien im Scherifenreich? Alle Signatarmächte haben sich die Stellung auf gleichen Fuß gesichert; England ist der Nächste dazu; Sie können von Algerien und Tunis aus Feuer anmachen; und das papierne Kind unserer Februarschnupfenstimmung verbietet, uns oder Anderen Privilegien zuzuschanzen. Eine Regirung, die mit solchen Fußangeln und Fallstricken ihre Lieblinge nicht vor Störung zu schützen vermöchte, müßte die Dummheit mit Löffeln gegessen haben. Wir blieben auf Ihre bona voluntas angewiesen; und auf unseren Willen zu absoluter Ekelhaftigkeit, der keine widerrechtliche Zurücksetzung oder Hemmung künftig hingehen läßt. Zweitens: Dieser Pfützenschätze wegen hätten wir den (auch darin haben Sie Recht) in der Geschichte beispiellosen Versuch gewagt, einer Großmacht im Frieden Land abzupressen? Land, für das ihre tapfersten Söhne geblutet haben? Einer Vollblut-Großmacht von der fast krankhaf-

ten Ehrsucht Frankreichs, das uns heute noch haßt, weil wir uns erdreistet haben, auf Jena ein Sedan zu setzen? Das uns Afrika noch ungemüthlicher machen würde als Europa und nur dem einen Gedanken fortan noch leben könnte: Rache; unter einem Orleans, Bonaparte, General oder Kneipensyndikalisten: Rache! Das trauen Sie uns zu? Darum Räuber und Erpresser? Dafür blinde Zustimmung zum Protektorat, die Sie, neben die Rede von Tanger und die Treuschwüre zweier Kanzler plakatirt, durch den ganzen Islam, wie eine Aufruhrfahne, tragen würden: „Seht hier die Deutschen, die ihre Heiligthümer verschachern, Kaiserworte und feierliche Gelübde, die Unabhängigkeit des Sultans und seines Reiches zu wahren“? Dann würde ich Mumm die Nachfolge Marschalls gönnen. Dann könnten wir einpacken oder nur noch als Hunnen mit beschränkter Haftung unser Fortkommen suchen. Ists nicht wahr, daß Sie uns für stramm gedrillte Gorillas halten? Sonst könnten Sie gar nicht an die Möglichkeit glauben, daß wir solche Moden einführen. So dumm, obendrein, mit Schiffchen, Mordslärm, Verärgerung der ganzen sittsamen Welt und (noch schlimmer) der wichtigsten Preßprovinzen, deren Oberpräsidenten jetzt in Marokko ein Dorado sehen, überall schwarze Armeecorps wachsen hören und nicht wissen, wie sie ihre Leserheerde morgen wieder in Raison bringen sollen? Nein, Herr Botschafter: Räuber waren wir manchmal; Gauner nie und Dummköpfe immerhin selten. Ich schäme mich gar nicht, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß ich den grausamsten Krieg gegen Frankreich empfehlen werde, wenn wir nicht rasch endlich ins Reine kommen. Denn so gehts nicht weiter. Sie wollen 1870 nicht vergessen und wir können nicht neben uns ein Centrum, einen Herd aller Feindschaften dulden; nicht einen Nachbar, der immer der Intimus unserer Feinde ist und darüber sogar vergißt, was Britanien ihm angethan hat. Und wenn alle Hammel des Erdballes ihr Weh über mein Haupt ausblöken: Einen, der nur auf die Gelegenheit wartet, mich niederzuhauen, haue ich nieder, wenn die Stunde mir günstig ist; mag ich ihn noch so hoch schätzen, sein Genie noch so andächtig bewundern. Wir müssen vorwärts; und finden, daß in vierzig langen Jahren ein Volk von Männern zu der Erkenntniß kommen könnte, ob es den Groll ausjäten oder mit Blut netzen soll. Also Krieg, morgen, wenn er unvermeidlich ist. Aber nichts Unsauberes.

Glauben Sie, daß die Nation uns verzeihen würde? Niemals. Verzeihen, daß wir sie grob betrogen haben? Ein Weilchen kann die Hypnose währen; Begeisterung, die alles Große uns schuf, sich sommerlich austoben. Würde ihr Quell als unlauter, gar als vergiftet erkannt: unter uns müßte die deutsche Erde beben.

Jules: Was aber ... Ich fühle mich in einer Welt, deren Sprache, Triebe, Willensziele meinem Verständniß entgleiten... Was aber war dann der Zweck dieser gefährlichen Kraftprobe?

Alfred: Ganz leise; um Ihren Nationalstolz nicht zu verletzen: die Kraftprobe. Demonstratio ad oculos. Sus und Gabun, Tschadsee und Kongo, Agadir und Libreville: Alles Unsinn. Die Wirrniß Oeffentlicher Meinung ein Kunstprodukt. Ein theures. Wir haben in diesen neun Wochen viel Geld verloren; auch für ein reiches Land viel. Thut nichts. Aber wie konnten Sie glauben! Ist Frankreich im Recht: was hätte es uns zu zahlen? Hat es widerrechtlich gehandelt: welche Summen, Triften, üppige Erdenparadiese könnten uns die Pflicht zu der in Choraltönen verheißenen Rechtswahrung abkaufen? Darf ich noch einmal splitternackt reden? Kein muthigers Volk lebt als Ihres; keins, dessen Flamme tiefer ins Vaterland brennt. Dem russischen Riesen ist es verbündet, dem britischen Weltreich, dem größten, das je eine Sonne sah, eng befreundet; Italienern und Japanern durch Verträge gesellt. Der Liebling in allen Zonen; an Geldzeugerkraft Allen voran; ein Kolonisator von kaum übertroffener Leistung. Diesem Volk wird zugemuthet, aus dem heißesten Theil seines Leibes große Fetzen zu schneiden; Landstücke hinzugeben, die das Blut seiner Helden getränkt hat; über Nacht zugemuthet; nicht einmal hinter dem Schleier eines haltbaren Rechtsgespinnstes. Nein: „Du hast den Vertrag gebrochen und mußt dafür zahlen.“ Und Keiner hilft ihm. Keiner mit dem Schwert. Alle flüstern oder kreischen: „Ihr lügt! Frankreich hat den Vertrag nicht gebrochen!“ Keiner hilft ihm. Und das Land Bayards und Bonapartes muß, ganz still, seine Gluth dämpfen; muß behutsam, wie der kälteste Pfennigrechner, reden und den Leib dem Messer blößen. Weil es fühlt, daß dieser Zweikampf Wahnsinn wäre und Selbstdemüthigung ein Gebot der Kulturgottheit sein kann. Weil es sich nicht entschließen will, sich von der Leiche eines Hasses zu lösen, in dem es sich stark wähnte, und sich dahin zu wenden, woher ihm männliche

Achtung und froher Wille zu redlicher Gemeinschaft winkt. War diese Kraftprobe mit einem Millionenhaufen etwa zu theuer bezahlt? Auch für Frankreich nicht. Mir scheint sie werthvoller als ein Halbdutzend der allermodernsten Panzerkähne mit Zubehör. Bleiben Sie nur in Marokko! Recht fest und recht tief drin. Auf ein Menschenalter hinaus werden Sie zu thun haben. Mit den Berbern ist schlecht Kirschen essen. In den nächsten zehn Jahren Krieg in Europa: und der ganze Norden Afrikas steht gegen Frankreich auf. Wirklich: fürs Erste schrecken Ihre Schwarzen uns nicht; wir sind überhaupt nicht sehr schreckhaft. Sie kennen uns doch noch nicht ganz. Wollen Sie uns nicht endlich sehen lernen, wie wir sind?.. Herr Botschafter: Wir waren nicht schwach, wenn wir allzu langmüthig schienen; und wir glaubten, der manchmal schon ein Bischen kurzsichtigen Dame Europa ein Kapitel aus der ihr nächsten Menschheitkomoedie ins Ohr schreien zu dürfen. Den Manen des Meisters Balzac sei es geweiht... Für Havas und Wolff (sind Sie einverstanden?) hier ein paar Krampftropfen:

„Der Botschafter der Französischen Republik hat heute dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt die Gebietstheile genannt, die seine Regirung, um in der Wahl des Tempos für ihre marokkanische Reformarbeit nicht durch stete Rücksicht auf fremde Interessenkreise gehemmt zu bleiben, dem Deutschen Reich abzutreten bereit ist. Die Kaiserliche Regirung, die nothwendige oder wünschenswerthe Reichsmehrung auf anderen Wegen zu suchen gewohnt ist, hat die freundnachbarliche Absicht anerkannt, den Botschafter aber ersucht, in Paris zum Ausdruck zu bringen, daß sie nicht da zu ernten wünscht, wo tüchtige französische Männer gesät haben, und daß sie stets treu bei ihrer Vertragspflicht beharren wird, Frankreichs civilisatorischem Mühen im Scherifenreich nirgends Hindernisse zu bereiten. Das über Wirthschaftfragen vereinbarte Protokol wird dem Reichstag vorgelegt werden. Daraus wird die Absicht beider Regirungen ersichtlich werden, in Anerkennung des historisch Gewordenen die Wirthschaftkräfte der beiden großen Reiche einander zu nähern und durch die wohlthätigen Folgen ihrer Verbündung zu schöpferischer Arbeit die letzte Spur alten Mißverständnisses zu tilgen. Die Vertreter Frankreichs und des Deutschen Reiches sind angewiesen worden, jedem einem der beiden Staaten Angehörigen auf Anruf von nun an gleichen Schutz zu gewähren: französische Gesandte und Konsuln deutschen, deutsche Gesandte und Konsuln französischen Bürgern. Die Weisung gilt für alle Erdtheile.

Sokrates.

Sokrates hat seine Philosophie gelebt und mündlich gelehrt, aber nicht aufgezeichnet. Sein Leben, sein Prozeß, sein Ende gehören so sehr der allgemeinen Kulturgeschichte an, daß ich hier nur an die entscheidenden Züge erinnern will. Wie die späteren Sophisten die von Haus aus ehrenvolle Bezeichnung „Sophist“ durch ihre Verzerrungen und übertreibenden Verallgemeinerungen zum Gespött aller nachfolgenden Geschlechter heruntergedrückt haben, so hat Sokrates durch sein Leben und seine Lehre dem Namen „Philosoph“ den intellektuellen Adelsbrief für alle Zeiten ausgestellt. Sein Geheimniß war die unvergleichliche Selbstbeherrschung, die von der Maß- und Zügellosigkeit der Spätsophisten so glücklich abstach. Was ihn auszeichnet, ist: die „Autarkie“ des sittlichen Willens, ferner sein Enthusiasmus der Nüchternheit, seine geschickt verhüllte, zur „Ironie“ benutzte dialektische Ueberlegenheit, die von einer unantastbaren Lauterkeit der Gesinnung getragen war, endlich und insbesondere die Uebereinstimmung von Lehre und Leben. Selbst die christlichen Philosophen, bis hinauf zu Dante, bewundern in Sokrates das unsterbliche Muster eines heidnischen Weisen. Als philosophischer Denker ist er von mehreren seiner Zeitgenossen, sicherlich von Anaxagoras, erreicht, vielleicht sogar überflügelt worden; aber als philosophischer Charakter steht er wie aus Stein gemeißelt für alle Zeiten da.

Sokrates wurde in der zweiten Hälfte des Mai 470/69 in Athen als der Sohn des Bildhauers oder Steinmetzen Sophroniskos und der Hebeamme Phainarete geboren. Vom Vater erlernte er den Beruf, dem er eine künstlerische Weihe zu geben verstand, so daß der Pausanias des Perieget noch hundertfünfzig Jahre nach Christus ein von der Hand des Sokrates herrührendes Bildwerk gesehen haben will. Von der Mutter eignete er sich die (von ihm so genannte) Maeeutik, eine Art intellektueller Entbindungskunst, an. Die von Sokrates eingeführte Methode des „Ausfragens“ und dialogisirenden Heraustreibens von neuen Gedanken verglich er dem Hebammenberuf der Mutter und sagte, er helfe Anderen zur Geburt ihrer Gedanken. Seine Bildung war die herkömmliche, seinem Stande als Bildhauer angemessene. Anaxagoras wird er nicht „gehört“, sondern nur gelesen haben. Seiner Militärpflicht genügte er durch die Theilnahme an drei Feldzügen. Daß er dabei Ruhe, Besonnenheit und Tapferkeit zeigte, müßten wir aus seinem Charakter schließen, auch wenn es weniger gut bezeugt wäre. Er achtete bis zu seinem letzten Athemzug das Gesetz,

auch wenn er es theoretisch für einer Verbesserung bedürftig hielt. Nicht das Individuum, sondern die Gesammtheit, die Polis, vertreten durch den Allgemeinbegriff des Staates, haben über Gesetz und Recht zu entscheiden. Hier schon tritt der tiefe Gegensatz des Sokrates, der das Allgemeine auf begrifflichem Wege durch Definition gewinnen und fixiren will, zu den Spätsophisten hervor, die alles Allgemeine, Ueberkommene, historisch Gefestete atomisiren, in seine Bestandtheile auflösen und so die Polis zersetzen wollen.

Seinem äußeren Beruf ging Sokrates in der Werkstatt, seinem inneren auf Märkten und Plätzen nach. Daß Xanthippe, seine bürgerlich einfache Gattin, die den Ekelnamen eines zanksüchtigen Scheusals vielleicht gar nicht verdient (Fritz Mauthner und Eduard Zeller haben ihre Ehrenrettung versucht), ob dieses Müßigganges ihres Gatten ungehalten war, zumal er die Noth des Haushaltes noch erhöhte, wird man ihr leicht verzeihen. Die Größe des Sokrates vermochte sie nicht zu erfassen. Lag doch seine Bedeutung im gehaltenen Ebenmaß von Leben und Lehre. Freilich stach seine Silenfigur, das Satyrgesicht mit der aufgestülpten Nase, dem unförmlichen Hängebauch und eine damit verbundene geniale Lässigkeit im Habitus von der inneren Harmonie, die nur für die feinen Sinne des perikleischen Kreises, in dessen Mittelpunkt er stand, bemerkbar war, wunderlich genug ab. Der Dutzendbürger Athens sah in diesem Zwiespalt von Aeußerem und Innerem etwas Absonderliches und Fremdartiges. Die Gespräche mit Gevatter Schneider und Schuster, in denen Sokrates sich als überlegenen Menschenbildner erwies, machten ihn für intellektuelle Feinschmecker „zum wunderbarsten aller Menschen, dessen Gleichen man nie gesehen hat“; es ist Platon, der so von ihm spricht. Xenophon hielt ihn „für den besten und glücklichsten Menschen auf der Erde“. Aber für die Mittelmäßigen des athenischen Demos war Sokrates eine komische Figur und für die Lustspieldichter von der Artung eines Aristophanes ein willkommenes Stichblatt übermüthigen Spottes.

Aber Sokrates verlor sein Gleichgewicht niemals. Ob er bei den Symposien des perikleischen Kreises Nächte durchzechte und am frühen Morgen, wenn alle Anderen zusammenbrachen, nüchtern von dannen zog und mit Bäckern philosophische Zwiegespräche führte, ob Aristophanes ihn in den „Wolken“ blutig verhöhnte und er, als Zuschauer, herzhaft Beifall klatschte: nie kam sein Innerstes um das Gleichgewicht. Freilich trug ihm seine „Methode“, durch Ausfragen Krethi und Plethi zu beweisen, daß sie nichts wüßten, wenig Freude ein. Vulgus will geschmeichelt, nicht belehrt sein, am Allerwenigsten über seine selbstgefällige Ignoranz aufgeklärt wer-

den. Und so wirkten private Feindschaften, politische Konstellationen und skrupelloses Streberthum zusammen, um über die Demokratie Athens unauslöschliche Schmach zu häufen.

Die Geschichte des Sokrates-Prozesses kennen wir aus Platons „Apologie" und einer ungemein packenden Darstellung im platonischen „Phaedon", besonders über die letzten Stunden des Sokrates, wie sie nur von einem Augenzeugen so lebendig und anschaulich geschildert werden konnten. Eine zweite Quelle bilden die „Memorabilien" des Xenophon.

Da die beiden Berichte in manchen Punkten von einander abweichen, so war man früher geneigt, dem sachlicheren Xenophon als dem Historiker, dem Verfasser der „Anabasis" und Führer der Zehntausend, höheren Glauben zu schenken als dem subjektiv und unhistorisch empfindenden Platon, der uns nicht den, sondern seinen Sokrates zeige. Sokrates selbst hat, wie wir bereits wissen, nichts Schriftliches hinterlassen. Schon Schleiermacher ist an dieser höheren Glaubwürdigkeit Xenophons irr geworden. Jüngere Untersuchungen (von Dümmler, Joël und Natorp) haben uns vollends aufgeklärt, daß Xenophon nicht als Augen- und Ohrenzeuge spricht, sondern seine Figuren erfindet. Ob Xenophon durch den Kyniker Antisthenes bestimmt ist, wie Joël in breiter Ausführlichkeit darzuthun versucht, bleibe dahingestellt. Eins scheint gewiß: wenn der mittelmäßige Schriftsteller und untermittelmäßige Philosoph Xenophon („xenophontischer Kopf" ist heute noch Spottwort: für Pedanterie und Mangel an Ursprünglichkeit des Denkens) nicht einmal den Vorzug der Kopistentreue für sich hat, dann ziehen wir die Berichte Platons vor; zumal dann, wenn sein Bericht durch Aristoteles bestätigt, ergänzt oder auch berichtigt wird. Für den Prozeß des Sokrates freilich haben wir bei Aristoteles, der sich weniger mit den Personen als mit deren Theorien befaßt, keine Auskunft zu erwarten, sondern bleiben auf die platonische Apologie und die xenophontischen Memorabilien angewiesen.

Die Ankläger des Sokrates waren der Dichter Meletos, der reiche Lederhändler Anytos und der Redner Lykon. Die Anklage stützte sich auf drei Punkte: Sokrates verderbe die Jugend, er leugne die Staatsgötter und wolle sie durch neue Gottheiten ersetzen. Von den 501 stimmberechtigten Richtern war anfangs nur eine geringe Majorität für die Verurtheilung des Sokrates. Hätte er sich herbeigelassen, in seiner Vertheidigungrede den Richtern Konzessionen zu machen oder ihr Mitleid anzurufen, so wäre er wohl freigesprochen worden. Denn die Schwäche der Anklagepunkte war Allen fühlbar. Das Leben des Weisen war klar und durchsichtig. Kein

Makel haftete an seiner Lebensführung. Der Verkehr mit den Aristokraten war dem Demos vielleicht gesellschaftlich anstößig, doch kein Verbrechen. Ich sehe auch nicht, daß unter den Richtern „zwei Weltanschauungen“ aufeinandergestoßen sind, wie Gomperz meint, sondern ich glaube mit Pöhlmann, daß es sich in diesem Prozeß weniger um Prinzipien und Weltanschauungen als um Menschliches, Allzumenschliches gehandelt hat. Verletzte Eitelkeit stimmte die Richter zu dem Urtheil, das sie nach der Vertheidigungrede des Sokrates gegen ihn fällten. Statt weichlich zu winseln, wie mans von Angeklagten gewohnt war, sprach Sokrates als Ankläger. Statt zu flehen, forderte er die Wuth heraus. Die heroische Geste, mit der er, statt einer Verurtheilung, die höchste Ehre heischte, die Athen zu vergeben hatte, die öffentliche Speisung auf Staatskosten im Prytaneion, wirkte auf die Richter, die, als Geschworene, zum größten Theil aus dem Mittelstand kamen, wie grellster Hohn. Mit erdrückender Mehrheit verurtheilten sie ihn zum Tode durch Schierlingsgift. Gern hätte man ihn entschlüpfen lassen; man benutzte eine Festzeit von dreißig Tagen, bis zur Rückkehr des Staatsschiffes von Delos, um ihm Zeit zur Flucht zu lassen. Aber er blieb standhaft. Am Tag der Urtheilsvollstreckung trank er, von seinen Freunden umgeben, mit ruhigem Gleichmuth das Gift.

Die Lehre des Sokrates ist von eben so schlichter Größe und durchsichtiger Klarheit wie sein Leben und sein Tod. „Niemand fehlt freiwillig“: diese drei Worte, sagt Gomperz, umschließen den Kern des Sokratismus. Der Begriffs-Ethiker Sokrates, wie die ersten Dialoge Platons, welche die Ideenlehre noch nicht enthalten, ihn zeigen, ist der Urtypus des Rationalisten und Intellektualisten. Das Gute zu wissen und es doch nicht zu thun, ist in den Augen des Sokrates, der alle Leidenschaften dadurch überwindet, daß er sie in den Dienst des vernünftig-klaren Willens stellt, ein logisch unvollziehbarer Gedanke. Was wir ethisch „Laster“ nennen, ist, logisch gesehen, nur „Irrthum“. Sünde entspringt stets der Unwissenheit. Wer das Gute weiß, muß es auch thun; wie man in der Logik (so lehrte später uns Aristoteles) die Konclusio richtig ziehen muß, wenn die Prämissen gegeben sind. Alle Ethik wird von Sokrates rationalisirt und logisirt, alles richtige Handeln auf richtiges Denken zurückgeführt. Wie gelangen wir nun zu diesem richtigen Denken, das uns darüber aufklären soll, wie wir richtig zu handeln haben? Sokrates hat für Physik, Mathematik und Naturphilosophie nur geringes Interesse gezeigt und die ganze Gewalt seines Könnens den Problemen des Denkens und Handelns (Logik oder Dialektik und Ethik) zugewandt. Wissen ist ihm die höchste Tugend.

Die Sophisten hatten als Kriterium alles Wissens die einzelne „Empfindung“ aufgestellt, also die sittliche Einzelerfahrung zum Maßstab aller Wirklichkeit- und aller Wahrheitwerthe erhoben. Hier setzt Sokrates ein. Das Recht der sinnlichen Erfahrung will er so wenig bestreiten, daß er sie immer zu Rath zieht. Denn er geht in seinem induktiv-epagogischen Verfahren vom Einfachsten, vom Elementaren aus, um durch Selbstbesinnung, Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, endlich durch Vergleichung und Unterscheidung zum allgemeinen Begriff, umsichtig und behutsam generalisirend, emporzusteigen. Induktion und Definition sind das Ziel der dialektischen Prüfung der Begriffe, wie sie Sokrates mit seinen methodischen Hilfsmitteln der Maeeutik und Ironie in die Praxis des täglichen Lebens umsetzt. Zu dieser Untersuchung und reinlichen Herausarbeitung der Begriffe wird er durch seinen Dämon getrieben, dessen Stimme er von Jugend auf stets als eines Warners vernommen habe. Weil er so gern von diesem „Dämon“ sprach, wollte Lombroso ihn zu den Epileptikern zählen. Wir aber erkennen in solcher Rede den sittlichen Takt oder den Rausch der Begeisterung, wie er sich bei Künstlern in begnadeten Schöpferstunden einzustellen pflegt, von religiösen Genies als Offenbarung oder Eingebung höherer Mächte gedeutet wird. Bei Denkern kennt man diese intellektuelle Anschauung als ratio intuitiva; selbst noch bei Männern wie Spinoza, Kant und Schopenhauer.

Dieses innere Licht (lumen naturale heißt es später in der Scholastik) führt Sokrates vom Einzelnen ins Allgemeine, von der Empfindung zum Begriff, von der psychologischen Wirklichkeit, wie die Sinne sie uns zeigen, zur logischen Wahrheit, die nur der Verstand uns vorzustellen vermag. Die Sophisten haben Recht für die Wirklichkeit der Sinne, die Eleaten aber für die Wahrheit des Verstandes. Das ist die sokratische Lösung des Erkenntnißproblems, wie sie uns Platon in den sokratisch gefärbten Schriften seiner ersten Schaffensperiode darbietet. Die Sinne zeigen ein „Werden“, der Verstand zeigt ein „Sein“. Dort Variabilität, hier Konstanz. Die Welt der Sinneseindrücke ist die des Relativen, die der Begriffe die des Absoluten. Die induktive Methode auf der einen und die Feststellung allgemeiner Begriffe auf der anderen Seite sind, nach dem abgewogenen Zeugniß des Aristoteles, die zwei Lehren, die man Sokrates mit Recht zusprechen darf. Diese beiden Einsichten tragen ihm den Ruhmestitel ein: „Begründer der Geisteswissenschaften bei den Griechen“. (Von Armin.) Hatten die Sophisten gelehrt, daß Alles fließt, auch das Denken, so giebt ihnen Sokrates Recht für die Wahrnehmung, aber nicht für den Begriff. Die Wahr-

nehmung ist das veränderliche, der Begriff das ewig feste Element unseres Denkens. Die Wahrnehmung erfolgt in der Zeit und ist bei verschiedenen Individuen verschieden; der Begriff aber ist zeitlos und unveränderlich, eben dadurch bei allen Menschen derselbe. Diesen Begriff finden wir aber nur auf dem Weg des induktiven Verfahrens, das uns gestattet, vom „Gangbarsten" und Zweifellosen zum „Allgemeinsten" und Unzweifelbaren „hinzuführen".

Die theoretische Einsicht in den Werdegang der Begriffsbildung dient dem Weisen aber nur als Unterbau zur Praxis des Lebens. Sokrates ist und bleibt Begriffs-Ethiker. Nicht das Sein, sondern das Thun ist ihm das Primäre. Nicht Kosmologie und Naturphilosophie, sondern Anthropologie und Ethik bewirken die tiefsten Antriebe seines philosophischen „Eros". Das Wissen ist ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Erhöhung menschlicher Glückseligkeit durch tugendhafte Lebensführung. Deshalb wird Sokrates von Cicero so charakterisirt, wie ihn auch Raffael in seiner „Schule von Athen" aufgefaßt hat: als der Große, der die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeholt hat. Sein Problem heißt: Mensch. Auch ihm ist in gewissem Sinn der Mensch das Maß der Dinge; aber nicht der denkende, sondern der handelnde Mensch. Tugend ist ihm das ethische Kriterium. Aber Tugend ist gleichbedeutend mit Tüchtigkeit. Die Tugend ist lehrbar. Sie besteht im Wissen vom richtigen Handeln und kann daher nur eine sein. Alle Tugend geht schließlich auf Selbstbesinnung oder Einsicht zurück; daher die Gleichsetzung: Tugend = Wissen. Das Erkennen dient nicht, sondern befiehlt dem Handeln. Darin bezeichnet das Auftreten des Sokrates den Scheitelpunkt des Intellektualismus: die ratio hat den Primat, während die voluntas nur sekundär ist. Der Verstand befiehlt, der Wille gehorcht: so wills die klassisch-rationalistische Psychologie und Ethik, die von Sokrates bis zu Spinoza, Hegel und Ebbinghaus reicht, während die Irrationalisten und Romantiker dem Willen mit Schopenhauer den Primat über den Verstand einräumen.

„Niemand ist freiwillig böse": dieser Refrain der sokratischen Ethik schließt die Lehre in sich, daß Jeder in seinem wohlverstandenen Eigeninteresse das Gute thun wird, sobald er es nur kennt, nur den Begriff des Guten richtig zu definiren weiß. Man kann nicht gut handeln, ohne zu wissen, was gut ist; sobald man das Gute weiß, muß man es thun. Dieses eine Gut, die Tugend oder das Wissen, ist unabhängig von Stand, Beruf, Klasse und Geschlecht. Frauen erreichen es eben so wie Männer. Was ist aber dieses höchste Gut? Sokrates ist Sozialutilitarier und Eudämonist von

unverfälschter Ursprünglichkeit. Nicht umsonst berufen sich unsere heutigen Pragmatiker, obenan William James, auf Sokrates als auf ihr Urbild. Ihm ging Eins über alles Andere: der Nutzen für den Menschen. Das ist das schönste Wort, sagt Platon, das jemals gesprochen ward und das jemals gesprochen werden wird: daß das Nützliche schön, das Schädliche häßlich ist. Ein Mistkorb, der seinen Zweck erfüllt, so läßt Xenophon Sokrates sprechen, ist schöner als ein unzweckmäßig gearbeitetes goldenes Schild. Sokrates hat Denen geflucht, die zum ersten Mal das Nützliche vom Schönen getrennt haben. Wenn aber die Pragmatiker von heute Sokrates als ihren Heros preisen, dürfen sie den Unterschied nicht vergessen, der zwischen ihnen, den Voluntaristen, und dem Erzrationalisten Sokrates besteht. Ihm war alles Teleologische im tiefsten Grund logisch; ihnen ist alles Logische in der Wurzel teleologisch. Dem Sohn des Sophroniskos war die Einsicht, die Besinnung das Oberste, Höchste, dem alles Andere, das Gute wie das Schöne, Vortheil und Glück, untergeordnet werden müsse.

Wissen ist ihm höchste Lust. Das delphische Wort, das zu Selbsterkenntniß mahnt, bedeutet ihm nur ein Ignoramus, nicht ein Ignorabimus, wie der sophistischen Skepsis. Wir wissen noch nicht, aber wir werden wissen, wenn wir erst das Allgemeine, den Begriff, erforscht und ermittelt haben. Deshalb ist nur der Einsichtige zur Herrschaft berufen (woraus später Platon, im „Staat“, das Herrschaftrecht der Philosophen ableitet). Ueber den Herrschern stehen die Götter, denen die „Einsicht“ in viel höherem Maße ward als den Menschen. Sokrates spricht von Göttern, von einer Mehrzahl, ganz im Einklang mit dem Polytheismus der Volksreligion; in dem einen Gott, von dem er manchmal spricht, soll der Hörer wohl den Weltordner, den Verstand erkennen.

In der angewandten Ethik legte Sokrates den Nachdruck auf Selbstbeherrschung, Sophrosyne, Mäßigkeit, Abhärtung, Bedürfnißlosigkeit, vor Allem aber (darin orphisch-pythagoreisch wie sein großer Schüler Platon) auf Freundschaft. Seine tiefe Religiosität giebt ihm Worte ein, die ihn als den „größten Heiden“ auch in christlichen Gemüthern fortleben ließen: Besser Unrecht leiden als Unrecht thun. Sokrates hinterließ Bausteine zu einem System, das seine Schüler und Nachfolger ausgestaltet haben. Mehr aber als das System hat die Persönlichkeit gewirkt. Protagoras konnte Viele überreden; Sokrates hat die Hörer mit nie wieder erlebter Zwangsgewalt überzeugt. Nicht eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung gab er uns, aber die unverlöschliche Erinnerung an eine erlebte Philosophie.

Professor Dr. Ludwig Stein.

Das Rokoko.*)

Mir lag nicht daran, in diesen Bildnissen aus einer Zeit ein Vergangenes zu beschreiben, „Beiträge zur Chrestomathie des Gewöhnlichen“ zu geben, wie Rudolf Kaßner die Geschichtbeschreibung nennt, die mit einer noch so großen Gelehrsamkeit Menschen, Dinge und Denken einer Zeit lebendig zu machen sucht, die durchaus tot sind, da sie sich völlig in ihrer Zeit verbraucht, Alles, was sie haben, an ihre Zeit restlos abgegeben haben. Jede Würdigung der älteren Geschichte kann ihr Recht allein daraus nehmen, daß, woran wir mit dem Alten erinnern, heute noch irgendein Leben hat. Der Historiker, als welcher nicht der Antiquar ist, wird immer die Geschichte seiner eigenen Zeit schreiben, sofern er nur auch in seiner eigenen Zeit mit ganzer Theilnahme lebt, seine eigene Zeit erleidet.

Das achtzehnte Jahrhundert hat (vielleicht aus einem Ueberfluß an Dokumenten) in der heutigen Kenntniß unter dem Toten und dem in seiner Zeit Verbrauchten mehr als irgendeine Zeit zu leiden, so sehr, daß diese Zeit uns ferner scheint als irgendeine vor ihr. Die Revolution dünkt uns so sehr definitive Endigung des Alten und Ausgang unserer vermeintlich ganz neuen Geschichte zu sein, daß wir ein Besonderes in dem Allgemeinen gar nicht mehr wahrnehmen und in einem blassen Schlagwort jene Zeit kritisch verdichten und erledigen, wo wir in allem Wesentlichen uns mit den Dingen noch immer auseinandersetzen und auf Fragen Antworten suchen, die eben dieses achtzehnte Jahrhundert zum ersten Mal gestellt hat. Die sichtbaren Wirkungen markiren in der Geschichte keineswegs. Das thun die Ursachen. Die Revolution, von der wir uns so neu datiren, ist früheren Datums als 1789, wovon das heutige Bürgerthum Zeuge ist, dessen Geburtstunde zusammenfällt mit der von Rousseaus Literatur, deren träumerisch verlogene Sprache dieses Bürgerthum bis heute nicht zu seinem Vortheil redet, wenn immer es sich auf der Tribüne äußert. Im Kontor spricht es zu seinem Glück ja Englisch.

Unsere Zeit gefällt sich darin, zu der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, der letzten, welche die Menschengeschichte zusammenbrachte, sich gegensätzlich zu charakterisiren. Man glaubt diese Zeit oberflächlich und äußerlich, weil man sich selbst tief und intensiv vorkommt: daß diese Tiefe und Intensitität sich noch keine Formen geschaffen, es zu keinen kulturellen Werthen gebracht haben, läßt die Menschen die-

*) Einleitung in ein Buch, das, unter dem Titel „Das Rokoko“, bei Georg Müller erscheint und die folgenden Bildnisse enthält: Prévost; Piron; Sturz; Bodmer; Wieland; Casanova; Heinse; Galiani; Grimod; Pope; Sterne; Beckford; Moritz; Lenz; Molière; Laclos; Louvet; Denon; Moreau; Greuze; Diodotto.

ser Zeit nicht etwa an dem Besitz dieser Qualitäten zweifeln, sondern soll sogar ihre ganz außerordentliche Fülle bestätigen. Wobei man gar nicht achtet, daß diese heutige Zeit, so weit sie es überhaupt zu einer Alle verbindenden Form bringt, im besten Fall nur Formen dieser alten Zeit unbewußt parodirt und eben nichts Anderes kann als Dies, da ihr die Tiefe und Intensität der alten Zeit, aus der heraus diese Oberfläche wurde, durchaus fehlen.

Diese Zeit (oder sagen wir: das neunzehnte Jahrhundert) verbraucht das Erbe des achtzehnten und thut es mit wenig Talent, aber mit einem schlechten Gewissen. Deshalb wünscht es sich in einem Gegensatz zu dem achtzehnten Jahrhundert gesehen, dem es aber im Wesentlichen denkerischer und ethischer Einstellungen viel näher ist als etwa dem achtzehnten das siebenzehnte Jahrhundert. So daß man eine bestimmt zu charakterisirende Zeit von 1740 etwa bis auf heute datiren kann, der durchaus gemeinsame Tendenzen eigenen und die nur durch den Mangel der Form bildenden Kräfte im neunzehnten Jahrhundert von einander unterschieden sind. Die Formen, die sich die ältere Zeit noch geben konnte, haben in der neueren Zeit nur noch in der leblosen Konvention ein diskutirtes Dasein, in ihrer toten Nachahmung und Parodie, aber sie sind nicht mehr ein Ganzes bindend und Hintergrund schaffend. Die Leichtigkeit und scheinbare Voraussetzunglosigkeit der Formen des Rokoko gelten heute als Wesen und Gesetz für alle Form, in der man nichts als ein Aeußerliches sieht, das man ganz eklektisch wählen könne. Die neue Zeit hat so alle Formen kopirt, aber keine einzige aus sich geschaffen. Das Rokoko verbarg Zweck, Konstruktion und Elemente hinter dem Ornament; man hob scheinbar alle statischen Gesetze auf und gefiel sich im Illusionismus; man vermengte Plastik und Architektur, oft indem man Beides malte. Kirchen machte man wie Theater, Schlafzimmer wie Altäre, Bäume und Sträucher schnitt man zu Thierformen, Kaskaden ließ man scheinbar aufwärts fließen. Das Gespräch und der Brief wurden die beliebteren Ausdrucksformen auch für gelehrteste Dinge, denn man besaß die Tiefe und wollte sie an die Oberfläche bringen, in die sinnliche Form: in der Musik hatte das Rokoko sein Genie. Ja, dieses „oberflächliche“ Jahrhundert kultivirte, an die Formen des Lebens glaubend und sie zu schaffen begabt, seine Oberfläche um so intensiver, je mehr Kräfte von unten sich rührten, welche die Formen dieses Lebens in Zweifel stellten, weil sie dieses Leben selber verwarfen. So stark war die Kraft zur Form und die kulturelle Verpflichtung zur Oberfläche, daß sich die Tiefen und Neuen selber darein begeben mußten: Diderot wie Rousseau, Lessing wie Goethe, Haendel wie Bach und Mozart wie Beethoven, Watteau wie Fragonard: im Besten wie im Schlimmsten lebt das neunzehnte Jahrhundert von diesen größten Energien des Rokoko, was die Episode der deutschen Romantik, was die „Natürliche Tochter“, was Beethovens letzte Quartette bis auf heute nicht zu ändern vermochten.

Der sich im Gefühl am Stärken gegen die Bindungen seiner Zeit

stellte, wurde unser verzweifeltstes Erbe: Rousseau. In Tolstoi verbrauchten wir dieses letzte Stück. Rousseaus lyrischer Sentimentalismus wandelte sich in den Spleen, dieser in den Pessimismus, der in letzter Wandlung einen anarchischen Individualismus und seinen Zwillingbruder, den protestantischen Sozialismus, zeugte. Dies sind die Etapen im Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Wir sind dabei, uns mit den letzten gebliebenen Resten auseinanderzusetzen: es scheint aber, daß wir eine neue Einstellung haben, wenn sie auch noch ohne distinkte Form ist.

Die Aufklärung inthronisirte die Vernunft (man mußte über den Abgrund Pascals hinwegspringen) und machte die Welt nach ihrem Bilde vernünftig. Sie entkleidete die Religion und das Gefühl stand nackt und fror: da wurde es die „Ungenauigkeit des Herzens“ leidvoller Menschen (Gebsattel fand für den Sentimentalismus das richtige Wort) und verklagte die vernünftige Welt. Rousseau gab dieser Anklage das eindringlichere Wort, denn in ihm war die Leidenschaft stark genug, daß er das Einzelne generalisiren und sagen konnte: „Der denkende Mensch ist ein entartetes Thier“. Und von sich: „Je ne suis fait comme aucun de ceux que j'ai vus; j'ose croire n'être fait comme aucun de ceux qui existent“ oder „Je suis un être à part“. Dieser leidenschaftliche Glaube an sich selbst mußte nur noch stärker werden aus der Einsicht in den Widerspruch zwischen Leben und Predigt dieses ganz unsozial Empfindenden. Er predigte die Liebe und gab seine fünf Kinder ins Findelhaus; er predigte gegen Rang und Verschwendung und lebte auf Kosten großer Herren; er eiferte für die Demokratie und hing an den Schleppen der Aristokraten; er weinte über den Reizen der Reinheit und bewies sie nur als Ausnahme von der Regel. Unsozial gab er der Gesellschaft das soziale Gesetz; Rückkehr zur Natur verlangte der Unnatürlichste seiner Zeit. Er war ein Schriftsteller, den seine Worte trunken machten; und diese Trunkenheit schuf die Erregung, nicht seine Ideen, die keinerlei Bestürzung hervorriefen.

Es ist gewiß nicht schwer, zu beweisen, daß Rousseau nicht hatte, was man Ueberzeugungen nennt. In seiner Preisschrift war er für die Künste als Förderer der Menschheit. Diderot rieth ihm, journalistisch aufgelegt, den entgegengesetzten Standpunkt als den interessanteren: und Rousseau schrieb gegen die Künste als Verderber der Menschheit. Er war ein Dichter, ein Literat, ein Journalist, aber an der Einsicht, wie er sich mit allen diesen Talenten in geheimen Widerspruch zu irgendetwas in sich setzte, nährte sich die Leidenschaft dieses Menschen und trieb ihn ins Grenzenlose. Er liebte die Menschheit und konnte mit Keinem in einem einfachen Frieden leben und war ein Selbstgerechter. „Es giebt keinen besseren Menschen als mich“ schrieb er, wie oft! Ist es nicht sein einziges Thema? Er weinte mit seinen Zuhörerinnen über sich, vor sich, seine Weste hinunter. Ganz genfer Protestant, sagt er: „Ich war ein Sklave in meinen Lastern, aber in meinen Gewissensbissen bin ich ein Freier“. Also: das Motiv ist mehr als die

That; diese Praxis der Quietisten brachte Rousseau in die Literatur. Die hat davon ihren Charakter bis auf den heutigen Tag, dessen Psychologismus eben im Sterben liegt. Und diese Praxis bedeutet im Ethischen eine Vereinfachung des moralischen Mittels, die den Reichthum der Oberfläche so mindert wie die Lust dazu. Und Dies bleibt Versuch und Forderung die ganze Zeit, bis auf Tolstoi. Die Umkehrung, die Nietzsche Bifrons, der vorwärts und rückwärts Gewandte, zwischen den Zeiten Stehende, dem Satze gab: „Ich bin frei in meinen Lastern und ein Sklave in meinen Gewissensbissen", diese Umkehrung sagt Rousseaus Satz noch einmal, denn Rousseaus Erlebniß lebte auch in Nietzsche noch und war ein Schrei aus persönlicher Noth. Ob das Wort so ist oder so, ist keine Unterscheidung im Wesentlichen. Er sah nur als Erster das Ende einer Zeit, ahnte in Qual und Sehnsucht die neue und suchte doch, noch ganz in der Gewohnheit der alten vernünftigen Zeit, das Leben zu beweisen, um es zu leben.

Entblößt von aller Form, die es sich im Werden gab, lebte das Geistige der alten Zeit chaotisch in der neuen Zeit zu Ende. Im Unverständniß aller Form hielt die neue Zeit die Form für Spiel und Laune, konnte sich keine geben, war „Natur", wie sie meinte, und nahm Formen vor wie Masken. Voll Erschütterungen und Skurilitäten war diese Zeit, in die noch unsere Jugend fiel. Sie schreibt Null, nun, da sie ihre Bilanz zieht. Wie von einem Vergangenen möchte man schon von ihr sprechen und die auflebende neue erinnern, daß wir in den Bildungen des Rokoko stärkere Ressourcen haben für die Haltung, die uns nöthiger ist als „Stil" und „Geist" und „Fortschritt".

Der Titel, unter den die kleinen Variationen gestellt sind, ist historisch nicht zu genau zu nehmen. Er soll nur, als Theil fürs Ganze, eine formale Einheit des achtzehnten Jahrhunderts, ihr Ornament gewissermaßen, bezeichnen, welche formale Einheit aber keine chronologische bedeutet, so wenig wie eine moralische Abgrenzung dieser Zeit, in deren formaler Einheit differente Perioden wohl zu unterscheiden sind. Will man sie an dem Musterlande der Zeit, an Frankreich, aufweisen, so unterschiede man die Periode von 1715 bis 1723, die Zeit des Regenten, die Zeit der ‚singularité effrontée', neubegierig, wild persönlich in allem sittlichen Thun und mit einem intellektuellen Cynismus unsittlich. Darauf die Zeit des Ministeriums Fleury von 1723 bis 1743: ein geschickter Machiavellismus bändigt noch die dissoziirenden Elemente der Zeit, die alsbald nach des Kardinals Tod und nach dem Frieden von Aix-la-Chapelle als Opposition herrschend werden. Mit 1774 beginnt die Periode der Illusionen und Hoffnungen, der verspäteten Reformen und permanenten Aufstände. Was diese Kultur auflöste, bildete sie aus sich selber: die Oeffentliche Meinung, die bis heute zur Demokratie neigt. Sie bestand schon, bevor Voltaire, Rousseau und Diderot ihr ihr mächtiges Wort liehen. Sie bestand in den Chansons, in den Pamphleten, in den Memoiren und Korrespondenzen. Dieser Oeffentlichen Meinung bediente sich die Philosophia militans und

gab ihr die Macht aus der Zersetzung alles Dessen, was bisher Macht war: Königthum, Staat, Kirche, Adel. Eine absolute Monarchie mit allen Formen, doch ohne Prestige und ihre gesetzliche Macht nur durch das Schwanken zwischen Willkür und Schwäche äußernd. Ein Adel, den weder Pflicht noch Selbstbewußtsein hält und der aus Spaß zur Opposition geht. Ein Parlament, dessen Widerspruch kein Gedanke fruchtbar macht. Eine Kirche, ganz ins Weltliche gesunken. Da kein geistiges Gesetz ist und kein für alle giltiges Gebot, hat Jeder eine Meinung und ist Richter und Urtheiler in Allem. Wie ein Barbier um 1760 zu seinem Kunden sagte: „Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, aber ich glaube nicht so viel an Gott!"

Aus der Zersetzung der alten Mächte bildete sich diese neue Macht, die einzig herrschende bis auf unsere Zeit: die Oeffentliche Meinung. Sie ist nicht zu fassen und zur Rechenschaft zu ziehen; sie ist da und verschwunden, starr stehend und immer bewegt, überall und nirgends, formlos und alle Form zerstörend. Wer sie zu beherrschen meint, endet als ihr Diener, und wer ihr dienen will, Den zermalmt sie oft, denn sie hat Launen. An nichts gebunden, verbindet sie sich Alles. Ihre Wahrheit von heute nennt sie morgen Lüge, ihre Götter Götzen, ihre verehrten Talente lächerliche Narren. Ihr Kultus huldigt der Untreue, der Unbeständigkeit, dem steten Verrath. Das doppelte Gesicht, das Allem eigenthümlich ist, was in diesem achtzehnten Jahrhundert um seine Mitte ans Licht kommt, hat es von der Oeffentlichen Meinung, die sich eine Literatur improvisirt, welche der Vorläufer der Zeitung ist: die geschriebene Konversation, das Pamphlet. Sie bringt in Voltaire, in Diderot diese journalistische Aktivität, in die Gelehrsamkeit den amusirenden Vortrag, in den Montesquieu des Esprit des Lois den Montesquieu der Lettres Persanes; und sie begünstigt den Witz, das Epigramm, die Karikatur; giebt Jedem das Recht, von Allem zu reden, und erfindet sich aus ihrer Vielheit die idealische Einheit des homme selon la nature, um sich einen ernsteren Fonds zu geben, der zu nichts verpflichtet. Jedes Gesicht dieser Zeit hat zwei verschiedene Profile: ein ernstes und das andere, das über den Ernst spottet, ein gefühlvolles und eins, das darüber den cynischen Witz macht. Diese Doppelheit war in einer Form nicht zu halten; und daran zerbrach sie endlich. Diese Doppelheit doch in eine Form zu zwingen, war die außerordentliche Anstrengung des Rokoko. Wie ein unbewußter Wille die Form behauptet, die der Geist unausgesetzt bedroht: Das ist das Thema, das in den Studien dieses Buches variirt wird. Und diese Aufgabe erklärt es, daß die Modelle zu den kleinen Bildnissen nicht unter den Menschen des ersten Ranges gewählt sind; denn Diese sind über ihre Zeit hinausreichend und mit ihr nur durch ihr Schwächstes verbunden.

Wien. Franz Blei.

Abessinien.

In der „Zukunft“ ist mehrmals gesagt worden, Abessinien sei die beste und würdigste Entschädigung für Marokko und Egypten (obwohl Frankreich durch Marokko in absehbarer Zeit seine Armee in bedrohlicher Weise wesentlich vermehren könnte). Vielleicht ist anzunehmen, daß uns Frankreich Abessinien überlassen würde; England wird es gutwillig kaum thun. Nur nach einer Niederlage. Da Frankreich aber entschlossen scheint, in Bezug auf Kompensationen für Marokko nur in Uebereinstimmung mit England zu handeln, so wird Abessinien für uns wohl nicht in Betracht kommen.*)

Ich bin vor zwei Jahren mehrere Monate im Sudan gewesen, um gerade Englands Absichten auf Abessinien zu studiren. In meinem letzten Buch „Rund um Afrika und Madagaskar“ findet der Leser eine Anzahl Details hierüber. Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß England ähnliche Absichten auf Abessinien wie auf Siam (Bangkok) hat: daß es die Schutzherrschaft über beide begehrenswerthe Objekte anstrebt. In Siam baut England augenblicklich die Südbahn von Singapore direkt nach Bangkok aus, die in zwei bis drei Jahren fertig wird; ohne schwierigere Seeoperationen kann es dann leicht die Hand auf Bangkok legen. Die Finanzverwaltung ist schon unter englischer Kontrole. Und es war für mich im vorigen Jahr betrübend, zu hören, daß selbst unsere deutschen dortigen Kaufleute eine englische Okkupation jeder anderen vorziehen würden.

Aehnlich handeln die Briten in der Absicht auf Abessinien. Wenn im Sudan der Bahnbau in dem selben Tempo weitergeht, muß man darauf rechnen, daß Khartum in etwa zwölf Jahren mit Addis Abeba, der Hauptstadt von Abessinien, verbunden sein wird. Ferner hat England schon seit Jahren auf die selbständige Ausführung von Wasserregulirungen am oberen Blauen Nil, namentlich an dessen Quellengebiet um den Tanasee herum, verzichtet; dieses

*) England zu überzeugen, daß sein eigenes Interesse ihm von dem Versuch abräth, eine vernünftige Expansion des Deutschen Reiches noch länger listig zu hindern, und daß es die deutsche Vorherrschaft in Abessinien, als ein kleines Uebel, ohne schmerzhaft fühlbare Folgen ertragen kann: Das eben ist eine Aufgabe deutscher Diplomatie; keine, scheint mir, deren Bewältigung einem starken Kopf undenkbar scheinen dürfte. Kräftig unterstützte Argumente einer nahen Großmacht haben bei britischen Staatsmännern stets Gehör gefunden. H.

Recht hat sich Großbritanien ausschließlich vorbehalten. So wird England thatsächlich ungefähr das ganze Stromgebiet dieses Flusses später kontroliren, da es den Weißen Nil heute schon bis zum Victoria Nyanza beherrscht. Mit der Nothwendigkeit, im Fall eines ernsten Krieges Egypten zu räumen, hat es sich schon vertraut gemacht. Das große egyptische Waffenarsenal ist deshalb bereits nach Khartum verlegt worden. Und die besten anglo-egyptischen Truppen, die sudanesischen, die sich viel tapferer schlagen als die weicheren Fellachen, sind im Sudan konzentrirt, um in den nächsten Jahren zunächst das augenblicklich noch ganz unabhängige Dar-Fur, wohin sich die letzten Anhänger des Madhi-Khalifa zurückgezogen haben, nach Vollendung einer Bahn über Kordofan zu besetzen und später nach Abessinien zu operiren. Für die Eroberung von Dar-Fur verfügen die Engländer über die werthvolle Hilfe des mit den dortigen Verhältnissen genau vertrauten Oesterreichers Slatin Pascha, der vor der Schlacht bei Omdurman (1898) durch einen Spion dem Khalifa die falsche Nachricht zukommen ließ, daß Kitchener durch einen Nachtangriff Omdurman zu nehmen beabsichtige. Davon ließen sich die Madhisten täuschen und von eben diesem Nachtangriff abhalten, wodurch sie sich selbst der einzigen Siegeschance begaben. Kitchener hatte hiervor Furcht und war deshalb auch pünktlich in einer Vollmondnacht vor Omdurman eingetroffen. Sollte schließlich England einmal wirklich Egypten verlieren, so würde es doch stets als Herr des oberen Nilgebietes die Wasserversorgung des Pharaonenlandes fest in der Hand behalten. Außerdem sichert die Eisenbahn Port Sudan-Khartum den Nachschub der englischen Truppen im Sudan, während die egyptische Eisenbahn zwischen Whadi Halfa und Berber nicht ganz durchgeführt ist und Nildampfer die Verbindung herstellen.

In Abessinien sind augenblicklich drei Mächte politisch stark interessirt: Italien, Frankreich, England. Italien hat sich nach seiner bisher ungesühnten Niederlage bei Adua nicht nur mit dem nördlichen Eritrea begnügen müssen, sondern auch noch die reiche Gegend von Kassala an England abgetreten, das sich dadurch das ganze Flußgebiet des Atobara gesichert hat, eines wichtigen rechten Nebenflusses des Nils. Frankreich hat die Konzession der Bahn, die von dem auf Englands Druck hin als Freihafen erklärten Djibuti (Obok) über Harrar nach Addis Abeba durchgeführt werden soll. An dieser Bahn sind jedoch englische Kapitalien mit großen Summen betheiligt. Und später wird England schon Mittel finden, um Djibuti-Obok zu nehmen, Abessiniens Hauptausgang nach dem Meer. Abessinien hat, wie alle Völker Afrikas, vor Groß-

britanien noch am Meisten Respekt. Die Briten haben 1868 bei Magdala (Lord Napir of Magdala) die Abessinier geschlagen, die damals noch nicht, wie heute, ungefähr hunderttausend moderne Gewehre besaßen (deren werthvolle Munition manchmal ein beliebter Gegenstand beim Tauschhandel ist). In Addis Abeba hat sich seit Jahren eine Filiale der englisch-egyptischen Nationalbank aufgethan. Rußland hat in dieser Hauptstadt vor einiger Zeit eine Station seines Rothen Kreuzes eingerichtet.

Abessinien gilt wohl mit Recht als das zukunftreichste Land Afrikas. Man kann es vielleicht das Bolivia des schwarzen Erdtheils nennen; auch ihm hat man ja die besten Verbindungen mit der Küste weggenommen. Im Allgemeinen ist Abessinien ein noch fast ganz unentwickeltes, aber sehr reiches Gebirgsland, dessen Volk, wie die meisten Afrikaner, nur schwer zu regelmäßiger Feldarbeit (und zu dem neu eingeführten Schulzwang) gebracht werden kann. Seine Bodenschätze harren noch der Ausnutzung; Bahnanlagen, Wege und moderne Geräthe fehlen. Die Gegend am Tanasee soll sich speziell zur Baumwollkultur im größten Stil eignen; ziemlich regelmäßige Monsunregen müßten solchen Betrieb unterstützen. Kraterseen schmücken seine Thalkessel; Basaltformationen erinnern an die der Auvergne. Ueber viertausend Wasserfälle, zum Theil à la Gorge de Gavarnie (Pyrenäen), die Zola in seinem Roman „Lourdes“ schildert, verleihen der vielfach imposanten Landschaft einen eigenthümlichen Reiz.

Allzu leicht würden die Briten das sehr unabhängig denkende und patriotische Volk nicht unterwerfen. Doch könnte dem britischen Gold wohl gelingen, die kampfesfrohen Parteien des Landes gegen einander auszuspielen. In solchen Künsten hat Albion ja eine beneidenswerthe Meisterschaft erlangt.

Major a. D. Paul von Rautenberg-Garczynski.

Kartellpflichten.

Die ausgedehnte Entwickelung des Kartellwesens hat bewirkt, daß die Vortheile und Nachtheile der Kartelle von der einen Seite eben so lebhaft bestritten wie von der anderen Seite vertheidigt werden. Daß die meisten Kartelle den in ihnen vereinigten Arbeitgebern und zum Theil auch den von ihnen beschäftigten Arbeitnehmern großen Vortheil gebracht haben und noch bringen, ist wohl unbestritten;

aber in sehr vielen Fällen wurde dieser Nutzen zum Schaden der Allgemeinheit und zum Nachtheil anderer Gewerbe erreicht. Tausende von Existenzen des Mittelstandes, Reisende, Vertreter, Beamte, werden überflüssig (wo man sie behielt, wurden ihre Bezüge erheblich gekürzt), jüngeren Kräften wird die Aussicht genommen, im Großgewerbe selbständig zu werden, und schon mehren sich die Klagen, daß bei der Wahl von Leitern der großen Werke nicht so sehr die Tüchtigkeit wie die Fürsprache von Verwandten entscheidet, die in den Verbänden über großen Einfluß verfügen. In vielen Verbraucherkreisen wurde die Unbeliebtheit der Kartelle noch dadurch gesteigert, daß durch den Fortfall der Beziehungen zwischen dem einzelnen Hersteller und seinem Kunden eine Rücksichtnahme auf besondere Wünsche ausgeschlossen ist: der Kartellbeamte arbeitet einfach nach der Schablone. Der Verkehr zwischen Hersteller und Verbraucher wurde kalt und schroff. Die Kundschaft der Kartelle mußte merken, daß den gesteigerten Inlandpreisen niedrigere Auslandpreise gegenüberstanden. Dadurch waren die inländischen Abnehmer der Kartelle auch noch im internationalen Wettbewerb schlechter gestellt als der Ausländer, der mit billigem deutschen Rohmaterial den Sieg über deutsches Fertigfabrikat davontrug. Nehmen wir, als Beispiel, den deutschen Schiffbau. Durch die Güte seiner Erzeugnisse hat er bewiesen, daß er keinem ausländischen Wettbewerb zu weichen braucht; was ihm, im Vergleich mit dem ausländischen Schiffbau, fehlt, sind die Massenaufträge auf billige Handelsdampfer. Der deutsche Schiffbau ist noch gezwungen, relativ zu viele Arten herzustellen. Wegen der ständig steigenden Ansprüche an den Bau von Kriegsschiffen und von Personendampfern muß der deutsche Schiffbau über einen viel größeren Stab von Beamten und Technikern verfügen als die für den Bau billiger Handelsdampfer bestimmten Auslandswerften. Die können ihre langsam fahrenden, relativ wenig Kohlen brauchenden Handelsdampfer jahraus, jahrein nach dem selben Muster mit einem geringeren Aufwand an Betriebsunkosten herstellen, zumal sie durch billiges deutsches Material wesentlich unterstützt werden. Im Jahr 1910 bezog Großbritanien aus Deutschland 56800 Tonnen Grobbleche und 15800 Tonnen Feinbleche. Die Niederlande erhielten 1910 aus Deutschland 86272 Tonnen Grobbleche und 6626 Tonnen Feinbleche. Dänemark: 7523 Tonnen Grobbleche und 4630 Tonnen Feinbleche; Italien: 13836 und 3994; Norwegen: 18291 und 1082; Schweden: 3559 und 2080; China und Japan: 7757 und 6950. Außer Frage steht, daß weitaus der größte Theil dieser Massen von dem Schiffbau der Einfuhrländer verbraucht wurde. So ist zu erklären, daß im Jahr 1908 nur 114 Schiffe mit 20200 Registertonnen und im Jahr 1909 nur 116 Schiffe mit 29000 Registertonnen auf deutschen Privatwerften für ausländische Rechnung erbaut wurden; während 1908 noch 220 Schiffe mit 103039 und 1909 noch 198 Schiffe mit 79300 Registertonnen auf ausländischen Werften für deutsche Rechnung hergestellt wurden. Eine dankbare Aufgabe wäre es da für die verschiedenen

in Frage kommenden Vereinigungen der Montan- und Metallindustrie, gemeinsam mit dem deutschen Schiffbau dafür zu sorgen, daß nicht nur für deutsche Rechnung weniger auf ausländischen Werften gearbeitet wird, sondern auch möglichst viele Auslandsaufträge für deutsche Werften hereingeholt werden können. Die deutschen Feinblechhersteller verkaufen heute im Inland ihre Feinbleche mit etwa 130 bis 134 Mark für eine Tonne. Dagegen werden die selben Bleche (freilich mit Hilfe von Ausfuhrvergütungen anderer Verbände) mit 114 Mark die Tonne ins Ausland verkauft. Wenn wir nun in den Listen über den Außenhandel des Deutschen Reiches finden, daß im Jahr 1910 noch 46870 Tonnen verzinnte Bleche (Weißbleche) und im Januar 1911 noch 3688 Tonnen Weißbleche von England nach Deutschland eingeführt wurden: liegt da nicht der Gedanke nah, daß die in Betracht kommenden Verbände gemeinsam die zur Förderung einer größeren Weißblechherstellung in Deutschland geeigneten Schritte thun?

Dann macht man den Kartellen, nicht mit Unrecht, zum Vorwurf, daß sie bei der Gewährung von Ausfuhrvergütungen stets dem Grundsatz huldigen: „Ausfuhrvergütungen werden nur Verbänden bewilligt". Nehmen wir an, ein Werk verfüge über eigene Walzwerke, aber nicht über eigene Kohlenzechen. Das Werk glaubt die Herstellung seiner Walzwerke zu gering eingeschätzt und tritt daher den Verbänden nicht bei oder scheidet aus ihnen. Sofort werden ihm die Ausfuhrvergütungen entzogen. Der eine Verband wirft sich zum Richter auf, wenn in anderen Verbänden Meinungverschiedenheit oder Streit mit den Außenseitern entstanden ist. Immer ergreift der Verband für den Verband Partei. So wird der Außenseiter, wenn sein Betrieb nicht gerade eine besonders günstige geographische Lage hat, gezwungen, auf das Auslandsgeschäft zu verzichten; gegen die durch Ausfuhrvergütung unterstützten Verbandswerke kann er nicht kämpfen, wenn er selbst auf diese Ausfuhrvergütungen verzichten muß.

Mancher würde sich mit den Kalimännern aussöhnen, wenn ihr Verband zur Verbesserung wenig ertragreichen Bodens ganz oder theilweise die Mittel hingäbe, Versuchsstationen in Haiden und Mooren schüfe und für solche Zwecke Kalisalze billiger als sonst lieferte. Das wäre jedenfalls eine höchst anständige Propaganda, die den Kaliwerken selbst wohl schon in naher Zukunft, durch anhaltende Steigerung des Verbrauches, wieder erheblichen Nutzen bringen würde. Warum hat das Gesetz solche Art der Propaganda den Kaliwerken nicht zur Pflicht gemacht? Legen die Kartelle der Allgemeinheit durch höhere Preisstellung Lasten auf, so sollten sie sich selbst die Pflicht auferlegen, dem deutschen Gewerbe mindestens die selben Bedingungen zu schaffen wie ausländischen Herstellern. Sie sollten im eigenen Interesse und im Interesse der Allgemeinheit durch planmäßige Zusammenarbeit bestehende Erwerbszweige fördern, neue Erwerbszweige schaffen. Ihr „Haben" müßte dem „Soll" entsprechen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. September 1911.

Weh dem Sieger!

Diese Zeilen werden, im Ausland, am elften Septemberabend geschrieben. Vielleicht kommen sie zu spät; wird der widrige Handel, der seit zehn Wochen nun alle kultivirten und dennoch tapferen Menschen wie eine Hautkrätze ärgert, endlich abgeschlossen, ehe Konstantia im Kalender steht. Vielleicht. Heute siehts nicht danach aus. Im „Temps" behauptet Tardieu, Deutschland fordere, außer den Kongofetzen, im Gebiet des Scherifenreiches jetzt Privilegien, die ihm Frankreichs Regirung nicht gewähren könne; die (durchsichtige) Form der Internationalisirung solle ihm auf die in Marokko zu vergebenden öffentlichen Arbeiten das selbe Recht sichern, das sechzigjähriges Mühen den Franzosen erworben hat. Ists wahr? Dann will der fünfte Kanzler dem Wort entbunden sein, das zwei seiner Vorgänger verpfändet haben. Auf der Madrider Konferenz ließ Bismarck den französischen Antrag unterstützen, der für alle Signatarmächte das Recht der meistbegünstigten Nation heischte. Fürst Bülow hat zehnmal, besonders feierlich in einem Erlaß an den londoner Botschafter, betheuert, daß Deutschland in Marokko kein Privilegium irgendwelcher Art erstrebe. Und der franko-deutsche Vertrag vom neunten Februar 1909 (Cambon-Kiderlen) verpflichtet die Regirungen beider Reiche, „Versuche, die ihnen oder irgendeiner anderen Macht Wirthschaftprivilegien schaffen könnten, weder durch eigenes Handeln noch auch nur durch Ermuthigung zu fördern". Dieser Vertrag würde, wie die 1880 in Madrid und 1906 in Algesiras unterzeich-

neten Akten, durchlöchert, wenn Deutschland jetzt ein Vorrecht erlangte. Ist die Internationalisirung der öffentlichen Arbeiten ernst gemeint, dann schadet ihr Ergebniß zwar der Französischen Republik (der die Beute geschmälert wird), braucht uns aber nicht zu nützen. Ist sie nur die Hülse, in der unserer Wirthschaft Nahrhaftes reift, dann sind wir in den Rang des unreellen Verkäufers erniedert, der sich seine Waare zweimal bezahlen lassen möchte. (Die Waare: Verzicht auf politische Macht in Marokko; 1909 haben wir sie verschenkt; 1911 soll sie an zwei Schaltern bezahlt werden: am Atlas und am Aequator.) In beiden Fällen wäre die Zustimmung aller Mächte nöthig, die je mit dem Sultanat Marokko einen Vertrag geschlossen haben: denn diese Verträge sind auch nach Algesiras (Artikel 123 der Akte) in Kraft geblieben. Neuer Unmuth entstünde, neue Verschleppung würde nöthig; und dem Britenreich böte sich neue Gelegenheit zu dem Beweis, daß es der Französischen Republik in eigennutzloser Freundschaft ergeben ist.

Um diese Sache, sagt Ihr, hat blind und taub abenteuernde Thorheit die Fehler so hoch gehäuft, daß ein allerneuster kaum noch schädlich werden kann? Das mag richtig sein. Müßt Ihr aber wehrlos, wie ein Fatum, diese Fehler hinnehmen, mit Gut und Blut dafür haften? Seid Ihr zu schwach, zu zag zur Wehr gegen den wahnwitzigen Versuch, den Franzosen Landstücke abzupressen, für die ihre besten Männer gefochten, geblutet haben? Wahnwitzig hätte ihn noch vor sechs Monaten jeder politisch Mündige genannt. Würde ihn Bismarck nennen, wenn des Gerüchtes Hall in sein Ohr dränge. Tage lang, Nächte lang hat er in Versailles die Frage besonnen, ob er den Franzosen Land abfordern solle; nach einem siegreichen Kriege Grenzprovinzen, deren größten Theil einst das Raubrecht den Deutschen entrissen hatte. Jetzt wollen wir dem in seiner nationalen Kraft und in seiner internationalen Geltung erstarkten Nachbarvolk Land nehmen, das wir nicht brauchen und dessen Verlust in Frankreichs Seele, wie eine eiternde Wunde, fortschwären wird? Das, Ihr Friedlichen, wäre der Krieg. Morgen oder in drei Jahren; in der den Westmächten günstigsten Stunde. Die Börsenmenschheit war niemals dumm; auch gestern nicht. Sie ahnt, daß ihr sorglose Ruhe nicht bald wiederkehrt, wenn Frankreich gezwungen wird, selbst sich den Rumpf zu zerstücken.

Der Regisseur Reinhardt.

Ich sehe nicht ein, warum gerade immer Die und nur Die über Reinhardt schweigen sollen, die ihn wirklich kennen. Diese schweigsame, reservirte Schamhaftigkeit ist gewiß sehr vornehm und sehr schön, aber sie ist mit daran schuld, wenn allmählich all das Irrige, das Freund und Feind über ihn kolportiren, zur Legende zu erstarren beginnt und sein Bild entstellt. Einmal wenigstens soll ohne Distanz, ohne kühle Objektivität, die nichts Anderes ist als verschleierte selbstgefällige Sucht nach subjektiver Pädagogik und die doch immer zu mäkeln hat, gezeigt werden, wie ihn die Nächsten sehen und wie sie sein Werk, seine Entwickelung, seine Bedeutung auffassen. Auf die Gefahr hin, Partei und Gemeinde gescholten zu werden. Künstler und Kunstwerk brauchen manchmal kritiklose Liebe mehr als Gerechtigkeit.

Dabei will ich von Reinhardts menschlichen Eigenschaften schweigen, die die Wenigsten kennen, über die so viel Falsches verbreitet und geglaubt wird und die auch sein guter Freund Hermann Bahr gründlich verkennt. Und auch von den menschlichen Eigenschaften nicht reden, die ihn zum Regisseur prädestiniren: von seiner Intensität, seinem Fleiß und seiner Unermüdlichkeit, seiner fast raffinirten Menschenkenntniß und psychologischen Begabung. Mir kommt es nur darauf an, zu sagen, was aus den Funktionen der Regie in seinen Händen geworden ist, welche Wirkungen er seinem Instrument, dem Theater, ermöglicht, zu welchen neuen Auffassungen vom Verhältniß zwischen Dichtung und Theater sein Werk (sein nun bald zehnjähriges) uns gezwungen hat.

Ich brauche dabei der ehrenwerthen und tüchtigen Arbeit der anderen Regisseure (derer vor ihm und derer gegen ihn) nicht zu nah zu treten. Es giebt eine Künstlerhöhe, die das Recht hat, nur aus dem eigenen Werk angeschaut und geschätzt zu werden. Freilich immer im Zusammenhang mit der Evolution: und so steht auch Reinhardt mit beiden Beinen fest auf dem Wirklichkeitglauben der neunziger Jahre und die naturalistische Erziehung seiner Lehrjahre kann aus seiner Entwickelung nicht weggedacht werden, wenn auch Realismus für ihn nicht mehr Inhalt, Glaube, System, Selbstzweck, sondern nur Methode und Ausdrucksmittel bedeutet. Gewiß war der erste bewußte Ausdruck seiner Kunst Auflehnung gegen die Herrschaft der grauen Nüchternheit und Enge auf der Bühne; und sie ist geboren aus der Sehnsucht nach Farbe und Linie, nach Spiel und Fröhlichkeit, nach hellerer Sinnlichkeit, nach großem Stil. Und doch hat ihn, auf seinem ganzen Weg über alle

Spiele der Phantastik bis zum Monumentalen hin, ein strenger Wirklichkeitsinn nie verlassen; und als er daran ging, die dekorativen Mittel der Bühne zu erweitern, trieb ihn zunächst das Bestreben, die Wirklichkeit des schauspielerischen Ausdruckes durch eine erhöhte Realität aller Gegenstände der Umwelt in Stabilität und Dimensionen zu unterstützen und zu steigern. Darin lag der Sinn der massiven Wände und Thüren, der echten Bäume. Eine mehr auf den Schauspieler als auf den Zuschauer berechnete Erhöhung der Illusion.

Unter den zeitlichen Einflüssen, die auf seine Entwickelung als Regisseur mitbestimmend waren, war es neben dem Naturalismus, der seinen Wirklichkeitsinn schärfte, in ihm aber auch die Sehnsucht nach einer Kunst der Phantasie weckte, in erster Linie die große Bewegung in allen Künsten, die dem Material sein Recht zurückzugeben suchte und in der Kunst keine Gesetze anerkannte als die des Materials. Reinhardts Material ist das Theater. Nicht der Dichter allein, nicht der Schauspieler allein; Keiner von Beiden dominirend; sondern das Dichtwerk und der Schauspieler, dessen Ausbruch und dessen Verhaltenes, seine Stimme und sein Schweigen; und Musik; und Malerei; und Tanz; und das Haus mit allen seinen Wirkungmöglichkeiten; und das Publikum mit allen seinen Empfindungmöglichkeiten. Sie Alle bilden zusammen sein Material Theater. Dessen Wesen und Gesetze kennt er; und weiß auch, daß diese Gesetze erweitert werden können und müssen. Darum läßt er sich von Erfahrungen Anderer keine Grenze ziehen. Um nur auf die eine Seite hinzuweisen: mit welcher Beharrlichkeit arbeitet er daran, den Kontakt zwischen Bühne und Publikum enger zu gestalten, und wie oft ist ihm schon gelungen, den Guckkastencharakter der Szene aufzuheben! Eine Absicht führt vom Saalbau des Kleinen Theaters, der freilich noch mehr Zwang als Wahl war, bis zur Intimität der Kammerspiele; und der Blumenweg in der Pantomime, die Vorderbühne für „Hamlet“ und „Othello“ und schließlich der „Oedipus“ in der offenen Circus-Arena, ohne Vorhang, mitten im Publikum, das so fast zum Mitspieler, zum idealen Chorus wird: lauter Etapen, in des Zieles bewußter Konsequenz gefunden und weiter gebaut. Immer wieder findet dieser Wille seinen Weg und nimmt auch Haus und Publikum nicht als Unverrückbares und für ewige Zeit Gegebenes hin, sondern arbeitet und ändert auch an ihnen, um die Intensität der Wirkung zu erhöhen.

Das Theater dem Theater. Dem Theater, an das Reinhardt mit aller Inbrunst des Schaffenden, mit aller Liebe des Künstlers

für sein Handwerkszeug glaubt und das ihm die höhere Einheit bedeutet, in die alle Kräfte, deren er sich bedient, zusammenfließen, sich nicht addirend, sondern multiplizirend. Ihm ist das Theater nicht mehr der Literatur gefügige Dienerin, die sich damit bescheidet, vorgebaute Handlungen sinngemäß und gemeinverständlich nachzubauen. Allerdings aber auch kein Zweckverband mehr, der schauspielerische Individualitäten in losem Nebeneinander vorführen soll. Ihm ist dieses luftige, seltsame, räthselhafte, wunderselige Ding, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", zunächst ganz auf die Sinne angewiesen und zu den Sinnen sprechend, mehr und ein Höheres. Ein Ding für sich, seinen eigenen Gesetzen gehorchend, sich selber Zweck. Ein theatrum mundi. Ein Etwas, das eng und tief mit der Zeitseele zusammenhängt, immer geneigt, die Kräfte der Zeit zu spüren und spüren zu lassen, immer von ihr beeinflußt und eigentlich auch immer berufen, sie zu beeinflussen. Ihm bedeutet jede neue Aufführung ein neues Stück Welt, das er aufbaut, indem er die Seele des Dichtwerkes mit den Augen unserer Zeit ansieht, mit den Kräften unserer Zeit füllt, auch mit der eigenen Erfahrung, der Erinnerung selbst erlebter Stimmungen, dem eigenen Wissen vom Leben und vom Menschen, und sie mit allen Mitteln seines Materials in den Seelen moderner Menschen, einzeln und polyphon, in Farben, Linien, Tönen weitertönen läßt. Darin liegt das Beste seiner Kunst: in der Unmittelbarkeit und Frische, mit der er jedes Dichtwerk anzuschauen vermag, als ob es nie vorher gespielt worden wäre, und in der Intensität der Anschauung, mit der er das Wesentlichste eines Kunstwerkes erräth. Nur auf dieses Wesentlichste (heiße es Seele, Atmosphäre, Grundidee, Leitmotiv) kommt es an; durch sein Wesentliches wird das Kunstwerk eine Einheit, eine Welt für sich. Denn eigentlich ist jedes große Kunstwerk eine Weltschöpfung, eine ganze abgeschlossene runde Welt für sich, auf ein großes Prinzip gebaut, für welches das Wort Idee nicht ausreicht. Und es braucht, um eine ganze Welt zu sein, sein Helles und sein Dunkles, sein Schönes und sein Häßliches, sein Erhabenes und sein Lächerliches, seinen Himmel und seine Hölle; aber eine einzige Sonne muß im Kunstwerk brennen, die Alles beleuchtet, auch das Winkelwerk und Beiwerk, groß und klar im Mittelpunkt, abschattirt und gebrochen im Beiwerk. Durch dieses Eine wächst das Kunstwerk über sich hinaus und wird mehr als anekdotische Handlung. Gern mag zugegeben werden, daß Reinhardt, mit seinem Gefühl für das Wesentliche, die Handlung als ein Sekundäres behandelt: seine schönsten Regieleistungen sind oft wie Phantasien, die er über dem einen Grundthema auf allen seinen Instrumenten spielt.

Durch diese Art, in ein Dichtwerk völlig aufzugehen, bis man sein Eigentlichstes gepackt hat, und dieses Eigentliche dann durch das ganze vorhandene Material zu variiren, ergab sich ein Prinzip ganz von selbst. Jedes Kunstwerk hat seinen eigenen Stil, im Schauspielerischen wie im Dekorativen. Und es handelt sich darum, alles Vorhandene jedesmal neu auf einander abzustimmen, Stück, Schauspieler, Dekoration, und aus ihrer Wechselwirkung den Stil sich von selbst entwickeln zu lassen. Wie man eine Rolle mit dem Schauspieler besetzt, der einzig gut für sie zu passen scheint (denn nur das Einmalige ist in der Kunst von wirklichem Werth), so besetzte Reinhardt ein Stück mit dem Maler, den er für den geeignetsten hielt. Doch immer wieder schuf er einen Zusammenhang zwischen der individuellen Phantasie des Malers, dem lebendigen Organismus des Ganzen, der Natur der Schauspieler und seiner eigenen Grundauffassung. Immer wieder gelingt ihm, alle divergirenden Kräfte zu einer neuen Einheit zusammenzuschmieden. Jede seiner Schöpfungen ist eine neue Einheit und läßt Das spüren, was man vor Reinhardt kaum auf der Bühne gekannt hat: die Atmosphäre des Kunstwerkes.

Atmosphäre hatte jede dieser Aufführungen. (Wo es nur irgend möglich ist, läßt er sie schon in der ersten Szene fühlen.) Man weiß sogleich, worauf es ihm im Wesentlichen ankommt; spürt das Wesentliche wie eine Luft um die Menschen dieser Stücke. Im „Sommernachtstraum“ die Verliebtheit dieses Waldes, in dem Menschliches, Uebermenschliches und Untermenschliches in verliebter Thorheit durcheinander purzeln; wie anders der geheimnißvolle, unwirkliche Märchenwald in „Pelleas“! In „Kabale und Liebe“ die ganze stumpfe Enge dieser Stuben, die die Sehnsucht nach einem Draußen so fühlbar macht. In der „Minna“ eine helle, freundliche, sauber korrekte Heiterkeit. „Elektra“: enge kyklopische Mauern, unentrinnbar wie das Verhängniß. „Salome“: eine Nacht schwülster orientalischer Sinnlichkeit. „Kaufmann von Venedig“: die singende, klingende Stadt überschäumender Lebenslust und Eleganz. „Aglavaine und Selysette“: die Melancholie mimosenhaft zarter Seelenmenschen. Die niedrige Decke über der selbstquälerischen, feindsäligen Kleinbürgerfamilie des „Friedensfestes“; das wie unwirklich Vorüberhuschende in den lenzlich zarten Bilder von „Frühlingserwachen“; die lachende, johlende Narrenwelt von „Was Ihr wollt“; und, aus dem Schauspieler Shakespeare heraus, die Clown-Improvisation, durch die allein die nie psychologisch gedachte „Zähmung der Widerspenstigen“ möglich wird; abgezirkelte, unerbittliche Grandezza in „Don Carlos“; welt-

männischen Rokokorhythmus im „Clavigo“; Menuetstimmung bei Molière; und „König Lear“ ganz ins Märchenhaft-Barbarische gesteigert; aber „Hamlet“ und „Othello“ ganz einfach im Dekorativen, mit allem Nachdruck auf dem Seelischen, durch die Vorderbühne so ins Publikum gerückt, daß die leiseste Gedankenregung verstanden, der geheimste Seelenvorgang bemerkt werden muß; und dann, auf dunkler Bühne allein in helles Licht getaucht, ein Kopf, ein unablässig arbeitender, grübelnder, denkender Kopf: Faust.

Durch die ganze Reihe eine immer deutlicher werdende Entwickelung zum Wesentlichen, zur Vereinfachung.

Da ich nicht glaube, daß Reinhardts Thätigkeit eine allzu große Aehnlichkeit mit Dem, was sonst als Regie geübt wird, hat, möchte ich den typischen Werdegang seiner Regieführung in kurzen Strichen, so zu sagen im Durchschnitt, skizziren.

Das erste Stadium ist das Alleinsein mit dem Werk. Meist auf einer seiner kurzen Urlaubsreisen, schon in der Eisenbahn, beginnt die Arbeit; für eine Weile ist er ja ungehindert von Telegrammen, Nachrichten und den Lasten der Direktion. Er verzichtet auf jede Lecture, die sich nicht mit dem Werk, mit dessen Sphäre beschäftigt. So schafft er sich die Möglichkeit, Wochen lang in allen seinen Gedanken mit dem Werk und dessen Gestalten zu leben, bis er restlos mit ihnen vertraut ist. Das Ergebniß dieser Thätigkeit ist ein Regiebuch. Es beginnt mit einer vorläufigen Skizzirung der Raumbedingungen (denn Reinhardts Phantasie braucht den Raum als Voraussetzung, um hineinkomponiren zu können) und versucht dann, das Dichtwerk in einer fast fortlaufenden Darstellung durch die detaillirteste Ausarbeitung von Stellungen und Ausdrucksnuancen gewissermaßen zu verkörperlichen. So entstehen gerade durch die Konkretheit der Ausdrucksmittel ganze Um- und Nachdichtungen, lyrische Paraphrasen, aus Bühnenanweisungen und Winken für Schauspieler.

Ist das Regiebuch vollendet, so steht das erste Bild des ganzen Werkes abgeschlossen vor dem Auge des Regisseurs; zugleich aber auch der fertige Plan der weiteren Arbeit, im Dramaturgischen, im Musikalischen, in der Besetzung und Ausarbeitung der Rollen. Die dramaturgische Arbeit gipfelt in dem Bestreben, möglichst viel von der ursprünglichen Form und Szenenfolge des Dichters zu retten, die doch immer die einzig organische ist.

Nun beginnt, immer noch am Schreibtisch, die Berathung mit dem Maler und dem Leiter des technischen Apparates. Reinhardt giebt den Stil an, die Grundstimmung, das Hauptprinzip seiner Regieführung, die wichtigsten Spielerfordernisse. Danach werden die

Skizzen entworfen. Und nun naht die ungemein schwierige Aufgabe, die einzelnen Bilder so mit, neben, hinter und über einander zu kombiniren, daß sie sich als ein Ganzes auf die Drehbühne bringen lassen. Modelle werden gebaut, verbessert, geändert; so entstehen ganze Wohnungen, Häuser, Städte und der Regisseur wird gewissermaßen zum Architekten (mit dessen Kunst seine vielleicht mehr Verwandtschaft hat als mit irgendeiner anderen). Den größten Nutzen dieser Arbeit auf der Drehbühne sehe ich darin, daß sie den Regisseur zwingt, die innere Architektur eines Werkes in der Architektur seines äußeren Bildes zu wiederholen, und ihn nöthigt, im Ganzen eines Werkes zu wohnen.

Briefe an den Komponisten. Alle Stellen des Werkes, die Musik verlangen, werden angegeben, sie selbst und ihr Charakter bis ins Kleinste ausgedeutet. In einer zusammenhängenden Darstellung, die aus dem Geist der musikalischen Möglichkeiten heraus das innerste Gewebe der Dichtung noch einmal bloßlegt. Vielleicht ists das anziehendste und feinste Stadium: denn nirgends kommt Reinhardt der Seele des Kunstwerkes näher als auf dem Weg über die Musik. Wohl deshalb, weil das musikalische Element in ihm das stärkste ist, stärker noch als das malerische.

Die Rollenbesetzung. Schon bei der Wahl des Stils muß die Rücksicht auf das zur Verfügung stehende Menschenmaterial mitwirken. Der nach dem Muster des Alltages charakterisirende Schauspieler braucht „wirkliche“ Requisiten, der Schauspieler von Grazie und schöner Geste, der, dessen Ton die musikalische Schönheit hat, verlangt Stilisirung; der realistische Verwandlungskünstler darf nicht vor stilisirten Vorhängen, der Schauspieler der psychologischen Nuance nicht vor großen, monumentalen Flächen spielen; einer, dessen stärkster Ausdruck in der verhaltenen Leidenschaft, im gelebten Schweigen liegt, braucht mehr Realität der Umwelt als einer, dessen Kunst auf dem Wort steht. Den Wunsch des Schauspielers berücksichtigt Reinhardt gern, wenn es sich um reife Künstler, die ihre Möglichkeiten kennen, handelt; denn die leidenschaftliche Freude an der Rolle ist bereits das halbe Gelingen. Freilich besteht zwischen Schauspieler und Regisseur eine naturgemäße Divergenz der Kraftleistungen: der Schauspieler hat die begreifliche Tendenz, mit seinen bewährten Mitteln die Allseitigkeit seiner Natur zu beweisen; der Regisseur braucht von ihm nur das Einmalige des schauspielerischen Könnens, nicht, was Dieser eben so gut oder ein Bischen besser kann als Jener, sondern nur Das, was Einer allein kann. Er will ihn aber, innerhalb dieser Begrenztheit, über sich hinaus treiben, zu immer neuen Ueberraschungen und

Entfaltungen seiner Natur. Aus dieser Divergenz stammt der ewige Kampf zwischen Schauspieler und Regisseur, der oft bei der Rollenbesetzung beginnt und auf den Proben zur Entscheidung durch den Stärkeren führt. Der heißt meistens: Reinhardt.

Denn jetzt, nach all dieser Vorarbeit, beginnen die Proben. Aus dem Bilde der Phantasie soll eine Wirklichkeit gestaltet, aber auch aus der Wirklichkeit heraus das Bild der Phantasie korrigirt werden. Denn diesem Regisseur kommt es nicht darauf an, das einmal geformte Bild in allen Details eigensinnig festzuhalten und es langsam versteinern zu lassen, sondern darauf, es in wirkliches organisches Leben umzusetzen und aus allen erreichbaren Quellen zu tränken. Darum schafft er an der eigenen Vision, nach den Erfahrungen der täglichen Probe, täglich weiter. Darum behandelt er jeden Schauspieler anders; und wenn einer durchaus nicht auf den Weg Reinhardts kommen kann, sondern einen selbst gewählten geht, der gut ist, so läßt er ihn gewähren und begnügt sich damit, ihn dem Ganzen einzuordnen. Und manchmal auch das Ganze ihm. Und manchmal treibt er auch auf solchem fremden Weg den Schauspieler bis zu Möglichkeiten, von denen der Geführte selbst nichts geahnt hat. Jeden bringt er zur Enthüllung seiner innersten Natur, Jeden drängt und zwingt er, sein Bestes und Tiefstes herzugeben. Mit allen Mitteln: hier durch intensivste Arbeit in, durch Einzelstudium nach den Proben, dort durch Widerspruch, durch Aerger, durch Nervosität. Am Ende giebt Jeder, auch der Letzte, mehr her, als er selbst zu haben glaubte. Auch die Massen, die Chöre, die zuerst, fern von anderer Probenarbeit, mit orchestraler Präzision geleitet und festgelegt, dann aber ins Ganze gesetzt und in die allgemeine Intensität mit hineingerissen worden. Aus jedem Anschauen des Werkes ergiebt sich ihm Neues; die Möglichkeit neuer Wirkungen. Und so wird es nie fertig und endgiltig, auch bei der Generalprobe noch nicht, und noch am Tag der Aufführung wird gestrichen, verworfen, geändert, so daß diese Atmosphäre zum Aeußersten gespannter Energie sich bis in die Stunde der Aufführung frisch erhält und noch steigert.

Darin sehe ich also die Bedeutung des Regisseurs Reinhardt: daß er das Theater wieder auf sich gestellt hat; daß er das Material des Theaters, im weitesten Sinn des Wortes, beherrscht und ihm höhere Wirkung ermöglicht hat; daß er in seinem Werk ein neues und eigenes Verhältniß zum Dichtwerk gefunden hat. Endlich aber darin, daß durch sein ganzes Werk der Prometheusdrang nach Weltschöpfung geht und daß ihm jetzt schon gelungen ist, seine Persönlichkeit und sein Erlebniß in der Erschaffung einer leben-

digen Welt zu objektiviren, in der Alles ist, Schönheit und Häßlichkeit, Himmel und Hölle, Engelsflug und Teufelsklauen. Wie jede richtige Welt, selbst die unseres lieben Gottes, ist auch Reinhardts Theaterwelt unvollkommen; immerhin: es ist eine Welt.

Arthur Kahane,
Dramaturg des Deutschen Theaters.

Für Eduard von Hartmann.

Was dem Schöpfer bedeutender Geisteswerke am Meisten am Herzen liegt, sind und bleiben diese Werke selbst. Für die in ihnen niedergelegten Ideen hat er gekämpft und gerungen, für sie hat er sich Entbehrungen und Mühen auferlegt, in ihnen lebt der beste Inhalt seines Lebens fort. Und außer der unmittelbaren eigenen idealen Befriedigung beim Schaffen ist es der höchste Lohn seiner Arbeit, wenn ein anderes Menschenherz erglüht von der Gluth, die er seinem Werk eingehaucht hat. Lob und Tadel sind dem edlen Mann gleichgiltig, aber nicht, daß der Samen, den seine Hand ausstreut, Boden finde, um Frucht zu tragen, daß die höchsten und edelsten Güter, die er sich errungen, auch Anderen, recht Vielen, der ganzen Menschheit zu Theil werden.
Hartmann: Gesammelte Studien und Aufsätze.

Bei den Ehrenpromotionen zum berliner Universitätjubiläum hat die Philosophische Fakultät auch eine Vertreterin des weiblichen Geschlechtes bedacht. Jeder wird der klugen und energischen Cosima Wagner die Ehrung gönnen. Wäre sie aber nicht auch der Frau Eduards von Hartmann zu gönnen gewesen, der Witwe des bedeutendsten Philosophen aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts? Wie die erste Frau Hartmanns (die Tochter eines mit seinem Vater, dem Generalmajor, befreundeten Obersten) unter ihrem Mädchennamen Agnes Taubert auf den literarischen Kampfplatz trat,*) so hat sich auch Alma von Hartmann, die ihrem Gatten fast drei Jahrzehnte mit liebevollem Verständniß zur Seite stand, in sein Lebenswerk eingearbeitet und es klug mit der Feder vertreten. Hartmann, schreibt sie,

*) Schon vor ihrer Vermählung mit der Schrift „Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung", 1872. Im nächsten Jahr folgte das Buch „Der Pessimismus und seine Gegner". Sie erlag schon im Frühling 1877 einem heftigen Gelenkrheumatismus. Im Novem-

„war ein eminent systematisch denkender Geist. Das heißt: ihm ordnete sich die verwirrende Mannichfaltigkeit des Weltganzen mit all den irrationalen Erscheinungen auf jedem Gebiet, das er in seiner unerschöpflich reichen Schaffenskraft neu betrat, immer wieder zu einer alle Dissonanzen auflösenden Harmonie. . . . Mit kühnem und ernstem Entschluß faßte er nicht allein das Ewige als das wirkliche Ziel aller Erkenntniß, sondern wagte auch den Versuch, der religiösen Sehnsucht des Menschengeschlechtes eine neue Formel des Ewigen zu geben. Zweierlei muß zusammenkommen, um ein großes System lebensfähig zu machen: der philosophirende Intellekt und das Verständniß der seelischen Noth, die nur durch ein vollständig einheitliches Weltprinzip, das Verstand und Gemüth zugleich befriedigt, zur Ruhe gebracht werden kann." (Der Monismus; herausgegeben von Arthur Drews.) Freilich, wenn Alma von Hartmann bei Ehrenpromotionen in Betracht kommen sollte, müßte sich erst die öffentliche Schätzung ihres Gatten geändert haben. Durchblättert man alte Rezensionen hartmannischer Schriften, so sieht man staunend, daß vor zwei Jahrzehnten mehr Verständniß für ihn lebte als in der Gegenwart. Größere Empfänglichkeit für einen Philosophen, der selbst, wie mir Frau von Hartmann vor Monaten schrieb, „so gleichgiltig wie möglich war in Bezug auf Propaganda, aber doch überzeugt, daß sein Tod eine Wendung zum Besseren bringen würde. Es ist gut, daß er den Niedergang des Interesses nicht mehr im vollsten Umfang erlebt hat".

Erst in der jüngsten Vergangenheit zeigen sich verheißungvolle Ansätze, mehren sich die Symptome, daß eine leise, aber um so intensivere Beschäftigung mit ihm beginnt. Dafür sprechen die in den letzten Jahren (neben dem Hauptwerk von Drews) erschienenen kleineren Darstellungen seines Systems von Kappstein, Leopold Ziegler und Braun. Dafür sprechen Dissertationen, wie die Chuseaus über Hartmanns Stellung zum psychologischen Parallelismus und die des katholischen Theologen Neumann über Hartmanns Erlösunglehre. Wichtig dünkt mich die Thatsache, daß ein so besonnener und ernster Forscher wie der Hochschulprofessor Erhardt in Rostock, nach seiner scharfsinnigen „Metaphysik" bisher als Kantianer klassifizirt, in einer Beurtheilung des Werkes von Drews die Größe Hartmanns unumwunden bezeugt. Man darf danach annehmen, daß Erhardt vor oder in einer inneren Umwandlung seiner Anschauungen steht. „Trotzdem es sehr leicht ist", sagte er 1910 in der Zeitschrift „Kantstudien", „sich von ihrer Unwahrheit zu überzeugen, ist doch auch heute noch die Meinung nicht ganz aufgegeben, Hartmann sei eigentlich nur ein oberflächlicher Vielschreiber gewesen, der wissenschaftlich nicht ernst genommen werden

---

ber 1878 vermählte sich Hartmann dann zum zweiten Mal: mit Fräulein Alma Lorenz, der Tochter eines bremer Handelsherrn. Alma von Hartmann verfaßte, außer Essays und Abhandlungen, die Schrift: „Zurück zum Idealismus".

dürfe. Diese Anschauung ist in Wirklichkeit so wenig zutreffend, daß sie nicht einmal das Recht hat, sich auf die für weitere Kreise bestimmten Veröffentlichungen zu beziehen. Denn auch in ihnen handelt es sich fast immer um gediegene, sachliche, anregende und gedankenreiche Untersuchungen. Was aber die eigentlich philosophischen Schriften Hartmanns anbelangt, so wird Niemand, der mit ihnen etwas genauer bekannt und zu einem objektiven Urtheil befähigt ist, mit gutem Gewissen leugnen können, daß sich darin eine ganz ungewöhnliche Schärfe, Tiefe und systematische Kraft des Denkens offenbart, mit der sich zugleich eine bewundernswerthe Universalität des Wissens vereinigt. Trotz der Fülle von Gegenständen, denen sein Interesse zugewendet war, sucht Hartmann den Problemen fast stets irgendwelche neue Seiten abzugewinnen; er begnügt sich nicht mit jener etwas äußerlichen, wenn auch geistreichen Behandlung der Dinge, die man gerade auf philosophischem Gebiet nicht so selten findet; vielmehr ist er mit aller Energie bemüht, in das Innerste der Probleme einzudringen und seine Untersuchung so weit zu führen, bis ein greifbares und bestimmtes Ergebniß gewonnen ist."

Wie kommt es nun, daß die Schriften Hartmanns, nach Erhardts Feststellung, lange nicht in dem Maß beachtet und gelesen werden, wie sie es bei ihrer großen Bedeutung verdienen? Die Gründe liegen meines Erachtens in der Philosophie der Gegenwart, im Geist der Zeit überhaupt und drittens auch in Hartmann selbst.

Unsere Philosophie ist Kantomanie. (Von nicht sehr kräftigen Nebenströmungen dürfen wir absehen.) Kant ist das Evangelium, das Alpha und Omega der Fachmänner von heute, oft der einzige Denker, in dessen Gedankenwelt man tiefer eindringt oder eingedrungen zu sein glaubt. Aber bei aller Fülle des Geistes und der Kraft, die von Kant ausstrahlt und immer ausstrahlen wird, muß die wahrhaft kritische Auffassung erkennen, daß er überwunden werden muß; daß die fundamentalen Irrthümer seiner Weltbetrachtung, seiner theoretischen Philosophie überwunden worden sind, mag die offizielle Kantomanie sich auch eine Binde vors Auge legen. Selbst am Größten nagt die unerbittliche Zeit; selbst er ist schließlich eine nur historische, also nicht zeitlose Erscheinung; auch er unterliegt dem Gesetz des Werdens und Vergehens, der Wandlung und Vervollkommnung der Ideen. In diesem Sinn sollten wir uns mit Kant beschäftigen; denn so allein wird er fruchtbar für die Gegenwart. Durch seine Scheinkonservirung wird die Aufmerksamkeit des heranreifenden Geschlechtes in falsche Bahnen gelenkt und das Neue, Zeitgemäße, dem Fortschritt eines Jahrhunderts Entsprechende willkürlich und unwillkürlich, unbewußt brutal niedergehalten. Die Dinge liegen heute so, wie Frau von Hartmann sie in einem Brief schildert: „Ein junger Philosoph, der vorwärts kommen will, darf nicht zu stark gegen diesen Heiland der Geisteswissenschaften polemisiren. Kant nimmt in der Philosophie ungefähr die Stellung ein, die Jesus in der liberalen Theologie besitzt". Das Erste erfuhr ich

selbst, als die Meute angeblicher Kritik mit unkritischen, unsachlichen Glossen aller Art über einen antikantischen Essay herfiel.*) Auch die zweite Bemerkung trifft ins Schwarze. So erklärt sich die geringe Kenntniß anderer Systeme und die geradezu groteske Unwissenheit über Eduard von Hartmann. Ein Beispiel. Paulsen, der manchen Laien noch immer als berühmter Philosoph gilt, erwähnt in der mehr wegen ihrer Auflagenhöhe als wegen innerer Qualitäten nennenswerthen Einleitung in seine Wissenschaft (Ausgabe von 1901) Hartmann gerade zweimal und nur in Anmerkungen, nur als den Lehrer des Unbewußten. Andere führen ihn gar nicht an,**) so daß die Witwe des Denkers erstaunt ist, wenn Studirende den Namen ihres Gatten überhaupt kennen. Und doch ließe sich der philosophischen Leistung von Arthur Drews entnehmen, wie fruchtbar die Beschäftigung mit Hartmann werden kann. Mit seiner auch in die Schlupfwinkel des modernsten Idealismus (eines Rickert, Lipps, Mach) eindringenden Kritik halte ich Drews für den berufenen Erkenntnißtheoretiker; und der Werth seiner historischen und metaphysischen Arbeiten (die theologischen bleiben hier außer Betracht) ist allbekannt. Daß sich die deutschen Universitäten den Schüler und den Meister entgehen ließen, zeigt sie in sonderbarer Beleuchtung.

Der Geist unserer Zeit drängt freilich von Männern solcher Art ab. Dieses Geistes Symbol ist das Plakat. Hartmann ist unzeitgemäß, weil er, im besten Sinn des Wortes, vornehm ist, titanische Alluren immer verschmäht und seine Leser nie mit Nervenstimulantien gefüttert hat. Er kann warten. Die Ewigkeit korrigirt die Zeit. Und wenn die Raketen der Moderne längst verpufft sind, wird die Sonne dieses Geistes der Menschheit noch leuchten.

Die Grenzen seiner Begabung, Schwächen, die unserem Geschlecht besonders empfindlich sind, während sie ein anderes für Merkmale der Stärke halten mag, sind leicht erkennbar und werden auch von mir nicht verkannt. In der Form zwar edle Korrektheit und logische Strenge, aber eine gewisse Nüchternheit und Abstraktheit, auch terminologische Weitschweifigkeit des Stils in den eigentlichen Fachwerken, Mangel also an geistigem Blendwerk, Feuer, Ueberschwang, Temperament, Dekoration. Sogar in einzelnen Buchtiteln wird die Monotonie offenbar. Barocke und nicht weit genug gefaßte Meinungen tauchen auf: über staatliche Dinge, über Schulreform; Härte und geringe Objektivität bei Beurtheilung der Systeme von Antipoden (Locke, Wundt) schädigt die Wirkung. So findet man auch bei Hartmann das Zeitliche neben dem Ewigen.

Die psychologisch-historische Erklärung werden ein paar Bemerkungen erleichtern. Der beispiellose Anfangserfolg der „Philosophie

---

*) Jünemann: Kantiana, Leipzig, 1909.

**) S. Drews: Das Unbewußtsein der modernen Psychologie: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Band 134.

des Unbewußten" war, wie wir heute feststellen können, kein Glück für den Autor, sondern ein Unglück. Denn für das große Publikum bedeutete das Werk eine Sensation, nicht die Begründung eines neuen Prinzips, und als dann die Kritik einsetzte (ob berechtigt, ob unberechtigt, läßt sich in Kürze hier nicht erörtern) und mit der jugendlich genialen Arbeit in der übelsten Weise umsprang, zerstäubte die Welle der Begeisterung rasch. Der Verfasser wurde nicht mehr „für voll" genommen und sein Buch galt nur noch als eine geistreiche Charlatanerie (um das von Schopenhauer gegen Hegel und Andere angewandte Wort zu wählen). Mit diesen Folgen ist Hartmann, trotz dem Urtheil Besonnener, bis ans Lebensende behaftet geblieben und noch jetzt in der Vorstellung (nicht der unwissenden Menge nur, sondern selbst vieler „Fachleute") behaftet. All seine bedeutenden Schöpfungen haben nicht gehindert, daß er auf der Tribüne der Oeffentlichkeit nur als der „Philosoph des Unbewußten" genannt wurde und wird.

Was nützte Dem gegenüber die Unbefangenheit Weniger, die Hartmanns Kritik des königsberger Weisen zu den unwiderleglich dauernden Gegenschriften in der ungeheuren Kant-Produktion stellten und in ihm das geborene logische Genie und einen glänzenden Analytiker verehrten, dessen Gründe von schneidender Schärfe, überwältigender Dialektik waren und dessen Sätze marschirten wie Kolonnen auf Kommando? Was nützten die Wenigen, die in seiner Geschichte der Metaphysik ein imponirendes Erzeugniß gründlichster Gelehrsamkeit, in der Kategorienlehre das tiefste Werk aus der philosophischen Literatur der letzten fünfzig Jahre erblickten, seine Metaphysik, Naturphilosophie, Ethik, Aesthetik, Erkenntnißtheorie und Werthlehre als originelle Schöpfungen würdigten und dann mit Bewunderung sahen, wie er sich mit Staunen erregender Arbeitkraft und stets gleicher Wirkensfreudigkeit in die moderne Psychologie, Biologie, Physik, Theologie, Dichtung versenkte? Ihre Stimme verhallte ungehört, wie die des Rufenden in der Wüste. Eines Tages aber wird man sie wieder hören.

„Wir sind", sagt Karl Joel, „die Reichsten und Aermsten heute; denn die Fülle unseres Lebens droht, Chaos zu werden, und aus Fülle wird Mangel, wenn sie unverarbeitet bleibt. Das Momentane überfluthet das Monumentale." Wo aber haben wir einen größeren Gedankenreichthum, eine umfassendere Verarbeitung des Einzelnen als bei Hartmann? Ueberblickt man sein Lebenswerk, so scheint solche Riesenleistung schon äußerlich kaum begreifbar. Nur Einer kann ihm darin verglichen werden: Wilhelm Wundt; eine Parallele zwischen den Beiden wäre der Reize voll. In solchen Männern gipfelt der Geist unserer Zeit, der unhörbar, doch über die Zeit hinaus, schafft. Hartmann war ein universaler Systematiker; ein Mann, gleich ausgezeichnet durch kritische Besonnenheit wie durch metaphysischen Tiefsinn. Und er wird, als ein Großer im Reich der Philosophie, alle Boykottversuche überdauern.

Neisse. Dr. Franz Jünemann.

Novellen.

Siegfried Trebitsch ist in der Literatur bisher am Meisten bekannt als Mittler der Dramen von Shaw; in doppelter Eigenschaft, als deren Uebersetzer und als ihr Einführer in Deutschland. Das ist ein Ruhm, der je nach der Schätzung von Shaws Talent von den verschiedenen Beurtheilern als bedeutend oder minder bedeutend erkannt werden wird. Mittlerdienste in der Kunst werden immer nur von maßvollen Künstlern geübt, die auch im eigenen Bescheiden und im Erkennen anderer bedeutender Geistigkeiten eine wichtige künstlerische Pflicht sehen. Ein stark vorwärts Drängender, der aus dem Ueberschwang seines Wesens schaffen muß (wenn er auch manchmal wahllos schafft), wird meist ausschließlich danach trachten, nur und nur sein künstlerisches Ich durchzusetzen. Trebitsch ist aber einer von den maßvoll Schaffenden. Eine gewisse Bedächtigkeit, eine abwägende Gemessenheit liegt im Rhythmus seiner Kunst. Diese Kunst ist mehr aus der Reflexion, aus der konstruirenden Logik geboren als aus jener drängenden Quellkraft des Genius, die hervorsprudeln muß, was ihr innewohnt, ob sie auch Kiesel und Sand oder Trübungen mit ans Licht wirft. Trebitsch hat vor Allem bisher Novellen geschrieben; aber ich meine, daß die Art seines Talents ihm ganz klar die Richtung ins Dramatische deutet. Das eigentlich Lyrische und Epische, die künstlerische Schilderung, der schöne Stil, die dichterische Stimmung ist nicht die Stärke seiner Begabung. Man wird deshalb vielleicht nie von ihm das dichterische Drama, das Versdrama, erwarten dürfen, in denen pathetischer und lyrischer Schwung des Schaffenden Griffel führen; aber auf dem weiten Gebiet des höheren Prosadramas darf man Gutes von ihm erwarten. Denn er hat den starken Sinn für Handlung und für psychologische Vorgänge und Entwickelungen. Er ist vor Allem ein Talent in der Erfindung der Fabel; und seine Stoffe sind meist tief und besonders interessant erfaßt. Daß er sich als Erfinder und Gestalter so stark erweist, ist in unserer Zeit, wo selbst die bedeutendsten Talente gern mit Anlehnungen an ältere Stoffe oder sogar mit Umdichtungen vorhandener Dramen auftreten, ein feiner und seltener Ruhm. Ich werthe Trebitschs Novellen sehr hoch; aber hauptsächlich um ihrer dramatischen Vorzüge willen. Ich möchte aus der Betrachtung seiner neusten Novellenschöpfung „Des Feldherrn erster Traum“ und einiger früheren Novellen darthun, daß mein Urtheil vielleicht einige Berechtigung hat.

„Des Feldherrn erster Traum“ behandelt das schöne Problem

des Thatenmenschen, der in seinem Werke lebt und wächst, aber nicht den Ruhm, den ihm die That bringt, sucht; ja, der sich vor ihm versteckt. Eine Edelthat nur um ihres Werthes willen thun, ohne die leiseste Beimischung oder Trübung durch persönliche Strebungen, bedeutet vielleicht den Höhepunkt ethischer Größe. Trebitsch stellt als solchen Uebermenschen der That den thebanischen Helden Epaminondas hin. Der Dichter beginnt, sehr charakteristisch, seine Novelle mit der Heimkehr des Epaminondas zu seinen Eltern, „nachdem sie ihn zu bedeutenden Philosophen schickten, um seine mitgeborene Weisheit zu stärken". Epaminondas sagt zwar, daß er die Philosophie auffasse als eine Illustration, als eine Klärerin des Lebens; sie solle ihm nie Lebensinhalt werden, denn er bestimme sich selbst, „einzig zum Manne der That". Aber thatsächlich durchdringt die Philosophie bei ihm jeden Impuls zum Handeln und leitet die That selbst. Diesem Helden der That haftet immer an, daß er zu früh und zu lange in die Schule der Philosophen ging, denn auf dem Umweg der Reflexion ist all sein Handeln geboren und geworden. Das ist, bei aller Größe des Helden, doch eine Schwäche. Den Eltern, die ihres Sohnes Weisheit und Stärke bewundern, theilt Epaminondas das Geheimniß seiner Kraft mit. Es ist sein traumloser Schlaf, der ihn allnächtlich gleichsam neu schafft. Die Schemen der Tageseindrücke folgen ihm also nie in den Schlaf. Geist und Kraft ruhen traumlos, tief, gesammelt.

In dieser ersten Nacht nach dem Wiedersehen sterben des Jünglings Eltern und er steht nun allein, von allen engen Banden zur Welt losgelöst, vor den offenen Pforten des Lebens, einzig seinem Ziel zugewandt: die Größe seines engeren Vaterlandes, Theben, zu erwirken. Trebitsch schildert den Thebaner also als einen wahrhaft Großen, der die edle That ohne jeden trübenden Hauch von Eitelkeit und ohne die treibenden Hitzegrade des Ehrgeizes und der Ruhmsucht vollbringt. Früh spricht Epaminondas es aus: „Thaten will ich, nicht Ruhm. Wenn sie leuchten werden und Dichter ihnen Namen geben, was kümmerts mich? Der Baum weiß auch nicht, wie man seine Früchte nennt. Die That, die an den Ruhm sich verkauft, ist geschändet wie die Liebe, die sich an Gold wegwirft." Das ist aber weder eine ganz scharfe Selbsterkenntniß noch ist das Bild ganz richtig. Der Baum bringt freilich unbewußt, aus der innersten Triebkraft seines Lebenssaftes, die Früchte ans Licht; weil er einem zwingenden Naturgesetz folgen muß. Aber die Früchte an Epaminondas' Lebensbaum reifen aus der Kultur seines Geistes, seines Charakters, seines ganzen Wesens.

Um nun dies höchste Bescheiden darzustellen, das die Person hinter die Sache stellt, so daß Jene sich gleichsam in deren Schatten birgt, fällt Trebitsch auf den eigenartigen Gedanken, den thebanischen Helden einen anderen Namen annehmen zu lassen, einen Decknamen der Bescheidenheit. Er nennt Den Theanor, der doch in Wirklichkeit der Feldherr Epaminondas ist. Meiner (freilich nicht maßgebenden) Meinung nach ist Das eine Aeußerlichkeit, eine Ueberraschung für den Leser, die nicht nöthig wäre, um dem an sich schönen Gedanken Ausdruck zu geben. Trebitsch bleibt auch nicht ganz konsequent in diesem Versteckenspiel, denn der Epaminondas der Geschichte, den er Theanor nennt, ist jedem historisch Wissenden klar kenntlich durch seinen ganzen Lebensgang, seine Abstammung, seine Thaten, Ziele und Siege. Sein Heldenthum und seine Seelengröße bleiben ja doch die selben, ob er diesen oder jenen oder gar beide Namen trägt. Das Wesen des Theanor-Epaminondas muthet etwas kühl und monumental an. Er ist nur der Mann der bewußt erstrebten und erreichten Ziele. Das Beflügelte, in gewissem Sinn Künstlerische, das in jedem Helden, der hinreißt, sein muß (und der Kriegsheld soll die Massen und die Zeit hinreißen), fehlt ihm. Es ist Größe in ihm, aber daneben auch zu viel Korrektheit; so möchte ichs mit einem modernen, doch deutlichen Ausdruck nennen. Er baut sich sein Leben, das freilich schön und ausschließlich seinem Vaterlande dient, aus lauter Maßen auf, denen er weisheitvolle Richtlinien giebt. Er ist nie heiß, immer wägend und besonnen; selbst die Kühnheit hat bei ihm Methode. Fein und höchst charakteristisch für das Seelenmalerische sind viele Episoden. So die mit Philolaos, dem Pythagoras-Schüler, um die gemeine Ruhmgier und Eitelkeit zu kennzeichnen. Als Theanor-Epaminondas den fast verlorenen Philolaos, welchen in der Schlacht ein sicher Tod bringender Streich bedroht, mit seinem Schild gegen den niedersausenden Hieb deckt und rettet, flüstert der Gerettete: „Ich habe mich nur geduckt, um von unten nach oben zu verderblichem Streich auszuholen; jetzt beklage ich einen entgangenen Sieg."

Theanor-Epaminondas, der das volle Vertrauen der Thebaner hat, schreitet nun groß von Sieg zu Sieg. Zur Feier des Sieges von Koronea werden kriegerische Spiele gehalten. Dort findet er den ersehnten Freund in dem sieghaften Diskuswerfer Pelopidas. Als Theanor den vom Wurfgeschoß eines Anderen Getroffenen mit seinen Armen stützt und schützt, aber doch den wunden Jüngling zu neuem Siegeswurf anfeuert, ruft Pelopidas: „Deine Berührung hat mich zum Helden gemacht!" Und er siegt und wird von der Stunde an des Theanor bester Freund. Die Freundschaft der bei-

den Helden ist ungemein lebensstark und rein geschildert. Trebitsch zeichnet den Pelopidas als den Gefühlsmächtigeren. Pelopidas wird als natürlich und ungestüm hingegeben in der Liebe (zu Diomeda) geschildert; Theanor meidet sie weisheitvoll, wie eine Gefahr, wie ein Hemmniß seiner Thatkraft. Es ist zu wenig Jugend in ihm; immer siegt bei ihm die vernünftige Erwägung über die hinreißende Empfindung. Er will die Größe Thebens; und der Verwirklichung dieses Gedankens opfert er jedes Eigenglück, das seines Wollens Linien stören könnte. Dieser göttliche Böotier, der durch Schlachten siegend geht, als seien es Läuterungstadien, der neue Schlachtordnungen erfindet, Könige durch seine Beredsamkeit zu seinen Bundesgenossen zwingt, hat etwas Bewundernswerthes, aber nichts Seelenbewegendes. Sein größter Schmerz, der Verlust des Pelopidas, der in wüthender Schlacht fällt, entlockt ihm die Worte: „Ein Denkmal von Thaten will ich Dir errichten!“ Er stürmt weiter zu Siegen und Triumphen: da fällt ihn der tötliche Streich bei Mantinea, ihn, der wie ein Uebermenschlicher kämpfte. Aus vielen Wunden blutend, fiebernd sinkt er in seinem Zelt zusammen und träumt, zum ersten und zum letzten Mal, in Todesschauern seinen Lebenstraum. Mit gewaltigen Schritten, in gigantischer Gestaltung, zieht sein Leben, das ein einziges Opfer für das Vaterland war, an seinen Seelenaugen vorüber. Er schaut seine eigene Größe und mißt sie an Solchen, die Ruhm suchten. Er ist ein Ruhmüberwinder und er stirbt dennoch im Rausch seiner eigenen Größe, im Erkennen seines eigenen Edelsinns. Wenn Dies auch nur in der Form eines Traumes geschieht: es liegt doch Etwas wie eine Trübung über dieser groß geschauten Gestalt. Ich finde, daß die Erzählung aus dem Rahmen der Novelle hinauswächst zu dramatischer Geschichtschreibung; ja, man kann sie, vielleicht mit Recht, so nennen. Das ist für die Erfassung des Heldenproblems Epaminondas, für die Schilderung des Zeitgeschichtlichen, des damaligen Weltbildes, ein Lob; doch für das künstlerische Erfassen des Stoffes als Novelle ein kleiner Tadel.

In dem vorletzten Novellenband „Tagwandler“, der acht interessante Lebens- und Seelenskizzen enthält, halte ich für die psychologisch am Feinsten und Bedeutendsten gezeichneten den „Doppelgänger“ und den „Vorhang“. Den Inhalt des „Doppelgänger“ will ich kurz andeuten. Am ersten Tag nach der Entlassung aus dem Gefängniß, das eigentlich von zarter Jugend an sein Heim war, tritt ein unverbesserlicher Dieb mit einem seltenen Trick wieder in die Freiheit zurück. Er geht, ohne die kleinste Münze im Besitz, zu einem Trödler und entnimmt mit hoher Gewandtheit,

während sich der Andere in den Hintergrund des Ladens begiebt, einen Hundertkronenschein aus der Kasse, zahlt stolz damit einen Anzug und der ansehnliche Ueberschuß, den er zurückbekommt, eröffnet ihm die freudige Aussicht auf eine Reihe sorgenloser Tage. In einer Theatervorstellung, die er abends besucht, kann er die Verlockung nicht besiegen, einem Nachbar eine prachtvolle Uhr mit Kette zu entwenden. Der Bestohlene, ein herabgekommener polnischer Edelmann, der die fast genial ausgeführte Diebesthat bemerkt, hält kühl-überlegen die räuberische Hand fest und fragt nur interessirt: „Wie macht man Das?" Da kommt dem Dieb, den auch die Großmuth des Bestohlenen ergreift, der Gedanke, sich eine moralische Maske aufzusetzen. Ein Gefühl, gemischt aus Dankbarkeit und Sympathie, nöthigt ihn unabweislich, sich für einen Besseren auszugeben, als er ist. Er stellt sich dem Polen als Taschenspieler vor, der lange sein Brot mit diesen Täuschungskünsten verdiente, doch nun, da er wenig Arbeit habe, auch ungeschickter im Hantiren geworden sei. Er habe nur eine Probe seiner Kunst versuchen wollen und hätte natürlich die Uhr dann zurückgegeben. Der Pole, ein lässiger Genußmensch, hart an der Grenze des Hochstaplerthums, verabredet eine Zusammenkunft mit dem Taschenspieler. Nach dem Theater verbreitet der Dieb sich dann mit Beredsamkeit über seine Armuth und Redlichkeit. Die Rolle, die er spielt, wird ihm immer mehr zum inneren Erlebniß. Unterricht in der Taschenspielkunst wird verabredet. Durch eine Verkettung von Umständen wird aber der Dieb noch in der selben Nacht, als des Raubes beim Trödler verdächtig, von der Polizei ergriffen. Er war auf einer Bank im Freien eingeschlafen und wurde erkannt. Der Gedanke nun, daß der Einzige, der im Leben gütig zu ihm war und der ihn mit einer gewissen Achtung behandelte, ihn in seiner wahren Gestalt erkennen müßte, wenn jetzt die neue Sache öffentlich wird, treibt ihn zum Selbstmord. Mit einem Ruck entreißt er sich dem Griff des Polizisten, flieht feldein und wirft sich vor einen gerade daherbrausenden Zug. Dadurch, daß man in des Diebes Kleidern die Visitkarte des polnischen Edelmanns findet, wird Dieser in die Sache verwickelt. Eine erschreckende Erkenntniß fällt wie ein scharfes Blendlicht auf seinen bereits von üblen Gedanken und Absichten verdüsterten Weg: ihm ist, als ob er etwas mit ihm Verwandtes in dem Unglücklichen entdeckte; Verwandtes mit den Entwickelungen und Möglichkeiten seines müßiggängerischen Lebens, das an der haarscharfen Wende zu einem abschüssigen Wege steht. Das Seelenproblem ist brillant behandelt: wie der Pole, der schon im Hinübergleiten zu unehrlicher Laufbahn ist, in dem jäh enthüllten

Bild des Verbrechers, den er wie einen Freund behandelte, seinen drohenden Doppelgänger schaut. Und er kehrt um zur selben Stunde und wird ein redlich Arbeitender.

Mit großer psychologischer Kunst ist in der Novelle „Der Vorhang“ das Gemälde des Lebens und der Persönlichkeit des Helden, Aristides Largin, gezeichnet. Largin ist ein reicher Mann und nicht unglücklich verheirathet. Er treibt mit Vorliebe, besonders zu einsamster Nachtzeit, geheime, mystische Studien. Der Vorhang, als verhüllendes Etwas an sich, ist ihm von je her wie ein Feind, wie der Verberger irgendeiner Schreckniß, erschienen. In seiner Kindheit begann es, als nach einer gefährlichen Augenoperation ihm die Binde vor den gesundenden Augen wie ein Vorhang, hinter dem Unsicherheiten lauern, erscheint. Später schien ihm der Schleier vor Frauengesichtern so; endlich der Thürvorhang in seinem Arbeitzimmer. Ein Freund, der hinter das Geheimniß der Studien von Largins Nächten kommen will, schleicht sich ein und stellt sich hinter den Vorhang, um ihn zu belauern. Des Vorhangs Falten regen sich und Largin stürzt wie gegen etwas Geheimes, ihn feindlich Bedrohendes zum Vorhang hin, schiebt die Falten auseinander und sieht Delbanco, den Freund. In dem Zorn gegen dies stumm Feindliche würgt und erstickt er den Eindringling, als sei er die Verkörperung eines lauernden Schicksals. Sehr gut ist gemalt, wie der an sich völlig Unschuldige durch seine Wahnidee doch schuldig wird und auch von den Richtern schuldig gesprochen werden muß; vor der nackten, unleugbaren Thatsache des Mordes. (Er hat jene Wahnidee immer als ein Geheimniß stumm gewahrt.) Und auch logisch ist bewiesen, wie dieser Schwärmer und Mystiker mit der eigenthümlichen, fixen Idee des feindlichen Vorhangs, in letzter Konsequenz seines kranken Gedankens, zum Morde kommt. Largin tötet sich in der ersten Nacht im Gefängniß und hinterläßt einen Brief, der seine Seele gleichsam bis in den Kelchgrund aufblättert.

Das Beste aber ist die große Novelle: „Das Haus am Abhang“; sie ist einzeln, in Buchform, 1906 erschienen. Ein neues und interessantes Problem ist hier angefaßt. Ein junger Arzt, der sehr glücklich verlobt ist, behandelt die hoffnunglos an Schwindsucht erkrankte beste Freundin seiner Braut. Die Thatsache klingt fast ungeheuerlich, daß er sich, mit der reinen und starken Liebe zu seiner Verlobten im Herzen, doch am Bett der Kranken zu einer heißen Stunde hinreißen läßt, die dann eine Frucht trägt. Wie Das aber, mit verblüffender, fast hellseherischer Erkenntniß des Seelenlebens der Einsamen, Totkranken behandelt ist, wie natürlich ihr konzentrirter Lebensdurst das Geheimniß der Mutterschaft

erstrebt, wie das Alles verquickt ist mit einem schwärmerischen Marienkultus des Mädchens, der die Jungfrau-Mütterlichkeit glorifizirt: Das giebt ein ergreifendes und überzeugendes Bild. Der Tod, der täglich erwartet wurde, wird verzögert durch die Bildung des neuen Lebens in der Kranken. Die Gestalt der ahnunglosen Braut, die glücklich ist über den offensichtlichen Stillstand im Leiden ihrer liebsten Freundin, die glückselig träumende Kranke, die wie in einer Offenbarung plötzlich von Leben und Liebe geweiht ist, und der in furchtbaren Kämpfen stehende junge Arzt, der vom Fehl einer Stunde seine ganze Zukunft verwüstet sieht: diese Gestalten sind scharf umrissen und jede ist verständlich in ihrem Wesen vom Dichter gezeichnet. Als das neue, junge Leben dann ans Licht tritt, vernichtet es zwei andere Leben in gräßlicher Folgerichtigkeit: die Todkranke, die nach diesem Schaffensakt alle Kraft bis zur Neige verbraucht hat, stirbt und der junge Arzt tötet sich, weil er die Wucht des beschämenden, furchtbaren Schicksals nicht zu ertragen vermag. In einem letzten Brief an seine selig vertrauende Braut, die doch so grimmig von Liebe und Freundschaft verrathen ward, fleht er sie an, sein Kind zu nehmen und zu erziehen. Ein Zeichen dafür, welcher fast heroischen Seelengröße er seine Braut fähig hält. Mit diesem Fragezeichen endet die Tragoedie.

Trebitsch hat Intelligenz und Phantasie (in Erfindung und Gestaltung); aber die Kraft drängender Empfindung (ureigenster Blutbelebung möchte ichs nennen), die Kraft blühendster Koloristik fehlt ihm. Die Gestalten sind mehr konstruirt als urgeboren. Er ist ein Wirklichkeitkünstler, etwa wie die Freilichtmaler; fast nüchtern klar und scharf in der Führung der Linien, aber ohne jenen Flimmerreiz sinniger, tief symbolischer Stimmung. Der Heiligenschein der Schönheit liegt selten über seinen Schöpfungen, immer aber das warme Licht sittlichen Ernstes und innerster Wahrhaftigkeit. Ich würde ihn nie für einen großen Landschafter oder Koloristen erklären, wohl aber für einen geistreichen und tiefschauenden Portraitisten der Seele; und obendrein noch dazu für einen scharf beobachtenden Genremaler. Alles, was in das Gebiet der dichterischen Stimmung, des symbolischen Schauens, der blühenden Farbengebung fällt, liegt ihm fern. Daher ist die Form, der Stil seiner Schöpfungen weniger werthvoll als ihr Inhalt. Seine Gestalten schreiten ernst und gemessen daher und tragen die unerbittlichen Züge der Wirklichkeit. Sie verschmähen das Beiwerk reicher, schillernder, bauschender Gewänder, wie etwa bei D'Annunzio, wo das Schmuckwerk, das Arabeskenreiche der Form, oft eine nicht sehr würdige Gestaltung deckt.

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Naturgefühl in der Kunst.*)

Das Charakteristische der Epochen, die man als klassische bezeichnet (besonders im Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten), ist, daß man in ihnen das Triviale noch mehr fürchtete, als man das Wirkliche liebte. Nun muß aber die Liebe zum Wirklichen schon ziemlich groß sein, damit man es verklärend umbilden und seines trivialen Gewandes entkleiden kann. Diese Liebe zur Wirklichkeit ist in die französische Literatur erst auf einem Umweg eingeführt worden; und die Führerin war die Liebe zur Natur. Man hat die Natur vor dem Natürlichen verstanden. Und dieses Verständniß danken wir Rousseau.

Das „Genre“ eines La Fontaine schien damals nicht „edel“ genug. Im achtzehnten Jahrhundert empfand Buffon zweifellos Etwas von der Natur: par majestati naturae; die Natur jedoch besitzt nicht nur Majestät und Adel, sie besitzt auch Grazie. Das hat Buffon völlig übersehen. Er ließ sein Auge ruhen „auf der unermeßlichen Zahl aller Wesen, die friedlich nothwendigen Gesetzen unterworfen sind“; er hat die Wesen und die Dinge eher abgemessen als geschildert: er erfaßt vortrefflich die Form, aber der Inhalt entschlüpft ihm; er umfaßt Alles, aber er dringt nicht ein. Dahin zielt das bekannte Wort der Madame Necker: „Wenn Monsieur de Buffon sein großes, weites Gewand kleinen Dingen anlegen wollte, würde es überall Falten werfen“. Diese kleinen Dinge machen gerade das Wesentliche in der Kunst aus, Das, was Leben zeugt, Zartheit und Kraft auf einmal. Man sagt, Buffon habe, als er von Montesquieu sprach, gefragt: Hat er Stil? Buffon fragt auch die Thiere und Pflanzen: Habt Ihr Größe, Ebenmaß, Eleganz, Alles, was die Lateiner ziert? Habt Ihrs, so sollt Ihr in meinem Museum willkommen sein und Jedes wird, wie mans mit Marmorstatuen zu machen pflegt, seinen besonderen Platz erhalten. Buffon besaß, wie sein ganzes Jahrhundert, mehr Verstand als Herz. Und Madame de Tencin sagte zu Fontenelle: „Wie ich Sie beklage! Sie haben in Ihrer Brust kein Herz; was dort steht, ist noch ein Stück Gehirn“. Alle Menschen des achtzehnten Jahrhunderts hatten überall nur Gehirn. Rousseau führt etwas Neues in die Literatur ein: das Herz. Nur war sein Fehler, daß ihm das Herz im Galop auf und davon lief. Er fühlte, doch er übertrieb; und manchmal so sehr, daß es schien, als ob er nicht mehr fühle. Einerlei: es gab eine Revolution. Ein Kritiker hat in unseren Tagen behauptet, daß man den größten Theil von Rousseaus Einfluß dem Ungesunden und Zügellosen seines Genius, also in erster Linie seiner Ueberspanntheit, zuschreiben müsse. Wenn dieses Wort mancherlei Wahres enthält, so steckt doch auch viel Falsches darin. Mehr als Anderes war es Rousseaus Ueberspanntheit, die

*) Ein Abschnitt aus dem Buch „Die Kunst als soziologisches Phänomen“, das (in sorgsam vorbereiteter Uebersetzung) bei Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig erscheint.

ihn im Leben so entsetzlich viel leiden ließ; dadurch hat sie seinem Erfolg und seinem Einfluß gedient, denn das Originelle an ihm ist gerade, daß er mehr gelitten hat als alle anderen Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen und daß dieser Leidensstoff, der ihn peinigte und durchwühlte, in seinen Werken zum Durchbruch kam und in Gestalt eines neuen Ausdrucksmittels wahrnehmbar wurde. Seine echten Aufschreie mußten, obgleich sie manchmal gar zu oratorisch gefärbt waren, den Menschen zu Herzen gehen. Viel zu leiden, ist oft ein relatives Glück, wenn man Genie hat. Das begeistert und leitet die Begeisterung nach der Seite des Wirklichen hinüber. Wir können es besser als jemals heute feststellen, wo unsere Literatur zum großen Theil von leidenden und halb gebrochenen Geistern gespeist wird, die oft bis hart an die Grenze der Ueberspanntheit gehen und doch an einem Punkt mit der ewigen Wirklichkeit verbunden sind: da, wo der herzzerreißende Aufschrei des Schmerzes ertönt (Shelley, Edgar Poe, Baudelaire, Gérard de Nerval, Sénancourt und vielleicht Tolstoi).

Mit dem Gewicht des Leidens also hat sich die Natur und die Wirklichkeit Rousseau aufs Herz gelegt und sich mitten durch den Schwall seiner Rhetorik Bahn gebrochen: nichts führt uns besser in die Wirklichkeit zurück als eine offene Wunde; und wer echte Rosen von künstlichen nicht gleich genau unterscheiden kann, wird, wenn er besser prüft, die echten sehr bald an ihren Dornen erkennen. Durch Reaktion gegen seine sozialen Leiden wurden bei Rousseau zwei durchaus echte und gesunde Gefühle geboren, die sich sehr schnell verbreitet haben: die Liebe zur Natur und die Liebe zur Freiheit. Diese beiden Gefühle haben ewige Dauer und ewigen Werth und wohnen im innersten Herzen des Menschen; wenn sie ein Zeichen von Ueberspanntheit wären, müßten wir ja Alle überspannt sein. Von diesen beiden Gefühlen sollte die gesammte Literatur nach Rousseau leben.

Brunetière reiht Rousseau, wenn ich nicht irre, unter die oratorischen Schriftsteller; und es steckt in der That ein gut Theil von einem Rhetoriker in ihm; aber er ist auch ein Lyriker und ein beschreibender Schriftsteller und hat in dieser Eigenschaft sogar den größten Einfluß geübt. Er erzählt uns, daß er jeden Morgen im Luxembourg-Garten mit einem Vergil oder einem Jean-Baptiste Rousseau in der Tasche spazirte: „Dort lernte ich bis zum Mittagessen bald eine erhabene Ode, bald ein übermüthiges Hirtengedicht auswendig“. Wenn ihm von Jean-Baptiste Rousseau ein Rest von Geschmacklosigkeit blieb, so hat er doch auch Etwas vom lebendigen Ausdruck der Strophe, von dem kernigen Nachdruck eines prophetischen Enthusiasmus behalten. Später sollte er einem anderen Lyriker, Sankt Augustin, die Idee und den Titel seiner Bekenntnisse entlehnen. Man kann in diesen Bekenntnissen eine erste, bald formlose und dürftige, bald auch wieder ungemein kraftvolle und rhythmisch geordnete Skizze der zeitgenössischen Lyrik erblicken. Schließlich konnte er die Natur und in den Landschaften der Natur sich selbst beschreiben. Rousseau ist, wie viele aus der Bahn ge-

brachten Geister, durch sein Temperament ungesellig, scheu, einem Leben in Einsamkeit zugeneigt; aber er war sich der pathologischen Ursachen dieser Ungeselligkeit nicht bewußt und seine Zeitgenossen ahnten sie auch nicht. Alle haben sie (nicht dem seelischen Leiden Rousseaus, sondern) dem großen Uebel des Jahrhunderts, der Künstelei bei allen sozialen Voraussetzungen, zugeschrieben. Das Resultat war, daß die Literatur, die von Rousseau ausging, sich bemühen sollte, einen minder konventionellen Gesellschaftzustand zu schildern, eine weniger unechte und gemachte Gesellschaft als die damals in den Salons herrschende, die den älteren Literaturen als einziges Vorbild gedient hatte. So hat also Rousseaus Ueberspanntheit, Wildheit und Unbezähmbarkeit indirekt der Wahrheit in der Kunst einen Dienst geleistet und seine krankhafte Ungeselligkeit hat den Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand und Lamartine den Weg gewiesen, auf dem sie neue und erfreulichere literarische Typen ersinnen konnten, Typen mit tieferen und zugleich einfacheren Gefühlen, eine neue Gemeinschaft im Reich der Kunst, mit Gesetzen, die den ewigen Regeln des Lebens besser angepaßt waren. Und als Milieu haben sie diesem Gemeinwesen die Natur selbst, die große und wahre Natur gegeben.

Wenige Jahre vor der Revolution war Buffon auf einer Abendgesellschaft bei Madame Necker; man las einen kleinen neuen Roman von einem jungen Schüler Rousseaus: Paul und Virginie. Die Zuhörer blieben kalt und Herr von Buffon rief laut nach seinem Wagen. Und doch sollte Paul und Virginie in der französischen Literatur den Anfang einer wichtigen Phase bedeuten: der des realistischen Romans in exotischer und poetischer Gestalt. Bernardin de Saint-Pierre sollte durch die Vermittelung Chateaubriands beitragen, eine ganze Seite von Flauberts Genie auszubilden. Eine ununterbrochene Kette verknüpft Paul und Virginie mit Atala und Chactas, mit Salammbô und dem Glück der Rougon (Episode von Miette und Silvère), auch mit den schönsten Romanen von Pierre Loti, die von bleibendem Werth sind. Man hat niemals auf den realistischen Ton, der, mit einer Poesie von schon romantischem Hauch vermischt, aus Paul und Virginie hörbar ist, hingewiesen; aber er ist da und gerade er mißfiel besonders dem Herrn von Buffon und dem Salon der Madame Necker. Von einer „realistischen Note“ sprechen wir heute nur bei genauer Wiedergabe von Einzelheiten des wirklichen Lebens, ohne Verschönerung. „Immer, wenn ich vorbeikam, sollte ich sie, der Sitte des Landes folgend, völlig nackt finden; sie konnten kaum mehr gehen, hatten sich bei den Händen gefaßt und stützten sich auf einander. Selbst die Nacht konnte sie nicht trennen und überraschte sie oft, wenn sie sich in dem selben Nest gebettet hatten, Wange an Wange, Brust an Brust; sie hatten einander die Hände um den Hals gelegt und waren, Einer im Arm des Anderen, eingeschlafen. Als ich eines Tages vom Berg herabkam, bemerkte ich Virginie am äußersten Ende des Gartens; sie lief schnurstracks auf das Haus zu und hatte sich den Kopf mit ihrem Rock

bedeckt, den sie von hinten her hoch gehoben hatte, um sich vor dem strömenden Regen zu schützen. Von fern glaubte ich sie allein; als ich jedoch näher hinzukam, sah ich, daß sie Paul am Arm festhielt; auch er verschwand fast ganz und gar unter der Umhüllung und Beide ließen unter diesem Schutz ein fröhliches Lachen erschallen."

Auf dem Theater mußte man, als man Paul und Virginie zu einer Oper verarbeitete, den als Regenschirm dienenden Rock (der lächerlich wirken konnte) durch ein Bananenblatt ersetzen. Darin liegt eine Bestätigung des Unterschiedes zwischen der Literatur und den greifbar darstellenden Künsten; in diesen ist man nur zu oft gezwungen, einfache Kleidungstücke und grobe Stoffe durch irgendeinen passenden dekorativen Schmuck zu ersetzen, mit Palmblättern und sogar mit Weinlaub zu arbeiten.

Man erinnere sich der Brunnenszene, einer der keuschesten, poetischsten und doch gewagtesten der modernen Literatur vor Zola. Diese Szene erschien dem Salon der Madame Necker sicher eben so realistisch wie der Zeit vor dreißig Jahren etwa die Fiakerszene aus „Madame Bovary" oder die der Salammbô und des Python. In dem berühmten Duo, das allen ähnlichen Schilderungen der zeitgenössischen Literatur zum Vorbild gedient hat, findet man den glühenden, inbrünstigen und leidenschaftlichen Ausdruck des Hohen Liedes wieder und empfindet schon im Voraus die hingebende Zärtlichkeit, die bei Musset so schmerzlich werden soll. „Wenn ich ermüdet bin, erquickt mich Dein Anblick. Etwas von Dir, das ich nicht näher nennen kann, bleibt mir in der Luft auf Deinen Wegen, auf dem Rasen, wo Du gesessen hast. Wenn ich Dich nur mit der Spitze meines Fingers berühre, erbebt mein ganzer Körper vor Wonne. Nenne mir den Zauber, durch den Du mich unlösbar Dir verbunden hast." Zu dieser Poesie gesellen sich Züge psychologischer Beobachtung: „Oh, mein Bruder, ich bete täglich zu Gott für meine Mutter, für die Deine und für Dich; aber wenn ich Deinen Namen nenne, scheint meine Andacht zu wachsen". Um all Das ranken sich Züge wirklicher Vertraulichkeit: „Warum entfernst Du Dich so weit und steigst so hoch, mir Früchte und Blumen zu suchen? Haben wir denn nicht im Garten genug? Wie hast Du Dich abgehetzt! Du bist in Schweiß gebadet. Und mit ihrem kleinen weißen Taschentuch trocknete sie ihm Stirn und Wangen und gab ihm viele, viele Küsse."

Das Malerische spielt in der Literatur eine mehr negative als positive Rolle. Es dient dazu, die Aufmerksamkeit durch den Kontrast der Neuheit anzuziehen und sie auf den Gegenstand zu konzentriren, den es uns schildert. Man nehme ein Beispiel, einen Palankin, den bekannten Tragsessel der reichen Inder; mit einem Schlag sind wir in das Wunderland des Orients versetzt: alle unsere an sich ziemlich vagen Vorstellungen erscheinen sofort in reizvoller Gestalt vor uns; der Eindruck würde nicht eben so sein, wenn es sich um einen gewöhnlichen Tragsessel, wie er bei uns im Gebrauch ist, handelte; wir würden darauf sofort das Bild eines hingestreckten Kranken sehen. Wenn man

ein Allen vertrautes Wort ausspricht, weiß man niemals, welche Ideenverbindungen es in Anderen knüpfen wird; sie werden vielleicht von denen, die man selbst gehabt hat, völlig verschieden sein; überdies werden sie bei jedem Individuum wechseln. Die Kunst des Schriftstellers ist, den Geist des Lesers so vollständig wie möglich abzusondern, um ihn in den Kreis seiner eigenen Ideen eintreten zu lassen, um ihm das Ohr gegen alle von außen kommenden Geräusche zu verschließen. Wenn er ihn nun gar in ein fernes, unbekanntes Land versetzt und nur über Dinge spricht, von denen der Leser keine Ahnung hat, so vereinfacht sich die Sache wesentlich: der Leser wird nur Das kennen lernen, sehen und aufnehmen, was ihm gezeigt und gesagt wird; wird nur die Ideen einander verbinden, auf die es der Schriftsteller abgesehen hat: nichts wird den planvoll herbeigeführten Wirkungen in die Quere kommen; der Leser wird bald ganz in der Macht des Schriftstellers sein. Daher rührt vielleicht der Zauber des Malerischen. Das Malerische dient dazu, die Dinge aus ihrem gewöhnlichen Milieu herauszulösen, unsere oft zu gewöhnlichen Gedankenverbindungen abzulenken. Seine Hauptaufgabe ist, unsere Vorstellungen zu zerstreuen, unsere gewöhnlichen Erwartungen zu brechen. Man stelle sich in Gedanken einen der Rohrstöcke vor, aus denen man Angeln oder Flöten für die Kinder macht: und man hat ein Bild, das noch trivial wirken kann. Man gehe nun aus unseren Gärten nach Griechenland; dort kann man sehen, wie die Bäuerinnen aus Olympia in der Höhlung dieses selben Rohrstockes ein Häufchen Kohlengluth aus einer Strohhütte in die andere tragen. Schon dadurch, daß man sich räumlich entfernt, daß man sich in ein ganz anderes und noch dazu exotisches Land begiebt, bekommt das Bild einen poetischen Reiz. Nun entferne man sich auch noch zeitlich, denke an das Schilfrohr, von dem Hesiod spricht und in dem Prometheus das Feuer vom Himmel herunterholte: und man ist mitten in der klassischen Poesie. Und wenn wir jetzt das schlichte Rohr unseres Gartens betrachten, so wird es in unseren Augen verwandelt sein, durch diese im Raum oder in der Zeit unternommene Reise, die wenigstens für einen Augenblick unsere trivialen Ideenverbindungen zerrissen hat.

Nicht zu verkennen ist, daß in jeder Zeit und in jedem Lande das Leben und seine allgemeinen Gesetze beinahe identisch sind: ein Säugethier ist überall ein Säugethier, eine Pflanze eine Pflanze; die Wirklichkeit ist in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, im Orient oder im Occident dieselbe; es handelt sich also darum, die Wirklichkeit und das Leben zunächst mehr oder minder von Dem zu befreien, was sie in dem banalen Mechanismus unserer Vorstellungen verbirgt, um sie dann in die Augen springen zu lassen; sie bleiben das beständige Objekt der Kunst. Wenn es also nach Gautiers Ausdruck malerische Worte giebt, die „wie Trompeten klingen", so muß solche Trompete uns immer noch Etwas ankünden, sie muß einer lebendig dahinschreitenden Armee voraufgehen, man muß hinter ihr die Kraft von Ideen und Gefühlen, die Kraft einer Handlung empfinden. Hier zeigt sich der große Irrthum der Roman-

tiker und Victor Hugos in seinen schwachen Augenblicken: sie haben geglaubt, daß das kraftvoll geprägte Wort Alles sei, daß das Malerische den ureigenen Kern der Kunst bilde. Sie haben, wie geblendet, vor den Worten an sich Halt gemacht, gleich jenen empörten Sklaven des „Sturms“, die vor den goldenen Lumpen über dem Eingang der Höhle wie gebannt stehen bleiben. Das Malerische ohne deutliche Erscheinung des Wirklichen ist jedoch sinnlos. Das Malerische ist nur eine Ausdrucksform, und zwar eine ziemlich gewöhnliche, die des Kontrastes; wie beim Malen die lebhafte Farbe ohne Zeichnung, das nackte Modell und Gerippe ohne irgendwelche Schönheit, die Schminke ohne das Gesicht. Das flüchtig und selten Hervortretende wird nur dann ein Darstellungobjekt für die Kunst, wenn es von einem viel umfassenden Gesichtspunkt, gleichsam mit dem Auge eines Philosophen, wahrgenommen, auf die Gesetze der menschlichen Natur zurückgeführt und auf diese Weise gewissermaßen zu einer der vielen Formen von Ewigkeitwerth wird. Nichts langweilt so sehr wie das Malerische in oberflächlicher Beschreibung. Wenn man uns in ferne und fremde Welten führen will, muß man uns die Offenbarungen und Aeußerungen eines Lebens zeigen, das bei aller Verschiedenheit doch Aehnlichkeit mit unserem eigenen hat. Das haben Bernardin de Saint-Pierre, Flaubert und Pierre Loti gethan. Was uns bei ihnen so unmittelbar berührt, ist das sympathisch gemachte Außergewöhnliche, das uns nah gebrachte Ferne, die Art, wie uns das Seltsame des exotischen Lebens erklärt wird, nämlich nicht als ein Räderwerk, das man zerlegt, sondern als ein innerstes Gefühl, das man verständlich macht, indem man es unmittelbar in die Gegenwart rückt, indem man es bei Anderen erweckt. Auf diese Weise erweitert sich unser geselliger Trieb und verfeinert sich in dieser Berührung mit entfernten, unbekannten Gesellschaften. Wir fühlen, wie unser Herz reicher wird, wenn die Leiden oder die naiven und doch ernsten Freuden einer bis dahin unbekannten Menschheit in unsere Seele dringen, einer Menschheit, der wir, nach ernster Erwägung, eben so viel Anrecht wie uns selbst auf einen Platz in dem unpersönlichen Völkergewissen zuerkennen, das die Literatur ist.

Einer der Einflüsse, die nach und nach die Literatur umgestaltet und im Verein mit vielen anderen Werthen Elemente einer starken, grandiosen und malerischen Wirklichkeit in sie eingeführt haben, ist der des Orients und der Bibel. Das Gefühl für die Natur und auch das Gefühl für die Menschheit hat sich auf diese Weise sehr ausgebreitet. Heinrich Heine schrieb im Jahr 1830: „Ich bin wieder beim Alten Testament angelangt. Was für ein gewaltiges Buch! Noch bemerkenswerther als sein Inhalt ist für mich seine Form, diese Sprache, die, so zu sagen, ein Werk der Natur ist, wie ein Baum, eine Blume, das Meer, die Sterne, wie der Mensch selbst. Das Wort tritt darin in einer heiligen Nacktheit auf, die erschauern macht.“

Die Bibel hat einen großen literarischen Einfluß gehabt, besonders auf die Schriftsteller, die man zu der „romantischen“ oder zu der „realistischen“ Schule rechnet. Dieser Einfluß ist lange verkannt wor-

den. Man könnte jedoch einen Theil der literarischen Argumente, deren man sich bedient, das Studium des Griechischen und des Lateinischen zu vertheidigen, zu Gunsten des Hebräischen anrufen. Chateaubriand hat als Erster diesen Einfluß der Bibel dunkel erkannt, aber er hat ihn gar zu sehr mit dem des „christlichen Geistes“ verwechselt. Dieser „Geist des Christenthums“ ist eine Bastardschöpfung, in der sich der hebräische und der griechische Geist vermischt und innig vermählt haben, in der jedoch oft der Platonismus überwiegt. Die erhabensten Gedanken der christlichen Philosophie kommen aus Griechenland und dem Orient.

Auf dem Boden Judaeas wurde die Literatur geboren, die viel farbiger, bunter und doch, als Ganzes genommen, viel einfacher ist als alle griechischen Werke, viel knapper als die indische Literatur; sie ist ein unvergleichliches Beispiel Dessen, was man realistische Erhabenheit nennen könnte, und bietet uns mit einigen Psalmen der Hindusprache wahrscheinlich das Höchste an Poesie, was der Menschheit zu erreichen vergönnt war. Das Mittelalter hat sich hauptsächlich von der Poesie der Psalmen genährt. Im siebenzehnten Jahrhundert haben die Psalmen auch die ersten lyrischen Versuche Corneilles und Racines inspirirt, die Strophen des Polyeucte und die Uebersetzung der „Nachfolge Christi“ des Thomas a Kempis, die Chöre in Esther und Athalie. Dante und Milton sind ganz von der Bibel durchtränkt. Und das Selbe gilt für Bossuet und Pascal, diese Schöpfer unserer französischen Sprache, die dem modernen Stil den Weg bahnten; das Hauptcharakteristikum dieses Stils ist die Vertraulichkeit des Ausdruckes, der sich eine große Kraft des Bildlichen und Gedanklichen vereint.

Als nach der Revolution der Glaube im göttlichen Sinn der Heiligen Schrift erschüttert war, kam der Augenblick, wo man anfangen konnte, ihren literarischen Werth zu verstehen und zu erläutern. Die Bewunderung eines Chateaubriand sollte vom Inhalt zur Form übergehen, sich an ästhetische Gepflogenheiten klammern und versuchen, sie wiederzugeben. Der Einfluß der Bibel macht sich bei dem Verfasser der „Martyrs“ und bei Lamennais fühlbar; er dringt sogar bis zum Autor von Salammbô vor und berührt selbst Zola, als er seine Sünde des Abbé Mouret schreibt. Die Schöpfung des Paradou ist eine Mischung der Genesis und des Hohen Liedes, die von den mystischen und schwärmerischen Stimmungen der Psalmen und von Litaneien der Jungfrau durchkreuzt wird. Schließlich ist der Einfluß der Psalmen noch fühlbarer bei unseren Lyrikern, von Alfred de Vigny und Lamartine bis zu Victor Hugo. Unter allen Dichtern nähert sich der Verfasser von Ibo und „Plein ciel“ am Meisten den alten hebräischen Dichtern, den Jesaias und Ezechiel.

Das Gefühl für die Natur und die Kunst, sie zu beschreiben, sollten unter dem Einfluß der Bibel und des Christenthums eine wesentliche Aenderung erfahren. Das Charakteristische der griechisch-lateinischen Literatur bestand darin, daß sie die Dinge schilderte, indem sie in uns nur das Wahrnehmungvermögen des Gehörs und des Gesichts an und für sich wachrief: die klassischen Beschreibungen sind bewun-

dernswürdig in der Wiedergabe der Linie und der Form. Dagegen legt die orientalische und romantische Literatur das Hauptgewicht nicht auf die objektive Wahrnehmung, sondern auf die innere Erregung, die sie begleitet, und sie hat das Bestreben, dieser Erregung in uns neues Leben zu verleihen; statt sich auf den allzu intellektuellen Sinn des Gesichtes zu stützen, entlehnt sie ihre Vorstellungen viel lieber dem Bilderkreis des Gefühls- und des Geruchssinnes, dem großen Gebiet des ganzen inneren Gefühls: so gelingt ihr, viel genauere, wenn auch formell minder abgerundete Darstellungen hervorzubringen. Das kommt daher, daß der Schriftsteller uns die Dinge indirekt anschauen läßt, indem er zum Erzeuger der inneren Erregung wird, die die äußere Vision begleitet. Im Erzeugen einer solchen Erregung kann man Hugo und Flaubert mit Jesaias vergleichen. Sie erreichen die Wirklichkeit der Wahrnehmung mit der Kraft des sinnlichen Eindruckes.

Auf dem Feste der Penelope wird der Seher Theoklymenes von unheilvollen Vorbedeutungen, die das Haus bedrohen, heimgesucht:

„Ach, unglückliche Männer, welch Elend ist Euch begegnet!
Finstere Nacht umhüllt Euch Haupt und Antlitz und Glieder!
Und Wehklagen ertönt und Thränen netzen die Wangen!
Und vom Blute triefen die Wänd' und das schöne Getäfel!
Flatternde Geister füllen die Flur und hüllen den Vorhof,
Zu des Erebos Schatten hinuntereilend! Die Sonne
Ist am Himmel erloschen und rings herrscht schreckliches Dunkel!"

So furchtbar diese Erhabenheit bei Homer wirken mag: sie muß doch einer Vision aus dem Buche Hiob weichen:

„Da ich Gesichte betrachtete in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt,
Da kam mich Furcht und Zittern an und alle meine Gebeine erschraken.
Und da der Geist vor mir überging, standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe.
Da stand ein Bild vor meinen Augen und ich kannte seine Gestalt nicht; es war still und ich hörte eine Stimme."

Und Jesaias rief aus: „Die Erde wird schwanken wie ein Betrunkener: sie wird fortgeschafft werden wie ein Zelt, das man für eine Nacht errichtet hatte."

Daß unsere romantische Literatur sich an der Bibel begeistert hat, ist sehr natürlich, weil sie von Anfang an bestrebt gewesen ist, sich im Stil der orientalischen Poesien zu bewegen. Nun war dem hebräischen Volk, vom literarischen Standpunkt betrachtet, die wichtige Rolle beschieden, das ganze orientalische Genie zu kondensiren. Und die Bibel liefert uns in einer Art von Handbuch einen Auszug der endlosen Betrachtungen fast aller orientalischen Stämme in der Wüste vor dem Antlitz einer Natur, die farbiger und rascher wechselnd als unsere scheint, bald aber auch so gut wie völlig unwandelbar ist.

Jean Marie-Guyau.

■

Börsenwetter.

Wer hätte sich ein Börsengewitter träumen lassen, wie es jüngst über den deutschen Effektenmarkt hereingebrochen ist? Man war an dauerhaften Sonnenschein gewöhnt und dachte kaum noch an die Möglichkeit atmosphärischer Entladungen. Das von New York und London heraufziehende Minimum wirkte denn auch verblüffend. Wenigstens auf das Publikum; von den Auguren läßt sich ja so leicht keiner durch die Ereignisse aus der Haltung bringen. Ausnahmen kommen freilich vor. Beispiel: der Stellvertretende Direktor eines großen berliner Finanzinstitutes, dem der Sturm aufgethürmte Engagements über den Haufen warf. Wenn Einer, der von Amtes und Rechtes wegen nicht spekuliren soll, durch verpönte Transaktionen der Börse die Stimmung verdirbt, ist sie immer sittlich entrüstet. Und das Ereigniß fiel obendrein mit der Insolvenz eines angesehenen Börsenmaklers zusammen. Zu ernster Besorgniß ist dennoch kein Grund. Man kann verschiedener Meinung über die Qualitäten der geschäftlichen Konjunktur sein, braucht aber deshalb noch nicht von einer Krisis zu sprechen. Die würde einen Aufschwung voraussetzen; da wir aber keine Hochkonjunktur hatten, bleibt für die Vermuthung eines plötzlichen Rückschlages nicht viel übrig. Man muß also die Börsenerlebnisse von der wirthschaftlichen Entwickelung trennen. Gewisse äußere Zusammenhänge, wie die Einwirkung bedrohlicher Nachrichten, bestehen natürlich. Aber in der Lebensauffassung haben sich beide Faktoren eine eigene Philosophie erhalten. Namentlich die Börse, die sich in der Werthung geschäftlicher Chancen von allen Vergleichen mit der profanen Außenwelt gelöst hat. Also: richtige Distanz zur Börsenseele!

Nur bei wenigen Papieren kommt man bei der Bemessung der Rente mit dem gebräuchlichen Maßstab aus. Die meisten hat ihr Schicksal auf das spekulative Agio gestellt, das dem Mangel genügender Verzinsung das Gegengewicht bieten muß. Dieser Ausgleich läßt sich halten, so lange die Börse auf festen Füßen steht. Verliert sie die Seelenruhe, so geht die Zinsenreserve, die im Kursaufschlag steckt, schnell verloren. Die ausschließliche Pflege des Kurses war eine Ursache der jüngsten Enttäuschungen. Die Dividendenwerthe sind mit Kursverpflichtungen beladen worden, unter denen sie schließlich zusammenbrachen. Und diese Risiken hat ihnen das Publikum, in seiner zähen Liebe für die Aktie, auferlegt. Seit Jahr und Tag wird von dem unbesiegbaren Drang des Effekten kaufenden Volkes zu Industriepapieren gesprochen. Das war wirklich kein leerer Wahn. Vielleicht sind die Erörterungen der Ansprüche, die der Fiskus an das Volksvermögen stellt, an der Entstehung eines intensiven Gewinndranges mitschuldig. Wenn immer wieder von der Nothwendigkeit gesprochen wird, dem Kapitalvermögen auch die letzte Kraft abzugewinnen, so ist es kein Wunder, daß schließlich diese Forderung in die Praxis umgesetzt wird. Das Publikum sagt sich eben: „Ich kann den Ansprüchen von Reich und Staat nur noch genügen, wenn ich für mein Einkom-

men eine neue Basis finde". Und diese Grundlage liefert die Börse. Weil sich aber zwischen ihr und den Besitzenden ein neues Verhältniß herausgebildet hat, darf, meiner Ansicht nach, ein Kurssturz heute nicht mehr unter die alte Schablone genommen werden. Die Gattung Spekulant ist nicht ausgestorben; aber sie ist durch einen (sagen wir einmal: soliden) Zusatz „veredelt" worden. Börsentechnisch heißt Das: die Käuferschichten haben an Widerstandsfähigkeit gewonnen. Schwache Elemente giebt es natürlich immer noch; die bleiben schließlich als Opfer zurück. Aber sie sind, zum Glück, nicht das eigentliche Fundament des Effektenmarktes. Die Barkäufer können eine Verringerung des Börsenwerthes der Dividendenpapiere aushalten, weil sie durch die vorausgegangenen großen Gewinne sich eine Verlustreserve geschaffen haben. Und wer in Sorge ist, vom Agio zu viel einzubüßen, wenn er mit dem Verkauf seiner Papiere noch wartet, Der wird auch nicht Hals über Kopf zum Verkäufer à tout prix werden. Ein Vergleich der letzten Kurse mit den Preisen vom Anfang des Jahres lehrt die Größe des Kursaufschlages erkennen, die den Verlust per Saldo kaum sichtbar werden läßt. Einzelne Effekten des Kassamarktes, die sich durch besondere Schwere hervorthun, hatten große Kurseinbuße. Aber in solchem Fall ist der Umfang des Verlustes das natürliche Gegenstück zur Höhe des Agios. Bei einer Aktie, die zu 500 oder 600 notirt wird, sind Kursverschiebungen von 30 bis 40 Prozent noch nichts Ungeheures, wenn sie auch, als Einzelerscheinungen gebucht, wie eine Sensation wirken. Nimmt man aber die wichtigsten Werthe des Ultimohandels, so sind die Veränderungen, sub specie der ersten Januarnotirungen, nicht erheblich. Bei Bankaktien beträgt die Preisminderung im Durchschnitt 5 Prozent; und einzelne Montanpapiere, wie Phoenix und Bochumer, sind noch immer mit Kursaufschlägen behaftet. Man kann also nicht sagen, wie weit die Dimensionen des Gesammtverlustes reichen; denn genau begrenzte Ziffern giebt es nur bei Insolvenzen. Im Uebrigen hat jede Veränderung der Kurshöhe ja nur eine neue Gruppirung des Besitzes zur Folge.

Die Gegenwart ist im Geschäftsleben schon ein Stück Vergangenheit. Werth hat nur die Chance, welche die Zukunft birgt. Man fragt sich deshalb, ob die Börse, nach den verschiedenen Stößen, wieder zu Ruhe kommen oder ob sie fürs Erste ein unsicherer Kantonist bleiben wird. Das Hauptbedenken richtet sich auf den Quartalswechsel. Der September ist kein besonders günstiger Zeitpunkt für Umwälzungen an der Börse. Um die auszugleichen, muß man Zeit gewinnen; und dazu bietet einer der wichtigsten Geldtermine des Jahres kaum die beste Vorbedingung. Die Sorge um den nächsten Ultimo ist also kein künstlich gezüchtetes Gefühl. Man darf Das sagen, ohne den Vorwurf der Bangmacherei auf sich zu lenken. Die Verfassung des Geldmarktes kann allein nicht entscheiden; wie die Banken sich zur Unterstützung der Börsenengagements stellen werden: auch darauf kommts an. Sie möchten sich liquide halten. Diese Taktik läßt auf die Erwartung eines lukrativen Geldleihgeschäftes im Herbst schließen. Die bekannten neuen Lombardbedingungen der Reichsbank bieten ja eine gute Chance. Sie

werden am ersten Oktober zum zweiten Mal in Wirksamkeit treten und da wahrscheinlich ein anderes Bild zeigen als beim Debut. Denn inzwischen hat man Zeit gehabt, sich mit den Möglichkeiten der neuen Einrichtung und ihrer Verwerthbarkeit zu beschäftigen. Daß die Hohe Finanz den Dingen mit äußerster Gelassenheit entgegensieht, weiß man. Die Resultate des ersten Semesters berechtigen sie dazu. Sie hat sich mit eigenen und fremden Engagements so gestellt, daß sie auf jegliche Intervention an der Börse verzichten konnte. Diese Zurückhaltung wurde den Banken natürlich verdacht; denn man beschuldigt sie der Anstiftung oder der Mitthäterschaft bei der Effektenspekulation. Richtig ist, daß sie in ihren Wochenberichten nur leise vor Exzessen warnten, aber günstige Prognosen stellten. Wenn ein Kaufmann die Ueberzeugung hegt, daß der Markt in guter Verfassung ist, darf ers auch aussprechen. Und daß die Banken gegen ihre wahre Meinung gesündigt haben, müßte ihnen erst nachgewiesen werden. Fehler macht die Kundschaft, die leicht vergißt, wer zu ihr spricht. Daß es kein Arzt und kein Seelsorger ist, wird oft übersehen. Möglich, daß die Banken mit dieser Vergeßlichkeit rechnen und den Ton danach stimmen. Aber sie gehen eben auf den Erwerb aus; und die Kundschaft ist in ihren Ansprüchen nicht konsequent. Sie verlangt, an den Depositenkassenschaltern mit guten Tips versehen zu werden; beschwert sich greinend, wenn die Rathschläge keinen Gewinn bringen, und läuft zum Kadi, um Schadensersatz durchzudrücken; ist aber dann wieder unzufrieden, wenn die Banken, des ewigen Haders müde, die Klappfenster herunterlassen und über Effekten keine Auskunft mehr geben. Das ist ihr gutes Recht. Wer Verführer gescholten wird, sucht neuen Verdacht von sich fernzuhalten. Und nicht jeder Klient läßt sich rathen. Mancher kommt zur Bank, um Anregungen auszuführen, die er im Reklamebrief eines Animirbankiers fand. Die Bank will zunächst natürlich den Effekten nützen, die ihr Gewinn bringen. Das müßte Jeder wissen, der sich in einem Bankbureau Auskunft holt. Und die Emissionhäuser brauchen sich keine Mühe zu geben, für neue Muster Käufer zu werben: jedes „Dessin", das sie herausbringen, ist vergriffen, bevor es die Maklerschranken gesehen hat. Die Subskription- und Einführungerfolge dieses Jahres liefern eine ausgiebige Kasuistik für die Börsenbewegung und deren wichtigste Erscheinungen. Wenn Einer spekuliren will, bleibt ihm das Vergnügen unbenommen; er braucht nur das zur Sicherung der Bank ausreichende Kapital zu haben. Ist die Garantiesumme aufgezehrt, so muß er nachzahlen. Kann ers nicht, so wird sein Engagement gelöst und er verliert, im besten Fall, sein Betriebskapital. Die Dringlichkeit der Nachschüsse richtet sich nach der Qualität des Kunden und nach der Situation des Marktes. Ist die Börse mit Verbindlichkeiten überladen, wie zur Zeit der letzten Ultimoregulirung, so wird auf reinliche Scheidung der schwachen von den zahlungfähigen Elementen gedrungen. Die Banken gehen dann ziemlich brüsk ins Zeug und schütteln alles Fallobst ab. Diese Exekutionen erschüttern natürlich das Kursgebäude und erwirken besonders im Bereich der

Kassapapiere jähe Preisveränderungen. Dem Kassamarkt fehlt eben der im Ultimoverkehr vorhandene Ausgleich durch die Contremine.

Daß die Erschütterung die Folge verfehlter Spekulationen in amerikanischen Eisenbahnaktien und südafrikanischen Goldshares war, hat gezeigt, wie stark das spekulative Bedürfniß im Verhältniß zu den ihm in Deutschland gebotenen Möglichkeiten ist. Wer einen großen Coup machen will, geht nach Paris, London oder New York. Der deutsche Effektenmarkt ist den Hauptmachern zu solid. Das darf man aussprechen, sogar en vue des Rummels in Phoenix-Aktien, der manche Zehntausend Mark gekostet hat, aber im Grunde doch mit der glaubhaften Voraussetzung eines erfolgreichen Betriebsjahres rechnet. Bei Amerikanern und Kaffernwerthen liegen die Verhältnisse anders. Da ist die Größe des Risikos, die in der Unsicherheit des Detailbetriebes besteht, so klar, daß nur noch unter Ausschaltung aller Hemmungen die Möglichkeit beträchtlicher Engagements gedacht werden kann. London und Paris haben unter den Folgen der für deutsche Rechnung vorgenommenen Exekutionen in Goldaktien zu leiden gehabt. Diese Thatsache vernichtet den Glauben an die Belehrbarkeit des deutschen Publikums. Man läßt sich nichts erzählen, handelt nach eigenem Gutdünken und achtet die Riesensummen, mit denen das afrikanische Randgebirge Jahre lang ausgestopft wurde, für nichts. Seit mehr als einer Dekade opfert das deutsche Volk dem Transvaal Millionen, ohne dieses Opfers überdrüssig zu werden. Besser begründet ist das finanzielle Verhältniß zur amerikanischen Union, obwohl auch da die Kosten oft den Gewinn überschritten haben. New York ist ein Unsicherheitkoeffizient gefährlichster Art. Was war jetzt wieder die Ursache des Preisrückganges? Daß die Verfolgung des Reichthums, in ihrer beinahe feindsäligen Tendenz, auch die Ruhigsten ängstet, ist am Ende erklärlich. Man kann den „reichen Räubern" ihren Besitz nicht nehmen; aber die Kuren, denen das Kapital unterworfen wird, stören die wirthschaftliche Entwickelung. Ist denkbar, daß unter solchen Verhältnissen die Börse in halkyonischer Ruhe leben kann? Eine schlechte Getreideernte wirkt natürlich auf den Geldmarkt zurück; und da in den Vereinigten Staaten das Verhältniß zwischen investirtem Kapital und Umlaufmitteln ohnehin gespannt ist, so scheint die Sorge um den Zinsfuß gerechtfertigt. Vielleicht wird die Baumwollernte, von der man ein sehr günstiges Endergebniß erwartet, ausgleichend wirken und dafür sorgen, daß die amerikanische Handelsbilanz den starken Ueberschuß des ersten Semesters nicht wieder verliert. Das könnte für den internationalen Geldmarkt wichtig werden, dem daran liegen muß, daß Amerika seine Guthaben nicht zu rasch einzieht. Dauernde Ruhe wird drüben vor den Wahlen des Jahres 1912 wohl kaum wieder einkehren. Der natürliche Haß, aus dem die Menge auf die Trustgebilde, als auf die Vertheurer der wichtigsten Bedarfsartikel, blickt, ist durch den gegen die Eisenbahngesellschaften und andere große Korporationen geführten Feldzug gesteigert worden. Und Alles wartet auf die Entscheidung: ob und mit welcher Intensität weiter gekämpft werden soll.

Die Börse ist von den Geldsätzen so weit abhängig, wie der Effektenverkehr sich auf Kredit vollzieht. Theures Leihgeld kann nur von potenten Leuten aufgebracht werden; die Schwachmatici wagen sich nicht leicht heraus, wenn auf dem Geldmeer eine steife Brise weht. Doch die strammsten Haussen entstanden über den kräftigsten Zinssätzen, wenn nur alle anderen Bedingungen vorhanden waren. Die Vertheuerung der Betriebskosten ist für die Industrie so wichtig, daß man heute nur mit Gefühlen des Zweifels an die Chancen des Betriebskapitals denken kann. Eng mit der Lohnfrage ist die Bewegung der Lebensmittelpreise verknüpft; und die wird schon heute spekulativ verwerthet. An den Getreidebörsen sind die Kurse mit akrobatenhafter Geschwindigkeit in die Höhe geklettert. Die Fleischpreise werden einen Rückfall in die vorjährige Hypertrophie erleiden, da es an Futtermitteln fehlt und die Ermäßigung der Eisenbahntarife nicht genügt, um den Ausfall zu erträglichen Preisen zu decken. Die ausgedörrten Zuckerrübenfelder aber haben den König der Spekulanten, Santa Maria, auf den Plan gerufen; und der Zuckerpreis hat Rekordhöhen erreicht, die noch über die einst von Jaluzot markirten Gipfel hinausragen. Da die stattlichen Vorräthe der Campagne von 1909/10 aufgezehrt sind, finden die Haussiers ziemlich freie Bahn. Man kann sich also vorstellen, welche Leistungen noch zu erwarten sind. Und der Zucker gehört zu den Mitteln der Volksernährung. Wird die noch wesentlich theurer, so sind neue Konflikte möglich. In den Vereinigten Staaten grollen die Arbeiter. In England war die Gefahr einer zweiten Auflage des Eisenbahnerstrike sehr nah. Ganz hell ist der Himmel also nicht. Theuerung, vermehrte Staatsansprüche und erhöhte Lohnforderung der Arbeiter: solches Zusammenwirken von Ereignissen muß auch der Aktienmarkt spüren.

Der Aufwand wächst und Jeder wünscht erhöhte Rentabilität. Die ist nur durch die Börse zu erreichen. Man tauscht die Anlagen, die niedrige Zinsen bringen, gegen vortheilhaftere Möglichkeiten ein. Das ist, wie die Kursentwickelung der Staatspapiere zeigt, bereits geschehen und wird weiter gehen, wenn die Ansprüche des Haushaltes wachsen. Das Publikum verkauft seine festverzinslichen Effekten, um Mittel zur Bewegung im Aktiengarten zu gewinnen; aber es bringt das Geld, das es dem Rentenmarkt genommen hat, nicht wieder zurück. Verluste aus Dividendenpapieren werden eben nur durch Nachkäufe zu niedrigerem Kurs, nicht aber durch reuige Einkehr ausgeglichen. So lange diese Anschauung gilt, kann man nicht an den Ausbruch einer chronischen Börsenkrankheit glauben. Das Fieber, das wir jetzt fühlten, wäre vielleicht kaum wahrnehmbar geworden, wenn nicht ein paar Wochen lang die Furcht vor einem Krieg alle ängstlichen Gemüther zu hastigen Verkäufen gedrängt hätte. Agadir hat das Deutsche Reich schon so viel Geld gekostet, daß der unpolitische Wirthschaftkritiker zweifeln muß, ob diese Aktion im kaufmännischen Sinn vernünftig war, ob also der zu hoffende Ertrag auch nur die aufgewandten Kosten wieder hereinbringen kann. Die Börse war von der Ueberraschung jedenfalls durchaus nicht entzückt.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. September 1911.

Vom Rembrandtdeutschen.

Als Jemand von einem Abwesenden sagte: „Der Kerl ist verrückt!“ erwiderte Bismarck: „Sagen wir, er ist in der Minorität“.

Er wollte allein sein vor der Welt; im Leben und im Tode. Eine öffentliche Erörterung seiner Person schien ihm unnütz gegenüber den großen Fragen, die ihn bis ans Ende erfüllten. „Ich existire nicht,“ sagte er, sich selbst nur als Werkzeug Dessen betrachtend, wofür er eintrat, und: „Sterbe ich, dann sei es an Niemand gesagt.“ So schwieg ich über ihn, bis durch Roloff sein Grab bei Fürstenfeldbruck bekannt ward. Da aber jetzt das Geheimniß seines Lebens falsche Deutungen hervorgerufen hat, wäre es Unrecht, den vielen Wünschen nach Klarstellung seiner Gestalt nicht zu willfahren. Die Pietät gegen das Wort des verehrten Toten sei derjenigen gegen sein Werk zum Opfer gebracht und vor Allem nun Dies gesagt: Langbehn war keineswegs in Irrsinn verfallen. Er disponirte bis zur Todesstunde, wo er noch seinen Thee bestellte, mit vollster Bewußtheit und Selbstbestimmung. An einem der letzten Tage seines Lebens sagte er ruhig: „Heute Nacht habe ich etwas phantasirt.“ Mir aber ist Dergleichen niemals an ihm begegnet. Langbehn und geistesabwesend oder gemüthsverwirrt sein: Das gab es nicht; so vollkommen und allbeständig zog er seine reichen Geistesregister. Von jenem Wintermorgen 1890 an, wo er mich jungen Maler und Schriftsteller in Nordfriesland aufsuchte, bis zu dem Frühlingstag im Jahr 1907, wo in Rosenheim sein starkes Herz auf einmal stillstand, blieb sein Geist bei allen Eigenheiten klar und geordnet, ohne Spur von

einem Erlahmen der Frische gegen sein Ende hin. Dafür stehe ich ein; ich habe ihn durch und durch kennen gelernt. Fünfzehn Jahre lang war ich sein Vertrauter und häufiger Gefährte. Er ist in all dieser Zeit mit mir umgegangen wie mit einem jüngeren Bruder. Was er an Arbeiten zwecks späterer Veröffentlichung in meine Hände gelegt hat, werde ich nun nicht anonym, wie er vorschlug, sondern unter seinem Namen und begleitet von seiner Lebensgeschichte, bekannt machen.

Bei Langbehn entfällt jede Parallele mit Hölderlins oder Nietzsches Ende; richtig ist nur das Eine, daß ausgeprägte Sondereigenschaften sein ganzes Mannesalter begleiteten. Man kennt ja deren manche schon aus seinem Buch und aus dem Verkehr eines Thoma, Avenarius, Gurlitt und Anderer mit ihm. Diese Eigenheiten haben sich, wie ich feststellen kann, im Lauf der Jahre wesentlich weder vermindert noch verstärkt. Wenn sie einen Höhepunkt erreichten, so war es um 1890, als der Rembrandtdeutsche mitten im öffentlichen Leben stand. Auf die Frage: „Was ist denn eigentlich ein genialer Kopf?" gab sich Langbehn selbst einmal die Antwort: „Ein solcher, in dem Vernunft und Wahnsinn sich genau die Wage halten." Deutlich war auch an ihm zu beobachten, wie Genialität und Wahnsinnsanlage aneinandergrenzen; doch, Gottlob, hat immer sein gesunder Verstand jene in Schranken gehalten, entsprechend seinem Wort im Rembrandtbuch: „Genialität ist die Mischung höchster Besonnenheit mit höchster Leidenschaft; aber so, daß die Besonnenheit stets als die führende, die Leidenschaft als die geführte Kraft erscheint."

Wie oft ward Langbehn für verrückt gehalten, wo er ungemein vernünftig war! Will man ihn aber im Ernst pathologisch betrachten, so hüte man sich, Das, was der Volksmund als verrückt bezeichnet, also nahezu jede Abweichung von kleinstädtischer Konvention, zu verwechseln mit Dem, was exakte Wissenschaft mit diesem Begriff umschließt. Sonst wird die „oft ganz verzweifelte Aehnlichkeit zwischen den legitimen Aeußerungen einer scharf ausgeprägten Individualität, eines geistig sehr hochstehenden Mannes und den Wahnideen eines unzweifelhaft Verrückten" zum Henkerbeil für jede außergewöhnliche Edelnatur. In diesem Fall, so gut wie bei Beethoven und anderen Geisteshelden, haben ehrliche Bürgersleute übertrieben, verallgemeinert und umgedeutet. Die von Cornelius Gurlitt über Langbehns kurzen Aufenthalt in Würzburg und Lohr im Jahr 1900 mitgetheilten Zeugenberichte sind nur zum Theil, nicht alle, zutreffend und mit völligem Unverständniß eigengearteten Geistes und tiefen Seelenlebens gemacht. Es ist

schade, daß dadurch das von Gurlitt auf Grund eigener Beobachtung zuerst central und verständnißvoll gesehene Bild Langbehns zuletzt verzeichnet ward.*) Im ersten Artikel („Zukunft", Februar 1908) hat er dessen menschliches Wesen, wie es blieb, ganz richtig beleuchtet. Leider ließ er im zweiten („Zukunft", Dezember 1909) den bereits Oktober 1908 veröffentlichten wahrheitgemäßen Bericht Vorwalds im „Hochland" über des Rembrandtdeutschen rotterdamer Aufenthalt und Konversion im Jahr 1900 (nicht 1903) unerwähnt.**) Ganz ähnliche Urtheile wie die von den fränkischen Hausleuten um 1900 hätte man in Dresden und anderswo schon in den achtziger Jahren über Langbehn sammeln können. Er war deutschen Kleinbürgern viele Male der mysteriöse, „unheimliche" Miethherr, bald als Fürst inkognito, bald als Lump, bald als Verbrecher, bald als Irrer taxirt. Nur allzu oft brachte Langbehn einer Hauswirthin, die ihm gutartig schien, ein kindlich offenherziges Vertrauen entgegen, das vielfach übel angebracht war: hat doch die Würzburgerin ihm eines Abends seine Wohnung versperrt, so daß er erst durch persönliche Intervention eines stadtbekannten Justizrathes wieder hinein konnte. Wie aber die Frau ihn nachher noch als Miether behalten wollte, verzichtete er. Andere, bei denen Langbehn wohnte, haben ihm größte Hochachtung bewahrt, so eine schweizer Dame, bei der er 1902, so die Signora Mariani in Rom, bei der er 1903 weilte. Als ich einer Bayerin, in deren Haus Langbehn wiederholt Sommeraufenthalt, und zwar noch 1906, nahm, von der Fama über ihn erzählte, erwiderte sie mir: „A heiligs Leben hat er geführt, Das hat man schon kennt. Nie im Leben hab i dran denkt, daß er sein Verstand nit gehabt hätt. So gescheit is er gewesen."

Langbehns Ausspruch: „Wüßten Sie, wer ich bin, Sie würden mir anders gegenübertreten" bedeutet keineswegs: Ich dürste danach, als Rembrandtautor entdeckt zu werden, sondern kennzeichnet nur die allgemeine Fassunglosigkeit seinem Typus und wie-

*) Auch der Bericht einer Korrespondenz Langbehns mit Theodor Mommsen um 1900 ist eine Fabel; und Langbehn war weder in Jerusalem noch in Lourdes. Im Uebrigen sind Gurlitts chronologische Angaben durchweg richtig.

**) Der Dominikanerpater Havekes nahm Langbehn in die Kirche auf und schrieb 1900 von ihm: „Ein sittlicher Mann von großen Kenntnissen, mit einem edlen Herzen und einem frommen Gemüth; ein Mann, der mein persönliches Vertrauen völlig besitzt und dem auch Jeder vertrauen kann". Schon bei leisem Verdacht geistiger Abnormität wäre er sicher nicht zur Konversion zugelassen worden.

derum dessen Schutzlosigkeit der Welt gegenüber. Man lernt diesen ganz eigengebauten Organismus nur aus seinem Innersten heraus begreifen, das Phänomen nur aus der ihm innewohnenden Gesetzmäßigkeit; Einzelhandlungen aneinanderzufügen, reicht hier zur Erläuterung nicht aus.

Langbehn war, wie Berichte aus seiner Jugend bezeugen, von Haus aus ein Bild geistiger und leiblicher Gesundheit: so hat ihn Thoma gemalt, so steht der Kern seines Wesens auch mir dauernd vor Augen. Wie wohl war er noch im Herbst 1906 in Luzern! Ein rüstiger, lebhafter, froher Mann, Das ist die Grundlage, auf der sein Leben und seine Leistung steht; die seelischen Sonderbarkeiten sind Arabesken daran. Ehe wir diese bei großen Originalen, von den Helden des Plutarch bis zu Wagner, ins Auge fassen, treten wir, die wir keine Nervenärzte sind, ihnen doch nahe wegen ihres hohen Gehaltes an Seelenkraft und Harmonie. Davon bot Langbehn mehr, als die Welt wußte. Vielleicht kann manche seiner Handlungen, die in episodischer Schilderung dissonant ausklang, durch eine Skizze seines ganzen Wesens ihre verletzende Herbe verlieren, ihm Freunde wiedergewinnen und seine letzte Lebenszeit verständlich machen helfen.

> Weh und Wonne
> Dreifach zu fühlen,
> Gab mir ein
> Barmherziger Gott.
>
> Langbehn.

Das völlig Unmittelbare des langbehnischen Wesens trat mir in erster Stunde rückhaltlos entgegen. Sein Typus ähnelte, wenn er auch nicht so mächtig wirkte wie dieser, dem des Sophokles-Standbildes vom Lateran. Man fühlte sogleich, daß hier eine Natur von ganz besonderem Kaliber stehe, bei der Empfindung, Wort und That in Eins flossen, der sich selbst, sein Herzblut gab, der nicht fragte, der sich nicht fürchtete: keine „ungewisse Seele“, sondern ein zielbewußter Mann. Seine Stärke und Frische, Elastizität und Unerschrockenheit des Denkens und Handelns flammten vor mir auf. So blieb er mir, so lange sein Blut kreiste. Selbst das Abweichende, sachlich Schroffe (seine Bitte an einen Freund von mir, uns allein zu lassen, und Aehnliches mehr) vollzog er in gentiler Art, mit einer würdigen, aufrichtig ernsten Haltung und fühlbaren Herzlichkeit, so daß das Ungewohnte natürlich wirkte. In Allem klang die innerste Ueberzeugung durch; er strömte die Freudigkeit eines guten Gewissens aus. Ich sah einen Lebendigen vom Schlage der schleswig-holsteinischen Pioniere Carstens, Lornsen, Hebbel

leibhaftig vor mir, empfand aber gleich und sahs durch sechzehn Jahre bestätigt, daß dieser Geistesstreiter ein verhängnißvoll weiches Gemüth in der Brust trug: eine Zartheit des Empfindens, die zu seiner Männlichkeit bald in herben Kontrast trat, bald mit ihr zu wundervoller Harmonie sich vereinigte. Das war Einer, nicht vergleichbar mit Alltagsnaturen. Das war ein Mensch, der gleich einem Schiller in Edelsinn gegründet, Alles in Geist verwandelte, was er anfaßte, der das Körperliche und Materielle wohl klug berücksichtigte, ihm aber gar keinen Einfluß auf seine Ziele gestattete. Wem er einst ähnlich entgegentrat, Der hat sich im ersten Eindruck nicht getäuscht: seine Idealität, die war real und echt.

Man sucht nach Parallelgestalten in unserer Zeit und findet sie nicht: Langbehn war ein völliger Einzeltypus. In die Felder der friesischen Marschen hatte sich einst ein Hirsch verlaufen, der erst auf Aeckern und Viehtriften irrte, dann aufgegriffen und als Wunderthier angestaunt ward: an Den erinnert der Erdenwandel des Rembrandtdeutschen im Vergleich zu unserer Gesellschaftluft. Er war vor Allem Einzeltyp darin, daß er seinen ungewöhnlich starken Thatendrang nicht bestimmen ließ durch die ihn umgebenden Menschen, daß er unerschüttert und unbekümmert seine Bahn geradeaus fand und wanderte, nur dem Kompaß seines Geistes, seiner Anschauung (die das Historische als lebend faßte) folgte, stets bereit, sich dafür gesellschaftlich und materiell zu entwurzeln. „Mehr als gekreuzigt kann man nicht werden."

Langbehns Natur war in seinem ganzen Mannesalter durchaus konstant. Wohl hat er seine Anschauungen gewandelt (so, indem er seinen früheren Antisemitismus abstreifte, ferner, indem er zuerst das Religiöse dem Nationalen, dann dieses jenem subordinirte); seine moralischen Absichten und seine Geistesdisziplin im Wesentlichen nicht. Die gleiche gerade Konsequenz, die ihn früher dazu gebracht hatte, bei einer Fronleichnamsprozession den Hut demonstrativ auf dem Kopf zu behalten und ihn sich herunterschlagen zu lassen, veranlaßte ihn später zu eben so ungescheuter Devotion in Glaubensdingen.

Von jeder ihn erfüllenden Idee, jeder konkreten neuen Beobachtung aus zog er ideelle und praktische Konsequenzen aufs Größte wie aufs Kleinste. Er war unerbittlich prinzipiell in seinem Thun, ein lebendig gewordener moralischer Imperativ. Eine so starke Entwickelung persönlicher Geistestriebe mag nicht selten sein; selten aber ist eine das Individuelle verkörpernde Natur geistig so durchgeschult und so ganz aufs Moralische gerichtet, wie Langbehn es war. In jenem Theil des Rembrandtbuches, den er „Deutsche

Menschheit“ überschreibt, finden sich viele aus seinem geistigen Selbstbildniß übernommene Linien: Ritterlichkeit, Unscheinbarkeit, Liebe und Unbarmherzigkeit, völlige Selbstvergessenheit, Enthusiasmus und innere Sammlung, Festigkeit, Stetigkeit, ein strenger, grausamer Zug beim heimlichen Kaiser und doch Kindersinn, Bescheidenheit und Ruhe, kriegerische und künstlerische Ziele in Einem. Man gewahrt die Doppelnatur, die auch Bismarck, der ihn wiederholt bei sich sah, an ihm mit den Worten beleuchtet hat: „Es ist ein kindlich bescheidener Mensch, den man erst anstoßen muß, um ihn zum Reden zu bringen, was um so merkwürdiger ist, als er ja mit Keulen schreibt.“*) Später, in Kissingen, ist aber Bismarck über seine Lebhaftigkeit ganz erstaunt gewesen. Gedanken- und Gefühlswerthe ergänzten sich treu in ihm; das warm pulsirende Herz antwortete kräftig, oft heftig auf jede Neuwerthung des Hirns. Daß er in vielen Partien seines Werkes seine Individualität zum Gesetz erhob und darauf eine Bildungreform gründen wollte, war natürlich ein grundsätzlicher Irrthum, den er später auch erkannt hat, ergab aber eine ungemein schöne und deutliche Beleuchtung des Rechten dort, wo seine Sympathie wie Antipathie, seine lobenden wie tadelnden Urtheile ins Centrum trafen.

Aehnlich in seinem Leben. Sein fast stürmisches individualistisches Moralgefühl bildet die eine Triebfeder von Langbehns Handlungen. Daher die unerbittliche Konsequenz, das rücksichtlose Abstoßen alles Dessen, was seinem sittlichen Gefühl widerstrebte. Er handelte oft „erschütternd recht“, geführt durch das Wort des Achill: „Verhaßter als der Hades ist mir der Mensch, der Andres sagt, als er im Busen hegt.“ Bismarck hatte ihm einmal erzählt, daß er von seinem Dienstpersonal betrogen werde, Dies aber hingehen lasse; Langbehn mißbilligte Das sehr. Es sei unmoralisch, Derartiges in seinem Hause schweigend zu dulden. „Dieser Jüngling richtet mit der Strenge eines Minos.“ Bei jeder Forderung, die er an einen Bekannten stellte, bei jeder Lösung von Beziehungen lagen für ihn, Anderen nicht immer sichtbar, moralische Beweggründe vor, die oft sachlich unrichtig waren, oft leider auch liebeverletzend wirkten, bei ihm aber aus dem ehrenhaften Gedanken erflossen: „Wenn Du Das nicht thust, dann kann ich nicht mehr mit Dir verkehren, weil ich mir selber untreu würde.“ So herb und ungerecht, objektiv betrachtet, seine Urtheile werden konnten, so brüsk er brach, eben so redlich, zart und gesinnungstark waren seine inneren Erwägungen, die seine „Liebe“, wie beim Arzt, zur „Un-

*) Aus Max Bewer: „Bei Bismarck“; im Hamburgischen Korrespondenten vom achten Januar 1891.

barmherzigkeit“ führten. Einen Freund, den er noch 1900 in Koblenz besuchte, und mit dem er bis an dessen Tod in besten Beziehungen stand, hatte er einmal lebhaft getadelt; anfangs begriff Dieser nicht, warum, stimmte Langbehn aber nach dessen Darlegung aufrichtig zu mit den Worten: „Du bist moralischer als ich.“ Wenn er die tiefen Bezüge selbst aufdeckte, aus denen er handelte, sah man den goldenen Kern noch durch seine Irrthümer hindurch. Feigheit, Hinterlist und Rachsucht lagen ihm völlig fern; diese hat man irrig bei ihm vermuthet. „Ein rein sachliches, entschiedenes Vorgehen wird von Vielen als persönliche Beleidigung aufgefaßt“, war einer seiner Erfahrungsätze, wobei er allerdings übersah, daß seine Moral denn doch nicht die Moral an sich und nicht für Alle und für alle Fälle verpflichtend sein konnte.

Er gebrauchte nie Mittel, die er für unerlaubt hielt, aber die ihm erlaubt scheinenden bis zur letzten Konsequenz; und scheute sich nicht, einen kräftigen moralischen Druck auf Andere auszuüben, wenn die Unterstützung seiner Sache oder seiner Person (was für ihn das Selbe war) es erforderte. Aber es mußte offen und ehrlich zugehen; nur wenn ihm die Situation ganz rein erschien, nahm er Hilfe an. Wenn eine ihm zugedachte nicht mit voller Achtung seiner Person und seiner Absichten gegeben ward, so refusirte er sie ohne Weiteres, selbst wenn er darüber Noth litt; ja, in einem kritischen Moment seines Lebens schlug er eine große ihm angebotene Förderung aus, weil er nicht erfahren sollte, woher das Geld kam. Er sprach oft von früheren Freunden in freundlicher Art, nur wo er moral insanity gefunden oder vermuthet hatte, war er auch innerlich abgeschnitten. Daß er nicht selten von Anderen Unterordnung unter seinen Geist verlangte, war ein direkter Ausfluß seiner innersten Ueberzeugung, seiner individuellen Moral. Es geschah, wie ich öfter erlebte, nicht im Geringsten aus autokratischen Gelüsten, sondern, weil er wähnte, daß Dies das Rechte und Nothwendige zur Durchführung seiner stets aufs Edelste gerichteten Pläne sei. Hätte er einen Menschen gefunden, dem er sich intellektuell wie moralisch unterlegen gefühlt hätte, er würde sich bereitwillig eben so untergeordnet haben. Es kostete diesen souverainen Mann nichts, im Beichtstuhl sein Aeußeres und sein Inneres vor einem Dominikaner- oder Kapuzinerpater zu beugen, nichts, einem Anderen die Stiefel zu putzen oder einer armen alten Frau Handlangerdienste zu thun.

Bei seiner Gedanken- und Gefühlsfülle störte ihn Vieles, was die Meisten nicht ahnen konnten. „Man kümmert sich gar nicht darum, wie Einem zu Muth ist, der, aufs Feinste organisirt, stündlich auf tausenderlei Art durch äußere Umstände geschunden und

gepeinigt wird und dabei Niemand hat, der ihm nur ein Glas Wasser reicht, wenn er es braucht": so ähnlich schrieb er mir einst. Allerdings hat man keine Mittel, psychische Fein- und Zartheiten Denen bemerkbar zu machen, deren Organe diese nicht fassen, dann um so weniger fassen, wenn sie von großer Offenheit in Kundgebung von Antipathien begleitet sind. Langbehn wirkte nicht selten als enfant terrible, den ihm Begegnenden ein „Tante, wie bist Du häßlich!" unabsichtlich ins Gesicht rufend, was natürlich hier Wuthschäumen, dort völlige Verkennung hervorrief. „Du bist immer der Funke im Pulverfaß, wohin Du auch kommst": so urtheilte sein Bruder über ihn. Er empfand Das, hielt sich zurück und erschien dann oft nur wie das Edelwild, das des Winters Frost und Noth aus Waldeinsamkeit an die menschlichen Wohnungen treibt.

Kurz vor dem Sterben schrieb Langbehn den Satz nieder: „Goethe, Schiller, Lessing; Niemand fällt es ein, zu glauben, daß der Werth dieser Heroen nicht blos in ihrem Talent, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag." Eben so hat das Rembrandtbuch seine Gedanken- und Ausdruckskraft von den Grundsätzen seines Autors, von seiner Uneigennützigkeit und Unerschrockenheit, seinem Edelsinn, seinem unermüdlichen Eifer für das Heil Anderer. Langbehn war eine Natur von größter innerer Spannweite, stark im Lieben und Hassen, hingebend und aufopfernd für das ihm Sympathische, kalt abweisend gegen das ihm Zuwidere. War bei ihm die Selbsteinschätzung höher als bei Anderen, so auch die Geistesleistung, so auch die persönliche Genügsamkeit und die Verachtung der Ehrungen. Das unterschied ihn vom moderngeistigen „Größenwahn". Sein Hang zur Einsamkeit war keine Melancholie und Menschenscheu; es entsprach ihm ein zu jeder Stunde bereiter Humor, wenn er den Umgang hatte, den er liebte; es gab dann keinen lebhafteren, fröhlicheren Gesellschafter als ihn; Das unterschied ihn vom „Verfolgungwahn". Er war tiefgeistig, gefühlswarm, wohl auch von Trauer erfüllt, doch nicht schwermüthig. Selten habe ich unter „Gebildeten" einen glücklicheren Menschen gefunden. Die Seelenheiterkeit verließ ihn nicht; er ward nach jeder üblen Erfahrung (und wie ist ihm mitgespielt worden!) beim ersten Sonnenstrahl gleich wieder frohgemuth. Wie herzhaft hat er gelacht über den ungewollt tragischen Eindruck, den seine wohldurchdachten Wünsche nach Einrichtung und Lebensart, den sein Mantel, Schirm, Beinkleid oder Bettleinen (Beides nach kneippischer Art hergerichtet) hervorrief, über die Schrecken, die sein Auftreten zuweilen bereitet hatte! Solche harmlose Fröhlichkeit paßte freilich wie die Faust aufs Auge zu dem Bilde des sich abschließenden Men-

schenfeindes, das man für ihn konstruirt hatte. Komoedie der Irrungen!

Was immer Langbehn fühlte und dachte, erblickte und aufnahm, ward lebendig, klar, harmonievoll. Er war gesättigt mit Schönheitliebe und Schönheitgefühl. Sein Auge leuchtete über reinen Kindern, über seelischen Rein- und Feinheiten, die ihm in Kunst und Natur begegneten. Hinter den Coulissen ward seine Gestalt hell. Eine große Liebe hatte er zu armen und einfältigen Leuten, immer zur Wohlthat gesinnt, und zwar zur mühevollen, einerlei, ob sie ein krankes Genie wie Nietzsche oder einen verkrüppelten Idioten anging. Viele Jahre lang suchte er nach einem Maler Juncker, von dem er in Frankfurt einen vortrefflichen Faustcyklus gesehen hatte, und bat mich, Bayersdorfer doch nach ihm zu fragen, nur um ihm womöglich helfen zu können. Alle seine Tugenden hatten eine Grazie, die ein Deutscher selten besitzt; vielleicht in Nachwirkung des zum Theil französischen Blutes seiner Mutter. Sie standen klar getrennt in ihm: der Humor hatte seine Zeit und der Ernst, wie in Dramen Shakespeares; man hat fälschlich den Ernst, dann wieder den Humor bei ihm vermißt, weil er jede dieser Temperamentphasen jeweilig so sprühend bethätigen konnte, daß man deren Gegenspiel gar nicht bei ihm vermuthete.

> Es ist nicht anders möglich, als daß alles Sachliche aus dem Persönlichen hervorwächst; aber es darf nicht beim Persönlichen beharren, sondern muß sich darüber erheben. Langbehn.

Mit seinen ganz ungewöhnlichen Seelenkräften setzte der Rembrandtdeutsche das scheinbar Unmögliche durch. Vergegenwärtige man sich doch, was es heißt, daß ein armer unbekannter Kandidat ohne andere Mittel als die seines Geistes (bei Abfassung des Rembrandtbuches hatte er einen Sommer lang nicht so viel, um ein Pfund Kirschen zu kaufen) eine Achsenverschiebung der deutschen Bildung in die Wege zu leiten unternimmt und diese auch anbahnt. Bald darauf schrieb Harden ungefähr: „Diesem heimlichen Kaiser wollen wir gern folgen." Nicht selten hat Langbehn späterhin Dinge, die mir zuerst unfaßlich erschienen, ganz gegen Erwarten, vermöge seiner unermüdlichen Geisteskraft gut hinausgeführt. Er hielt sich für ein von der Natur nach Rasse und Begabung sehr bevorzugtes Wesen, dem deshalb ganz besondere Rechte und vor Allem Pflichten oblägen. Alles, was er hierüber sagte, war stets gerade und groß, antik und oft kindlich einfach gedacht; er sprach von unseren Geistes- und Kunstheroen, wie ein

Anderer von leiblichen Brüdern und Vettern redet; ihm war der „Weltgeist“ Shakespeare zum Hausgeist geworden. Den bedeutenden Zeitgenossen, welchen er nah trat, erschien Das nicht ungesund; nur schade, daß es dabei doch nicht ohne Verstiegenheiten abging und er Andere dadurch unnöthig vor den Kopf gestoßen hat.

Langbehn übersah übrigens ganz klar die Sonderlage, in welche er durch die Originalität seines Wesens und durch sein Buch versetzt war. Er hatte viel Mißverständniß und Verhöhnung seines Innersten erlebt, oft eitle Neugier an seiner Person dort gefunden, wo er Theilnahme und Mitarbeit an seiner Sache ersehnte; er sah, daß von einem wirklichen Verstehen und Aufnehmen gerade der besten Partien seines Werkes keine Rede war; er haßte das Gefeiertwerden und die heutige Bildungskonvention, er suchte und brauchte Ruhe und Erfrischung für Geist, Körper und Seele; er hatte civile Streitigkeiten, denen er sich persönlich nicht aussetzen wollte; er ahnte voraus (was nach seinem Tode eintrat), daß man den kleinsten Kleinigkeiten seiner Lebensart und seines Charakters höchstes Interesse entgegenbringen und ganz von seiner Sache ablenkende Schlüsse daraus ziehen werde; er wollte nichts von der Welt, fand sein Glück im Verborgensein und nahen Verkehr mit Wenigen: wahrlich konkrete und verständliche Gründe genug für seine Zurückgezogenheit. Anonymität sei Anderen nicht empfohlen; bei Langbehn war sie gebotene Wehr. Sie kostete ihn keine Ueberwindung und viel weniger Mühe, als ein Herausstellen seiner Person, für das er gar nicht geschaffen schien, erfordert hätte. Anonymität war ihm Vorbedingung der „Einsamkeit und Einkehr in sich selbst“, die er den heutigen Deutschen rieth, die er so sehr übte und auf der seine singulare Geistesleistung aufgebaut ist. Ein natürlich empfindender Mensch, sagt er im Rembrandtbuch, könne sich in der veräußerlichten, dem Materiellen zu-, dem Ideellen abgewandten jetzigen deutschen Geselligkeit nicht wohl fühlen. Gottlob, daß nicht alle Guten solchen Gedanken nachleben, sonst würde diese deutsche Geselligkeit ja noch mehr verflachen. Geht aber Einer aus tiefstem Bedürfniß nach Reinigung, Klärung, Heiligung freiwillig ins Exil, um, wie es in „Rembrandt als Erzieher“ heißt, in einer Zeit der „Vergletscherung der menschlichen Seele“ das innerlich Lebendige „in bessere Zeiten hinüberzuretten“, so braucht man Das nicht als leere Phantasterei zu verlachen, sondern darf es als wohlerwogene geistige Pionierarbeit achten. „Respekt vor einer Menschenseele!“ Noch mehr Respekt vor der zweiten großen Zurückgezogenheit des Rembrandtdeutschen, als Gurlitt vor seiner ersten empfand, während welcher das Rembrandtbuch entstand. Dieser Mann wußte, warum und wozu er so lebte. Und Jeder sollte

wissen, daß nur die Einsamkeit gewisse geistige Uebergangsthaten ermöglicht, welche ohne ein Sichabseitsstellen großer Naturen nicht zu Stande kämen. Zu solchen Leistungen berufene Männer sind freilich meist Winkelriednaturen, welche selbst ihres Wirkens Früchte nicht genießen; „vordenkende“ Menschen vom Schlage Langbehns.

Dieser hat auch wesentliche Fehler gehabt und gemacht; er hat das Gute in sich über-, in Anderen manchmal unterschätzt. Welche Fülle von Anregung und Anleitung, welche Wohlthaten, welchen Segen hatte ich durch ihn; und wünschte doch Manches, wozu sein Geist den Anstoß gab, nicht gethan zu haben. Allzu hohe Selbstbewerthung zerstreut die Menschenkraft, statt sie zu sammeln: „Einer ist gut: Gott.“ Immer aber bleibt eine selbst sachlichen Antipoden fühlbare Weihe über des Rembrandtdeutschen Erscheinung. Worin beruht sie? Darin, daß er so treu für die „Wiedergeburt des Gewissens“ gewirkt hat. Wenn es auch ein Irrthum war, Grundsätze der Moralität aus den guten Eigenschaften seines eigenen Wesens ableiten zu wollen und dieses gelegentlich zum Richter zu setzen über Freund und Feind: die reine Absicht der langbehnischen Handlungen, sein unbeirrbarer Eifer für seelische Reform, mußte zündend wirken. Mit ihm wird kaum Einer näher verkehrt haben, der nicht durch ihn besser oder vertieft worden wäre. Er ließ nichts Flaches durch. Thoma, den er ganz früh voll erkannte, betont mit Recht, wie schwer er zu beurtheilen war, und als er einmal ein zu hartes Wort, das mich verstummen ließ, über Langbehn ausgesprochen hatte, zog ers am anderen Tag von selber zurück: sich belastend, an Jenem die Geradheit rühmend. Der Rembrandtdeutsche war der letzte in der Reihe der originaldeutschen Denker und Dichter, welche ein tiefernster poetischer Sinn, trotz vielen Irrungen, im gemeinsamen Ringen nach Licht zu Gewissensschärfern unserer Nation gemacht hat. Seine Mission in dem zum Militär- und Industriestaat gewordenen Deutschland ward ihm schwer genug; sein universaler und feinbesaiteter, sein graziler Geist konnte nicht dauernd athmen in unserer theils preußisch, theils amerikanisch beengten Denk- und Gefühlsatmosphäre; nicht umsonst zog er sich wie Hebbel und Brahms oft in Oesterreichs lindere Luft zurück. Doch er verfolgte die deutschen Geistesereignisse bis 1907 genau und wohnte in letzter Lebenszeit mehrfach Monate lang in Berlin, wo er sich eingehend unterrichtete. Die neuste literarische, künstlerische und sittliche Phase Deutschlands beurtheilte er sehr abfällig; Deutschland sei noch nie so arm an großen Männern und bedeutenden Charakteren gewesen wie jetzt. Vielleicht hier und da zu düster, jedoch „von edlem Schmerz durchzittert um seiner Brüder Schuld“.

Langbehns nie erlahmende, stets neu erfinderische Thatkraft in Besiegung und Umformung der äußeren ihn umgebenden Widerstände war staunenswerth. „Es ist eins der größten Wunder, daß ich noch lebe“, sagte er oft. Seine Leistungen und seine Lebensart bedingen einander. Er studirte viel in Büchern, weit mehr noch in der Anschauung: er ging überall selbst hin, sah Alles selbst an, war stets unter dem Volk zu Hause und hat auf diese Weise eine Methode der Gelehrtenarbeit geübt, die einzig dasteht, die vielleicht nur er leisten konnte. So entstammt Alles, was er in seinem Buch über Venetianisches sagt, einer gründlichen, langjährigen Kenntniß Venetiens. Diese Art des Arbeitens sowohl wie sein Suchen nach wahrhaft guten, unverbildeten Menschen und Volksstämmen hat ihn zu einem beständigen Aufenthaltswechsel geführt. Er hatte sich dafür eine ganz eigene, planmäßige Lebensweise erfunden, welche sich gut bewährte. Er reiste mit vollständigem Bettzeug und manchen häuslichen Einrichtungstücken, deren er bedurfte, miethete sich gern bei schlichten Leuten ein, wo er sich dann zum Theil selbst möblirte und in wenigen Tagen eine gesunde, oft recht behagliche Wohnlichkeit schuf. Da er wegen Magenleidens einer sorgfältig zubereiteten Kost bedurfte, ordnete er eingehend die Art seiner Mahlzeiten an, genoß wenig Fleisch, aber suchte selbst das kräftigste Brot, das beste Obst, den frischesten Salat, den er am Ort finden konnte. Diese Grundzüge waren einfach und fanden oft zauberhaft leicht neue Anwendung, — wenn man ihn respektirte; denn Langbehn hatte eine ungewöhnliche Gabe des Umganges, besonders auch mit Italienern und Franzosen. Anderswo erschienen die ihm natürlich gewordene Vereinigung von norddeutscher Präzision und italienischer Freiheit der Lebensart, seine vernünftigen, aber etwas peinlich zu beobachtenden Wünsche in Bezug auf Gerstengrütze, Gemüse, frische Fische und Dergleichen freilich als Monstrosität. Auch der Schnitt seiner Kleidung und Schuhe war praktisch durchdacht, um den Körper für reichliche Bewegung elastisch und frei zu erhalten, so daß bei flüchtigem Hinsehen keine Abweichung auffiel, der genauer Betrachtende an ihm aber überall individuell durchgegliederte Planmäßigkeit sah. Das ging bis in alle Nuancen der täglichen Gewohnheiten. Mit seinen Erlebnissen wären Bände zu füllen, die bald dem Frohsinn Nahrung geben würden, bald die erschütternde Tragik eines Geistesheroen verkörpern, den die enge, ganz aufs Materielle gestellte Umgebung nicht erfaßt, der als Komet in ihr erscheint und verschwindet, der sich aufreibt im Kampf um ein paar ruhige Fuß Erde, wo er ungestört denken und dichten, singen und beten kann.

Einer, der Gott leugnet, ist wie
Einer, der die Sonne leugnet; es wird
ihm nicht viel helfen: sie scheint doch.
Langbehn; vor 1890.

Die ganze Entschiedenheit seines Wesens bethätigte der Rembrandtdeutsche auf dem empfindungtiefsten, dem Glaubensgebiet. Seine starke und innige Religiösität war von rationalistischer Oede wie von ästhetisirender Neuromantik gleich weit entfernt, Pharisäismus und Frömmigkeitheucheln ihm von der Jugend bis zum Tod verhaßt. Ich habe Langbehns Entwickelung zur Katholischen Kirche hin mit durchlebt und kann bezeugen, daß seinem Eintritt in diese Kirche keine krankhafte träumerische Sucht, sondern eine kerngesunde Neigung zu wahrer, natürlicher Frömmigkeit, ein ganz gewaltiger Zug seines Geistes zum Ewigen hin zu Grunde lag. Er that den bedeutsamsten Schritt seines Lebens, nach langer Prüfung und freier Forschung, ganz klar über jede Konsequenz seiner Handlung. Er ist in ruhiger Stetigkeit katholisch geworden (über die ersten Phasen dieser Bahn kann man in dem seit der siebenunddreißigsten Auflage dem Rembrandtbuch eingefügten Kapitel „Katholizismus“ nachlesen), trotz seinem Feuergeist so bedachtsam, daß ich, nach Kenntniß des gleichen Thatsachenkomplexes, der Konversion früher geneigt war als er. In der offensichtlichen Glaubensübung ging er, was bei Neophyten nicht selten ist, weiter, als die Kirche empfiehlt, zumal kurz nach seinem Eintritt. Sein Eifer und seine Inbrunst wirkten ergreifend, so daß Manche in ihm einen Heiligen sahen, während Anderen auch hier die unentwegte Bethätigung seiner Gefühle überspannt vorkam. Er war weder „un santo“, noch „religiös wahnsinnig“, aber ein völlig überzeugter Katholik, der die Stärken und Schwächen seines leidenschaftlichen Einsiedlergeistes auch auf dieses Gebiet übertrug.

„Ich wandle wie ein Trunkener,
Vor Liebe trunken zu Gott;
Ich scheine ein Wahnversunkener,
Was kümmert mich der Spott?“

dichtete er um 1900, zu jener Zeit, in der Katholiken die glühende Andacht dieses Konvertiten nicht zu fassen vermochten, der so seltsam tief furchte.

Zart, rein und im guten Sinn voll Einfalt war seine Inbrunst, herb aber wurden seine Worte über viele Schäden heutigen katholischen Lebens auch nach unumwundener Annahme der katholischen Lehre, so herb, wie kaum Einer sie aussprach. Er schätzte eben den Charakterwerth der Menschen gar nicht nach ihrer konfessionellen Zugehörigkeit, sondern nur nach ihrer inneren Wahr-

haftigkeit ein und beurtheilte gewissenhafte Ungläubige, die konkrete Religion bona fide als ein Trugbild betrachten, günstiger als die Katholiken, die dem Glauben nicht aufrichtig nachleben.

Die Veröffentlichung des Rembrandtbuches ist der erste, der Eintritt in die alte christliche Kirche der zweite Kristallisationpunkt in Langbehns Leben. In seiner ersten Periode war seine Moral, obwohl sie stets einen religiösen Einschlag trug, ihrem Schwergewicht nach auf Persönlichkeit und Rasse gegründet. Später lebte und starb er dafür, daß der Maßstab der Moral nicht in unserem Eigen- und Ehrgefühl, sondern in Gott, in Jesus Christus und der von ihm geoffenbarten Religion zu suchen sei: eine Erkenntniß, die ihn ganz durchdrang und ihm die Kraft wie Gnade verlieh, seinen zu Extremen neigenden Geist leichter als bisher in Schranken zu halten, wenn ihm Dies auch nicht in allen seinen Handlungen vollkommen gelang. Langbehns sittliche Tendenz bewegt sich seit 1890 auf einer fortschreitenden Linie: schon damals forderte er das deutsche Volk auf, sich wieder „in den Dienst des Ewigen" zu stellen. Während er aber erst vermeinte, daß dem deutschen Wesenskern die Hauptfunktion an der Welt Genesung zu Theil werden sollte, stand ihm später fest, daß diese nur durch das tief und voll und wahr erfaßte christkatholische Wesen, unter Einbeziehung des gesunden deutschen Geistes, möglich sei. Diese Hauptthese der zweiten Periode Langbehns sei hier nur nackt hingestellt; es ist ganz klar, daß sie den meisten Lesern dieser Zeitschrift absurd und krankhaft mystisch erscheinen wird. Ist aber Einer darunter, der die Argumente der zahlreichen bedeutenden Konvertiten germanisch-angelsächsischen Stammes von Rumohr und Stolberg an nach den Quellen kennt? Das Problem des Altchristenthums ruht erheblich tiefer, als das heutige Neuheidenthum bisher erfuhr; Das werden auch Langbehns Worte, die man hören, und der eingehende Bericht über sein religiöses Leben, der folgen wird, darthun. Er stand übrigens in regem Verkehr mit bedeutenden katholischen Männern, so in Jahre langem Briefwechsel mit dem Bischof von Keppler in Rottenburg. 1903 sah und segnete ihn Leo XIII.

Unermüdliche innerliche Arbeit und äußerliche Schwierigkeiten, die ihn von Kindheit an begleiteten, haben den Rembrandtdeutschen vorzeitig aufgezehrt. Er war ein rastloser Denker. „Wie viele Tagesstunden arbeiten Sie?" fragte ihn einst Gurlitts Schwester. „Ich arbeite immer", war Langbehns wahrheitgetreue Erwiderung. Er kannte kein geistiges Pausiren, sondern behielt ständig Alles im Kopf, vom Erhabensten bis zum Kochgeschirr. Wie schaffende Musiker setzte er sich oft über die Tagesordnung hin-

weg. Noch im Winter auf 1907 benutzte er die nächtlichen Morgenstunden zur Geistesarbeit. Seinem alten Grundsatz „die Sache, nicht die Person!" folgend, hat er nie daran gedacht, Etwas seiner selbst wegen bekannt zu geben. Er blieb anonym, doch nicht wirkungslos. In religiösen Zeitfragen hat er ohne Nennung seines Namens nach 1900 thatkräftig mitgewirkt und sein Credo deutlich niedergelegt. Auch schuf er Poesien von höherem Werth als die meisten der früheren, welche, was man damals nicht ahnte, als Unterlage für Melodien gedacht sind. Ueber moderne Malerei haben wir seit etwa 1900 oft mitsammen gearbeitet und geschrieben: zuweilen griff er in meine kunstkritischen Konzepte korrigirend ein, zuweilen formte er das Ganze um und gab ihm vertieften Gehalt; dann haben wir gemeinsam nachfeilend jeden Satz durchberathen. So ist die im „Kunstwart" 1905 veröffentlichte Abhandlung „Die mittlere Linie" zum großen Theil als eine Arbeit Langbehns anzusprechen, vor Allem, was den Duktus des Ganzen und die Verve der Polemik angeht, welche ich hier und da gemildert wünschte. Auf sein ausdrücklichstes Begehren und weil sonst keine Möglichkeit vorlag, diese Anschauungen bekannt zu machen, verstand ich mich dazu, sie vorläufig mit meinem Namen allein zu publiziren. Ein ganzes, freilich noch ungeordnetes Buch gemeinsamer Arbeit über den „Mutterboden des Nationalen", über deutsche Art in der Kunst liegt vor; und ich bin froh, bei der künftigen Veröffentlichung endlich den Namen des geistig weit überragenden, fast zwei Jahrzehnte älteren Freundes dem meinen voranstellen zu dürfen.

Sie haben einen guten Mann begraben.
Und mir war er mehr. Claudius.

Als Langbehn nach dem Erscheinen seines Werkes einige Monate lang durch Deutschland reiste, um Freunde für die von ihm angestrebte deutsche Bildungreform zu werben, da hatte ich zuerst die Ehre und Freude seines Besuches. Im folgenden Sommer 1891 sah ich ihn wieder bei mir in Deezbüll, dann auf Sylt, dann in Vierlanden, dann in Marienbad; wir schrieben uns häufig und bald wars mir wie selbstverständlich, daß ich mich meinem so bedeutenden und alleinstehenden Landsmann, den ich als solcher leicht verstand, geistig anschloß. Er hat mich in schweren Tagen mit seiner ganzen Kraft gestützt und emporgehalten; ist habe ihn auf vielen Reisen, die von Dänemark bis Teneriffa reichten, begleitet und er hat bis ans Ende Freud und Leid mit mir getheilt.

Freundschaft war ihm etwas viel Heiligeres und Tieferes als den meisten Zeitgenossen. Er faßte sie als durchaus edle, reinzuhaltende Seelengemeinschaft. Vielfach ward erwähnt, daß Lang-

dehn viel (oft zu viel) vom Freunde forderte, noch kaum, was er als solcher leistete. Aber Beides entsprach sich. Es war ihm natürlich, für den Freund wie für sich selbst zu handeln. Er scheute keine Arbeit, Mühe, noch so große Unbequemlichkeit, wenn es des Anderen Wohl galt, ob es sich nun um die größten geistigen Dinge, oder um die kleinsten leiblichen handelte. Was immer er zu geben hatte, Das wollte er dem Freunde geben. Noch ein paar Wochen vor seinem Tod stieg er, ohne mein Wissen, von Krankheit matt hoch in ein Haus hinauf, mir ein Quartier zu suchen. Mit bewegten Worten dankte ihm einst Leibl für Das, was er ihm war; Andere wußten thränenden Auges davon zu erzählen. Er selbst, der spröde schien, sehnte sich nach warmherzigen Liebeserweisen und war zuletzt noch dankbar gerührt über einen guten Bayern, der ihm im rosenheimer Bahnhof, kurz vor seinem Tod, eine kleine Freundlichkeit erwies. Seine letzte Krankheit war von einem münchener Arzt für eine Form der ihm nicht ungewohnten Influenza erklärt und ein Aufenthalt in Italien empfohlen worden. Er starb, ehe er über die Berge kam. Ich glaubte nicht an nahen Tod; er war trotz seiner feinen Besaitung stets kräftiger gewesen als ich und hatte sich nach Krankheitwochen immer wieder schnell erhoben. Nun aber konnten weder die gewünschte völlige Ruhe noch die gewohnte Körperpflege ihm helfen; ein schweres Innenleiden war nicht erkannt worden. Das Herz ward schwach und plötzlicher Schmerz zerbrach ihn. Kurz vor dem Sterben erhielt er ein Antlitz wie das eines schönen fremden Jünglings, blickte vergeistigt empor und schied schweigend hinüber.

Er starb, wie er lebte. Ich möchte sein Ende nicht traurig nennen, wenn es auch große Gedanken jäh unterbrach. Wenige Tage nach seinem Verscheiden umstand die ganze Dorfgemeinde in Puch sein offenes Grab. Vor Jahren war ich mit ihm auf einem Ausflug dort auf der Höhe gewesen. Er hatte von der hier begrabenen heiligen Einsiedlerin Edigna gelesen und wollte, getreu seinem Grundsatz, Alles an Ort und Stelle zu prüfen, deren Stätte besuchen. Dabei sagte er: „Wenn ich sterbe, hier möcht' ich begraben sein“. Und so ward es. Sein Leib fand eine schöne, friedliche Ruhstatt unter der selben uralten Linde, die einst einer dorthin geflüchteten französischen Fürstentochter zum Asyl gedient hat. Der Pfarrer sprach nur wenige hierauf Bezug nehmende Worte; er wußte fast nichts von dem Verschiedenen, aber dennoch klang aus seiner Leichenrede eine Ahnung davon, daß hier eines Helden Gebeine gebettet wurden.

München. Momme Nissen.

Der neue Besen.

Frau Zapletal brauchte einen neuen Besen. In ihrer Stellung war Das keine so einfache Sache, wie man gewöhnlich annehmen möchte. Frau Zapletal war nämlich Scheuerfrau in einer staatlichen k. k. Fachschule. Diese Schule wieder unterstand, mit vielen anderen Aemtern, einem neugegründeten Aufsichtamt, das im Volksmund den Namen „Besenamt“ führte. Den Namen leiteten Manche von dem bekannten Satz ab, daß neue Besen gut kehren. Sanguiniker meinten, daß man in allen Aemtern aufräumen und viel alten Staub hinauskehren werde. Die nächstliegende, darum wenig beachtete Erklärung war, daß diesem neuen Amt die ganze Wirthschaftgebahrung, das Prüfen und Bezahlen aller nothwendigen Anschaffungen, also auch alle Bürsten, Besen und ähnlicher Hausrath, unterstellt waren, die in den übrigen öffentlichen Aemtern und Anstalten gebraucht wurden. Darum war nun der neue Besen, den Frau Zapletal brauchte, keine so einfache Sache. Sie war sich der ganzen Tragweite eines solchen Wunsches bewußt. Denn sie empfand als „k. k. Aufwaschweib“, wie sie ihrem Schwiegersohn oft erklärte, wenn er eine ihr Ansehen in Frage stellende Bemerkung machte. Zunächst zog Frau Zapletal den Portier, ihren Protektor, ins Vertrauen.

„Herr Purtier, ich brauch' ich neuche Besen.“

„So, so. Is schwere Sache, Frau Zapletal; bei der Theuerung! Was kostet denn so ein Besen?“

„Zwa Gulden fufzig, Herr Purtier.“

„So, so. Alsdann heißt es: fünf Kronen. Gulden is nicht mehr verstaatlicht und gestattet. Merken Sie sich Das, Frau Zapletal. Is sehr theuer.“

„Ise sich nix theier, Herr von Purtier, ise sich schene Besen, wies gehert für k. k. Fußböden.“

„Ja, ja, der Fiskus! Aber Das verstehen Sie nicht, Frau Zapletal. Alsdann machen wir eine Eingabe für den Herrn Kaiserlichen Rath zum Unterfertigen. Ich werde mit dem Wenzel sprechen. Der hat eine schöne Schrift und schöne Worte und macht Ihnen die Sache geschwinder, als wenns durch den Herrn Offizial ginget. Aber es liegt nicht in meinen Agenden, Frau Zapletal, daß ich mit dem Herrn Wenzel spreche. Und für meine Protektion und das Stiegensteigen müssen wir schon ein Fufzigerl zurechnen. Umsonst is nur der Tod. Und Der kost' eine Unmenge. Alsdann sagen wir: fünf Kronen fünfzig Heller kostet der neue Besen. Seien Sie unbesorgt, Frau Zapletal, ich werde die nächsten amtlichen Schritte schon unternehmen.“

Der Portier sprach mit dem Diener Wenzel, der sich bereit erklärte, das nothwendige Schriftstück zu verfassen. „Aber wissens; Dös geht nit aso. Sag'n Sies der Frau Zapletal: mei Zeit is kostbar. Und

dann die Tinten! Ma' glaubts nit, was so a Tinten heutigen Tags kost'. Besonders die Amtstinten. Also sag'n Sies der Frau Zapletal: der Besen kost' sechs Kronen fufzig."

Bald darauf wurde Frau Zapletal zum Kaiserlichen Rath befohlen.

„Bitt', küß' d' Hand, Herr Rath, kaiserliches."

„Also, was wollen Sie, liebe Frau?"

„Bitt, Herr Rath, kaiserliches, ich muß ich wieder hineingehen." (Mit dem „Hineingehen" wurde immer der Gang in das bewußte Zahlamt gemeint.)

„So. Das ist recht lästig, daß Sie wieder hineingehen müssen. Erst beim letzten Wochenlohnholen haben Sie drinnen im Vorzimmer drei Stunden gewartet. Das macht bald einen halben Arbeitstag, den Sie da wegbleiben. Also Sie brauchen einen neuen Besen, wie ich sehe. Ja, da läßt sich nichts machen."

Der Herr Rath hatte schon manchen Scheuerlappen, manches Wischtuch aus eigenen Mitteln gezahlt, um dem Amt und den Leuten solchen Zeitverlust zu ersparen. Aber vor einem Besen machte er Halt. Das ging denn doch nicht.

„Sagen Sie, Frau... Wie heißen Sie?"

„Ich bin ich selbe die Marianka Zapletal, eine Witfrau, bitt' Herr Rath, kaiserliches."

„Also, Frau Zapletal, die Frau Mayer wird wohl auch bald einen neuen Besen brauchen?"

Energisches Kopfschütteln. „Nei, braucht sie nix. Frau Mayer hat Besen meiniges, bitt'."

„Aber wenn der schon schlecht ist..."

„Bitt', ise sich noch gut genug für Frau Mayer, was hat nur untere Stufen zum Bekehren, wo ise Purtier und Wenzel und Bedienung. Ich hab' ich höhere Stiegen, wo ise sich Herr Rath, kaiserliches, und Herren Biamten. Muß ich hab'n feinere Besen fir nobliges Leut' und höhere Stufen. Wird aba lang halt'n, lang!"

„Aber der alte Besen wird doch bald schlecht werden. Oder Sie brauchen eine Bürste, eine Schaufel oder was weiß ich sonst. Kurz: ich kann die ewige Lauferei hinüber nicht leiden; ich werde also den Schein mit zwölf Kronen für den Besen unterschreiben, Sie bekommen Ihre sechs Kronen und eine halbe und das übrige Geld hebe ich für die nächste Anschaffung auf. Verstanden?"

„Bitt', wird aba Herr Rath, was ise drin im Amt, sag'n, ise sich zu theier fir neuche Besen."

„Das versteht Der doch nicht."

„Bitt', ise sich verheirathet. Wird Frau seiniges frag'n."

„Ein Amtsbesen geht die Frau nichts an", sagte der Kaiserliche Rath (der nicht verheirathet war).

Frau Zapletal zog, Böses ahnend, mit ihrer unterschriebenen

Anweisung ab. Das Vorzimmer im „Besenamt“ vertrat bei ihr schon die Stelle, die Klub- oder Kaffeehauszimmer bei den Anregung suchenden wohlhabenden Frauen einnehmen. Für dieses Mal hatte sie dort ein Rendezvous mit ihrer Kollegin, Frau Bertosch, verabredet und kehrte nach einigen Stunden, sehr munter, mit den zwölf Kronen zurück. Auch ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Und mit innerlichem Triumph konnte sie berichten, daß der Besenpreis wirklich beanstandet worden sei und eine Kommission kommen werde, um diesen kostspieligen Besen anzusehen. Was der Herr Kaiserliche Rath bei solcher Meldung in den Bart murmelte, konnte sie nicht verstehen. Doch war es, nach seinem gereizten Gesichtsausdruck, jedenfalls kein Segensspruch.

Nun vergingen einige Tage, die nichts an der gewöhnlichen Amtslebensweise änderten. Des Herrn Rathes Mienen erhellten sich allmählich wieder. Und abermals einige Tage später kam ein merkwürdiger Kasten mit langem, aufwärts stehendem Stock ins Haus. Der wurde in das Zimmer des Rathes geschafft. Im Innern des Kastens waren Borsten und Bürsten, von unheimlicher Beweglichkeit, zu sehen, die Frau Zapletal sehr beunruhigten.

„Alsdann: Das ist eine Teppichkehrmaschine“, sagte der Portier.

„Heiliger Pepinko, ise sich unheimlich“, stöhnte Frau Zapletal. „Eine Maschin', Heiliger Wenzlitschko! Ich hab' mich so eine Angst.“

„Seins nur ruhig“, tröstete der Portier. „Der Herr Rath hats zu sich bringen lassen. Derselbe wird eigenhändig auskehren wollen. Das thut man jetzt für die Bewegung und für die Hyäne. Aber Das verstehen Sie nicht, Frau Zapletal. Thun Sie nur weiter Ihre Pflicht erfüllen und es wird Ihnen an nichts fehlen.“

Von dem merkwürdigen Kasten wurde auch wirklich weiter nicht gesprochen. Er stand unbenutzt in der Ecke und Frau Zapletal machte immer einen Bogen um ihn. Bis ihr eines Tages der Herr Rath den Wunsch aussprach, man möge am nächsten Morgen den Staub in seinem Zimmer liegen lassen.

Am Vormittag erschienen einige Herren, die der Portier feierlich hinaufbegleitete. Der Diener Wenzel konnte sichs nicht versagen, ein Wenig zu horchen. Aber er hörte nur Uninteressantes. Die Herren begrüßten einander so warm und freundschaftlich, daß er schon zweifelte, ob es wirklich die erzürnte „Besen-Kommission“ sei.

„Was sagen Sie, lieber Kollega,“ so ließ sich der Herr Rath von „drüben“ vernehmen, „zu der Schulgeschichte in Niederndorf? Die Klasse wird auf vier Wochen gesperrt, weil einige Kinder die Krätze haben. Es dauert vier Wochen und drei Tage, vier Wochen und vier Tage, es dauert endlich fünf Wochen, — und der Unterricht fängt noch nicht an. Nachfrage. Untersuchung. Der Lehrer steckt sich hinter den Arzt. Beide erklären: Die Kinder sind noch nicht hergestellt. Da bin ich aber dreingefahren! Die Krätze darf nach der Amtsvorschrift nur dreißig Tage dauern. Strafantrag natürlich!“

„Ja, jetzt herrscht ein Geist der Auflehnung und Selbständigkeit. Denken Sie, was mir neulich passirt. Kommt Einer der Rechnungbeamten um einen dreiwöchigen Urlaub ein! Ein Rechnungbeamter um Wochenurlaub! Habs natürlich gleich mit einem Vermerk zurückgehen lassen: ‚Rechnungbeamte bekommen nur Tagesurlaub!‘ Warum kann er nicht schreiben ‚Einundzwanzig Tage‘, wie es Amtsbrauch ist?“

„Das ist noch gar nichts, Herr Kollega. Ich bitt' Sie: bei uns wollt' neulich ein Ministerial-Vice-Sekretär im Bureauzimmer zwei Handtücher in der Woche haben statt des bewilligten einen. Ich bitte Sie! Ein Ministerial-Vice-Sekretär! Was würde es kosten, wenn man solche Neuerung progressiv überall einführen wollte! Und Das müßte man doch. Nicht auszudenken! Und wir müssen sparen! Sparen, meine Herren! Und nicht einmal eine Eingabe macht der Mensch! Fordert nur, mir nichts, Dir nichts, zwei Handtücher. Aber weil wir beim ‚Sparen‘ sind: Herr Rath, die letzte Besenrechnung bei Ihnen ...“

„Ich weiß“; der Kaiserliche Rath, der sich wenig ins Gespräch gemischt hatte, ging auf den Kasten zu. „Was Sie hier sehen, meine Herren, ist kein einfacher Besen, sondern eine Teppichkehrmaschine. Gewöhnlich kostet sie fünfzehn Kronen. Zwölf wären dafür ein niedriger Preis.“

Der Herr Rath setzte den Apparat eigenhändig in Bewegung und kehrte im Schweiße seines Angesichtes das Zimmer. Dann wurde die gesammelte Staubmenge einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Allgemeine Befriedigung. „Famos! Das müssen wir entschieden bei uns auch einführen“, sagte der Herr Rath vom „Besenamt“. „Wird wohl schwer gehen; zwölf Kronen ist viel. Wissens was, Herr Offizial: schreiben Sie eine Eingabe an mich und lassen Sies noch von einigen Herren befürworten, daß ich sie genehmigen kann. Also unsere Aufgabe hier wäre jetzt erledigt. Wir können gehen, meine Herren. Servus, Herr Kollega! Es war sehr schön und hat mich sehr gefreut.“

„Bitte, ganz meinerseits! Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Am nächsten Tage ging die Teppichkehrmaschine mit einem sehr höflichen Schreiben des Kaiserlichen Rathes an die Fabrik zurück. Er danke und bedaure, daß die treffliche Maschine, die er sich zur Ansicht schicken ließ, für seine Räume doch nicht ganz geeignet sei; auch etwas zu theuer für das sehr belastete Budget. Der Herr Rath Kriwitropel sei indessen nicht abgeneigt... Und so weiter.

Frau Zapletal, die den ganzen Vorgang und Zusammenhang nicht recht verstand, fühlte sich sehr erleichtert, als sie ihr Amt wieder in Frieden und Ruhe, ohne drohende Maschine, versehen konnte. Der Rest des Geldes lag für neue Anschaffungen in der Kasse. Und der neue Besen, den sie, nach den nothwendigen Abgaben, gekauft hatte, kehrte wirklich sehr gut.

Wien. Helene Migerka.

❦

Selbstanzeigen.

Künstlerelend und Künstlerproletariat. Verlag Maritima.

Das Buch entstand aus der Erkenntniß, daß eins unser edelsten Güter, die Bildende Kunst, entwerthet werden muß, wenn das soziale Niveau ihrer Vertreter in dem selben Tempo weiter sinkt, wie es in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Ich habe nachgewiesen, daß neunzig Prozent aller Künstler nicht von ihrer Kunst leben können, also, wenn sie nicht Renten beziehen, zum Proletariat zu rechnen sind. Die Ursache dieses unhaltbaren Zustandes glaube ich in der allgemeinen Abkehr von den Idealen zu erkennen, in dem übermäßigen Interesse der Kunstkäuferkreise für Werke toter oder ausländischer Künstler, in der Ueberschwemmung des Marktes mit minderwerthiger und dilettantischer Waare. Weitere Gründe finde ich in der Unzulänglichkeit des Kunsthandels, der Ausstellungen und Wettbewerbe, der falschen Handhabung der Stiftungen, im Zwiespalt der Kunstgenossenschaften und im verkehrten Unterricht. Ich fordere die Organisation aller bildenden Künstler, aber auf rein wirthschaftlicher Grundlage. Und da ich weiß, daß die Künstler, als asoziale Wesen, solche Vereinigung nie selbständig schaffen und sichern werden (haben sie doch da, wo sie sich zusammenthaten, immer nur Kampforganisationen geschaffen), so wünsche ich, daß die Organisation den Künstlern vom Staat aufgezwungen oder von thatkräftigen Kunstfreunden als Geschenk gebracht wird. Zu den Hauptaufgaben solcher Organisation gehören: die materielle Fürsorge für den Künstler durch Versicherungen aller Art, Regelung des Absatzes, Betheiligung des Urhebers am Werthzuwachs älterer Werke, Schutz der heimischen Produktion durch Zölle, Verringerung der Herstellungskosten durch Eigenbetrieb, Schaffung einheitlicher Bestimmungen für Ausstellungen, Wettbewerbe und Stiftungen, Verbesserung des Jurywesens. Dr. Joachim von Bülow.

Marokko deutsch?

Auf dem festen Grund eigener Erfahrungen im Lande, dessen Charakter und Bewohner ich kurz schildere, führe ich den Wunsch der Alldeutschen Partei, Westmarokko deutsch werden zu sehen, ad absurdum. Ich betone die großen Gefahren einer solchen Erwerbung, ohne zu verkennen, daß Marokko für unseren Bevölkerungüberschuß das geeignetste Abflußland ist. Das kann es aber auch unter Frankreichs Oberhoheit sein, denn Frankreich wird sehr bald in den Nachbarländern um Kolonisten werben müssen, da es sich ja selbst immer mehr entvölkert. Die Aufgabe des Deutschen Reiches muß diesen Auswanderern ihre Nationalität wahren, was durch die Beseitigung des Artikels der Reichsverfassung geschehen kann, wonach jeder Deutsche, der zehn Jahre ununterbrochen im Auslande lebt, seine Staatsangehörigkeit verliert, und dadurch, daß sich Deutschland die Gerichtsbarkeit über seine Landeskinder in Marokko vorbehält. Dr. Joachim von Bülow.

Würzburg im Taumel. Verlag A. R. Meyer, Berlin.

Ich habe versucht, in diesen Strophen, Liedern, Legenden und Knüttelversen das Bild einer Stadt künstlerisch festzuhalten, der ein bester Theil meiner Jugend gehört. Wenn aus dem persönlichen Reiz meiner „Gelegenheitsdichtung" einem anderen Leser die alte Mainbrücke, die letzte Hexe Maria Renata Singer, Boxbeutel und Karneval, die Namen Tiepolo und Riemenschneider und (Verzeihung!) auch Bonifazius Kiesewetter lebendig werden sollten, so hat mein kleines Buch vollauf seinen irdischen Zweck erfüllt. Mir war es eine frohe Befreiung von tausend wirbelnden Erinnerungen, die ich nicht missen möchte. Die kleine Luxusauflage, abgezogen auf Schafsfell, gebunden in Kalbspergament, war schon vor Erscheinen des Buches vergriffen.

Berlin-Wilmersdorf. Alfred Richard Meyer.

Marokko-Rückzug? Karl Curtius in Berlin. Preis 50 Pfennige.

Die Brochure ist eine Verarbeitung von Zeitungartikeln, die ich in den letzten Wochen über die Marokkofrage geschrieben habe; ganz neu sind Einleitung und Schluß. Sie beabsichtigt das Selbe, was die Zeitungartikel beabsichtigten: die Bedeutung unserer Marokkopolitik in das mich richtig dünkende Licht zu rücken und so auf die Ansicht des gebildeten Lesers einzuwirken. Die Politisirung der Gesellschaft scheint mir nur durch die Lehre markanter Fälle möglich: daß unsere beispiellose Marokkopolitik dazu angethan ist, diese Politisirung zu fördern, giebt ihr eine Bedeutung, die weit über die des (an sich wichtigen) Einzelfalles hinausgeht. Das Büchlein bietet keine schwere Lecture; ich hoffe aber, eine anregende. Eine aufreizende? Auch damit wäre ich zufrieden. Johannes W. Harnisch.

Alles oder Nichts. Kanzelreden über Ibsens Schauspiele, gehalten in der Martinikirche in Bremen. Verlag „Die That" in Leipzig. 3 Mark.

Man ist im Allgemeinen gewohnt, von den Kanzeln herab Reden zu hören, die Stellen und Abschnitte aus der Bibel behandeln, deren Gedanken lediglich weiter ausgeführt werden. Hier in Bremen ist längst mit dieser Sitte gebrochen worden. Schon durch den geistvollen Prediger an Sankt Martini, Moritz Schwalb, der die Vorherrschaft der Orthodoxie in unserer Stadt brach, und nach ihm durch Albert Kalthoff. Auch ich, der Nachfolger dieser Männer, habe, wie die anderen „Radikalen", daran festgehalten, meine Texte der gesammten Literatur zu entnehmen. So habe ich versucht, in sechzehn Kanzelreden die religiösen und sittlichen Werthe aus Ibsens Schauspielen herauszuholen. Ein Erbauungbuch soll diese Schrift sein und zugleich eine Einführung in Ibsen. Der nordische Dichter ist ja auch heute noch viel umstritten und Mancher denkt eben so wie ein bekannter süddeutscher Professor der Philosophie, der mir schreibt: „Ibsen hat mir nie Etwas ge-

geben und nie für mein inneres Leben Bedeutung gehabt. Erst jüngst hat mich wieder der Baumeister Solneß vom Theater herab geradezu abgestoßen". Ich kann Das verstehen: Ibsens Stücke dürfen, mit wenigen Ausnahmen, gar nicht aufgeführt werden, sind vielmehr als Bekenntnisse und Erbauungbücher zu werthen; sie führen uns Menschen vors Auge, die sich mit unseren Lebensproblemen auf ihre Art abmühen. So habe ich die Schauspiele aufgefaßt. Besonders habe ich mich gegen die Meinung gewandt, die in den symbolischen Gestalten der Dramen anormale Menschen mit krankhaften Leidenschaften sehen will.

Bremen. Emil Felden,
Pfarrer an Sankt Martini.

Geldsorgen.

Daß deutsche Sparkassen gestürmt werden könnten, weil das Publikum für die Sicherheit seiner Gelder fürchtet, galt bis vor Kurzem noch als Hirngespinnst. Seit zwei Wochen ist es Ereigniß. In Stettin, Königsberg, Aachen, Essen, Friedrichshagen gab es einen Aufruhr der Sparer. Vor den Schaltern der öffentlichen Sparkassen drängte sich das um seine Groschen bangende Volk und die entsetzten Kassirer sahen eine Mauer von Sparkassenbüchern vor sich, die honorirt werden sollten. Der Aufruhr in den sonst so stillen Gemüthern der kleinen Rothschilds war durch das Marokkogespenst bewirkt worden. Die Nerven haben ihre Spannkraft verloren und die Sparkassen mußten es büßen. Nicht die Banken. Diese Thatsache lehrt die psychische Beschaffenheit beider Kundschaftsorten erkennen. Man hat oft beklagt, daß zu den Banken Leute gehen, die eigentlich den Sparkassen zulaufen müßten. Ihre Zahl kann aber nicht so groß sein, wie man vermuthete; denn keine Depositenkasse hatte von einem Run zu berichten. Der Kunde der Bank ist, wenn er auch oft im Urtheil versagt, elastischer als der an strenge Zucht gewöhnte Sparkassenklient. Der Verkehr mit dem Werthpapier, der vollkommensten Offenbarung des Kapitalismus, befreit den Geist von Vorurtheilen über die Lebensbedingungen des Geldes; die Sparkasse fordert keinerlei wirthschaftliche Erkenntniß. Den Gegensatz, der sich in der Vorherrschaft der Depositenkasse in Deutschland und dem Imperium der Sparkasse in Oesterreich-Ungarn ausdrückt, habe ich hier schon gezeigt. Für die reinen Sparkassenländer ist die neuste Erfahrung nicht ermuthigend. Das geängstete Publikum fürchtete, die Kassen würden, im Fall eines Krieges, ihre Thore schließen und kein Geld mehr herauslassen. Die 16 Milliarden, die in deutschen Sparkassen ruhen, galten also in den Augen der Furchtsamen als Kriegsfonds. Wohl dem Staat, der ohne Weiteres

die Hand auf die Spartöpfe des Volkes legen könnte. Ueber die Gewohnheiten aber, die im Dreißigjährigen Krieg herrschten, ist man heute doch schon hinaus; die Sparkassen wären selbst vor dem Feind sicher. Amtliche Erklärungen sollten dem erschreckten Bürger die Ruhe wiedergeben. Vergebens. So mußte man sich mit der tröstenden Gewißheit begnügen, daß die Sparkassen in Bereitschaft sind und alle Ansprüche befriedigen können. Das war die erste Feuerprobe, die Marokkos wegen nöthig wurde. Die wirthschaftliche Bildung des deutschen Publikums aber hat sich nicht bewährt. Da wird mit heißem Bemühen für Aufklärung gesorgt; unermüdlich an der Depositenfrage herumgedoktort und die Sparkasse als ideales Schutzwehr für den Strom des Vermögensüberschusses gepriesen; der Gegensatz zwischen Bank und Sparkasse unterstrichen: und schließlich wird die Kasse behandelt wie eine Spekulantenfirma gefährlichster Sorte. Man bedenke, welchen Eindruck solche Kopflosigkeit im Ausland machen muß. Wird man da noch länger an die „finanzielle Kriegsbereitschaft“ des deutschen Volkes glauben? Auch das Ansehen gehört mit zur Aktivmasse.

Die Rückforderungen aus den Sparkassen hatten auch auf den Geldmarkt eingewirkt. Die Anstalten, die noch nicht von der Kundschaft belagert waren, mußten dennoch vorsorgen; weil Massensuggestionen leicht epidemisch werden. Sie hielten also ihre Gelder von der üblichen Bethätigung im allgemeinen Geschäftsverkehr zurück und bewirkten damit ein Anziehen des Privatdiskonts, da dem Angebót von Wechseln das Asyl der Sparkassen fehlte. Der Privatwechselzinsfuß erreichte den Stand des Reichsbanksatzes: und die Frage nach einer Diskonterhöhung tauchte auf. Daß sie zunächst nicht bejaht zu werden brauchte, war der günstigen Verfassung der Centralbank zuzuschreiben. Dem Geldmarkt aber wurden noch andere Kraftproben zugemuthet. Im Ausland suchte man ihn durch phantastische Ziffern von fremden Guthaben, die angeblich verschwinden würden, zu diskreditiren. Wieder sahen wir das Spiel, das wir beim Abschluß der letzten türkischen Anleihe erlebt hatten. Damals hieß es, Frankreich werde seine Gelder in Deutschland kündigen; mindestens 250 Millionen. Damit kommt man heute nicht mehr aus: jetzt sind es gar 700 Millionen, die aus den Kassen der deutschen Banken verschwinden werden. Das wäre etwa der fünfte Theil der fremden Gelder, mit denen die berliner Großbanken arbeiten. Auch Rußland soll die Absicht haben, die deutsche Finanz, in erster Reihe also das Haus Mendelssohn, seiner Guthaben zu berauben, um den Franzosen einen Dienst zu erweisen. Und der Clou ist ein finanzieller Dreimächtebund gegen Deutschland. Solche „Informationen“ werden in London fabrizirt und in Deutschland geglaubt. Jeder halbwegs Verständige müßte doch wissen, daß Frankreich sein Geld nicht aus Freundschaft der deutschen Finanz gelassen hat, sondern aus „schnöder Gewinnsucht“ an deutschen Zinsen mitschmaust. Und der Russe denkt erst recht nicht daran, die erprobten Beziehungen zum deutschen Geldmarkt leichtsinnig zu lockern. Wie wenig

Aufmunterung die russischen Chauvins im Lande selbst finden, hat das Ergebniß ihres Aufrufes zur „Nationalisirung der russischen Wirthschaft“ gezeigt. Der Finanzminister gewährte ausländischen Firmen Minenkonzessionen und erklärte den Patrioten, daß er gar nicht daran denke, fremdem Kapital die Thür zu verschließen. Warum wohl?

Noch hat Deutschland stets seinen Verpflichtungen zu genügen vermocht. Was gezahlt werden mußte, ist geräuschlos gezahlt worden; und die Minderung der Verbindlichkeiten bessert unsere Zahlungbilanz. Bald aber wird der deutsche Markt von ausländischen Geldern überschwemmt werden, die, allen patriotischen Programmen zum Trotz, dahin fließen, wo ihnen der höchste Zinsthurm winkt. Wenn der Geldmarkt von so groben Instinkten beherrscht würde, wie manche Patrioten uns glauben machen wollen, so hätten die Wetterwarten des Geldmarktes, die Centralbanken, nicht nöthig, mit einem so feinen Instrumentarium zu arbeiten, wie sie es sich geschaffen haben. Die Ausrüstung mit fremden Wechseln, zum Beispiel, dient dazu, im Fall drängender Zahlungen an das Ausland den Abfluß von Gold zu hindern. Die Reichsbank hat sich durch eine Verfeinerung der Devisenpolitik die Möglichkeit bedächtiger Diskontbewegungen gesichert. Die Schwankungen der Devisenkurse sind glaubhaftere Kennzeichen der Lage des Geldmarktes als die auf den Effekt berechneten Konstruktionen englischer „Arithmetiker“. Sonst hätte man ja auch annehmen können, daß Oesterreich mit in die politischen Risiken einbezogen sei, weil dort die Kurse der fremden Wechsel, in ungewöhnlicher Zeit, in die Höhe geklettert sind. Aber diese Erscheinung erklären natürliche Ursachen (Passivität der Handelsbilanz; Nachlassen des Zuckerexports und Verringerung der Guthaben im Ausland). Daß die Reichsbank sich der politischen Situation anzupassen verstand, mußte auch kühle Beurtheiler des Institutes zum Lob zwingen. Die Höhe des Goldbestandes, die den auf die Bank von Frankreich eingeschworenen Reformatoren noch nicht genügt, hat die Gefahr komplizirter Verhältnisse verkleinert. Im Krisenjahr 1907 ging der Goldvorrath im Durchschnitt nicht über 634 Millionen hinaus; heute ist er um mehr als 200 Millionen höher als damals. Der Status des Institutes kann schon einige Belastung aushalten und hat noch bei keiner Probe versagt. Am dreißigsten September 1910 hatten die Engagements der Reichsbank in Wechseln, Lombarddarlehen und Reichsschatzscheinen die Maximalsumme von insgesammt 1865 Millionen erreicht. So hoch waren diese Anlagen nie gewesen. Ob sie in diesem Jahr an die vorjährige Rekordleistung herankommen werden, ist fraglich; Grund: Marokko und Umgegend. Bei Lombarddarlehen über 30000 Mark wird jetzt zu den normalen Zinsen ein Zuschlag gerechnet, der die Kosten ungefähr verdoppelt. Am dreißigsten Juni, als sich die Wirkungen des neuen Versuchs zum ersten Mal zeigten, sah man eine Verringerung der Lombardbestände neben einer ziemlich kräftigen Zunahme der Wechselsumme; konnte aber auch beobachten, daß, nachdem die Banken sich an

den Sätzen für Prolongationgeld erquickt hatten, ein unnatürlicher Geldüberfluß entstanden war: die Folge der Mobilmachung beträchtlicher Summen fremden Geldes, die das Reichsbankhaus entlasten sollten. Wenn man nun bedenkt, daß diesmal manche Beziehungen zum Ausland erschwert sind, so meldet sich der Zweifel, ob genug ausländisches Geld zur Deckung des Ultimobedarfes zu haben sein wird. Die Großbanken haben sich für jede Möglichkeit gerüstet, wie ihre reservirte Haltung der Börse gegenüber zeigt. Die Liquidität ihres Status soll verbürgen, daß sie mit der Vertheuerung der Lombardsätze auch ohne fremdes Geld fertig werden. Vielleicht findet die richtige Taktik der Banken, die in den Tagen arger Börsenwirrniß so heftig gescholten wurde, nach der Erledigung des nächsten schweren Zinstermins die „gerechte Würdigung“ (die ja fast immer zu spät kommt).

Wie unsicher das Urtheil über die Beweglichkeit der Umlaufsmittel und ihre Distanz zu den Bedürfnissen des Kapitals ist, lehrt ein Blick auf den amerikanischen Geldmarkt. Da gehen die Urtheile weit auseinander. Pessimistisch ist das Urtheil des alten Hill, der wieder von der verderblichen Fesselung des Geldes durch eine Ueberproduktion an Waaren sprach. Die Bankiers aber zeigen sich zuversichtlich. Ihrer Meinung nach haben gerade die Vereinigten Staaten am Wenigsten Grund, um den Zinsfuß zu bangen. Diese Annehmlichkeit spricht freilich nicht zu Gunsten der amerikanischen Wirthschaft. England hat mit der Korrektur einer sehr ausgiebigen Effektenproduktion zu schaffen und (auch in Folge beträchtlicher Goldausfuhr nach Südamerika und Egypten) Schwankungen in den Zinssätzen zu verzeichnen. Ob die Bank von Frankreich in den nächsten Monaten ihre alten Funktionen im inoffiziellen Goldclearing ausüben wird, ist fraglich; denn man weiß heute noch nicht, wie weit die Ausläufer des marokkanischen Handels reichen werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein labiler Zustand schwerer zu ertragen ist als die Gewißheit harter Nothwendigkeit. Und gegen die Folgen einer fieberhaften Nervosität ist mit Erlassen nichts auszurichten. Von Geldnoth im eigentlichen Wortsinn darf man aber noch nicht reden, weil an einzelnen Stellen des Wirthschaftkörpers der Umlauf des Nährsaftes zu wünschen übrig läßt. Auch die Beseitigung schwacher Konten aus den Büchern der Banken ist nicht die Folge einer allgemeinen Einschnürung des verfügbaren Geldes. Sie beweist nur, daß Einzelne über ihr Vermögen hinaus spekulirt haben, Andere, die ihre Weisheit von Depositenkassenbeamten beziehen, falsch gestartet sind. Marokko hat beschleunigt und zusammengedrängt, was sich sonst auf ein paar Monate vertheilt hätte. Jetzt beginnt sich auch die oft beklagte Thatsache zu rächen, daß viele Gesellschaften im Lauf der letzten Jahre, wenn sie Effekten herausbrachten, gar nicht an die Verdauungfähigkeit des Publikums gedacht haben. Faßt Euch, Ihr Herren! Sonst lacht uns der Nachbar aus. **Ladon.**

Weltfremde Gesetzgeber.

Die „Weltfremdheit" der Richter bildet seit Jahren das stehende Thema der Zeitungen. Hier soll die Frage erörtert oder sollen wenigstens einige Bausteine für die Erörterung der Frage beigebracht werden, ob es sich nicht vielmehr um weltfremde Gesetze handelt, die der Richter anzuwenden gezwungen ist. Denn das nicht juristische Publikum kann, wenn es sich, oft mit Recht, durch die Gesetzesanwendung beschwert fühlt, nicht immer unterscheiden, was davon dem Richter, was dem Gesetz zur Last fällt. Daß in dieser Beziehung something rotten in the state of Denmark is, kann man schon aus den mannichfachen Bestrebungen von Juristen und Nichtjuristen sehen, die Gesetze mehr oder weniger außer Kurs zu setzen und den Richter unabhängig vom Gesetz zu machen.

Da ist zunächst die sogenannte Freirechtsschule, nach der sich der Richter um die Gesetze, wenigstens so weit sie nicht seinen Empfindungen entsprechen oder nach seiner Ansicht unzweckmäßig sind, überhaupt nicht mehr kümmern soll. Da aber ist doch die Frage gerechtfertigt, wozu die Gesetze dann überhaupt gemacht werden. Der Sieg der Freirechtsschule wäre der Bankerot der Gesetzgebung; und auch unter der Voraussetzung idealster Richter wäre die dann eintretende Willkür noch schlimmer als die bedenklichsten Gesetze.

Da ist ferner der im Hotel Esplanade in Berlin zur Welt gekommene „Verein für zeitgemäße Rechtspflege", der nicht ganz so weit gehen will wie die Freirechtsschule, aber in der Sache doch auch den Richter über das Gesetz stellen möchte. Richtig ist hierbei wohl nur, daß der Richter innerhalb des Rahmens der Gesetzgebung auch die Zweckmäßigkeitfrage bedenken muß. Aber gegen das Gesetz, mag es seiner Ansicht nach noch so unsinnig sein, darf er nicht entscheiden. Das würde mehr oder weniger bewußte Rechtsbeugung sein. Man soll aber die Gesetze nicht so machen, daß der Richter, wenn er sie anwendet, in Gewissenskonflikt kommt und sich sagt: „Vernunft wird Unsinn".

Die Hauptmasse, etwa zwei Drittel aller richterlichen Beamten, bilden die Amtsrichter, wozu natürlich auch die mit einem höheren Titel „Amtsgerichtsrath", neuerdings sogar „Geheimer Justizrath" begnadeten beim Amtsgericht funktionirenden richterlichen Beamten gehören. Bei ihnen kann man einen weltfremden Richter mit der Laterne suchen. Sie stehen mitten im Leben, wie wenige Berufe es möglich machen, sie haben Fühlung mit allen Ständen, stehen den Angehörigen aller Parteien direkt, nicht durch Vermittelung von Anwälten, gegenüber. Es müßte schon ein überaus untüchtiger Amtsrichter sein, der in seinem Beruf weltfremd würde. Gegen die Thätigkeit der Amtsrichter wendet sich auch die Unzufriedenheit des Publikums sehr selten; für die Bevölkerung der kleineren und mittleren Städte und für die Landleute, also für die Hauptmasse der Bevölkerung, ist der Amtsrichter immer noch der allgemeine Vertrauensmann. Das ist um

so mehr anzuerkennen, als die künftigen Richter, wie die Juristen überhaupt, nach einer völlig veralteten Vorschrift geprüft werden. Eine Hauptsache ist dabei immer noch die sogenannte „Proberelation“, während es Relationen, ein Ueberbleibsel aus der alten Preußischen Gerichtsordnung, ein mündliches Verfahren schon seit einem Menschenalter gesetzlich nicht mehr giebt. Das ist ungefähr so, als wenn der Arzt noch nach den Grundsätzen geprüft würde, die in der medizinischen Wissenschaft galten, als man noch Alles mit Aderlaß oder Brechmitteln kurirte, oder der Chemiker nach der alten Phlogiston-Theorie, der Schiffsbauer nach der Theorie des Baues der Segelschiffe. Aber der Amtsrichter überwindet durch die Praxis leicht die Schwächen seiner Vorbildung. In höhere Stellen wird er freilich nicht berufen; er begnügt sich auch mit dem Bewußtsein der Pflichterfüllung. Macht sich nun wenigstens die Gesetzgebung seine Erfahrungen zu Nutzen? Das fällt ihr gar nicht ein. In die Gesetzesvorbereitung-Kommissionen kommt ein Angehöriger des Standes, der am Besten beurtheilen kann, wie sie auf das Volk wirken, nie hinein. Dahin wird neben Excellenzen, sonstigen ganz hohen Beamten und Professoren wohl mal ein Rechtsanwalt berufen. Aber ein Amtsrichter? Der steht viel zu tief. Zu wundern braucht man sich dann allerdings nicht, wenn die Gesetze weltfremd ausfallen. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: der Schwerpunkt der Gesetzgebungmaschine liegt in den Entwürfen, nicht in den parlamentarischen Körperschaften. Wesentliche Aenderungen erleiden sie im Parlament nur da, wo politische Erwägungen eine Hauptrolle spielen. Im Uebrigen werden wohl hier und da einmal „Lichte aufgesteckt“ (wenn es auch manchmal nur Talglichte oder gar Nachtlichte sind); das Wesentliche bleibt aber immer so, wie es im Entwurf enthalten ist.

Ueber die Weltfremdheit der Gesetze ließe sich ein bändereiches Werk schreiben. Ich muß mich hier auf einige Beispiele beschränken, namentlich aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Wenn der Tamtam, der bei seiner Einführung geschlagen wurde, auch nur einigermaßen berechtigt wäre, so müßte es eins der grandiosesten Werke der Gesetzgebungskunst aller Zeiten und ein hervorragendes Muster deutscher Sprachschönheit sein und die (allerdings nicht weltfremden) Römer mit ihren Pandekten müßten als arme Waisenknaben dagegen erscheinen.

Nun, etwas objektiver denkt man ja schon darüber, nachdem nach mehr als zehnjähriger Anwendung wieder Alles „im Zweifel“ ist (um diesen Lieblingausdruck des BGB zu benutzen); ein „Kontroversen-Lexikon“ nach Art derer aus der Pandektenzeit wäre ein sehr dankenswerthes Unternehmen.

Wenn man das BGB seinen großen Vorgängern, dem Preußischen Allgemeinen Landrecht und dem Code Napoleon gegenüber kurz charakterisiren will, so schwebt über dem Landrecht der Geist Friedrichs des Großen, über dem Code der Napoleons, über dem BGB der Caprivis und Hohenlohes (womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die

beiden Kanzler an dem Gesetzbuch mitgewirkt haben, wie bekanntlich Napoleon am Code als Erster Konsul gethan hat). Als charakteristisches Beispiel für die Sprachweise des BGB wähle ich den § 292 Absatz 1. Er lautet, in einem sechsundsiebenzig Worte enthaltenden Satz: „Hat der Schuldner einen bestimmten Gegenstand herauszugeben, so bestimmt sich von dem Eintritt der Rechtshängigkeit an der Anspruch des Gläubigers auf Schadensersatz wegen Verschlechterung, Unterganges oder einer aus einem anderen Grund eintretenden Unmöglichkeit der Herausgabe nach den Vorschriften, welche für das Verhältniß zwischen dem Eigenthümer und dem Besitzer vor dem Eintritt der Rechtshängigkeit des Eigenthumsanspruches an gelten, so weit nicht aus dem Schuldverhältniß oder dem Verzug des Schuldners sich zu Gunsten des Gläubigers etwas Anderes ergiebt." Der Satz klingt unglaublich, lautet aber wirklich so; es ist „nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt". Um in dem üblich gewordenen gespreizten Urtheilsjargon zu reden, müßte der Ansicht „der Erfolg zu versagen sein", daß sich Jemand hierbei Etwas denken könnte, vielmehr die Meinung „als richtig zu unterstellen sein", daß Dies nicht der Fall ist. Jedenfalls kann es der Nichtjurist nicht, und wäre er „mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts bewaffnet". Ob ein Jurist? „Im Zweifel" wohl auch nicht, „es sei denn", daß er der Verfasser des Paragraphen wäre.

Welcher Gegensatz gegen den Code! Ihn kann jeder gebildete Mensch, der Französisch versteht, lesen und verstehen, abgesehen vielleicht von einigen juristischen technischen Ausdrücken, die ihm jeder Jurist leicht erklären kann. Anders beim BGB, das wohl immer ein Geheimbuch der Juristen bleiben wird und über dem als Motto Dantes Wort stehen sollte: „Voi che entrate, lasciate ogni speranza".

Uebrigens erreicht den Rekord (hoffentlich ist Dies keine Ungebühr) an Unklarheit noch nicht der § 292 BGB, sondern ein Satz in dem vom preußischen Justizministerium entworfenen gedruckten Formular zu der allmonatlich vom Gerichtskassenkurator vorzunehmenden Kassenrevisionverhandlung. Hier heißt es im Absatz 2 wörtlich: „Der Kassenkurator hat nach Vorschrift des § 84 Nr. 1 der Kassenordnung die Richtigkeit der in dem Ueberweisungauszuge nachgewiesenen Summe der Isteinnahme, der unter Nr. 1b 2 bis 6 und unter Nr. 8 bis 11 zu Nr. I nachgewiesenen Einnahmebeträge der zur Erläuterung der Einnahmereste an Gerichtskosten unter Nr. III aufgestellten Berechnung, der berechneten Summe der Ausgaben und der unter Nr. 1 bis 15 zu Nr. II aufgeführten Ausgabebeträge durch Vergleichung mit den Abschlüssen der betreffenden, so weit vorgeschrieben rechnerisch als richtig und sonst gehörig bescheinigten Kassenbücher, Listen und Kontrolen bez. dem letzten Ueberweisungauszuge geprüft." Obwohl das Protokol, das diesen Satz enthält, von den preußischen Kassenkuratoren im Jahr ungefähr zehntausendmal unterschrieben werden muß, würden wir doch Den, der sich dabei Etwas denken kann, als Merkwürdigkeit anstaunen.

Nun soll zwar keineswegs behauptet werden, daß alle Paragra-

phen des BGB ähnlich unklar sind wie § 292. Manche sind so sonnenklar, daß sie nur Selbstverständliches ausdrücken. § 1: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt“. § 90: „Sachen im Sinn des Gesetzes sind nur körperliche Gegenstände“. Und so weiter. Aber zahllos sind die Stellen, in denen das Gesetz in einer Sprachweise spricht, die es sich selbst geschaffen hat und die sonst kein Mensch redet. Da giebt es Ausdrücke, die lediglich Uebersetzungen aus dem Lateinischen sind, so das charakteristischer Weise den Verfassern des BGB besonders wohlgefällige „im Zweifel“ (= in dubio), das etwa hundertmal gebraucht wird; ferner sind sehr beliebt die „guten Sitten“ (= boni mores), die mit der Sittlichkeit nichts zu thun haben, „Treu und Glaube“ (= bona fides). Sehr häufig ist auch der Ausdruck „es sei denn, daß“ usw., um einen Fall zu bezeichnen, auf den eine gesetzliche Bestimmung nicht Anwendung findet. Das ist zwar sprachlich nicht falsch, aber ein Deutscher, der nicht Gesetzgeber ist, redet nicht so. Sehr beliebt sind ferner die nichtssagenden Ausdrücke „angemessen“, „nach den Umständen“, „billiges Ermessen“, „thunlichst“, „verständige Würdigung des Falls“, „wichtiger Grund“, „entsprechendes Maß“.

Vielleicht könnte man die Quintessenz des BGB in einen Paragraphen zusammenziehen, was wenigstens das Studium sehr erleichtern würde. Ich würde vorschlagen, die vielen Paragraphen durch diesen einen zu ersetzen: „Wenn es angemessen ist, so ist man im Zweifel gemäß den Umständen und der Verkehrssitte sowie nach Treu und Glauben verpflichtet, einen Anderen nach billigem Ermessen und den guten Sitten thunlichst zu entschädigen. Wenn ein wichtiger Grund vorliegt, so findet nach verständiger Würdigung des Falles nur das entsprechende Maß von Entschädigung statt“.

Doch die Sprache des BGB ist eine Aeußerlichkeit; es könnte trotzdem ganz praktisch und den Bedürfnissen des Lebens entsprechend sein, wie unser altes Landrecht. Das ist es aber nicht; vielmehr hat man manchmal das Gefühl, die Absicht der Verfasser sei (natürlich unbewußt) gewesen, das mit dem Gesetz in Berührung kommende Publikum möglichst zu chicaniren und ihm sein Recht, das es lieben sollte wie sein Vaterland, seine Sprache, möglichst zu verleiden (um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen). Ich kann natürlich, um Das zu beweisen, nicht das ganze BGB durchgehen. Einzelne Beispiele müssen genügen.

In der landrechtlichen Zeit war es selbstverständlich, daß, wenn sich eine Mutter oder ein Vater nach dem Tode des einen Elterntheiles mit den hinterbliebenen minderjährigen Kindern auseinandersetzte, für alle nur ein Vormund oder Pfleger bestellt und dadurch die nothwendige Belästigung auf das geringste Maß zurückgeführt wurde. Nun enthält ja freilich der § 1775 BGB auch die Bestimmung, daß in der Regel für mehrere Geschwister nur ein Vormund zu bestellen ist. Trotzdem hat das Reichsgericht durch Plenarbeschluß entschieden, daß im Fall der Auseinandersetzung für jedes der Kinder ein besonderer Vormund oder Pfleger zu bestellen ist. Welche Belästigung für das Publi-

kum! Aber das Reichsgericht konnte nicht anders entscheiden, da nach § 181 BGB ein Vertreter nicht mit sich als Vertreter eines Dritten ein Rechtsgeschäft vornehmen kann und die minderjährigen Kinder in dem vorliegenden Fall nicht nur mit dem Vater oder der Mutter, sondern auch unter einander kontrahiren. Aber warum genügte denn ein Vormund oder Pfleger unter der Herrschaft des Landrechtes und warum formulirt man die Gesetze so, daß es jetzt nicht mehr geht?

Einer der dunkelsten Punkte des BGB sind die Vorschriften über das Erbscheinswesen. Diese waren nach dem Preußischen Allgemeinen Landrecht und dem ihm nachgebildeten Gesetz über die gewöhnlichen Erbbescheinigungen von 1869, das eigentlich nur die landrechtlichen Bestimmungen auf die 1866 erworbenen Landestheile übertrug, die denkbar einfachsten und praktischsten. Nur Totenscheine des Erblassers und die Geburturkunden, die die Verwandtschaft der Erben mit ihm ergaben, waren beizubringen und außerdem die eidesstattliche Versicherung vor Gericht oder Notar abzugeben, daß den Erklärenden nähere oder gleich nahe Erben nicht bekannt seien. Das war einfach; die Urkunden waren leicht zu beschaffen; es genügte Jahrzehnte, für die altpreußischen Provinzen sogar länger als ein Jahrhundert hindurch, es hat nie zu Mißständen Veranlassung gegeben. Was hat nun das BGB daraus gemacht? Jeder Laie, der schon einmal mit dem Erbscheinswesen zu thun gehabt hat, muß den Eindruck mitnehmen, daß ihn das Gesetz chicaniren will, wenn er es nicht vielleicht dem daran unschuldigen Richter in die Schuhe schiebt. Unter Anderem ist jetzt anzugeben, ob und welche Personen vorhanden sind oder vorhanden waren, durch die der den Erbschein Beantragende von der Erbfolge ausgeschlossen oder sein Erbtheil gemindert werden würde. Von diesen Personen sind die Geburturkunden und, so weit sie verstorben sind, auch die Sterbeurkunden, eventuell auch die Heirathurkunde beizubringen. Um an dem einfachsten Beispiel, wenn die Erbschaft vom Vater auf die Kinder und die Witwe übergeht, den Unterschied zwischen dem vernünftigen alten und dem unvernünftigen neuen Recht zu zeigen, nehme ich an, daß ein Vater mit Hinterlassung einer Witwe verstorben ist, der sechs Kinder hatte, von denen drei im Kindesalter verstorben sind, drei ihn überlebt haben. Hier waren nach dem alten Recht nur beizubringen: Sterbeurkunde des Vaters und die Geburturkunden der drei überlebenden Kinder, also vier Urkunden. Jetzt müssen beigebracht werden: 1. Sterbeurkunde des Vaters; 2. Eheschließungurkunde zwischen ihm und der hinterbliebenen Frau; 3. die Geburturkunden der drei überlebenden Kinder; 4. die Sterbeurkunden der drei verstorbenen Kinder; also insgesammt acht Urkunden, während das alte bewährte Recht mit vieren auskam.

Nehmen wir einen anderen, auch noch einfachen Fall. Ein Unverheiratheter stirbt, hinterläßt als einzige Erben zwei Kinder eines vorverstorbenen Bruders; drei Schwestern sind vor ihm verstorben, zwei ohne Hinterlassung von Kindern, eine mit Hinterlassung eines

Kindes, das vor dem Erblasser verstorben ist. Hier müssen jetzt beigebracht werden: 1. Sterbeurkunde und Geburturkunde des Erblassers; 2. Sterbeurkunde seiner drei Schwestern und seines Bruders; 3. Geburturkunde des Bruders; 4. Geburturkunden der zwei erbenden Kinder; 5. Sterbeurkunde des verstorbenen Kindes; zusammen zehn Urkunden. Nach dem zweckmäßigen alten Recht kam man mit fünf Urkunden aus, nämlich der Geburt- und Sterbeurkunde des Erblassers, der Geburturkunde seines Bruders, der die zwei erbenden Kinder hinterlassen hat, und den Geburturkunden dieser Kinder.

Das sind einfache Fälle. Bei den komplizirteren, wo entfernte Verwandte erben, wird die Masse der beizubringenden Sterbeurkunden der weggefallenen Zwischenglieder entsetzlich und da, wo es sich um lange Verstorbene handelt, manchmal fast unmöglich. Wenn Das nicht Weltfremdheit des Gesetzgebers ist, so giebt es überhaupt keine. Unglaublich ist, was sich unser Volk in dieser Hinsicht von seinen Gesetzgebern gefallen läßt, wo nicht große Organisationen, wie sie hauptsächlich die Landwirthschaft sich nun geschaffen hat, für die nöthige Agitation sorgen. Durch solche Agitation ist beim Thierhalterparagraphen die Aenderung bald erreicht worden.

Als Bismarcks Genius noch hell über dem deutschen Volk leuchtete, gab es bessere Gesetze. Beispiel: die Preußische Vormundschaft-Ordnung von 1875, die sich vorzüglich bewährte. Sie bildet die Grundlage des Vormundschaftrechtes des BGB, das deshalb zu seinen besten Theilen gehört. Freilich: ohne einige Verballhornungen, nicht blos sprachlicher, sondern auch materieller Natur, ist es auch hier nicht abgegangen. Die freie Stellung des Vormundes ist beschränkt worden, weil unter hunderttausend Vormundschaften auch mal eine Unterschlagung vorgekommen war. Dem Schaden für das einzelne Mündel hätte man leicht dadurch abhelfen können, daß der Staat, ähnlich wie für die Versehen der Grundbuchbeamten, die Haftung übernahm. Aber statt dies geringe Risiko zu übernehmen, braucht man lieber eine Anzahl von Beamten mehr, die viel mehr kosten, und stellt den Vormund in festere Abhängigkeit: er muß jetzt alle Inhaberpapiere hinterlegen.

Nun kann man sich ja allerdings im Civilrecht mehr als anderswo gegen die Fallstricke des Gesetzes schützen: durch Vorsicht, Verträge (da das Civilrecht dem Parteiwillen meist weiten Spielraum läßt), für seine Erben durch Testament. Viele Leute, die nicht Grundeigenthümer oder Hypothekengläubiger sind, schreiten auch durch ihr Leben, ohne je mit dem Gericht in Berührung zu kommen. Schwieriger, die Untiefen des Gesetzes zu vermeiden, ist es schon im Verwaltungrecht, namentlich im Steuerrecht. Hier hat wohl Jeder schon einmal unliebsame Erfahrungen gemacht. Noch viel gefährlicher aber ist die Weltfremdheit des Gesetzgebers im Strafrecht; und man muß fürchten, daß durch das jetzt vorbereitete Strafgesetzbuch die Interessen der Gesammtheit wieder in hohem Grade geschädigt werden. Das Amtsrichterthum ist in der Kommission ja auch wieder nicht vertreten, trotzdem es am Besten in der Lage wäre, die Interessen des Volkes wahrzunehmen,

wozu der grüne Excellenzentisch allein nicht geeignet ist. Die Gefahr der Schädigung liegt hauptsächlich in der zu weit ausgedehnten Milde gegenüber den Verbrechern, die ganz vergißt, daß das Strafrecht doch nicht in erster Linie der Verbrecher und der „Fürsorgezöglinge“ wegen da ist, damit sie mit möglichster Schonung behandelt werden, sondern daß sein wichtigster Zweck ist, die Menschen, insbesondere ihre körperliche Integrität und ihr Eigenthum, zu schützen. Man braucht darum noch nicht Pitts berühmte Definition der Freiheit „Liberty is the safe and sacred possession of a man's property“ für richtig zu halten. Das Eigenthum ist heute nicht mehr die alleinige Hauptsache, immerhin aber noch eins der zu schätzenden Rechte.

Das System der mildernden Umstände soll auf manche Strafthaten, sogar den Mord, ausgedehnt werden, bei denen es jetzt solche nicht giebt. Nun ist das System, nach dem, wenn festgestellt wird, mildernde Umstände seien vorhanden, auf eine geringere Strafe als die ordentliche zu erkennen ist, an sich eigentlich schon etwas Irrationelles. Die Erfindung des Systems der „circonstances atténuantes“ stammt aus der sonst nicht übermäßig berühmten Zeit des juste milieu und Bürgerkönigthums in Frankreich, dem Gesetz vom achtundzwanzigsten April 1832, durch das der Artikel 463 des Code Pénal von 1810 abgeändert wurde. Da das preußische Strafgesetzbuch von 1851 erstens ein Ableger des Code Pénal und zweitens die Grundlage des geltenden deutschen Strafgesetzbuches ist, so ist das System der mildernden Umstände zu uns gelangt, allerdings nicht, wie in dem französischen Gesetz, als eine allgemeine Ermächtigung des Richters, nach der Feststellung mildernder Umstände eine mildere Strafe auszusprechen, sondern nur bei bestimmten Verbrechen und Vergehen. Zu diesen gehört der Mord nicht; er wurde und wird heute noch immer mit dem Tode bestraft.

Das System der mildernden Umstände ist schon insofern widersinnig, als überhaupt kaum ein Verbrechen denkbar ist, bei dem nicht irgendein mildernder Umstand gefunden werden kann, selbst beim Raubmord immer der Umstand, daß dem Thäter die Geldmittel, deren er bedurfte oder zu bedürfen glaubte, fehlten. Das kann natürlich nach richtiger Auffassung die Androhung der Todesstrafe nicht hindern. Der Mord und der ihm gleichgestellte Hochverrath durch Mordversuch am Landesherrn steht an Schwere so sehr allen anderen Strafthaten voran, daß sich bei ihm die schwerste aller Strafen rechtfertigt. Die weichliche Ansicht, daß die Todesstrafe überhaupt abzuschaffen sei, ist zwar, Gott sei Dank, jetzt sehr in die Minderheit gekommen; verbreitet ist aber immer noch der Wunsch, auch beim Mord mildernde Umstände zuzulassen. Wenn das Volk sich nicht zu einem Protest dagegen aufrafft, wird das neue Strafgesetzbuch diesen Wunsch vielleicht erfüllen. Die „Richtervereine“ würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie laut davor warnten. Man darf nach den mit dem System der mildernden Umstände gemachten Erfahrungen nicht glauben, daß nur die wirklich milden Fälle dann von der ordentlichen Strafe ausgenommen werden. Die Praxis lehrt, daß da, wo mildernde Umstände zulässig sind, ihre

Zubilligung nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. Kommt es je vor, daß der Einbrecher oder der zweimal rückfällige Dieb die auf den Einbruch oder den Rückfallsdiebstahl stehende ordentliche Strafe des Zuchthauses erleidet? Schon für den ersten Fall, wo sie zulässig ist? Jeder Richter, der einmal längere Zeit in einer Strafkammer mitgesessen hat, wird die Frage verneinen. Oft kommt der Einbrecher noch nicht einmal nach dem Rückfall ins Zuchthaus. Nun kann man sich gegen Diebstahl und Einbruch durch Vorsicht, diebessichere Geldschränke, safes, Einbruchsversicherung und Aehnliches schützen. Safes für Menschen gegen die Gefahr des Mordes sind aber noch nicht erfunden worden und der Totgeschlagene wacht nicht wieder auf. Da bleibt also nur der staatliche Schutz durch die schärfste Strafe; denn für Lynchjustiz, nach amerikanischem Muster, ist das deutsche Volk zu gutmüthig.

Nirgends wohl zeigt sich so der Widerspruch zwischen der Zunft und der Volksmeinung. Hätten wir ein Referendum, wie die Schweiz und Australien, und würde über die unbedingte Beibehaltung der Todesstrafe für Mord abgestimmt, so wären sicher mindestens neunzig von hundert Stimmen für „la mort sans phrase". (Nebenbei: wenn auch nur eine politische Partei für wirkliche Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung wäre, so müßte sie die Einführung des Referendums, des Plebiszits über das Gesetz, so weit es von einer gewissen Anzahl von Stimmen verlangt wird, beantragen. Wie oft das Volk dabei gegen die maßgebenden politischen Parteien entscheidet, zeigt sich überall, wo das Referendum besteht. Auch scheidet, wenn es sich um eine durch Urabstimmung zu bejahende oder zu verneinende Frage handelt, viel mehr als sonst der Einfluß der oberen Zehntausend aus, zu denen auch die Spitzen der Sozialisten gehören und die schließlich die Gesetzgebung machen. Hat doch das Volk von Graubünden, also des beliebtesten Touristenlandes der Welt, trotz dem Einfluß der großen Hotelbesitzer, bei der Urabstimmung mit ungeheurer Majorität den Automobilen seine Grenzen gesperrt.)

Ist zu weichliche Milde gegen die wirklichen Verbrecher eine Gefahr, so ist auf anderen Gebieten die Weltfremdheit des Strafgesetzgebers kaum minder gefährlich. Wie traurig sind seine Versuche, die Schriftstellerei zu chicaniren! Die Klassiker können froh sein, daß sie nicht in unserer Zeit gelebt haben. Schiller wäre wegen Gotteslästerung (Götter Griechenlands, namentlich in der älteren, weniger bekannten Fassung), Goethe wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften (Römische Elegien, Tagebuch), Lessing wegen schwerer Beleidigung (des Hauptpastors Götze) bestraft worden. Auch Wielands Schriften wären wohl kaum ohne Berührung mit dem Staatsanwalt davon gekommen und Herder hätte mindestens einen Ketzerprozeß durchzumachen gehabt. Nur Klopstock hätte vielleicht Gnade gefunden. Luther aber vor lauter Beleidigungprozessen nicht frei zu athmen vermocht. Vor ihm wäre, wenn er heute lebte, der Katholizismus sicher. Dafür würde die Staatsanwaltschaft sorgen. Dafür müßte sie sorgen: von Rechtes wegen. *.*

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. September 1911.

Das neue Griechenland.

Hochverehrter Herr Harden!

Sie haben so oft für Griechenland das Wort ergriffen und ihm die lebendige Theilnahme Ihrer Leser zugewendet, daß Gabrielidis nicht Unrecht hat, wenn er Sie Den nennt, der in Europa am Meisten die Griechen zum Selbstgefühl und zur Selbstachtung aufruft und sie stark und entschlossen sehen möchte. Das läßt mich hoffen, daß Sie vielleicht auch meinen Zeilen Raum geben werden, die zeigen, wie sehr und warum Griechenland den Frieden wünscht und wie die Türkei es ihm lohnt.

Als vor ein paar Monaten ein vornehmer Grieche mit einem türkischen Minister über den Völkerstreit sprach, sagte der Minister, nachdem er den Worten des Gastes eine Weile zugehört hatte: „Ihr Griechen seid alle so gute Redner." Der Gast erwiderte: „Redner reden, ich aber bringe sprechende Thatsachen und Beweise, daß bei uns Niemand den Krieg will." Der Minister antwortete: „Ja, ganz so spracht Ihr 1897. Da wollten die klugen und klaren Köpfe bei Euch auch keinen Krieg; und doch kam es zum Schlagen, weil der öffentliche Geist bei Euch danach rief." Das ist richtig. Doch dieser Wahnwitz der öffentlichen Stimmung ist in dem Griechenland von heute nicht mehr zu finden und gerade in der Periode der letzten orientalischen Umwälzungen war in Delegationen, Kammern und Reichstagen zu hören, daß man Griechenland als ein konservatives und dem Frieden ergebenes Element einschätzen dürfe. Wer einen kleinen Staat zur Ordnung rufen will, pflegt kurz zu sein und die Worte nicht behutsam zu wählen. Fürst Lobanow und Graf Goluchowski haben nach Mürzsteg nicht viel Zeit an die Suche nach delikaten Umschreibungen verloren, wenn sie mit Serbien,

Bulgarien oder Griechenland unzufrieden waren. Ich glaube kaum, daß Graf Aehrenthal und Herr von Kiderlen zimperlicher in ihren Griffen sein würden; und sie haben Griechenland zwar nicht gelobt, aber auch nicht getadelt. Weil es Kretas wegen mehr in die Sphäre der Westmächte gehöre, in die der Kluge sich jetzt nicht mit einem Hauch einmischt? Vielleicht; aber wahrscheinlich doch auch, weil ihnen bekannt ist, daß Griechenland heute eben so wie Rumänien zu den Friedensstützen im europäischen Südosten gehört.

Merkwürdig ist, wie gern man bei uns noch heute an veralteten Urtheilen über fremde Dinge festhält. Mag die Welt sich hundertmal umgedreht haben: die Anschauung von vor dreißig Jahren ist geheiligt. Niemand kümmert sich darum, was in der Zwischenzeit aus Griechenland geworden ist. Damals war es vollständig ruinirt und hatte ein Agio, das bis zu siebenzig Prozent stieg; es konnte keine rechte Polizei mehr halten, mußte die Feuerwehren auflösen und ihren Dienst von den ungeübten Rekruten einer Armee versehen lassen, die, weil überall gespart werden mußte, oft sogar nicht einmal ihre Reserven zu den Waffenübungen berief. Der Staat hatte kein Geld, keinen Kredit, keine Marine, keinen Handel; wenn die Korinthenernte schlecht war, wußte man nicht aus noch ein. Ich war einmal nach einer solchen Mißernte unten und sah, wie die verheißene Vollendung des Korinther-Kanals verschoben wurde und Bahnbauten, Hausbauten, selbst Häuserreparaturen stockten; der Geldmangel war so arg, daß mein österreichischer Gulden beinahe für zwei galt. Ich fragte: Was wollt Ihr thun, um aus dieser verzweifelten Situation herauszukommen? Man hob die Achseln. In der Kammer wurden Reden gehalten, die ich nicht verstand, weil ich nicht Griechisch spreche, die aber am Ende offenbar auch das griechische Volk nicht verstand. Seitdem ist Manches anders geworden. Wie wäre sonst die einzigartige Erscheinung zu erklären, die sich das Ereigniß von Gudy nennt und deren symptomatische Bedeutung sich nicht wegdisputiren läßt? In Spanien oder anderswo folgte auf ein militärisches Pronunziamento stets die Versicherung, daß man den Staatsstreich im öffentlichen Interesse gemacht habe; und private Interessen bewirkten dann die Einsetzung einer militärischen Diktatur. Und nun hatte auch Griechenland seinen Staatsstreich. Oberst Zorbas rief dem Parlament zu: „Weil Du Deine Pflicht nicht thust, muß die Armee eingreifen.“ Und da sahen wir eine doppelte Merkwürdigkeit. Fast das ganze Volk war zwar von der gewaltsamen militärischen Einmischung betroffen, sympathisirte aber eigentlich mit der Bewegung; denn seit Langem hatte es selbst gerufen: „Parlament, Du mußt anders wer-

den!“ Die andere Merkwürdigkeit war, daß die Armee, die mit etwas Machiavellismus sich oben halten konnte, diesen Versuch gar nicht erst machte. Während die Armee des Achtzehnten Brumaire und die Parlamentsarmee Cromwells alle Freiheiten vernichtete, erklärte diese gegen das Parlament gewaffnete Armee, ohne durch Volksbewegung und flammende Proteste genöthigt zu sein, daß sie ihrer Einmischung eine Grenze setze: die Nationalversammlung; die allein solle, als oberste gesetzliche Gewalt, entscheiden, was zur Verhinderung der Wiederkehr eines solchen rein rhetorischen und unfruchtbaren Parlamentarismus nöthig sei. Daß die Armee wirklich Alles für die Nation und nichts für sich verlangte, beweist ihr Wunsch, für die Zukunft aus jeder politischen Rechnung gelassen zu werden. Und was sie gewünscht hatte, geschah: die revidirte Verfassung erklärte die Offiziere, die bisher wählbar gewesen waren, für unwählbar. (Vielleicht hätten die jungtürkischen Offiziere ihrem Lande auch mehr genützt, wenn sie sich nach dem gelungenen Werk rasch wieder von der Politik zurückgezogen hätten, um nur Soldaten des Vaterlandes zu sein.)

In Griechenland ist also doch Manches möglich, was den versteinerten Vorstellungen von anno Dazumal widerstreitet, und namentlich zeigt das Wort vom „undiszipliniirten Volksgeist“ und vom „mangelnden Staatssinn“, wie wenig der Sprecher das Land kennt. Der Westländer denkt an die Szenen, wo im athener Parlament die Abgeordneten thätlich und sogar mit Revolvern gegen einander losgingen (was übrigens auch näher dem Meridian von Greenwich vorgekommen sein soll). Die Kundigen in Europa wissen, daß man heute ein anderes Griechenland vor sich hat. Den Griechen wird immer, wenn man sie recht höhnen will, der unglückliche Krieg von 1897 vorgehalten; leicht ist aber zu erweisen, daß sie aus diesem Kriege gelernt haben. Erstens: daß nur ein Starker den Krieg gegen die Türkei wagen kann, die noch heute über große Machtmittel verfügt. Griechenland kann mit seiner Armee einstweilen der Türkei nichts Ernstes anhaben. Was also soll es thun? Gesellt es sich den Osmanenfeinden, so hilft es vielleicht einer noch gefährlicheren Großmacht nach Konstantinopel. Soll es wünschen, Rußland in Konstantinopel zu sehen oder beim Legen der Schienen mitzuhelfen, auf denen das junge Bulgarien bequem ans Goldene Horn gelangen kann? Bulgarien am Bosporus: Das wäre für Griechenland wieder der Krieg. Und Griechenland in Konstantinopel? Daran haben nicht einmal 1897 die Chauvinisten gedacht.

Ich sprach einmal mit einem griechischen Minister über diesen Punkt. Er sagte (und mir schien es logisch): „Die türkische Haupt-

stadt ist von mindestens fünfhunderttausend Griechen bewohnt. Da konnte doch, nach berühmtem Muster, 1897 in der griechischen Masse einmal das nationale Gefühl überschäumen und einen Putsch, eine Demonstration wagen. Doch sie blieb ruhig und dem Sultan treu. Warum? Aus Angst vor den von Abd ul Hamid damals zurückgehaltenen Garden? Chios, Mytilene, Rhodus, die auch von Griechen bewohnt sind, hatten keine Garden und blieben dennoch ruhig; und zwar nicht etwa aus Feigheit. Denn die Behauptung ist falsch, daß der Hellene gar so sehr das Sterben scheue. Nehmen Sie die Bandenkämpfe; ich mag sie nicht, denn sie sind gräulich wild und bestialisch; aber sie lehren die Thatsache, daß auch der Grieche zu sterben weiß. Als Griechenland damals Krieg führte, sah es leichter erreichbare Ziele vor sich; und wenn die türkischen Griechen damals dem Sultan die Treue hielten, so ist auch damit nur bewiesen, daß der Grieche kein Träumer mehr ist und nicht an die Vernichtung der Türkei denkt. Geht es um Kleinigkeiten, um ein paar Quadratmeilen, dann wird uns Europa nach einem verlorenen Krieg vielleicht wiederum helfen. Aber Konstantinopel? An den Fingern läßt sich abzählen, was Europa dann sagen wird. Wenn Konstantinopel heute frei wäre, würde man es morgen internationalisiren und weder diesem noch jenem Besitzer anvertrauen. Das wäre mithin eine Aberkennung für ewige Zeit. Da ist die Türkei noch immer der willkommenste und bequemste Nachbar. So denkt die ganze Nation. Griechenland braucht innere Stärkung: also Frieden."

Ich kann diese Annahme nur bestätigen. Aus dem Mund aller Griechen, mit denen ich sprach, hörte ich ähnliche Sätze. Ueberall in den europäischen Gebieten der Türkei schäumt und gährt es; nur auf den griechischen Inseln giebt es keine Revolution. Hellas begrüßte den Umschwung in der Türkei mit aufrichtiger Freude; und selbst als die Jungtürken mit den selben Mitteln wie Abd ul Hamid die Aufsaugung der anderen Nationalitäten zu betreiben anfingen, blieb Griechenland auf seiner Linie; weil die fünf Millionen Griechen, die auf türkischem Boden leben, in den Interessen ihres Handels, ihrer Schiffahrt, ihrer Schulen und Kirchen geschützt werden, so lange das Mutterland mit der Türkei auf gutem Fuß blieb. Nicht leeres Geflunker wars denn auch, sondern ernst gemeinte Absicht, wenn kluge griechische Politiker immer wieder sagten, die beste Politik wäre für ihre Heimath ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Türkei. Die glaubt ihnen leider nicht und macht ihnen das Leben so schwer wie möglich.

Hier darf ich wohl auch ein Wort über den König Georg sagen. Seine Stellung ist anders als die der meisten europäischen Monar-

chen und die Lage des Landes verlangte und verlangt von ihm auch andere Tugenden. Bei uns können Könige und Kaiser viel Persönlichkeit und sichtbare Initiative zeigen; wären sie zu stetig geräuschlosem Handeln genöthigt, dann würden auch sie auf blendende Wirkung verzichten und den Eingriff ihrer Hand nicht merken lassen. Was war in dem unglücklichen kleinen Staat, der in den achtzig Jahren seines Bestandes einen so harten Leidensweg durchmachen mußte, die Aufgabe des Herrschers? König Georg hat früh begriffen, daß sich mit Gefühl und Elan in Europa heute nichts durchsetzen läßt. Die Bulgaren hatten es leicht, zu einem geachteten Staat zu werden; Rußland focht, Rußland blutete für sie, setzte sie aufs Pferd und lehrte sie reiten; und als sie mit ihren Aspirationen auszugreifen anfingen, nahm es auf Schritt und Tritt für sie Partei. König Georg hatte es nicht so gut. Ihm übergab man ein Griechenland mit zerstücktem Kopf und amputirten Gliedern, einen Torso, der in gar keiner Weise lebensfähig war. Und ohne große Armee, ohne materielle Hilfe, ohne Ermuthigung und wirklichen Rückhalt von irgendeiner Seite sollte er nun das Land leiten, das rasche Früchte verlangte, und zu der Erkenntniß bringen, daß schon viel ist, wenn man in solcher Verlassenheit nur bessere Lebensmöglichkeiten erwirkt. König Georg kam durch das verschwägerte England auf den Thron, das ihm als Brautgeschenk die Jonischen Inseln mitgab; nachher aber ließen ihn alle Verwandten im Stich, bis zuletzt, wo ein König dem anderen das feierlich, von Mann zu Mann, gegebene Versprechen nicht hielt und Georg, wie vor ihm ein anderer Prinz von Dänemark, stöhnen konnte: „Mein Oheim! O mein prophetisches Gemüth!“ Er aber stöhnte nicht, sondern wußte, daß Griechenland nur auf seine eigene Klugheit rechnen dürfe. Ohne Schwertstreich setzte er durch, daß Griechenland vom Berliner Kongreß doch wenigstens Thessalien heimbrachte und daß 1897, trotz der erlittenen Niederlage, Kreta die geänderte Stellung mit dem Prinzen Georg als Generalgouverneur erhielt. Viel Geduld und Muth, viel täglich in stillen Kämpfen sich verzehrende Kraft und Initiative war nöthig und thätig, um, ohne die Welt draußen es ahnen zu lassen, zu dämpfen, zurückzuhalten, die Geister an die nüchterne Abschätzung der gegebenen Kräfte und Verhältnisse zu gewöhnen und ihnen vors Auge zu führen, daß die Türkei in Europa noch lange nicht ausgespielt hat und Griechenland sich drum gut mit ihr stellen müsse.

König Georg hat auch erkannt, daß Griechenland, um zu Kraft zu gelangen, sein Wirthschaftniveau heben müsse. Und mit dieser Erkenntniß hat er viel erreicht. Einst ein Agio von sechzig bis sie-

benzig Prozent, keine Schiffe, keine Frachten, kein Handel; in den Häfen werden nur die Möwen bewundert und in den Straßen der Städte sieht man, neben echten oder falschen Tanagrafiguren, nur Plunder und werthloses Zeug. Heute rangirt der Hafen von Piraeus beinahe in gleicher Höhe mit Marseille und Genua; die Handelsmarine hat sich verzwanzigfacht und Triest ist überflügelt. Eine kleine Statistik mag die Beweise liefern.

Im Hafen von Piraeus liefen ein:

	Dampfschiffe		Tonnengehalt	
Im Jahr 1902	1 597		1 958 000	
1910 aus dem Ausland:	3 008	= 4 575	4 009 576	= 4 631 297
aus dem Inland:	1 567		621 721	

(In Triest betrug 1908 die Tonnenzahl der Schiffe: 3506295.)

Die Handelsmarine Griechenlands hatte an Dampfschiffen:

im Jahr	1883	24 000 Tonnen
„ „	1892	60 000 „
„ „	1901	143 000 „
„ „	1910	556 000 „

(Die Handelsflotte Oesterreich-Ungarns hatte 1908: 447786 Tonnen.)

Wechselkurs:

1894	187
1898	160
1906	117
1910	99¾

Die Einnahmen der griechischen Eisenbahnen (etwa 1250 Kilometer) betrugen:

1898	9 453 000 Drachmen
1908	13 174 000 „

Die Bankdepots betrugen:

1898	83 907 000 Drachmen
1908	251 611 000 „

Und da sollen die Griechen einen Krieg wünschen? Mehr als die anderen Nationen im Mittelmeerbecken sind sie gewöhnt, im Gefühl ihrer ideellen Einigung ruhig die Möglichkeiten der Zukunft abzuwarten, ohne sich in Kummer zu verzehren, weil es an einer territorialen Einigung fehlt. Sie sitzen in Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Marseille, Triest: und kein Vernünftiger wird glauben, daß sie an die Eroberung all dieser Städte denken. Gar so sichtbar geht der Geist Alexanders unter ihnen nicht um. Auch Kreta darf sie nicht in einen Krieg drängen. Aus den langen Revolutionen ist der Insel nur die bitterste Noth zurückgeblieben. Die kann sie jetzt überwinden. Und inzwischen wird auch die Türkei einsehen, wie nützlich ihr ein Ausgleich mit Griechenland wäre.

Wien. Adolf Gelber.

Romantismus.

Ernest Seillière gehört zu den französischen Patrioten, denen der sittliche Zustand ihres Volkes Besorgniß einflößt. Als systematisch-scholastischer Kopf strebt er, möglichst viele Erscheinungen einem einzigen Begriff unterzuordnen. Er hat vier Bände biographischer Studien unter dem gemeinsamen Titel „Philosophie des Imperialismus“ veröffentlicht und die Uebel, die er bekämpft, in das Wort Romantismus zusammengefaßt. Der erste Band ist Gobineau gewidmet, als dem Vertreter des Rassen- und Kastenimperialismus. Der Verherrlicher der blonden Rasse und des Aristokratismus ist natürlich den meist schwarzhaarigen Franzosen, die noch dazu in der Theorie begeisterte Demokraten sind, ein Fremdling und wird darum in Frankreich weniger gelesen als in Deutschland. Seillière aber warnt seine Landsleute davor, die Phantasien eines Dilettanten (die sie in Gobineaus Hauptwerk zu erkennen glauben) zu leicht zu nehmen; diese Phantasien seien, wenn auch nicht die einzige Quelle, so doch eine der Quellen einer gewaltigen und für Frankreich gefährlichen Strömung. Der zweite Band behandelt Friedrich Nietzsche; er zeigt, wie der große Aphoristiker zwischen seinen zwei Göttern, Dionysos = Naturtrieb und Apollo = Vernunft, hin und her geschwankt hat, dabei jedoch mit der Wellenlinie seiner Entwickelung einen Kreis schlug: denn er, der von Dionysos ausging und an Apollo vorbeiraste, endet im dionysischen Taumel. Schwärmern sind diese beiden Bände zu empfehlen, weil darin die beiden Heroen mit kühlem Spott behandelt werden. Der dritte und der vierte Band führen uns Persönlichkeiten vor, die zu unbedeutend oder zu oft geschildert worden sind, um noch lebhaftes Interesse zu wecken. Im dritten Band wird „Der demokratische Imperialismus“ an Hobbes, Boulainvilliers, Mandeville, Rousseau, Proudhon und Karl Marx, im vierten „Die romantische Krankheit“ (diese beiden Bände hat Herr von Oppeln-Bronikowski deutsch herausgegeben) an Fourier und Beyle-Stendhal demonstrirt. Die beiden Begriffe fließen ineinander und werden manchmal auch romantischer Imperialismus genannt. Die demokratische Verirrung, „der Romantismus der Armen“, geht von dem Glauben an die natürliche Güte der Menschennatur aus, den Rousseau predigte, und erklärt die Zügelung der Massen durch Kirche, Staat und überlieferte Sitten für überflüssig, sogar für schädlich. Der „Romantismus der Reichen“ nimmt die Freiheit von dem Zwang, den die Autoritäten auferlegen, nur als ein Vorrecht der durch Geburt oder Genie Hervorragenden in Anspruch und äußert sich als Geniekult, Persönlichkeitkult, ironische Behandlun

der schlechten Wirklichkeit, Dandythum, l'art pour l'art-Theorie, Uebermenschenthum. Eine unter dem Titel Introduction à la Philosophie de l'Impérialisme erschienene Sammlung von Essays schließt diese Reihe von Veröffentlichungen.

Zur Erholung von seinen umfassenden Studien hat dann Seillière zwei kleinere Bücher herausgegeben und seine Theorie noch einmal beleuchtet: durch die Doppelbiographie Henri et Charlotte Stieglitz, une tragédie d'amour au temps du Romantisme, und durch das Leben und Schaffen des Novellisten und Kritikers Barbey d'Aurevilly. Ich weiß zu wenig von der französischen Belletristik, um beurtheilen zu können, ob Barbey (1808 bis 1889) so wichtig ist, daß man deutschen Lesern zumuthen darf, sich mit ihm zu beschäftigen. Seillière läßt ihn in jüngeren Jahren die Stadien eines das Verbrechen verherrlichenden Byronismus, des Dandysmus und des Stendhalismus durchlaufen. Das Dandythum, das damals der arbiter elegantiae des Prinzen von Wales, George Bryan Brummel, vertrat, definirt Seillière als le culte romantique (ich finde gar nichts Romantisches dran) du Moi, l'égotisme si bien fondu avec le mysticisme esthétique (finde auch am Aesthetenthum nichts Mystisches), ou religion de la beauté, que désormais le Moi lui-même devient l'œuvre d'art dont le dandy mettra tous ses soins à façonner le galbe parfait, pour l'imposer ensuite à l'admiration, aux soumissions de ses contemporains. Das praktische Dandythum ward Barbey durch eine bittere Erfahrung empfohlen. Schon in der Kindheit hatten die Eltern seine starke Eigenliebe dadurch tief verwundet, daß sie ihn häßlich fanden; seitdem bot er alle Künste auf, sich zu verschönen.

Nach tollen Orgien, gelebten und geschriebenen, bekehrte er sich. Nichts Besonderes in einem katholischen Lande. Die Triebkraft zur Bekehrung ist immer die selbe, die in Beziehung auf das fromme Frauengeschlecht ein bekanntes unhöfliches Sprichwort andeutet. Der junge Genie-Gott hat das Leben so gründlich genossen, daß ihm der Genuß zum Ekel wird und daß ihm der mißhandelte Leib Pein verursacht; er erkennt, daß er kein Gott, sondern nur ein armes Menschenwürmlein ist, und aus dem physischen entwickelt sich der moralische Katzenjammer. Man halte mir nicht Augustinus entgegen. Die Größe, zu der sich dieser Bekehrte erhob, ist in der Weltgeschichte einzig; daß er aber als Jüngling und junger Mann den Geschlechtstrieb so stark empfand, wie es das afrikanische Klima mit sich bringt, und daß er ihn auf normale Weise befriedigte, darin lag weder Etwas von krankhafter Romantik noch von angeborenem Laster: Augustin gehört nicht in diese Spitalgesellschaft. Den nach Bekehrung Dürstenden gewöhnlichen

Schlages fehlt es niemals an hilfreichen Liebhabern der Seelen. Für Barbey waren es: ein treuer Freund, ein Bibliothekar, der ihm bei der literarischen Arbeit werthvolle Dienste zu leisten pflegte und der gläubig geblieben war, und ein Bruder, der sich vor ihm bekehrt hatte. An literarischen Führern fehlte es den nach der Kirche Hinstrebenden im damaligen Frankreich auch nicht; Barbey wählte De Maistre und Bonald. Die paßten ihm für seine besonderen Zwecke. Der Mensch handelt fast niemals unter dem Antrieb eines einzelnen und einzigen Beweggrundes; am Wenigsten kommt Das bei komplizirten Naturen vor. Huysman und Andere sind von den Schönheiten des Kultus in die Kirche gelockt worden; Barbey wurde vom Ehrgeiz getrieben. In der Literatur hatte er keinen Erfolg. Das gab seiner Eitelkeit den Gedanken ein, daß er zu Größerem berufen sei, und er warf sich auf die Politik. Als zügelloser Aesthet kann man nicht Staatsmann sein. Er will sich also disziplinirен lassen; Kirche und Beichtvater sollen ihm diesen Dienst leisten. Und der Katholizismus empfiehlt sich ihm auch noch von einer anderen Seite her. Das Bürgerkönigthum neigt sich dem Ende zu, neue Männer werden gebraucht, die legitimistische Opposition hat Aussicht auf Erfolg: und so stürzt er sich als frommer Legitimist in den Kampf.

Der Glaube an seine Befähigung zur Politik und die Voraussicht der Ereignisse erwiesen sich als Täuschungen. Da schien denn die Frommheit immerhin noch Ersatz für begrabene Hoffnungen zu verheißen. Kann ich, schreibt er an den Freund, keinen Staat regiren, dann wenigstens einen Klosterorden. Er will als Kapuzinergeneral und Kardinal das Dogma, die Kirchenlehre, die Politik des päpstlichen Stuhles leiten und nach seiner Fasson ein Heiliger werden. Auch zum Ordensgeneral, Kardinal und Kirchenlicht hat ers nicht gebracht; aber ein wunderlicher Heiliger ist er geworden. Eine Weile zügelte er die Phantasie, um seinen Katholizismus nicht gar zu arg zu kompromittiren; bald aber ging sein Naturell wieder mit ihm durch und er schrieb so unerbaulich, wie schon manche Titel seiner Schriften verrathen. Seillière spricht viel von seinen zwei Seelen: der normannischen (sein Vater war ein Krautjunker im Cotentin) und der pariserischen, der katholischen und der romantischen, behandelt diese beiden Seelen als etwas seinem Helden Eigenthümliches und zeigt, wie Barbey bemüht gewesen ist, sie mit einander in Harmonie zu bringen. Doch solcher Kampf und solche Kompromißversuche sind etwas Allgemeinmenschliches und Alltägliches. Die antike Philosophie und die Gnostiker haben die beiden Seelen Pneuma und Psyche, Paulus hat sie Geist und Fleisch, Goethe Faust und Mephisto, Nietzsche Apollon

und Dionysos genannt; und der gemeine Sprachgebrauch stellt die Vernunft oder Pflicht und Gewissen den Begierden und Leidenschaften gegenüber. Die Schilderung der Leidenschaften, behauptet Barbey, ist moralisch, wenn sie tragisch ist, wenn sich also das Laster erbricht, die Tugend aber sich zu Tisch setzt. Zur Vertheidigung Baudelaires, dem seine „Fleurs du mal“ eine Anklage zugezogen hatten, schreibt er: „Das ist freilich Gift; aber das Gift wird in einer wunderschönen Schale dargeboten und es ist so stark, daß es nicht schaden kann: der Genießende giebt es sofort wieder von sich.“ Einmal beruft er sich auf Mithridates, der sich durch allmähliche Gewöhnung an Gift immun gemacht hat. Dem Begriff des Katholizismus giebt er eine so weite Fassung, daß sein „Romantismus“ drin Platz findet: wo Schönheit, da ist Katholizismus. Die Schönheit entschuldigt Alles: La beauté vaut la vertu. Einen seiner getreuen Jünger rühmt er ob der unbefleckten Weiße seines Seeelenkleides; sein eigenes sei voll von Flecken; aber auch diese Flecke wirken ästhetisch: „Ich bin ein prachtvoller Leopard.“ Er giebt schließlich zu, daß unsere großen Dichter verrückt und entartet seien; sagt aber, Das gelte vom ganzen Menschengeschlecht unserer Tage und durch diese Gleichheit im Elend werde die Distanz zwischen dem Philister und dem himmelhoch über ihm schwebenden Genie nicht ums Mindeste verringert.

Mit dem Gott und dem Teufel, die einander in seinem Busen bekämpfen, macht er sich viel zu schaffen. Schließlich glaubt er, daß Beide identisch seien, und will in der Hölle nur einen umgestülpten (en creux) Himmel sehen. Der ruhige Norddeutsche von heute inkommodirt die überirdischen Mächte nicht zur Regelung oder Erklärung seines Alltagslebens, sondern sieht die Sache nüchterner an. Alkohol und Menschenschönheit sind wie Kirschen und Weintrauben gute Gaben Gottes, die man, wenn man sie haben kann, mit Dank gegen Gott genießen soll, aber mit Maß und Verstand und ohne Verletzung der Rechte Anderer. Wird nur der Mensch von Jugend an gewöhnt, den wilden Burschen Dionysos durch das Licht der Vernunft zu zügeln, so verläuft das Leben ohne aufreibende Seelenkämpfe. Dabei kommt dann freilich ein Philister heraus; aber auf dem Philisterium beruhen die Gesellschaftordnung und der Staat. Die Poesie allerdings, die der bis zum Orgiasmus gesteigerten lyrischen Stimmungen und der dramatischen Konflikte bedarf, fährt besser bei der religiös-mystischen Auffassung des Lebens. Doch kann man sogar mit Besonnenheit und Selbstzügelung noch ein leidlicher Dichter werden, wie Goethe beweist, den auch Seillière seiner Selbstzucht wegen preist; wie er denn überhaupt die nordischen Nationen schätzt, weil sie durch Familien-

zucht und christliche Moral den „Romantismus" zügeln. Uebrigens gesteht Seillière selbst, daß man die Reden eines Barbey nicht zu ernst, nicht sämmtlich als getreuen Ausdruck einer tiefen Ueberzeugung nehmen dürfe; viel bloße Literatur sei dabei. Eine gerichtliche Verfolgung hat ihn berühmt gemacht; und man wird ihm nicht Unrecht thun, wenn man vermuthet, daß er es darauf angelegt habe, durch Verletzung sittlicher Gefühle, durch Paradoxien, durch Selbstwidersprüche (manchmal predigt er auch Moral) Aufsehen zu machen. Als bei der Meldung seines Todes auf dem Standesamt nach dem Beruf des Hingeschiedenen gefragt wurde, soll ein Jünger Barbeys geantwortet haben: Mettez, Monsieur, qu'il était marchand de gloire.

Seillière hat die neuere deutsche Literatur gründlich studirt und nicht oft wird man einen Franzosen finden, der von den geistigen Strömungen Deutschlands so viel weiß.

Neisse. Karl Jentsch.

Anzeigen.

Zur Psychologie und Ethik. Zehn ausgewählte Abschnitte aus Wilhelm Wundt. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Julius A. Wentzel. Leipzig, bei Philipp Reclam jun.

Die erste Entwickelungstufe der Menschheit kennt nur ein Selbstschauen. Was ich mit Händen nicht greifen kann, betasten und hören und sehen, glaube ich nicht, urtheilt der naive Naturmensch. Und seine Naivetät, seine anschauliche Betrachtungweise überträgt er von dem einzelnen Objekt auf die ganze Welt. Sie scheint ihm ja nur eine Vielheit der anschaulich geschauten Einheit. Sonne und Mond, die Gestirne, die ihre Bahn regelmäßig ziehen, Tag und Nacht, die regelmäßig mit einander wechseln, gelten dem Naiven zuerst als Götter, als erhaltende und ordnende Wächter des Universums... Eines Tages, wie so viele andere Tage vorher, wandelte Thales aus Milet dem Meeresstrand zu. Weit dehnte sich hinter ihm die reiche Handelsstadt, in der man jetzt um kostbare käufliche Güter feilschte. Einsam lag der weite Strand. Thales streckte sich in den Sand und sah auf die Meeresfläche hinaus. Er sah die Wogen anschwellen und versinken. Stunden lang wuchsen sie an und schlangen breite Streifen des Strandes in sich hinein; Stunden lang zogen sie sich beharrlich zurück und dann dehnte sich der Strand wohlig wieder aus. Nur ein Band hellglitzernder Muscheln blieb als Erinnerung an die Meerfluth zurück. Seit Langem trug Thales in sich die Frage: Was liegt dem Universum zu Grunde, was regelt und ordnet sein Ergehen und Vergehen? Und jetzt sah Thales, wie das Meer, die Mutter der Wogen, die Mutter des Wassers

ihm antwortete. „Das Wasser“ liegt allem Sein und Werden zu Grunde: die Antwort nahm Thales vom Meer mit und von der Wolke, die am Horizont aufzog und von dem Kreislauf des Wassertropfens erzählte. Reicher als Krösus und der Weisheit näher als Solon, höher als seine beiden Zeitgenossen dünkte sich Thales in diesem Augenblick, als sich ihm aus der Anschauung heraus der Satz formulirte: „Das Prinzip, der Urgrund aller Dinge, ist das Wasser: aus Wasser ist Alles und in Wasser kehrt Alles zurück.“ Das kleine Erlebniß am Meeresstrand ist mehr als ein gelegentlicher Vorgang. Seine Bedeutung liegt darin, daß aus der realen Anschauung heraus eine Erkenntniß geschöpft wurde. Reale und ideale Anschauung bedeuten für das Problem der Welterklärung die beiden Pole. Der Vertreter der realen Anschauung sieht das Prinzip aller Dinge in etwas Greifbarem, einer Materie; der Vertreter der idealen Richtung in einem Unstofflichen, etwas Geistigem. Diese zwei Grundanschauungen gehen vom Alterthum bis in die Neuzeit friedlich oder feindlich neben einander. Beide in Einklang zu bringen, ihre Gegensätzlichkeiten zu versöhnen: Das versuchen die großen „Systematiker“ der Philosophie von Plato bis Kant und weiter. Wie Thales, so begann auch Wundt mit realen Erkenntnissen. Als Medizinstudirender vertiefte er sich in die Gehirn- und Nervenforschung und in vergleichend-anatomische Gebiete. Von diesen rein naturwissenschaftlichen Studien stieg er zu „sinnespsychologischen“ auf, die philosophische Hilfmittel verlangten; einer Bethätigung, die in der Folge für ihn bedeutsam werden sollte. Die Namen E. H. Weber und Fechner bezeichnen auf dem Wege, den Wundt konsequent ging, eine starke Vorarbeit. Das Grundlegende bei ihren Untersuchungen war, die Frage zu beantworten: „Wie weit ist es möglich, das Experiment für Vorgänge anzuwenden, die in die seelische Sphäre hineinreichen?“ Die reinen Naturwissenschafter, die Physiologen kannten das Experiment längst; der entscheidende Schritt geschah, als Wundt das selbe Recht für die Psychologie in Anspruch nahm, um damit, zum Beispiel, das Wahrnehmungproblem zu erklären, das man früher zum Theil aus rein physiologischen Vorgängen erklären wollte. Die Worte Wundts „Sobald man einmal die Seele als ein Naturphänomen und die Seelenlehre als eine Naturwissenschaft auffaßt, muß auch die experimentelle Methode auf diese Wissenschaft ihre volle Anwendung finden können“, und die daran geknüpfte Hoffnung, daß mit der neuen Methode für die Psychologie ein gleicher Aufschwung bevorstehen möchte, wie ihn die Naturwissenschaften seit Galilei und Bacon erlebt hatten, fanden ihre glänzende Bestätigung in der neu aufblühenden Wissenschaft der experimentellen Psychologie. Freilich mußte der Gründer der neuen Wissenschaft von Leipzig aus, von wo aus er seinem Sondergebiete ein neues Reich zu erobern hatte, heftige Angriffe abschlagen. Man sprach von einer „Psychologie ohne Seele“ oder auch von einem „rohen Empirismus“, wobei man sich auch gern auf Kants klassischen Ausspruch stützte, daß die empirische Seelenlehre „jederzeit

von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben werde, weil sich das Mannichfaltige der inneren Beobachtung nur durch bloße Gedankentheilung von einander absondern, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen lasse". Diesen Einwürfen kann man sofort entgegenhalten, daß unser Seelenleben dem Experiment nur indirekt zugänglich ist. Die experimentelle Psychologie setzt bei den äußeren Sinnesreizen ein, aber sie sind nur Mittel zum Zweck; die damit erzielten Erscheinungen sind das Hauptsächliche, aus denen sich Schlüsse in psychologischem Sinn ziehen lassen. Die Psychologie im Sinne Wundts sucht „Thatsachen der unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns darbietet, in ihrer Entstehung und in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu erforschen". Ferner soll man bedenken, daß der alte Seelenbegriff bei Wundt gefallen ist, da man früher mit seiner Aufstellung ein Resultat vorweg nahm. Die exakte Einzeluntersuchung allein führt nach Wundt zur „Seele" hin und bietet die richtige Lösung. Dabei will „die sogenannte Psychologie ohne Seele keineswegs auf die Hilfe einer allgemeinen Hypothese verzichten, welche zur Verknüpfung des Ganzen und zur Erleichterung des Einzelnen dienen mag. Aber sie ist der Meinung, daß diese Hypothese dem Gebiet der psychologischen Forschung selbst zu entnehmen sei und daß sie daher nicht der Untersuchung vorausgehen, sondern ihr nachfolgen müsse". Wie Thales aus Milet vom Meer einst die Antwort empfing, verschmolz Wundt naturwissenschaftliche reale Erkenntniß mit geisteswissenschaftlichen, immateriellen Forderungen.

Leipzig. Dr. Julius A. Wentzel.

Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Verlag von Reuther & Reichard in Berlin.

Dieses Buch habe ich geschrieben, als ich kaum fünfundzwanzig Jahre alt war, und gebe es nun erst, als fast Sechzigjähriger, heraus. So bin ich sein Verfasser und bin es doch eigentlich nicht mehr: denn heute hätte ich es nicht so schreiben können, mit allen den Mängeln und Vorzügen eines Jugendwerkes. Darum habe ich mich nur als den „Herausgeber" des Werkes auf dem Titel genannt und habe den „Verfasser" nicht genannt. Aber Alle, die mit meinen früheren Publikationen bekannt sind, können doch den Verfasser bald errathen. Ich sprach von ihm nicht; nicht, um ihn zu verbergen, sondern eben nur aus dem ästhetisch literarischen Grunde, weil es jedem Autor widerstrebt, ein Produkt, das vor einem Menschenalter entstanden ist, ohne Weiteres unter seinem Namen zu publiziren. Dem Werk war eigentlich die Rolle eines Opus postumum zugedacht; dann hätte es ein Anderer herausgegeben. Aber aus Gründen, die ich noch erörtere, habe

ich es selbst noch herausgegeben. Und was in dem Buch gesagt ist, vertrete ich nicht nur als Herausgeber, sondern auch als Verfasser. Denn es deckt sich im Wesentlichen mit meinen heutigen Anschauungen.

Warum ich es nicht damals, als ich es schrieb (1876 bis 1878), publizirt habe? So bin ich in jüngster Zeit öfters gefragt worden. Weil mich äußere Umstände an dem Abschluß hinderten, weil äußere Umstände mir die Nothwendigkeit auferlegten, Arbeiten zu verfassen, die mir die akademische Laufbahn ermöglichten. So schrieb ich meinen Kantkommentar und Alles, was damit zusammenhängt; und daraus ergab sich dann mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit die Begründung der „Kantstudien" und der „Kantgesellschaft". Das absorbirte den nicht allzu reichlichen Kraftvorrath vollständig neben der aufreibenden Amtsthätigkeit. So blieb das Jugendwerk liegen. Und gut ist, daß es liegen blieb, denn es wäre zu früh gekommen, man hätte es nicht verstanden; und ich hätte die schweren äußeren Folgen davon zu tragen gehabt: denn das Buch ist radikal, sehr radikal.

Das Buch nun doch noch selbst herauszugeben, dazu bewog mich eine seit etwa zwölf Jahren gemachte Beobachtung: der Geist der Zeit änderte sich so, daß man dem Buch nun Verständniß entgegenbringen konnte. Insbesondere sind es vier Momente, in denen diese Veränderung des Zeitgeistes sich bemerkbar macht: erstens der Voluntarismus, der besonders durch Wundt, Paulsen und Eucken den Sieg über den einseitigen Rationalismus davongetragen hat; zweitens die biologische Erkenntnißtheorie, die durch Mach, Avenarius und Jerusalem begründet worden ist und durch welche die Erkenntnißfunktionen den Gesetzen aller Lebensprozesse unterworfen werden; drittens die Philosophie von Friedrich Nietzsche und seine Lehre vom bewußt-gewollten Schein, vom „Willen zum Schein"; viertens der Pragmatismus, der den traditionellen, intellektualistischen Wahrheitbegriff erschüttert hat und den praktischen Maßstab des Denkens und seiner Produkte einführt.

Mit diesen (und noch anderen, im Vorwort aufgezählten) Strömungen berührt sich „die Philosophie des Als Ob". Sie lehrt, daß in Wissenschaft und Leben, in Kunst und Religion wir bewußt falsche Vorstellungen zu Grunde legen, durch deren Hilfe erst wir das Richtige erreichen. Sie zeigt, daß bewußte Fiktionen die Grundlagen unserer wichtigsten Wissenschaften bilden, so besonders der Mathematik, der Mechanik, der Physik, der Chemie, aber auch der Nationalökonomie, der Staatslehre, der Jurisprudenz, der Ethik und der Theologie. „Wir operiren mit Atomen, obgleich wir wissen, daß unser Atombegriff willkürlich und falsch ist, und, was eben das Merkwürdigste ist, wir operiren glücklich und erfolgreich mit diesem falschen Begriff. Wir rechnen mit dem Unendlich-Kleinen in der Mathematik, obgleich wir wissen, daß Dies ein widerspruchsvoller, also gänzlich falscher Begriff ist. Aber wir wissen auch, daß wir ohne diesen falschen Begriff in der Mathematik überhaupt nicht vorwärts kommen könnten. Wir machen in den verschiedensten Wissenschaften sehr viele be-

wußt falsche Annahmen und rechtfertigen sie damit, daß sie nützlich sind. Auch im praktischen Leben verfahren wir so: die Annahme der Willensfreiheit ist die nothwendige Grundlage unserer sozialen und juristischen Ordnungen; und doch sagt uns unser logisches Gewissen, daß die Annahme der Willensfreiheit ein logischer Nonsens ist. Aber darum geben wir jene Vorstellung doch nicht auf, denn sie ist nützlich, ja, unentbehrlich. Und in der Religion verfahren wir eben so: logisch unhaltbare, ja unbedingt falsche Vorstellungweisen behalten wir bei, obgleich wir ihre Falschheit durchschauen. Wir behalten sie bei, nicht etwa, weil sie uns lieb sind, nein, weil wir ihre Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit zum richtigen Handeln erkennen. Wir kommen im theoretischen, im praktischen und im religiösen Gebiet zum Richtigen mit Hilfe und auf Grundlage des Falschen."

Daß auch unser Kunstgenuß auf bewußt falschen Annahmen beruht, auf bewußten Illusionen, hat schon Konrad Lange in seinem „Wesen der Kunst" geistvoll und eindringlich nachgewiesen. Meistens, wenn wir solche bewußt falschen Annahmen machen, führen wir sie mit der Wendung ein: „Als ob". Mit dieser Wendung wollen wir sagen, daß wir eine Sache mit Bewußtsein anders auffassen und behandeln, als sie eigentlich ist, daß wir aber diese bewußt falsche Auffassung für den gegebenen Zweck als nützlich und nothwendig betrachten.

All Dies wird prinzipiell und allgemein erörtert in der „Philosophie des Als Ob". Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher solche bewußt falsche Annahmen als Produkte der zweckthätig wirkenden organischen Funktion des Denkens, als deren „Kunstgriffe" nachgewiesen werden, giebt der erste Theil die „Prinzipielle Grundlegung" der Theorie der Fiktionen. Diese werden im ersten Abschnitt aufgezählt und eingetheilt in folgende achtzehn Gruppen: 1. künstliche Klassifikation, 2. abstraktive Fiktionen, 3. schematische, paradigmatische, utopistische, typische, 4. symbolische, analogische, 5. juristische, 6. personifikative, 7. summatorische, 8. heuristische, 9. praktisch-ethische, 10. mathematische Fiktionen; 11. die Methode der abstrakten Verallgemeinerung, 12. die Methode der unberechtigten Uebertragung, 13. der Begriff des Unendlichen, 14. die Materie und die sinnliche Vorstellungwelt, 15. das Atom, 16. die Fiktionen der Mechanik und der mathematischen Physik, 17. das Ding an sich, 18. das Absolute. Ein zweiter Abschnitt giebt dann eine allgemeine Theorie der Fiktionen im Unterschied von den Hypothesen, von denen sie scharf zu trennen sind, giebt eine eingehende sprachliche Analyse des „als ob", der eigenthümlichen Partikelverbindung, die das Kennzeichen aller Fiktionen ist, und stellt zum Schluß das Gesetz auf, nach welchem Dogmen, Hypothesen und Fiktionen sich eventuell in einander verwandeln („das Gesetz der Ideenverschiebung"). Ein dritter Abschnitt giebt Beiträge zur Geschichte der Fiktion und ihrer Theorie vom Alterthum bis zur Neuzeit, besonders bei Kant, Maimon, Herbart, Lotze. Ein vierter Abschnitt zieht die erkenntnißtheoretischen Folgerungen und weist die Ka-

tegorien (Substanz, Kausalität, Kraft und so weiter) als bloße analogische Fiktionen auf.

Der zweite Theil giebt „Spezielle Ausführungen": über Adam Smiths nationalökonomische Methode, über Benthams staatswissenschaftliches Verfahren, die fingirte Statue Condillacs, die Fiktion der Kraft, Materie und Materialismus als Hilfsvorstellungen, die abstrakten und die allgemeinen Begriffe als Fiktionen, Naturkräfte und Naturgesetze als Fiktionen, die Atomistik als Fiktion, die Fiktion des reinen, absoluten Raumes, Fläche, Linie, Punkt als Fiktionen, die Fiktion des Unendlich-Kleinen, die Geschichte der Infinitesimal-Fiktion, das fiktive Urtheil.

Der dritte Theil giebt dann „Historische Bestätigungen". Den größten Raum nimmt der Nachweis ein, in welchem Sinn und in welchem Umfang sich Kant der „Als-Ob-Betrachtung" bediene. Hier zeigt sich, daß es bei Kant in einem bisher ungeahnten Maße der Fall ist und daß er vor Allem seine berühmten drei Ideen, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, nur als „heuristische Fiktionen" gemeint wissen will. An diese Ideen „glauben", ist ihm: es so betrachten und vor Allem so handeln, als ob es einen Gott, als ob es eine Unsterblichkeit gäbe. Man hat Kants Ideenlehre traditionell so ausgelegt, daß Kant die Realität dieser Ideen auf Grund seiner praktischen Philosophie als Postulate lehre: Kant hat aber nicht ein „daß" dieser Ideen gelehrt, sondern ein „als ob". Die falsche realistische Auslegung wird zurückgewiesen. Kant selbst hat gewußt, daß man seine Ideenlehre falsch verstehen werde; er hat selbst gesagt: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man sie erst recht verstehen". Diese Zeit ist jetzt gekommen. Nur Einer hat in Kants Zeit den Weisen von Königsberg richtig verstanden: Forberg, der vergessene Urheber des fichtischen Atheismusstreites. Diesem Mann und seiner „Religion des Als Ob" ist ein ausführlicher Abschnitt gewidmet; eben so dem Verfasser der „Geschichte des Materialismus", F. A. Lange, und seinem damit identischen, aber bisher ganz verkannten „Standpunkt des Ideals". In einem Nachtrag wird noch die nach der Abfassung dieses Werkes hervorgetretene Lehre Nietzsches vom bewußt gewollten Schein, seine Lehre vom „Willen zum Schein" erörtert, deren nahe Verwandtschaft mit den Grundgedanken der „Philosophie des Als Ob" um so auffallender ist, als beide ganz unabhängig von einander sind.

Das „Vorwort des Herausgebers" habe ich mit den Worten geschlossen: „So, wie es nun ist, mag das Werk Manchem das lösende Wort in quälenden Problemen bringen, manch Anderen aus dogmatischer Ruhe in neue Zweifel stürzen, bei Vielen Anstoß erregen, aber hoffentlich auch Einigen neue Anstöße geben". So viel ich bis jetzt merke, werden diese Erwartungen in Erfüllung gehen.

Halle a. S. Professor Dr. Hans Vaihinger.

Menschenreform und Bodenreform. Zweite Auflage, neu bearbeitet und vermehrt. Felix Dietrich in Gautzsch bei Leipzig.

Der englische Forscher Francis Galton war der Erste, der in seiner „Veredelunglehre“ (Eugenics) die Grundlagen und Gesetze einer Rassenhygiene darstellte. Der Einführung in diese Lehre und ihrem weiteren Ausbau in einer allen modernen Kulturverhältnissen Rechnung tragenden Rassenhygiene ist meine Schrift gewidmet. Die „Menschenreform“ ist zur „Bodenreform“ in Beziehung gesetzt und zu zeigen versucht worden, daß eine Reform die andere bedingt, daß eine ohne die andere nicht an ein nützliches Ziel geführt werden kann. Die malthusischen Versuche, die Volksvermehrung aufzuhalten, nützen überall nur den gewöhnlicheren und brutaleren Naturen, die sich an den Malthusianismus nicht kehren, während die gewissenhafteren und feiner fühlenden, also die höher veranlagten Naturen, die seiner Lehre folgen, sich damit auf den Aussterbeetat bringen und den Anderen das Feld zur Brutalisirung und Herunterzüchtung des Volkes überlassen.

Heinrich Driesmans.

„Ostdeutscher Almanach 1911.“ E. Simon in Posen.

Wie die ostdeutsche Ausstellung ein Bild von der Entwickelung der Industrie und der Landwirthschaft sein will, so versucht der Ostdeutsche Almanach, einen Rundblick über die künstlerischen und literarischen Kräfte der Ostmark zu geben. Wurde von der ostdeutschen Ausstellung die westliche Industrie ängstlich verbannt, aus Furcht, sie könnte die östliche Industrie allzu leicht in den Hintergrund rücken, so vermieden wir, den Dichtern und Künstlern des deutschen Westens und Südens Raum zu geben, nicht, weil uns vor ihnen bang war, sondern, um zu zeigen, daß wir den Wettstreit auf rein geistigem Gebiet durchaus nicht zu scheuen brauchen. Das Bild ist nicht vollkommen; die Zeit war zu kurz, der Raum zu karg bemessen, das Mißtrauen der ostdeutschen Dichter und Künstler zu groß. Und mit Recht. Der Osten hat keinen Verlag von weitem Ruf. Drucker und Verleger mußten erst erzogen werden. Daß sich der Almanach an äußerer Gestalt mit seinen großen Vorgängern messen kann, ist zunächst den Professoren Cissarz, der die Buchausstattung besorgte und Umschlag und Titelblatt zeichnete, und Kaemmerer zu danken. Für den Inhalt bürgen die Namen der Mitarbeiter. Der erste Versuch, in einem Almanach Ostdeutschlands Kunstwelt zu einen, gelang so gut, daß der Almanach einen Nachfolger erhalten soll; vielleicht als ständiges Organ einer Gemeinschaft, die Ostdeutschlands Gelehrte, Dichter, Künstler und Kunstfreunde zu dauernder gemeinsamer Arbeit bindet, ohne sie von dem Kunstleben in anderen Theilen des Reiches abzuschließen.

Ober-Schreiberhau. Karl Wilczynski.

Reuter-Kalender auf das Jahr 1911. Mit zahlreichen Bildern und Faksimiles. Dieterichs Verlag in Leipzig. 1 Mark.

Fünfmal ist jetzt dieses Reuterbuch erschienen; diesmal als Andenken an die Hundertjahr-Ausstellung im Künstler- und Abgeordnetenhaus von Berlin und im Hinblick auf die Enthüllung des Reuterdenkmals in Stavenhagen. Gleich vorn eine Doppeltafel mit der seltenen Ansicht der Vaterstadt unseres volksthümlichsten Dialektdichters; er selbst schaut, mit Lorber gekrönt, aus den Wolken hinab. Unter den zweiundzwanzig bisher ungedruckten Briefen ragen zwei an stavenhagener Personen hervor: die gemüthvollen Zeilen nach dem Tode des Apothekers Dr. Grischow, Nachfolgers vom Rathsherrn Herse, und die treuherzigen an Bürgermeister von Bülow, Amtsnachfolger seines Vaters, mit dem warmen poetischen Glückwunsch an einen Jubilar, den Stadtsprecher Risch. Ein Lebensbild aus des Humoristen Jugendzeit tritt uns entgegen in dem wackeren Rektor Schäfer mit dem Stundenplan und den pädagogischen Bemerkungen, die noch heute Beachtung verdienen. Die Gesichtszüge des würdigen Scholarchen und das bescheidene Schulhaus neben der Kirche und Kantorgasse betrachtet man gewiß mit Interesse. Zwei Handschriftenproben aus „Festungtid“ und „Stromtid“ erfreuen den Autographenliebhaber. Das Kapitel „Vor vierzig Jahren“ zeigt Reuters Betheiligung an Lipperheides Liedern zu Schutz und Trutz mit der zum ersten Mal veröffentlichten Korrespondenz, worin es heißt: „Ich werde das Buch als einen Merk- und Denkstein bewahren, daß in so großer Zeit nicht blos die Heldenthaten unserer Krieger glänzend gewesen sind, sondern auch die Mühen und Arbeiten des patriotischen Bürgers.“ Als Ergänzung zu den im vorigen Jahrgang mitgetheilten Beziehungen des großen Mecklenburgers zu Hamburg und Bremen finden wir nun den Kreis der lübischen Freunde Reuters. Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Die bunte Kuh. Roman von Rudolf Presber. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

An Versuchen, humoristische Wirkungen im Rahmen des Romans zu erzielen, hat es uns in Deutschland noch niemals gefehlt. Aber es scheint, als sei der deutsche Geist diesen Versuchen nicht eben günstig. Die Zahl der humoristischen Romane ist überaus gering: und insbesondere die Gegenwart gehört zu den humorlosesten Zeiten der Weltgeschichte, was sicher mit dem in der heutigen Literatur überwiegenden Aesthetizismus und Snobismus zusammenhängt. Unter diesen Umständen wirkt Presbers Buch doppelt erfreulich; hier ist nichts Erkünsteltes, Gequältes und Snobistisches, hier ist Alles Gesundheit und Fülle, Heiterkeit und Natur. „Die bunte Kuh“ ist die Stadt Berlin. In diesem Rahmen spielen sich die Schicksale einer nicht übermäßig großen Gruppe von Menschen ab, die Presber aus dem Reichthum einer erlesenen Phantasie und eines liebevollen Herzens geschaffen hat. Die Meisten sind Süddeutsche; nur ein Oberflächenbetrachter

könnte aus diesem Buche einen Hymnus auf die süddeutsche Gemüthlichkeit herauslesen. In Wirklichkeit ist die „Bunte Kuh“ etwas ganz Anderes. Sie ist ein Weltbild, ein Lebensbekenntniß, eine Philosophie; aber keine schwere, mit Erz gepanzerte Schulphilosophie, sondern das anmuthig heitere Erzeugniß eines überlegenen und doch unendlich gütigen und verständnißvollen Geistes. Der Typus des humoristischen Romans ist kaum jemals mit solcher Reinheit und Unbefangenheit durchgeführt wie hier: in der so richtigen, aber zugleich außerordentlich seltenen Erkenntniß, daß der Humor als solcher ausreichende künstlerische Werthe und Potenzen in sich birgt, um auch den tiefsten Lebensfragen gerecht zu werden, hat Presber auf alles Beiwerk und alles störende Nebeneinander verzichtet, im Gegensatze zu den meisten Autoren, die es für nöthig halten, jeder humoristischen Entwickelung sofort ein möglichst tiefsinnig seriöses Gegengewicht, etwa eine tragisch bewegte Nebenhandlung, zu geben. Presber hat, im Bewußtsein gereifter Kraft, gewagt, alle pathetischen Register ungerührt zu lassen und uns ganz und gar in ein heiteres Behagen, in eine durch nichts gestörte lächelnde Träumerei einzuwiegen. Hier finden wir keine unglückliche Liebe, keine leidenschaftlichen Accente, und nur wer absolut auf Ideen und Probleme eingeschworen ist, wird eine solche in der psychischen Entwickelung des jungen Wolfgang Schlüter finden, der nach Berlin kommt und dort Dramatiker und glücklicher Familienvater wird. Aber mit wie viel liebenswürdiger und höchst unpathetischer Schelmerei wird diese Entwickelung dargestellt! Dieser brave Junge ist nämlich, Gott sei Dank, keiner von den modernen Jünglingen, die sich mit gerunzelter Stirn durch vierundachtzig Perversitäten und unablässige pathologische Selbstbespielungen zu ihrer Individualität hindurchfinden; er ist, Gott sei abermals Dank, nicht einmal bedeutend, sondern einfach ein sehr guter und lieber Kerl. Und die Anderen alle! Harmlose, kreuzbrave Menschen von einer liebenswürdigen, unwiderstehlichen Komik. Man muß ihnen von Herzen gut sein, diesen prächtigen Käuzen, die so schlecht in die Bunte Kuh, die Stadt des Schwindels und der Gaunerei, hineinpassen und von literarischen Cliquen, von Auskunftbureaux, Geisterbeschwörern und allen möglichen anderen Größen gründlich ausgebeutet werden. Höchst amusant ist die Darstellung der „Fackelträger“, eines literarischen Klubs größenwahnsinniger und schwindelhafter Aesthеten; nicht minder die anmuthigen Bilder aus dem Leben und Treiben der Spiritisten. Aber der Reiz des Buches liegt nicht in dieser oder jener Figur, nicht in dieser oder jener Begebenheit: er liegt in dem Geiste des Dichters, der über all diesen bunten Bildern schwebt und sie zu einer harmonischen Einheit zu verbinden weiß. Der Geist einer heiteren, freien und lächelnden Menschenliebe, der die Relativität aller irdischen Ziele und Bestrebungen erkennt, der die Thorheiten und Schwächen der Menschen mit gutmüthigem Spott übergießt und doch den Glauben an die Reinheit und die Güte des menschlichen Herzens als ein heiliges Besitzthum festhält.

Lichterfelde. Herbert Stegemann.

Staatslotterien.

Deutschland hat wieder einmal Gelegenheit, sich über das Lotteriespiel moralisch zu entrüsten. Bayern hat mit Preußen einen Lotterievertrag geschlossen. Die preußische Klassenlotterie wird ins blauweiße Königreich offiziell zugelassen, wodurch sich der Nachbar im Süden einen jährlichen „Bonus“ von 2¼ Millionen Mark für den Staatssäckel sichert. Kaum war der Handel perfekt: da wurde ringsum gefragt: „Ist Das moralisch? Darf der Staat aus der Spielsucht für sich Nutzen ziehen? Darf er den Trieb, Vermögen durch Zufall (also ohne Arbeit) zu erwerben, pro fisco ausbeuten?“ Eine schon recht alte Frage. Vor fünfzig Jahren meinten die Regirenden noch, die Lotterie sei eine die Sittlichkeit gefährdende Einrichtung. Damals handelte es sich allerdings zunächst um das Zahlenlotto, das heute noch in Oesterreich und Italien en vogue ist, diese beiden Alliirten des Deutschen Reiches aber nicht um ihre Lebenskraft gebracht hat. Beide Länder haben eine aufblühende Wirthschaft. In Oesterreich-Ungarn wird tüchtig gespart (die Erfolge der Postsparkasse sind glaubhafte Belege). Der Spartrieb hat also durch das Ambo und Terno nicht gelitten. Doch die Verdammung des Spieles ist ein Dogma, an das man nicht rühren darf. Manchmal hört man sogar, die Staatslotterie sei mit dem Bordellwesen auf eine Stufe zu stellen; der Fiskus dürfe aus den „Stätten der Unzucht“ nicht Honig saugen. Ich glaube, man thut gut daran, sich vor Sittlichkeitüberschüssen zu hüten. Die staatliche Klassenlotterie ist über das Stadium keuscher Bedenken wohl schon hinaus.

In Bayern hat man sich bis in unsere Tage gegen die Staatslotterie gesträubt. Dort hat sich die sittliche Atmosphäre am Längsten von modern-wirthschaftlichen Beimischungen frei gehalten. Daß darum in Bayern nicht weniger hitzig gespielt wurde als in anderen Staaten, die trotz der Klassenlotterie nicht zu Grunde gegangen sind, versteht sich am Rande. Der Spieltrieb duckt sich nicht vor einer Polizeischranke. Als man im „Volkshaus“ in der Prannerstraße zu München gesehen hatte, daß der Bruder Preuß an der Staatslotterie und deren „Beliebtheit“ im Volk seine helle Freude habe, fing man an, diese bis dahin als schimpflich betrachtete Einrichtung sub specie des Staatshaushaltes anzusehen. Und man fand schätzenswerthe Eigenschaften. Das bayerische Centrum ließ also den Mantel fallen und schickte ihm die sittsamen Skrupel nach. Man beschloß, die Staatslotterie zu dulden; und war nur zweifelhaft, wie aus der etwas verspäteten Einsicht der fettste Gewinn zu ziehen sei. Allein, mit Württemberg und Baden zusammen (als süddeutsche Klassenlotterie) oder (unter Verleugnung aller partikularistischen Neigungen) im Bunde mit Preußen? Der letzte (beste) Weg wurde gewählt. Preußen hat, dank dem verachteten Spieltrieb, einen nicht zu unterschätzenden Erfolg im reservatereichen Bundesstaat Bayern zu buchen; und die Klassenlotterie wird nun prompt ihre verherende Wirkung auf den vom Lotteriebazillus noch ungeschwächten

Organismus Süddeutschlands üben. Hat das Fehlen einer Staatslotterie bewirkt, daß irgendwo im deutschen Süden weniger gespielt wird als in Mittel- und Norddeutschland? Oder sind die berüchtigten Serienlosgesellschaften nicht vielmehr zu besonders fruchtbarer Verwerthung ihrer erbaulichen Normen gerade in den Bezirken des Reiches, die keine Staatslotterie haben, gekommen? Alles, was die Feinde der Staatslotterie gegen sie vorbringen, ist richtig; aber zugleich auch Alles falsch. Richtig insofern, als das Spielen um Geld in der That gegen die Regeln eines mönchischen Sittenkodex verstößt. Wie viele Handlungen bleiben aber als einwandfrei bestehen, wenn asketische Gesetze gelten? Der Versuch, die Betheiligung an einer Staatslotterie eben so wie die Bethätigung im verschwiegenen Hinterzimmer des Rouletteklubs einzuschätzen, kann nur mit dem Wunsch, der Moral selbst auf Kosten des Verstandes zu opfern, entschuldigt werden. Die Gefahr des „verbotenen Glücksspiels", der verderbliche Reiz des grünen Tisches besteht in der unmittelbaren Verbindung zwischen Einsatz und Chance. Und weiter in der intensiven Wirkung des gehäuften Goldes auf die Sinne. Der Spieler handelt im Goldrausch. Er braucht die ständige Nervenaufpeitschung, die ihm die engen Beziehungen zu Chance und Risiko bieten; und das Ende dieses Verhältnisses tritt oft erst mit dem Verlust des Vermögens ein. Damit vergleiche man die Distanz, in welcher der „Spieler" in einer Klassenlotterie zu seinem „Los" steht. Er kennt von vorn herein den Umfang des Risikos und die Größe der Gewinnmöglichkeit. Der Staat verspricht ihm nicht mehr, als er gewähren kann. In den amtlichen Lotterieplänen sind Zahl und Größe der Gewinne angegeben. Der Spieler kann also beurtheilen, ob der Einsatz sich lohnt; und er hat bei dieser kombinatorischen Thätigkeit keineswegs die Gefühle, die den Roulettespieler beseelen. Ob wohl Einer der Hunderttausende von Besitzern preußischer Klassenlose schon jemals den verwegenen Gedanken gehabt hat, daß er an sittlicher Empfindung dem Habitué von Monte Carlo ähnelt? Keiner. Würde das Volk an Weisheit gewinnen, wenn man die Staatslotterie beseitigte? Würde sein Vermögen sich mehren? Im Deutschen Reich werden Jahr vor Jahr 900 bis 1000 Millionen Mark in die öffentlichen Sparkassen eingezahlt. Die Fähigkeit und die Kraft des Sparens haben also unter der Herrschaft der Klassenlotterie nicht gelitten. Und der „kleine Mann", der im Monat eine Mark opfert (daß Einer sich über seine Verhältnisse hinaus in der Klassenlotterie „engagirt", kommt wohl kaum vor: selbst die kleinsten Bruchtheile der Lose werden oft von mehreren Personen gespielt), hat darum keine geringere Meinung von der „produktiven Arbeit". Käme er auf den Gedanken, sie zu Gunsten des Lotteriespieles aufzugeben, so würde er einfach verhungern. Man kann die Lotterie als eine Feindin der volkswirthschaftlich anerkannten Arbeit ansehen. Man kann sie aber, mit dem selben Recht, auch als Ausgleich der Mängel im Verhältniß zwischen der produktiven Thätigkeit und deren Ertrag betrachten. Da die allgemeine Auftheilung des Reichthums ja

doch nur ein frommer Wunsch bleiben wird, mag die Lotterie als Bindeglied zwischen Utopie und Möglichkeit dienen. Oder soll nur das Vermögen gelten, das durch Arbeit erworben ist? Wie viel würde dann übrig bleiben? Steht, wer in Weizen, Kaffee, Petroleum, Zucker oder Werthpapieren spekulirt, sittlich höher als der Lotteriespieler? Aber er übt gewisse wirthschaftliche Funktionen aus, die im Lotteriespiel nicht zu finden sind. Schön. Dann beweise man, daß die Klassenlotterie, die vom Staat gehalten wird, die Oekonomie schädigende Wirkungen hat. Der Börsenspekulant handelt, wenn er seine Thätigkeit nicht gewerbmäßig betreibt, unter anderen Bedingungen als der Theilnehmer an einer öffentlichen Verlosung. Er kennt die Möglichkeiten nicht, die im Bereich der Börse und des von ihm begünstigten Papiers liegen. Er ist ein „Blindspieler“; und diese sklavische Abhängigkeit von der brutalen Gewalt des Zufalles hat etwas Entsittlichendes. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied zwischen den genannten beiden Arten von Spielern in den Folgen ihrer auf die Erzielung von Zufallsgewinnen gerichteten Willensakte für den Wirthschaftkörper. Das Börsenspiel kann Konsequenzen von äußerster Schädlichkeit haben, wenn es sich in schroffen Widerspruch zu den glaubhaften Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens stellt. Man braucht nur an die periodisch wiederkehrenden Warnungen vor wilder Effektenspekulation zu erinnern. Von der staatlichen Klassenlotterie hat man noch niemals schlimme Dinge gehört. Daß die Wirthschaft durch sie gefährdet worden sei, ist bis heute noch nicht festgestellt worden.

Niemand (außer den Säulenheiligen) denkt daran, den Börsenspekulanten vor den Folgen einer schlimmen Leidenschaft durch ein Zehntellos der Preußischen Klassenlotterie bewahren zu wollen. Vergleiche werden dadurch nicht besser, daß man ihnen jeden Zusatz von Vernunft entzieht. Und der Hinweis auf den Börsenjobber ist wohl so ziemlich das dümmste Argument. Die Staatslotterie bleibt in dieser unvollkommenen Welt noch immer das Rationellste. Der Fiskus ist ein ehrlicher Spielhalter, wenn er auch darauf bedacht sein mag, bei den Bedingungen des Spiels nicht zu kurz zu kommen. Das Los einer öffentlichen Klassenlotterie ist kein Werthpapier. Im Vergleich mit den Antheilen an Serienlosgesellschaften könnte man ihm dennoch beinahe die Eigenschaft einer Valeur zusprechen. Der Staat geht energisch gegen die gefährlichen Lotterieunternehmer vor. Die gesetzlichen Bestimmungen gegen die Schädigung des Publikums durch schwindelhafte und unerlaubte Spielunternehmungen sollen verschärft werden. Das preußische Lotteriegesetz bestraft auch das Spielen in fremden Staatslotterien. Diese Vorschrift ist natürlich eine rein fiskalische. Der Staat will den Zweck, den er mit der Klassenlotterie verfolgt, nicht durchkreuzt sehen. Er könnte ja einem Privatunternehmer die Konzession ertheilen und sich mit der Pachtsumme begnügen. Solches Verhältniß würde aber dem sittlichen Empfinden noch weniger genügen als das Schauspiel eigener Regie. Wo sich im wirthschaftlichen Leben

ein zu arges Mißverhältniß zwischen der Macht der Produzenten und der Abhängigkeit des Konsums zeigt, wird nach der ordnenden Hand des Staates gerufen. Das öffentliche Monopol wird für das kleinere Uebel unter den Erscheinungformen ökonomischen Kraftbewußtseins gehalten. Die fiskalische Klassenlotterie gehört zu den Staatsmonopolen und müßte, logischer Weise, als solches die Anerkennung gerade der Leute finden, die in dem Lotteriewesen eine der Sittlichkeit schädliche Einrichtung sehen. Da man es mit einem nothwendigen Uebel zu thun hat, so ists besser, die Grenzen vom Staat, nicht von einem privaten Unternehmer bestimmen zu lassen. Der Spieltrieb darf vom Fiskus nicht verächtlich gemacht werden; sonst liefert der Monopolinhaber sich selbst den Lotteriefeinden ans Messer. Die Macht dieses Naturtriebes ist so groß, daß man den Muth haben darf, seine Berechtigung ehrlich anzuerkennen. Und ist man erst bis zu diesem Grade der Selbstverleugnung gelangt, so ergiebt sich alles Weitere von selbst. Nur die betrügerische Ausbeutung der Spielsucht muß verfolgt und bestraft werden. Und hauptsächlich ist der Kampf gegen die Serienloshändler, die auch in Deutschland hausen (im Ausland ist ihnen an einzelnen Stellen der Boden zu heiß geworden), mit unverminderter Hartnäckigkeit fortzuführen. Daran wirds ja auch wohl nicht fehlen.

Schließlich noch Eins. Denken die Verächter des Spieltriebes und seiner Finanzirung nicht daran, welche Bedeutung man diesem odiosen Sinn für die Förderung der Staatsanleihen beigelegt hat? Unter den vorgeschlagenen Mitteln zur Popularisirung der Deutschen Reichsanleihe war auch ein Lotterieplan. Keine bloße Tilgung durch Auslosung, sondern die Gewährung von Prämien. Und diese Möglichkeit wurde ernsthaft erörtert; von schmählicher Verwerthung der Spielsucht hörte man nichts. Die noch vorhandenen Prämienanleihen und alle Prämienlose, die, im Gegensatz zu den Titres der Klassenlotterie, wirkliche Werthpapiere sind, verdanken ihre Entstehung der nüchternen Beurtheilung einer Chance. Diese Losanleihen, deren Zahl sich ständig verringert (ein Umstand, der, trotz der Unsittlichkeit des Spielens, oft mit Bedauern festgestellt worden ist), haben dazu gedient, die Subsidien des Staates zu vermehren. Aber keins der Länder, an die hier zu denken wäre, ist durch die Verbindung von Spielsucht und Finanzgeschäft wirthschaftlich heruntergekommen. Warum soll also die ökonomische Erkenntniß, deren man sich, mit Recht, bei uns rühmt, vor einer Erscheinung Halt machen, die sich schon längst nicht mehr zum Gegenstand moralischer Untersuchungen eignet? Die Empörung über den preußisch-bayerischen Lotterievertrag ist ein Rückfall in vormärzliche Wirthschaftauffassung. Großen Schaden wird sie freilich nicht stiften. Der Spieltrieb ist zäh und hat allen Ausjätungversuchen widerstanden. Der Staat aber, dem er Gewinn bringen soll, muß sich im eigensten Interesse hüten, ihn da, wo es dem Herrn Fiskus mal in den Kram paßt, durch Ekelnamen noch mehr in Verruf zu bringen.

Ladon.

Ein Sünder, der Buße thut.

Der Zufall fügte, daß wir in Stockholm am Tage der Goldenen Hochzeit des Königspaares anlangten. In der Pension, wohin ein alter Gepäckträger mit seemännischem Aussehen uns geführt hatte, sagte ein rundes, vollwangiges Mädel aus Westgötland uns, wann der Festzug beginnen werde. Aber statt ihn zu betrachten, gingen wir nur auf die Suche nach einem großen Mitbruder in Apollo. Das war ja ungefähr das Selbe; der Unterschied war jedenfalls nicht größer als zwischen Beschützer und Schützling. Tel maître tel valet; „was man bekommt, kriegt man aus Gnade“, schrieb er mir einmal, als er in einer für uns schwierigen Lage uns eine kleine Geldsumme aufzudrängen suchte, die er Jahre lang schuldig geblieben war und die wir, unter diesem Motto, abweisen mußten.

An dem schönen Junitag leuchtete der Himmel in Blau und Gelb wie eine Riesenflagge in den schwedischen Farben über Gerechten und Ungerechten, über Stadt, Wald und Wasser. Wir waren auf dem äußersten Oestermalm, als wir endlich die gesuchte Nummer an einem der letzten Häuser des Karlaweges fanden, am Ende der Stadt, schon halb auf dem Lande und dicht bei den neuen Kasernen, zu denen es nach Lage und Baustil zu gehören schien. Im vierten Stock lasen wir auf einer Visitenkarte den bekannten Namen und klingelten. Das erste Mal: Alles still und verschlossen; nichts rührte sich drinnen; die elektrische Klingel ertrank in einer unendlichen Leere und Unbeweglichkeit. Das zweite Mal: geschärftes Lauschen meinte, ein sachtes Tappen zu hören, das sich näherte, verstummte, sich wieder entfernte und verschwand; dann war Alles wieder still, leer und verschlossen, wie vorher. Das dritte Mal: lange Pause; dann gleitet die Thür langsam, lautlos, unmerklich auf; und wir blicken in ein Menschengesicht mit rothfleckiger Nasenspitze, kleinen, zwinkernden, thränenden Augen und dem Ausdruck unendlicher Angst.

Und doch erkannten wir ihn wieder, trotz der Metamorphose. Dagegen wollte er sich durchaus nicht an uns erinnern, beharrte darauf, uns nie gesehen zu haben, hielt sich straff in Haltung und streng im Ausdruck und hatte nicht die geringste Ahnung, wer diese Menschen seien, die bei ihm angeklingelt hatten und die er doch gar nicht kenne.

„Du erkennst uns nicht wieder?“

„Nein.“

Ich nannte unsere Namen.

„Ach so“, erwiderte er trocken mit einer schlaffen Handbewegung, die Ueberraschung und konventionell gebotene Wiedersehensfreude andeuten sollte; gefaßt wie ein Mann und resignirt wie ein Weiser. Aber seine Miene redete; wenn sichs wirklich so verhalte, dann schreite sein eigenes Fatum und Gottes Strafgericht über die Schwelle. Wenn wir wirklich wir selber waren und so aussahen und nach Stockholm kommen und ihn in seiner Höhle aufsuchen konnten,

In die traten wir nun.

„Und er da?“ fragte unser Wirth. „Wer ist er?“

„Unser Sohn.“

„Ach so“, erwiderte er kurz und leise, gefaßt und resignirt, aber diesmal enttäuscht bis in die Tiefe seines Gewissens. Er verließ uns und ging ins Nebenzimmer.

Durch die Thüröffnung sahen wir ihn in der halbdunklen Ecke stehen, doch im Rücken vom Fenster beleuchtet, gerade und unbeweglich, mit erhobenem Kopf und sicherlich mit gefalteten Händen.

Er betete.

So blieb er lange stehen und betete; betete stumm, angestrengt, innerlich. Nach dieser umständlichen Abrechnung mit dem Herrgott kehrte er zu uns zurück, gestärkt vom Gebet, mit wiedergewonnener Ruhe, verklärt-undurchdringlichem Gesichtsausdruck und demuthvoll selbstbewußter Festigkeit. Er wußte, weshalb ich kam (die innere Stimme redete laut davon zu ihm), und hatte einen Feldherrnplan während des Gesprächs mit Gott zurechtgelegt, dem Helfer in der Noth für Alle, die mit dem reinen und ehrlichen Vorsatz von Buße und Besserung und Bekenntniß der Sünden zu ihm kommen.

Das Gespräch beschrieb zuerst den gewöhnlichen Umweg über allerlei mehr oder weniger relative Adiaphora.

Ach so, wir seien auf der Reise nach Riga. „Aber es scheint da etwas bunt zuzugehen, da drüben in Livland.“ Er fühlte uns den Puls. „Ist es nicht ziemlich unsicher, dort Visite zu machen? Da scheint man täglich durcheinander zu erschießen und aufzuhängen!“

„Oh, so grausam gefährlich ist es wohl nicht.“

„Ach so“, versetzte er kurz und enttäuscht, mit einer Geberde, die sagte: Verlassen wir dies Gesprächsthema.

Ach so, wir seien von Paris gekommen. „Ich reise nie mehr ins Ausland; ich bleibe jetzt ganz zu Haus.“ Er tastete sich vorwärts. „Ich habe genug von Europa.“

Da kein Echo nothgedrungenen Einstimmens sich von meiner Seite hören ließ, also der gewünschte Kontakt mit meinen Absichten in dieser Frage ausblieb, unterbrach er sich selbst mit einer kurzen Handbewegung: Verlassen wir auch dieses Gesprächsthema.

Er machte nur noch einen Versuch, das Senkblei in meine Zukunftshoffnungen zu werfen, um dahinter zu kommen, wie tief es bis auf den Grund meines Lebensmuthes sein könne.

„Ich habe noch“, sagte er (halb mit Bitterkeit, daß es nicht mehr sei, halb mit Erkenntlichkeit, daß Gott doch wenigstens so viel bewilligen wolle) „zehn Jahre zu leben; nach den neusten Berechnungen.“

Diese Mischung von Pathos und Galgenhumor, Wissenschaftlichkeit und Reue erkannten wir wieder, den Tonfall und die Maske.

Ich zog den Judasbrief hervor und reichte ihn ihm, um endlich zu dem Hauptzweck meines Besuches zu kommen.

Er gab sich nicht einmal die Mühe, zu verbergen, daß er auf den

Angriff vorbereitet war und daß er sich deshalb gleich bei unserer Ankunft mit Gott berathen hatte. Er reagirte ohne Verstellung und sträubte sich gegen die Nöthigung, das Schmutzpapier mit seiner Hand zu berühren. „Brauche ich Das zu lesen?“ Dumpf und tonlos fielen die Worte. „Warum soll ich Das lesen?“

Da ich ihm aber den Brief immer noch hinhielt, faßte er ihn endlich vorsichtig und zögernd und warf einen diskreten Blick hinein. Während er las, hatte ich Zeit, ihn und die Umgebung zu betrachten.

Durch die Fenster blickte man auf eine weite Landschaft hinaus, am Horizont begrenzt vom dunklen Rand des Värtanwaldes. Die Wohnung selbst bestand aus großen Salons für eine Theaterdame, die täglich viel Herrenbesuch empfängt und in der Nacht spielen läßt; das Mobiliar sah aus, als sei es von einem Verleiher für eine bestimmte Frist geliefert worden. Eins war sicher: daß er hier kein Hausherrnrecht hatte. War er überhaupt hier zu Haus? Er strich herum in den großen, öden Sälen wie ein zufälliger Gast, ein geduldeter Miteinwohner, der am Tage der Abrechnung für alles Mögliche verantwortlich gemacht werden kann. Und wir waren beim Eintritt in den Salon fast von der ängstlichen Vorsicht angesteckt worden, womit er nachschaute, ob keine Spuren der Straße auf der Diele sichtbar wurden oder ob wir die weißen Sommerüberzüge der Möbel nicht zerknitterten.

Er sah auch ganz anders aus als in der Zeit, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten. Der Bauch hängt dick und lose herab; der Rücken ist rund, die Schultern sind schräg geworden. Die Löwenmähne hat sich auf dem Scheitel arg gelichtet; lange, dünne Strähnen umringeln das einst so charakteristische Mongolenantlitz, das jetzt, mit seinem zänkischen, bitteren, galligen Ausdruck eher einem Altweibergesicht ähnelt. Auf den Kleidern sind Fettflecke, als sei er gewohnt, in der Küche zu essen; und an den Füßen trägt er zu enge und zu kurze schmutzige Damenschuhe aus ehemals weißem Zeug.

Er hatte mit gleichgiltiger Miene den Brief wieder gefaltet, in den Umschlag zurückgesteckt und reichte ihn mir mit einer Handbewegung, die Ueberlegenheit markiren sollte. Das da bedeute gar nichts, verdiene überhaupt kaum das flüchtige Interesse, dessen er es gewürdigt habe; diese winzige Sache habe er, der mit Dingen von ganz anderer Bedeutung beschäftigt sei, fast schon vergessen; jetzt solle ich hören, was ihm geschehen sei. In dem früheren geheimnißvollen Ton hub er an; offenbar fühlte er sich in Uebereinstimmung mit Dem, was Gott, der Helfer in der Noth, ihm während des Gebetes eingegeben hatte.

„Kennst Du Galenius?“

„?“

„Kennst Du den Dozenten Galenius nicht, den Irrenarzt?“

„Nein.“

Er sah enttäuscht aus und seine Stimme sank; vor einer unbekannten Größe konnte ich ja nicht zittern.

„Ja, er war hinter mir her in Lund. Er; und Andere auch.

Wollte mich untersuchen; ob ich verrückt sei. Verstehst Du? Ich sah, wo sie hinaus wollten; aber ich ließ mir nichts merken. Das war der einzige Ausweg, der mich retten konnte. Ich aß mit ihnen, ich soff mit ihnen, ließ mir nichts merken, ließ sie meinen Schädel messen, regte mich nicht auf, behandelte sie höflich, sah die Fallen, die sie mir stellten, und wich ihnen aus; verkehrte mit ihnen wie mit guten Freunden, gegen die man kein Mißtrauen hat, aß mit ihnen, soff mit ihnen ..."

Er schwatzte und plapperte weiter, aber immer schlaffer, weil er merkte, daß die Geschichte uns nicht interessire. Das war die bekannte Manier; und ich hörte nur mit halbem Ohr auf diese Suada, die ich hundertmal vorher gehört hatte; zuletzt vor fünfzehn Jahren, da er mir wieder die Rolle des Verfolgten und Hilfesuchers spielte und Armenunterstützung, deren er gar nicht bedurfte, bei uns in Friedrichshagen suchte. Ein berliner Bekannter fragte uns später, ob wir auch wüßten, daß der Herr in homosexuellen Versammlungen verkehre. Während er unsere Gastfreundschaft reichlich in Anspruch nahm (inklusive Gratisübersetzung und Anbringen seiner Stücke an den Theatern), ging er in Berlin herum und beschuldigte meine Frau, daß sie durch ihre Ränke den Erfolg seiner Stücke hindere.

In Wien hatte die Redaktion einer Zeitschrift mich aufgefordert, ein unheimliches Buch meines Landsmannes und Bruders in Apollo zu rezensiren; aus dem Exemplar, das mir zugeschickt wurde, war der Theil, der von „meinem Freund H." (wahrscheinlich war ich damit gemeint) handelte, weggerissen. Dies Buch aus der Zeit vor seiner Bekehrung zum Katholizismus schilderte Angstempfindungen, die entweder zur Konversion oder zum Wahnsinn führen sollten, und war ein Seitenstück zu den „Kolbottenbriefen" des norwegischen Bauern, Dialektdichters und Kulturträgers, der in allem Ernst meiner Frau vorwarf, sie habe ihn absichtlich verrückt machen wollen, als sie ihm Lombrosos „Geborenen Verbrecher" zur Lecture schickte.

Außer den wirklichen Geisteskranken, die ziemlich selten sind, giebt es in der Wahnsinns- und Narrenwelt drei Menschensorten. Die erste besteht aus Denen, die von verbrecherischen Interessen aus eigensüchtigen Gründen unschädlich gemacht werden sollen und die von diesen Interessen durch die Gewalt der Polizei oder das „Recht" des ärztlichen Zeugnisses oder die Vorsorge der Familie ins Irrenhaus gesperrt werden, weil ihr Wissen oder ihre Zeugenschaft gefährlich werden könnte. Diese Sorte ist in den Irrenhäusern am Meisten vertreten. Die zweite Gruppe besteht aus Denen, die sich geistig krank stellen, ohne niemals eingesperrt zu werden, sintemalen sie mitschuldig sind. Die dritte Kategorie umfaßt Alle, die sich selbst als irrsinnig für ihre Handlungen nicht verantwortlich anmelden und sich freiwillig unter ärztliche Beobachtung stellen, um der gerichtlichen Untersuchung wegen strafbarer Handlungen oder Mitwissenschaft zu entgehen.

Ich horchte mit halbem Ohr auf das Geschwätz meines Bruders in Apollo; immer das Selbe, nichts als eingelernte Rolle und mecha-

nisches Auffagen, erstarrter Inhalt in erstarrter Form, immer tonloser, immer schlaffer vor dem mangelnden Interesse des Zuhörers. Er hatte sich mir stets als den Wunderling gezeigt, der „in vollständiger Paralyse enden werde", vom ersten Tag unserer Bekanntschaft an aber auch das lebendigste Interesse für meine psychische Beschaffenheit verrathen. Einer seiner am Liebsten angewendeten diplomatischen Kniffe bestand darin, in der ersten Person zu reden und die zweite zu meinen. Und ich sah einen langen, dicken, ekelhaften Wurm sich als rothen Faden aus seiner Jahrzehnte alten Suada hervorringeln: von seinen vorbildlichen Kreuzen um die holländische Narrenstadt Gheel (in seiner ersten Korrespondenz mit mir, nachdem er mir zuvor als passende Vorbereitung einige von Poes' spukhaften, vergrübelten Geschichten gesandt hatte) bis zu dem Judasbrief hinab, den ich in der Hand hielt. Er aber schwatzte ruhig weiter; und wir sahen nur noch die Reste unseres Gastes aus Friedrichshagen und eines senilen Schauspielers letzte Rolle vom Sünder, der Buße thut. Wir brachen auf und gingen unseres Weges.

Meudon. Ola Hansson.

Der Kriegsherr.

Seit der Entstehung des brandenburgisch-preußischen Heeres ist man gewöhnt, in dem fürstlichen Landesvater nicht nur den nominellen Chef der Armee, sondern auch ihren wirklichen Führer im Kriegsfall zu erblicken. Besonders der „Große Kurfürst" und Friedrich der Große haben durch ihre Thaten den Glauben an das angeborene Feldherrntalent der Könige so fest im Volksgefühl verankert, daß bis auf den heutigen Tag die Meinung von einem „Oberbefehl" in unumschränktem thatsächlichem Sinn sich erhalten hat. Schon seit den Kriegen Friedrich Wilhelms des Dritten und der von dieser Zeit her datirenden erheblichen Vermehrung der Armeen hat kein Hohenzollernkönig mehr in eigener Person das Schlachtfeld nach ganz selbständigen Entschlüssen beherrscht; die Generalstabschefs und die einzelnen Armeeführer sind an die Stelle der ehemaligen diktatorischen Centralgewalt getreten und

mit unbestrittener Selbständigkeit in die vordere Linie gerückt. Als für Preußen die Epoche anbrach, da drei große Kriege dem politischen Wirrwarr in Mitteleuropa ein Ende machten und das junge Kaiserreich klare Verhältnisse schuf, beherrschte Moltke völlig das Terrain und seine Autorität war bald so unantastbar, daß Wilhelm, der als Vierundsechzigjähriger den Thron bestiegen hatte, dem genialen Mann auf militärischem Gebiete die selbe Freiheit des Handelns ließ, mit der Bismarck in der Politik schalten durfte. Auf beiden Gebieten kam es manchmal zu Meinungskonflikten und besonders am Anfang des Franzosenkrieges war der alte Kaiser anderer Ansicht als Moltke, dessen Willen er schließlich aber respektirte. Fast immer sah man, in Krieg und Frieden, das Bild weiser Zurückhaltung auf dem Hohenzollernthron.

Seit achtunddreißig Jahren ist nun tiefer Friede im Reich. Auf Kaiser Friedrich, der wohl durch die Liebenswürdigkeit seines Auftretens und durch die Männlichkeit seiner Erscheinung die Herzen der ihm unterstellten Truppen an sich zu fesseln wußte, als Heerführer aber keine Autorität hatte, ist Wilhelm der Zweite gefolgt; seinem Befehl gehorcht die stärkste Landmacht der Erde. Seltsame Empfindungen regten sich in den Sommertagen des Jahres 1888 in der Brust der ergrauten Offiziere. Wird der junge Herrscher dem Heer unabsehbare Umwälzungen ersparen? Heute darf man sagen, daß die Besorgniß im Wesentlichen als unbegründet erwiesen ist. Das deutsche Heer ist zu einer im verständigsten Sinn modernen Waffe geworden. Der Gedanke aber, daß dieses gewaltige Werkzeug über Kurz oder Lang nach irgendeiner Seite hin Verwendung finden könne, war Allen, die an den ewigen Frieden nicht glauben können noch wollen, nie näher als jetzt. Was wird dann werden? Nach der Ordre de bataille untersteht dem Kaiser im Kriegsfall das gesammte deutsche Bundesheer. Fraglich bleibt nur, in welchem Umfang der Oberste Kriegsherr von seiner allmächtigen Kompetenz, selbständig anzuordnen und zu leiten, Gebrauch machen wird. Die Frage wird von Denen, die es „besonders angeht", von unseren Generalen, verschieden beantwortet und der Kaiser selbst hat bis jetzt vermieden, persönlich auf dies heikle Thema einzugehen. Allgemein aber glaubt man, daß Wilhelm den lebhaften Wunsch hat, sich sehr aktiv an der Kriegsführung zu betheiligen; zu diesem Zweck hat er ja die Werke seines großen Ahnen und Bonapartes eifrig durchforscht. Nicht ohne innere Unruhe wird deshalb in den höheren Regionen des Heeres die Frage erörtert, bis zu welcher Grenze der Kaiser die Selbständigkeit seiner militärischen Berather und der Unterführer achten wird.

Ueber die Kriegskunst aus Büchern zu urtheilen, bleibt immer schwierig. Ganz können wir den toten Buchstaben auch bei einer so praktischen Wissenschaft, wie die Strategie ist, nicht entbehren; die Aufzeichnungen der Helden des Schlachtfeldes bergen ungemein wichtige Lehren und manche Erfahrung, die sie mit blutigem Opfer erkauften, ist an Zeit und Ort nicht gebunden, ist heute noch giltig und kann von den Enkeln nicht mit einem Achselzucken abgethan werden. Wilhelm der Zweite ist ein Verehrer friderizianischer Taktik und Döberitz hat ihm manchmal Gelegenheit gegeben, sich auf diesem Gebiet zu versuchen. Trotz den modernen Anschauungen aber, denen der Kaiser zuneigt (und die auch in der Art sichtbar werden, wie er im Allgemeinen den Reformvorschlägen der Verantwortlichen zustimmt), ist man im Kreis der schweigsamen Männer, die vielleicht berufen sein werden, als Armeeführer mit über Deutschlands Geschick zu bestimmen, der Meinung, daß der Kaiser wohl geeignet wäre, im Kriegsfall der Centrale vorzustehen, von der aus der Gesammtorganismus des Heeres einheitlich geleitet werden muß, daß aber ein persönliches, unvorhergesehenes Eingreifen, wie es bei der impulsiven Art des Kaisers nicht ausgeschlossen ist, zu Verwirrung, vielleicht zu verhängnißvollen Wendungen führen könne. Darf man dieses gewichtige Bedenken noch länger verschweigen? Ist nicht gerade hier Aufrichtigkeit nationale Pflicht?

Der Deutsche Kaiser gilt als eine durch und durch soldatische Natur, als beherrscht von dem reinen Bestreben, das scharfe Schwert des Reiches nie schartig werden zu lassen. Er empfindet gewiß auch deutlich, was das Heer braucht und nicht entbehren kann. Um aber auf dem Schachbrett „Frankreich“ oder „Rußland“ den Figuren kaltblütig ihre Plätze anzuweisen, um strategische Aufmärsche zu leiten, wie es Altmeister Moltke verstand: dazu gehört schöpferisches Genie, das aus eigener Quelle stets neue Gedanken holt oder überliefertes Wissen der augenblicklichen Lage anzupassen versteht. Bei aller Vielseitigkeit ist der Kaiser keine Natur dieser Art. Das darf und kann kein Vorwurf sein, da einem Menschen nicht Alles gegeben ist. Auch würde ihm bei der Ueberlastung mit anderen Pflichten die kalte Ruhe fehlen, die nun einmal das Wichtigste im Kampfspiel ist und Dem, der sie besitzt, von vorn herein beträchtliche Chancen sichert. Nervosität, wie man sie dem Kaiser nachsagt, ist schon manchem Heerführer verhängnißvoll geworden. (Napoleon bei Aspern: ein Beispiel, das sich trotz allen Dementis geschichtlicher Forscher erhält.) Als sich während der Verbrüderungsfeste von Kronstadt und Toulon düstere Wolken am Horizont zu-

sammenballten, soll der Kaiser im Kreise seiner Vertrauten die Kriegsmöglichkeit besprochen und gesagt haben, daß er selbst die Führung gegen Frankreich, „Y“ aber die gegen Rußland übernehmen werde. (Y steht hier statt eines Namens, an den sich große Erwartungen nicht knüpfen konnten.) Doch der lange Weg von den Privatgemächern des Herrschers bis in die Oeffentlichkeit geht über viele Hintertreppen; an der Richtigkeit dieser Aeußerung darf also wohl gedreht und gedeutelt werden, obgleich es sich um ein Kaiserwort handelt. Etwas Wahres mag aber daran sein; der Kaiser hatte ja lange den Wunsch, das Wichtigste, auch in der Politik, selbst zu machen. Während aber durch behutsame Diplomatie manche Uebereilung wieder ins richtige Gleis gebracht werden kann, lauert im Feldzug hinter jedem Versehen eine Katastrophe. Seitdem ist manches Jahr verstrichen und jetzt denkt man über diese Dinge wohl ganz anders, auch „an Allerhöchster Stelle“.

Welche Männer könnten nun wohl berufen sein, im Krieg eine Armee zu führen oder (was vielleicht noch wichtiger ist) in unmittelbarer Nähe des Kaisers zu weilen? Keiner kann die Frage präzis beantworten. Groß wird aber die Zahl der als berufen Anerkannten nicht sein, denn die lange Friedenszeit ließ den Einzelnen nicht oft hervortreten, die Schablone des Gamaschendienstes die Kriegertalente kaum durchschimmern. Von Denen, die in der vordersten Reihe stehen, ist der Chef des Großen Generalstabes zuerst zu nennen. Name ist Schall und Rauch. Doch die Annahme, die Ernennung eines Moltke sei mehr dem Streben nach Auffrischung alter Tradition als einem glücklichen Griff zu danken, ist heute als irrig erwiesen. Der vierte Chef unseres Generalstabes hat zwar eine „Hofkarriere“ gemacht, unter der Aegide seines Oheims und gestützt von der besonderen Gunst des Kaisers die Stufenleiter erklommen; inzwischen aber gezeigt, daß er aus eigener Kraft zu leben vermag. Der Träger des berühmten Namens ist eine bescheidene Natur, ein Mann von ungemeiner Arbeitkraft und (leider auch bei uns selten gewordener) Selbstkritik; er kennt die Grenzen seines Könnens und weiß, wann er den Rath der „Spezialisten“ einholen muß. Wenn Graf Schlieffen gehen wollte oder mußte: welcher Kandidat war diesem kühl überlegenden Kopf vorzuziehen? Graf Haeseler war für das Amt längst zu alt; und auch in rüstigeren Jahren hätte der unermüdliche Feldsoldat, den die vierzehnjährige Arbeit in Metz den Franzosen zu einem Schreckbild gemacht hat und der in Frankreich als Theilnehmer am Krieg mit der selben Beklemmung begrüßt worden wäre wie einst der Einäugige vor Roms Thoren, nicht zur Stubenarbeit getaugt.

Freiherr von der Goltz hatte im Heer großen Anhang; seit den Türkenfahrten, den Reden und Artikeln zweifelt auch unter seinen Bewunderern mancher, ob Moltkes ruhiges Gleichmaß in der Großen Bude nicht besser am Platz ist. Daß er nicht allen Wünschen des Kaisers nachgiebt und so fest wie sein großer Onkel auf seiner Ueberzeugung steht, kann nicht mehr bestritten werden. In ihm lebt das Bewußtsein der ungeheuren Verantwortlichkeit, die er am Tag einer Mobilmachung auf sich zu nehmen hätte und die auch ein Eingriff des Kriegsherrn nur vergrößern, nicht mindern könnte. Wir dürfen froh sein, daß Herr von Moltke von seiner Krankheit genesen ist und nicht, wie es im Herbst hieß, an den Rücktritt denkt. Der Kaiser vertraut ihm und wird in schwierigen Situationen nicht versuchen, dem bewährten Mann das Konzept zu ändern. Der Chef des Großen Generalstabes muß in kritischen Stunden seinen Willen gegen alle anderen Gewalten durchsetzen. In der Umgebung des Kaisers und unter den Bundesfürsten sind nicht viele Männer von selbsterworbenem militärischen Ansehen. Und den Wunsch, das Schlachtenbild nach seinem persönlichen Plan zu gestalten, hat Wilhelm der Zweite (wenn er ihn je gehegt hat) wohl schon lange begraben. Dem jungen Kaiser wurde nachgesagt, sein aus allen Kritiken und Besprechungen hervorleuchtendes Ziel sei, möglichst große Truppenmassen in einer Hand zu sammeln, um dadurch die Stoßkraft zu steigern und die Einheitlichkeit des Handelns zu sichern. Dieser Gedanke, der im Siebenjährigen Kriege Triumphe feierte und auch jetzt noch für besondere Fälle empfehlenswerth ist, darf im Allgemeinen nur nach genauester Prüfung aller Umstände zur Geltung kommen. Im Bereich moderner Kriegstaktik und Gefechtsweise verbürgt nur die Selbständigkeit gut erzogener Unterführer den Erfolg. Die Zukunftschlacht wird meist aus unzähligen Einzelgefechten bestehen, deren Fazit den Gesammterfolg bestimmt. Von den unmöglichen Manöverbildern gewaltiger Reitermassenangriffe hat sachkundige Kritik den Kaiser abgelenkt. Das Heer kennt ihn und er kennt das Heer. Er wird die Entschlußkraft der einzelnen Führer nicht allzu eng einschränken und ihnen den Raum und das Recht zu jeder im Rahmen des Gesammtplanes erreichbaren Initiative gönnen. Er ist kein rascher Jüngling mehr; und die Furcht, in bester Absicht könne er im Krieg den Verantwortlichen seinen Willen aufzwingen, thut dem im Waffenrock Ergrauten, wir dürfens mit Zuversicht hoffen, bitteres Unrecht. ***

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

ie UuKunft

Herausgeber:
MaXinnlian Harden.
Sechsundstebenzigster Band.
Verlin.
Verlag der Zukunft.
1911.

Inhalt.

Berlin, den 1. Juli 1911.

Deutschland und Frankreich.

MMach den deutschen Siegen bei Wörth und Vionville, während W>V vorMetz schon die Entscheidung nahte und KönigWilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas ausgsburger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an ErnestRenan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wirkanntcndieFranzosengenug, um zuWissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg alsFolgederbeidenschlesischenKriege.FriedrichderGroße hat diesenKriegauchnichtgewollt; aberer hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet einHerrscher,einVolk nicht leicht.Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die crsteRolle unter den europäischenNationenzu spiclen.und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Die nächste Bedingung dieserHerrscherrolleFrankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeitzwiespältig, seinerBeweglichkeitschwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art

ist, nicht blos eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihreMänner, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchemZeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermachtzu ziehen; als es sich indieserRechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seineVerfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im InnerennachBedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, vonBalken einzogen, von Mauern ausführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Lichtund Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. DieserNachbarwollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus befitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon inBesitz zu nehmen. Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben."
Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochn der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien,am sech-

zehnten September, im lournal 6es OebgtsNenansAntwort. „Das
große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutsch-
land Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird
sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Iahr 1866 haben wir (ich
spreche imNamen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberalerMän-
ner)mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich alseine
Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie
wahrscheinlich auch Sie, das geeinteDeutschland werde Preußen,
dcmes diese Einheit zu danken hatte,in sich auflösen; nach einem
allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der
Masse, die er in Göhrung gebracht hat. An die Stelle des anmaß-
enden und engherzigen Pedantismus,deruns an Preußen manch-
wird^sy dachten wir, allmählich und für die Dauer
d^'öeukMe Geist treten undmitseinerwundervollenWeite, seiner
pWosophischen und Poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch un-
serem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß
man dieFehler unsererRegirungdarstellen möge:auch das Ver-
fahrenderpreußischenRegirung muß getadeltwerden. Bismarcks
Plänesind1865demKaiserNapoleonmitgetheiltworden der ihnen
imAllgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben
an die historische Notwendigkeit deutscher Einigung entstammte,
deni Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Ein-
verständniß mitFrankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tau-
sendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von
1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an PreußensSieg; wünschte
ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute
zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie
bei so vielen, Unheil gebracht.DerSieg vonKöniggraetzkannund
nichts war vereinbart. UnfaßbarerWankelmuth!Der5Zaiser, dem
die Großsprecherei derKriegspartei und die Vorwürfe der Oppo-
sition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das
er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg be-
trachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind
so naiv, zn glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und
auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Verein-
barung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und
Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es
ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen ha-

bcn wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig
oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die
Erwerbung von Savoyen undNizzahat uns mehr Last als Nutzen
gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußischeRegir-
ung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrerAnsprüche nicht
gemildert hat. Durch dieAngliederungLuxemburgs wäreFrank-
reich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese
unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtigerImvression ent-
stehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen
Wahlrechtes geschont werden muß, und unsererRegirung gestat-
tet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben,
war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht.
Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevard-
geschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefstenHerzen denFrie-
den; es will sich mit der Ausschöpfung seiner ungeheuren Reich-
thumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen
und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer
konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhm-
süchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitleDiploma-
ten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des
Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich
hörbar. ,Laßt uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich
enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothrin-
gen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher
Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will,
schrankenlose Erfüllung aller russischenWünsche; als einziges Ziel
und allein treibende Kraft des nationalenLebens: Vernichtungs-
krieg gegen die germanische Rasse!' So spricht eine Partei. Die
andere sagt: ,Wir müssen Frankreichs Integrität retten, un-
sere Verfassung bessern,nnsere Fehler ablegen und, statt von Rache
für einen von uns als ungerechtenAngreifern begonnenen Krieg
zu träumen, mitDeutschland und England einen Bund schließen,
der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu
führen vermag/WelchePolitikFrankreich wählenwird:Das hängt
vonDeutschlandsVerhaltenab; und damitwirdzugleich auch über
die Zukunft dcr Civilisation entschieden werden. Der Friede kann
nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein
Glied ihrerFamilie allzu sehr geschwächtwerde.MitgutcmRecht

fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder
Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute
geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch
alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere
Lösungöffnet endloserRachsuchtdasThor.WirbrauchendieCen-
tralmacht vereinigter Staaten.- (So alt ist der holde Traum.)
Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem
Dank geredet werden soll, so gehörte für eine blos negative Unter-
stützung (im Jahr 1866) auch nur negativerDank: wenn Napoleon
einmal Lust empfand,etwasAehnliches auszuführcn,durfte Preu-
ßen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm
ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung
von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen
Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten dnrch die Abtretung
Luxemburgs der französischenRegirung den Verzicht auf weitere
Forderungen erleichternsollen? Der König von Preußen hatte sich
auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer
desReichesdebutiren?NachdemersoebenmehreredeutschePro-
vinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren
der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie
so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an
Frankreich kommen ließ? ... Liebenswürdig ist auch uns, den
preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen
nicht. Aber als .politisches Thier' ist der Preuße dem Süddeut-
schen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete,
ohne die preußische Heerescinrichtung, dcr siesich anschließenkonn-
ten, würden die Süddeutschen mit allihrem gutenWillen, all ihrer
Stärke undMannhaftigkeit doch nichts gcgendieFranzosenaus-
gerichtet haben. Wir rechnen auf einen Sicgespreis nndglauben
nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung ver-
söhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz
fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth
und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn
wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft ge-
schlagen haben. Da wirvonseinemgutenWillenunterkeinenUm-
ständen Etwas zu erwarten haben, müssenwirdaranfbedachtscin,
daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die
Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus

in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um
von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern,
um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der
neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich
nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art,
das uns mitFrankreich insGleichesetzensollte,demWienerKon-
greß.sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das
wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der
Hand legen, als bis der Zweck diefesKrieges erreicht ist; aberwir
werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."
Am einundzwanzigstcn März 1871, als inden versailler Prä-
liminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen ge-
sichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser
Wilhelm zumDeutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit
der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Ein-
heit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Gren-
zen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.
Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt,
ein nicht minderglorreicherReichsfriedefolgenundmögedieAuf-
gabe des deutschenVolkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem
Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.
Das walteGott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum
Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß.
Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr
zu erwirken; und dieBitterniß desBesiegten schwingt in demTon
des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure
veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zu-
fließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn
Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffent-
lichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekom-
men, den Ertrag unseremInvalidenhause zuzuweisen. So grund-
verschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin;
Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was derMuthwille bla-
sirter Leute Geschmack und Takt nennt." In dieser Tonart gehts
weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein
Fehler: es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen
Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß
man einst dieBundesgenossenschaftdesheuteGehaßtenbrauchcn

kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das
gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis
nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun
hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist,nachRaffe
und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil
Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindran-
gen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch
sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht
müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäo-
logie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in
Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt,
daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen:
er treibtauch zu .zoologischen'Kriegen, zuVernichtungskämpfcn,
wie die verschiedenen Gattungen derNager und Fleischfresser sie
manchmal gegen einander führen. ImGlanz seinesKriegerruhmes
kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten
gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Han-
deln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frank-
reich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen
Provinzen.UnsereLagezwingtuns.den Deutschenhaß derSlaven
zu schüren, den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschrän-
kende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen."
So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimm-
ung. DieBiographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten
aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben,
hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den
Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus
Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns ge-
hört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherlcistung so stolz seid,
nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust
eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt
nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angcthanes
Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer
einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallierist, trotz allerInfusion
römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit
dasFallbeil dieHäupter desbestenAdels,derfremdenStammcs
war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen
Iuliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht

nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner Kleinodienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt nns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinenPoetenProsperMerimee, am biarritzer Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich inNikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegter Gegner, auf dessenFreundschaftmanfürdienächste Woche rechnen wollte und durfte ... Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiemWillensermcssen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die Potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus,also derSünde wider denHeiligenGeist derLegitimität, verdächtigte, schrieb'Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eherRiemen aus unsererHaut schneiden lassen als sie mit französischerHilfevertheidigen."Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht." Der Angeredete hat, mit artigemLächeln,versprochen,pünktlich beimRendezvous zu sein; und das Wort des alten bawilleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Znfallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch derHofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1813 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: derVerlust desPrimates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem tzan-

dcln, jedem Verzicht aufHandeln bedachte der Kanzler dieWirk-
ung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nach-
barländer war ihm „das Geschwür von Europa"; ohne gewalt-
samen Chirurgeneingriff.durch Erweichung, Enteiterung,Deutsch>
lands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat
er lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue
Morgenröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Au-
gen das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib
Germaniens das Heil aus dem Meer herauf. Ein Kolonial-
reich ersehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihrs wollt und er-
langen könnt, soll es Euch werden. Marokko? Wir geben Euch
Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid
stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche
geleiten Euch und wir sind bereit, gegen britischen Einschüchterung-
versuch unsere Stimme für Euch hören zu lassen. Nicht auf die
Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war
ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des
Frankfurter Friedens bescheiden. Das wollte es nicht. Die berli-
ner Regirung ist für den französischen Anspruch auf Tunis ein-
getreten und hat der Republik den Ertrag des franko-chinesischen
Krieges gesichert.Vergebens.In derdeutschenBereitschaft zu ko-
lonialpolitischer Hilfe witterte zorniger Argwohn den Mausfal-
lenspeck. Nicht ein neues Frankreich, riefen Ferrys Feinde über
den Rhein, erWünschen wir, sondern den Wiederaufbau des al-
ten;wasIhr erreichen möchtet, merken wir: je weiter wir unsdeh-
nen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Ge-
fährdung derPeripherie unberührt bleibenkann.DasMißtrauen
schien unausrodbar und der für das deutscheReichsgeschäft Ver-
antwortliche mußte sich, nach jeder Enttäuschung, wieder sagen,
daß derNarbenbrand, die Erinnerung an die Niederlage und den
Verlust funkelnder Praestigia, Frankreich stets den Mächten ge-
sellen werde, denenes dieKraftzurUeberwältigungDeutschlands
zutraute.Was blieb zu thun? Manche Probleme, mahnteRcnan,
sind nur dadurch zu lösen, daß man die Lösung nicht erst versucht;
manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen.
Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetiger Höflichkeit jedem
Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Sie-
gersSchwertdenfranlfurterFriedensvcrtragzerfctzenkönne.Wir

lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Ver-
stand mitPhantasie, Grazie mit Tüchtigkeit,witzigeFlinkheit mit ly-
rischerSchwunggewalt paart.WirgönnenihmjedenRuhm, wün-
schen ihm jede Mehrung seiner überseeischenMacht (der einzigen,
die seine Zukunft zn sichern vermag) und werden seinem Thaten-
drang,wenn er nichtunserenges Haus bedroht, nieuns entgegen-
stemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Em-
pfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung
nationalen Glanzes nicht verwinden kann, und wollen es weder
mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines
Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch
indem langeleidenschaftlich gehaßten Preußendas nützlicheGlied
der Menschheitfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das
nicht, nach Renans Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegan-
gen, nicht, wie die Urbs der Römer, vom Weltreich aufgezehrt
worden ist. So haben verständige Deutsche stets gedacht; redliche
Schätzerder französischen Kultur.der die wichtigstenProvinzen des
Germanengeistes Unersetzliches danken. Frankreich verlernt mäh-
lich wohl die Hoffnung auf einen Sieg derRachsucht. Die Wirth-
schaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedanisches Reich
wurde zum Land der Verheißung und in der Wärme desWohl-
standeskonnte die alteWunde endlich nun verharschen.ImFrieden
ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu
erwarten. Hinter dem Rhein wimmelt ja nicht mehr die Horde
dumpfsinniger Barbaren, aus der nur ein Häuflein weltfremder
Dichter und Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper
rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein denWasgen-
wald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann
schlägt die Stunde, die zwei einander im Raum und im Geist so
nahen, so wohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem
Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet?
Sie schlägt nicht, wenn der Wille des Herrn EugenEticnne
aus Oran wieder die Richtlinien französischer Politikmitbestimmt.
Dieser Schüler Gambettas war Kolonial- und Kriegsminister, hat
Aktiengesellschaften, dem Kolonialverein und der Kammer präsi-
dirt und vorvierJahren inKiel(woHerrnPierpontMorganjetzt,
den besten, stillsten Preußen zu bitterstem Leid, der Rothe Ad-
ler Erster Klasse umgehängt worden ist) aus dem Munde des

Deutschen Kaisers Betheuerungen gehört, die alles Geraun über
Quillsume le pscifjZte zu bestätigen schienen. HerrEtienne, der, als
ihn auch Fürst Bülow empfangen hatte, von den Geschäftsinha-
bern ClemenceauundPichonindieRolle eines ansehnlichen Glo-
betrotter verwiesen wurde, ist der Vater des Gedankens, den frank-
furter Vertrag von der Meistbegünstigungsklausel aus zu durch-
löchern. Eines recht schlauen Plänchens: ist Frankreich nicht mehr
verpflichtet, jeden irgendeinem Staat in einem Handelsvertrag
zugestandenen Vortheil auch dem Deutschen Reich zu gewähren,
dann darf es die Freunde belohnen, die Feinde bestrafen. Mit
Leuten, die heute noch, heute wieder, weil sie den Nachbar auf
Freiersfüßen tänzeln sahen, sich in die Hoffnung versteigen, ohne
Kriegswagniß, ohne ein Tröpfchen Blutes, nur durch Schmeichel-
rede eine günstige Aenderung des Frankfurter Friedens erlisten
zu können, ist keine Verständigung möglich. EhermitHerrnTheo-
phil Delcasse, der in der Legende als Deutschenfresser lebt. Nur
in der Legende. Holstein grollte dem Mann, der die mit tzanotaux
angeknüpften Verhandlungen über eine ostasiatische Interessen-
gemeinschaft nicht fortspinnen wollte, und hatte damals noch die
Macht, einen ihm Widrigen als Beelzebub schminken und frisiren
zu lassen. Was hatte Delcasse gethan? Zweimal einen von Bri-
tanien angebotenen Schutzbündnißvertrag gegen Deutschland ab-
gelehnt; trotzdem seinBotschafterBarrere ihm aus Rom denSatz
des Ministers Tittoni gemeldet hatte: „Wenn Sie auf England
zählen dürfen, haben Sie nichts zu fürchten; Deutschland wird
dann nicht wagen, Sie anzugreifen." Daß derAbschluß des franko-
britischen Marokkovertrages nicht offiziell in Berlin angezeigt
wurde, war vielleicht ein Fehler; kam abernichtausbewußterAb-
sicht auf Beleidigung und wurde auch bei uns erst gerügt, als den
Herren des Auswärtigen Amtes nützlich schien, sich gekränkt zu
stellen. Herr Delcasse hat im März 1904 die vom Fürsten Rado-
lin erbetene Auskunft über den aeeora lrancoanslais gegeben und
später, als Tischgast der Deutschen Botschaft, „beruhigende Er-
klärungen" hinzugefügt. Nach den ersten Alarmschüssen hat er,
im Lenz 1905, Herrn Bihourd, der schon im Abschlußmonat mit
dem Staatssekretär über den Vertrag gesprochen hatte, in die
Wilhelmstraße geschickt und sagen lassen, er sei gern bereit, jedes
«Mißverständniß" zu beseitigen. Doch der vorsichtig friedliche

Rouvier mußte ja, als Ministerpräsident, eingreifen und den wil-
denTheophil zum Rücktritt zwingen? Ofthatmansgelcsen; unter
diesem Brachmond noch, nach Rouvicrs Tod. Ganz so simpel
roars aber nicht. Dem stämmigen Geldmacher Rouvier, der sich
nie völlig vom Panamaschlamm säubern konnte, war der selbst-
bewußte, hochmüthig schweigsame Delcasse, schon als Liebling
Eduardsund des Präsidenten Loubet, immer ein Gräuel gewesen.
Dieses Mißgefühl war vertieft, seit der kleine Tugendprotz Rou-
vicrs Bagdadbahnwünschen widersprochen, die Unvermeidlichkeit
des russisch-japanischenKrieges nichtfrüh genug erkannt, den pe-
tersburger Meldungen geglaubt und dadurch den Ministerpräsi-
denten, als falschen Propheten, um einen Thcil seines Ansehens
in der Banksphäre gebracht hatte. Delcasse handelt, als gebe es
keinen Premier; schweigt, als sei dem Inhaber dieses Amtes die
Absicht zuzutrauen, jedes Staatsgeheimniß in einem Börsenge-
schäft auszumünzen. Verschweigt sogar, daß ihm Iapans Bot-
schafter Kurino eine Note überreicht hat, die heftig gegen den
langen Aufenthalt der Russenflotte in indo-chinesischen Häfen
protestirt. Rouviers Südfranzosenblut brüllt auf; und ahnt, da
die erste Wuth verraucht ist, die Möglichkeit, den unheimlichen
Knirps, Loubets Spion im Ministerrath, loszuwerden und sich als
Retter des theuren Vaterlandes zu etabliren. Dazu ist nur nöthig,
die Franzosen zu überzeugen, daß der Republik eine Lebensge-
fahr drohe, die der seit sieben Iahren fast selbstherrisch regirende
Minister für internationale Politik verschuldet habe. Hat nicht
Herr vonMiquel.ein deutscherBotschaftrath,dem Ministerpräsi-
denten erzählt, Fürst Bülow werde auf den Konferenzplan ver-
zichten und zu freundlicher Zwiesprache bereit sein, wenn er nicht
mehr mit dem ekligen Theophil zu thun habe? Am zweitenIuni-
abend des Iahres 1905 ist, während einer Galavorstellung (für
den König von Spanien) in der ^«meZie.^ran^gise.aufDelcasses
Antrag friedliche Botschaft an Barrere ergangen. Zwei Tage da-
nach ist Rouvier Alleinherrscher im Auswärtigen Amt. Meine
Hand, hat er, pathetisch wie ein Ehrenbürger von Tacascon, im
Ministerrath gerufen,sollverdorren, ehesiedas (vonLansdowne,
zum dritten Mal, durch Paul Cambon angebotene) Bündniß un-
terzeichnet. Er glaubte, er schwor darauf, daß von der Konferenz
nun nicht mehr die Rede sein werde; war arg enttäuscht, als, am

sechsten Juni, Herr von Flotow ihm eine Note brachte, die noch
einmal die Nothwendigkeit der Konferenz betonte, und pfauchte
zornig, als, am zehnten Juni, Fürst Radolin ihm gesagt hatte:
„Wenn Sie unseren Vorschlag ablehnen, finden Sie uns hinter
demSultanvonMarotto".Seitdem war er, der amOuaid'Orsay,
mit dem geschickten Finanzagenten Betzold als Helfer, den Frie-
densstifter mimen wollte, dem Deutschen Reich feindlicher als
Dclcasse je in scinenfinsterstenStunden; und die ihm untergebe-
nen Herren Revoil, Tardieu und Berthelot brauchten das Patri-
otenfeuer in ihm nicht erst zu schüren. Durch die Drohung, den
Grafen Witte, der vonWilhelmnachHübertusstock geladen wor-
den war, die Sache Frankreichs vor dem Ohr des Kaisers führen
zu lassen, schüchterte er Herrn Dr. Rosen, den Bülow als Stütze
des Hausherrn derDeutschenBotschaft nach Paris gesandthatte,
soein.daßerseinKonferenzprogrammungeschmälert durchdrücken
konnte. (Herrn Rosen verdächtigte er, über die Grenze amtlicher
Instruktion hinaus gegangen zu sein, nannte ihn la victime, das
Opferthier, und schrieb, ohne den Willen zu höflichem Ausdruck,
anBihourd: „Ich ließ denFürstenRadolinkommen und wieder-
holte ihmwörtlich,wasichHerrnRosengesagthatte".)SiebenTage
vor seinem (durch eine kirchenpolitischeKammerdebatte bewirkten)
Sturz hat er, amsiebentenMärz 1906, dann noch eine Freude er-
lebt.AlbertHonoriusvonMonacokamausBerlin,wo,subgUZpiciis
des liebenberger Klüngels, HerrRaymond Lecomte des Wächtcr-
amtes waltete, nach Paris und berichtete:„DerKaiserhatmirge-
sagt, er habe die Algesirassache sattundwünsche nur noch ein für
Deutschland ehrenvolles Ende" (während man eifernd über das
Recht aufdietzafenpolizei verhandelte); „unddderKanzlerhathin-
zugesetzt, in ein paar Monaten werde kein Mensch mehr an Ma-
rokko denken". ^ieminisse juvabit. Mit Rouvier war auszukom-
men, so lange er glaubte, Deutschland fei zum Aeußersten bereit
und werde dergroßenGrimasseimNothfalldieThatfolgenlassen.
Weil der von Eduards kluger Majestät aufgeklärte Delcasse an
dieserBcreitschaft früher zweifeln lernte als die Kollegen, ist er ge-
fallen. Seine Politik fiel nicht mit ihm. And just er, den Keiner
der Germanophoblc zeihen darf, wäre der Mann, seine Lcmds-
leutevonderNothwendigkeitnaherOptionzu überzeugen. Wenn
er selbst überzeugt worden ist, daß Deutschland der Kriegsgefahr

nicht ausbiegen, sondern Europa von dem alten Geschwür, zwei
starke Völker aus unerträglicher Klemme befreien will. Nur dann.
Was jetzt versucht wird, ist unzulänglich; das Spiel gar zu
leicht durchsichtig: Holsteins Rezept, das die Aufstachelung des
spanischen Kolonialstolzes empfahl.heute veraltet. Wozumitdem
SchwächerenbsncZe ä partmachen, dawirfürs Erste doch dem Stär-
keren noch überlegen sind? Spanien muß sich mitFrankreich ver-
ständigen; die Monarchie kann, sobald England wieder aktiv wird,
bei Lebensgefahr dazu gezwungen werden. Marokko ist groß ge-
nug für beide Nationen. Ein Fünftel nur, das Land des Maghzen,
ist europäischerWirthschaft erschlossen; vier Fünftel, das keinem
Sultan unterthane Belad es Siba, sind den Berbern noch abzu-
ringen. Da winkt Franzosen und Spaniern Arbeit und Ernte.
Dürfen wir wünschen, daß dieGebietederAraberundBerbernim
Zustand anarchischer tzordenbarbarei bleiben? Nein: denn aus
einem von Europäern leidlich civilisirten Atlasreich ist fürunseren
Handel vielmehr heimzuholen. Sollenwir einem uns verfeindeten,
jedem Gegner Deutschlands verbündetenFrankreich dieLänder-
masse gönnen, die ihm einen ungeheurenKolonialbezirkrundetund
seinemHeer brauneErsatzmannschaft von kriegerischerGewöhnung
und tollkühnemMuth liefert? Nur Blindheit könnte dazurathen.
Nur Thorheit, der die Bagdadbahntrace noch immer der Pivot
des deutschen Vormarsches scheint, nach einer Entschädigung in
Südosteuropa oder Kleinasien langen. Herr von Kiderlen läßt an-
deuten, daßeringemächlicherRuhedie EntwickelungderDingeab-
warte und sich erst regen werde, wenn die Franzosen die Absicht ent-
hüllen, sichneuetzerrschaftcentren zuschaffen. Dann? DerErwerb
einer Kohlenstation trüge dem Staatssekretär den lauten Beifall
derGalerie ein; brächte dem Reich aber nur die lästigen Pflichten,
nicht die Vortheile einer Mittelmeermacht und, ohne greifbaren
Nutzen, die stete Möglichkeit neuen Konfliktes mit den Westmäch-
ten. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da das Polizeiman-
dat abläuft, natürlich zu erreichen (trotzdem Frankreich durch die
Entsetzung vonFez imislamischen Glauben wieder seinPrestige ge-
mehrt hat und wir, als Begünstiger des spanischen Erobererzuges,
das Recht verwirkt haben, die Algesirasakte als ein unantastbares
Heiligthum hochzuhalten). So Kleines genügtuns abernicht.Denn
die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß.

Unerträglich ist ergeworden. Mittäppischer Werbung haben
wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und,
blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit
Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte,
haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es
so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonial-
politik der Lärm und das ewigfruchtlose Diplomatengezänk sich er-
neuen? Schon ist das unbedachte Wort eines deutschen Zeitung-
schreibers Anlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen
Deutschland beschimpft, zu marseiller Meetings, in denen das Bild
des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die
Ruhe des Starken verloren und mit einer Nervosität, die zwischen
schmeichelnder Zärtlichkeit und plumper Nöthigung schwankte, die
Franzosen angesteckt haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigent-
lich von ihnen wollen. „ (Zu'est'ce que I'MemaAne a voulu ?»Das war
schon im Algesirasjahr, dann während des Deserteurzwistes ihre
ärgerliche Frage. Sie müssen erfahren, endlich, was Deutschland
will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns
nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen
Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt
sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß
Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zu-
sammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn
wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinter-
haltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste be-
darf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens
an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Car-
teret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als
mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Lands-
leuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines euro-
päischen Krieges werde durch den Vogesenspalt der Ruf schallen:
Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht
nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland
des Matthaeus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Ver-
ständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Macht-
zuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts zum
Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem
Jahr jetzt mindestens dreizehnhundert Millionen Mark für unsere

Reichswehr aus, könnenmindestcnsfünfMillioncnMann, seid«
dienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch
in Strategen und Technikern, Industriellen und Kauflcutcn un-
übertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder
die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen
könnte helfen. Obs ein Degen der Republik vermag, muß Frank-
reich ermessen. NachvierIahrzehnten, als dieHeimath mündiger
Menschen vonfeinstem Geistesschliff, wissen,ob esnocheineWaf-
fenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutsch-
land verbürgt sehen will, das ihm mehrgeben, mehrnehmen kann
als irgendein anderer Staat. Britanien und Nordamerika streben
in eine Interessengemeinschaft; an zweiWeltmeeren schaaren sich
die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens.Ihnen
muß morgen dieHegemonie weißerRasse zufallen, wenn wir den
alten Hader nicht schlichten. Vereint sind wir unüberwindlich; zu
Land undzu Wasser, als reichlichmitGoldgedüngtesWirthschaft-
gebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sam-
melt, Der zerstreut. Zwischen denNachbarnkannsnichtsobleiben,
wie esjetztist. Deutschland hatdieWucht, Frankreich die Flamme.
Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die
müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn
unserer Feinde hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Iah-
ren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel
würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des
nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertragloscm,
applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hätten. Frankreich
braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von
Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel;
Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum
einig zu werden. Die HilfelcistungRußlands, dessen große Städte
nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs
nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig
zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können;
sein Weltreich auch mitHausarbeit bebürdet,die keinenAufschub
duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die
Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Son-
nentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens
eine ncueBlüthe europäischerMenschheit zeugt. Doch auch einen
Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.

Antimodernisten.

n der vortrefflichen Rede des Grafen Vorck von Wartenburg
fand ich den folgenden Satz, der ausführlich erörtert zu wer-
den verdient: „Um die These zu erhärten, daß auch Philosopheme
in Bausch und Bogen (in den Antimodernisteneid) einbezogen
werden, möchte ich nur sagen, daß der Phänomenalismus, ohne
Kants Namen zu nennen, verurtheilt wird und daß eben so der
agnostizistische Gedanke perhorreszirt wird. Dann wird der kos-
mologische Beweis vom Dasein Gottes für logisch zwingend er-
klärt." Ich beschränke mich auf das Dritte; und erinnere zunächst
daran, daß ich, in Uebereinstimmung mit den Protestanten, dem
Papst überhaupt jede Berechtigung zu dogmatischen Definitionen
und zu Verurtheilungen abspreche, die Definitionen per
tionein oppositi genannt werden können. Aus zwei Gründen.
Erstens, weil Definitionen im Stil der konfessionellen Glaubens-
schriften und in der Meinung, daß der Glaube an das so Definirte
zur Seligkeit nothwendig sein soll, vom Uebel sind. Gewiß: ganz
ohne Dogmen kommt der Christ nicht aus. Um ein Christ zu sein,
muAman^Folgendes glauben. Cin rein geistiges Wesen, ein per-
sönlick>er Gott hat die Welt erschaffen und nimmt sich seiner Ge-
schöpfe mit gütiger Fürsorge an. Sein Wohlgefallen erwirbt man
nicht durch Kulthandlungen, sondern durch edle Gesinnung und
sittliches Verhalten. Um dieses den Menschen zu erleichtern, hat
er ihnen durch die Inspiration von Propheten und zuletzt durch
Iesus von Nazareth, in welchem er selbst leibhaftig auf Erden wan-
delte, als Ergänzung ihrer natürlichen Vernunft und Willens-
kraft eine Offenbarung geschenkt. Iesus hat eine Gemeinschaft, die
Kirche, gestiftet, in der die Menschen auf das jenseitige vollkom-
mene Reich Gottes, ein Reich der Vernunft und Gerechtigkeit, der
Wahrheit und Seligkeit, vorbereitet und dafür erzogen werden
sollen. Diese vier Dogmen sind nothwendig, dem Durchschnitts-
menschen den Lebensmuth zu erhalten und ihn vor der Gefahr sitt-
licher Verirrung zu bewahren. Denn der reflektirende Mensch
(und der Koruo suropaeus fängt auf einer gewissen Stufe der Kul-
turentwickelung zu reflektiren an) bezweifelt, wenn er sich als
hilf- und wehrloses Material eines blinden Naturprozesses denken
soll, und glaubt er den Gelehrten, daß das geltende Sittengesetz
nur ein veränderliches Prodnkt der biologischen Entwickelnng sei,
so schnappt er leicht über: ergreift ihn ein stürmisches Gelüst, dann
bildet er sich ein, er habe sich schon über die zehn Gebote hinaus
emporentwickelt. Aber diese vier Dogmen genügen auch, zusammen

mit dem Reichthum an undogmatischen Belehrungen, Anregungen, Aufmunterungen, Tröstungen, Hilfen und Stützen, die der Christ in der Bibel, im Gemeindeleben und in einem schönen, sinnvollen Kultus findet. Was die Bibel sonst noch an Stoff für Dogmenbildung darbietet und was die Theologen daraus gemacht haben, Das ist zum Theil dankenswerthe, aber nicht unbedingt nothwendige Zugabe, zum anderen Theil werthloser Ballast oder, wie die ganze Dämonologie, positiv schädlich. Und diese vier Dogmen bedürfen, wo immer die Bibel und die Kunst des Lesens verbreitet ist, keiner Definition durch ein unfehlbares kirchliches Lehramt. Ob Iesus die Erbsünde gelehrt und welchen Sinn die paulinische Gnadenwahl hat, darüber mögen die Theologen bis in den Iüngsten Tag streiten; aber wer die soeben genannten vier Dogmen im Neuen Testament nicht deutlich und unbezweifelbar ausgesprochen findet, Der ist nicht zurechnungfähig. Wenn Iatho den fundamentalsten der vier Grundartikel, den persönlichen Gott, leugnet und so das „Vater Unser" zur unwahren Phrase macht, dann hat er kein Recht mehr, sich einen Christen, geschweige denn einen Prediger des Christenthums zu nennen. Cr mag ein edler Mensch, ein vortrefflicher Charakter sein und in seiner Gemeinde Gutes wirken und zur Hölle verdamme ich ihn schon deshalb nicht, weil ich nicht an die Hölle glaube, aber auf ein Kirchenamt hat er und auf den Christennamen haben seine Anhänger keinen Anspruch. Rechtschaffene Menschen sein und den Nächsten lieben wollen, genügt nicht dazu. Das haben die Aristoteliker, die Platoniker, die Stoiker, die Rabbinen auch gewollt. Christ wird man erst durch den Glauben an die Grunddogmen, unter denen, wie gesagt, das vom persönlichen Gott das fundamentalste ist, und will man außerdem einer Kirche oder Sekte angehören, so muß man sich in deren Verfassung fügen. Ieder Turnverein schließt mit Recht die Mitglieder aus, die seine Satzungen verletzen. Solchen Worten, durch welche Rechtsverhältnisse bestimmt werden, keinen anderen als den allgemein gebräuchlichen und anerkannten Sinn beilegen, gehört zu den elementarsten Forderungen der Ehrlichkeit nnd zu den unerläßlichsten Lebensbedingungen der bürgerlichen Ordnung. Jathos Anhänger mögen sich als eine Gemeinde von Hegelianern oder Hartmannianern oder Iatholiken konstituiren: Das soll ihnen Niemand wehren, kein Rechtsnachtheil soll ihnen daraus erwachsen und die Hölle haben sie schon darum nicht zu fürchten, weil es keine Hölle giebt. Aber Christen sind sie nun einmal nicht.

Alle über die vier Grunddogmen hinausgehenden Definitionen find verwerflich, denn die aus solchen Definitionen und Be-

kenntnissen bestehenden Dogmenfysteme sind Systeme der Philosophie, unter Verwendung altgriechischer Philosopheme aufgebaut von den christlichen Philosophen: den Kirchenvätern, den Scholastikern und den Reformatoren. Ich denke durchaus nicht gering von diesen philosophirenden Theologen; sie haben für ihre Zeit Bedeutendes geleistet, haben die moderne Philosophie und Naturwissenschaft vorbereitet; und solchen Unsinn, wie ihnen von den Kirchenfeinden mitunter angedichtet wird, haben sie nicht derKrochen. So hat inallerjüngster Zeit ein Vertreter der Naturwissenschaften die wundersame Entdeckung gemacht, Kolumbus habe die erste Bresche in das Gefüge der kirchlichen WeltansiD-gelegt, nach welcher die Erde als Scheibe zu denken sei. „Hatte die Kirchenlehre Recht, dann war sein Schicksal besiegelt; er mußte, an dem Rande der Erdscheibe angelangt, den großen Wasserberg mit seinen Schiffen hinuntersausen, wahrscheinlich direkt in die Hölle." Die Kirchenlehre enthält überhaupt nichts über die Gestalt der Erde; und die ScholaWe^. die als authentische Interpreten der Kirchenlehre verehrt werden, kannten die Kugelgestalt der Erde. Um sich davon zu überzeugen, braucht der Herr keine Folianten durchzustöbern, sondern nur in des Philalethes Danteübersetzung die Anmerkung 16 zum letzten Gesänge des Inferno und die Abhandlung über Kosmologie und Kosmogenie hinter dem ersten Gesänge des Paradiso zu lesen. Daß die Hölle im Innern der Erde, nicht jenseits einer vermeintlichen Erdscheibe gedacht wurde, weiß Ieder, der die Göttliche Komoedie gelesen hat. Also die Kirchenväter und die Scholastiker in Ehren; aber auf ihre Philosophie die Christen verpflichten wollen, ist sinnlos und frevelhaft. Christus hat nicht ein philosophisches System gelehrt, sondern allen Menschen, auch den einfältigsten, den Weg in den Himmel gewiesen. Hätte er die unfehlbare und vollkommene Philosophie gebracht, so hätte er damit das Menschenleben eines wesentlichen Theiles seines höchsten und feinsten Inhaltes beraubt, der eben in der Erforschung des Kausalzusammenhanges der Erscheinungen besteht, womit der Forschergeist niemals fertig wird und niemals fertig werden soll. Der Papst hat im vorigen Iahrhundert die Philosophien der katholischen Theologen Hermes und Günther verurtheilt. Materiell hat er damit Recht gehabt, sofern verurtheilen nur bedeutet: für falsch erklären. Gewiß waren diese Systeme falsch, denn alle philosophischen Systeme sind falsch. Iedes enthält Wahrheit im Einzelnen, ist aber, als einseitige Darstellung des Weltganzen von einem individuell, temporell und national beschränkten Gesichtspunkt aus, falsch im Ganzen. Das gilt jedoch auch von den

kirchlichen Glaubensbekenntnissen, obwohl sie durch die Arbeit vieler, verschiedenen Zeiten angehörender Denker zu Stande gekommen sind. Der Schüler, der noch nicht, der Mann des Volkes, der niemals selbständig forscht, mag ein solches System aufrichtig glauben, wie ja sogar manche Gelehrte, als Kantianer, Hegelianer oder Hartmannianer zu leben und zu sterben vermögen. Der selbständig Denkende und Forschende dagegen vermag das Weltganze nicht mit den Augen eines Anderen zu sehen, noch dazu eines, der schon vor Iahrhunderten gelebt hat, mag er auch Augustin, Thomas von Aquin oder Luther heißen. In wenigen Grundwahrheiten und Grundsätzen können d^e Denker der verschiedensten Zeiten übereinstimmen, nimmermehr jedoch in einem Seiten langen spezialisirten Glaubensbekenntniß. Die Zustimmung zu einem solchen fordern, heißt: die Denkenden zum Heucheln zwingen und Alle, die nicht heucheln wollen, aus der Kirche hinaustreiben.

Die Reformatoren haben diese Schwierigkeit vermindert, indem sie einen Haufen dogmatischen Ballastes über Bord warfen, zugleich aber sie dadurch verstärkt, daß sie dem Erbsünd» und Höllendogma die allerschroffste, im^Calvinismus eine^chlechthin unerträgliche. Ssjjuug gaben, die nicht nur das moderne Empfinden abstößt, sondern auch die Aussöhnung der Kirchenlehre mit der modernen Wissenschaft unmöLlich macht. Der katholische Sheolog Wfess^l- Si«ss-i^t j,-.«gst mit R-cht K^?I5"^^?'"ß slH^Ke katholische Kirchenlehre Mt Ze.r.,SMe vgn derUntwAelung derewbar.enKK^MlAM^ Denn diese nimmt an, daß der Mensch durch den Sündenfall völlig verdorben worden sei, jede Fähigkeit zum Guten und zur Erkenntniß der fürs Seelenheil nothwendigen Wahrheiten verloren habe, weshalb die vorchristliche Welt nichts Gutes hervorbringen konnte, die Rechtfertigung dann diese verlorenen Fähigkeiten ganz unvermittelt wiederherstelle. Die Katholische Kirche dagegen lehrt, daß dem Menschen ein Rest von Vernunft und Güte geblieben fei, an den die rechtfertigende Gnade anknüpfen könne, und daß die Erlösung durch Christus in Iahrhunderte langer Arbeit von den jüdischen Propheten und den heidnischen Weisen vorbereitet worden sei, so daß sich das Christentum zum Beweise seiner Wahrheit auf Beide berufen dürfe (?68ts I)ävi^nin'-Mv1Ia, heiße es im Dies irae).

Das ist also riHNg. Doch enthält die katholische Kirchenlehre sehr Vielerlei, was augenscheinlich falsch und als falsch erwiesen ist; schon der Urzustand und Sündenfall selbst, wenn man nicht Beides symbolisch versteht, gehört dazu, nach Dem, was wir heute vom prähistorischen Menschen und von den Bedingungen des Seelen-

lebens wissen; von der Gnadenlehre habe ich jüngst in der „Zukunft" gezeigt, daß sie der Erfahrung widerspricht.

Dogmatische Definitionen zum Ausbau des Dogmengebäudes sind also unzulässig; und wären sie zulässig, so würde (Das ist mein zweiter Grund) der römische Bischof die letzte Instanz sein, der ich die Befähigung dafür zusprechen könnte. Allenfalls käme dafür ein Konzil in Betracht; denn da es im Gesammtepiskopat immer eine Anzahl rechtschaffener, frommer und gescheiter Männer giebt, so ließe es sich schon denken, daß Gott, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt, die Konzilsmehrheit vor falschen Entscheidungen bewahrte. Aber der Römische Stuhl? Das ist undenkbar! Die intellektuellen und die ethischen Sünden der Kurie sind so bekannt, daß es nicht nöthig ist, dabei zu verweilen. Sollte der Iude Abraham (in der zweiten Novelle des ersten Tages des Dekameron) kein Phantasieerzeugniß, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit sein, so wird er wohl immerdar allein bleiben mit seiner Argumentation, die aus der Verworfenheit der römischenKIerisei die göttlicheInstibution der Kirche folgert. DochwSren auch die sittlichen Verirrungen des römischen Hofes und die mancherlei gegen Vernunft und Thatsachen verstoßenden Entscheidungen der Kurie gar-nicht vorhanden: der Anspruch des Papstes auf weltliche Herrschaft, auf die dreifache Krone und den Fußkuß macht allein schon die Zumuthung, in ihm den Statthalter Christi, den . Nachfolger eines Apostels und den unfehlbaren Lehrer der christlichen Glaubenswahrheiten sehen zu sollen, zu einer Ungeheuerlichkeit. Ich finde begreiflich, daß vor 1870 gelehrte und geniale Männer wie Newman katholisch geworden sind; aber wenn nach der unseligen Unfehlbarkeiterklärung ein geschichtkundiger Mann diesen Schritt thäte, so könnte ich ihn nicht verstehen. Der Bischof von Rom verdankt seine Machtstellung einem historischen Prozeß, der natürlich nicht ohne Gottes Willen und Leitung vor sich gegangen ist, und er hat in dieser Stellung der Christenheit mancherlei Dienste erwiesen, meistens solche, die, wie die Kalenderreform, mit dem Seelenheil der Christen wenig oder nichts zu schaffen haben; aber für die geistliche und geistig-sittliche Führung der Christenheit hat er nicht den Befähigungnachweis erbracht.

Auch nicht in dem Formular für den Antimodernisteneid. Den lateinischen Text besitze ich nicht. In der Uebersetzung der Augsburger Postzeitung lautet die vom Grafen Vorck von Wartenburg angedeutete Stelle: „Vor Allem bekenne ich, daß Gott, der Anfang (Ursprung) und das Ende (das Ziel oder der Endzweck) aller Dinge, erkannt und daher auf sichere Weise durch das natürliche

Licht der Vernunft, durch das Mittel der Dinge, die geschaffen wurden (durch die sichtbaren Werke der Schöpfung) wie die Ursache durch ihre Wirkung, dargethan werden kann". Wie ungeschickt die Uebersetzung ist, habe ich durch drei Klammern gezeigt; und man kann nicht mit absoluter Sicherheit ersehen, ob der Verfasser hat sagen wollen, daß das Dasein des persönlichen Gottes nicht nur, wie Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefes lehrt, erkennbar, sondern streng beweisbar sei. Und schon Dieses verdient die härteste Rüge. Ist schon das dogmatische Definiren an sich unzulässig, ist es schon eine unerhörte Zumuthung, daß die Geistlichen den Glauben an die absolute Wahrheit eines Schriftstückes bekennen sollen, das (nur in Andeutungen) ein ganzes Bündel den meisten von ihnen unbekannter, philosophischer Meinungen verwirft, so übersteigt alle Grenzen des Erträglichen vollends die Thatsache, daß das Geforderte nicht einmal in einer jeden Zweifel ausschließenden Fassung vorgelegt wird. Nicht allein der lateinische Text mußte unmißverständlich klar sein, sondern es mußte auch für den Klerus jedes Landes eine eben so unmißverständliche Uebersetzung in seine Landessprache beigefügt werden. Tausende wissenschaftlich gebildeter Männer zu einem Eide zwingen, bei dessen Ablegung sie gar nicht einmal genau wissen, was sie eigentlich beschwören: da ist der Gipfel frivoler Anmaßung.

Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in der That die strenge Beweisbarkeit gemeint ist. Die Forderung, diese glauben zu sollen, ist verwerflich, weil sie zwei Gefahren heraufbeschwört. Die erste besteht in der Verwischung der Grenze zwischen den exakten und den inexakten Wissenschaften. Der Papst hat sachlich Recht, wenn er in der fünften These des Eidformulars die kantische Begründung des Glaubens auf die praktische Vernunft allein und - Schleiermachers Gefühlsreligion verwirft (in so unklaren Worten, daß Pfarrer, die sich nicht seit der Studentenzeit immer wieder mit Philosophie beschäftigt haben, gar nicht verstehen können, was gemeint ist). Wenn die christliche Religion nicht den ganzen Menschen ergriffe, wenn seine Erkenntnißkraft am religiösen Leben unbetheiligt bliebe, wenn sein Glaube nicht den Namen einer Ueberzeugung verdiente, dann wäre diese Religion keine echte und jedenfalls nicht die höchste Religion. Die Beweise für das Dasein Gottes sind nicht zwingend, weil ihre Prämissen immerdar anfechtbar bleiben; aber sie enthalten, scholastisch gesprochen, motiva orsäibilitktis, sie machen der dafür disponirten Vernunft den persönlichen Gott wahrscheinlich, so daß sie sich gerechtfertigt fühlt, wenn sie glaubend zustimmt. Dagegen gehört eine andere These Kants,

die von der Verwerfung getroffen wird, zu den Grundlagen der
modernen Wissenschaft, weshalb Diese verpflichtet ist, gegen jede
Verdunkelung oder Leugnung dieses Satzes zu protestiren. Kant
lehrt, daß Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes, exakte Wissen-
schaft, nur möglich ist^, so weit die sinnliche Erfahrung und die
Mathematik reichen, nicht darüber hinaus; und in das darüber
hinaus liegende Gebiet gehören außer den Naturwissenschaften
Geologie (nicht Geognosie) und Biologie alle Geisteswissenschaften.
Die ausgerechnete Entfernung der Erde von der Sonne und der
Lehrsatz vom Parallelogramm der Kräfte lassen sich streng beweisen;
doch ob der Kaiser Tiberius und Napoleon I. bösartige oder von
Narur gute Menschen gewesen sind, ob der wundervolle Bau der
organischen Wesen durch das blinde Zufallsspiel der chemischen
Elemente entstehen konnte oder einen intelligenten, planvoll wir-
senden Schöpfer voraussetzt, ob die Seele ein Produkt des orga-
nischen Prozesses oder eine geistige Monas ist, Das wird niemals
durch einen zwingenden Beweis ausgemacht werden. In allen
solchen Dingen hängt die Annahme oder Ablehnung des Beweises
in letzter Linie von der Struktur des individuellen Denkapparates
und von dem Grade seiner Beeinflussung durch anerzogene Vor-
urtheile, persönliche Wünsche und Neigungen und die ihn um-
gebende geistige Atmosphäre ab. Wird diese Grenze nicht streng ge-
wahrt, dann wird die Verwirrung, die ohnehin im inexakten Ge-
biet herrscht, durch die Anmaßung der vermeintlichen Unfehlbar-
keit in der Beweisführung gesteigert und der Kampf der Meinun-
gen verbittert und vergiftet, die Forschung vielfach schon von vorn
herein durch Vorurtheile irr geleitet. Gerade die Kirche hat guten
Grund, auf der strengen Innehaltung der Grenze zu bestehen, denn
nicht blos die Theologie, sondern auch ihre erbitterte Feindin, eine
sich mit ihrer Voraussetzunglosigkeit brüstende Naturwissenschaft,
die weiter nichts ist als das naturwissenschaftlich herausgeputzte
atheistische Vorurtheil, macht sich vielfacher Grenzüberschreitungen
schuldig; die biologischen Widerlegungen des Glaubens an den
Schöpfer sind erst nach solcher Ueberschreitung der Grenze zwischen
der exakten und der inexakten Wissenschaft möglich geworden.
Die andere Gefahr besteht darin, daß Menschen, die nicht an
Gott glauben, des bösen Willens beschuldigt werden; denn wenn
sich Einer sogar durch einen logisch zwingenden Beweis nicht
überzeugen läßt, dann kann solche Hartnäckigkeit doch nur aus
bösem Willen erklärt werden. Der Ungläubige gilt als ein schlech-
ter oder böser Mensch, der nicht an Gott glaubt, um die Verpflich-
tung zum Gehorsam gegen die göttlichen Gebote nicht anerkennen

zu müssen. Dieses Motiv des Unglaubens kommt vor, seine Schuldhaftigkeit wird jedoch dadurch vermindert, daß die Beweise für das Dasein Gottes und die weiteren Beweise für die göttliche Einsetzung der Kirche (einer Kirche, wie sie im Laufe der Iahrhunderte geworden ist), eben nicht zwingend sind. Und in vielen Fällen sind es edle Beweggründe, die den Kirchenglauben verbieten; wie die Reformatoren nicht aus persönlicher Lasterhaftigkeit, sondern aus Abscheu vor den Lastern der Hierarchie deren Feinde geworden sind, so hat später zeitweise das gesammte Kirchenwesen aller Konfessionen und Sekten einen so abstoßenden Anblick gewährt, daß sich edle und feine Gemüther zur Verwerfung des Christenthumes versucht fühlen mußten. Bei manchen modernen Philosophen wirkt noch ein besonderer höchst achtbarer Beweggrund mit. Eduard von Hartmann, dessen Arbeit sein Iünger Arthur Drews fortsetzt, war Pessimist; was er von der Welt zu sehen vermochte, Das machte auf ihn den Eindruck, daß Unlust, Leid und Schmerz überwiegen; eine Fortdauer des Seelenlebens nach der Auflösung des Gehirns in einem Ienseits, wo die erlittene Ungerechtigkeit ausgeglichen und der Durst nach Glück gestillt werden könnte, schien ihm aus nawrwissenschaftlichen Gründen unmöglich zu sein. Ein Schöpfer aber, der mit Bewußtsein eine unselige Welt geschaffen hätte, würde ein böses Wesen, ein Teufel sein. Um nicht den Urheber der Welt böse denken zu müssen, sprach er ihm das Bewußtsein ab, spaltete das Absolute in einen (zwar nicht bösen, aber) dummen Willen, der sich in der Welt materialisirt, und eine unbewußte Intelligenz, die das durch diese Dummheit angerichtete Unheil so weit wie möglich in Heil zu verwandeln sich müht. Ein Mann, der Gott das Bewußtsein, die Persönlichkeit abspricht, um ihn nicht für böse halten zu müssen, ist ein sehr viel heiligerer Mensch als der heilig gesprochene Iohann Capistran, der im Jahr zu Breslau einundvierzig Iuden lebendig verbrennen und vierzehn in noch grausamerer Weise hinrichten ließ, auf die alberne Beschuldigung hin, sie hätten eine Hostie geschändet. Das Gesrandniß der angeblichen Missethat wurde ihnen auf der Folter erpreßt. Der „Heilige" wohnte der Folterung bei und gab selbst an, wie man die Unglücklichen martern solle. An einen Gott zu glauben, wie sich ihn dieser Fanatiker vorgestellt haben muß, verbietet das in der Wechselwirkung echt christlicher Gesinnung mit humanistischer Aufklärung geläuterte sittliche Empfinden des modernen Menschen. Und wenn die Kurie eigensinnig auf einer Orthodoxie beharrt, die dem Volk Scheusale wie Capistran und Arbues als Vorbilder der Heiligkeit empfiehlt, dann darf sie sich nicht wundern, daß zuletzt auch

die motiva. Oi-säibi1itatis für den echten Christengott nicht mehr
ziehen. In der Residenz des Papstes und in ganz Italien haben sie
längst aufgehört, zu ziehen. Zu den Anmaßungen weltlicher Macht,
die Iesus als teuflische Versuchungen gleich im Beginn seines
Wirkens zurückgewiesen h«t, gehört ja, daß der Papst den italie-
Nischen „Katholiken" die Betheiligung an den politischen Wahlen
verbietet; aber klug ist dieses Verbot, ohne welches der Welt offen-
bar werden würde, wie klein die Zahl der „Katholiken" in diesem
Lande ist, dessen Bewohner fast sämmtlich katholisch getauft sind.
Warschauer, der an der charlottenburger Technischen Hoch-
☐schule als Professor der Nationalökonomie wirkt und dessen
eigentlichstes Forschungsgebiet die Probleme der Handelspolitik
sind, ließ vor einiger Frist bei Franz Vahlen einen ansehnlichen
Band erscheinen, den er „Zur Entwickelungsgeschichte deslSozialis-
mus" genannt hat. Drei selbständige, aber für die Zwecke derBuch-
ausgäbe in einander gearbeitete Studien über Saint -Simon,
Charles Fourier und Louis Blanc, ihre Fortsetzer und (so weit
man bei den Ideologen, deren Träume von unendlichem Men-
schenglück an der gemeinen Wirklichkeit der Dinge zerschellten, da-
von reden kann) ihre Vollender. Warschauer hat einmal gemeint:
es sei sein Lebensbuch; mit seinem Herzblut geschrieben. Das wird
bei der Lecture ohne Weiteres offenbar. Nicht so durch die Wärme
des Vortrages und den Stil der Darstellung. Warschauer ist kein
Historiker und die Gabe der Synthese, die den wahren Geschicht-
schreiber macht, ward ihm versagt. Aus den Einzelergebnissen sei-
ner Forschung konnte er nicht ein Bild der großen und dabei doch
vielfach wunderlichen Zeit gestalten, da die Monarchenköpfe vom
Schafot rollten und die Namenlosen aus der Tiefe aufstiegen, um
mit ihrem Hunger und ihrem Haß zum Entsetzen Europas Ge-
schichte zu machen. Da in einem knappen Jahrzehnt das alte Frank-
reich umgestülpt ward und in dem steten Auf und Ab Männer von
der eigenthümlichen Größe und der schier spukhaften Wunderlich-
keit der Saint-Simon und Fourier erst möglich wurden. Um so
Neisse.

Atopischer Sozialismus.

spürsamer, mit einer eifernden Treue, die nur durch die Liebe er-
Kärlich wird, ist er ihrem Schriftthum nachgegangen und hat aus
ihren Büchern, ihren Flugschriften und über längst verschwundene
Iournale zerstreuten Aufsätzen Alles zusammengetragen, was sie
zur Befreiung der Menschheit von der wirtschaftlichen Noth, die
mit der geistigen gemeinhin vereint ist, ersannen. Genauer: er-
sonnen zu haben glaubten. Und so erwächst, wenn auch der düster
gigantische Hintergrund der Zeitgeschichte fehlt, uns doch ein zu-
sammenhängendes Ganze. Der „utopische" Sozialismus wird wie-
der lebendig. Iener Sozialismus, der (darin dem utopischen Li-
beralismus verwandt, der mit seinen Ausläufern ja noch in unsere
Tage hineinreicht) an die ursprüngliche Reinheit und Unschuld der
Menschenseele glaubt und in seiner (die Prägung stammt von
Sombart) kindlich naiven Weltbejahung wähnt: es käme nur da-
rauf an, die Formel ausfindig zu machen, die in die „natürlichen"
Zustände der Anfänge zurückführt, und sie recht eindringlich die
seufzende Menschheit zu lehren, um alle Dissonanzen zu lösen.
Warschauers Buch wendet sich, trotz seinem gelehrten Appa-
rat, auch an die gebildete Laienwelt. Und gerade ihr möchte ich es
empfohlen haben. Wir Alle leiden, wie Naumann neulich gesagt
hat, an unserer Geschichtlosigkeit. Wir getrauen uns nicht, aus-
zusprechen, was ist, weil wir meist nicht wissen, was war. Unsere
Diskussionen in Presse und Parlament wären nicht so unfrucht-
bar, führten nicht zu dieser fast unerträglichen Verödung und Ver-
flachung der Geister, wenn wir uns auf offenem Markt nicht so
ausschließlich von Schlagwörtern nährten und von den Phantasie-
gebilden, die wir auf sie stützten. In einer Zeit, da ein deutscher
Minister Monate lang wie ein Verräther oder wie ein närrischer
Schulbub ausgescholten werden konnte, weil er den Sozialismus
eine „großartige Kulturbewegung" zu nennen gewagt hatte, wird
es nützlich sein, die Erinnerung daran aufzufrischen, daß zu den
Förderern dieser Bewegung auch Männer gehört haben, die mit
sorgender Liebe für alle menschliche Kreatur und nicht alltäglicher
Selbstlosigkeit ein lauteres Wollen und eine heiße Begeisterung
verbanden, die sie über die dürftige Enge des eigenen Lebens hin-
austrug und ihnen im Sterben zum Trost ward. Daß sie scheiterten
(und auch ihre späteren Nachfahren vom „wissenschaftlichen Sozia-
lismus" werden an dieser Klippe scheitern), war durch ihre Un-
kenntniß der menschlichen Natur bedingt. Das ist ein Irrthum; ist
kein ächtendes Verbrechen. Dr. RichardBahr.

Das Recht der Zukunft.
Tropfen höhlt den Stein. Immer lauter und allgemeiner
ZA wird der Ruf des Volkes nach Iustizreform. Die von Rechts-
gelehrten vertretene Rechtsgelehrsamkeit, einstmals als Orakel be-
trachtet und verehrt, ist von ihrem hohen Sitz herabgezerrt worden
oder herabgesunken. Man versucht, sie zu stützen; sie soll nicht ohne
Aufsicht gelassen werden: denn man hält sie nicht mehr für fähig,
allein das Recht zu finden. Immer mehr drängt das Laienthum
hinein. Hier und da wird geschabt und gefeilt; alte Stützen werden
abgesägt, neue aufgerichtet. Doch will die Gestalt des künftigen
Rechtes und der künftigen Iustiz noch nicht klar herausscheinen.
„Weltfremdheit der Richter!" Ein sehr thörichtes Wort. Wie
kann Iemand, der beinahe noch mehr als Andere mitten im Leben
steht und vor dem sich täglich ein buntes Bild des Lebens und der
Welt abspielt, weltfremd sein oder bleiben? Nicht weltfremd ist der
Richter, manchmal aber nicht geschickt genug, das Gesetz aufs Leben
anzuwenden. Wer zu richten verstehen will, muß Gesetzgeber sein
können; auch ohne das geschriebene Gesetz muß er Recht und Un-
recht erkennen. Er muß studirt und erkannt haben, wie das Recht
aus und an dem Leben entstanden ist. Er muß die Motive und die
Absichten des Gesetzgebers kennen und das innerste Wesen des
Rechtes erfaßt haben. Nur wer selbst für das Recht gekämpft oder
selbst seine Sache vor Gericht getragen hat, weiß, was es bedeutet,
wenn Recht für Unrecht und Unrecht für Recht erkannt wird. Dann
wird ein Ideal gemordet. Der Richter hört nicht den Schmerzens-
schrei des Verletzten, der oft nicht um Geld und Gut, sondern nur
seines Rechtsgefühls wegen kämpft.
Nur der Erfahrenste, Bewährteste, im Weltumgang Gereif-
teste darf Richter sein. Recht sprechen ist nicht Sache der unerfah-
renen Iugend, nicht ein ungeschicktes Vorbeitasten, nicht ein Kom-
mandiren. Recht sprechen, Recht finden: Das kann nur der Wis-
sende, im Leben Erfahrene, nicht der Schneidige. Und je weiser der
Richter ist, desto weniger Gerichte sind nöthig, desto weniger In-
stanzen; desto schneller ist dann die Rechtsprechung. Hier wirkt
Quantität nicht. Viele Instanzen und aufhebende Urtheile schaden
nur dem Ansehen der Rechtspflege. Weh dem Staat, in dem die
Richter nicht mehr wie Propheten geehrt werden, in dem die Ge-
rechtigkeit nicht mehr unversehrt, das Volk gegen Recht und Un-
recht gleichgiltig geworden ist und die Achtung vor den Gerichten
verloren hat! Weh dem Richter, der das Schwert der Gerechtig-

keit nicht zu führen vermag, das zu Theilende unrichtig theilt und
wider das Recht tötet l
Wer wird daran denken, in ärztlich technischen Fragen einem
Laien das selbe Vertrauen zu gewähren wie einem Arzt? Kann
einer Wissenschaft ärgerer Schimpf angethan werden als jetzt der
Rechtsgelehrsamkeit, deren Iünger im eigenen Berufsgebiet nicht
mehr'Fähigkeit haben sollen als Menschen, die diesem Beruf ganz
fern geblieben sind? Der „gesunde Menschenverstand" soll beauf-
sichtigen; die Wissenschaft ist angeblich auf Abwege gerathen und
macht Fehltritte, wenn nicht die Hand und das Auge einer durch
sie nicht irrgeleiteten Vernunft davor bewahren. Ist diese Vernunft
nicht der Wissenschaft fähig, ist sie nicht der Wissenschaft würdig?
Warum lehrt die Schule nicht schon den ersten Grund des Rechtes?
Giebt es Interessanteres, Nützlicheres, Brauchbareres als die Be-
herrschung und das Verständniß der täglichen Rechtshandlungen?
Gehört diese Kenntniß nicht zu den Grundlagen eines geordneten
Staatslebens? Ist es nicht unverständlich, daß dem Schüler nicht
schon in jungen Iahren die Bedeutung seiner Handlungen und
aller Rechtsgeschäfte eingeprägt wird? Muß, wer miethet und
kauft, tauscht und schenkt, leiht und verspricht, nicht wissen, was
diese Handlungen bedeuten?
Und wenn der Laie ins Gesetz hineintaucht und aus dem Born
der Weisheit zu schöpfen meint: muß er nicht enttäuscht zurück-
kehren, ohne Belehrung, ohne auch nur eine klare Sprache gefun-
den zu haben? Schon hat hier ja der Mäher mit seiner Sense ein-
gesetzt und wieder Raum geschaffen für die klare und einfache
Sprache altväterlicher Gesetze. Welcher Laie kann wahre Freude an
der juristischen Literatur finden, wie sie ihm meist entgegentritt?
Muß nicht auch hier Ordnung geschaffen werden, damit ein vor-
> gebildeter Laie im klaren Bach die gesetzliche Ordnung der Dinge
bewundern kann? Man schalt die Kommentatoren und Postglos-
satoren, weil sie die Glosse glossirten und sich nicht an die Quelle
hielten. Wir aber stellen noch heute Bände von Urtheilen zusam-
men, berufen uns auf Kommentare, scheuen die selbständige Aus-
legung des Gesetzes und begnügen uns mit Citaten, wo wir eigene
Gedankenarbeit leisten müßten.
Wir wollen hoffen lernen. Ueberall regen sich die Triebe,
die das Trockene, Ungesunde aus dem Recht entfernen wollen.
Wahres Recht ist nur, was auch ohne geschriebene Satzung als
Recht erschiene. In der Hast unseres Lebens bleibt nicht die Zeit,
erst im Gesetzbuch nachzuschlagen.
Hamburg. Dr. Otto Sieveking.

Ein Femd Deutschlands?
m Januar 1911 ging durch deutsche Blätter ein Brief, den
Georg Brandes, der berühmte dänische Literarhistoriker, an
Herrn Henri Guilbeaux gerichtet hat und in dem die Worte vor-
kommen sollten: „Sie lieben die deutsche Literatur. Ich aber, ohne
jedes Vorurtheil, liebe sie nicht; ich kann die deutsche Sprache nicht
leiden; in meine Jugendzeit fiel eben der deutsch-französischeKrieg
und die deutsche Tyrannei in Schleswig ist mir immer gegenwär-
tig." Der Adressat hatte diesen Privatbrief, wie es leider Sitte ge-
worden ist, ohne den Schreiber zu befragen und ohne dessen Er-
mächtigung einzuholen, veröffentlicht und damit den deutschen
Blättern, die, wo es angeht, in billigem Patriotismus machen, eine
willkommene Speise geboten. Selbst die Leiter ernster Zeitungen
glaubten, Herrn Brandes vorhalten "zu müssen, daß er Unrecht thue,
eine Sprache zu hassen, „durch deren Vermittelung seine Arbeiten
in weiten Kreisen bekannt wurden", und daß er mit schnödem Un-
dank die Deutschen belohne, „deren Gastfreundschaft er alljährlich
genieße". Die antisemitischen Organe aber gefielen sich darin, den
geistvollen und tapferen Mann, weil er von Juden stammt, als
Georg Brandes-Cohn zu verhöhnen. Einstimmig erklang derRath,
als Deutscher vor Brandes auf der Hut zu sein, und die Drohung,
ihn künftig als Feind zu behandeln.
Der Fall ist so typisch, daß es sich lohnt, in einer ernsten
Wochenschrift davon zu reden. Wissen wirklich diese deutschenIour-
nalisten, die so schnell mit ihrer Verurtheilung fertig sind, nicht,
wer Georg Brandes ist und welche Sprache sich ihm gegenüber
ziemt? Nicht von dem Schöpfer dänischer Kritik, nicht von dem
Mann habe ich zu reden, der seine Landsleute die Weltliteratur
kennen und deren Zusammenhang mit ihrer eigenen Literatur er-
kennen lehrte; nicht von dem Forscher, der als der erste uner-
schrockene Wahrheitsucher, ein Naturalist vor dem Naturalismus,
mit der Romantik brach; nicht von dem umfassenden Geist, der den
engen Begriff der „schönen" Literatur sprengte und Literatur als
den Inbegriff des geistigen Lebens, der Kunst und Philosophie
zeigte; nicht von dem nachgestaltenden Techniker, der nicht nur den
Inhalt, sondern auch die Technik der von ihm analysirten Werke
zu erfassen und wiederzugeben, der, wie er dichterisch zu schauen
verstand, das Gesehene auch wirklich plastisch darzustellen wußte.
Sondern von Dem, der den Deutschen die deutsche Literatur in
meisterhafter Gestaltung vorführte. Georg Brandes war der Erste,
der die bis dahin niemals recht erkannte Romantik in ihrer Eigen-

art und Bedeutung entschleierte, fast auch der Erste, der die vorher
meist nur dilettantisch behandelte und verkannte Epoche des Iungen
Deutschland zu beleben verstand. In dänischer Sprache hat er über
Deutschland und deut-che Literatur wichtige Studien veröffentlicht.
Im siebenzehnten Band seiner Gesammelten Schriften behandelter
die deutsche Literatur ausführlich und liebevoll, im zwölften sein
persönliches Verhältniß zu Deutschland. In seiner Autobiographie,
von der in Deutschland bisher nur Bruchstücke bekannt geworden
sind, hat er über sein Leben in Berlin und sein Verhältniß zu dem
geistigen Leben dieser Hauptstadt mit wärmster Zuneigung ge-
sprachen und in dem großen Buch „Berlin" die gesummte Entwicke-
lung der Stadt als ein inniger Freund deutschen Lebens behandelt.
And von einem solchen Mann, der aus innerster Ueberzeu-
gung, nicht etwa, um Freunde zu erwerben, Lob und Anerkennung
zu heischen, so oft und entschieden für die Würdigung deutschen
Wesens und deutscher Literatur gesprochen hat, wagt man zu sagen,
daß er die Deutschen hasse, und erkühnt sich, zu behaupten, mehr als
er der deutschen Literatur habe sie, durch die Verbreitung seiner
Schriften, ihm genützt. Man versuche doch einmal ernstlich, zu er-
wägen, was Deutschland für Brandes gethan hat. Als 1872 seine
„Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Iahrhunderts"
in einer Uebersetzung von Adolf Strodtmann zu erscheinen be-
gannen, wurden sie in Deutschland mit Begeisterung aufgenom-
men. Verbreitung fand aber diese Originalausgabe nicht; und ein
Verleger benutzte das Fehlen eines Literaturvertrages zwischen Dä-
nemark und Deutschland, um eine billigere, aber auch viel schlech-
tere Bearbeitung auf den Markt zu werfen und den Vortheil für
sich einzuheimsen. Dieser Nachdrucker ließ den vier Bänden des
ursprünglichen Werkes einen fünften und einen sechsten folgen: die
Fortsetzung der Vorlesungen, die Brandes in Kopenhagen gehal-
ten hatte. Als Brandes dann im Iahr 1881 den Versuch machte,
eine neue deutsche Ausgabe des Gesammtwerkes nicht bei dem ersten
Verleger Franz Duncker (der Inhaber der Firma war gestorben
und die Borräthe waren in andere Hände übergegangen), sondern
bei Veit S Co. in Leipzig erscheinen zu lassen, da ereignete sich das
seltsame und beschämende Schauspiel, daß der Autor von dem Nach-
drucker des Nachdruckes bezichtigt und in einen großen Prozeß der-
wickelt wurde, der ihm allerlei Aergerniß und Mühe bereitete und
nicht einmal, wie man doch erwarten durfte, zu seinem Vortheil
endete. Und Deutschland kaufte das billigere Werk und dachte nicht
daran, dem geschädigten Autor zu seinem Recht zu helfen. Der
Nachdruck hat es auf zehn Auflagen gebracht. Die Originalaus-»

gäbe, die einzige, die ein anständiger Leser benutzen sollte, ist über die erste Auflage nicht hinausgekommen. Das war der Dank, den Deutschland einem seiner wärmsten Anhänger gespendet hat.

Einem seiner wärmsten Anhänger. Das bleibt Brandes, trotz dem Privatbrief, der jetzt gegen ihn ausgebeutet wird. Wie war dieser Brief entstanden? Als Herr Guilbeaux 1910 in BrüsselVorträge über deutsche Literatur halten wollte, sandte er den Plan an Brandes. Die kritiklose Verherrlichung alles Deutschen und die falschen Urtheile über Nordisches, die der Franzose deutschen Vorrednern nachsprach, ärgerten den Dänen so sehr, daß er im ersten Unwillen einen Brief schrieb, in dem harte Worte über deutsche Art stehen mögen. Was beweisen sie? Daß auch ein Brandes im Unmuth einmal die Pflicht der Gerechtigkeit vergessen kann. Seit wann sind die Deutschen so überempfindlich? Haben sie Marc Twain die Freundschaft aufgesägt, als er den Deutschen öffentlich gerathen hatte, ihre barbarische Sprache zu ändern, oder zürnen sie Nietzsche, von dem sie viel Schlimmeres hörten? Haben sie Goethe geächtet, weil er sagte, nur in der Kunst, deutsch zu schreiben, sei er bis an die Grenze der Meisterschaft gelangt, und dann fortfuhr: „Und so derderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kraft"? Freilich: Goethe war ein Deutscher; und war Goethe. Aber darf man dem Dänen aus einem Zufallswörtchen ein Verbrechen machen? Alles vergessen, was de,r geistvolle, tapfere, freie Mann gethan hat, um den Widerstand seiner Landsleute gegen die deutsche Literatur zu brechen, für deren gerechte Werthung er nun ein Menschenalter lang mit den Waffen des Künstlers und Denkers kämpft? Darf man das Alles von der Tafel der Erinnerung wischen, weil unser Freund einmal wüthend war und blind um sich hieb? Welcher ernsthafte Deutsche verdammt den Franzosen, der den großen Krieg und den Verlust zweier Provinzen noch nicht verwunden hat? Dürfen wir dem Dänen als unverzeihliches Verbrechen anrechnen, daß er noch an die Annexion von Schleswig-Holstein denkt und die Behandlung mißbilligt, die mancher Landsmann in Nordschleswig erlitt? Soll dieser Däne uns deshalb etwa als ein schlechter Kerl gelten? Ich will gar nicht fragen: Ist Das gerecht? Nur: Ist Das klug? Deutschland, deutsche Kunst und Literatur haben in der Fremde nicht so viel Herolde, daß wir uns leichtsinnig solches Vertheidigers berauben dürfen.

Für mich bleibt Georg Brandes ein bewährter Freund des deutschen Geistes; die Dienste, die er diesem Geist im feindlichen Ausland geleistet hat, sind werthvoller als der bequeme Patriotismus der Leute, die ihn jetzt schelten.

Professor I),'. LudwigGeiger.

Reichsbankpolitik.

Reichsbank ist mit den Tendenzen unserer Großbanken nicht
<MA mehr ganz so zufrieden wie unter dem Präsidium Richards
Koch, dem unbestreitbare Verdienste um das Centralinstitut ein hohes
persönliches. Ansehen verschafft hatten. Der Nachfolger, Geheimrath
Havenstein, begnügte sich nicht mit mäßiger Nachfüllung der Goldbe-
stände; er sorgte für eine erhebliche Stärkung des Metallfundaments
und für eine kräftige Devisenpolitik. Daß trotzdem der Diskont in den
durch ein Wirthschaftgesetz gewiesenen Bahnen blieb, konnte nur für
Kochs Grundsätze sprechen, der ja immer die Meinung vertreten hatte,
daß sich mit Gewalt gegen die Kletterleidenschaft des amtlichen Zins-
fußes nichts ausrichten lasse. Nach und nach änderten sich auch die Be-
ziehungen zwischen dem Centralinstitut und den Banken. Präsident
Havenstein hat die Pflicht der Reichsbank, über den Geldmarkt zu
wachen, dick unterstrichen und die Vertreter der Banken nicht im Zwei-
fel darüber gelassen, daß die Reichsbank nicht für sie allein die mil-
chende Kuh sei. Die Novelle zum Bankgesetz, deren Rest am ersten
Ianuar 1911 in Kraft getreten ist, sollte gegen die durch den wirth-
schaftlichen Aufschwung und die Zunahme des Kredits bewirkten For-
derungen schützen und die Verwehrung des freien Kontingents der
ungedeckten Noten sollte den Bankstatus entlasten. Aber die Ansprüche
an die Reichsbank sind noch höher gestiegen. Wer ist daran schuldig?
Präsident Havenstein sagt: „Die Banken und die Börse". Er warnt vor
der Gewährung großer Kredite, die nur die Spekulation in Werth-
papieren unterstützen. Der Appell an die Banken (Ende September
1910) fand ein freundliches Echo; doch wurde erwähnt, daß man in
das Einreservesystem hineintreibe; die Reichsbank dürfe nicht zur ein-
zigen Stütze des ganzen, schweren Kreditbaues werden. Ende März
1911 trieb der Strom des Geldbedarfes die Ziffern der Bilanz zu Re-
kordhöhen; und in der auf diese Galavorstellung folgenden Sitzung des
Centralausschusses sprach der Präsident, in verschärfter Tonart, von
dem bedenklichen Kontrast zwischen dem Aussehen der Reichsbank-
ziffern und dem Wesen der wirthschaftlichen Konjunktur. Wer von dem
Status auf die Stärke der geschäftlichen Tendenz schließen wollte,
müßte glauben, daß man im Fett schwimme. Schon da war die schäd-
liche Einwirkung der Bankenpolitik auf die Beurtheilung der Wirth-
schaftlage angedeutet. Und den Worten sollte die That folgen.

Vor einigen Wochen erklärte die Reichsbank, daß sie Wechsel der
Firmen, die ihre Buchforderungen diskontirt haben, nur noch gegen
Deckung annehme. Solche Sicherung ist berechtigt; denn ein Debitor,
der sich mit Hilfe seiner Außenstände Geld macht, hat (für den Augen-
blick wenigstens) nicht mehr die volle Verfügungsreiheit, die bei einer
unbedingt sicheren „Wechselpersönlichkeit" voransgesetzt werden muß.
Die Oesterreichisch-Ungarische Bank lehnt die Diskontirung von Wech-
seln mit den erwähnten Kennzeichen ab; und gerade in Oesterreich ist
die Verwerthung der Buchforderungen sehr beliebt. In der Maisitzung

der Reichsbank wurde wieder über die Zunahme der Ansprüche an den Quartalsenden geredet. Die Bardeckung des Notenumlaufes stehe in umgekehrtem Verhältnis zur Stärkung des Goldvorrathes: sie habe sich wesentlich unter den Durchschnitt früherer Iahre gesenkt. Eines Tages könne die Dritteldeckung der Noten (sie müssen zu einem Drittel in barem Geld, Barrengold, Reichskassenscheinen oder Noten anderer Banken, zu zwei Dritteln in Wechseln gedeckt sein) unmöglich werden. Deshalb müsse man dieEntnahmevonUltimogeld erschweren. Einenene Bestimmung schreibt vor, daß im Lombardverkehr ein Zinsenzuschlag für zehn Tage eintritt. Dieses Plus kommt zu den üblichen Zinsen, die, nach der alten Vorschrift, für zehn bis vierzehn Tage berechnet wurden. Beträgt der Lombardsatz 5 Prozent, so erhöht er sich, durch das neue Poenale, auf 10 Prozent. Da die Vertheuerung zunächst nur viermal im Iahr eintreten soll, so ist ihre Wirkung von vorn herein begrenzt; und es bleibt fraglich, ob die Reichsbank durch das Aufstoßen einer so engen Noththür ihrem gepreßten Status Luft schaffen kann. Immerhin ists die zweite Aktion gegen die Banken; denn sie sind die Missethäter, die sich am Lombardkonto der Centralbank versündigt haben. Sie sollen sich auf das Nothwendige beschränken und der Reichsbank nicht Barmittel entziehen, nur, um damit zu „jobbern". Deshalb mußten bisher schon die Zinsen für zehn bis vierzehn Tage bezahlt werden. Was war die Folge? Die Banken zahlten nicht nur die Zinsen für die festgesetzte Minimalfrist, sondern behielten auch das Geld so lange, obwohl sein Zweck mit der Abwickelung der Ultimoverpflichtungen erreicht war. Um sich für die verlangte Mindestleistung schadlos zu halten, suchten sie das Ultimogeld an der Börse nützlich zu verwerthen. Sie liehen es weiter aus; kauften vielleicht Privatdiskonten zum höchsten Satz und verkauften sie, sobald, nach dem Quartalswechsel, der Zinsfuß sich wieder gesenkt hatte. Mit dem Geld, das die Reichsbank schmerzlich vermißte, wurde an der Börse gehandelt. Dieses Treiben soll nun der neue Stacheldraht hindern: auf daß nicht wieder der Glaube an eine Geldfülle entstehe, die in der Wirklichkeit nicht existirt.
Von einem Nothstand der Reichsbank darf man im Ernst nicht reden. Sie will der Grenze ihrer Notendeckung so fern wie möglich bleiben. Selbst wenn der tiefste Pegelstand je erreicht würde, bliebe die Qualität der deutschen Währung unberührt. Die Reichsbank könnte ihren Metallvorrath für eine Weile so ergänzen, daß die Ausgabe von Noten nicht schwierig wäre. Fremde Notenbanken, zunächst die nah benachbarte Oesterreichisch-Ungarische Bank, könnten aushelfen; und nach wenigen Tagen wäre die Verlegenheit überstanden. Doch der kluge Mann baut vor. Ein innerer Widerspruch bleibt freilich. Die Lombarddarlehen kommen als Unterlagen für die Banknoten nicht in Frage. Die Reichsbank betreibt dieses Geschäft, um den Trägern unserer Wirthschaft die Möglichkeit kurzfristiger Geldbeschaffung zu bieten. Die Termine beim Wechseldiskontgeschäft sind länger und erfordern deshalb größere Aufwendungen. Der Lombardverkehr ist also ein Appendix, den die Reichsbank nicht allzu groß werden lassen will. Die

Hsute Ssnizus weiß, daß sie an der Vertheuerung des Reportgeldes nicht schwer zu tragen haben wird. Was sie zu den vier Quartalterminen braucht, kann sie sich durch Begebung von Tratten beschaffen; und den gesteigerten Lombardsatz bei der Kundschaft ausnützen. Die Furcht, daß nur der Mittelstand getroffen werde, soll im Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft zum Ausdruck gekommen sein. Daß die Reichsbank Unrecht habe, konnte man natürlich nicht behaupten. Die Warnung vor allzu hohen Engagements im Kontokorrent und in der Effektenspekulation muß gelten. Aber anch die größere Regsamkeit im Handel, Gewerbe und in der Industrie ist nicht zu leugnen. Beileibe noch keine Hochkonjunktur (anderswo hatte mans anders gehört); nur erste Ansätze neuer Betriebsamkeit. Und die verlangen ihr Recht; der Waarenhandel dürfe nicht beeinträchtigt werden (die Reichsbank hat darauf Rücksicht genommen und Lombarddarlehen, die nicht über 30000 Mark hinausreichen, von der Mehrbelastung mit Zinsen befreit) und mit ihm seien die Existenzbedingungen der Privatbankiers besonderem Schutz empfohlen. Denen aber drohe Gefahr, Der Mittelbankier hat sich mit der Verpfändung von Werthpapieren bei der Reichsbank beholfen, wenn die dringenden Forderungen des Quartals befriedigt werden mußten. Das Geld bezog er zum Lombardsatz, und wenn er richtig disponirt hatte, konnte er die Zinsenfrist auf das Minimum begrenzen. Nach der verschärften Vorschrift muß er wesentlich höhere Zinsen zahlen oder zusehen, daß er sich eine andere Geldquelle schaffe. Da bleibt ihm nur die Großbank; die dem Kunden natürlich auch nichts schenken wird. Auch die Großen scheinen zu einer Zuschlagsforderung entschlossen. Hat ein Bankier bei einer Bank am Vierteljahrsultim« ein Debetsaldo, so soll ihm hinfüro ein erhöhter Zinsfuß berechnet werden. Wenn die Banken aber Wechsel rediskontiren, so halten sie das Geld noch länger der Reichsbank fern als beim Lombardiren. Die Laufzeit des Wechsels reicht über die Frist des Lombarddarlehens hinaus. Die Institute können also, noch mehr als zuvor, mit dem Geld der Centralbank Zwischengeschäfte machen. Sie kommen dabei doppelt auf ihre Kosten (denn der Provinzkunde muß ihnen den Zuschlag entrichten) und die Situation des Geldmarktes wird nicht klarer, als sie unter dem alten Schlendrian war. Und daß die „Effektenspekulation" den Muth verlieren werde, weil sie viermal im Iahr ein etwas erhöhtes Reportgeld zahlen muß: dieser Aberglaube ist nicht ernst zu nehmen. Der erhöhte Lombardzinsfuß wird Keinem das Leben verleiden und die Grundlinien der wirthschaftlichenBethätigung werden kaumvon der alten Richtung abbiegen. Der Geschäftsmann soll alle möglichen Geschäfte machen und sich vor unmöglichen hüten. Nur denken über die Unmöglichkeit verschiedene Menschen verschieden. Daß ein Reichsbankleiter zu weiser Mäßigung mahnt, ist begreiflich. Doch er darf nicht erwarten, eine so gewaltige Naturkraft. wie es der Trieb zur restlosen Kapitalisirung aller erreichbaren Chancen ist, durch die Stärke eines begrenzten Willens hienieden je überwinden zu können. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S, m. b, h, in Berlik

Iulifloren.

Reichsüberschuß.

ie erste Juliwoche hat den Deutschen eine Freude beschert: dieAnkündung,daß die Reichsbilanz mit einem Ueberschuß von ungefähr hundertzwanzig Millionen Mark abschließt. Wer sich erinnert, wie laut drei Kanzler sammt ihren Schatzsekretären das Elend der Reichsfinanzen bestöhnten und wie oft Miquel vor unthätiger Duldung der Reichsarmuth warnte, Der muß froh sein, daß wir diesen Jammer fürsErstenunhinteruns haben. „Ohne Gesundung der Reichsfinanzen ist kein Fortschritt in den Kulturaufgaben, keine EntWickelung der sozialen Fürsorge mög-lich, entbehrt die Erhaltung und Stärkung unserer Wehrmacht zu Land wie zu Wasser der nothwendigen Unterlage": Das hat FürstBülow in der selbenRede gesagt, die beklagte, daß in einem Jahrzehnt die Reichsschuld um einundsechzig Prozent gestiegen sei, und zwei noch heute beachtenswerthe Sätze enthält. Der erste lautet: „Jede Steuer, soll sie einigermaßen ergiebig sein, muß auch die Genuß mittel der Allgemeinheit treffen; sie sind die zweck-mäßigstenObjekte derBesteuerung" .Der zweite: „ Weil die Reichs-erbschaftsteuerindasSteuergebiet der einzelnen Staaten eingreift und weil sie das mobileKavital viel roenigerscharfalsdasimmo-bile trifft, deshalb hatdaspreußischeStaatsministerium,deshalb habe ich mich selbst sehr schwer entschließen können, der Erbschaft-steuer zuzustimmen". Damals handelte sichs noch um eine Erb-schaftsteuer, die den nächsten Verwandten, Witwen und Waisen,

die schwersten Opfer ersparte. Heute aber hören wir kaum einen
Iubelton;weil dieReichstagsmehrheit die19O9geforderteNach-
laßsteuer abgelehnt hat und die verärgerte Minderheit jetzt nicht
gestehen will, daß trotzdem der Reichshaushalt in Ordnung ge-
kommen ist. Wirds nicht Zeit, das Klagelied über das Kreuz
der Reichsfinanzreform zu enden? Sie hat sich, mit all ihren
Mängeln, leidlich bewährt. Ganze Industrien, hieß es, werden
unter der Last der neuen Steuern verdorren, große, blühende
Geschäftszweige schnell abwelken und die Reichsbedürfnisse den-
noch unbefriedigt bleiben. Keine dieserUnheilsprophetien ist von
der gemeinen Wirklichkeit der Dinge bestätigt worden. Wäre die
strategische Stellung der Nationalliberalen Partei nicht besser,
wenn sie, statt wüthend und schimpfend wegzulaufen, an der Re-
form mitgearbeitet und für den Tag vorgesorgt hätte, wo sie, als
diepolitische OrganisationderIndustrieherren, die moderner Ent-
wickelung anpaßbaren Theile der Nachbarschaft aufsaugen und
die Konservative Partei deutscher Zukunft werden kann? Dann
wäre das Centrum nicht vor die Wahl gestellt worden, in macht-
loser Einsamkeit zu frieren oder sich der preußischenLandbesitzer-
fraktion zu verbünden, die diese (auch ihr, nach dem Abfall der
Nationalliberalen, unvermeidliche) Genossenschaft mit ernster
Gefahr bedroht. Dann wäre jetzt schon die Möglichkeit sichtbar,
die zwei starken Parteien zu bilden, die einander kontroliren und
in der Herrschaft ablösen müssen, wenn Deutschland aus den Kin-
derjahren derBeamtenregirung endlich herauswachsen, injedem
Deutschen das Bewußtsein entstehen soll, daß die i e8 publica seine
Sache, das Reich der Bundesfürsten sein Land geworden ist. Vor-
bei. Erst die Zeit der Noth wird, die Hygiene des Unglücks, un-
sere Fraktionen erkennen lehren, was sie verfehlt und verzaudert
haben. Mit der Schmähung der Reichsfinanzreform ist kein Ge-
schäft mehrzu machen. Als unvollkommen ist sie, als unzulänglich
zu erweisen; nicht als schädliches Stümperwerk. DieAnähnelung
der deutschen Steuersysteme und die Sicherung einträglicher Ver-
theilungmonopole: da ist das nächsteZieldeutscherReichsfinanz-
politik. Einstweilen ist die ärgste Plage überstanden. Und Herr
Mermuth, der die Ressorts wieder sparen und. vor der Ausgabe
die Deckung bedenken lehrte, hat sich mit kräftiger, stiller Arbeit-
leistung den Dank seiner Landsleute redlich verdient.

Schwarzund Zeppelin.
Am zehnten Juni erwähnte ich hier die Behauptung, Graf
Zeppelin habe für sein System Wesentliches von dem Oesterreicher
David Schwarz, dem ersten Erbauer eines Aluminiümluftschiffes,
übernommen; sagte, daß ich nicht wisse, ob die behauptete That-
sache wahr sei, und faßte meine Meinung in den Satz: „Graf
Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr
geleistet als vor ihm ein Anderer." Herr Colsman, Direktor des
Luftschiffbaues Zeppelin, erklärte: „Die Geschichte ist unwahr/
Und schien den Glauben schaffen zu wollen, sie sei von mir er-
funden worden. „Lediglich einige Konstruktiontheile am Gerippe
waren bei dem ersten Z-Schiff die selben wie bei dem des David
Schwarz, da die Einzeltheile beider Schiffe inderFabrikvonKarl
Berg in Lüdenscheid hergestellt wurden." (Berg war der Schwie-
gervater des Herrn Colsman.) „Schon beim zweiten Schiff war
nichts, was irgendwie mit dem Luftschiff Schwarzs gemein ge-
wesen wäre."(Auch nicht die Aluminiumhülle?) AlsichdieseAn-
gaben hier veröffentlicht und den ärgerlichen Direktor daran er-
innert hatte, daß die Behauptung derUebernahme in vielenAuf-
sätzen und Büchern zu finden fei, glaubte GrafZeppelin, „dieses
wiederholte Betonen sei dazu angethan, die Zweifel an der Selb-
ständigkeit seiner Erfindung wach zu erhalten", und schrieb mir:
Um diese Zweifel ein- für allemal aus der Welt zu schaf-
fen, darf ich Euer Hochwohlgeboren ersuchen, die nachstehende
Aufklärung in den Spalten des nächsterscheinenden Heftes
der „Zukunft" zu veröffentlichen:
Die Unrichtigkeit der verbreitet enMeinung, daß ich wich-
tige Theile meines Luftschiffsystems von dem Oesterreicher
Schwarz übernommen hätte, erweist sich aus der Thatsache,
daß ich bereits im Iahr wo bei uns wenigstens noch
Niemand Etwas von einem schwarzischen Luftschiff wußte,
die ins Einzelne ausgearbeiteten Entwürfe, nach welchen
später im Wesentlichen meine Luftschiffe ausgeführt wurden,
einer von Seiner Majestät dem Kaiser Allerhöchst befohlenen
Prüfungskommission vorgelegt habe. Es ist demnach ausge-
schlossen, daß ich von Schwarz Anregungen für den Bau mei-
ner Luftschiffe bekommen haben könnte.
In Erwartung, daß Euer Hochwohlgeboren meinem Er-
suchen gern entsprechen werden, verbleibe ich hochachtungvoll
Dr. Graf Zeppelin.

Den Wunsch Seiner Excellenz habe ich um so lieber erfüllt,
als er ja zeigt, daß die vonmir erwähnte Meinung wirklich „ver-
breitet" ist. Daß sie entstehen mußte, wird Jeder begreifen, der
Bilder des erstenAluminiumluftschisfes, des fliegenden und des
aus derHöhe gestürzten, denen derZ- Schiffe vergleicht: die äußere
Aehnlichkeit ist unbestreitbar. David Schwarz war Holzhändler
gewesen, hatte, in Gemeinschaft mitWilhelmWerhahn, Faßdau-
ben fabrizirt und, als ein technisch ungemeinbegabterMann, die
Pläne zu Sägewerken und anderen Betriebseinrichtungen selbst
entworfen. Aus dieser Thätigkeit riß ihn die Hoffnung.ein lenk-
bares Luftschiff aus starrem Stoff bauen zu können. Nur dieser
Hoffnung hat er seitdem gelebt. Er studirte alle ihm zugänglichen
Aluminiumfabriken, verpflichtete sich einer als Arbeiter, machte
heimlich Haltbarkeitproben und legte im Jahr 1890 seine Erfin-
dung dem österreichischen Kriegsminister zur Prüfung vor. Der
fand die Pläne brauchbar, rieth aber, da die Regirung für solche
Zwecke kein Geld habe, Privatmittel für den Bau aufzubringen.
Schwarz ging nach Petersburg, gewann mit seinen Plänen den
Beifall der Militärverwaltung, in deren Dienst er, als Ingenieur,
trat, und baute, mit dem von Karl Berg gelieferten Aluminium,
sein erstes Luftschiff, das 1892 fertig war, doch nicht mit Gas ge-
füllt werden konnte, weil die russischen Offiziere, nach alter Ge-
wöhnung, für ihre Tasche gesorgt und alles ihnen Ueberlassene
aus billigstem Zeug hergestellt hatten. In Berlin war dem Oester-
reicher das Glück holder als dem schwäbischen Grafen. Die zur
Prüfung berufene Kommission fand Schwarzens Plan, aus Alu-
minium ein achtzig Meter langes, zwölf Meter breites Luftschiff
zu bauen, ausführbar und die Militärbehörde wollte sich verpflich-
ten, für das erste Luftschiff, „nach Einhaltung der versprochenen
Leistung",denHerrenSchwarzundBergdreihunderttausendMark
zu zahlen. Die Konstruktion wurde im Jahr 1896 beendet. Am
dreizehnten Januar 1897 rief die telegraphische Meldung, das
Gas zur Füllung sei bereit, den Erfinder aus Wien nach Berlin
zurück. In fröhlicher Stimmung ging, nach dem Empfang der
ersehnten Depesche, Schwarz zur Mahlzeit; kam aber nicht bis
an dieses nahe Ziel. Ein Herzschlag hat ihn auf der Straße ge-
tötet. Die Freude, selbst den ersten Aufstieg seines Schiffes
zu leiten, ward dem genialen Mann versagt. Seine Witwe, Frau

Melanie Schwarz, die mitdrei unversorgtenKindern zurückblieb,
hat tapfer für das Lebenswerk des Gatten gekämpft. Ihr wurde,
auf Befehl des Kaisers, die Vorarbeit und Demonstration im Luft-
schifferpark anvertraut. Zwei Freunde Schwarzens gaben das nö-
thige Geld und am dritten November 1897 konnte das Luftschiff
aufsteigen. Dreihundert Meter hoch stieg es, fuhr, gegen den Wind,
um das Tempelhofer Feld, sank dann allzu raschundwurdebeider
Landung zerstört. Da Offizieren die Führung nicht erlaubt worden
war, hatte Frau Schwarz sie einem jungen.noch von ihrem Mann
angestellten Maschinisten überlassen. Der sagte, weil der Treibrie-
men des Motors von der Welle abgeglitten sei, habe er das Ven-
til geöffnet und das Gas ausströmen lassen. Die von Schwarz er-
sonnenen Landungbehelfe wurden nicht angewandt und die Aus-
sage des Schiffsführers, der allein aufgestiegen war, ließ sich nicht
nachprüfen. Diese Demonstration hatte keine Beweiskraft. Was
wäre aus anderen Luftschiffen geworden, wenn man sie beim er-
stenAufstieg nurmit einem als Maschinenschlosser ausgebildeten
Unteroffizier bemannt hätte? In der leipziger Illustrirten Zeitung
vom achtzehnten November 1897 war zu lesen: „Man darf nach
den Beboachtungenbeim Probeaufstieg, dessen schließliches Miß-
lingen nicht dem Prinzip der Konstruktion zugeschrieben werden
kann, wohl annehmen, wie es auch von den Sachverständigen ge-
schieht, daß Schwarzens Modell thatsächlich ein lenkbares Luft-
schiff darstellt, mit dem man bei nicht allzu ungünstigem Wetter
nach allen Himmelsrichtungen fahren und strategische Zwecke, für
die es auch nur gedacht ist, erfüllen könnte." Graf Zeppelin hatte
auf dem Tempelhofer Felde den Aufstieg gesehen. Sein Patent
vom einunddreißigsten August 1895 spricht weder von Aluminium
noch von einer Verbindung der beiden Gondeln (die, genau vier
Monate danach, einem Amerikaner patentirt wurde). Er hat erst
nach Schwarzens Tod ein Luftschiff gebaut; vorher nur Pläne
entworfen. Er hat dann das Aluminium, wie Schwarz, von Karl
Berg aus Lüdenscheid, die Propeller, wie Schwarz, von Georg
Kiefer aus Feuerbach bezogen (ein Modell des für Schwgrzens
Luftschiff gelieferten Propellers ist im münchener Deutschen Mu-
seum zu sehen). GrafZeppelin und Kommerzienrath Berg haben
Frau Schwarz nach Stuttgart gerufen und mit ihr verhandelt.
Am zehnten Februar 1898 wurden zwei Verträge geschlossen.

I. Die fämmtlichen zwischen den Erben des David Schwarz aus
Agram und Herrn Kommerzienrath Karl Berg in Lüdenscheid bestehenden Vertragsverhältnisse werden, unter Aufhebung aller durch sie begründeten gegenseitigen Rechte und Pflichten, mit folgender Maßgabe aufgelöst: 1. Herr Berg ist bezüglich der Erbauung von Luftschiffen, der Verwerthung der auf diesem Gebiet gemachten, ihm mit den schwarzischen Erben gemeinschaftlich gehörigen patentirten und nicht patentirten Erfindungen, Vergebung von Licenzen etc. innerhalb des Deutschen Reiches durchaus frei und in kerner Richtung mehr an die Zustimmung der schwarzischen Erben gebunden. Innerhalb aller anderen Ländergebiete jedoch ist Herr Berg ohne Zustimmung der schwarzischen Erben nicht berechtigt, ein Unternehmen zur Erbauung von Luftschiffen oder zur Verwerthung von Erfindungen auf diesem Gebiet zu gründen, sich an einem solchen zu betheiligen oder einem solchen irgendwelche Dienste zu leisten. 2. Herr Berg verpflichtet sich, wegen Erbauung von Luftschiffen und Verwerthung der auf dieses Gebiet bezüglichen Erfindungen sich mit der in Gründung begriffenen „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" in Stuttgart alsbald in Verbindung zu setzen. Für den Fall, daß diese Verbindung zu Stande kommt und die genannte Aktiengesellschaft rechtzeitig errichtet werden sollte, verpflichtet sich Herr Be.rg, dafür zu sorgen, daß die genannte Aktiengesellschaft die Verbindlichkeit übernimmt, an die Erben des David Schwarz von den ersten dreißig zum Verkauf gelangenden Luftschiffen eine Abgabe von je zehntausend Mark zu bezahlen. 3. Sollte die geplante Verbindung zwischen Herrn Berg und der „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" sich zerschlagen, so ist Herr Berg verpflichtet, auf die Dauer der nächsten zwölf Iahre jeden Gewinn, den er durch die Erbauung von Luftschiffen, Betheiligung an solchen Unternehmungen und sonstige Verwerthung der auf das Gebiet der Luftschiffahrt bezüglichen Erfindungen erzielen sollte, mitden schwarzischen Erben zu theilen.
II. Zwischen den Erben des David Schwarz aus Agram und den Herren Excellenz Graf von Zeppelin, Generallieutenant a.D., und Kommerzienrath Kuhn wird hierdurch, unter der Voraussetzung, daß a) der zwischen Herrn Karl Berg und den schwarzischen Erben projektirte Vertrag rechtsgiltig zu Stande kommt und b) Herr Berg innerhalb der Frist von vier Wochen vom Tag des rechtskräftigen Abschlusses des vorgenannten Vertrages an sich an dem Unternehmen der „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" durch Zeichnung von Aktien betheiligt, folgende Vereinbarung getroffen: Die Herren Graf Zeppelin und Kommerzienrath Kuhn verpflichten sich (jedoch unter Vorbehalt des künftigen Ersatzanspruches an die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt"), an die schwarzischen Erben zu Händen der Frau Schwarz die Summe von neuntausend Mark in drei unverzinslichen Iahresraten a dreitausend Mark (und zwar Herr Graf Zeppelin haftend für sechstaufend, Herr Kommerzienrath Kuhn für dreitausend Mark) zu bezahlen und fernerhin nach Kräften dahin zn wirken, daß die „Gesellschaft zur

Förderung der Luftschiffahrt" alsbald nach deren rechtsgiltiger Konstituirung die Verpflichtung übernimmt, den schwarzischen Erben die weitere Summe von sechstausend Mark indrei gleichen unverzinslichenIahresraten zu bezahlen, unter der Voraussetzung, daß Frau Schwarz bezw. die schwarzischen Erben der genannten Gesellschaft bei Verwerthung der ihnen außerhalb des Deutschen Reiches bezüglich der Erbauung von Luftschiffen und der auf diesem Gebiet gemachten, ihnen gehörigen pa- . tentirten und nicht patentirten Erfindungen zustehenden Rechte das Vorkaufsrecht mit einmonatiger Frist für dessen Ausübung einräumen.
Der zweite Vertrag zeigt die (vom stuttgarter Rechtsanwalt Dr. Steiner beglaubigte) Unterschrift des Grafen Ferdinand Zeppelin. Er war Mitgründer der „Gesellschaft für Luftschiffahrt", die ein Aktienkapital von achthunderttausend Mark hatte und in deren Statut (§ 23) die Verpflichtung erwähnt war, „den Erben des Ingenieurs David Schwarz in drei unverzinslichen Iahresraten fünfzehntaufend Mark und weiterhin, im Fall des gewerbmäßigen Baues von Luftfahrzeugen durch die Aktiengesellschaft, eine Abgabe von je zehntausend Mark für die ersten dreißig zum Verkauf gelangenden Luftschiffe zu bezahlen". Diese vom Grafen Zeppelin und von den Kommerzienräthen Berg und Kuhn übernommenen Verpflichtungen gehen auf die Aktiengesellschaft „als weiterer Gründungaufwand" über. „ Herr Kommerzienrath Berg hat sich, im Zusammenhang mit dieser Vereinbarung, bereit erklärt, der Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt in Stuttgart die ihm hinsichtlich der Erbauung von Luftschiffen gehörigen Erfahrungen und Erfindungen, mögen sie patentirt sein odernicht, ohne besonderen Entgelt zur Verfügung zu stellen." Die dem Kommcrzienrath gehörigen Erfindungen und Erfahrungen waren Schwarzens, der jede gelungene und jede geplante Konstruktion mit Berg besprochen hatte. Am zweiten Iuli 1900 stieg Graf Zeppelin zum ersten Mal auf; sein Luftschiff stürzte in den Bodensee und wurde, arg beschädigt, von Dampfern in die Bergehalle zurückgeschleppt. Zwei Unfälle folgen noch im Oktober. Am fünfzehntenNovember wird die Auflösung der Gesellschaft beschlossen undHerrErnsMhlandzumLiquidatorbestellt.AmneunzehntenFebruar1901 beschließt die Generalversammlung, das Luftschiff für hundertzwanzigtausend Mark dem Grafen Zeppelin zu verkaufen, der demAufsichtrath vorsaß. Am elften Oktober 1902 ist die Liquidation beendet und die Firma erloschen. Frau Schwarz hat neun-

tausend Mark erhalten; die ins Statut derAktiengesellschaft auf-
genommene Verpflichtung, den Erben Davids Schwarz außer-
dem noch sechstausend und von jedem der dreißig ersten verkauften
Luftschiffe zehntausend Mark zu bezahlen, ist nichterfüllt worden.
Die Entschleierung diefes Thatbestandes ergänzt die „Auf-
klärung" des Grafen Zeppelin. Er hat sie auf das Jahr 1894 be-
schränkt und die Meinung zurückgewiesen, „daß er von Schwarz
Anregungen für den Bau seiner Luftschiffebekommenhabenkönn-
te". Seine Energieleistung soll nicht geschmälert noch die Selb-
ständigkeit seiner ersten Pläne bestritten werden. Erweislich und
erwiesen ist aber, daß er erst lange nach Schwarz das Aluminium
als Baumaterial gewählt und Schwarzens„Erfindungen und Er-
fahrungen" durch Vertrag und um den Preis der Verpflichtung,
die Erben des genialen Agramers entschädigen zu lassen, seiner
Gesellschaft gesichert hat. Wie, lieber Leser, denkst Du nun über die
Historiographie des Herrn Colsman, der doch, als Schwieger-
sohn Bergs, die im Jahr 1898 abgeschlossenen Verträge kennen
müßte und sich trotzdem hier mit der immerhin flüchtigen Angabe
begnügte, die Einzeltheile beider Luftschiffe seien in der Fabrik
vonKarlBerg hergestellt worden? Mir hatte er vorgeworfen, ich
suche „der Oeffentlichkeit Sand in die Augen zu streuen"...

Agadir.

Die scherifischenHerrscher, die nach dem Sturz derSanditen,
als Erben römischer, vandalischer, byzantinischer Eroberermacht,
im Maurenland Nordwestafrikas auf den Thron kamen, waren
früh gezwungen, mit Europa Verkehr zu suchen oder zu dulden.
Als Muley el Raschid, der sich die Herrschaft über den von por-
tugiesischer und spanischer Raubsucht zerfetztenMaghreb elAkfa,
das Reich des äußerstenWestens, gesichert hatte, gestorben war,
kam seinBruderMuley Ismail auf denAlidenthron. EinWüthe-
rich.der fünftausendMenschenmit eigener Hand hingerichtet haben
soll; doch auch ein starkes Monarchentalent, dem die Erfüllung
alter Wünsche Mauretaniens gelang. Dreißig Jahre vorherhatte
Muley Zidan gegen Portugal und Spanien die Hilfe der Eng-
länder angerufen, die, seit in London, noch unter Elisabeth, vom
höchsten Hofadel die Handelsgesellschaft der Barbareskenkauf-
leute gegründet war, im marokkanischenWirthschaftverkehr Gelt-

Iulifloren.
ung erlangt hatten. Muley Ismail fühlte sich von Mohammed
selbst zurAusrodung des Christengeistes berufen; er sah auf sein
stattliches Heer, das so manchen Aufstandsversuch rasch nieder-
gezwungen hatte, und dachte, die anglischen feien im Grunde nicht
besser noch nützlicher als die iberischen Männer. Zwar wollte er
eine französische Frau und erbat sie vom Sonnenkönig Louis für
seinen Harem; zwar schickte er an Karl den Zweiten von England
eine Gesandtschaft und gab ihr als vetterliches Geschenk zwei nord-
afrikanische Löwen mit auf den Weg. Doch der bronzirte Schlau-
kopf wollte nur löblichen Eifer zeigen, nicht die fremden Propheten-
feinde in feine Nähe locken; und war deshalb froh, als die Eng-
länder, denen die Kämpfe der Papisten und AntiPapisten den
Sinn für dasWesentliche verwirrten,sich 1683 entschlossen,Tan-
ger, die Tingis der alten Römerprovinz ^wuretania Imgiwna, zu
räumen und die Garnison mit dem Heimathwimpel nordwärts
segeln zu lassen. Warum nicht, da der Sultan so artige Zeichen
treuer Anhänglichkeit gab? Der lachte. Nach den Portugiesen
waren also auch die Engländer abgezogen und nur die Spanier
noch in ihren fünf Presidios geblieben. Indiesen Seeadlernestern
hockten sie zäh; waren aber nicht mehr gefährlich. Fast hundert-
undfünfzig Jahre lang hatte Marokko nun vor Europa Ruhe.
Dann gingen die Franzosen nach Algerien, Abd el Kader, der ent-
laufene Marabut, stand gegen die eindringende Christenschmach
auf, Muley Abd ur Rahman, der seit 1822 den grünen Turban
trug, ward von frommer Volkswuth gezwungen, dem Vorkämpfer
der Prophetenmacht Hilfe zu leisten, seine Truppen wurden am
Isly von Bugeaud geschlagen, die Hafenstädte Tanger und Mo-
gador vom Prinzen Ioinville bombardirt: das scherifische Reich
war ruhmlos besiegt und mußte im Vertrag von Tanger 1844 den
neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebens-
recht zuerkennen wie einst den Türken, mußte drei Jahre danach
sogar Frankreich um Beistand gegen den muslimischenRebellen-
geist bitten, der noch einmal für Abd el Kader den Kampf wagen
wollte. Seitdem wähnte Europa, im Sultanat des Westens sei
dasPrestige der christlichen Großmächte gesichert. Spanien pochte
auf sein historisches Recht und holte sich einstweilen das Gebiet
ven Ceuta zurück. England streckte die Polypenarme nach dem
marokkanischen Handel aus und erzwang schon 1836 einen Han-

delsvertrag. Frankreich schielte über die algerische Grenze und
merkte bald, daß es ruhig erst imBesitzrecht wohnen werde,wenn
das Nachbarreich seinem Wink gehorche. Deutschland lebte noch
nicht. Als der Preußenprinz Adalbert 1856 mit der Korvette
„Danzig" an der Rifküste landen wollte, wurden seine Leute von
den braunen Seeräubern mit Flintenkugeln verjagt. Sieben Tote
und achtzehn Verwundete: damitschloßdererstedeutsche Versuch,
als Freund und Kulturbringer in den Maghreb einzudringen.
Preußendachtenicht anRache. Seinem großen Minister, der
sechsIahre danach die Geschäftsleitung übernahm, war Marokko
die Reibungfläche, die einer klugen deutschen Politik die Möglich-
keit schaffen werde, eine ihr gefährliche Intimität derWestmächte zu
hindern. Nur England.Frankreich undSvanien galten als inMa-
rokko politisch oder wirthschaftlich interessirt.UndindenTuilerien
besann die Tafelrunde den Weg, der zu einem franko-britischen
Vertrag überNordafrikaführenkönnte. „SchonLouisPhilippe",
schrieb Palmerston 1857 an Clarendon, den Staatssekretär im
Auswärtigen Amt, „schon der Bourgeoiskönig trachtete nach der
Eroberung Marokkos und sein Plan liegt heute noch in den Ar-
chiven der französischenRegirung; sobald die Gelegenheit günstig
ist, wird er aus dem Aktendeckel hervorgezogen." Louis Napoleon,
der, als Neffe des Allumfassers, gern von Expansionen träumte,
hatte damals dem englischenGesandtenzwischenBratenundBirne
eine Theilung Nordafrikas vorgeschlagen. Egypten den Briten,
Marokko den Franzosen; damit Sardinien nicht ganz leer aus-
gehe, mag es Tunis haben. Unmöglich, antwortete Palmerston;
und zeigte sich wieder einmal als denMeister des Cant.Das franko-
britische Bündniß ist sehr werthvoll, hat aber nur den Zweck, das
Gleichgewicht zu erhalten, den Schwachen gegen Uebermacht zu
schützen; es beruht auf einem sittlichen Prinzip und darf nicht für
eigennützige Wünsche mißbraucht werden. Gehört Egypten nicht
zum Osmanenreich, dessen Unantastbarkeit wir dem Sultan ver-
bürgt haben? Gegen die moralischen Gesetze derMenschheit darf
keine englische Regirung sich frevelnd erheben. Nachdem das
Löwenmaul so gut gebrüllt hat, fährt es leiser fort: „Nebrigens
wollen wir Egypten gar nicht, wollen nur, daß es türkisch bleibe
und nicht einer Europäermacht zufalle. Wir wollen in Egypten
handeln und wandeln, wehren uns aber gegen dieLast, es zu re-

Iulifloren,
giren. Der Besitz Egyptens könnte uns keine Kompensation für eine französische Eroberung Marokkos bieten.Wir müssen beiden Ländern mit unserem Handelseinfluß zu neuer Blüthe zu helfen versuchen, uns aber vor Kreuzzügen und Erobererkriegen hüten, die uns in denAugen aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden". Ieder Zoll ein Enkel näselnder Puritaner. Echt war in all dem Schwulst nur das Bewußtsein: kein Anderer darf in Marokko herrschen. Zwei Iahre danach schrieb der Premier an LordIohnRussell,ClarendonsNachfolger:„EinfranzösischerMinister hatneulich gesagt, Frankreich könne sich in Algerien erst sicher fühlen, wenn es an der atlantischen Küste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen den algerischen Besitzstand schützen? Offenbar nur gegen England. Frankreich sucht die Möglichkeit, uns die Einfahrt ins Mittelländische Meer zu sperren. Die spanische Regirung soll darum jetzt einen Streit mit Marokko provoziren". Der Streit stellte sich pünktlich ein; und Spanien mußte sich, auf Englands Drängen, feierlich verpflichten, keinen Küstenpunkt zu besetzen, von dem aus es die Schiffahrt jemals gefährden könne; nur unter dieser Bedingung blieb Großbritanien neutral. Ueber das Mittelmeer durfte keine fremde Macht verfügen; deshalb hatte schonNelson gesagt, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden.hatte viel späterDrummondHay, Englands Vertreter am scherifischen Hof, nach London geschrieben: „WennFrankreich die Meerenge beherrschte, den Kanal, der unseren Handel nach Indien, in die ganze Welt des Ostens trägt, wäre der Zustand noch schlimmer für uns als ein durch die französische Herrschaft über den Aermelkanal bewirkter. Ich habe hier die Küstenwache und feure einenAlarmschuß ab, sobald eine Bewegung mirverräth, daß Frankreich diesemZiel näherzu kommen sucht. Wir müssen stets an das Wort Nelsons denken: Flottenerfolge sind an den Südküsten Europas für uns nur möglich, wenn wir in Tanger sitzen oder wenigstens auf die Freundschaft des Sultans von Marokko zählen können." Alle britischen Minister dachten daran. Vor und nach der madrider Konferenz (1880) ist England drum für die Erhaltung des status quo eingetreten; gegen Spanien, gegen Frankreich und schließlich auch gegenDeutschland. Bismarcksah inMarokkodenZankapfel.der die nächsteBalgerei derGroßmächte herbeiführen könne,und hütete sich,ihn an-

zurühren; regte sich auch nicht auf, als 1886 der von England, Frankreich undDeutschland vorgeschlagenetzandelsvertrag inFez abgelehnt wurde. Kaum war er fortgeschickt: da hatte der deutsche Gesandte beim Sultan ein Handelsabkommen durchgesetzt.Wuthgebrüll des britischen Leun. Solche Verschiebung des Gleichgewichtes darfnichtgeduldetwerden.Dochvergebens schrieb Salisbury zornige Noten und mahnte an Alles, was England für die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit des scherifischen Reiches gethan habe. Vergebens nahm der Vertreter britischer Majestät sieben Offiziere nach Fez mit; alle Sieben konnten, trotzdem der schottische Kaid Maclean, der die Escorte führte, emsig nachhalf, keinen Sieg erstreiten. Im Mai 1890 hatten die Verhandlungen begonnen; im August 1892 mußte Salisbury dem Parlament bekennen, daß nichts erreicht worden sei. Und wer hatte Britaniens Schlappe verschuldet? Frankreich zum größten, Deutschland zum kleineren Theil. Erst als Abd ul Aziz den Thron bestiegen hatte, kam England wieder in die Sonne. Ein sicherer, in Windsor bekränzter und bebänderterMannwurdeGeneralissimus und Maclean Kommandeur der scherifischen Reiterei. Das Feld schien frei; und wenn die Franzosen bei Faschoda nicht nachgegeben hätten, wäre von Marokko aus die Rebellenfahne nach Algerien getragen, die marokkanische Küste von England als Flottenstützpunkt gegen die algerischen Häfen benutzt worden. Aber Delcasse, der mit Deutschland gegen England gehen wollte, fand in Berlin kein Gehör, Marchand zog ab und Kitchener brauchte 1898 noch nicht auf Weiße schießen zu lassen. Das geschah erst im Burenkrieg, der den Bretonengrimm gegen England zur Flackergluth anfachte. Die alte Königin wurde in allen Witzblättern beschimpft, Albion in allen beuZIants verhöhnt, HerrLeyds auf den Boulevards umjubelt, Paul Krüger fast wie Batjushka aus Petersburg gefeiert, die Weltausstellung von den Briten boykottirt. Ingrimmig, wie in den Tagen des Mädchens von Orleans, blickten die einst so zärtlich gesellten Völker über denKanal. Bis insIahr 1903. Am achten April 1994 wurde dann heimlich der Vertrag unterzeichnet, der Egypten den Briten, den Franzosen Marokko gab. Also an das Ziel führte, das Louis Napoleon dem Lord Cowley gezeigt hatte. Am letzten Märztag des Jahres 1905 war im Hafen von Tanger die deutscheMarineflagge zu sehen. Das stattliche Schiff, das

Iulifloren.
sie trug, wurde anders empfangen als ein Halbjahrhundert zu-
vor die kleine Preußenkorvette. Nie hatte ein Auge Tandscha, die
schmutzige Schöne, in solchem Glänze erschaut. Die Straßen ge-
reinigt, die Berbernhäuser entkrustet, die Balkone mit Sammetund
Seide roth und grün ausgeputzt. Neben der rothen Flagge und
dem Wappen Marokkos, dem Silberschild mit dem rothenLöwen
und dem Halbmond im grünen Feld, die deutschen Farben; auf
das Weiß mühsam von ungeübter Hand manchmal das Wort
„Willkommen!" gepinselt. Freude, gespannte Erwartung in allen
Mienen. Ieder hatte sichs was kosten lassen; Mancher mehr, als
er nach seinem Vermögen durfte. Das war man dem großenTag
schuldig. Zum ersten Mal betritt ein Kaiser die Trümmerstätte des
alten Mauretanien. Der Freund des Sultans im Osten kommt,
den Sultan des Westens zu grüßen; der Schützer des Großherrn
der Levante reicht dem Gebieter im Maghreb el Aksa die Hand.
Früh schon ists auf der Lände, dem vkark der internationalen See-
männersprache, lebendig. Mit großem Gefolge nahen dieWürden-
träger des Sultanates, in Gala die Vertreter der fremden Mächte.
Frankreichs Gesandter, Herr Saint-ReneTaillandier, ist inFez,
Hauptmann Fournie, der Kommandant der Truppen vonTanger,
noch von der Pflicht in der Einzugsstraße zurückgehalten. Im
weißen Burnus, mitmajestätisch lächelndem Bronzegesicht, nimmt
der Pascha von Tanger die Huldigungen des Volkes entgegen
und tritt erst in den Schatten, als ein noch helleres Gestirn das
Ufer bestrahlt. Si Abd el Malek Muley Hassan, der Oheim, den
der Sultan zur Begrüßung des Kaisers aus Fez gesandt hat, ist
erschienen. Schon werden auch die Geschenke des Herrschers und
der Stadt verladen: Berbernhengste, Ochsen, Hammel, Hühner,
Gemüse, Eier, Früchte und Blumen. Und endlich, gegen Neun,
läßt das von der Sehnsucht erharrte Schiff, das denKaiser trägt,
die Ankerkette niederrasseln. Französische Kreuzer senden ihm den
ersten Flaggengruß und Kanonensalut. Die veralteten Kruppge-
schütze der Küstenbatterien folgen mit heiserem Gedröhn. Nun wird
der Kaiser landen. Noch nicht. Der deutsche Geschäftsträger meldet
sich an Bord bei feinemHerrn. Und am Ufer wird geflüstert: Heute
früh ist ein langes Telegramm aus Berlin gekommen; die Rede,
die der Kanzler gestern im Reichstag gehalten hat und die der
Kaiser erst lesenmuß. Wieder verstreicht eine Stunde. Hindertder

hohe Seegang die Landung? Die Sonne neigt dem Mittag zu
und hüllt sich in graue Schleier. Da künden helle Fanfaren der
marokkanischen Militärkapelle die Ankunft des Kaisers. Jubel-
rufe. Von Terrassen und Dächern herab tönt das schrille Geschrei
weiß vermummter Frauen. Abd el Malek sagt sein Sprüchlein.
Der Kaiser dankt, spricht fünf Minuten zu den Häuptern der deut-
schen Kolonie, grüßt flüchtig die versammelten Diplomaten und
musulmanischen Edlen und besteigt einen Schimmelhengst. Eine
Französin drängt vor und wirft ein Bouquet in den Farben der
Trikolore mit langer Trauerschleife. Der Strauß streift den Pferde-
köpf, das Thier bäumt sich und hastig ordnet sich der Zug. In schar-
femTrab gehts, an dicht besetzten Tribünen vorbei, durchEhren-
pforten, über grellbunte Orientblumen hinweg, bis ans Haus der
Deutschen Gesandtschaft. Hier wird der Oheim des Sultans noch
einmal empfangen, der französische Hauptmann Fournie in ein
huldvolles Gespräch gezogen, einzelnen Diplomaten ein freund-
liches Wort gesagt. Dann im selben Tempo nach der Landung-
brücke zurück, ins Boot, an Bord; und mit ganzer Kraft gen Gibral-
tar. Der Aufenthalt in Tanger hatte nur zwei Stunden gedauert.
Jetzt hat wieder ein deutsches Kriegsschiff einen marokka-
nischen Hafen angelaufen; einen, der als der beste von allen gilt,
dem Verkehr aber verschlossen ist: Agadir; südlich von Mogador,
einem Ladeplatz der Woermann-Linie. Dahin ist das Kanonen-
boot „Panther" geschickt worden, das nach zwei Tagen von dem
Kleinen Kreuzer „Berlin" abgelöst wurde. Grund? Die im Sus
(Südmarokko) interessirten deutschen Firmen hatten um Schutz
gebeten, weil sie fürchteten, die in anderenTheilen desMaghreb
„herrschenden Unruhen" (die noch vor ein paar Tagen von un-
seren Offiziösen stramm geleugnet wurden) könnten auf ihr Ar-
beitfeld übergreifen. Solchen Schutz zu gewähren, ist das Recht,
ist, wenn sie ihn für nothwendig hält, die Pflicht der Kaiserlichen
Regirung. Kein Vertrag dürfte ihn hindern. Spricht die Alge-
sirasakte dagegen? Nicht mit klarenWorten. Das franko-deutsche
Abkommen vom neunten Februar 1909, das die Akte in einem
den Franzosen günstigen Sinn ergänzen und auslegen sollte?
Da steht: „DieKaiserlich Deutsche Regirung hat in Marokko nur
wirthschaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daß Frankreichs
besondere politische Interessen auf diesem Boden die feste Siche-

rung des inneren Friedens und der Ordnung fordern, und ist
entschlossen, die Vertretung dieser Interessen nicht zu hemmen."
Ein derAlgesirasakte blind Vertrauenderkonnte, auf demUmweg
über das Diplomatische Corps, den Generalinspecteur anrufen.
Das nahe Mogador gehört zur französischen Polizeisphäre; eine
derRepublik befreundete Macht hätte von dort eine Schutztruppe
erbeten. Wir dürfen auf solche Freundschaft nicht rechnen. Im
Iuni hatte die Firma Mannesmann behauptet, eine Schaarihrer
Leute sei östlich von Agadir überfallen, eine andere von Franzosen
aus Debdu weggewiesen worden. (Die zweite Angabe wurde von
der französischen Behörde laut bestritten undseitdemnichtwieder-
holt.) Auch derFebruarvertrag (derHerrn von Kiderlen e^n Prä-
sidialgeschenk aus Sevres eintrug) schließt nicht denVersuchaus,
wirthschaftlicheInteressenmitWehrmachtmitteln zu schützen. Den
Marokkanern ist gesagt worden: „Mit dem Erscheinen des deut-
schen Kriegsschiffes in dem Hafen ist keinerlei unfreundliche Ab-
sicht gegen Marokko oder seine Bewohner verbunden." (Auch
nicht gegen die „unruhigen", von deren Anschlägen das Leben
und Eigenthum der Deutschen bedroht wird?) Den Signatar-
mächten derAlgesirasakte: „SobaldRuhe und Ordnung wieder-
gekehrt sind, soll das Kriegsschiff deutzafen verlassen. "Der pari-
fer Regirung: „ Wir hegen die zuversichtlichetzoffnung, daß die Er-
füllung der Schutzpflicht auf das Verhältniß der beiden Nachbar-
reiche nicht ungünstig einwirken wird." Inder ersten Note war
gesagt worden, „zunächst" sei die Entsendung des Kanonenbootes
beschlossen worden. Am ersten Iuliabend.Das Wort „zunächst",
riefen Viele, wird den Franzosen heilsamen Schrecken ins Ge-
bein jagen; kann ja nur bedeuten: Dieses war der erste Streich,
doch der zweite folgt sogleich. Schon am vierten Iuliabend lasen
wirs anders; das auffällige Wort, hieß es, sollte andeuten, daß
ein Kleiner Kreuzer das Kanonenboot ablösen werde. Und in der
felben Stunde: Der Kreuzer war aus Kiel schon nach Marokko
abgedampft, als den überraschten Völkern gemeldet ward, das
Kanonenboot solle vor Agadir bleiben, bis die Ordnung wieder
gesichert sei. Vor Agadir; in friedlichster Ruhe: nur unerwartete
Ereignisse würden die Landung der Mannschaft erzwingen.
Ie weniger über die Aktion, ehe sie sich ausgewirkt hat, ge-
redet wird, um so besser fürs Reichsgeschäft. Wer die Mängel ihrer

Anfänge erkennt, wird schweigen, so lange ers darf. Wer sich der
Rückzüge erinnert, die baldnach dem stolzen MärztagvonTanger
begannen, wird die Jubelhymnen im Busen bewahren. Das vor
acht Tagen hier Gesagte muß wiederholt werden. Wir dürfen
Weder wünschen, daß die willkürlich „Marokko"genannten Gebiete
im Zustand anarchischer Hordenbarbarei bleiben, noch einem uns
verfeindeten, jedem GegnerDeutschlands verbündetenFrankreich
die Ländermafse gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk
rundet und seinem Heer braune Ersatzmannschaftvon kriegerischer
Gewöhnung und tollkühnem Muth liefert. Der Erwerb einer
Kohlenstation trüge Herrn von Kiderlen den lauten Beifall der
Galerie ein; brächte dem Reich aber nur lästige Pflichten und,
ohne ausreichenden Vortheil, die stete Möglichkeit neuer Konflikte
mit den Westmächten. (Bismarck hätte Jeden, der ihm einen
marokkanischen Hafen als Flottenstützpunkt anbot, für einen bös-
artigen Narren gehalten; und das vernünftigste Wort, das Fürst
Bülow je über den Scherifenstreit sprach, war, am fünften April
1906, dieses: „Wir wollten nicht in Marokko selbst festen Fuß
fassen; denn darin hätte eher eine Schwächung als eine Stärkung
unserer Stellung gelegen.") Drei Wünsche müssen das deutsche
Handeln leiten. Erster: daß Marokko rasch civilisirt und dadurch
der Industrie und dem Handel einträglicher werde, als es heute
noch ist. DieserWunsch ist,wie derBlickaufdieSaekulargeschichte
uns zeigte, nur erfüllbar, wenn Araber und Berbern endlich an
die starke Einheit des Europäerwillens glauben lernen. Zweiter
Wunsch: daß die nordafrikanische Reibungfläche zwischen Eng-
land und Frankreich nicht abermals, wie seit 1903 allzu oft, durch
dieFurcht vor deutschem Trachten verkleinertwerde. Dritter: daß
die seit vier Jahrzehnten günstigste Gelegenheit, mit Frankreich
insReine zu kommen, nicht ungenützt bleibe. Sechs Jahre lang
ist das Kabylenrif nun der Drehpunkt unserer diplomatischen
Strategie. t^uZit irrepgiAbile tempus. Wir haben an dem Handel
noch keinen Heller verdient; haben einen münzbaren Ansehens -
hort verloren. Bluffs verblüffen Keinen mehr. Wir wollen nicht
mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spielchen riskiren, son-
dern mit kühnem, unzweideutig ringsum zu kündenden Entschluß
die ganze Habe der Nation an ein großes Unternehmen setzen,
das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Enge entriegelt.

Städtische Wohnungpolitik.
HWVas Invalidenversicherungsgesetz vom Iuni 1889 und die Abänderungsgesetze aus den Iahren 1891 und 1899 haben den Magistraten in Städten über zehntausend Einwohnern und den Landräthen (in kleineren Städten) Verwaltungsgeschäfte auferlegt, die ihnen tiefe und interessante Einblicke in die Lebensverhältnisse der durch dieses Gesetz versicherten Personen gestatten. Noch mehr aber ermöglicht Dies die seit dem ersten Ianuar 1909 in allen Fällen vorgeschriebene mündliche Verhandlung zur Erörterung der Rentenanträge mit den Antragstellern unter Hinzuziehung von Beisitzern (Arbeitgebern und Arbeitnehmern) und des Vertrauensarztes der Versicherunganstalt. Das Material, das hier zusammenkommt, dürfte manche Anregung zu sozialpolitischen Versuchen bieten. Ich will heute nur auf die Verhältnisse Großberlins einen Blick werfen.
Die Großstädte üben bekanntlich eine besondere Anziehungskraft auf die Provinz, auf das platte Land aus. Alljährlich verlassen Tausende und Abertausende ihre oft kleine, aber meist sichere Scholle und wandern in die Großstadt. Der Zuzug Großberlins ist bekannt. Neben den Schaaren ehrlich strebender Menschen findet man hier, wie in jeder Weltstadt, allerlei fragliches Volk. Nicht alle Zuziehenden „machen" aber ihr Glück; die meisten sehen sich, wie die Erfahrung lehrt, bitter enttäuscht; nur wenige gelangen ans Ziel. Und doch nimmt der Zuzug unsicherer Existenzen nicht ab. Der Lockmittel sind zu viele. Der größere Arbeitmarkt, der dem einzelnen Individuum die Möglichkeit besser passender, besser lohnender Beschäftigung verheißt, wird nach wie vor Viele treiben, der Heimath den Rücken zu kehren und „auf gut Glück" nach Berlin zu ziehen. Iugend, die vorwärts strebt, sich versuchen will und das Wenigste zu riskiren hat, dürfte im Vordergrund stehen. Ihr größter Theil deckt den Bedarf an Arbeitkräften. Aber die Vielheit der Beschäftigungmöglichkeiten, die eine Großstadt bietet und jede Kleinstadt versagt, lockt leider auch viele in den Provinzstädten oder gar auf dem Lande lebende ältere Personen herbei, die aus irgendeinem Grund (drohendes Alter, Invalidität oder Aehnliches) eine „leichtere, bequemere Beschäftigung" suchen. Haben diese Personen in der Großstadt gar Kinder oder andere, schon zuvor abgewanderte Verwandte, dann ist der Entschluß bald gefaßt, die Ilebersiedelung in die Großstadt schnell bewirkt. Man staunt, wenn man sieht, wie leichtfertig oft diese Uebersiedelung vorbereitet und ausgeführt wird. Alternde, nur an Landarbeit gewöhnte Menschen kommen in die ihnen ganz unbekannte Großstadt, können sich den veränderten Lebensbedingungen nicht mehr anpassen und fühlen sich bald unglücklicher als jemals in der Heimath. In der ersten Zeit hält diese Bedauernswerthen meist der mitgebrachte Spargroschen oder der Erlös aus der noch in der Heimath verkauften Habe über Wasser. So lange sie den erlernten Beruf auszuüben vermögen, werden sie unter normalen Verhältnissen Arbeit und Verdienst

finden. Das war aber nicht das Ziel, nach dem sie hinstrebten; sie suchten ja, als ältere Leute, eine „leichtere" Beschäftigung, die, nebst den wenigen Spargroschen, ihnen eine bescheidene, aber auskömmliche Existenz sichern sollte. Den selben Wunsch hatten aber auch die zugezogenen ungelernten Arbeiter (jung oder alt) und Alle, die als Theilinvaliden die Großstadt zum Wohnort wählten. Und wirklich hat die Großstadt, seit der Hausbesitz in ihr Handelsobjekt geworden ist, eine neue Beschäftigungmöglichkeit geschaffen, die von Vielen begehrt, aber nur von Wenigen erlangt wird: den Dienst des „Portiers", des „herrschaftlichen", in der Miethkaserne. Wer glaubte sich dazu nicht befähigt? Und doch finden wir heute schon gelernte und ungelernte, organisirte und unorganisirte Portiers. Die Arbeit des herrschaftlichen Portiers in der Miethkaserne will erlernt sein. Wer die Mühe scheut, kann Wirth und Miether nicht für die Dauer befriedigen. Oft ist der Portier zwischen ihnen das einzige Bindeglied. Welche nützliche Arbeit dieses „Bindeglied" leisten kann, ist bekannt. (Mir scheint die Bezeichnung „Portier" übrigens nicht richtig; denn unser Portier ist heute nicht Pförtner und Thürschließer, sondern mehr, ähnlich dem Concierge in Paris und dem „Hausbesorger" in Wien. Diese Bezeichnung klingt zwar weniger schön, trifft aber das Wesen der Sache.) Die alten Zeiten mit dem patriarchalischen Verhältniß zwischen Wirth und Miether sind längst entschwunden. Da Hauseigenthümer und Miethcr heute viel öfter wechseln und der Wirth meist nicht im Haus wohnt, lernen sie einander kaum näher kennen. Der Besitzer hält sich gewöhnlich einen (bei größerem Hausbesitz auch mehrere) Verwalter.

In vielen Fällen aber wird auch der Portier Verwalterdienst zu leisten haben? wenn er dazu tauglich ist. Von dieser Klasse der Portiers spreche ich nicht; sie besteht meist aus kleinen Pensionären oder anderen der äußersten Noth des Lebens entrückten Leuten, die sich manchmal sogar Gehilfen für die gröbere Arbeit halten. Die kleinen Portiers, die für den ganzen Hausbetrieb sorgen müssen, haben viel zu thun; und doch wird ihre Stelle, weil sie eine bestimmte Vorbildung nicht fordert und den Schein der Selbständigkeit läßt, von allen möglichen Leuten umworben. Der Hausbesitzer, der nicht selbst immer wieder Lehrgeld zahlen will, wird nur tüchtige Leute anstellen. Er muß auch auf leidliche Umgangsformen sehen. Die wollen erst recht erlernt sein; und diese Lehrzeit muthet dem kleinen, wirtschaftlich äußerst schwachen Mann, bei dem wohl Schmalhans Küchenmeister ist, schwere Opfer zu. Der Hausbesitzer stellt am Liebsten im Portierwesen erfahrene Leute oder kleine Handwerker an (Schlosser, Klempner, Tischler), die sich im Haus nützlich machen können. Da ists nur natürlich, daß sich die Portiers organisiren, einen förmlichen neuen Berufsstand bilden, sich, weil das Haus als solches Handelsobjekt geworden ist, als Gewerbegehilfen betrachten und eine eigene Krankenkasse verlangen. Der großen Masse der „Ungelernten" aber, deren Arbeit bisher keinerlei Beziehung zu dem Dienst des modernen Portiers hatte, strömen die Haufen der vom Land Eingewanderten zu. In dem Bestreben, über-

haupt nur erst einmal einen Portierposten zu erhalten, von dem aus
es dann wohl schon weitergeht, unterbieten sie jede Konkurrenz der
Ansässigen und des Vertrauensamtes Würdigen.
Und wie wohnen diese Menschen, die von der Großstadt so viel
erwartet hatten! Der durch den hohen Bodenpreis auf größtmögliche
Ausnutzung des Raumes angewiesene Bauherr thut für die Portier-
wohnungen natürlich nur, was er, nach der baupolizeilichen Vorschrift,
unbedingt thun muß. Oft ist solche Wohnung so überfüllt, daß dem
einzelnen Menschen sicher nicht der Mindestluftraum von fünfzehn
Kubikmetern gewährt werden kann. (Für Krankenhäuser werden be-
kanntlich zwanzig bis dreißig, für Kasernements fünfzehn Kubikmeter
gefordert.) Vielleicht hat die Familie sich seit dem Einzug vermehrt;
vielleicht muß der schlecht bezahlte Mann, um halbwegs durchzukom-
men, noch Schlafburschen und Kostgänger aufnehmen; oder ihm sitzen
Verwandte, Kinder und Enkel, im engen Kämmerchen. Fn dem selben
Raum aber muß er mit den Seinen essen, trinken, schlafen, von früh
bis spät das Handwerk verrichten, das ihn kümmerlich nährt, und in
vielen Fällen noch zusehen und riechen, wie ihm und den Seinen das
Essen bereitet wird. Daß da Hygiene und Sittlichkeit leiden müssen, ist
klar. Aus dem baulich jüngsten Theil Großberlins sind kaum glaub-
liche Wohnungverhältnisse der Portiers bekannt geworden. Ein Ehe-
paar mit zwei Kindern im Alter von zwei und acht Iahren bewohnt
einen Raum von dreißig Kubikmetern Luftinhalt, der seine Belichtung
nur durch die in der nach dem Hof führenden Thür angebrachten Schei-
ben erhält. Der Raum dient zum Wohnen, Schlafen und Kochen; zu
lüften ist er nur durch Oeffnen der Thür. Der Mann ist, weil es in sei-
nem Töpfergewerbe schlecht geht, meist ohne Arbeit. Das Ehepaar er-
hält monatlich außer der Wohnung fünfundzwanzig Mark Lohn. Ein
Mann, der früher Straßenbahnbeamter war, haust mit seiner Frau
und einem dreizehnjährigen Sohn in einer fünf Viertelmeter unter
dem Straßenniveau liegenden Wohnung, die aus Stube und Küche
besteht und so naß ist, daß die Möbel von der Wand abgerückt werden
müssen. Der Mann ist schwer lungenkrank und war im letzten Sommer
auf Kosten der Krankenkasse der Großen Berliner Straßenbahn vom
ersten Juli bis zum dritten November in einer Lungenheilstätte. Vom
Wirth erhält er fünfundzwanzig, von der Straßenbahn neunund-
dreißig Mark für den Monat. Eine Portierfrau, die tuberkulös ist,
bewohnt mit zwei Kindern und einer uralten Mutter eine nach dem
Hof gelegene Stube von etwa vierzig Kubikmetern Luftraum und hat
außerdem nur noch eine kleine Küche zur Verfügung. Unzählige Fälle
dieser Art könnte man anführen; nur die schlimmsten vermag die Ge-
sundheitpolizei, bei all ihrer Thatkraft, zu beseitigen.
Wie gefährlich solche Anhäufung von Menschen in engen, dum-
pfen Räumen ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Und sehr oft
sind die Inhaber solcher Stellen obendrein noch, ohne es zu wissen,
tuberkulös oder von anderer Krankheit infizirt: sie suchten ja die Por-
tierstelle meist nur, weil sie, als' Rentenempfänger, nicht mehr im

Stande waren, unter normalen Verhältnissen das einem gesunden Menschen Erreichbare zu verdienen.

Die Rentenfestsetzungtermine lassen uns in die Lebensbedingungen dieser Aermsten hineinblicken. Trauriges Material liefern auch die Fürsorgestellen zur Bekämpfung der Tuberkulose. Zahllose Menschenleben werden gefährdet und die Infizirten sind, wenn ihre Kräfte sinken, auf Almosen angewiesen, da die Spargroschen längst aufgebraucht sind und die Renten, bei dem Stand unserer Lebensmittelpreise, nicht mehr ausreichen. In der Heimath hätte der Mann, der hier verkümmert, vielleicht noch Iahre lang gelebt. Nun hilft er, bis ihn der Tod erlöst, die städtische Armenlast steigern. Bedenkt man, daß im Iahr 1909 244060 Personen nach Großberlin zuzogen, aber nur 24327 einen Lebensunterhalt fanden, also 219733 wieder abwandern mußten, daß ferner die beiden berliner Asyle im Iuli 1909 77753 Obdachlose verpflegten, dann kann nicht laut genug vor leichtsinnigem Zuzug, besonders vor dem älterer Personen, gewarnt werden.

Nur ein ganz kleiner Theil des Wohnungelends wurde hier gezeigt. In Berlin hausen 100000 Menschen in Kellerwohnungen, haben, nach der Statistik vom ersten Dezember 1905, 65825 Personen nur einen Wohnraum (bei einer Bevölkerungziffer von 2004061 also 32,27 Prozent). Die Hälfte der Bewohner aller deutschen Großstädte nennt außer der Küche nur einen einzigen Raum ihr Eigen. Diese Thatfachen fordern gebieterisch, im Interesse der im Elend Lebenden und der Volksgesundheit, eine wirksame Reform. Wir brauchen ein einheitliches Wohnungsgesetz und eine strenge Wohnungaufsicht. Iahre lang haben selbst ernste Sozialpolitiker das soziale Moment des Wohnens kaum beachtet, obwohl es an Wichtigkeit hinter keiner Lohn- und Nahrungsrage zurückbleibt. Mit Genugthuung kann aber konstatirt werden, daß das Verständniß für das Licht- und Luftbedürfniß des Menschen, für eine verständige Wohnunghygiene immer weiter dringt. Mit Recht fordert Eberstadt von einem Wohnungsgesetz: „Die Wohnungaufsicht ist allgemein einzuführen. Die Aufsichtbeamten sollen die Verhältnisse in der Wohnungbenutzung überwachen, wobei die Beamten (gemäß der Praxis in Hessen und Bayern) suchen sollten, im Wege der Belehrung und Bersitzung und nur im Fall des Versagens durch Strafbefehl einzuwirken. Eine solche Wohnungaufsicht liegt insbesondere auch im Interesse des soliden Hausbesitzes." Dieses Interesse des Hausbesitzes ist nicht zu bezweifeln. Hier sei nur auf tz 544 BGB hingewiesen, der dem Miether das Recht giebt, ohne Einhaltung einer Kündigungfrist eine Wohnung zu verlassen, wenn sie eine Gefahr für seine Gesundheit enthält, etwa vorher von einem Tuberkulösen bewohnt und nicht desinfizirt wurde. Ich bin dafür, daß die Desinfektion (nicht nur nach Todesfällen, sondern auch nach dem Auszug infektiös Erkrankter) von den Kommunen angeordnet und bezahlt wird, wie es in Wilmersdorf und in anderen Großstädten geschieht.

Berlin-Wilmersdorf. Stadtrath Max Steinborn.

Philister.*)

Philister hat, wie alle barbarischen Völkerstämme, eine bestimmte und frappante Familienphysiognomie. Bei geringer Intelligenz kann der Ausdruck nur unbedeutend variiren. Wie in Holland jede Stadt ihr ausschließendes Gewerbe treibt, Amsterdam besonders nach Pfeffer riecht, der Haag nach Orangen, Hartem nach Blumenzwiebeln, wie Gouda nur die bekannten holländischen Pfeifen brennt, Schiedam nur den Genever, Delft Töpfe: so scheinen alle Philisterseelen nur durch eineAllerwelt-Seelen-Schablone bepinselt; wahre FabrikseelenI Kennst Du eine, so kennst Du die ganze philistrische Armee: einerlei Montur, gleiches Kommißgut, einander ähnlich wie Kosaken, Kalmucken, Baschkiren und Artischocken. Ihr Anstand ist immer Steifheit; ihre Höflichkeit Kriecherei; ihr Talent Pedanterei. Sie sind offenbar unter den Menschen, was Drehorgel und Leierkasten unter den Instrumenten sind.

Ohne eigentlich häßlich zu sein, erscheint der Philister roh, wenigstens abstoßend; vielleicht süß, gewiß widerlich. Seine Physiognomie ist ein offener Steckbrief für Iedermann, der lesen kann. Röthlichpomeranzene Gesichtsfarbe, kurze Stirn, Augen von gar keiner Farbe, lange, aber breite Nase (Leute mit gestutzter Nase können beim redlichsten Willen nicht Philister sein), breiter Mund, spitze Lippen, lange Backen mit weit hinausgreisenden, scharf markirten Backenknochen. Hier ist die wichtigste Gegend des so anspruchlosen Terrains; sie hat etwas Wildes, Kanibalisches. Die Kinnbacken ziehen sich (ein notwendiges, also untrügliches Erkennungzeichen an einem Vollblutphilister) in Uebereinstimmung mit dem Kinn und der ganzen Unterhälfte des Kopfes tief nach unten; daher denn der Kopf wenig Schädel und ein unbedeutendes Obertheil des Gesichtes hat. Die Haare sind trocken, als ob sie, nach überstanden«r Nässe, der Sonne lange ausgesetzt gewesen wären: sie erinnern an die Federn eines Krammetsvogels, der etwa vierzehn Tage bei Regenwetter in den Dohnen ge-

*) Bruchstücke aus dem Band „Kavalier-Perspektive", dem dritten in der Reihe der von „Lebenskunst" handelnden Bücher, die Herr Heinrich Conrad bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Den aparten, derb anmuthigen Ton des Buches lehrt jedes Bruchstück schätzen. Der Verfasser, Freiherr Eugen von Vaerst, ist, als Sohn eines Offiziers, am zehnten April 1792 in Wesel geboren, in Bayreuth (wo Iean Paul ihm sein Haus öffnete) und im berliner Kadettencorps erzogen worden. Er war Offizier, kämpfte gegen Bonapartes Heer, nahm aber schon 1818 den Abschied, veröffentlichte Sonette und Essays, bereiste Westeuropa, spekulirte an der pariser Börse, wurde in Breslau Redakteur, dann Theaterdirektor und starb, nachdem er noch Bücher über das Pyrenäengebiet und über Gastrosophie geschrieben hatte, im Herbst 1855. Ein wunderlicher Lebenslauf; und ein wunderlich graziöses Buch.

hangen hat; sie haben keine bestimmte Farbe, fallen aber ins Graue. Das Gesicht ist lang (nothwendige Folge von Langeweile), aber dann gewiß aufgedunsen; gewöhnlich ist es dürr. Der Philister gehört auch seinem Aeußeren nach zu den Knorpelthieren, also zu den Amphibien; weshalb man mit Recht von ihm zu sagen pslegt, er sei weder Fisch noch Vogel, weder kalt noch warm.

In Gesellschaften erkennt man den Philister leicht. Er ist ein Kerl in einer steifen und zu hohen Krawatte; sie ist angezwungen, zu fest und also galgenstrickartig umgelegt; die Augen treten hervor, das Gesicht spielt zwischen Gelb und Röthlich. Gr ist sehr ernsthaft, durchaus gesetzt, spricht selten, immer mit Salbung, erzählt auch wohl eine Anekdote, die weder neu noch witzig ist, aber Beides sein soll. Da aber der Witz nicht, wie der Kohl, aufgewärmt am Besten schmeckt, munden Philisteranekdoten nicht. Die ganze Erscheinung des Philisters hat etwas Gezwungenes, weil ihr die richtigen Proportionen fehlen; etwas Steifes, denn sie hat keine Grazie (die nichts Anderes ist als Schön» heit in der Bewegung); sie bewegt sich regelmäßig, aber wie ein Uhrwerk; doch wohl zu merken: eine allzu große Federkraft des Triebwerkes ist in guten Uhren oft die Ursache von Unregelmäßigkeit; diesen Fehler hat keine schlechte Uhr. Oft auch schwebt bei dem Philister, wie bei dem Lilienstengel, ein kleiner Kopf auf langem Körper. Dann sieht er oben aus, als ob ein kleines Kind auf einen Stuhl gestiegen wäre. Er hängt in den Knien; hält sich aber gern gerade, gedehnt, steif. Er hat grobe, oft rothe Hände; die Nägel können aber nicht bebissen sein, denn Das ist das Zeichen von innerer Leidenschaft. Leidenschaften haben Götter, nicht Philister.

Wenn der Adler geht, fühlt man, daß er Flügel hat; geht der Philister, so ist man versucht, zu glauben, daß er ein halbes Dutzend Füße brauche, um seiner Bestimmung zu genügen: dem Kriechen. Er verliert beim Laufen nie einen Schuh, er hebt keine goldenen Aepfel dabei auf; denn er läuft nicht, er übereilt sich nie. Ehrwürdiger Mann, sagte Lessing einst zu einem Philister in Hamburg: Die sich am Leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Der Philister hat sich nie, auch nicht als Kind, die Finger verbrannt; sich nicht als Knabe an allen Ecken braun und blau gestoßen. Löwe und Adler kenneu keine Geduld; aber dem bekannten Müllerthier ist sie sprichwörtlich beigelegt. Christus empfiehlt zwar die Geduld; kannte er aber unser Philistergeschlecht? Und wenn nicht: wäre die Geduld nicht auch ihm dabei ausgegangen? Geduld ist eine große Tugend; aber welcher nüchterne und nichtige Mensch war nicht behutsam, geduldig? Welcher tüchtige nicht feurig, kühn, keck? Geduld gilt dem Philister für höchste Weisheit, ist ihm Universalmedizin gegen jedes Uebel. Iemand wollte sie mir einmal in großer Gefahr einzwingen; ich aber sträubte mich. Zur rechten Zeit erinnerte ich mich an das Schwein des Pyrrho, das im wildesten Sturm auf dem Schiff ruhig und geduldig aus seinem Trog fraß, also Alles hatte, was der Philister Weisheit nennt; und

ich rettete mich durch Ungeduld. In einem Vorpostengefecht schickte
mich ein General zu einer Abtheilung Kavallerie, die sehr geduldig
einer geworfenen feindlichen Infanteriekolonne gegenüberstand; wir
stürzten uns hinein, höchst ungeduldig, aber mit starker Wirkung.
Der Philister kennt kein muthiges Wagen, kein heimliches Wün-
schen, keine reizenden Hindernisse; die Gefahr lockt ihn nicht, er zahlt
nicht langen Schmerz für kurze Freuden, er vergeudet seine Kräfte
nicht, er hält damit Haus, er versucht sie nur in äußerster Noth und
treibt gute Wirthschaft überall; und doch wills ihm nirgends recht
klecken: denn er hat kein Glück und weiß, daß ers nicht hat. Aber er
scheint nicht zu wissen, daß der Anfang des Glückes, der edelsten Lauf-
bahn des Sieges, kühner Much ist; daß die wildesten Füllen die besten
Pferde werden. Wenigstens ist ihm ein feuriges Roß, wenn es einmal
über die Stränge gehauen hat, nichts als eine elende Mähre; jeder
Filialgaul, jedes Post- und Packpferd ist ihm lieber. Daher ist er weder
muthig wie Achill, noch ungeduldig wie Herkules, noch gar übermüthig
wie Alexander. Er kennt nicht den Moment süßer Trunkenheit, weiß
nichts von begeistertem Wahnsinn, von bacchantischer Lust. Seine Ein-
bildungskraft hat keine Flügel: sie ist ein kriechendes Insekt. Ueber-
eilungen haßt er und kann nie in diesen reizenden Fehler verfallen.
Sein Fuß fliegt nicht leicht dahin, wie über Blumen; denn er tritt
„mastig auf wie Elefantenkälber", wobei er allerlei Gewürm zertritt,
am Liebsten Schnecken mit Haus und Hof, daß es nur so knirscht.
Er liebt die Ruhe, geht nicht gern nach Sonnenuntergang aus,
weil er den Schnupfen fürchtet, und schläft nnr im Nothfall außerhalb
des Hauses. Er bedarf keines Bedienten, der ihm den Mantel oouleur
cls imiraills nachträgt; er wartet nicht auf den kommenden Mondschein,
daß er ihn nach Haus geleite; nein: die verliebten Thorheiten haßt er
grimmig; er fühlt, daß er dazu nicht der Mann ist.
Spielt er, so sucht er Geld, nicht Befriedigung der Leidenschaft;
liebt er, so will er nicht Liebe, sondern eine ordentliche Geliebte. Ihm
gilt nur das Glück, das er mit Händen fassen kann; geistige Liebe ist
ihm die Wolke des Ixion. Kämpft er, so sucht er allenfalls den Feind,
gewiß nicht die edle Gefahr. Wäre er ein Roß, so wieherte er nicht fröh-
lich zum Kampf, stampfte nicht den Boden, spottete nicht der Furcht
oder wäre freudig in Kraft; wenn die Trompete riefe, spräche er nicht:
Hui! Röche auch den Streit nicht von fern.*) Er zitterte vielleicht, aber
tobte nicht, scharrte nicht die Erde und flöge nicht dem Feind voreilig
entgegen; nein: lieber fräße er sich satt: Das wärmt den Magen.
Aber der Wahrheit die Ehre: der Philister ist ein durchaus mäßi-
ger Mann. Er ißt wenig und trinkt mit gespitztem Mund, wie er auch
die Philisterin küßt. Er liebt Hausmannskost, ladet auch wohl dazu
ein, wie zu einem Gericht Gerngesehen und zu einer freundlichen Mit-
tagssuppe, wobei er recht guten Tischwein vorsetzt. Nach Tisch geht er,
*) Hiob 39, 19 bis 26.

wie er sich ausdrückt, „die freie Natur genießen"; wobei er sich spreizt. Ißt er in Gasthäusern, so macht er mehr Lärm als gewöhnlich; er schilt den Kellner, ihm ist nichts recht, er läßt den Wirth kommen und vergißt nicht, den Pfropfen springen zu lassen, wenn er Champagner trinken sollte. Er will gern zeigen, daß er Etwas draufgehen läßt; nur muß es nicht zu viel kosten. So bat mich in der Fremde einmal ein Philister, bei einem Restaurateur für uns gemeinschaftlich das Essen zu bestellen, weil er von der fremden Küchenterminologie nichts verstehe. Ich thats. Das von mir Gewählte mundete ihm sehr; anders aber mochte es mit der Rechnung sein. Als wir wieder dort aßen und ich wieder gutmüthig seiner Unwissenheit unter die Arme greifen wollte, meinte er: ich möge aber nicht wieder die theuersten Gerichte aussuchen. Mir war eine solche Narrheit nicht eingefallen; aber freilich ist das Beste in der Regel nicht gerade das Wohlfeilste. Ich ließ ihm daher seine Wahl; und nun aß der Lump nur die wohlfeilsten Speisen, kauderwelsch durcheinander; aber der Gedanke, in einem berühmten Restaurant zu sitzen, war ihm Genugthuung; ich aß aus Spott, aber auch kauderwelsch, das Theuerste. Bei aller Mäßigkeit hat der Philister einen gesunden und heißblütigen Magen; Das ist das einzige Heißblütige an ihm. Iugendträume lernt er nur von Ueberladung des Magens kennen, nach Hochzeiten, Kindtaufen und Totenschmäusen, die er besonders liebt, weil es dabei ohne allen Spaß zugeht: feierlich und ordentlich. Dann drückt ihn nachtsderAlb. ImAllgemeinenträumt ein Philister nicht; träumt er aber, so sind es Zahlen: die setzt er in die Klassenlotterie. Eines Philisters Zahlen aber kommen nie heraus. Denn der Philister ist bestimmt, die Last des Lebens im Schweiße seines Angesichts zu tragen. Nichts sieht er im Voraus kommen: deshalb rund um sich her chinesische Mauern, Unmöglichkeiten, über die er klagt. Ueber nichts weiß er sich hinwegzusetzen, sei es bloßes Vorurtheil oder wirkliches Hinderniß. Er klagt über Ketten, ist aber bestimmt, sie nachzuschleppen: er weiß nicht, daß der Löwe stolz ist, weil er frei ist, und daß der Himmel so gut durch Sturm wirkt wie durch Sonnenschein. Nichts Schweres, sei es körperlicher oder geistiger Art, versucht er, wenn er nicht dazu gezwungen ist, zu heben: er überschätzt seine Kräfte nicht; kennt nur seine Schwäche. Deshalb wird der alternde Philister noch grämlicher und bissiger, wie auch die ältesten Klapperschlangen am Meisten klappern. Das Philisterthum ist durch und durch harte Nuß und schwer aufzubeißen. Alles, was ein Philister hat (und es ist auch materiell selten viel und etwas Ordentliches), ist erworben, erspart, errafft durch Darben. Daher verwechselt er Geld mit Genuß; er weiß, was er will, aber nicht, wozu: Haben ist ihm Genießen. Alles, was er berührt, macht er zu Geld: die Fabel des Midas zur Wahrheit, Die Wuth des Erwerbens ist eine allgemeine Krankheit; der edle Gebrauch davon die seltenste Gabe. Deshalb weiß ein Philister auch nicht zu geben. Von ihm abhängig sein, ist ein entsetzliches Los. Er will nicht kränken, wenn er giebt; aber er kränkt dabei gewiß: er giebt

nicht mit fröhlichem Muth; er kennt wenig zarte Rücksichten, keine
Schonung. Der Empfänger fühlt sich, wenn nicht verletzt, doch be-
schämt; niemals gerührt oder freudig bewegt. So verschönen nur geist-
reiche und liebenswürdige Menschen die Gabe; ein Philister kann geist-
reich sein; liebenswürdig ist er niemals. Aber er verschenkt gern Klei-
nigkeiten und läßt sich gern beschenken, wobei er es so zu wenden weiß,
daß er dabei nicht zu Kurz kommt. Deshalb giebt er auch den Armen
gern, denn er hofft, dadurch das ewige Himmelreich zu erwerben: für
jedes Almosen erwartet er ein himmlisches Landgut. Wenn ihm ein
Bettler ein „Gott vergelte es Ihnen tausendfach" für die Gabe nach-
ruft, so berechnet der Philister, daß ihm, so verzinst, der gespendete
Groschen 33>/s Thaler eintragen muß. Mit einem Wort: er giebt nur
seinetwegen: ein raffinirter Wucher, wofür ihm Niemand Dank schul-
dig ist. Ein Philister tadelt an Diogenes, daß er sich von Seiner Make-
donischen Majestät nicht eine lebenslängliche Pension ausbat; er hat
die vier Spezies und die Regeldetri wohl behalten und ist im Rech-
nungsach gut zu brauchen.
Ein arabisches Sprichwort sagt aber: Dem Großmüthigen istAlles
vergeben; und ein anderes: Geschlossene Hand, enges Herz. Den Sinn
hatten die einfachen Landleute von Bearn geahnt. Denn als sie sich
1173 einen Herrn aus dem Blut ihres letzten Beherrschers suchten und
deshalb Abgeordnete an dessen Schwester, die Zwillinge hatte, sandten,
die sie schlafend fanden, den einen mit geschlossener, den anderen mit
offener Hand, wählten sie den zweiten: Gaston le Bon.
Wenn Geiz und Verschwendung gleich lasterhaft sind, so ist es
ungerecht, daß die Gesetze pro proSigo erklären können, nicht pro sv»ro.
Was Einem Recht, ist dem Anderen billig. Ich sammle Unterschriften
zu einer Petition für solches Gesetz. In der Eingabe laßt uns darauf
hindeuten, daß nicht nur Verschwendung liebenswürdiger als Geiz und
ein Band aller geselligen Tugenden, eine Einladung, das Vergnügen
mitzugenießen, ist; daß der Geiz die Anhäufung nutzlos liegenden Gel-
des fördert; daß diese Anhäufung ein Staatsunglück ist und so un-
natürlich, als ob etwa die Sonne alle ihre Strahlen nur auf eine
Zone richten wolle, um die übrige Erde der Kälte und Erstarrung hin-
zugeben. Glaubt mir: wenn Amalthea einen Philister genährt hätte,
so gäbe es keinen Ueberfluß hienieden; Iupiter aber schenkte ihr, seiner
Amme, das Horn des Ueberflusses: und so kam es auf die Erde.
Ich komme zur Wohnung des Philisters, die durchaus wohlge-
ordnet ist; denn dieser Gute kennt keine höhere Ordnung, die auch Un-
ordnung bis zu einem gewissen Grade zuläßt; er kennt nicht Träume,
worin er sich und die Welt vergißt. Er ist immer zu Haus, am Liebsten
im Großvaterstuhl, die lange baumwollene Schlafmütze über die leben-
dige, weit bis über die Ohren, gezogen, womöglich unter dem Kinn zu-
gebunden; ellenlanges Gähnen ist sein Vergnügen, seine geistige Kurz-
weil. Er hat sich gern in einen großen Schlafrock drei- oder viermal
eingewickelt, in Pantoffeln gesteckt, die aber nicht reizend klappern, wi>-

Philinens, sondern feierlich gemessen hinter ihm drein schlurren. Hierbei bemerke ich beiläufig, daß ein Philister kein Vagabund sein kann, denn ein Vagabund kann nie einen Schlafrock besitzen, der dem Philister, und wäre er noch so arm, unentbehrlich ist.

Ist der Philister ein Stutzer, so trägt er sich gern recht bunt; er sieht geleckt und geschniegelt aus, meist einer Karikatur ähnlich, immer lächerlich. Er wechselt viermal seine Toilette: morgens sieht er aus wie ein Schneider aus Polkwitz, mittags wie ein Schneider aus Lüben, nachmittags scheint er aus Guhrau, abends aus Kieferstädtel; aber immer wie ein Schneider, der seinen Anzug aus diversen Resten zusammenstückte. Seine neusten Kleider fängt er an für gewöhnlich zu tragen, wenn sie gerade anfangen, aus der Mode zu kommen; wie er auch seine Schinken nicht gern ißt, wenn sie, wie er sich ausdrückt, noch zu frisch sind. Die Idee, neue Kleider, frische Schinken zu haben, befriedigt ihn wohlthuend. Er liebt hinlänglichen Vorrath und könnte mit seinen Kleidern eine Invalidencompagnie ausstatten, wie man im Frühling sehen kann; dann hängt die Garderobe, sammt den Motten, am Zaun, sonnt sich und wird geklopft. Im Frühling trägt der Philister Stiefel, im Sommer Schuhe, im Herbst Gamaschen, im Winter Ueberschuhe: nicht, weil es kalt, warm, regnerisch, staubig ist; sondern, weil es seine Gewohnheit so mit sich bringt. Er wechselt seine Wäsche nur an den dazu bestimmten Tagen. Er zieht die Strümpfe (denn Socken trägt er nicht) Nummer 15 unmaßgeblich nur an, wenn er die Nummer abgelegt hat; denn er richtet sich nach der Uhr und nach der Ordnung und hört lieber auf die Stimme der Glocke als auf die des Geistes. Gegen Verkältung trägt er seine wollene Iacke, Leibbinde; heizt früh ein und viel; liebt den Ofen, denn seine Natur ist kalt.

Mit der Liebe für alles Steife und Gemachte hängt der Haß gegen alles Freie und Anmuthige zusammen. Vor dem Erhabenen und Göttlichen im Menschen scheut er sich wie vor jeder höheren Natur. Besonders zuwider sind ihm namentlich Goethe und Shakespeare; er hütet sich aber, Das laut auszusprechen, denn er fürchtet, stets eingedenk seiner geistigen Schwäche, offenen Krieg. In den seltenen Stunden der Seligkeit aber singt er sein Lied mit; am Liebsten bei einem Glas' Punsch auf einem Familienfest. Er reibt dazu die Citronen auf Zucker selbst ab: Das ist seine Lieblingsbeschäftigung und erinnert ihn an seine akademischen Iahre, von denen er gern erzählt, wo er, wie er sich ausdrückt, ein ganz verfluchter Kerl war. So erzählt er reibend und reibt erzählend. Der Geschmack wird von der Citrone und noch mehr vom Reiben etwas stark Beizendes bekommen. Das Getränk soll ihm, selbst mäßig genossen, ein Wenig zu Kopf steigen: Das giebt Muth. Dann wird feierlich angestimmt: „Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute" und zuletzt unfehlbar aus voller Kehle im Chorus geendet mit: „Freude, schöner Götterfunken". Dieser Moment ist gefährlich: von Lust, Punsch, Gesang ist das Haupt schwer; alle seine Bekannten sind um ihn; die Luft ist dick; der Tabaksrauch wirbelt in finsteren Wolken;

Alles spricht durcheinander; Niemand hört den Anderen. Am Ende
des Liedes, beim Leichentuch und der Verzeihung, ist er sehr gerührt:
er weint, er dampft mächtig aus der kurzen Pfeife, er versichert ewiger
Freundschaft und will küssen. Fliehe, fliehe, unschuldvoller Iüngling,
diese Ausbrüche von Zärtlichkeit: meide Philisterküsse; sie sind widrig.
Keinem sei verübelt, wenn er so gekleideter Poesie aus dem Wege
geht; der, Philister begreift, daß sie in müßigen Nebenstunden zu dul-
den ist, die man immer damit unschuldvoll ausfüllen mag. Deshalb
kann er einen Dichter, der ihm sein Hochzeitcarmen macht, wohl leiden;
der Versschmied muß nur sein bürgerliches Gewerbe dabei ordentlich
treiben. So ehrte man auch schon vor Iahrhunderten an einem großen
Hof Deutschlands die Poeten. Ich las eines Prinzengouverneurs Reise-
rechnungen, in denen vermerkt war: einem Kerl, der Seiner König-
lichen Hoheit ein Carmen überreichte, einen Zhaler acht Groschen.
Ueberall predigt der Philister das Nützlichkeitprinzip. Wenn er
seine Gans würgt und stopft, so fühlt er gleich mit der anderen Hand
zwischen die Rippen, ob das Futter auch ordentlich Fett ansetzt und obs
anschlägt: überall sucht er den Nutzen sogleich herauszufingern, wobei
er nach einem gewissen natürlichen Instinkt handelt, nach einer Form
und wieder nach einer Form.
So malt er auch mit Farben und Fingern, dichtet mit Worten,
verehrt seinen Gott in der Kirche, betet gern mit den Lippen, wobei er
die Augen demüthig niederschlägt; aber er ist kein Heuchler, er kann
dabei Etwas denken, nur die Manier muß auch äußerlich das Ab-
machen hausbackener Pflichten bekunden. Er verehrt seinen Gott am
Liebsten in der Kirche, wenigstens in gewissen, durchaus festgesetzten
Stunden: er hat eine gute, historisch zu überliefernde Idee von Gott.
Die Kunst vollends zieht er an wie ein Festkleid und dann verschließt
er sie ins Kunstkabinet; Musik ins Theater, in den Konzertsaal und
die Kirche. So rührt ihn auch die Natur; und er weiß, warum: wegen
des Nutzens. Sie wissen, sagte mir einmal ein Philister, was für ein
entsetzlicher Freund der schönen Natur ich bin; und ich glaube ihm gern.
Er mißt, wägt und zählt überall, muthet seinen Kräften nichts
Ungewöhnliches, Außerordentliches zu und gleicht mehr der Katze, die
um den heißen Brei schleicht, als dem Eber, der sich auf den Spieß
rennt. Weiß er doch nur zu gut, was Menschenhände leisten können.
Goethes Mutter pflegte deshalb sehr schön zu sagen: Ich wollte ja lie-
ber vor der Welt zu Schanden werden, als daß ich mich von Philister-
hand über einen gefährlichen Steig führen ließe; am Ende ist auch gar
nichts gefährlich als nur die Furcht selber.
Ie größer die Noth ist, um so dümmer erscheint er sich daher selbst;
deshalb spricht er auch gern von ungeheurem, von stupidem Schicksal
und Frevel ists ihm, seine Laufbahn zu verlassen. Er vergißt dabei nur,
daß der Mensch von Natur nichts ist und daß er Alles werden kann,
eben durch das Verlassen einer sogenannten Laufbahn. Mit dem Wind
muß man zwar segeln, aber nicht, wohin er treibt: sonst kommt man

nicht in den Hafen, sondern an die Klippe. Die besseren Kräfte schlummern nicht: sie liegen im Todesschlaf und überall umgiebt ihn eine Kluft, über die keine Brücke führt; er ist aber kein Ludwig der Springer. So beugt ihn jede Noth und die Freiheit des wirbelnden Schnees sieht er vom warmen Ofen an.

Er beschwert sich ost darüber, daß er von seinen Nebenmenschen verkannt werde (wodurch er doch offenbar gewinnen müßte); noch öfter appellirt er an ein Ienseits, weil ihm hier nicht immer Alles klar zugehe. Deshalb erwähnt er in jedem Brief wenigstens so oft diese Hoffnung, wie der Brief Seiten enthält. Er tröstet gern, hat immer guten Rath für Andere und ist immer rathlos in eigenen Angelegenheiten.

Der Rathgeber in Tiecks „Phantasus" ist ein Philister von erster Sorte. Von ihm heißt es naiv: Er ist stumpf und bei Iahren und da hat er sich in müßigen Stunden aufs Rathgeben gelegt. Dem Ritter Klaus kommt daher der Philisterrath etwas theuer zu stehen. Der erste Rath, den er befolgt, kostet Land und Leute, der zweite Kopf und Kragen. Die Entschuldigung des Rathgebers ist besser als der Rath: er hatte sichs nicht recht überlegt; das Reden (meint er) dauert ja ohnehin nicht lange.

Ehe ich aber einem Philister Rath ertheilte, lieber predige ich, wie der Heilige Antonius, den Fischen. Ich denke mir, daß ers auch nur that, weil es bei den Menschen nie geholfen hat. Wenn Aristoteles mit der Annahme im Recht ist, daß wir die auf der Erde verlorenen Dinge im Mond wiederfinden: so bin ich der Meinung, daß im Mond viel guter Rath aufgestapelt liegen muß.

Ich sehe dem Philister gern still vergnüglich zu, wenn er, wie die Kinder manchmal mit den Füßchen, moralisch durch Dick und Dünn springt; ich trete nur seitwärts, denn es spritzt tüchtig. Soll ich ihm etwa auseinandersetzen, daß er sich naß und schmutzig macht? Ist mir doch meine Zeit gemessen; und hätte ich die Ewigkeit wie der Herr der Heerschaaren: es bliebe doch vergeblich. Sonst mag es allerdings ein frommes Unternehmen sein, jenem Kind zuzureden, doch aus der Gosse zu gehen; aber versuchs: ich wette, es lacht Dir ins Gesicht und patscht nur desto gewaltiger. Oder ziehe es heraus: es schreit, es schlägt nach Dir; trockne es ab, säubere es mit warmen Servietten: es weint, aber Deine Mühe hilft Dir zu nichts; kaum läßt Du es aus den Händen, so läuft es mit übermüthiger Freude zurück und lacht Dich aus.

Das Wandeln auf selbstgezeichneter Bahn hat dem Philister seit ewiger Zeit für unerhörten Leichtsinn gegolten; nur die ihm von Anderen oder durch Umstände, Konvenienz und Aehnliches bestimmte enge Bahn vermag er zu durchlaufen. Aus seinem Sonnensystem ist der Komet gestrichen. Der ist ihm ein ärgerliches Ding, ein Extravagant; er irritirt ihn: denn er weiß nicht, was er mit ihm anfangen soll. Seine Bahn ist schwer zu berechnen, sein Licht, sein Feuerschweif sind dem Philister verhaßte Dinge, Auch die Fixsterne sind ihm unbequem; er weiß nicht, daß sie ihre Planeten haben können, diese ihre Monde, also ein ganzes Sonnensystem. Aber der Planet, dieser Phi-

lister des Firmaments, ist sein Mann; denn er schreitet unwandelbar
auf ewiger Bahn, ohne Erbarmen, ohne eigene Thätigkeit und Ver-
antwortlichkeit, fort. Da weiß man, woran man sich zu halten hat.
Der Philister engt sich gutmüthig ein und wohnt am Liebsten in
einer kleinen Stadt: in einem solchen Winkel läßt sich leicht glänzen.
Sein höchstes Ziel ist nun die reichste Krämertochter im Nest, die un-
bedingt zugleich die hochmüthigste ist. Geht sein Glück mit ihren
Groschen, so wird er meist ein sanfter Hausvater unter strengem Pan-
toffelregiment. Er gedeiht bei Stallfütterung, wie das Hasengeschlecht
den Ort liebt, wo es geheckt und gehegt wird: er ist ein gutes Hausthier;
trägt sein Hauskreuz mit Geduld und schweift in kühnsten Phantasien
bis zum Bürgermeisterposten im Landstädtchen.
Er hat keine sozialen Eigenschaften, keine Manieren; aber ge-
legentlichen Stolz. Keine Idee von den wichtigsten menschlichen Din-
gen; er weiß nicht, wies draußen in der Welt zugeht; aber er hat Ca-
pricen für allerlei Kleinigkeiten, viel Sonderbares und ist ein Freund
des Barocken.
Ist er gelehrt, so weiß er am Besten Bescheid in der Gegend der
Literatur, wo die Motten anfangen, und verdummt sehr leicht durch
allzu große Gier nach Büchern, wobei er sich an das Seltsamste mit aller
Leidenschaft hängt, deren er fähig ist. Dagegen sind ihm alle neuen Er-
findungen, besonders die ins praktische Leben führen, durchaus unbe-
kannt. Mir, ich gestehe, ist die Erfindung der Dampfschiffe wichtiger
als die gesammte Literatur; sie greift auch mehr ins Leben. Philister
lieben aber keine neuen Erfindungen und Entdeckungen: sie ziehen zu
viele Peränderungen nach sich. Der Philister liebt Unveränderlichkeit.
Gott ist zwar unveränderlich; er allein kann es sein. In jedem anderen
Wesen aber ist Unveränderlichkeit die Unvollkommenheit, die ihn am
Meisten verhindert, vollkommener zu werden. Der Philister hängt zäh
an Dem, was er hat und ist; er liebt den eingewohnten Gedankenkreis;
er hat keine Kruste im Innern; er ist ein reines Petrefakt für die Ewig-
keit: kein Salz, kein Prozeß hilft ihm davon. Er ist wie ein Passat-
wind, der stets nach einer Richtung, an einer Stelle, zwischen den
Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks, weht. Der bewegliche
Denker ist ihm daher verhaßt; je unwissender, je blödsinniger, je aber-
gläubiger er ist: desto mehr ist Iener ihm zuwider. Besonders unerträg-
lich ist ihm das keimende, grüne Genie; die verdorrten, unfruchtbaren
Aeste des Alters halten gern den jungen Wuchs zurück und er, der so
viel Einfluß auf die Entschließungen der Kinder und Thoren hat, wird
leicht erbittert durch Widerstand. Es gehört aber auch ein ausdauern-
der Muth dazu, sich über alle seichten Urtheile hinwegzusetzen. Diese
ewigen Fliegenstiche sind sehr unbequem; sie machen schon den Löwen
in der Fabel rasend; und sie lassen sich gar nicht vermeiden. Dem wil-
den Büffel kann man aus dem Wege gehen, den Fliegen nicht; es giebt
Zeiten, wo sie uns immer wieder zwingen, uns mit ihnen zu beschäf-
tigen, ohne alles andere Resultat als den Aerger. Sin Philister mißt

aber nicht an einem inneren Maßstab, nicht an einem Gefühl des
Rechtes: er hat für Alles sein Urtheil fertig, er hat Regeln und For-
meln, geschnitten und gehauen. Er braucht nicht ein halbes Leben, um
mit sich selbst fertig zu werden, und machts eben so kurz mit Anderen.
Er ergötzt sich an Wiesen und Bächen, Städten und Menschen, aber
nicht am innern Erz, nicht am schaffenden Geist. Ienes erfreut ihn,
wenn es als bare Ausbeute an di,e Oberfläche gebracht wird, wie er
jeden Geist bestaunen würde, wenn er ihn als Hausnachbar hätte.
Ein schönes Kennzeichen eines alten Philisters sind Klagen über
schlechte Zeiten. Wer seine Zeit erkennt, wird sie nicht schlecht nennen;
denn Zeitlichkeit ist unser Los und alle Zeiten bestehen aus Zeit. Wer
eine nicht anerkennt, verkennt alle. Der Philister wünscht eigentlich
seine Zeit zu allen Teufeln. And diese Teufel wären die geplagtesten
Geschöpfe, wenn sie jeden Ruf hören wollten: sie würden kein Viertel-
stündchen Ruhe haben, sich in der Hölle ordentlich zu wärmen. Ferner
klagt der Philister über Verschlechterung der Sitten, Verfall des
Theaters und darüber, daß die Erde kälter werde. Weil ihre Iugend
erstarb, soll Alles tot sein und Alles so kalt wie ihr Blut werden.
Schon Homer erzählt, daß Ulysses, als er heimkam, fand, daß es auf
Ithaka schneite: weshalb er sich vom guten Eumäus einen Mantel
borgte. Wenn in den dreitausend Iahren seitdem die Erde kälter ge»
worden wäre, müßte es dort so kalt sein wie auf Grönland; trotzdem
es aber auf Ithaka noch schneit, wie zu den Zeiten des Ulysses, sieht
man doch Lorber- und Olivenbäume, wie zu Telemachs Zeiten.
Philister hassen den Witz, wie die Kastraten die Liebe; glauben
aber, viel Witz zu haben, weil sie keinen ausgeben. Witz und Verstand
sind Geschwisterkinder. Das Philisterpack hat einen heiligen Respekt
vor Beiden. Wären alle Steuern, direkte und indirekte, auf Beide ge-
legt: es ginge steuerfrei aus. Eine Art Witz jedoch, den hausbackenen,
verwenden sie gern gegen Untergebene, wie der General, der zu einem
Fähnrich, der Komplimente beim Setzen machte, sagte: Setz' er sich
nur; wo er sitzt, ist es immer unten. Diese Witz-Abart ist grob wie
Landtuch; die rechte Art dagegen fein wie Seide. Aber welche Waffe
hätten sie, außer der ungeheuchelten Grobheit, noch sonst gegen des
Witzes scharfe Geschosse? Einen Witzigen pflegen sie Wortklauber zu
nennen: ein Vorwurf, der treffend ist. Welcher geistreiche Mensch
klaubt seine Worte nicht mit Sorgfalt aus? Welcher dumme Teufel
rumpelt nicht mit den erstbesten heraus, so daß sie passen wie die Faust
aufs Auge? Witz und Bosheit verwechseln Philister gern; weshalb sie
oft von ihrem eigenen guten Herzen reden.
Dich lobe und preise ich, lieber Philister, Dich ziehe ich allen
anderen Menschen vor, weil ich mich nach Deiner Entfernung immer
höchst wohl befinde. So liebe ich auch schreiende Kinder: in der Ueber-
zeugung, daß man sie bald entfernen werde. Alles Gute wünsche ich
Euch, Glück auf den Weg; nur leben mag, kann ich nicht unter Euch.
Ihr habt zu viele Vortheile über mich. Vettern habt Ihr, die Euch

vertheidigen, Muhmen, die Euch regelrecht finden; denn Ihr kamt nie
aus dem Gleis! Wem wäret Ihr in den Weg getreten? Also kein
Zollverband unter uns! Zwar steht im Evangelium: Du sollst Deinen
Nächsten lieben als Dich selbst; aber es steht nicht geschrieben, das; man
mit ihm auf intimen Fuß umgehen soll, wenn der Nebenmensch eine
langweilige Kreatur ist. Lieben heißt: helfen. Gut! Gern! So weit
ich kann. Aber umgehen? Wozu? Kann ich mit ihm genießen, mich
freuen oder muß ich mich an ihm ärgern? Um meine Gesundheit,
meine Freudigkeit will ich mich nicht bringen lassen. Sydenham ist
im Recht, da er sagt, daß die Ankunft eines Hanswursts in einem
Städtchen noch einmal so viel werth ist wie die Ankunft von zwanzig
mit Medikamenten beladenen Eseln. Und rettete mir ein Philister das
Leben (versteht sich: ohne eigene Gefahr), ich dankte nach besten Kräf-
ten, schüttelte mich und ging von dannen. Er kann mir nicht alle Tage
das Leben retten, der Biedere; denn ich bin vorsichtig und gehe nicht
immer über morsche Brücken: er soll mich für den Moment nicht durch
Langeweile zu Tode quälen.

Von einem jungen Eulenspiegel wird erzählt, daß er täglich ein
Stündchen auf den Fischmarkt gegangen sei, sich die sämmtlichen
Schimpfwörter der Fischweiber aufzuschreiben, und daß, nachdem er sie
auswendig gelernt, er das wüthendste Weib durch geduldiges Hersagen
der ganzen Litanei zum Verstummen gebracht habe: so habe ich durch
gründliches Studium ein Lexikon aller Philister-Redensarten und
gebe gern einiges Schlagende zum Besten. Der Reiz der Neuheit, die
Fackel des Aufruhrs, das Treiben der Menge, die Hefe des Volkes:
sind untrügliche Kennzeichen des Philisterthums, ihr wahrer Typus.
In der Malerei spricht er von einfallenden Lichtern, Helldunkel, gran-
diosen Effekten und italienischem Himmel; in der Musik von gefälliger
Melodie, himmlischen Tönen; vom Theater kennt er dramatische Wir-
kungen, melodisches Organ, klangvolle Stimme, denkende Künstler,
plastische Erscheinung. Er spricht gern vom Geist der Zeit, mit der Zeit
fortschreiten, und überhaupt von allen Dingen, die nach Geist klingen;
ferner vom rollenden Rade der Zeit, gefährlicher Aufklärung, selig-
machendem Glauben, Ruhe des Kirchhofes. Er spricht von majestäti-
schem Sonnen- und Mondauf- und -untergang, von arkadischemGänse-
hirtenleben, süßen Dämmerungstunden, von griechischem Profil, grauer
Vorzeit und ehrwürdigem Alterthum; liebt sehr die Humanität, ver-
theidigt Menschenrechte, zahme Freiheit, predigt Aufklärung, Skla-
venfreiheit; liest Zschokkes sämmtliche Schriften, Matthissons Gedichte,
eine leichte, belehrende Unterhaltung; er schreibt für den gebildeten
Bürger und denkenden Landmann, kennt alle Rezepte gegen Raupen
und Wanzen; trübt kein Wasser, hat keine Schulden und leiht auf
Pfänder. Er haßt alle Praxis, kennt viele Theorien; er liebt sie und
steht darauf, wie der Fels im Meer. Er gleicht der tönenden Schelle,
ist flach wie die große Mongolei, hat keine Zwecke und ein ödes Herz.

Eugen Freiherr von Vaerst.

Spekulation und Spiel.
Reichsgericht hat für Recht erkannt, daß zwischen Spekulation und Spiel an der Börse zu unterscheiden sei. Das ist von großer Bedeutung für die Interpretation der Paragraphen 762 und 764 des BGB. Iener handelt von Spiel oder Wette, durch die eine Verbindlichkeit nicht begründet wird; dieser vom reinen Differenzgeschäft, das der Gesetzgeber als Spiel charakterisirt. Beide Bestimmnngen sind, nach der Entscheidung des Reichsgerichtes, nicht ohne Weiteres auf Geschäfte der Börsenspekulation anzuwenden. Ein Kunde hatte sich durch eine Bank Werthpapiere kaufen und sie nach und nach wieder verkaufen lassen. Die Kaufsummen wurden nicht bar erlegt, sondern dem Austraggeber kreditirt, und später auf die Verkaufspreise angerechnet. Schließlich blieb ein Saldo zu Gunsten der Bank. Der Kunde weigerte sich, zu zahlen, und machte den Differenzeinwand geltend. Die Erste Instanz gab ihm Recht; sie sah das Kennzeichen des Kassageschäftes wohl in der baren Bezahlung des Kaufpreises und schloß, da er nicht bezahlt worden war, auf die Absicht des Spiels. Die beiden Oberinstanzen aber verurtheilten den Auftraggeber zur Anerkennung und Tilgung des Restguthabens. Das Reichsgericht sagt, daß es sich um wirkliche KassageschZfte gehandelt habe; denn die Absicht des Käufers, die angeblich gekaufte Waare nicht abzunehmen, genüge noch nicht, um die Vermuthung eines Spielvertrages zu stützen. Andere Umstände müßten hinzutreten, die erkennen ließen, daß und in welcher Weise der Wille, zu spielen, verwirklicht werden solle. Der Kunde habe nicht die Absicht gehabt, die gekauften Stücke abzunehmen, weil er nicht im Besitz der erforderlichen Geldmittel gewesen sei. Er wollte spekuliren: den Kursgewinn einstreichen, die Papiere nicht als Anlagewerthe behalten. Das genüge aber nicht zur Feststellung eines Spielgeschäftes. Denn zwischen Spekuliren und Spielen sei im Sinn des Gesetzes vom Spruchgericht zu unterscheiden.
Damit ist die, Spekulation im Effektenhandel als berechtigt anerkannt und man muß den vom Eisenbahnminister Maybach hinterlassenen „Giftbaum" in anderes Erdreich verpflanzen. Die wirtschaftlichen Einwände werden durch dieses Urtheil freilich nicht entwerthet. Wenn die Reichsbank vor allzu hastigem Werthpapiergeschäft warnt, so bestreitet sie der Spekulation an sich nicht die Existenzberechtigung, sondern wendet sich nur gegen Ubertreibungen, sub spseis ganz bestimmter Verhältnisse auf dem Geldmarkt und in der deutschen Wirthschaft. Auch der Widerspruch gegen die einschränkenden Maßregeln der Reichsbank will nur beweisen, daß die Börse nicht an der Bedrängniß des Centralinstitutes schuld war und die eigentliche Wirthschaft mindestens eben so große Ansprüche gestellt hat. In diesem Sinn war ein Antrag des Vereins für die Interessen der Fondsbörse zu oerstehen, die Abwickelung von Termingeschäften um einige Tage hinter den Ultimo zu verschieben. Durch die Gewohnheit, alle Zahlung-

verpflichtungen auf die Quartalstermine zu legen, ist die von derReichsbank beklagte Einengung der Geldquellen entstanden. Daß eine Körperschaft, welche die Interessen der Börse vertritt, die Dinge anders sieht als eine Kontrolbehörde des Geldmarktes, versteht sich von selbst.
Die Erkenntniß, die man aus dem leipziger Urtheil schöpfen muß, kann auch von pädagogischem Werth sein. Sie mahnt an die Thatsache, daß, wer an der Börse spekulirt, die Verantwortung selbst zu tragen hat. Das Urtheil setzt voraus, daß der Mensch, der sich in den Werth-Papierhandel einläßt, die Tragweite des Verhältnisses richtig zu schätzen vermag. Es fordert diesen Grad von Einsicht; denn es entzieht dem spekulirenden Effektenkäufer das Vorrecht der Unverbindlichkeit.
„Wenn Du darauf ausgeht, Dein Vermögen durch Kursgewinne zu mehren, so mußt Du auch die Möglichkeit des Verlustes erwogen haben und bist verpflichtet, alle Konsequenzen zu tragen." Da das Spekuliren in Werthpapieren zu einer Volksbelustigung geworden ist, würde die Börse zum Kartenhaus, wenn die Auslegung des unverbindlichen Spieles so weit ginge, wie ein enttäuschter Kunde sichs wünscht. Man darf annehmen, daß die Reichsrichter wissen, wie stark das Publikum heute an der Effektenspekulation betheiligt ist. Die Warnungen des Reichsbankdirektoriums waren laut genug; und das Gestöhn der Rentendoktoren dringt in jeden Winkel. Vielleicht wäre den Leuten mit den tausend guten Rathschlägen im Sack nichts lieber als strenges Gericht gegen alle Spekulanten. Dann könnte die Rentendämmerung sich in Morgenroth wandeln. Seit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank und ihrer bösenFreundin, der Trebergesellschaft, sind aber zehn Iahre vergangen, in denen die wirtschaftlichen Kräfte der deutschen Nation so gewachsen sind, daß sie sich ein zärtliches Verhältniß zur Börse leisten kann. Daß die Spekulation schließlich dem Rentenmarkt Nutzen bringt, wird oft übersehen. Ein guter Theil der Kursgewinne wird in Staatspapieren „versiegelt". Man rettet das erhaschte Glück aus dem gefährlichen Bereich der Ansteckung; macht aber nicht selten den Fehler, neue Reserven hinauszuschicken, die dezimirt oder gar nicht zurückkehren. Dann ist es mit der Ruhe der Renten wieder vorbei. Ein ewiger Kreislauf von Gut und Böse, bei dem aber doch ein stattlicher Niederschlag bleibt. Der moderne Reichthum ist für den reinen Materialisten keine Chimäre. Ob er den Ansprüchen des Kulturphilosophen und Völkerpsychologen genügt: Das zu untersuchen und zu entscheiden, mag den „besseren Menschen" überlassen bleiben.
Ist eine sichere Unterscheidung von Spekulation und Spiel nun immer möglich? Das Geschäft, bei dem es nicht auf Lieferung oder Abnahme der Waare abgesehen ist, gilt als Spiel, wenn die Parteien nur die Absicht hatten, die Differenz zwischen den Preisen des Kaufs- und des Verkaufstages zum Gegenstand ihres Handels zu machen. Das Zeitgeschäft ist aber im Grunde auch nur eine Spekulation. Wer sein Börsengeschäft auf einen bestimmten Tag basirt, muß schwierigere Geistesarbeit leisten als Einer, der heute Werthpapiere kauft und morgen

verkauft, wie ihm gerade der Kurszettel räth. Der normale Effekten-
kunde ist der willige Gefolgsmann der Kursberichte. Dieses Verhältnitz
hat mit dem Inhalt des Wortes Spekulation wenig gemein. Man
könnte solches Kursgewinnen eher ein Spiel nennen als die Kombi-
Nation, die sich um die Verbindung einer erkennbaren mit einer be-
rechneten Chance dreht. Auch die Absicht, eine Preisdifferenz auszu-
nützen, braucht, im wirthschaftlichen Sinn, das Geschäft noch nicht zum
Klotzen Spiel zu erniedern. Käme nicht der Wille, sondern die Wir-
kung in Frage, so stünde der Terminhandel kaum schlechter da als das
Kassageschäft; denn er dient dem Ausgleich der Kurse und dem Schutz
vor jäher Wandlung. Dem Barspekulanten, der jeden Tag anders ver-
fügen kann, kommt es nur auf die Verwerthung eines rasch zu erzie-
lenden Kursgewinnes an. Die Kassakäufer können dsr Börse und dem
„allgemeinen Vermögensstand" gefährlicher werden als die wildesten
Spieler. Wer ein Depot bei der Bank hat, kann Werthpapiere kaufen,
ohne sie bar zu bezahlen. So war es in dem Fall, der dem Reichsgericht
zur Entscheidung vorlag. Der Kunde, der nicht zu den Börsenbesuchern
gehörte, hat spekulirt, nicht gespielt. Seine Absicht richtete sich auf die
Erlangung eines Kursgewinnes; er kaufte und verkaufte Zug um Zug.
Das Spekuliren kann also sehr einfach sein. Da seine Begrenztheit
aber nichts an der gesetzlichen Wirksamkeit des geschäftlichen Handelns
ändert, kann man sich die Auffassung des Reichsgerichtes, die sich viel-
leicht nicht ganz mit der wirthschaftlichen Werthung der Transaktion
deckt, immerhin ohne Groll gefallen lassen.

An der newyorker Börse werden die meisten Geschäfte auf dem
rsZuKr ws^ erledigt. Sie lassen nur kurze Fristen;»die Lieferung oder
Abnahme hat am nächsten Tag zu erfolgen. „Kassa-Spekulation" kann
mans nennen. Aber nicht behaupten, daß in New Vork nur spekulirt,
nicht auch gespielt werde. Ieder Kundige weiß, daß und wie drüben ge-
spielt wird. Das Beispiel lehrt, daß die schnelle Erledigung der Ge-
schäfte als Grenzzeichen nicht genügt. Auch im Barverkehr wird ge-
spielt. Die Aktie der Warschau-Wiener Eisenbahn ist ein Liebling der
berliner Börse geworden. Vorgestern spekulirte man auf die Dividende,
gestern auf die Möglichkeit der Verstaatlichung. Und aus der Speku-
lation wurde ein tolles Spiel. Die Dividende war von 7s/t auf IN/4
Prozent gestiegen. Der Kurs aber hatte eine Iahresspannung von 105
Prozent erreicht. Spekulirt wurde von den Eingeweihten; gespielt von
den Mitläufern. Und je höheren Kursgewinn die Aktie brachte, desto
mehr gefiel sie dem Publikum. Ein Spielpapier (die Börse nannte
den Betrieb in Warschau-Wienern das Kümmelblättchen) wurde zum
Instrument der Spekulation. Die Geschäfte, die von Tag zu Tag ab-
geschlossen wurden, mußten bezahlt werden, selbst wenn sie 30 Prozent
Verlust.brachten: es waren ja Kassageschäfte, gegen die der Einwand
des Spiels machtlos ist. Das Publikum muß wissen, daß der Staat
es nicht schützt. Wenn der Spruch des Reichsgerichtes diese Erkennt-
niß kräftigt, so hat er mehr gethan als alle Börsengesetze. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Nlazimilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb S, m. b, H, in Berlin.

Berlin, den 15. Juli 1S11.

Organisirung der Intelligenz.

MWor grauen Iahren hörte ich einmal einen schleichen Dialekt» dichter über seinen Verleger klagen; das ganze Verlagsinstitut, meinte er, sei verfehlt; der Schriftsteller müsse sein eigener Verleger sein. Dann, erwiderte ich, wäre ich, nachdem ich mein Amt verloren hatte, bei meiner geschäftlichen Unfähigkeit zum Hungertod verurtheilt gewesen; ich sei froh, daß es Verleger gebe. Und zwar reiche, hätte ich hinzufügen können, denn mit den reichen fährt man am Besten. Schlimme Erfahrungen macht man gewöhnlich nur mit solchen, denen es an Kapital fehlt, besonders mit edlen Menschen, die sich verbünden, zu irgendeinem gemeinnützigen Zweck eine Zeitschrift herauszugeben. Daß der Schriftsteller nicht nur vekuniär, sondern auch geistig vom Kapital abhängig sei, wird oft beklagt. Aber ist es denn wirklich der Verleger, der die viel gescholtene Tyrannei ausübt? Er ist doch nur der Vermittler zwischen Autor und Publikum, das entscheidet, ob und in welcher Höhe honorirt werden kann. Der Verleger kann nur Honorar zahlen, wenn er selbst Geld einnimmt. Ist es seine Schuld, daß Schundromane in hunderttausend Exemplaren abgesetzt werden, gediegene Bücher dagegen „Krebse" sind? Wer für Zeitungen schreibt, muß sich dem Parteizwang fügen, denn die Zeitungen sind sämmtlich (die Devise „parteilos" ist meist nur eine Maske), die Zeitschriften zum größten Theil Parteiorgane. Zu unserem Glück giebt es jedoch viele Parteien; und die unabhängige Gesinnung fordert ja nicht gerade, daß man in jedem Aufsatz alle Parteien ohne Ausnahme vor den Kopf stoße; was die eine Zeitschrift zurückweist, nimmt eine andere. Schwer genug ists ja, die Unabhängigkeit seiner Ueber-

zeugung zu behaupten, wenn auch vielleicht nicht ganz so schwer, wie jüngst eine englische Zeitschrift es darstellte, die meinte, ein Schriftsteller von Charakter könne schon von Glück sagen, wenn er nicht entweder im Irrenhaus oder im Armenhaus sterbe. Kann der Verleger, kann „das Kapital" diesen Zustand ändern? Und ist es ein so großes Unglück, daß dem Schriftsteller schwer wird, Gedanken zu veröffentlichen, die der Mehrzahl seiner Mitbürger mißfallen? Gekreuzigt oder verbrannt wird er ja heute nicht mehr; und daß er ringen muß, thut ihm gut. Der Kampf ums Dasein erzeugt zwar keine neuen Arten organischer Wesen, aber er macht den Menschen tüchtig, der das Zeug dazu hat, tüchtig zu werden. Und wenn dieser Kampf die Ueberproduktion dadurch hemmt, daß er die ganz Untüchtigen zwingt, den Schriftstellerberuf aufzugeben, so ists wahrlich kein Schade. Schon Cervantes klagt, seit die Dramen Marktwaare geworden, seien die Dichter gezwungen, den Geschmack der aus Dummköpfen bestehenden Masse zu befriedigen, da gute Stücke von den Schauspielleitern nicht gekauft werden; wenn diese Herren aber wollten, könnten sie vielleicht das Publikum zu einem besseren Geschmack erziehen. Er macht also (in dem Gespräch des Pfarrers mit dem Kanonikus beim Transport des verrückten Ritters im Käfig) die Schauspieler für das Elend verantwortlich; und spanische Schauspieler des sechzehnten Iahrhunderts hatten wohl wenig Ähnlichkeit mit modernen Kapitalisten.

Die Geschichte Europas zeigt uns zweierlei Unabhängigkeit der geistig Produzirenden von Kapital und Publikum. VielenPhilosophen, Dichtern, Geschichtschreibern, Rhetoren des Alterthums sicherte Vedürfnißlosigkeit die Unabhängigkeit; armsälige Gewandung, Obdachlosigkeit, Annahme von Almosen: diese sichtbaren Zeichen der Armuth schändeten damals nicht. Ein Diogenes brauchte kein Geld zu verdienen und Epikur soll mit zwei Groschen am Tag ausgekommen sein. Die meisten Philosophen blieben ledig. Boeckh preist den Rhetor Lykurg als das größte Finanzgenie Athens; er habe in einer Zeit des Niederganges die Finanzen des Freistaates noch einmal in Ordnung gebracht, sei dabei ein streng rechtschaffener Mann und der alten, einfachen Sitte getreu gewesen; sei sogar barfuß gegangen. Man stelle sich einen preußischen Finanzminister vor, der barfuß durch die Straßen geht. Im Mittelalter machten Kirchenpfründen und Klöster den Gelehrten, den Schriftsteller, den Volkslehrer, den Volksredner von der Gnade der reichenLeute und vom Publikum unabhängig. Freilich mußte dieseUnabhängigkeit mit der Abhängigkeit von den Kirchengewaltigen erkauft werden. Da nun der Schriftsteller heute weder zur antiken Bedürfniß-

losigkeit zurückkehren kann noch ins Moster gehen mag, muß er sich „die Tyrannei des Kapitals", die, bei Licht besehen, die Tyrannei des Publikums ist, gefallen lassen, bis eine andere Organisation der Veröffentlichung geistiger Produkte gefunden sein wird. Lamprecht sieht eine solche schon werden. Wie sie aussehen wird, weiß vorläufig Niemand. Hoffentlich wird sie nicht eine Zunst sein, die alle Nichtzünstigen von der Produktion ausschließt; Das wäredasEnde. Auf eine zünstige Organisation aber, nicht nur der Publizisten und derDichter, sondern auch der Künstler, scheint der Plan des prager Hauptmanns Victor tzueber zu zielen, der zur„Organisirung der Intelligenz" aufruft. Nicht die (Idealisten, die übrigens auch essen müssen, wenn sie wirken wollen, werden vielleicht sagen: gemeine) Brotfrage hat ihn in Bewegung gebracht, sondern der große Gedanke, die ganze Menschheit unter die Leitung der Intelligenz zu stellen und das Kapital zu ihrem Diener zu machen. Daß das Kapital seine große und nothwendige Funktion, die Gütererzeugung und Verbreitung zu erleichtern, erfüllt hat, sieht tzueber ein, aber er schildert es, nach sozialdemokratischem Muster, als den bösen Tyrannen, der die durch Verdienst erlangte Machtstellung mißbrauche. Unabhängig vom Publikum üben die Kapitalisten aber nur in den Fällen Tyrannei, wo es sich um den Ruf industrieller Unternehmungen und um den davon abhängigen Aktienkurs handelt. Wenn eine Zeitung von einer Aktiengesellschaft reichlich mit Inseraten gespeist wird, erwarten die Fütterer, sie werde keine ihnen ungünstigenNachrichten oder Betrachtungen aufnehmen; aber solche können ja in anderen Zeitungen veröffentlicht werden. InDeutschland sind die Ausschreitungen des Kapitals, die zu bekämpfen der gewissenhafte Publizist sich verpflichtet fühlt, nicht gar arg. Betrügereien werden mehr von kleinen Händlern als von Großunternehmern verübt; und was die Großen, über das gesetzlich Vorgeschriebene hinaus, an Wohlfahrteinrichtungen für ihre Arbeiter aufwenden, ist sehr beträchtlich. Den Kapitalismus im Allgemeinen habe ich selbst oft genug bekämpft, doch nicht empfohlen, ihn zu depossediren, sondern nur, ihn zu zügeln: weil er daran gewöhnt, alle leiblichen und geistigen Güter, Luft und Wasser, Schönheit und Ideen nicht ausgenommen, als Kaufmannswaaren anzusehen und zu behandeln, und weil er die Vermögen über das Nützliche hinaus konzentrirt und die Zahl der wirtschaftlich unabhängigen Existenzen allzu sehr vermindert. Deshalb wünsche ich, daß das Handwerk und namentlich der Bauernstand erhalten bleibe, denn nach der Unabhängigkeit des Asketen giebt es keine edlere und schönere Unabhängigkeit als die des Landbesitzers. Aber wenn Gesetze zum

Schutz des Bauernstandes gemacht werden (als solche erkennt die Mehrheit der Bauern den „Wuchertarif" und die anderen agrarischen Maßregeln dankbar an, die ihr die Iunker beschert haben, und der deutsche Bauer ist sicher nicht dumm), dann eifern die Organe der Intelligenz gegen die unverschämte „Interessenpolitik des schwarz-blauen Blockes".

Wer gehört denn zur Intelligenz? Daß auch im kapitalistischen Unternehmerthum ein gewaltiges Stück Intelligenz steckt, kann Niemand leugnen. Das Abiturientenexamen als Beglaubigung gelten zu lassen, fällt Hueber so wenig ein wie anderen vernünftigen Menschen; er weiß, daß der Mann mit Volksschulbildung so intelligent sein kann wie der „Studirte"; und sieht auch ein, daß die Hauptmasse der Intelligenz ihre Organisation schon erlangt hat: im Staat. Nur findet er diese Organisation sehr unvollkommen. Das ist sie, wie alles Irdische. Doch haben gerade wir Deutschen nicht eben die meisten Ursachen, über die Undollkommenheiten unseres Staatswesens zu klagen. Das lehrt jeder Blick auf die Gesundheitzustände verschiedener Staaten. Ein anderes Beispiel. Nach der neusten Statistik der Eisenbahnunfälle kommen auf eine Million Reisende in Deutschland 0,49 Getötete und Verletzte, in den Vereinigten Staaten 13,62. (Rußland, das 1S,24 zählt, würde den traurigen Rekord aufweisen, wenn es ein so dichtes Bahnnetz und so starken Reiseverkehr hätte wie die Vereinigten Staaten.) Diese Leistung ist dem festen Gefüge unserer alten, aus Monarchie, Geburtadel, Militär, Bureaukratie, kräftigem Bürger- und Bauernthum gemischten Staaten zu verdanken nebst den in diesen Ständen lebenden Traditionen von Zucht, Rechtschaffenheit. Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, Eigenschaften, die natürlich nicht ohne Intelligenz wirksam werden können, während die feinste und höchste Intelligenz ohne jene Eigenschaften dem Gemeinwohl leicht mehr schadet als nützt. Darum ist wichtiger als Intelligenz die Vernunft, der mit dem gesunden Lebensinstinkt und mit gesunden sittlichen Gefühlen verschmolzene Intellekt, der in jedem Augenblick die dem eigenen und dem gemeinen Besten nothwendigen Ziele erkennt und die dahin führenden Wege zu finden weiß.

Daß es auf die Intelligenz allein nicht ankommt, hat auch Hueber gefühlt und ihr darum oft die anständige, die vornehme Gesinnung substituirt. Wenn zwei Menschen von anständiger Gesinnung einander im Leben begegnen, so werden sie einander achten und vielleicht Freundschaft schließen. Aber auf den Markt treten und rufen: Ich bin ein anständiger Mann, und wer gleich mir gesinnt ist, schließe sich mir an? Das klingt ungefähr so, wie wenn

sich Einer öffentlich für keusch oder gerecht oder uneigennützig erklären und einen Bund der Keuschen, der Gerechten, der Uneigennützigen gründen wollte. Iesus lehrt: „Wenn Ihr Alles gethan habt, was vorgeschrieben ist, dann sprecht: Unnütze Knechte sind wir, nur unsere Schuldigkeit haben wir gethan." Und auch Paulus erkennt, daß Keiner weder einen Anderen noch sich selbst richten dürfe, weil Keiner weiß, was er und der Nächste werth, also auch nicht, ob er wahrhaft anständig und vornehm ist. Außerdem: mit anständiger und vornehmer Gesinnung wird die Welt nicht regirt; Menschenmassen bändigen und Milliardenkapitalien in die richtigen Kanäle leiten: dazu gehören gröbere Kräfte.

Der prager Idealist will die bisher unbewußte (von einer Macht, die der Atheist Zufall oder Nothwendigkeit, der Theist Gott nennt, geleitete) Entwickeiung des Menschengeschlechtes in eine bewußte, von der Intelligenz planvoll nach einem klar erkannten Ziel, der vollkommenen Gesellschaft, hin gelenkte verwandeln. Damit bekennt er sich zum Utopismus. Ich will nicht erörtern, wie es ihm ergehen würde, wenn er die Nationalitäten-, die Rassen- und Klassenfeindschaften zu versöhnen oder Intelligenzpaare wie Nietzsche und Tolstoi zu gemeinsamer Arbeit einzuspannen versuchte. Mir bereitet der Verzicht auf irdische Vollendung des Menschendaseins keinen Schmerz. Meine undogmatische christliche Philosophie sagt mir, daß zwar stets die Unvernunft von der Vernunft bekämpft werden muß, die Vernunft aber niemals vollständig siegen darf, weil der völlige Sieg der Vernunft dem Menschenleben seinen Inhalt, das Streben nach der Verwirklichung seiner Ideale, rauben und den Menschen zum Vegetiren verurtheilen, zweitens aber den Glauben an die Vollendung im Ienseits vernichten würde. Erfahrung sagt mir, daß, welche Gestalt die Gesellschaft auch in Zukunft annehmen mag, von dieser Gestalt Werth und Unwerth, Seligkeit und Unseligkeit des einzelnen Menschen so wenig abhängen werden, wie sie (imAllgemeinen) von früherenGesellschaftzuständenabgehangen haben; in jeder Gesellschaft kann das Individuum gut oder schlecht, selig oder unselig sein. Künftige Gestaltungen der Gesellschaft werden vielleicht Wunder von Vollkommenheit und erhabene Kunstwerke sein; der Mensch, so wunderlich wie am ersten Tag, wird sich das Recht vorbehalten, über das Kunstwerk wüthend zu werden.

Was mich bestimmt, Huebers Aufruf hier zu besprechen, ist der Umstand, daß ihn Männer und Frauen von Namen ernst nehmen. Daß Frau von Suttner darunter sein werde, ließ sich erwarten. Julius Meier-Graefe weist zwar auf die großen Schwierigkeiten hin, die sich der Ausführung des Planes entgegenstelle-.

werden, findet aber schließlich, die „Narrheit" sei so schön, daß man sie sich durch solche Erwägungen nicht verleiden lassen dürfe. Meint er mit der Narrheit den Idealismus des Verfassers, so hat erRecht; das Ideal selbst wird zwar nicht klar erkennbar, scheint mir aber, nach einzelnen Zügen, durchaus nicht schön. Das nächste Hauptziel soll die Ueberwindung des größten Feindes der Menschheit sein. „Dieser Feind ist die Natur, ist unsere Stiefmutter Erde (was würde Goethe dazu sagen?), die Alles besitzt, wessen der Mensch bedarf, um sorglos und glücklich auf ihr zu leben, aber es nur widerwillig hergiebt. Die gesammte Arbeit der Menschen muß darauf gerichtet sein, sich immer mehr von der Nothwendigkeit der Arbeit zu emanziviren. Es ist nicht wahr, daß die Arbeit adle. Die (jetzt gewöhnliche) Arbeit nicht. Die, welcher man aus eigenem Antrieb, zu eigener Freude, aus innerem schöpferischem Drange heraus obliegt, ja." Wenn nun aber Einer keinen schöpferischen Drang fühlt? Die Zahl der Genies, die berufen sind, im vollen Sinn des Wortes zu schaffen, wird immer klein bleiben. Eine gütige Vorsehung bewahre auch die Genies vor dem entsetzlichen Schicksal, in einer ausschließlich aus Ihresgleichen bestehenden Gesellschaft leben zu müssen! Iünglinge, die sich einbilden, nur arbeiten zu können und zu dürfen, so oft sie die Muse küßt (Manchen küßt sie niemals), verlumpen fast immer. „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich gethan", spricht Faust zum Versucher. Sorglos sollen die Zukunftmenschen leben: also in den Zustand der Kindheit, der Thierheit zurückkehren.

Huebers Ausblick auf den „cyklopischen Fronsklaven", zu dem uns die Natur werden und als der sie unsere Alltagsarbeit leisten soll, hat zwei berühmte Forscher bewogen, dem Aufruf Bedeutung beizulegen: Ernst Mach und Wilhelm Ostwald. Mach sieht die Schwierigkeiten, die zu überwinden wären, glaubt aber, daß wir uns dem Ziel Huebers nähern; Ostwald erklärt frisch und freudig: „Ich stelle mich sehr gern in den Dienst dieser Idee." Beide Männer find Physiker (die Chemie ist ja nur ein Zweig der Physik). Der Fortschritt der Angewandten Physik, der Technik, nun besteht, wie Ostwald besonders schön und klar gezeigt hat, darin, daß den Energien der Natur mit immer kleinerer Anstrengung und in immer kürzerer Zeit ein immer größerer Nutzeffekt abgewonnen wird. Das Ziel der menschlichen Entwickelung scheint demnach, von der technischen Seite gesehen, in der That der cyklopische Sklave zu sein. Doch der Fortschritt der Technik bedeutet für sich allein noch nicht die fortschreitende Vervollkommnung der Menschenseele und die Befriedigung des Menschenherzens, wie ich in dem Aussatz „Euer-

gie und Psyche" („Zukunst" vom fünfzehnten Januar 1910) bewiesen zu haben hoffe. Gerade die körperliche Arbeit ist die für Leib und Seele allerwohlthütigste, und was zum Lobe der neuen, angeb« lich mehr vergeistigten Arbeitweise in Fabriken, Maschinenbau« anstalten und Elektrizitätwerken gesagt wird, überzeugt mich vorläufig nicht. Für einen der Illusion entwachsenen Mann ist stramme Arbeit (die, weil nicht leicht Einer ohne einen gelinden Zwang von außen dabei aushält, gewöhnlich Pflichtarbeit sein wird) das Einzige, was ihm das Leben erträglich macht.

Die beiden nicht nur ungeheuren, sondern zugleich unzweifelhaft wohlthätigen Wirkungen des technischen Fortschrittes bestehen darin, daß er einer immer größeren Anzahl von Menschen das Dasein ermöglicht, die Bevölkerungskapazität der Länder, besonders der Industriestaaten, ins Unglaubliche steigert und daß er vor Versumpfung bewahrt, indem er das dem tzuebers entgegengesetzte Ideal verwirklicht: er läßt uns nicht auf dem Faulbett einschlafen, rüttelt uns täglich durch neue Ueberraschungen auf, stürzt uns in neue Sorgen und Nöthe, stellt uns durch ununterbrochene Umwälzung täglich vor neue Aufgaben, nöthigt zu neuen Entschließungen und erschwert das Leben, das er in anderen Stücken erleichtert, durch Erhöhung der Ansprüche und Verschärfung des Konkurrenzkampfes. Welchen Neugestaltungen des Menschenlebens wir damit volentes, nolsutes zugetrieben werden, davon haben wir keine Ahnung; nur vermuthen läßt sich nach den Erfahrungen der Vergangenheit, daß kein Paradies darunter sein wird, „denn das Dort ist niemals hier". Eins aber sehen wir deutlich: daß durch diese EntWickelung für unsere Gegenwart gesorgt ist, da sie unsere Seele beständig mit neuem Inhalt füllt und uns vorm Vegetiren bewahrt. Vielleicht ist Das der einzige Zweck des Fortschrittes; vielleicht auch sollen dadurch in neuen Gesellschaftzuständen Ideen des Schöpfers verwirklicht werden, die ihm ästhetischen Genuß gewähren. Aber eben weil wir nicht wissen, wie diese Zustände aussehen werden, können wir nicht mit Bewußtsein an ihrer Herbeiführung arbeiten. Hier (keineswegs überall) sind und bleiben wir, wie die Liselotte zu sagen pflegte, unseres Herrgotts Marionetten. Was wir thun können und sollen, ist: die Aufgabe des Tages bewältigen; besonders: jede offenbar gewordene unheilvolle Wirkung der Unvernunft bekämpfen. Als solche Aufgaben drängen und werden in nächster Zukunst drängen: die richtige Eingliederung der Lohnarbeiterschaft in den Staatskörper; die Ausbildung des Schiedsinstitutes zur Verhütung von Kriegen zwischen Staaten unseres Kulturkreises (die Angliederung der gelben, braunen und schwarzen Menschen

an diesen Kulturkreis wird ohne Blutvergießen nicht möglich sein); gemeinsame Maßregeln der Kulturstaaten zum Schutz der Natu» schätze (womit den Staaten des alten Europa die schwierige Pflicht zufällt, Rußland und die Vereinigten Staaten unter Vormund- schuft zu stellen, weil Beide dem Kapital gestatten, die Wälder zu verwüsten und den Boden durch Raubbau auszusaugen). Aber für alle solche Aufgaben sind Staatsmänner, Magnaten und Groß- industrielle besser befähigt als Professoren, Dichter, Maler und Schauspielerinnen; Publizisten können, durch Verbreitung ver- nünftiger Gedanken, ein Bischen helfen. Hueber hat nämlich, wenn ervon Intelligenz spricht, zunächst die Vcrttcter der Wissenschaft und^Kuust .,iABMeren. Sinn"des Wortes" und die „Cr?m??er Journalistik, des Schriftstellerthums" im Auge. Ob ihn diese Armee ,s?wer Träum^u MKren vermöae».wird?

Verehrter Herr Harden, meinem letzten Zukunftaufsatz widmet die Schlesische Volkszeitung den Leitartikel ihrer Nummer 301. Dem Ver- fasser muß ich bezeugen, daß er, wie er selbst am Schluß sagt, sich be- müht hat, Alles zu vermeiden, was eine persönliche Spitze gegen mich haben könnte. Da zwischen meiner modernistischen und der orthodox römisch-katholischen Auffassung des Christenthums keine Versöhnung möglich ist, würde Fortführung der Polemik zwecklos sein. Nur zwei Stellen erfordern eine Antwort. Der Verfasser glaubt sich durch die Art, wie ich die vier christlichen Grunddogmen vortrage, zu der Ver- muthung berechtigt, daß ich im Sinn Heines ein Glaubensminimum empfehle, „womit man einlullt, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel". Die Leser meiner Bücher und unzähliger alter Grenzboten- aufsätze wissen, daß ich diese vier Wahrheiten selbst aufrichtig glaube. Sann rügt er, daß ich dem Pater Eschcnloer nachgeschrieben habe, Ka- pistran sei bei der Folterung der Iuden gegenwärtig gewesen und habe angegeben, wie man sie martern solle. Ich bin nicht in der Lage, die Glaubwürdigkeit Eschenloers in diesem Punkt zu prüfen. Sollte er falsch berichten, sollte dieses Aeußerste nicht wahr sein, so würde Kapi- stran ja in etwas milderem Lichte erscheinen; aber damit wäre seine Sache nicht viel und die der Orthodoxie um gar nichts gebessert! Was solche Prozesse für die Orthodoxie bedeuten, was ein Dogma bedeutet, das solche Prozesse ermöglicht: Das vor einem großen Publikum offen auszusprechen, ist die Zeit noch nicht gekommen. Wohl aber ist es höchste Zeit, daß es sich die denkende Elite der deutschen Katholiken klar macht. Ich sage der deutschen, weil die Denkenden unter den Romanen allesammt der Kirche den Rücken gekehrt haben. Karl Ientsch.

Karl Ientsch,

Paul Verlaine.

Nachdichtungen von Ernst Rosmer.

III.')

Narren.

ür jeden Ritt gemacht die Beine,
Kein ander Gut als Augengold,
Den Abenteurerpfad alleine
Zerlumpt und scheu dahingetrollt.
Der Kluge übt die Predigerlunge,
Gefährlich Volk! Der Dumme klagt,
Die Buben recken ihre Zunge,
Die Mädchen spotten unverzagt.
Die Lächerlichen, Widrig-Bleichen,
verhext wahrhaftig, wie vermählt,
Wenn sie dahin im Dämmcr streichen,
Dem bösen Traume, der uns quält.
Und gar, wenn auf armseliger Zither
Sich krampst der Hände Totenglied
Und wunderlich und heimwehbitter
Ihr näselnd Lied die Nacht durchzieht.
Dann, unstet in den Augensternen
Unheimlich weint, unheimlich lacht
Die Sehnsucht nach dem ewig Fernen,
Nach einer toten Götterpracht.
Hinweg, Ihr Strolche, friedlos kühne,
Irrt düster und verwünscht umher,
Am Abgrund oder sandiger Düne!
Kein Edensauge steht Euch mehr. -
Natur und Menschen sind verbündet,
Zu züchtigen, wie sichs gebührt,
Die stolze Trauer, die Ihr kündet,
Die Euch erhobnen Hauptes führt,
Die Gotteslästerung zu rächen
Der unbegrenzten Hoffnungsgluth,
vcrftucbte Stirnen zu zerbrechen
Mit Elementes blinder wuth.
verbrannt vom Sommer, frostverzehret
vom Winter bis ins Knochenmark,
vom Fieber jedes Glied verheeret,
Zerfetzt vom Schilfrohr, das Euch barg,
Gehetzt von Allen, ausgestos^n,
Zu dürrem Tod verhungert hier,
Wird Eure» Leichnam, Euren bloßen,
verachten selbst der Wölfe Gier!

Serenade,

Eines Toten Stimme versucht, zu singen
Im Grabesgrund,
Weib, hör' sie in Deinen Winkel dringen,
Falsch, heiser und wund,
Beffne Dein Bhr und Dein Innres dem Klang,
Der die Saite» durchzieht,
Schmachvoll und schmeichelnd, für Dich gelang,
Für Dich, dieses Lied.
Besingend Dein Aug' aus Bnyz und Gold,
Schattenlos klar,

") S, „Zukunft" vom 22, April 191t,

Die Zukunft.
Die Lethe des Busens, den Styr, entrollt
Im düsteren Haar.
Eines Toten Stimme versucht, zu singen
Im Grabesgrund,
Weib, hör' sie in Deinen Winkel dringen
Falsch, heiser und wund.
Dann lob' ich gewaltig, wie sichs gebührt,
Das Fleisch, das geweiht,
Sein üppiger Dust kehrt wieder, verführt
Mein schlafloses Leid.
Und endlich nenne ich noch den Kuß
Roth schwellender Gier
Und Deine Süße im Martergenuß,
Du Engel — Du Thier!
Beffne Dein Bhr und Dein Innres dem Alang,
Der die Saiten durchzieht
Schmachvoll und schmeichelnd, für Dich gelang,
Für Dich, dieses Lied,!
Der Faun.
Ein alter Faun aus Terracotta lacht
Inmitten weiten Rasengrüns und nickt,
Er prophezeit uns eine schl,mme Nacht
Nach diesem Tag, der uns so rein geblickt.
Der Dich und mich geführt hat, unversucht,
In pilgerschwermuth, sanften Weiterziehns,
Bis diese Stunde, die in rascher Flucht
Entwirbelt mit dem Ton des Tamburins,
«LS
Traurige Pfade.
Der Abend senkt erhabne Strahlen nieder,
Der Wind wiegt Wasserrosen hin und wieder,
Die großen, bleichen, die im Schilfe neigen
Und traurig leuchten übers wasserschweigen.
Ich irre einsam, führe meine Leiden
Entlang dem Teiche, unter grauen Weidcn,
wo aus dcm Ncbclungewiß erstehen
Traumbilder, wcis;c, die verzweifelt flehen
Und weinen mit des wasseroogels Lauten,
Der flügelschlagend ruft die Unvertrauten.
So irr' ich einsam durch den wcidengang,
Mit mir das Leid . . . Ein Lahrluch, dicht und lang,

Paul Verlaine.
Ans Finsternissen, hat in fahle Wogen
Den letzten Abendstrahl hinabgezogen.
Die weißen Rosen, die im Schilfe neigen,
Die großen, bleichen, überm ZVasferschweigen.

Schäferstunde.

Ein rother Mond aus wolkigem Himmel steigt
Und athemdampfend schlaft die Ebene ein,
Die Nebel wallen und die Frösche schrein
Im Binsengrün, das fröstelt und sich neigt.
Sie Silberkrone schließt die Wasserrose,
Und Zitterpappeln, ungewisse Schatten
Gefpenstergroß in Lernen, dämmermatten,
Glühwürmchen irren im Gebüsch, im INoose.
Die Käuzchen wachen auf und fern und nah
Durchrudern sie mit schwerem Flug die Luft,
Der Himmelsfcheitel leuchtet, schwimmt in Duft
Und Venus taucht herab. Die Nacht ist da.

Ihre Hände.

Geliebte Hände, die mein Ligen
vor langer Zeit, so schön, so klein,
Nach tätlicher Erinnrungpcin,
Nach glaubenslosem Tebensreigen,
Nach all den Häfen, all den Buchten,
Den Ländern, reichen ohne Zahl,
Den heiß erträumten Königssaal
Erschließet Ihr, den lang gesuchten.
Ihr Hände, sinnend, herzbehütend,
Fühl' ich, wie Euer Gnadenmuth
verbrecherisches Unruhblut
Besiegt, den Seelenkampf begütend?
Lügt der Gesichte wundermahnen,
Das mir den wahlverwandten Geist,
Das Uluttermitleid mir verheißt
Und grenzenloses Liebesahnen?
B süße Reu', wohlthuend Beben,
Traum, der gesegnet, heilige Hand,
Du, angebetet und erkannt,
Neig' Dich hernieder zum vergeben!

Die Zukunft.

I^evermore,

Gedenken Du — was willst Du mir! Herbst, fahl,
Scheucht hin die Drossel durch der Lüfte Grau,
Die Sonne starrt herab den blassen Strahl,
Das gelbe Laub durchrauscht der Lrostwind rauh.
Allein — zu Zwein. Und traumhin unser Gang,
Im Winde Haar, Gedanken — sie und ich.
Bewegter Blick, lebendig goldner Klang
Lragt leis: Was ist der schönste Tag für Dich?
Der sanften engelsfrischen Stimme Leben . . .
Antwort — verschwiegnes kacheln. Tief ergeben
Küßt' ich-die weißen Finger, meinen nah.
Ach, erster Blumen erste Duftesgrüße,
Ach, erster Hauch, entzückend, flüstersüße,
von heißgeliebten Lippen erstes „Ja"!

«»

ZNein Lhetraum,

Wie oft, sehnsüchtig ferne, traumgeschaut
Die Unbekannte, liebend und geliebt,
Die jede Stunde neu und doch vertraut,
Ganz treu, ganz Wechsel, mich begreift, sich giebt.
Begreift! ZNein Herz, ihr, dem Kristalle gleich,
Kein RätKsel, ach! wie Allen, ihr allein.
Und meiner ^tirnc feuchtes Totenbleich
Erfrischen, baden Ihre Thränen rein.
Bb blond, ob röthlich, braun — ich acht' es nicht.
Ihr Name? Voll und sanft. Wie der sich spricht
von Li»stgeliebten, die das Licht verstieß.
Ihr Blick ist Blick aus stillem Zllarmorbilde,
Die Stimme hat den Alcing, die Tiefe, Milde,
Der Theuren, die der Tod verstuinmc» ließ.

Die Unsozialen.
AJMir müssen diesen Leuten gegenüber barmherzig sein, sonst können wir von ihnen auch uns gegenüber keine Barmherzigkeit verlangen." Also sprach der Wirkliche Geheime Rath Krohne in einer Sitzung der Internationalen Kriminalistischen Pereinigung. Mit „diesen Leuten" meinte er die „unsozialen Elemente": die gewohnheitmätzigen und die gewerbmäßigen Verbrecher. Eine wundersame Bergpredigt eigener Ausgabe. Ich glaube, der Nazarener würde den Kopf schütteln. Die Menschenliebe unserer Zeit hat insbesondere da, wo die geliebten Menschen mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gerathen oder sonst entgleist sind, einen bitteren Beigeschmack. „Seid barmherzig!" Ists nicht das böse Gewissen, das uns diese Mahnung zuflüstert? Das böse Gewissen unserer Zeit heißt soziales Gewissen. Das schlägt uns von wegen der Rücksichtlosigkeit des heutigen Daseinskampfes, der so viele Existenzen unter die Räder zwingt. Das scheucht unsere Blicke von den lichteren Höhen zu den Abgrundtiefen körperlichen und geistigen Elends. Das mahnt mit drohendem Finger und kränkelt unsere Gedanken an. Du, ich, unsere Gesellschaft sind die Angeklagten; die Gegner unserer Gesellschaft, unseres Rechtslebens sind die Richter. Bitte: seid auch Ihr uns barmherzig!

Ob wir uns noch so sehr weigern, in diesen Ton einzustimmen: das soziale Gewissen ist einmal erwacht und läßt sich nicht mehr einschläfern, auch durch keine Scharfmacher einschüchtern. Nenne es übrigens, der Du bar jedes Ilebermenschenthums bist, meinetwegenreinste Menschenliebe oder verstehende Barmherzigkeit, wenn Dir Das glatter hinuntergeht; mir solls einerlei sein. Laß nur die auf mildernde Umstände eingestellte Gesetzesmaschine weiter arbeiten; aber, bitte, auch richtig. Laß nicht kritiklos und allzu semmelweich Alle, Würdige und Unwürdige, am Mahl der Liebe mitschmausen; unterscheide fein säuberlich: sonst zeiht man Dich der Verschwendung unseres köstlichen Gutes.

Gern wollen wir verstehende Milde üben; selbst gegen den Verbrecher dort, wo seine Schuld auch die Schuld der Gesellschaft ist. Aber es giebt auch Verbrecher von anderem Kaliber; solche, die alleSchwächen unserer Zeit ihrenverbrecherischen Neigungen dienstbar machen. Gegen diese Leute sentimentale Milde zu üben, ist unverantwortliche Schwäche. Deshalb unterscheide man recht genau. Zwischen haltlosen, schwachen Naturen, die aus Noth, Gewohnheit oder Widerstandsunfähigkeit immer wieder dem Verbrechen anheimfallen, und den energischen Berufsverbrechern.

Professor Mittermaier aus Gießen hat gegen die „Unsozialen" Sicherungmaßregeln und Vergeltungstrafen empfohlen. Gemein» gefährlich Haltlose und Gewohnheitverbrecher sollen in eineSicherungnachhaft genommen werden, die freilich nicht die Härte der bisherigen Strafe haben dürfe, unter Umständen aber das ganze Leben lang dauern müsse. Ich würde einen argen Mißgriff in der gleichen Behandlung zweier Kategorien von Verbrechern sehen, die, so weit die subjektive Verantwortlichkeit in Frage kommt, oft fast nichts mit einander gemein haben und die auch das objektive Ur« theil einander sehr fern halten müßte. Soll etwa ein elender Ge-Wohnheitverbrecher, weil er wieder einmal ein Paar alter Hosen gestohlen hat, die Strafe (wollte sagen: Sicherungnachhaft) erleiden wie ein professionaler Geldschrankknacker? Besonderes Bedenken regt sich vor der Empfehlung einer Sicherungnachhaft auf Lebensdauer. Haltlose und Gewohnheitverbrecher würden damit doch wohl allzu hart bestraft. Es ist ja sehr bequem, diese unbequemen Elemente unsozial zu nennen und, im Interesse der Gesellschaft, in die Versenkung verschwinden zu lassen. Oft sind aber nur dieVer-Hältnisse, in denen sie leben und zu Gewohnheitverbrechern werden, unsozial. Hier wäre der Versuch sozialer Rettung oder doch Besse« rung geboten. Aber nicht durch Anwendung langer Sicherunghaft „mit milder Behandlung", wie Professor Mittermaier so schön sagte, sondern, wie Staatsanwalt Rosenseld aus Berlin vorschlug, durch energische und vom Herzen geleitete Entlassenensürforge. Diese Fürsorge muß aber systematisch und in großem Stil betrieben werden. Vom Staat. Die Wirksamkeit der jetzt schon an vielen Orten bestehenden privaten Fürsorgevereine für entlassene Strafgefangene ist unzureichend. Ich halte sie sogar im Prinzip für schädlich, da sie dem Staat eine Pflicht abnehmen, der er sich unbedingt selbst unterziehen muß.

Ich bin übrigens da, wo man nicht mit wirklich „schweren Iungens" zu thun hat, für kürzere Strafen. Die langen, in einfacher Freiheitentziehung, verbunden mit Arbeitzwang, bestehenden Strafen haben den Nachtheil, daß sich der Verbrecher leicht an seinen Zustand gewöhnt und sich dann leidlich wohl fühlt. Dann hat die Strafe aber ihren Zweck verfehlt. Da ist es viel richtiger, die Strafen kürzer, aber empfindlicher zu gestalten. Ein dazu geeignetes Mittel ist die Einzelhaft. Noch immer sitzen in allen kleineren und mittleren Gefängnissen mehrere Verurtheilte in einer Zelle. Da giebts kaum Langeweile. Kommt noch hinzu, daß die Leute anderswohin zur Arbeit geschickt werden, dann ist das Leben im Gefängniß erträglich. Die ganze Schwere der langen Strafen

lernen aber die in der Freiheit zurückgelassenen Angehörigen kennen, denen der Ernährer fehlt. Ich bin seit einer Reihe von Iahren Gefängnißvorsteher und habe unzählige Briefe der unglücklichen darbenden Frauen an ihre eingesperrten Ehemänner gelesen. Das bitterste Leid spricht aus ihnen. Knapp zu essen, keine Heizung, Wohnung gekündigt. Ich möchte den Gegnern meiner Anficht diese Briefe zu lesen geben. Und dann auch die anderen: die von leidlichem Behagen diktirten Episteln der im Gefängniß sitzenden Ehemänner. „Mir geht es hier so weit ganz gut und ich hoffe von Euch das Gleiche." Das ist der stereotype Anfang. Man verkürze die Strafen und mache sie durch Einzelhaft empfindlicher: dann werden die Briefanfänge aus dem Gefängnis; anders lauten, die Insassen sich vor neuer Bestrafungmöglichkeit hüten und ihre Frauen und Kinder den Ernährer nicht mehr so lange entbehren.
Ganz anders liegt die Sache aber bei. den energischen Naturen, denen das Verbrechen Beruf ist. Wer sie mild behandelt wissen will, kennt die Verbrecherpsyche nicht. Gewiß ists oft schwer, im einzelnen Fall zu unterscheiden, ob Haltlosigkeit und Schwäche oder verbrecherischer Wille das Agens zum Verbrechen war. Wo dieser Wille aber erkannt ist, da mögen die Apostel der Milde unerhört bleiben. Geheimrath Krohne, der für die Unsozialen ohne Unterschied Barmherzigkeit fordert, steht freilich nicht allein. Der brave Bürger pflegt, nachdem er den ersten Schrecken vor der im Lokalanzeiger prompt mitgetheilten „grausigen That" verwunden hat, bald seine Entrüstung in Neugier zu wandeln. Mama und Tochter, diese echt deutschen Frauenseelen, folgen dem Papa. Die Sache wird „furchtbar interessant". Die Zeitungnachrichten werden verschlungen. Dann kommt die Hauptverhandlung. Der Zuschauerraum ist dicht gefüllt und man sieht die elegantesten Toiletten. Mama ist natürlich auch da; für die Tochter schickt sichs noch nicht (man muß immer auf gute Sitte halten). Welche Bilder rollt die Verhandlung auf! Unter dem straffen Atlasmieder wechseln Entsetzen und süßes Gruseln ab. Der Vertheider spricht so schön; und ehe man sichs versieht, ist die Neugier des Publikums in zärtliches Mitleid umgeschlagen. „Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus." Ein Geist der Decadence, der das Mitleid vergeudet, mit dem Unwürdigen liebäugelt, dem entarteten Verbrecher fast mehr Mitgefühl entgegenbringt als dem Opfer dieses Unholds.
Der vollendete Gauner, Hochstapler und Räuber verlangt gar keine empfindsame Milde vom lieben Publikum; er will seine Kräfte mit denen der Gesellschaft messen. Er wird vielleicht vor blöden Augen den reuigen Sünder spielen, doch bei der ersten Ge-

legenheit, die sich wieder bietet, mit der Browningpistole in der
Hand im dunklen Wmmerlein oder im Eveningdreß unter den
Gästen eines Prunkhotels sich neue Opfer suchen. In diesen Ver-
brechernaturen ist der Impuls zur That der heiße Drang, sich unter
allen Umständen auszuleben; dieser Verbrechertyp, dessen Vertre-
ter ihren Mitmenschen die Mittel zu amusantem Lebenswandel ab-
zwingen, ist seinem innersten Wesen nach unsozial. Nur in den
allerseltensten Fällen giebt es für diese Naturen eine Bekehrung
durch menschlich liebevolle Behandlung. Der nach wüster Selbst-
bethätigung drängende Wunsch wird fast stets stärker sein als ein
guter Augenblicksvorsatz. Nur die Erkenntniß, daß die bekämpfte
menschliche Gesellschaft doch der stärkere Theil ist, kann hier zum
Verzicht auf die Verbrecherlaufbahn nöthigen. Einer energischen
Verbrechernatur imponiren nur energische Strafmittel. Ihr kann
auch die vorgeschlagene Sicherungnachhaft heilsam werden.
Rosenberg. Amtsgerichtsrath A. von Woldeck.
ÄM-^ie der Punkt von dem Raum, auch dem kleinsten, unendlich ver-
AsXA schieden ist, so ist es die Logik von allen möglichen Denkweisen.
Alle Denkweisen (es kann deren unzählige geben, wie es unzählige
Sprachen giebt, die vielleicht auf sie zurückzeigen) sind konkret; die
Logik aber, die Eine, ist ein nur Gedachtes, eine Idee, ein Abstraktum;
ein Grenzbegriff, dessen Funktion ist, uns in unsere Schranken zurück-
zuweisen, nicht, uns in ein Reich des Absoluten hinüberzuführen. Die
verschiedenen Denkweisen gravitiren nach der Logik, nähern sich ihr ik
unendlicher Progression, erreichen sie aber nie; oder, wie wir für unse-
ren Zweck besser sagen könnten: alle Denkweisen wurzeln in der Logik,
theilen sich, je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernen, desto mehr
und stehen einander am Ende als unüberbrückbare Gegensätze gegen-
über. Als Hauptrichtungen lassen sich unter allen möglichen Denk-
weisen zwei unterscheiden: je nachdem sie entweder an dem Satze der
Identität oder an dem des Widerspruches orientirt sind. Der Satz
^ ---- ^ weiß noch nichts von den Schranken der Individuation, sagt
über das Ich und Du, über das Hier und Dort, über das Nun und
Dann nichts aus. Diese Unterscheidungen bringt erst die, wie es scheint,
im strengsten Sinn unberechtigte Umkehrung des Identitätsatzes in
die Welt: Wenn ^, ^ so ist non dieser Satz des Wider-

Das unrettbare Ich.

spruches ist der eigentliche reine Ausdruck des vririeipii iinZiviSu»tio«is,
Ie nachdem eine Denkweise mehr nach dem Satze der Identität aus-
gerichtet ist oder mehr auf der Funktion des Satzes des Widerspruches
beruht, ergiebt sich als Konsequenz eine organische oder eine mecha-
nische Weltauffassung. Der Satz des Widerspruches, als der im Leben
brauchbarere, hatte im Kampf der Denkrichtungen natürlich mehr
Chancen, sich durchzusetzen, als der Satz der Identität. So ging die
indische Philosophie, die fast völlig auf diesem Satz beruhte, unter und
mußte der des westasiatisch-europäischen Denkens, das sich zum größten
Theil auf dem Satze des Widerspruches auferbaute, weichen. Wie
einseitig erscheinen uns heute die Identitätphilosophien des indischen
und griechischen Alterthums: das Vedsnta-System mit seiner Gleich-
setznng von Atman und Brahman, die Lehre des Buddha, der den
Individualismus ssKKsxsaittKi, die Ketzerei der Individualität, nannte,
die Weltdeutung des Xenophanes, dem der Sillograph Timon, iro-
nisch, wie er meinte, das Wort in den Mund legt, wohin er auch sei-
nen Blick wenden möge, löse sich ihm Alles in eine Einheit auf, und
die Philosophie des Parmenides, des Zeno und Melissus; und wie
modern dünkt uns dagegen ein Anaxagoras mit seinen Homoiomerien
und seinem Nus!

Bemerkenswerth ist, daß die Identität-Denker nie eine Religion
im Sinn eines strengen Gottesglaubens hervorbrachten, während die
Widerspruch-Denker den Monotheismus erfanden. Iene konnten von
sich aus niemals auf die Idee eines außerweltlichen Wesens gerathen,
weil, wo kein Ich als streng von allem Anderen geschiedene Einzelheit
gedacht wird, auch kein solches Du erdacht werden kann;*) Diese muß-
ten auf sie verfallen, denn wer das Ich als eine metaphysische Wesen-
heit setzt, als eine Unterschieden!) eit von allem Anderen, setzt überall,
zuletzt auch dort, wohin seine Kompetenzen nicht mehr reichen, im Un-
endlichen, Etwas von Allem Verschiedenes, ein Alles überragendes
Du, nämlich Gott. Die Mystik steht zwischen beiden Denkweisen; sie
geht von der Widerspruchslogik aus und erstrebt Identität als höchstes
Gut. Iede irgendmögliche Religion erweist sich im Grunde als eine
Nebersteigerung des Ich-Gefühls. Und wenn eine religiöse Weltstim-
mung wie die Mystik scheinbar gerade durch die Preisgabe des indi-
viduellen Selbst zu Stande kommt, so zeigt eine genauere Analyse,
daß diese Wandlung nur durch die „Verabsolutirung" des Ich-Gedan-
kens möglich wird. Das individuelle Selbst schwillt gleichsam zum
Welten-Ich, Eine völlige Preisgabe des Selbst erreicht jedoch auch die
pantheistische Mystik in der Hingabe des Einzelnen an das All nicht,
denn immer bleibt, wünschend und sehnend, das Ich, wenn anch nur

*) ?st ?vsm ssi, Das bist Du, der berühmteste Spruch indischer
Weisheit, bedeutet: alle Individuation ist Blendwerk, Täuschung,
Irrthum, Illusion; und wenn ich schon unterscheiden muß, so nenne
ich Alles lieber ein Du als ein Ich,

s

noch als das Gefühl des Abstandes vom All-Einen, zurück. Religion kommt zunächst aus demDrang, über sich hinaus zu streben; einWollen, ein Streben, ein Hang, aus Leiden stammend, bleibt sie immer. Religion ist das Gefühl, das aus Unzufriedenheit und Begier nach Etwas außer, über ihm greift und verlangt. Angelus Silesius nennt seine Sehnsucht nach Gott geradezu Hunger nach Gott; und hinter der Allegorie des christlichen Sakramentes der Kommunion liegt der selbe Sinn des Verlangens nach der Befriedigung eines tiefen Bedürfnisses, ganz im Gegensatz zu allem Glauben, der niemals den Charakter eines Verlangens, stets den eines Habens zeigt. Mit der Setzung des Ich, die auf dem Grund aller Religion fühlbar ist, hebt gleichsam die Projizir»ng des Ich ins Unendliche an; im Unendlichen wird es, wo sonst kein Inhalt gefunden werden kann, Gott. Gott und Ich sind Korrelativ«: wird das eine aufgehoben, so hat das andere seinen Sinn verloren. Dies weiß wiederum Silesius ungemein drastisch auszudrücken, indem er sagt: Gott kann ohne mich nicht einen Augenblick sein^wenn ich vergehe, mutz er den"G?iff aiWeVM-.'" -"

^' Dieses Ich nun ist im Sinn der organischen Betrachtungweise, der objektiveren und daher szientifischen, eine bloße Illusion. Wäre nämlich der Ausstrahlungpunkt der Religion, das Ich, eine objektiv erhärtbare, also nach dem Satz der Identität erdenkbare Sache, entspräche diesem Ich-Gedanken irgendwie und irgendwo Etwas in der Struktur des Weltganzen, so ist klar, daß seine Projektion und Ausweitung niemals ein völlig Falsches und Grundloses ans Licht fördern könnte. Aber dieses Ich selbst ist eine Pordergrundserscheinung und wird durch die naive Rückbeziehung von Empfindungen auf Etwas, das da empfindet, existent. Der Satz des Cartesius: „Ich denke" ist noch weniger einwandfrei logisch als der Satz: „Ich empfinde". Unwidersprechlich logisch ist nicht einmal die Aussage, daß es Empfindungen giebt, da der Satz der Identität nicht besagt, daß es ein (Empfindungen) giebt, sondern nur: Wenn es ein ^ (Empfindungen) giebt, so ist ^ ^ ^ (Empfindung Empfindung). DiesesWenn stammt nicht aus logischen Gründen, sondern aus der Wahrnehmung, also aus den Sinnen. Daher läßt sich die Existentialität logisch allerdings leugnen, wie es Manche in einer übertriebenen Schätzung der logischen Zulänglichkeit unter geflissentlicher Ausschaltung der sinnlichen Wahrnehmung versucht haben (Gorgias). Zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel steht die Aussage: ,,Es„HeM^„(LjMenberg) und „Es einpfind.el" (Wach), Das Ich in dem Satz: „Ich denke" hat nur'einen praktischen Werth, aber durchaus keinen logischen Accent; es ist eine rein grammatische Hilfe, logisch aber eine Erschleichung, die auf das Unvermögen des naiven Bewußtseins zurückgeht, Etwas, das objektiv ist, anders als in Bezug auf ein Subjekt aufzufassen. Daß es Empfindungen giebt, ist nicht logisch, aber sinnlich gewiß; daß ich es bin, der empfindet, ist weder logisch noch sinnlich gewiß. Auch in dem Satz: „Ich denke, also bin ich" ist nur Das, was zu beweisen war, im Voraus

schon behauptet worden, nämlich in der logisch und sinnlich unzulässigen Subjektivirung einer objektiven Thatsache, Zuvor mußte bewiesen werden, daß die Subjekt-Objektstellung einer Thatsache außerhalb des menschlichen Bewußtseins entspricht. Diese Frage hat jedoch erst ein Größerer nach Descartes gestellt: Kant; und er hat, im negativen, bedeutenden Theil seiner „Kritik der Reinen Vernunst" gezeigt, daß es nicht so sein könne; womit die dogmatische Setzung eines absoluten Ich (und damit auch dessen Projektionsorm: Gott) haltlos geworden ist.

Daß die mechanisch-materialistische Fassung des Ichbegriffs zu ganz anderen Konsequenzen führt und führen muß, ist darin begründet, daß für sie der Satz des Widerspruches eine eben so große, ja, eine größere Dignität hat als der Satz der Identität. Hier kann aber bloße Kritik nie ganz entscheiden, auf welcher Seite das höhere Recht liegt. Denn wenn schon der Satz ^ ^ ^ auf Treue und Glauben hingenommen werden muß, so ist kein realer Grund, den anderen, ^ von — ^, unbedingt zu verwerfen (etwa, indem man sagt, dieser verhalte sich zu jenem wie Aberglaube zum Glauben, wofür sich etliche Anhaltspunkte finden ließen). Höchstens kann sich hier die feinere Sinnlichkeit auf ihr Credo berufen, wobei es sein Bewenden haben muß.

, Psychologisch betrachtet, zieht die mechanisch-materialistische Auffassung in allem Weltgeschehen nur das Einzelne, das Atom, in Betracht und sieht im günstigsten Fall die Polarität der Dinge, während die organische Auffassung die Einzelheiten zusammenschaut und das Durch- und Füreinander, die Totalität berücksichtigt. Die mechanische Weltauffassung will in der Seele, im Ich, eine Monade erblicken, (Leibniz), die einzig ist, auch im Sinn der Einmaligkeit. Dagegen sieht die andere im Prinzip der Individuation einen Irrthum unseres an feste Normen gebundenen Intellekts, dem überall, wo wir nicht sind, nichts entspricht. Das „Ich bin" der atomistisch-mechanischen Weltanschauung steht wie ein Fels im Strom der Zeit; es ist das „Zeitlose". Praktisch ist demnach diese Auffassung von unleugbarem Werth. Wir könnten kein Bewußtsein vom Zeitverlauf, keine Erinnerung, haben, wenn sich in uns nicht Etwas der „Zeit" entgegenstellte: als eine Konstanz, die aber nicht als eine absolute zu nehmen sein wird, sondern nur als eine langsamere Veränderung; die Zeitempfindung wäre also die Empfindung der Differenz zwischen zwei (oder mehreren) Bewegungsgeschwindigkeiten. Das Ich im Sinn der organischen Deutung ist kein beharrendes Ich, ist nicht, wie dieses, irgendwo im Ewigen gleichsam festgebunden. In den Fluß der Dinge ward es hineingezogen und weiß von keinem strengen Gegensatz zwischen Vergangenheit nndGegenwart (eine wunderliche ErMeinung, die Goethe an sich mit Erstaunen erlebte und beschrieb), zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Psychischem und Physischem. Das Ich ist unrettbar. Dieses Wort Machs, in dem indische^Weisheit wieder zu Ehren gelangt, hat erorzirende Gewalt: wo es ertönt, zerstiebt aller Spuk. "' V u^w i'g V erndl^

Jüdinnen/)
ißmuthig bog Hugo um die Ecke'des Waldweges. Da wurde er
durch einen unerwarteten Anblick festgehalten. Eine weißge-
kleidete Dame lag auf der Erde, das Gesicht zwischen den Armen und
dem Boden zugewendet. Eine andere Dame, dunkel gekleidet, und ein
Herr schienen sich um sie zu bemühen. Die Dame lebhafter, besorgter,
fächelte mit den Händen der Liegenden Luft ins Gesicht, sprach schnell
.und unverständlich; der Herr, ohne Hut und im Frack, allem Anschein
nach ein Kellner, zeigte sich bei näherer Betrachtung eher in der Rolle
eines Wartenden als eines Helfers. Und als nun auch er, uach einer
Pause, auf die Liegende losredete, machte es sogar fast den Eindruck
einer Drohung. Hugo stand still, ungewiß, ob er eingreifen solle. Da
warf sich die alte Dame herum, ohne Besinnung, zufällig, wie in die
Ferne gekehrt, und rief mit schwacher, verzweifelter Stimme nach Hilfe,
Hilfe Mit einem Ruck war Huge an ihrer Seite.
„Was giebt es denn? Kann ich helfen?"
Sofort hob sich das Gesicht der weißgekleideten Dame vom Boden
empor. Sie war noch jung; blonde Haare sielen in einem zerrauften
Kranz über ihr Gesicht. „Retten Sie mich, schützen Sie uns!" Sie
schluchzte; die Hand an ihrer Frisur zitterte.
Hugo sah sie an, wandte sich dann an die ältere, die, glückselig,
ein Lebenszeichen erhalten zu haben, und ohne sich mehr um Hugo zu
kümmern, den Kopf der jüngeren an sich emporzog und mit Küssen
bedeckte. Sie suchte ihr zu helfen, sie zu stützen, sie aufzurichten. Müde,
wie man sich herabgleiten läßt, bog sich die weiße Dame an ihrer Brust
empor, eine Hand auf der Erde noch bei ihrem Hut, der abgefallen war,
zurücklassend, und sandte verwirrte Blicke umher, der älteren Dame
zu. „Oh, meine Mutter!"
Hugo, von den Beiden verlassen, die in heftiger Erregung nur mit
einander sich beschäftigten, schritt nun auf den Kellner los. Nur er
konnte Auskunst geben. „Was ist vorgefallen?"
„O nichts, bitte Ich wollte nur ... die Rechnung hat um eine
Krone mehr gemacht Ich habe falsch herausgegeben"
Aus der Umarmung warf ihm die Tochter einen flehenden Blick
zu. Hugo, für den einen Moment lang die Situation verständlich ge-
wesen war, stand nun wieder rathlos. Die Mutter, als hätte sie auf den
Augenblick gewartet, begann plötzlich, zu weinen, als sie die Tochter
wieder fest auf den Beinen sah, ihren Sonnenschirm schüttelnd, wie um

*) Fragmente aus dem Roman „Iüdinnen" (Arel Iuncker in
Berlin); Bruchstückchen, deren Werth auch ohne Kenntniß des Gan-
zen, der Handlung, geschätzt werden kann, weil sie den Betrachter vor
den selten gewagten und doch, nach Vieler Meinung, nothwendig ge-
wordenen Versuch stellen, in einem deutlich abgegrenzten Kreis öster-
reichischen Lebens die Psychologie jüdischen Wesens erkennen zu lehren.

ihn von Moosflocken zu reinigen. Nun war sie wieder hilfbedürftig, wurde von der Tochter festgehalten. „Schnell, schnell", riefen die Beiden. Hugo, ganz verstört, griff in die Tasche und holte eine Krone aus dem Portemonnaie, die er dem Kellner reichte. Mit einer kleinen, ernsten Verbeugung nahm sie der Kellner und verschwand.
Den Hut ziehend, jetzt erst, näherte sich der Iüngling höflich den beiden Frauen.
„Er ist weg, Mama, nun, er ist weggegangen... Dank Ihnen!"
„Aber ich weiß gar nicht."
„Sie haben mich gerettet"
„Du Ueberspannte", rief die Mutter und hörte sofort zu weinen auf. „Mit Dir weiß man schon nicht Mein Herr, Sie haben uns in einer Lage gefunden Alles bist Du schuld, Irene! Bitte, entschuldigen Sie doch"
„Aber, ich bitte schön, es war meine Pflicht"
Hugo erschrak. Er hatte gerade, wie es ihm im Munde lag, einige offene und bescheidene Worte über seine That sagen wollen, da unterbrach ihn ein seltsamer Blick Irenens. Listig und, fast schien es, mit Ironie sah sie ihn an; plötzlich kühl und überlegen. „Nun, unser Ritter, gehen «Sie noch ein Stückchen mit uns?" Hugo fühlte sich plötzlich von oben bis unten gemessen, abgeschätzt, überprüft; er spürte die Noth-
h-
wendigkeit, etwas Ernsthafteres zu sagen. Aber Irene, die nun neben ihm ging, mit kurzen Bewegungen ihren Hut feststeckte, lächelte jetzt: „Wir wollen uns doch zunächst bekannt machen, wie es sich gebührt, nicht wahr? Ich heiße Irene Popper, Das ist meine Mama ... und Sie, Herr Ritter"
„Hugo Rosenthal."
„Gymnasiast, nicht wahr?"
„Ia." Verwundert blickte er sie an. Nun, seinen Beruf mochte sie an dem Schulbuch erkannt haben, das er in der Hand trug. Aber warum lag in ihrem Ton Etwas, als mache sie ihm diesen Beruf zum Vorwurf? Verspottete sie ihn? Sie redete so, als korrigire sie Fehler, die er gemacht hatte, ohne überdies besonderen Werth darauf zu legen. Seine ganze Selbstzufriedenheit war mit einem Schlag verschwunden. Im Gegentheil: er glaubte, die Sache irgendwie ungeschickt angefaßt zu haben; vielleicht hätte er sich zuerst vorstellen sollen. Vorhin hatte er noch gemeint, Etwas geleistet zu haben. Wer hätte es aber jetzt dieser eleganten Dame angesehen, daß sie sich eben noch im Gras gekrümmt hatte? ^
„Wir haben einander unter so sonderbaren Verhältnissen kennen gelernt," fuhr sie, immer ruhig lächelnd, fort, „daß wir wohl über die Förmlichkeiten hinweggehen können. Auch scheinen Sie eine Erklärung zu erwarten"
Hugo schwieg, gänzlich verschüchtert.
„Nun, geniren Sie sich nicht Sie haben ja das Recht dazu,"
Sie griff in ihr Täschchen. „Ich glaube auch, bemerkt zu haben, daß Sie Etwas für uns auslegten Ich war so erregt"

„Nichts war daran" (jetzt mischte sich die Mutter ins Gespräch,
die hinter ihnen herging). „Glauben Sie es mir. Der Kellner war uns
nachgegangen, um eine Nachzahlung zu verlangen, sonst nichts. Kaum
aber sieht ihn Irene (sie war schon den ganzen Nachmittag über so
nervös): gleich fällt sie in Ohnmacht"
„Das Fräulein hat also..."
„Meine Mama ist immer Optimistin"; die Tochter zog ihn mit
sich. „Das aber sagst Du nicht, Mama"; sie drehte sich wieder um,
„warum ich den ganzen Nachmittag so nervös war. Wahrscheinlich
hast Du es nicht einmal bemerkt, daß dieser Kellner mich immerfort
fixirt hat, als wir im Schützenhaus saßen, daß er mir die Hand zu
drücken suchte, als wir zahlten!..."
„Einbildung!"
„Daß er uns nachging und plötzlich an dieser einsamen Stelle mit
einem Schrei auf mich losging"
„Du hast geschrien, nicht er"
„So sind die Mütter." Irene sprach nur noch mit Hugo; und die
Mutter, nun auch beruhigt und, wie es schien, an diese Vernachlässi-
gung gewöhnt, blieb ein immer beträchtlicheres Stück hinter den Bei-
den zurück. „Sie sehen nichts, sie hören nichts, höchstens, wenn es sich
ums Heirathen handelt. Das heißt: ums Verheirathen ihrer Töchter;
dann sind sie dabei, dann machen sie die Augen auf Ach Gott!"
Sie nahm einen resignirten Ausdruck an.
„Es wird also ewig unklar bleiben "Hugo suchte zu vermitteln.
Gleich war sie beleidigt: „Wenn Sie mir nicht glauben ...", aber
sofort besann sie sich und lächelte wieder: „überdies habe ich ja gar
keine Ursache, auf diese Eroberung besonders stolz zu sein, nicht wahr?"
Ihr Lächeln zog den Mund schief, die eine Hälfte des Mundes ging in
die Wange empor, während die andere sich eher herabzusenken schien.
Nicht gerade die Miene der Verachtung war von dieser zweiten Wange
abzulesen, aber immerhin etwas Zurückhaltendes, eine Reserve, Etwas,
das über das Lächeln der einen Wange zu lächeln schien. Oder als ob
Irene über etwas ganz Anderes lächle, als man nach dem Gang des
Gespräches voraussetzen mochte, und als ob sie zugleich mit einem ge-
wissen Stolz andeuten wolle: Ia, wenn Ihr wüßtet, worüber ich lächle!
Das ist nicht so einfach, ist nichts für Euch! Eigenthümlich war es auch,
daß sie den Mund beim Lächeln nicht öffnete, keine Zähne sehen ließ,
sondern eher noch die Lippen fester aneinanderpreßte, so daß sie noch
schmaler und blasser schienen als sonst. Hugo war ganz gefesselt, indem
er sie betrachtete... Sie fuhr fort: „Ein Wenig komisch muß ich Ihnen
ja vorkommen, -wenn Sie meiner Mama zuhören"
Er wollte zu einer längeren Widerlegung ansetzen. „Sie bringen
mich in Verlegenheit"
„Nein, nein," unterbrach sie, „Sie haben Recht. Ich muß ja allen
Menschen sonderbar erscheinen. Ganz einfach; wissen Sie, warum?
Weil ich es bin. Vielmehr: ich bin es nicht. Ich bin vielleicht ganz

Jüdinnen,
gl
gewöhnlich. Iedenfalls wäre ich es gern. Aber mein Schicksal ist so merkwürdig. Ich lebe in Geheimnissen, in Erlebnissen, ich muß jeden Tag Etwas erleben. Ich will es ja nicht. Ich habe schon genug davon. Aber da hilft nichts: es kommt zu mir, es drängt sich direkt an mich."
Noch nie hatte Hugo ein Mädchen so reden gehört. Eine unklare Fülle von neuen Vorstellungen tauchte auf. Mädchen: Das waren doch diese weißen dummen Geschöpfe, denen man Blumen in die Tanzsäle bringt, denen man auf den Tennisplätzen Witze erzählt, für deren Bedürfnisse man sich einrichtet, vereinfacht. Und jetzt Diese redete ja wie ein gescheiter Mann; man konnte mit ihr wirklich vernünftig sprechen, von Allem vielleicht, wie man wollte. Er war von Natur aus zur Begeisterung geneigt. Ietzt faßte ihn eine heftige Verehrung für die Dame neben ihm; wie weit dieses Zusammentreffen sein Leben beeinflussen könne, schien ihm noch gar nicht absehbar. Jedenfalls fühlte er: Was ihm vorhin an ihren Reden beinahe arrogant erschienen war, fand er jetzt ganz berechtigt. So ein hervorragendes Wesen. Eine Erregung beherrschte ihn, sein Herz öffnete sich: „O ich verstehe Sie! Ich weiß, was ein Geheimniß bedeutet."
„Bei mir giebt es schon gar nichts Normales mehr,, in meinem Leben", fuhr sie mit schmerzlichem Zucken ihrer Mundwinkel fort und nun schien dieses Zucken Etwas vom vorigen Lächeln zu haben, wie auch das vorige Lächeln vom Zucken. „Und das Schrecklichste dabei: Alles ist von dem einen Geheimniß beherrscht, Alles geht darauf zurück. Auch wenn ich den Zusammenhang nicht gleich einsehe, bin ich jetzt schon immer im Voraus überzeugt, daß es wieder mit der selben Sache irgendwie zusammenhängt. Mein ganzes Leben hat eben seinen Charakter, seinen phantastischen Anstrich von dieser einen Sache So, zum Beispiel, heute, diese blödsinnige Geschichte mit dem verliebten Kellner; glauben Sie, ich würde mich nur einen Moment wundern, wenn auch diese Geschichte wieder von meinem Geheimniß herkäme? Wundern? Ich bin davon überzeugt."
„Wie haben Sie Recht, Fräulein", sagte Hugo mit ehrlicher Bewunderung. „Ich kann Ihnen Das nachfühlen. Wenn ich auch bisher mein Gefühl noch nicht in Worte gekleidet habe. Ich habe nämlich auch ein Geheimniß." Er hoffte, daß sie ihn näher danach fragen würde, Sie aber schaute ihn mit eigenthümlichem Blick ihrer hellgrauen Augen an: „Sie auch?" Sie war etwa um einen Kopf größer als er; und, so sagte er sich, vielleicht kam die eigentlich unangenehme hochmüthige Art ihres Schauens nur von dieser Größenverschiedenheit.
„Sie sind noch sehr jung, nicht wahr?"
„Septimaner."
„Wie ich gut rathen kann."
„Nun, es ist nicht so arg." Er versuchte, ihren abweisenden Ton nachzuahmen. „Ich bin nämlich nicht Gymnasiast, wie Sie riethen, sondern Realgymnasiast"

„So? Wie ist Das eigentlich?" Sie hörte ihm aufmerksam zu,
während er ihr erklärte. Sofort schwoll seine Freude wieder. Nie hatte
er mit Mädchen so ernst sprechen können Er beeilte sich, um ihr
nicht lästig zu fallen, faßte in drei Sätze Alles zusammen, seine Er-
ziehung, seine Neigungen, sein Ideal
„Das ist sonderbar", sagte sie, gleichsam anerkennend.
„Warum sonderbar? Finden Sie Das wirklich.../
„Nun, Realgymnasium ist etwas Sonderbares. Iedenfalls ist es
nicht so gewöhnlich wie Realschule oder Gymnasium." Dieser Gedanke
war ihm, dem stets sachlich von seiner Beschäftigung Erfüllten, nie ge-
kommen. Er erschien ihm auch jetzt äußerlich und wenig wichtig, wenn
auch ganz interessant. Und diesen kleinen Tadel wagte er auch ihr aus--
zudrücken. Nicht aber aus eigener Neigung, denn er hätte am Liebsten
immer nur gelobt, sondern nur gleichsam, um ihrer Gesprächsweise
sich anzugleichen. Zu seinem Erstaunen überhörte sie fast ganz, was
er sagte: „Wir passen also zusammen. Ieder von uns hat etwas Son-
derbares Und Sie haben also auch ein Geheimniß?"
Er lächelte: „Es fällt Einem schwer, auf solche Frage Ia zu sagen,
nicht wahr? Etwas Anderes, wenn man Das in der eigenen Rede aus
eigenem Antrieb vorbringt." Eine ihm ganz ungewohnte Lust, zu kri-
tisiren und ins Feinste zu gehen, war plötzlich erwacht.
„Bei Ihnen ist halt Alles komplizirt und nicht so einfach zu sagen,
Sie Realgymnasiast."
Iäh schaute er ihr ins Gesicht. War Das Hohn? Aber nein, sie
blickte ihn wohlwollend an, mit einer gewissen Freude: „Ach werde
Sie so nennen, bei mir; Realgymnasiast. Das ist hübsch. Es drückt
Alles aus, alles Sonderbare in Ihnen."
„Aber ich finde es, wie gesagt, gar nicht so sonderbar, ein Real-
gymnasiast zu sein." Er lachte heraus, da ihm einfiel: „Ich habe so
viele Mitschüler...."
„Ganz egal. Verstehen Sie Das nicht? Für mich klingt es son-
derbar. Es handelt sich doch nur um meine Impression. Ich habe so
die Gewohnheit, meine eigenen Schlagworte zu bilden. Neue Mün-
zen zu prägen", setzte sie im Ton des Citates hinzu. Aber plötzlich
streckte sie ihre Hand aus: „Ich bin froh, daß. ich Sie gefunden habe."
Sein Gesrcht erglühte. Verwirrt reichte er ihr die Hand: „Noch
dazu auf so sonderbare Art "Aber da stieß sie seine Hand weg:
„Pfui, was für ein häßliches Wort, dieses: sonderbar! Wie ich Das
hasseZ" Mit einem Mal verlangte sie tyrannisch Herzlichkeit von ihm,
indem sie seine herabgefallene Hand an sich nahm: „Muß man denn
immer dieses Wort im Munde führen, immer darauf stoßen? Seien
wir doch einfach froh, was ..." Rnd jetzt öffnete sie auch beim Lächeln
ihren Mund und ein freundlicher Glanz erschien in ihren Augen. Vor
Glück drückte er ihre Finger zusammen. Schnell entglitt ihm die Hand,
kühl und schmal wie ein Fisch.
„Aber wohin kommen wir da eigentlich?" fragte die Mutter,
indem sie einige schnellere Schritte machte.

Die Beiden blieben stehen und sahen vom Rand der Königshöhe, an den sie jetzt gelangt waren, ins Thal. „Ach weiß gar nicht, wohin die Herrschaften wollen!"
„Nach Zedlitz zurück natürlich."
„Wir wohnen im Herrenhaus", sagte Irene, nicht ohne ein Wenig Stolz auf das vornehme Logis. „Kennen Sie es?"...
„Ich bin Teplitzer."
„Wie? Sie sind nicht Kurgast? Ich dachte bestimmt." Sie lachte laut auf, mit einem heftigen Vorbeugen ihrer schmalen Brust, als huste sie. „Also Realgymnasiast und Teplitzer"
„Ist Das auch so etwas Besonderes?" fragte Hugo mißtrauisch.
„Könnten Sie die Liebenswürdigkeit haben," bat die Mutter ernst, „uns auf dem kürzesten Weg hinunterzubringen? Man erwartet uns ja, Irene."
Hugo wandte sich der Mutter zu; es schien ihm wie eine Erholung, wieder einmal ganz ungezwungen reden zu können, und er faßte sich deshalb nicht zu kurz: „Da haben wir uns aber schön verirrt. Da haben wir einen schönen Umweg gemacht. Da herunter gehts gar nicht. Das ist genau die entgegengesetzte Richtung^nachPrasseditz."
„Nach Prasseditz", jauchzte Irene beinahe. „Genug! Sie sind als Teplitzer dokumentirt. Gehen wir also"
„Ist Das so was Arges?..." Hugo sah sie ärgerlich an.
„Wie redest Du wieder, Irene?" ermahnte die Mutter, die aber nur widerwillig, gleichsam einer Pflicht gehorchend, da sie nun einmal zufällig dabei stand, ins Gespräch eingriff.
Irene hörte sie gar nicht. Lustig spottete sie weiter: „Da kennen Sie ja am Ende auch die Weils und die Kapperischen? Das sind nämlich Alles meine Verwandten, lauter Teplitzer"
„Flüchtig kenne ich allerdings..."
„Vielleicht sind wir am Ende auch noch verwandt? Wissen Sie, so: unsere Kuh hat auf Eurer Wiese geweidet. Wenn zwei Iuden einander treffen, bekanntlich, so sind sie doch nach zehn Minuten schon verwandt mit einander." Und sie begann, die Art solcher Gespräche nachzuahmen: „Also meine Mutter ist eine geborene Bondy...."
„Ist nicht vielleicht (Sie heißen doch Rosenthal) der Rosenthal in Laun, was das große Hopfengeschäft hat, Ihr Herr Bruder?" Die Mutter wurde sofort eifrig, wie von diesem Ton ins Innerste getroffen.
„Mein Bruder ist schon lange tot"
„Pardon...."
„Nein, wirklich," rief Irene schnell, „diese Teplitzer sind unausstehlich. Namentlich die Frauen, meine Cousinen zum Beispiel. Gegen die Männer will ich ja vorläufig nichts gesagt haben. Wissen Sie, die Frauen haben Toiletten aus Wien, aus Paris. Hier ist Alles ä Is Großstadt, ganz Töplitz ist 5 Is Großstadt. Das ist das Wort, das ich mir darüber gemacht habe. Gut, nicht wahr? Das Theatercafs, zum Beispiel, diese Pracht! Oder die Telephonverbindungen, die Autos, das Theater: K Is Großstadt. Dabei sagen die Frauen einander durchs

Telephon, was sie zu Mittag kochen. Mit dem Auto fährt man wegen eines Buches zur Leihbibliothek. Es geht eben doch nicht recht mit der Großstadt." Sie wackelte vor Ironie mit dem Kopf.
„Ich bin nur über die Ferien zu Hause", sprach Hugo mit einer gewissen Aengstlichkeit, dis ihn selbst in Erstaunen setzte. „Ich studire in Prag. In Töplitz giebt es kein Realgymnasium."
„Sehen Sie, Ihr Gutes hängt doch mit dem Realgymnasium zusammen. Nun, wie hab' ich Das intuitiv erkannt! Wie bin ich!" Hugo fand, daß Selbstbewußtsein ihr sehr gut stand. Sie richtete sich dabei auf, während ihre schwache Gestalt sonst die Neigung hatte, sich irgendwie zu krümmen, wie aus allen Gelenken gekegelt. Da die Mutter sich wieder diskret zurückgezogen hatte, sobald die Unterhaltung vom Gewohnten abwich, konnte er unauffällig von der Seite sie betrachten. Sie schien nicht mehr jung; an die fünfundzwanzig Iahre konnte man sie schätzen. Ihr Gesicht war klein, der Teint, obwohl man keinen Fehler an ihm bemerken konnte, nicht gerade schön. Er war zart, auch rosig, aber wie von einem schwachen bräunlichen Gesammtton gedeckt, so daß in dem Rosa keine Uebergänge, keine Schattirungen sichtbar wurden. Zu gleichmäßig war dieser Teint. Die untergehende Sonne ließ ihr Haar röthlich glänzen. „Sie haben wunderschönes Haar", bemerkte er leise.
Traurig senkte sie den Kopf: „Das ist schon das Letzte, wenn man von einem Mädchen sagt: Sie ist lieb; oder: Sie hat schönes Haar. Da ist sie gewiß häßlich Das hätten Sie nicht sagen sollen, Herr Hugo...."
„Aber ich meinte ja gar nicht..." Er erschrak über ihre Offenheit.
„Einerlei. An solchen Abenden ist jedes Wort gefährlich. Und wie Das Erinnerungen weckt! Schmerzliche Sehnsucht liegt in dieser Luft, die Einen anhaucht; man muß die eigene Sehnsucht tief einsperren, sonst antwortet sie."
Von Neuem war er überrascht. Sie ging jetzt mit kleinen Schritten, huschte, sprang über Wurzeln, so daß er Mühe hatte, ihr zu folgen. Ihre Wangen, an deren Rändern eine sanfte Blässe erschien, sahen runder und mädchenhafter aus. Selbst ihre sonst lang hervortretende magere Nase fügte sich unter dem zärtlichen Sprühen ihrer Augen milder an die Stirn, die Haare zitterten, und wenn man näher hinsah, zitterte die ganze Gestalt wie unter dem Druck unsichtbarer Küsse. Die blauen Adern zeichneten sich an den Schläfen ab, ein paar Blitze. Irgend Einem lief sie entgegen, sie umarmte einen Schatten, mit einem seligen Stammeln der Lippen hauchte sie leise Seufzer vor sich hin. Als sei jetzt ihr tieferes Wesen an den Tag gekommen, lächelte sie glückselig, beruhigt, ohne eine Spur von Eitelkeit Hugo fühlte, wie sie ihn allein ließ. „Sie sind wohl sehr verliebt?" Mit dieser Frage suchte er sie festzuhalten.
Sie nickte. Es schien sie nicht zu stören. Sie ging noch schneller; elfengleich flog sie an seiner Seite,

Er kam sich einfältig vor; dennoch konnte er es nicht zurückhal-
ten: „Ganz wie ich. Ich bin auch so verliebt"
Gefühlvoll sah sie ihn an. Keine Spur von schroffer Erwiderung.
Sie blieben im Schatten einer Kiefer stehen, lehnte sich heftig athmend
an eine Bank. „Das ist arg, nicht wahr?"
„Arg und schön zugleich/
„Nicht wahr, auch sehr schön?" Eine Thräne trat in ihr Auge.
„Es ist wirklich gut, daß ich Sie fand. Wir werden Freunde werden."
„Wir sind es schon", sagte er, mit edlem Ton. „Sagen Sie, fin-
den Sie es denn nicht eigenartig, daß wir schon so intim zu einander
reden? Wir haben uns doch vor einer halben Stunde noch gar nicht
gekannt, haben nichts gewußt, Einer von des Anderen Existenz."
„Nein, sehen Sie, ich finde es nicht einmal mehr auffallend!"
„Nein, ich auch nicht. Aber merkwürdig ist das Leben", sagte er
und es erschien ihm räthselhaft, wie er hier vor dieser fremden und doch
so nah gefühlten Dame stand, das Knie auf den Banksitz gehoben, wäh-
rend der Abendwind hoch oben die Bäume bewegte, den schmalen
Streifen des Himmels, der über dem Weg erschien, bald enger machte,
bald verbreiterte, je nach der Richtung, die er den Bäumen gab, und
wie dieser selbe Abendwind ihm in die heißen Wangen griff, dort wie-
der eine blonde Strähne sanft an Irenens Ohr schlug und wieder auf-
richtete. Dazu der dunkle Durchblick an Baumstämmen vorbei, in an-
dere Stämme, i,n schuppige Rinde, in das Holz der Zweige, in Nadeln,
abgefallene Zapfen und Erde, bis Alles im Hintergrund zu einer un-
durchsichtigen Wand verschwamm. „Merkwürdig", wiederholte er. „Da
muß ich gerade des Weges kommen und Sie müssen diesen Zwischen-
fall haben Wäre ich nur fünf Minuten früher oder später aus
dem Haus gegangen"
„Wissen Sie: so zu reden, hat wenig Sinn. Wir wollen auf die
Mama warten." Sie setzte sich auf die Bank.
„Werden Sie sich nicht erkälten?" Aber während er Das sagte,
scheinbar gleichgiltig, und sein Knie zurückzog, zitterte er vor Ehr-
furcht beinahe. Was hatte sie da gesagt! „Das hat wenig Sinn." In
diesen einfachen Worten lag Etwas verborgen, das er in seinen ge-
heimsten Gedanken irgendwie ungewiß hier und da gefühlt hatte. Er
verstand si,e, o so gut! Und mit einer Wollust, die er nie vorher gefühlt
hatte, fragte er leise: „Was wollen Sie damit sagen, daß. es keinen
Sinn hat?" Es schien ihm ganz unwahrscheinlich, daß Iemand auf die
selben Ideen verfallen konnte, di,e er als letzte Grenze seines Nach-
denkens kaum mehr faßbar in sich trug. Er mußte Das prüfen
Sie lachte; aber nichts Verletzendes lag diesmal in dem Schall:
„Wi,ssen Sie, ich habe dafür ein Wort: antiefen; man soll einander
nicht antiefen. Es giebt eben gewisse Dinge, die letzten meinetwegen,
wenn man über die redet, selbst im besten Glauben, so kommt nur Ba-
nalität heraus. Tod, Schicksal, Menschheit, Leben, Gott: Das sind
solche Di,nge. Und da wohnt im Herrenhaus ein Mensch, Sie werden

i,hn noch kennen lernen, Nußbaum heißt er, der tieft mich immerfort an. Das ist so ähnlich, als sagte ich: Er ekelt mich an. Ein Lustspieldichter ist er obendrein."
Es war genau, was i,hm vorschwebte. Es schien ihm wenigstens ei,nen Augenblick lang so. In dem Moment, da er zu reden begann, verschob si,ch aber schon das Einverständniß. Er fühlte gleichsam, daß er seinen eigenen Gedanken, der ihm bisher als letztes Ende gegolten hatte, nebelhaft, fortentwickelte: „Unter Freunden darf man sich aber vielleicht antiefen."
Sie sah ihn klug an: »Ein neuer Einfall... Ia, vielleicht..."
„Wenn man es mit Gefühl thut, nicht nur mit dem Verstand, so verliert es alle Widerwärtigkeit."
„Ja, unter Freunden darf man sich antiefen. Das sei das Resultat unseres ersten Spazirganges. Wir werden noch viel Philosophie treiben." Sie regte sich gleichsam, sie schien eine neue Lebensmöglichkeit zu gewahren; man sah erst jetzt, daß sie bisher immer ganz niedergeschlagen geredet hatte. Ietzt erst schien sie wirklich fröhlich, bewußt. Er grinste und sein Knabentemperament kam zum Vorschein, als er den nächsten Ast abriß, mit Anstrengungen, und wie mit einer Peitsche mit ihm in die Luft klatslchte. „Und, sagen Sie mir, wollen Sie von Ihrem Geheimniß nur immer so reden oder wollen Sie mir es anvertrauen, einmal vielleicht?" Er sah sich fast mit grauen Haaren und sie eine Greisin: und Beide immer noch Freunde und jetzt erst i^m Begriff, ihre Geheimnisse einander auszusprechen.
„Ich will Sie lieber etwas Anderes fragen;" sie lächelte scharssinnig und auch ihre Listigkeit hatte jetzt etwas Liebevolles, mit diesen zu einem Spalt verengerten Augen, als schaue sie wie in grelles Licht in ihr eigenes leuchtendes Nachdenken: „Ich will rathen, darf ich? Ihre Liebe, Ihre Verliebtheit, von der Sie vorhin sprachen: Das ist Ihr Gehieimniß"
Er erschrak biei,nahe: „Aber nein Etwas ganz Anderes"
„Auch bei mir;" si!e zögerte, von ihrem Mißerfolg peinlich berührt. „Das heißt... Es ist nicht ietwas ganz Anderes. Es hängt zusammen. Immerhin sind es zwei verschiedene Dinge "Er hatte den Eindruck, daß sich ihr Geheimniß doch mit ihrer Liebe decke. Nur wollte sie sich nicht verrathen, ehe er mehr gesagt hatte.
„Ich werde es Ihnen gern erzählen", sagte er rasch
Die Mutter erschien in der Oeffnung des Weges.
Er fühlte, daß due Zeit drängte, daß er heute nicht mehr zum Erzählen kommen werde. Also suchte er geschwind noch die Situation zu erleichtern: „Nein, eigentlich hängt es auch bei mir zusammen." Und jetzt, ausgesprochen, schien ihm Das sogar richtig. „Im Grunde hängt ja Alles zusammen, nicht wahr?"
Di,e Mutter hatte sie erreicht: „Wie Du läufst, Irene Sind wir nicht bald da, Herr Rosenthal...?"

Ietzt erst sah er sich um: „Ia, da kommen schon die Stiegen
Gleich sind wir am Stephansplatz."
Irene erhob sich langsam: „Ich bin so müde Ich möcht mir
am Liebsten die Füße ins Goscherl stecken "Sie lachte ihm diese
Redensart zu, legte si,e ihm wie eine Rarität vor. Er hob nur den
Kopf, mit fragend belustigter Miene. Sie erwiderte sofort: „Das haben
wir immer in den Alpen gesagt, mein Bruder und ich."
Sie traten, nach wenigen Schritten, aus dem Wald auf eine ge-
mauerte Plattform. >
„An diesen Spazirgang werde ich denken!" Die Mutter athmete
auf und sah mi,t sanft rollenden, verstörten Augen Irene an, dann in
die Stadt hinunter, Hugo blieb stehen; er erwartete in diesem Zu-
sammenhang noch ein Dankeswort. Es kam nicht. Aber hatte,man ihm
schließlich nicht schon gedankt? Er machte einen Schritt von den Frauen
weg, der ihm ungeheuer bedeutungvoll erschien; wie ein Abschlug, denn
jetzt erst, nach diesem Schritt, tauchten vor seinem Blick, über die Stie-
genbrüstung hinweg, die dunklen Massen der Häuser auf, der Platz,
der jenseitige Himmel, zu dem wie ein Hügel die Stadt sich empor-
wölbte, mit zwei oder drei hervorragenden Thürmen, die gegen die un-
ermeßliche Fläche des Firmaments zu klein erschienen. Die Gruppe der
drei Menschen hielt sich noch eine Weile auf der Plattform. Hugo mit
dem Rücken gegen die Damen, in den blaurothen blanken Himmel
starrend, mit dem klaren Bewußtsein, daß er nicht nachdenke und doch
einem Nachdenklichen jetzt, von außen gesehen, irgendwie ähnlich sein
müsse. Er war aber gar nicht stolz auf diesen Zufall, legte keinen Werth
darauf; offenbar hatte sein Behagen andere Gründe. Doch dachte er
darüber nicht nach. Er ließ den Hut an beiden Händen tief hinter sich
herabhängen, von Zeit zu Zeit leise an seine Kniekehlen schlagen. Irene
lehnte sich wieder an eins Bank, wie vorhin, ehe sie sich gesetzt hatte,
während die Mutter mit kleinen plätschernden Schlägen auf ihre Sei-
denbluse an der Schulter sie zum Weggehen antrieb. Endlich sagte die
Mutter: „Eine herrliche Aussicht!" Und seufzte nochmals auf.
Man wandte sich zum Abstieg. Die Laternen an der Stiege
brannten schon. Ohne jeden Uebergang besprach Irene mit der Mutter
einige Besorgungen. Wo konnte man am Besten Nachtmahl kaufen?
Oder sollte man im Rathhaus essen? Betrübt ging Hugo ein paar
Stufen voraus; er fühlte sich überflüssig, doch zugleich auch unent-
behrlich, mit Irene schon fest verbunden, und trotzdem hatte er das Be-
dürfniß, durch freiwilliges Fernbleiben dieses Entbehren, die Empfin-
dung des Zusammengehörens in ihr Zu steigern, für jetzt, für alle Zu-
kunft. Er schwebte gleichsam lockend ihr voraus; durch einen Ruf konnte
sie ihn «n sich ziehen Er wartete. Nichts, Er wandte sich um; die
beiden Frauen blieben geschäftig beisammen. Irene hinter ihm über-
ragte ihn so, daß sein Blick nur ihre Gürtelschnalle traf,
„Erkennen Sie nun schon die Gegend?" Nur ungern zwang er

sich zu einem solchen Thema herab. Aber hätte er überhaupt schweigen sollen! „Da ist der Kursalon, da die Post"
„Ia, die Post! Ob ich die kenne!" Irene seufzte.
„Das Geheimniß?" flüsterte er ihr zu, brennend vor Neugier und Theilnahme.
Sie brach ab: „Nein, lassen wirs. Es interessirt mich nicht. Reden wir von was Anderem."
„Kann man Das kominandiren?" Er sah sie vorwurfsvoll an.
„Sie können Das nicht verstehen. Sie können Das nicht ahnen. Es ist so viel. Wie ich Ihnen schon sagte, ich bin von Mystik ganz umhüllt." Er bachte nach. Sollte ers überhört haben? Aber vielleicht meinte sie es gar nicht so. „Und dann, meine Cousinen warten. Wir sind schon in der Stadt. Die Zeit ist zu kurz. Uebrigens ists sehr gut, daß Sie meine Cousinen kennen. Da werden wir uns ja öfter in Gesellschaft treffen. Herr Nußbaum; da sind sie schon!..."
Eine Gruppe von mehreren Herren und Damen kam ihnen entgegen. „Schöne Sachen", rief eine schrille Stimme, nicht sehr freundlich. „Ietzt kommt man? Seit sieben Uhr stehen wir da "Es war das älteste Fräulein Kapper. Hugo grüßte sie flüchtig und trat auf die Seite.
„Also die Versammlung findet nächste Woche statt!" Mit diesen Worten bahnte sich ein großer Herr, mit getheiltem Vollbart, seinen Weg durch den Knäuel der vielen zusammen schwatzenden Mädchen. Irene, plötzlich aus ihrer träumerischen langsamen Redeweise in ein lebhaftes Schnattern umschlagend, kam ihm entgegen, nahm auch andere Grüße und Händedrücke entgegen, neigte sich beflissen. Die Mädchen erzählten ihr eiligst, als hätten sich die wichtigsten, weltumstürzenden Ereignisse während ihrer Abwesenheit zugetragen. Alle brachen plötzlich in Gelächter aus. Ein anderer Herr überschrie sie: „Man kommt doch heute auf die Kegelbahn?" Eine der Cousinen entfaltete einen Brief. Sofort trat Irene mit ihr aus dem Haufen; ihr eben noch lachendes Gesicht erstarrte,
Hugo machte noch ein paar Schritte, zum Weggehen entschlossen, da sich Niemand mehr um ihn kümmerte.
Da hörte er Irene hinter sich: „Herr Rosenthal..."
Er drehte sich um.
„Meine Schuld! Ich habe ganz vergessen."
Er mußte sie wild angesehen haben, denn sie fuhr schnell fort: „Beleidigt? Warum? Nach Allem, was heute vorgefallen ist, könnten Sie uns ja immer noch für Hochstapler halten, nicht? Für Zechpreller! Ich wäre sehr geehrt, wenn Sie mich für so Etwas hielten"
„Es hat ja keine Eile", stotterte er.
„Das ist wahr Also auf Revanche." Hastig wandte sie sich schon wieder ab. „Wir sehen uns ja jetzt öfter, nicht wahr? Kommen Sie nicht morgen früh am Herrenhaus vorbei?"
Prag. MaxBrod.

Die Preutzenkasse.
ie Betheiligung des Staates an Geschäftsunternehmungen ist bei
uns noch immer nicht beliebt. Wie schwer ists der Reichsbank
gemacht worden, in ihren Bemühungen um den Geld- und Kreditver-
kehr Note Eins zu erhalten! Wäre sie ein reines Privatinstitut, so
ginge es leichter; die fiskalische Einwirkung bringt sie um die Liebe des
freien Mannes. Aehnlich steht es mit der Seehandlung, der „Preußi-
schen Staatsbank", bei der das Offizielle natürlich dicker aufgetragen
ist. Und ganz schlimm geht es der Preußischen Central-Genossenschaft-
kasse. Keins der drei Institute ist fehlerlos; manche Opposition gegen
sie ist aber nur durch den „öffentlichen Charakter" zu erklären. Die
Preüßenkasse wurde vom Staat gegründet und wird vom Fiskus er-
halten: Das genügt, um ihr einen Makel anzuheften. Ietzt ist sie gegen
einen großen Centralverband ländlicher Genossenschaften vorgegangen
und wird seitdem noch mehr gescholten. Mit Recht?
Die wirtschaftlichen Genossenschaften, deren Schöpfer Schulze-
Delitzsch und Raiffeisen waren, entwickelten sich als Kreditorganisatio-
nen der Kreise, denen das Großkapital fern blieb. Wer kreditwürdig
ist, soll die Möglichkeit haben, sich Geld zu verschaffen, ohne daß er
seine Potenz durch sichere Unterlagen oder durch die Größe seiner An-
sprüche beweisen muß. Die Genossenschaften haben dem kleinen Mann
den Weg zur Kreditfähigkeit gewiesen. Einer haftet für den Anderen;
und um die Sicherheit zu verstärken, schließen sich die Einzelgenossen-
schaften zu Verbänden zusammen, die wiederum in eine gemeinsame
Spitze auslaufen müssen. Die höchste Warte thront über dem Geld-
markt und stellt die Verbindung zwischen ihm und den Geldbedürftigen
her. Der Kreislauf des Geldes muß in dem großen Genossenschaftkör-
per von der Vernunst geleitet werden; muß aus den Quellen kommen,
die reichlich fließen, und nach den Stellen strömen, die durch Trocken-
heit leiden. Die Preußenkasse ist stets für die Provinzialisirung einge-
treten, Sie will keine starre Centralisation, sondern sucht die Selbstän-
digkeit der genossenschaftlichen Verbände in den Provinzen und der
Einzelgenossenschaften zu fördern. Dieser wichtige Grundsatz hat sie in
Konslikt mit der Hauptorganisation der Raiffeisengenossenschaften ge-
bracht. Die ländlichen Spar- und Darlehenkassenvereine (Kreditge-
nossenschaften), die Raiffeisen vor etwa vierzig Iahren geschaffen hat,
wurden in eine Centralbank, die Landwirtschaftliche Centraldarlehen-
tlasse in Neuwied, zusammengefaßt. Unter dem Namen seines Stamm-
sitzes ist dieses Unternehmen bekannt geworden; es hat sich im Lauf
der Zeit zu einer Gegnerin der Preußenkasse ausgewachsen, weil es
nicht nur ein anderes Prinzip vertritt, sondern auch darauf ausgeht,
die ländlichen Genossenschaften (die städtischen sind selbständig und
können arbeiten, mit wem sie wollen) von der „Vormundschaft des
Staates" zu befreien. Der Preußenkasse wird nachgesagt, sie wolle das
Genossenschaftwesen verstaatlichen; und gegen diese Tendenz wendet
sich „Neuwied". Die Centrale der Raiffeisenkassen (ihr gehören mehr

als 4000 Spar- und Darlehenvereine an) hatte die Aufgabe, alle Bedürfnisse des Landwirthes zu befriedigen. Also nicht nur für Geld und Kredit, sondern auch für Futter- und Düngemittel zu sorgen und den Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte zu übernehmen: Einkauf von Betriebsmitteln und Verkauf von agrarischen Erzeugnissen. Damit wurde das Institut zu einem für sich selbst arbeitenden Unternehmen und das genossenschaftliche Programm trat in den Hintergrund zurück. Raiffeisen hatte zunächst zwar ein paar Provinzialbanken gegründet, wandte sich dann aber von diesen ersten Versuchen mehr und mehr ab und setzte alle Kraft an die neuwieder Centralkasse. Die hat mit dem starren System kein Glück gehabt. Das Maaren- und Produktengeschäft, das von besonderen Genossenschaften betrieben wurde, ging nicht gut; man mußte Zinsennachlässe gewähren, die das Budget der Landwirthschaftlichen Central-Darlehenkasse störten. Sie selbst hatte sich in Gründungen eingelassen, die ihr Verluste brachten. Schließlich wurde im Iahr 1909 (der Sitz der Raiffeisen-Centrale war von Neuwied nach Berlin verlegt worden) beschlossen, den Warenverkehr wieder vom reinen Geldgeschäft zu trennen. Diese Trennung ist aber noch nicht vollständig durchgeführt; und als neue Bedingungen für eine Geschäftsverbindung mit „Neuwied" (dieser nom äs Ausrrs ist der Kasse auch nach dem Wohnortswechsel geblieben) gestellt wurden, verlangte die Preußenkasse die „unverzügliche" Abtrennung der Waarenbranche. Mit der Preußenkasse kam „Neuwied" 1904 zusammen. Man hatte erkannt, daß die Fähigkeiten des unbeliebten Staatsinstitutes nicht zu unterschätzen seien; und der Kredit, den Neuwied bei der Preußenkasse hatte, war dem Raiffeisenverband recht nützlich. Aus mancher Bedrängniß hat ihn die Staatsbank befreit. So im Iahr 1907 mit einem Aufwand von 30 Millionen. Die Kassen, die mit dem preußischen Institut Verträge abschließen, müssen sich verpflichten, ihre Geld-, Kredit- und Inkassogeschäfte nur durch die Centralgenossenschaftkasse erledigen zu lassen. Die kann die straffe Organisation, der sie ihren Erfolg verdankt, nur durchführen, wenn sie sicher ist, daß ihre Kunden nicht mit Anderen arbeiten. Und das Ergebniß derThätigkeit ihrer beiden großen Rivalen „Neuwied" und „Darmstadt" („Reichsverband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften" mit der im Iahr 1902 gegründeten Reichsgenossenschaftbank) zeugte nicht gegen die Richtigkeit dieser Taktik. Aber die Monopolforderung, in der die Ueberlegenheit der Preußenkasse zu so schmerzhaftem Ausdruck kam, hat den Raiffeisenverbänden natürlich nie behagt. Was war zu thun?

Neuwied vergaß schnell, daß die Hilfe der staatlichen Centrale ihm einst Lebensbedingung war, und versuchte, die volle Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Im Februar 1S11 wurde mit der Reichsgenossenschaftbank in Darmstadt (der zweiten Kreditcentrale für die ländlichen Genossenschaften) ein Bündniß geschlossen „zur Herbeiführung einer einheitlichen Organisation des deutschen landwirthschaftlichen Geld- und Kreditwesens". Das Endziel dieser Interessengemeinschaft sollte, Wie vom Generaldirektor der Centraldarlehenkasse erklärt worden war,

die „Ueberleitung des gesummten landwirthschaftlichen Genossenschaft-
wesens in ein einheitliches Geld- und Kreditinstitut" sein. Also der
dritte Versuch einer Reorganisation, deren Spitze sich gegen die Preu-
ßenkasse richten mußte, wenn auch ausbedungen worden war, das neue
Unternehmen solle Anschluß an die Central-Genossenschaftkasse suchen.
Die hatte von der neuen Union eine andere Auffassung: sie sah in dem
Bündniß Neuwied-Darmstadt eine Verletzung des mit ihr geschlossenen
Vertrages und kündigte ihn. Neuwied trat nun zwar von der Verab-
redung mit Darmstadt zurück, die Preußenkasse forderte aber für die
Wiederherstellung der geschäftlichen Beziehungen bestimmte Garan-
tien, in denen Neuwied eine Beeinträchtigung der Selbständigkeit er-
blickte. So hat denn der Geschäftsverkehr zwischen den beiden Institu-
ten aufgehört. Der Preußenkasse wurde schließlich sogar nachgesagt, sie
habe sich im Ausland in Spekulationen eingelassen; und es war recht
überflüssig, daß sie erklärte, die Verdächtigung sei aus der Luft gegriffen.
Die Unzulänglichkeit der beiden Centralen in Neuwied (jetzt Ber-
lin) und Darmstadt ist erwiesen. Weil den alten Verbänden der länd-
lichen Genossenschaften nicht gelang, eine brauchbare Organisation des
Geld- und Kreditverkehrs zu schaffen, griff der Staat ein, um dem
Nothstand ein Ende zu machen. Leicht ist es nicht, die Genossenschaften
zu vernünftiger Finanzpolitik zu erziehen. Verfügbares Geld wird in
Hypotheken festgelegt, obwohl die Genossenschaften nur dem Personal-
kredit dienen sollen, und ist in den Tagen dringenden Bedarfes nicht
loszueisen. Dann kommts zu Zahlungschwierigkeiten, die der Bank
sehr lastiz werden. Die Preußenkasse hat oft darauf hingewiesen. Sie
wird aber auch von den Banken nicht geliebt: weil sie das Depositen-
geschäft schmälert und mit ihrem Geld an der Börse operiren kann. Die
1600 Kassen und Genossenschaften mit ihren zahlreichen Mitgliedern
sind natürlich den Banken verloren. Und ein Umsatz von 16 Milli-
arden (1910) kann sich sehen lassen. Man möchte der Central-Genossen-
schaftkasse die Glieder so fest zusammenschnüren, daß sie sich nicht mehr
bewegen kann. Zu einer solchen Prozedur glaubt man sich berechtigt,
weil die Centralkasse eine Staatsanstalt ist; die ihr Stammkapital vom
Fiskus bekommen hat. Da ihre Bilanz sich aber beneidenswerther
Flüssigkeit erfreut, ist gegen die Finanzgeschäfte der Kasse nichts ein-
zuwenden und jeder Vorwurf ohne Mühe von ihr abzuwehren.
Die finanzielle Position der Landwirthschaftlichen Central-Dar-
lehenkasse kann einen Vergleich mit der Staatsbank nicht aushalten.
Während die Central-Genossenschaftkasse mit 76,40 Millionen Grund-
kapital (ohne Reserven) 86 Millionen fremder Gelder verwaltet, sind
es bei der Landwirthschaftlichen Central-Darlehenkasse rund 82 Mil-
lionen, der zehnfache Betrag des Stammkapitals. In keiner Groß-
bank ist ein ähnliches Verhältniß zwischen eigenem und fremdem Ka-
pital zu finden. Die Raiffeisengenossenschaften verbürgen die Sicher-
heit der Spareinlagen mit der unbeschränkten Haftpflicht ihrer Mit-
glieder. Die Central-Darlehenkasse kann aber keine andere Deckung
bieten als die im Rahmen einer Aktiengesellschaft mögliche, deren
g

Qualitäten natürlich sehr verschieden sein können. Die Raisfeisen-Centrale hat im vorigen Iahr eine neue Sonirung eingeleitet, um endlich einmal in geordnete Verhältnisse zu kommen. Sie verlangte von jedem Aktionär einen Betrag von 750 Mark, um mit rund 3 Millionen Mark alle erforderlichen Abschreibungen vorzunehmen und Rücklagen zur Deckung künftiger Verluste zu schaffen. Geleistet wurde die Zubuße von vier Fünfteln der Mitglieder (800 Vereine haben nicht zezahlt) und im Ganzen sind 2,67 Millionen eingelaufen. Daß eine Dividende von 3Vö Prozent gegeben werden soll, läßt Zweifel an der Nothwendigkeit der hohen Zubuße aufkommen; der Ueberschuß, mehr als eine halbe Million, konnte ja zu Abschreibungen verwendet werden. Seltsam ist ferner, daß die 750 Mark, die der einzelne Verein als Beihilfe geleistet hat, als vollwerthiges Aktivum gebucht werden sollen, obwohl die Central-Darlehenlasse sich nur verpflichtet, die Gewinne der nächsten fünfzehn Iahre zu einer allmählichen Tilgung der genannten Summe zu benutzen (nur des Kapitals; Zinsen werden nicht vergütet). Und dann bleibt noch die Frage, ob die Erträge groß genug sein werden, um, nach Auszahlung der Dividende, einen Ueberschuß zu gewähren, der zu Rücklagen für die nachgezahlten Mitgliederbeiträge ausreicht.

Der Preußenkasse darf man nicht verübeln, daß sie sich auf Zugeständnisse nicht eingelassen hat. Sie glaubt, daß die Einzelgenossenschaften volle Freiheit für den Zusammenschluß in Provinzialverbände haben müssen, damit eine schädliche Centralisirung vermieden wird. Die Einzelvereine haben mit Verlusten der Centrale nichts zu thun, sobald sie eigene Organisationen besitzen; und die Förderung des landwirtschaftlichen Kredites hängt eben davon ab, daß die Elastizität der Geldgeber nicht allzu sehr beengt ist. Wenn die „Mitleidenschaft" der einzelnen Theile so weit geht wie im Fall der Raiffeisencentrale, hört der Nutzen auf, den man sich von solchen Einrichtungen versprach. Deshalb haben die Raiffeisenvereine der Provinz Posen der Centrale die Gefolgschaft gekündigt, um einen eigenen Verband zu gründen. Die Central-Darlehenkasse aber suchte Ersatz für die alte Verbindung mit der Preußenkasse in einer Anlehnung an die Dresdener Bank, die seit der Uebernahme der alten Genossenschaftbank von Soergel, Parrisius S Co, geschäftliche Beziehungen zum Genossenschaftwesen hat. Die Genossenschaften möchten aber lieber eine eigene Centralbank haben. Dieser Wunsch ist in den Schulze-Delitzsch-Vereinen oft hörbar geworden. Die Preußenkasse, mit der gerade die Dresdener Bank in manchen Konflikt gekommen ist, widerlegt den Verdacht, sie erstrebe die Verstaatlichung des Genossenschaftwesens, am Besten dadurch, daß sie für die Freiheit der Einzelgenossenschaften und ihrer Verbände eintritt. Sie hat ihre Warnerpflicht pünktlich erfüllt und für den Geldausgleich im Kenossenschaftwesen mehr gethan als irgendeine andere Instanz. Der Geldverkehr centralisirt sich da, wo er sich gesichert fühlt. Diese Erfahrung lehrt den Werth aller Kreditanstalten richtig einschätzen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Verlag der Zukunft iu Berlin. — Druck von Pag « Garleb G, m, b g, in Berlin.

Restanten.
Pfarrer Iatho.
Ronge, zweiter Luther Du,
Streite, streite wacker zu!
Nicht durch Rock und Narrenglocken
Sollen uns die Pfaffen locken.
Aberglaube, fliehe fort!
Gleich dem Blitz trifft Ronges Wort.
lese Verse sah im Spätsommer 1844 derDeutsche an hundert
Schaufenstern kleben. Der Verfasser blieb unbekannt; aus
der Volksseele, hieß es.kommt derTrost spendendeRuf, der aus-
spricht, was abertausend Herzen seit Monden empfinden. In
heftigster Inbrunst, feit Bischof Arnoldi in Trier eine neue Aus-
stellung des Heiligen Rockes gewagt hat. Noch lebt und thront
Gregor der Sechzehnte, durch dessen Brede vor einem Jahr erst
bestätigt ward, das nahtlose Kleid, das die Benediktiner inArgen-
teuil bewahren, sei derHeilige RockJesu Christi. Und doch wagt ein
Deutscher, ein vom Preußenkönig begünstigter Bischof, deutschen
Menschen den alten Aberglauben zuzumuthen. Wagt; und ge-
winnt. Vergebens wenden Sybel und Gildemeister, wendet, in
der selben StadtBonn, ihr Kollege KarlImmanuelNitzsch, Pro-
fessor und Universitätprediger, in Schrift und Rede sich gegen den
Wahn. In sieben Sommerwochen herbergt Trier elfhunderttau-
sendFremde, die gekommen sind, desRockes Gnadennähe aufsich
wirken zu lassen. Vergebens spottet, als eine Drostc-Vischering
i0

durchdenAnblickdesRockes vonLähmung geheilt zu sein behaup-
tet, der Gassenwitz: „ Du Rock bist ganzunnäthig, drum bist Du auch
so gnädig!" Auf geflügelter Sohle eilt die Kunde von Heilungwun-
dcrn durchs Moselland und winkt die Bresthaften, die vonArztes-
kunst Aufgegebenen sogar herbei. Sybel und Gildemeister haben
alsHistoriker,Nitzsch hat alsTheologe gesprochen; ihrWort ist echo-
los verklungen. Lauten Widerhall aber weckt ein Aufruf, der aus
dem preußischenOsten kommt, den triererBischof vor die Schranke
des Weltgerichtes ladet und in den Sätzen gipfelt: » Erzürnen Sie
nicht die ManenIhrerVäter, welche das Kapitol zerbrachen, in-
dem Sie die Engelsburg in Deutschland dulden! Schon ergreift der
Geschichtschreiber den Griffel und übergiebt Ihren Namen, Ar-
nold!, der Verachtung derMit-und Nachwelt und bezeichnet Sie
als den Tetzel des neunzehnten Iahrhunderts/ Iohannes Ronge
hatte die Sätze geschrieben; ein junger Geistlicher, der in Laura«
hütte Kaplan gewesen und, wegen eines allzu freigeistigcn Zeit^
ungartikels, vom Amt fuspendirt worden war. Hält er, der den
Gegner Tetzel schilt, sich für einen neuen Luther?Die Menge um-
jauchzt ihnals den Erlöser von römischem Mißbrauch. Protestan-
tische Stadtbehörden gestatten ihm, in Kirchen und Rathhäusern
zu reden. Rasch schaart sich ihm eine Gemeinde. Deutsch-Katholi-
zismus: ist seine Losung; und er merkt nicht, daß ein schon durch den
Namen der ganzen Christenheit zugedachtes Bekenntniß nicht na-
tional gefärbt sein darf. Doch diese Vernünftlerreligion, die auf den
geweihten Sitz des Christus den »Idealmenschen Iesus vonNa-
zareth" erhöht, behagt dem wichtigstenTheil der liberalen Presse,
die das Morgenroth der Geistesfreiheitzu erblicken glaubt. Ihr ist
RongeLutherundHutteneinerPerson;istderMann,derdicHer-
mannsfchlachtgegenRomnocheinmal.diesmalaufdentzöhendes
germanischen Geistes, zu schlagen sinnt, Volksheld und Heiland.
Er zieht durch Deutschland, von Breslau bis nach Konstanz, und
läßt sich feiern. Endlich, verheißt sein überfließender Mund, wird
der Westfätische Friede ausgeführt, der alte, schlimme Kirchenspalt
endlich geschlossen; verheißt allen Helfern: „Der unaustilgbare
Dank der Geschichte wird Sie durch dieIahrhunderte tragen!" Und
erreicht.daßinNord und Süd selbsternsteMännerseinerBotschaft
glauben, selbst Gervinus in den Deutsch-Katholiken die Träger
der Mission sieht, dem deutschen Land eine Nationalkirche zu

Restanten.
schaffen, die kein starres Dogma mehr kennen, nur edle Duldsam-
keit und hohe Sittlichkeit Pflegen und jeden vonfremdenMü'chten
versuchten Druck abwehren werde. Aller Lärm aber, alle Ent-
rüstungrufe und Iubelfanfaren lockern kein Steinchen in den
Grundmauern der beiden Kirchen, denen derneue Johannes das
unselige Ende bereiten soll. Sein Freund Dowiat hat geschrien:
peresnt die Petersburgen in Süd und Nord!' Beide aber, Gregors
und NikolaisBurg, stehen auf festem Grund; auch eine Stimme,
die gleich der Posaune von Jericho schmettern könnte, würfe die
starken Gebäude nicht um. Kann, ohne Christus, eine Christen-
kirche entstehen und dauern? Dahlmann antwortet: „Auf die
Sittenlehre läßt sich keine Kirche gründen. Mir kommt es vor,
daß Diejenigen, welche sich an Christus selbst halten, die Kirche
ausmachen. Wenn wirAnderen ein- und ausgehen: wir bringen
Zug, aber keine Wärme hinein." Wie wahr der in des Herzens
Tiefe frommebonncrProfessor sprach,solltesichbaldzeigen. Zwar
hatte Friedrich Wilhelm derVierte sich zuerst der schlesischen Be-
Wegung gefreut, weil sie ihm geeignet schien, seinen alten Wunsch
zu erfüllen: die Kirchen vom Unrath der Zweifelsucht und des
frechen Anglaubens zu reinigen. Da der Kaplan aber zum Mit-
kämpfer, zumFührerdesDemagogenhaufens geworden war und
in Evangelischen Kirchen die Gemeinde zum Abfall vom Dogma
aufgewiegelt hatte, schrieb der König an den General Thile:„ Heute
hört man noch nichts von ernstlicher Untersuchung, viel weniger
aber vonBestrafung des Frevels!!!!!!! Es ist mein ernsterWille,
daß für die Zukunft unsererKirche der selbe Rechtsschutz gegendie
neukatholischen Eingriffe geleistet werde, dessen sich die Römische
Kirche bei uns erfreut. "Die erste wirksame Warnung war ihm aus
Leipzig ins Ohr gedrungen. Da hatte die Menge den vom Pöbel-
wahngrundlos als JesuitenverschrienenPrinzenIohann,dervon
dem königlichenBruder zurMusterung derKommunalgarde aus
Dresdengeschicktwordenwar,aufdemRoßplatz laut verhöhnt,die
Fenster seiner Wohnung imPreußischen Hofmit Steinen beworfc n
und, nachdem ein übereilter, von dem Prinzen nicht gewünschter
Feuerbefehl sieben Menschen tot aufsPflaster gestreckt hatte, dem
Wagen des Abfahrenden einen Hagel von Flüchen und Steinen
nachgesandt. In Leipzig war das Konzil des Deutsch-Katholizis-
mus gewesen. Und aus der den Prinzen umjohlenden Schaar
10-

waren Rufe gekommen, die Ronge und den schneidemühler (we-
gen heimlicher Ehe entamteten) KaplanCzerski priesen. Revolu-
tion? Ringsum roch es danach; und an den meisten Fürstenhöfen
dachte man wie in der wiener Staatskanzlei, aus der Metternich
schrieb: „TrittdasUebel einmal deutlich aus dem Versteck, in dem
es sich hält, hervor, dann werden die Regirungensich zu erheben
bemüßigt sein, aber Freischaaren gegenüberstehen, denen die ge-
regelte Macht in die Länge nur schwer zu widerstehen vermag."
In der Kirche wenigstens sollte Friede werden. Und der König,
der gestern noch gestöhnt hatte, daß er kein Diplomat sei und mit
dem Papst, „dem edlen Greis", dem sein Gewissen Recht gebe,
nicht feilschen könne, entschloß sich nun zu dem Versuch, durch ein
diplomatisch geräuschloses Verfahren beiden Kirchen seines Lan-
des endlich dieRuhe, die Reinheit der Glaubenslehre zu sichern.
Beiden: denn auch die Evangelischen waren aus ihrem from-
menFrieden aufgeschreckt worden, seit Pfarrer Sintenis dieAn-
betung Christi verdammt, dadurch den Zorn des Bischofs Dräseke
undderberlinerOrthodoxen erregt hattnauf demköthenerBahn-
hof die „protestantischenFreunde" tagten und inKönigsberg der
Divisionpfarrer Rupp den Soldaten die Unhaltbarkeit des atha-
nasischen Glaubensbekenntnisses erwies. Mußte die neue, aus
Geschichtforschung und Naturwissenschaft entkeimte Erkenntniß
nicht die alte Glaubenslehre wandeln? In Nord und Süd ant-
worteten, ohne zu zaudern, alle Rationalisten: Ja; wir brauchen
ein evangelisch einfaches, nach den Gesetzen der Vernunft abge-
grenztes und geordnetes Christenthum, das uns nicht dem mo-
dernen Bewußtsein Unerträgliches zumuthet. Unsere Lehre, rief
der hallische Prediger Wislicenus, der mit dem Magdeburger
KollegenUhlich den „Lichtfreunden" voranschritt, weicht weit von
der Heiligen Schrift ab. Wie einer Sturmglocke schrilles Läuten
gellt das Rebellenwort durchs Land, Hengstenberg, Guericke,
Tholuck,alle strenggläubigen Geistlichenschaaren sich zurAbwehr
so dreistenAngriffes;glauben dieZeit zu endgiltigerAbrechnung
mit dem Rationalismus gekommen, der allzu lange die Kirche
Luthers beherrscht hat. Auch der König glaubts. Duldsam will er
sein, Keinem die Gewissensfreiheit schmälern, doch von allen nach
eigenem Geständniß Ungläubigen das Kirchengebäude säubern.
Wer die Landeskirche reformiren will, mag es von draußen ver-

Restanten.
suchen; drinnen darf nur derTreuste weilen, dem nicht der Wille zuzutrauen ist, die Grundmauern des ehrwürdigen Baues zu lockern. Altar und Thron waren in der Vorstellung Friedrich Wilhelms nicht von einander zu trennen. Die Hand, die heute den Altar anzutasten wagt, ballt sich morgen gewiß wider den König von Gottes Gnaden. Die Sektirer werden vor die Wahl gestellt, ihre Reformpläne aufzugeben oder aus der Kirchengemeinschaft zu scheiden. Müssen peinliche Verhöre bestehen und seufzen laut, im Staat Fritzens werde das gute Recht evangelischer Freiheit gedrosselt. Als liberale Staatsbehörden inAdrefsen ähnliche Bedenken aussprechen, werden sie vom König hart angefahren. (Lieber, schreibt Bodelschwingh an Thile,„wäre es mir freilich, Seine Majestät überließe in solchenFällen den MinisterndieBescheidun^.") Der Lummus lipiZcopus läßt mit seiner Würde nicht spaßen. „Die Frechheit der Feinde des Evangelii wird nachgerade zu arg. Es muß und es soll aufs Würdigste und Allerentschiedenste gegen sie eingeschrittten werden, wo immer derAbfall vonGott vorbereitet wird, um bald vom König abfallen zu können." So zornig wettert der Sanfte. Will keinen Zweifler, keinen von der Lehrnorm Abweichenden länger noch in der Kirche dulden, die zu gemischten („säuischen und apostatischen") Ehen Entschlossenen aus dem Gotteshaus in den Gerichtssaal weisen; und gewährt schließlich, in dem Patent vom dreißigsten März 1847, nur den Sekten, die mit den beiden großen Glaubensgemeinschaftendes Westfälischen Friedens imWesentlichen übereinstimmen, die Befugniß zu rechtlich wirksamer Amtshandlung. Uhlich, Wislicenus, Rupp und andere Dissidenten werden aus derLandeskirche gedrängt. Und Friedrich Wilhelm fordert die erste Evangelische Generalsynode auf, im Geist des ursprünglichen, apostolischen Glaubens allen Christen zuzurufen, daß Preußens Evangelische Kirche den GläubigenallerBekenntnisse sich öffne, den Ungläubigen aber die Thür verriegle. Nach langwierigem Streit überKirchenverfafsung und Lehrpflicht blieb das edleMühen.an dem vornan der frommeBethmann-tzollweg mitwirkte, fastvölligfruchtlos. Der eiferndeKönig hat die Reinigung derKirche nicht erlebt. Was der flüchtige Blick für religiöse Inbrunst gehalten hatte, erwiessich alsdenAusdruck politischen Mißmuthes.Das Oberkonsistorium, die einzigeSchöpfung der mühsäligen Synodalarbeit, war nach der ersten Sitzung

vergessen. Auch andieDeutsch-KatholikenundandicLichtfreunde
dachte bald kein Mensch mehr. DieRevolution kam. Und die Ber-
liner hätten sich, wie aus wüstem Traum Erwachte, dieAugenge-
rieben.wennsie an dieThatsache erinnertworden wären.daß sie„ In
denZelten" fürRonge gestern geredet,geschrien,gefuchtelt hatten.
Auch dieErinnerung an dieWochen,in denen siesich fürden
kölner Pfarrer Iatho erhitzt haben, wird über ein Kleines verweht
sein; und kaum Einer dann noch begreifen, warum in einem Som-
mer desMißvergnügensderEvangelischeOberkirchenrathunddas
Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten so heftig ge-
scholten wurden. Was war geschehen? Seit sechs Jahren hatte
der Oberkirchenrath aus Köln Zuschriften erhalten, die über die
Lehre des Pfarrers Jatho klagten. Sie wurden dem Pfarrer vor-
gelegt; Aussprachen mit dem Generalsuperintendenten und dem
Presbyterium folgten und die Kirchenbehörde war froh, daß ihr
die harte Pflicht erspart blieb, gegen den tüchtigen, in seiner Ge-
meindemehrheit beliebten Prediger von Amtes wegen einzuschrei-
ten. Im Jahr 1919 war aus Barmen, wo Herr Jatho gesprochen
hatte, wieder eine Beschwerde gekommen; dieser Vortrag, hieß es
darin, sei den strenggläubigen Bewohnern des Wupperthales zum
Aergerniß geworden, weil er sie erkennen lehrte, wie weit ein zur
Landeskirche gehörigerPfarrer vom Dogma abweichen dürfe. Un-
gefähr um die selbe Zeit schickte ein Geistlicher dem Oberkirchen-
rath die Skizze einer Predigt, die er, auf der Reise durch Köln,
aus Jathos Mund gehört hatte. Auch diese Skizze wurde dem
Beschuldigten vorgelegt und von ihm „eine Erklärung über die
richtige Wiedergabe des Predigtinhaltes" gefordert. Die weigerte
er; antwortete, er hasse Spione und Spionage, und schalt den Ein-
sendereinen „anonymenDenunzianten^.ErwarimUnrecht.Nicht
nur, weil die Anzeige den Namen des Anzeigers genannt hatte:
er durfte einem Geistlichen, der die Amtspflicht ernst nahm und
sich in feiner Glaubensüberzeugung beleidigt fühlte, die Anruf-
ung der zuständigen Instanz nicht verargen. Der Bäcker, dem ein
Brot aus dem Laden gestohlen ward, darf sich an die Staatsan-
waltschaft wenden. Der Pfarrer, der die Predigt eines Amtsbru-
ders als Sünde wider den Heiligen Geist echten Christenthumes
empfindet und dessen Herz vor der Gefahr einer Heerdenverleit-
ung bebt, soll schweigen; sonst ist er ein verächtlicher Denunziant.

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.76 1911.

View full catalog record

Get this Book

Add to Collection

Add Item to Collection

Share

About versions

Version: 2012-03-24 02:25 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Search in this volume

vergessen. Auch andieDeutsch-KatholikenundandicLichtfreunde dachte bald kein Mensch mehr. DieRevolution kam. Und die Berliner hätten sich, wie aus wüstem Traum Erwachte, dieAugengerieben.wennsie an dieThatsache erinnertworden wären.daß sie„ In denZelten" fürRonge gestern geredet,geschrien,gefuchtelt hatten. Auch dieErinnerung an dieWochen,in denen siesich fürden kölner Pfarrer Iatho erhitzt haben, wird über ein Kleines verweht sein; und kaum Einer dann noch begreifen, warum in einem Sommer desMißvergnügensderEvangelischeOberkirchenrathunddas Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten so heftig gescholten wurden. Was war geschehen? Seit sechs Jahren hatte der Oberkirchenrath aus Köln Zuschriften erhalten, die über die Lehre des Pfarrers Jatho klagten. Sie wurden dem Pfarrer vorgelegt; Aussprachen mit dem Generalsuperintendenten und dem Presbyterium folgten und die Kirchenbehörde war froh, daß ihr die harte Pflicht erspart blieb, gegen den tüchtigen, in seiner Gemeindemehrheit beliebten Prediger von Amtes wegen einzuschreiten. Im Jahr 1919 war aus Barmen, wo Herr Jatho gesprochen hatte, wieder eine Beschwerde gekommen; dieser Vortrag, hieß es darin, sei den strenggläubigen Bewohnern des Wupperthales zum Aergerniß geworden, weil er sie erkennen lehrte, wie weit ein zur Landeskirche gehörigerPfarrer vom Dogma abweichen dürfe. Ungefähr um die selbe Zeit schickte ein Geistlicher dem Oberkirchenrath die Skizze einer Predigt, die er, auf der Reise durch Köln, aus Jathos Mund gehört hatte. Auch diese Skizze wurde dem Beschuldigten vorgelegt und von ihm „eine Erklärung über die richtige Wiedergabe des Predigtinhaltes" gefordert. Die weigerte er; antwortete, er hasse Spione und Spionage, und schalt den Einsendereinen „anonymenDenunzianten^.ErwarimUnrecht.Nicht nur, weil die Anzeige den Namen des Anzeigers genannt hatte: er durfte einem Geistlichen, der die Amtspflicht ernst nahm und sich in feiner Glaubensüberzeugung beleidigt fühlte, die Anrufung der zuständigen Instanz nicht verargen. Der Bäcker, dem ein Brot aus dem Laden gestohlen ward, darf sich an die Staatsanwaltschaft wenden. Der Pfarrer, der die Predigt eines Amtsbruders als Sünde wider den Heiligen Geist echten Christenthumes empfindet und dessen Herz vor der Gefahr einer Heerdenverleitung bebt, soll schweigen; sonst ist er ein verächtlicher Denunziant.

Nestanten,
10g
So wills eine Literatenmoral, die für die Freiheit der Menschen-
seele zu kämpfen vorgiebt. Schützt das Gesetz nur das greifbare
Eigenthum, nicht auch den innerstenBesitz, die Gefühlshabe des
Bürgers? Vermag mancher Schreiber nicht, sich einen Menschen
vorzustellen.den die Antastung eines ihm theuren Glaubens,eines
Sittengebotes tiefer kränkt als derDiebstahl eines Regenmantels,
oder will er dem Gekränkten das Recht absprechen, durch eine Ent-
scheidung derAufsichtbehörde dieWirrniß lichten zu lassen? Muß
der Pfarrer hündisch verstummen, wenn er in einer staatlich an-
erkannten Kirche einePredigt gehört hat, die ihm geeignet scheint,
eine Gemeinde vom rechten Weg abzulocken: von dem einzigen
Weg, der, nach seiner Ueberzeugung, ins Land erlösenden Heils
führen kann? Wer solches Erlebniß schweigend hinnähme, wäre
ein schlechter Hirt. Der Prediger, schrieb der Oberkirchenrath an
den kölner Pfarrer, „hat für jedes auf der Kanzel geredete Wort
rückhaltlos einzutreten und muß eben so seiner Gemeinde wie
seinerBehörde auf ihre Fragen Rede zu stehen bereit sein. Wenn
wir daher,um Ihnen die Möglichkeit genauer Prüfung und vollen
Gehörs zu bieten, zumZwecke derAnerkennung oderAblehnung
jene Skizze selbst Ihnen vorlegten, so durften wir wohl erwarten,
daß Sie Kenntniß davon nehmen und nicht Linter eine an sich
schon unzulässige Ausrede sich zurückziehen würden." Diese Ver-
fügung war vom sechzehnten Februar 1910 datirt. Als in den
Evangelischen GemeindenachrichtenPfarrerIatho „Andachten"
veröffentlicht hatte, wurde das Feststellungverfahren gegen ihn
eingeleitet. Sechs Fragen sollte er beantworten. Da der Ober-
tirchenrath durch die Aussage des Verhörten die Beschuldigung
nicht entkräftet fand, mutzte er das Spruchkollegium zur Ent-
scheidung berufen. Das hat am vierundzwanzigsten Iuni den an-
geklagten Pfarrer und dessen beideVertheidiger gehörtunddann
beschlossen, ihn, weil er „ die grundlegenden christlichen Glaubens-
wahrheiten verneine", für immer dem Amt zu entheben.
Von Rechtes wegen. Herr Iatho glaubt nicht an den Gott
des Katechismus, den Vater im Himmel, die heilige, ewige Person,
an die den Kirchenchristen ein persönliches Verhältnitz bindet. Ihm
ist Gott die uranfängliche Kraft, die vielleicht, als ewige Vernunft
und ordnende Weisheit, die erste Bewegung im All erwirkt hat;
vielleicht: denn möglich bleibt auch, datz diese Kraft erst imMen-

schenhirn sehend und wohlthätig wurde. Professor Baumgarten, einer derVertheidigervordemSpruchkollegium.hat selbst gesagt: „Schon im Gottesbegriff weichtJatho von den Grundlagen des Evangeliums ab."EinenWeltenschöpfer, „einenGott außerhalb der Welt" wollte dieser Pfarrer nicht anerkennen. Auch nicht den Christus der Kirche. Ich kann, sprach er, ohne Christus auskommen. Der ist ihm nur „die Idee des Genius der Menschheit"; Jesus von Nazareth „ein frommerMensch, eine Größe derVergangenheit, die ihr Augenblicksdasein verlor"; ein Held, den der Nachlebende wie andere toteHelden verehrensoll.Aus derKraft, die der kölner Pfarrer „Gott" nennt, ist ihm der Mensch gezeugt und von ihr wird der entlebte wieder verschlungen, anf daß er ihr Zeugervermögenmehre. Von einem Jenseits, von derpersönlichen Fortdauer nach dem Tod hat er auf der Kanzel nicht gesprochen, weil er darüber nie „zu einer Gewißheit gekommen sei". Also ein Freireligiöser; ein fromm gestimmter Monist. Daß er, mit dieser Ueberzeugung, so lange in derLandeskirche die Liturgie wahren, das Apostolikum künden, taufen, trauen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes Lebende und Tote einsegnen konnte, zeugt von innerer Tüchtigkeit und von äußerer Gewandtheit. Konnte die zum Spruch berufenen Richter aber nicht hindern, zu thun,was die Pflicht ihnen befahl. „Persönliche Freiheit des Glaubens und Gewissens ist heiliges, unantastbares Recht. Unmöglich aber ist, daß die Kirche Jedem, der in ihr das Amt verwaltet, uneingeschränkte Lehrwillkür zugesteht. Das wäre Selbstvernichtung der Kirche. Was Jatho glaubt, schließt ihn von dem Amt der Verkündung des Evangeliums aus." Fünfzehn frankfurter Pfarrer, die der Person des Entamteten „alle nur mögliche Anerkennung zuTheil werden lassen möchten",haben dieseSätze veröffentlicht. Und man braucht vor Erwachsenen nicht erst umständlich zu beweisen, daß der Obcrkirchenrath gehandelt hat, wie er handeln mußte. Einem Mann, dessen SinndemDogmasofern, so feindlich ist wie Jathos.kann die Kanzel derLandeskirche nicht überlassen bleiben; auch nicht, wenn seine Predigt wirksam ist und seincLebcnsführungvordem höchsten Sittengesetz bestehen konnte. Soll dem Gläubigen zugemuthet werden, in seiner Gemeindekirche von dcrLippe drcierPfarrcr drei verschiedene Lehrmeinungen zu hören und imInnerstcn,demersicherndenTrostzuerlangentrach-

tet, dann die ZweifelzumBergzu häufen? Mußte nicht, wenn die
Gesinnung und „vorbildlicherWandel" das Recht auf dasPre-
digeramtgeben,auchsittsamenundweisenKatholiken,Juden,Bud-
dhisten,auch dem Grafen Tolstoi und Ernsttzaeckel die Kanzel der
EvangelischenKircheeingeräumtwerden?WerindieLandeskirche
geht,darf fordern, daß derPfarrer ihm die von derBibelüberlie-
ferte Christenlehre predige; will er andere Lehre vernehmen, Goe-
thes oderKierkegeards.Feuerbachs oderRcnans: taufendTempel
stehenihmoffen.Seid,liebeLeute,dochnichtnur„freisinnig",wenns
Euch in den Krampaßt! ErlaubtIhr dem berliner Stadtkämmerer,
in öffentlicher Rede das Programm der Konservativen Partei
laut zu loben? Behielte der Zeitungverleger, in dessen Bereich früh
und spät für Herrn Karl Jatho gefochten wird, einen Redakteur,
der gewagt hätte, vor allem Volk die Grundlehren des Liberalis-
mus zu tadeln? Würde der Parteivorstand der Sozialdemokratie
im sichtbarstenAmt einen Genossen dulden, der offen ausspräche,
daß er die Produktion nicht vom Willen der Arbeiter beherrscht
sehen möchte ? Als ein großer Arzt die Leitung eines Kreiskranken-
hauses übernommen und sich in der Behandlung kranker Men-
schen von einzelnen Normen der Schulmedizin entfernt hatte, hieß
es ringsum: DieserZustand darfnicht dauern; in einem der Staats-
aufsicht unterstellten Krankenhaus ist fürKetzer keinPlatz.Alsder
Bibliothekar der berlinerIüdischen Gemeinde, einredlicher, insei-
nerwissenschaftlichenLeistungvondenberühmtestenFachgelehrten
anerkannterMann, eine ernsteKritik derJuöenheit, der er sich zuge-
hörig fühlte, veröffentlicht hatte, wurde er, ohne einen Zehrpfennig,
aus demDienst gejagt; wurde dieses Verfahren von den selbenLeu-
tengebilligt,diedenmiteinemJahresgehaltvonsechstausendMark
pensionirten Pfarrer Jatho jetzt als einen Märtyrer preisen. (Ge-
sichertes Auskommen, Anspruch auf einenTheil einer National-
spende, deren Summe schon ins zweite Hunderttausend wächst,
höchster, bis übers Weltmeer widerhallender Ruhm, der dem in
Rede und Schrift für seine Ueberzeugung Eintretenden Gehör,
Beachtung, inneren und äußeren Gewinn sichert: solche Marty-
rien sind zu ertragen.) Würde einer Freireligiösen Gemeinde die
Entlassung eines Sprechers verdacht, der ihr gesagt hätte, das
Apostolikum sei dieGrundmauer seines Glaubens ? DerGemeinde
Adaß Iisroel die Absetzung eines Predigers, der von Jahwe und

Mose spräche, wie Jatho von Jesu sprach? Wasjederanderen Ge-
meinschaft erlaubt ist,wird denLandeskirchen verwehrt;weil sie.wie
in unserem Deutschland, das nochimmernicht dasLand derDeut-
sch en geworden ist,fast alle vomStaat geschaffenen und geschirmten
Einrichtungen, vom tzaß umlauert werden. Allmählich aber wirds
Zeit, daß wieder Vernunft zu sprechen anfängt. Jede Kirche, die sich
nichtselbst aufgeben will,muß ihr Bekenntniß wahren. DiesesBe-
kenntniß istlängst nichtmehrJathos. Zu dem kölner Pfarrer mußte
eines Tages drum der Oberkirchenrath reden: „Wir achten Dich
als einen würdigen Mann und wollen Dein Haupt, das fromme
Menschenliebe herbergt, nichtzausen.Doch da das Schwert Deiner
Aeberzeugung die tiefste Wurzel unseres Glaubens, nicht junge
Nebenschößlinge nur am alten Stamm der Christenlehre, durch-
schneidet, da Deinen Klüglerwitz verlebt dünkt, was uns Inbegriff
ewig währenderWahrheit ist, müssen wirDir das Pfarramt neh-
men. VorMangel undSorge schützen wirDich. Geh hin und rede
nun, als einFreier,wiederGeistDirseingiebt. HastDu die Kraft,
die freudigeInbrunst des Reformators, so mag Dir das Wagniß
gelingen, eine neue Kirche zu stiften und Deinem Sektirerglauben
die Zustimmung des evangelischen Volkes zu werben. Noch ist
unser die Macht; unser just deshalb aber auch die Pflicht, dieDis-
fidentenzüchtung zu hindern und dem Züchter die Thür zu sper-
ren/ Fast so hat das Kollegium gesprochen. VonRechtes wegen.
Darf es nun ruhig sein oder muß es in der Stille, die dem
Taumel folgen wird, die Aenderung der kirchenpolitischen Grund-
sätze erstreben? Als die erste Generalsynode eine Bekenntnißformei
suchte, die alle Geistlichen der preußischen Landeskirche binden
könne, empfahl Nitzsch die Vereinfachung des Apostolischen Glau-
bensbekenntnisses. Das wohlgemeinteUnternehmen, sagtTreitsch-
ke, „ mußte mißlingen, weil sein gelehrterUrheber,trotz seinerreichen
Erfahrungen im praktischen Kirchenleben, diesmal doch die Kraft
des Volksglaubens doktrinär verkannte; die deutsche Theologie
war ja die gelehrteste von allen und fühlte sich deshalb leicht ver-
sucht, die Macht der Wissenschaft in der Kirche zu überschätzen.
Wagte man, das Apostolikum zu vereinfachen, das älteste und
ehrwürdigste Bekenntniß der gesammten Christenheit auch nur in
der Form zu verändern, so würden vielleicht einige Hundert ge-
bildeter Männer befriedigt, die Radikalen aber nicht entwaff-
net und Millionen schlicht gläubiger Menschen, die doch für un-

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.76 1911.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

 Partner login required

 Partner institution members: **Login** to download this book.

 If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086366

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086366?urlappend=%3Bseq=120

Embed this book

About versions

Version: 2012-03-24 02:25 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Mose spräche, wie Jatho von Jesu sprach? Wasjederanderen Ge-
meinschaft erlaubt ist,wird denLandeskirchen verwehrt;weil sie.wie
in unserem Deutschland, das nochimmernicht dasLand derDeut-
sch en geworden ist,fast alle vomStaat geschaffenen und geschirmten
Einrichtungen, vom tzaß umlauert werden. Allmählich aber wirds
Zeit, daß wieder Vernunft zu sprechen anfängt. Jede Kirche, die sich
nichtselbst aufgeben will,muß ihr Bekenntniß wahren. DiesesBe-
kenntniß istlängst nichtmehrJathos. Zu dem kölner Pfarrer mußte
eines Tages drum der Oberkirchenrath reden: „Wir achten Dich
als einen würdigen Mann und wollen Dein Haupt, das fromme
Menschenliebe herbergt, nichtzausen.Doch da das Schwert Deiner
Aeberzeugung die tiefste Wurzel unseres Glaubens, nicht junge
Nebenschößlinge nur am alten Stamm der Christenlehre, durch-
schneidet, da Deinen Klüglerwitz verlebt dünkt, was uns Inbegriff
ewig währenderWahrheit ist, müssen wirDir das Pfarramt neh-
men. VorMangel undSorge schützen wirDich. Geh hin und rede
nun, als einFreier,wiederGeistDirseingiebt. HastDu die Kraft,
die freudigeInbrunst des Reformators, so mag Dir das Wagniß
gelingen, eine neue Kirche zu stiften und Deinem Sektirerglauben
die Zustimmung des evangelischen Volkes zu werben. Noch ist
unser die Macht; unser just deshalb aber auch die Pflicht, dieDis-
fidentenzüchtung zu hindern und dem Züchter die Thür zu sper-
ren/ Fast so hat das Kollegium gesprochen. VonRechtes wegen.
Darf es nun ruhig sein oder muß es in der Stille, die dem
Taumel folgen wird, die Aenderung der kirchenpolitischen Grund-
sätze erstreben? Als die erste Generalsynode eine Bekenntnißformei
suchte, die alle Geistlichen der preußischen Landeskirche binden
könne, empfahl Nitzsch die Vereinfachung des Apostolischen Glau-
bensbekenntnisses. Das wohlgemeinteUnternehmen, sagtTreitsch-
ke, „ mußte mißlingen, weil sein gelehrterUrheber,trotz seinerreichen
Erfahrungen im praktischen Kirchenleben, diesmal doch die Kraft
des Volksglaubens doktrinär verkannte; die deutsche Theologie
war ja die gelehrteste von allen und fühlte sich deshalb leicht ver-
sucht, die Macht der Wissenschaft in der Kirche zu überschätzen.
Wagte man, das Apostolikum zu vereinfachen, das älteste und
ehrwürdigste Bekenntniß der gesammten Christenheit auch nur in
der Form zu verändern, so würden vielleicht einige Hundert ge-
bildeter Männer befriedigt, die Radikalen aber nicht entwaff-
net und Millionen schlicht gläubiger Menschen, die doch für un-

- Contact

scrc Kirche genau so viel bedeuten wie die Gelehrten, in ihren
frommen Gewissen beirrt. "Noch heute würde jedeAenderung der
zu kündenden Lehre so wirken. In dem Urtheil des Spruchkolle-
giums wird Jathos„ Einfluß auf viele der Kirche und dem religiö-
sen Leben Entfremdete" erwähnt. Allzu flüchtig vielleicht; vom
Boden dieserThatsache aus konnte dasVerfahren belichtet,seine
Nothwendigkeit selbst dem Zweifler erwiesen werden. Ist die Auf-
gabe derLandeskirche, in ihretzäuserAllezusammeln, derenWe-
sen noch einen Rest von Sehnsucht nach den großen Christensym-
bolen bewahrt hat, an deren Seelengefäß noch der Duft früh ge-
melkter Frommheit haftet, undAlles zu meiden, was sie abschrecken,
was diesen ganz oder halb Ungläubigen die neue Gemeinschaft
verleiden könnte? Dann wird sie zur Ethischen Gesellschaft; zum
Disputirklub Derer, die nach der Arbeit Erbauliches hören und
bereden.doch nicht von der erdünkelten Zinne ihrer Naturerkennt-
niß herabklettern möchten. Dann aber entläuft dieser terrestrischen
Kirche schnell Jeder, der sich an festem, in Jahrtausenden als halt-
bar bewährtem Glaubensgeländer in die Klarheit tasten will, und
Rom triumphirt auf Wittenbergs Trümmern. Dann wird bald
aber auch denZurückgebliebenen das Kirchenschiff zu eng; scheint
ihnen die geringe Glaubensleistung, mit der sich der Staat nun
begnügt, freier Menschenwürde nicht lange vereinbar, principiis
obsta; ser« meäicina paratur. Einem Papst derModernistenwürde
leichter als Pius dem Zehnten neue Dogmendurchlöcherung ab-
getrotzt. Und der Rationalistenkirche schwände rasch der anlockende
Reiz, wenn ihre Frontinschrift sie als staatliches Lehrgebäude
verriethe. Nie ist, in Asien nicht noch in Europa, aus läßlicher
Duldsamkeit eine starke Glaubensmacht erwachsen. Was sie, ohne
die Verfallsgefahr zu beschleunigen, hinnehmen konnte, hat die
Evangelische Kirche hingenommen; mehr schon, als ihrem Kampf
gegen die starre Einheit der Römergewalt nützlich war. Nicht alle
preußischen Pfarrer reden mit der selben Zunge; fast allen färbt
an irgendeinem Punkt persönliches Empfinden die Lehrmeinung.
Nur dreien aber ist, im Zeitraum dreier wirren Jahrzehnte, das
Verkünderamt aberkannt worden. Gott die blinde Urkraft, die im
Menschenhirn sehend wird, der Christus nicht Gottes Sohn, son-
dern der vorgestellte Genius der Menschheit: solche Lehre durfte
dietoleranteste Behördenichtdulden.NichtaufderLippe des Pre-
digers, der in der Weihnacht vor der Gemeinde das Wort des

Engels aus dem Evangelium Matthaei wiederholen soll: „Joseph, Du Sohn Davids, fürchte Dich nicht, Mariam, Dein Gemahl, zuDir zu nehmen; denndas inihrLebende ist vondemHeiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, den sollstDu Jesus heißen; denn er wird sein Volk von der Sünde erlösen und selig machen". PfarrerJatho warderMannderglaubenlosFrommen (la piete 8ans Ia foi: dieser Gefühlskomplex ist bei uns nicht seltener als in Frankreich); Stab und Trost Allen, die sich nicht an ein Dogma ketten, den Christenmythos aber, wie andere hohe Dichtung, ihremLeben erhalten oder unter demKirchendach popularphilosophische Vorträge über die Wonnen und Zinsen derNächstenliebe hören wollten. Wird ers noch sein, wenn dieses Dach nicht mehr über seiner Kanzel himmelan ragt? Ronges Zeit war vorbei, als ihm der Staatsküster die Domthür verschlossen hatte. Erwirkt endlich die Trennung der Kirche vom Staat: dann braucht kein Eidschwur wider den schlimmen Modernistengeist, kein Spruchkollegium Euch je noch zu bekümmern. Heischt aber von der staatlich privilegirten Kirche nicht, daß sie Prediger hege, die statt ehrwürdiger Satzung noch nichtfestgewordene, vielfarbig schillernde Lehre bieten. HütetEuchvordemThorenwahn, derdas Murren politischen Grolles für den Morgenruf eines muthigen Willens zu religiöser Reformation hält. Und lasset Euch, die Ihr den Gottesdienst stolz verschmäht, nicht Götzen aufschwatzen.

Das System Zeppelin.

Am sechsten Juli habe ich Seiner Excellenz dem Grafen von Zeppelin das Heft geschickt, in dem sein Brief und meine Antwort veröffentlicht werden sollten, und in einem Begleitschreiben wiederholt, daß eine Entgegnung, die vonderDirektiondesLuftschiffbaues ja gewünschtwerden könne.spätestens amMorgen des elften Iunitages in meine Hand gelangen müsse; sonst sei mir unmöglich, sie ins nächste Heft zu bringen. Sie kam nicht; kam erst, als sie in einer stuttgarter Zeitung erschienen und ihr in der „Zukunft" vom fünfzehnten Juli nicht mehr Raum zu schaffen war. Ich mußte also warten. Und las inzwischen, daß ich „bekanntlich" behauptet habe, das Luftschiffsystem Zeppelins „sei nichts weiter als eine Nachahmung derErfindung desOesterreichers Schwarz." Ich bin gewöhnt, über mein Handeln die dümmsten, erbärmlichsten Lügen zu lesen; und beschränke mich auf die Wiederholung

des hier Gesagten. „Ich weiß nicht, ob die behauptete Thatsache
<Uebernahme wesentlicherTheile aus Schwarzens System) wahr
ist. GrafZeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt
und mehr geleistetalsvorihm ein Anderer. Seine Energieleistung
soll nicht geschmälert noch die Selbständigkeit seiner ersten Pläne
bestritten werden. Erweislich und erwiesen ist aber, daß er erst
lange nach Schwarz das Aluminium als Baumaterial gewählt
und Schwarzens ‚Erfindungen und Erfahrungen' durch Vertrag
und um den Preis der Verpflichtung, die Erben des genialen
Agramers entschädigen zu lassen, seiner Gesellschaft gesichert hat."
Erweislich und erwiesen durch den (am achten Juli hier abge-
druckten) Wortlaut der Verträge, die den schwarzischen Erben zu-
nächst fünfzehntausend Mark und von jedem der dreißig ersten
Verkauften Luftschiffe zehntausend Mark zusprechen. Ich gönne
der friedrichshafener Gesellschaft den Vorsprung, den ein unge-
mein emsiger Direktor ihr erstritten hat; gönne ihr gern auch das
von denAffiliirten (die meine Darstellung entweder fälschen oder
verschweigen müssen) gespendete Lob; und veröffentliche, um ihr
das Recht zur Abwehr nicht zu schmälern, auch hier, was sie er-
widern zu können glaubt. Der nette Herr Colsman spricht:
Auf die auf Grund einseitiger Mittheilung der. Erben Schwarz
wiedergegeben«n Darstellungen der Vorgänge gehe ich nicht ein. Die
mitgetheilten Verträge bezweckten, wie Ieder leicht erkennen kann,
den an David Schwarz gebundenen, damals alleinigen Großfabri-
kanten von Aluminiumfabrikaten, den Kommerzienrath Berg, frei zu
bekommen, damit er auch dem Grafen Zeppelin Material liefern könne.
Es ist in diesen Verträgen nicht ausgedrückt, daß Erfahrungen und
Patente des Schwarz zur Verwendung kommen sollten, und wenn die^e
^Absicht bei einigen Aktionären, besonders im Anfang bei Karl Berg
bestand, so hat sich Graf Zeppelin, wie aus Briefen mit klassischer
Deutlichkeit hervorgeht, Dem energisch widersetzt und auch Berg von
ber Unbrauchbarkeit der schwarzischen Idee überzeugt.
Erstens: Die „Erben Schwarz" kenne ich nicht. Wußte bis
zum zweiundzwanzigsten Juni 1911 nicht, ob und wo sie leben.
An diesem Tag erhielt ich aus Soden einen Brief, in dem Frau
^MelanieSchwarz mir schrieb:„VierzehnJahre lang habe ich ge-
schwiegen und, trotzdem unzählige Anfragen an mich gerichtet wur-
den, keine Silbe über dieBeziehungen Zeppelin-Schwarz gesagt.
Die Vertheidigung des Grafen Zeppelin durch Herrn Colsman
zwingt mich, aus meiner Reserve herauszutreten." Die Haupt-
daten aus dem Leben Davids Schwarz waren mir (und allen in

derGeschichte derLufischiffahrtHeimischen)längst bekannt. Zwei-
tens : DieBehauptung, einerGesellschaft, derenAktienkapital acht-
hunderttausend Mark betrug, habe nur die Firma Karl Berg aus
Lüdenscheid im Jahr 1898Aluminium liefern können, überlasse ich
den Sachverständigen. Drittens: Um Herrn Berg „frei zu bekom-
men", genügte nach demTode des Erfinders, an den er „gebunden
war" (wahr?), doch wohl die Zahlung einer Abfindungsumme,
die er, Wenns ihm richtig schien, mit Schwarzens Erben theilen
mochte. Die Möglichkeit, mit einer starken Gesellschaft zu arbeiten,
an deren Spitze ein reicher, technisch höchst begabter Graf und
Generallieutenant stand, mußte den Fabrikanten kräftiger locken
als die Hoffnung, im Bund mit einer völlig mittellosen Witwe ans
Ziel des Erfolges zu gelangen. Hier, konnte man ihm sagen, hast
Du hunderttausend Mark; mache Dich von Schwarzens Sache
frei,aus dernach demTodedesSystemfinders und nach derZer-
störung feines Luftschiffes kaum noch viel werden kann, undmar-
schire mit uns. Viertens: „Daß Erfahrungen und Patente des
Schwarz zur Verwendung kommen sollten, ist in den Verträgen
nicht ausgedrückt." Nein. Daß derKäuferdie erworbenenRechte
verwenden wolle, steht selten in einem Vertrag. Der(schonneulick)
hier erwähnte) Paragraph 25 des „ Statutes der Aktiengesellschaft
zur Förderung derLuftschiffahrt" (Stuttgart, Druck von Karl Grü-
ninger, 1898)sagt aber: „ Die Herren Kommerzienrath Karl Berg in
Lüdenscheid, Excellenz Graf Zeppelin und Kommerzienrath Ernst
Kuhn in Stuttgart haben mit den Erben des verstorbenen Inge-
nieurs David Schwarz in Agram eine Vereinbarung dahin ge-
troffen, daß den Erben gegenUeberlassung derihnen innerhalb des
Deutschen Reiches hinsichtlich der Erbauung von Luftschiffen ge-
meinschaftlich mit Herrn Karl Berg gehörigenpatentirten und nicht
pateutirtenErfindungen eineEntschädigungvonfünfzehntauscnd
Mark und eine Abgabe von je zehntausend Mark für die ersten
dreißig zumVerkauf gelangendenLuftschiffegezahlt werde. Diese
Verpflichtungen werden von der Gesellschaft den schwarzischen
Erben gegenüber als weiterer Gründungaufwand übernommen.
HerrBerg hat sich im Zusammenhang mit dieser Vereinbarung be-
reit erklärt, der Gesellschaft die ihm hinsichtlich der Erbauung von
Luftschiffen gehörigen Erfahrungen und Erfindungen, mögen sie
patentirtsein oder nicht, ohne besonderen Entgelt zur Verfügung
zustellen." Wer danach noch bezweifelt, da-^ Schwarzens „Erfah-

rungenundPatentezurVerwendung kommensollten", kann Verträge nicht lesen oder will die Wahrheit nicht sehen.

Am achten Dezember 1897 richtete Graf Zeppelin an Karl Berg ein längeres Schreiben, aus dem ich einige Sätze hier folgen lasse.

„Sehr geehrter Herr Kommerzienrath! Der früheren Einladung Euer Hochwohlgeboren, mich an dem Bau des schwarzischen Luftschiffes zu betheiligen, habe ich nicht zu folgen vermocht, weil dieses mir (wie ich im Einzelnen nachwies) nicht die nöthige Sicherheit für einen künftigen allgemeinen Gebrauch bot. Euer Hochwohlgeboren haben schon damals die Vorzüge meines Entwurfes anerkannt, waren aber gebunden, zunächst einen entscheidenden Versuch mit jenem Fahrzeuge abzuwarten. Dieser hat die eine Seite meiner Behauptung, das Blechkastensystem sei nicht entwickelungsähig, nur zu schnell erwiesen Euer Hochwohlgeboren haben diese Nachtheile so vollkommen erkannt, daß Sie auf das Bestimmteste erklärten, Niemals mehr nach dem schwarzischen System bauen zu wollen. Auf der anderen Seite haben Sie, durch eigene KenntnißnahMe meiner Entwürfe und deren genauere Prüfung durch Ihren Ingenieur Herrn Tenzer, die Ueberzeugung gewonnen, daß nach diesen gebaute Fahrzeuge aller denkbaren Wahrscheinlichkeit nach bei großer Betriebssicherheit langdauernde Fahrten unter Mitnahme bedeutenderer Lasten ermöglichen werden. Das heißt: daß mit ihnen die Frage der nutzbaren Luftschiffahrt gelöst sein würde. Euer Hochwohlgeboren Anerbietung, mit Frau Schwarz zusammen nunmehr gemeinsam mit mir vorzugehen, bin ich gern entgegengekommen. Die vorzügliche Bearbeitung des Aluminiums in Euer Hochwohlgeboren Fabriken würde die beste Ausführung des Festibaues meiner Fahrzeuge sichern und unsereVerbindung dasVertrauen derLai.nwelt erwecken, welches man mir allein bisher nicht zu schenken geneigt war ... Dagegen muß ich Euer Hochwohlgeboren daran erinnern, daß aus unserer Erörterung Dessen, was von Ihrem Luftschiff für das meinige anwendbar wäre, nichts übrig blieb als vielleicht die schwarzische Gitterkonstruktion zur Befestigung der Gondel am Ballon. Diese mag besser sein als diejenige meines Entwurfes, aber sicher i!st hie letztere, weil von praktischen und erfahrenen Ingenieuren angeordnet und geprüft, vollkommen genügend. . . . Gegenüber Euer Hochwohlgeboren gewiß sehr werthvoller Erfahrung in der Bearbeitung desAluminiums bringe ich einen vollständig ausgearbeiteten und durch die ersten Autoritäten auf den verschiedenen Gebieten nachgeprüften Entwurf bei, dazu die Patente, welche mir das alleinige Ausführungrecht sichern, Kenntnisse in der Aeronautik mnd den Entschluß, das zweckmäßige Verfahren bei der einstigen Anstellung von Fahrversuchen durch persönliche Leitung zu gewährleisten ..."'

Es ist also erwiesen, daß Konstruktiontheile des schwarzischen Luftschiffes nicht übernommen wurden.

Das sagt Herr Colsman. Wer hat behauptet, daß Konstruktiontheile übernommen wurden? Ich? Niemals.Behauptethats^

Herr Colsman; in der „Zukunft" vom vierundzwanzigsten Juni
1911 hat er gesagt: „Lediglich einige Konstruktiontheile am Ge-
rippe waren bei dem ersten Z-Schiff die selben wie bei dem des
David Schwarz". Der leidernichtvollständigveröffentlichteBrief
des Grafen Zeppelin beweist Dreierlei. Erstens: Daß Berg nur ge-
bunden war, „zunächst einen entscheidenden Versuch mitSchwar-
zensFahrzeug abzuwarten"; also nach demMißlingen diesesVer-
suchesnichtmitgroßenGeldopfernsreigemachtzuwerdenbrauchte.
Zweitens: Daß der Graf seinenBauplan für viel besser hielt als
den von Schwarz entworfenen und ausgeführten/Drittens: Daß
er trotzdem gern bereit war, „mit Frau Schwarz gemeinsam vor-
zugehen". Zwei Monate nach diesem Brief hat er den Vertrag
unterzeichnet, der für den Erfolgsfall den schwarzischen Erben
dreihundertfünfzehntausend Mark sicherte. Da der Graf dem Auf-
sichtrath der Aktiengesellschaft vorsaß und in diesem Amt fremde
Interessen zu wahren hatte, bleibt nur die Annahme möglich, daß
er nach dem achten Dezember 1897 zu einer günstigeren Meinung
über den Werth der Erfahrungen, Erfindungen und Patente
Schwarzens gelangt war. Sonst wäre der „weitere Gründungauf-
wand "zwecklos gewesen,das Geld derAktionäre auf die Straße ge-
worfenworden.Hat einnotariell beglaubigterBertragnicht stärkere
Beweiskraft als der schroffe Ausdruck einer Erfinderstimmnng?
Ucbrigens nicht von David Schwarz, sondern von den Ingenieu-
ren Bergs, den Herren Tenzer und von Watzesch, sind die Einzelheiten
des schwarzischen Luftschiffes konstruirt. Schwarz war der Bringer der
Idee, kein Konstrukteur; daß er ein Luftschiff in Rußland gebaut habe,
konnte er nie beweisen und wurde ihm nie geglaubt.
Frau Schwarz hat auf meine Frage, ob dieseAngaben richtig
feien, geantwortet: „Es handelte sich um die von meinem Mann
erfundenen Legirungen des Metalles und um die innere Kon-
struktion. Karl Berg und seine Ingenieure hatten vorher keine
Ahnung von der Konstruktion eines starrenLuftschiffes;sie haben
nur ausgeführt, was Schwarz anordnete. Daß mein Mann in
Petersburg einLuftschiffbaute.ist eineThatsache,die ich beweisen
kann und die gerade Herr Colsman nicht bezweifeln sollte: denn
sein Schwiegervater KarlBerg hat auch zu diesem Bau das Alu-
minium geliefert." Doch bleiben wir bei der colsmanischen Dar-
stellung. Danach war Schwarz ein Schwindler, der von der Kon-
struktion nichts verstand, nur eine dem ersten Blick leidlich schei-

nende.bald aber als fruchtlos erwieseneIdeehatteundvondessen
Leistung nichts irgendwie Beträchtliches zu brauchen war. Und
deshalb mußte die erste That derAktiengesellschaftzurFörderung
der Luftschiffahrt fein, sich die Erfahrungen und Erfindungen die-
sesMannes,patentirte und nicht patentirte, zu sichern und seinen
Erben dafür dreihundertfünfzehntausend Mark zu versprechen.
Aber Herr Harden behauptet mit Wichtigkeit, der Graf sei über-
Haupt zur Verwendung des Aluminiums durch die schwarzischen Ver-
suche angeregt worden. Diese Behauptung ist unrichtig und wäre,wenn
sie zuträfe, ohne Bedeutung; denn wenn man überhaupt ein starres
Luftschiff plante, so war man auf die Anwendung des leichten Metalls
genau so angewiesen wie etwa auf die Verwendung des Wasserstoff-
gases. Man muß schon ein Ueberlaie in Luftschiffdingen sein, wenn
man die Verwendung des Aluminiums als etwas Wesentliches der
Erfindung des starren Luftschiffes betrachtet. Gleichwohl will ich für
Herrn Harden feststellen, dafz schon in dem im Iahr 18R gedruckten
Aufsatz über das lenkbare Luftschiff des Grafen Zeppelin zu lesen steht:
„Das für den Bau des Fahrzeuges vorgesehene Material ist eine Le-
girung aus Aluminium.... Bevor die Festigkeitberechnung des Luft-
fahrzeuges ausgeführt werden konnte, mußte die in der einschlägigen
Literatur noch ziemlich wenig bekannte Festigkeit und das Verhalten
des Materials eingehend untersucht werden. Zu diesem Zweck wurden
Aluminium und dessen Legirungen in den verschiedensten Formen und
Verarbeitungen bestellt und in der Materialprüfunganstalt der Tech-
nischen Hochschule Stuttgart unter Leitung des auf diesem Gebiet
rühmlichst bekannten Professors Dr. Bach eine große Anzahl Mate-
rialprüfungen vorgenommen..." Herr Harden wird nicht gut anneh-
men können, daß das schwarzische Luftschiff, das erst im Iahr 1896 auf-
tauchte, zu Versuchen Anlaß gab, die Graf Zeppelin bereits im Iahr
1892 durch den Ingenieur Kober anstellen ließ.
Unwahr ist, zunächst, die Angabe, Schwarzens Luftschiff sei
„erst im Jahr 1896 aufgetaucht«. Die Pläne wurden 1890inWien,
1894 in Berlin dem Kriegsministerium zur Prüfung vorgelegt;
und von derselbenInstanz brauchbar gefunden, die den Entwurf
des Grafen Zeppelin abgelehnt hatte. Daß der Graf schon 1894
an Aluminium gedacht habe, mag der Artikel beweisen, aus dem
drei Sätzchen angeführt werden. Vielleicht haben die Prüfungen
und Versuche ihn nicht befriedigt; gewiß ist, daß erdenGedanken
wieder fallen ließ. „Wenn man überhaupt ein starres Luftschiff
Plante, war man auf die Anwendung des leichten Metalles ge-
nau so angewiesen wie etwa auf die Verwendung des Wasser-
stoffgases". Dasklingtsachverständig;nichtwahr?Dieserunwahr-

scheinliche Direktor einer Industriegesellschaft verblüfft immer wieder mit neuen Behauptungen; die leider nur stets wieder als unhaltbar erwiesen werden. Deutsches Reichspatent Nr. 98580, Klasse 77, vom einunddreißigsten August 1895. Auf Verlangen des Grafen Ferdinand von Zeppelin in Stuttgart wird die Erfindung eines lenkbaren Luftfahrzeuges patentirt, „welches im Wesentlichen dadurch gekennzeichnet ist, daß es aus mehreren beweglich mit einander verbundenen Fahrzeugen besteht, von denen das eine das Triebwerk enthält, während die übrigen zur Aufnahme der zu befördernden Lasten dienen". In der Patentschrift des Grafen (die in Karl Heymanns Verlag zu haben ist) kommt das Wort Aluminium nicht vor. (Steht auch nichts von einem Verbindungsgang zwischen den beiden Gondeln. Diese Erfindung wurde am letzten Dezembertag des Jahres 1895 dem Amerikaner Eduard Joel Pennington für dasDeutscheReich patentirt. Nr. 95597, Klasse 77. „Gegenstand der Erfindung bildet ein Luftschiffkörper, welcher in der Weise eingerichtet ist, daß er in der Mitte einen in der Längenrichtung angeordneten rohrförmigen Gang besitzt, vonwelchem ans radiale Verstärkungrohre nach den Seitenwandungen geführt find.DerRaum zwischendiesem mittleren Gang und den Seitenwandungen des Luftschiffkörpers kann in eine Anzahl Kammern zerlegt sein, welche durch diesen Gang zugänglich sind; gleichzeitig dient der rohrförmige Kanal mitden radialenRohrenzurwirksamenVerstärkungdes Luftschiffkörpers. ° Das ist das Amerikanerpatent, von dem, nach der AngabedeshastigenHerrnColsman,„hierinFriedrichshafenkein Mensch Etwas weiß.")AberAluminium:Das versteht sich javon selbst. Darauf ist der Planer eines starren Luftschiffes genau so angewiesen wie auf Wasserstoffgas. In seiner Patentschrift sagt aber Graf Zeppelin: „Um dem Luftfahrzeug eine feste Form zu geben, ist es mit einem Gerippe aus Röhren, Drahtseilen und Drahtgeflechten versehen, über welches eine äußere Hülle aus Seidenstoff oder ähnlichem Material gespannt ist." Am einunddreißigsten August 1895 war der Graf also nicht „auf die Verwendung des leichten Metalles angewiesen", sondern wollte seinem Luftschiff eine Seidenhülle geben. Am dritten November 1897 sah er auf dem Tempelhofer Feld Schwarzens Aluminiumschiff aufsteigen. Er hat erst nach Schwarzens Tod ein Luftschiff gebaut;

Restanten.
hat das Aluminium, wie Schwarz, vonKarlBerg, diePropellcr,
wie Schwarz, von Georg Kiefer bezogenund vonden schwarzischen
Erben die Erfindungen und Patente für seine neueAktiengesell-
schaft erworben. Zur Feststellung dieser (für die Geschichte des
Luftschiffbaues immerhin wichtigen) Thatsachen bin ich durch den
Herrn Colsman gezwungen worden, der, als ich das Gerücht von
der Uebernahme schwarzischer Systemtheile erwähnt hatte, hier
bündig erklärte: „DieGeschichte ist unwahr." Und inkeinerSilbe
seinerlangen „Erklärungen" ahnen ließ, daß zwischen dem Grafen
Zeppelin und den Erben des Oesterreichers Verträge geschlossen
worden waren. Als Schwiegersohn Bergs mußte ers wissen.
Genug für heute. Die neuste „Berichtigung" des friedrichs-
hafener tzuckebeines bringt noch eine Verdächtigung der Frau
Schwarz (die eines Nöthigungversuches beschuldigt wird) und
möchte mich mitbeleidigendemAnwurf erreichen. Als ich demGe-
ncralbevollmächtigten Seiner Excellenz geschrieben hatte,dieFest-
stellung, daß der Graf auch diese Invektiven mit seiner Verant-
wortlichkeit decke,könne wichtig werden,erhieltich die telegraphische
Antwort: „Ihre Annahme, Graf Zeppelin sei für Gesammtinhalt
des colsmanischen Briefes verantwortlich, ist unzutreffend. Seine
Excellenz kannte den Inhalt nicht, sondern hatte nur Aktenmaterial
dazu geliefert." HerrColsmanistmirnichtderRedewerth; ermag
weiter durch die Zeitungpalästc tosen und für die ungeheureThat
von morgenReklame machen. GrafZeppelin braucht solche Helfer
nicht. Seine bewundernswerthe Energieleistung wird fortwirken;
auch wenn er, wie jeder kluge Techniker, das vor ihm Erprobte sich
angeeignet hat. Sein System? Nicht einer von all den Sach-
verständigen, die ich kenne, glaubt noch daran. Kein fremder Staat
denkt noch daran, ihm nachzuahmen. (England, das sich in den
Tagen deutschen Jubels dazu entschloß, hat schon ein starres Luft-
schiff verloren und wird das zweite, wie wir das einzig überle-
bende Z-Schiff, wohl bald in die Schutzhalle bergen.) „Ein neuer
Motor! Mehr als neunzehn Sckundenmcter Eigengeschwindig-
keit! Ein Luftkriegsschiff, wie kein anderes Volk eins hat!" Un-
gefähr fo haben wirs oft schon gelesen; anno Nordpol noch vollere
Töne gehört. Einstweilen ist nur der nüchternen Frage die Ant-
wort zu suchen, ob die nach so unbewährtem System gebautenLuft-
schiffemit dem Steuergeld deutscherBürgerbezahltwerdendürfen.

Andere Zeiten.
^Hm Iahr 1830 kam sie als sechstes Kind ehrsamer wiener Klein-
KiW bürger auf die Welt und blieb das jüngste. Verzärtelt wurde sie
darum nicht. Dazu hatten die Eltern keine Zeit. Vom frühen Morgen
bis zum späten Abend wurde unermüdlich gearbeitet. Man gönnte
sich blos das Notwendigste, um Ersparnisse für das Alter zu machen;
an Luxusausgaben durfte nicht einmal gedacht werden. Im Sommer
aufs Land zu ziehen, war damals in diesen Kreisen noch nicht Brauch.
Man ging an Sonntagen zu Fuß in den Prater oder zu Fuß nach
Hütteldorf oder Schönbrunn. Bei solchen Ausflügen kehrte man nir-
gends ein, sondern schleppte die Mundvorräthe in Körben mit, die
selbstverständlich von den weiblichen Familienmitgliedern getragen
wurden. Eben so selbstverständlich war, daß die Mädchen im Haus
nicht nur den Vater, sondern auch die Brüder zu bedienen hatten. Die
Mutter bediente sich selbst. Ein Theater- oder ein Konzertbesuch (auf
Stehplätzen) war ein seltenes Fest. Man lud noch seltener Gäste ein,
weil es zu viel gekostet hätte, und lebte äußerst zurückgezogen. Die vier
Söhne gingen mehrmals in der Woche am Abend aus. Die Töchter
blicken, bei den Eltern, saßen bei der Oellampe und beschäftigten sich
nützlich. Uebrigens kam ihnen nie in den Sinn, sich über die Ein-
förmigkeit ihres Lebens zu beklagen. Die Söhne hatten es besser als
die Töchter, hatten mehr Freiheit und Abwechselung. Aber so war es
ja überall; sie dachten nicht einmal daran, daß es anders sein könnte
und vielleicht auch sollte.
Die ältere Tochter heirathete, als die jüngere sechzehn Iahre
zählte. Zwei der Brüder hatten sich auch schon selbständig gemacht und
Frauen genommen. Die Eltern, die in Folge ihres mühsamen Arbeit-
lebens vor der Zeit zu altern begannen, luden, um sich zu entlasten,
viel Plackerei auf die Schultern ihrer Iüngsten. Die Führung des
Haushaltes gab die Mutter natürlich nicht aus der Hand. Aber die
Tochter durfte im Geschäft des Vaters mit thätig sein (die Brüder
wollten nicht Geschäftsleute werden) und in den Stunden, die ihr frei
blieben, arbeitete sie im Haus, half der Mutter, bediente Vater und
Brüder und nähte und flickte.
Im Haus ging es streng patriarchalisch zu. Der Vater war das
Oberhaupt der Familie, das nicht nur von Frau und Tochter, sondern
auch von den Söhnen unbedingte Unterwerfung verlangte. Die Söhne
fügten sich nicht immer: und so gab es manchmal Reibereien und Ver-
druß. Die Tochter lehnte sich gegen die väterliche Autorität niemals
auf. Wenn es hieß: „Der Vater will es so haben", war für sie daran
nicht zu rütteln. Aber auch die Mutter, die gegen die Söhne nach-
giebig und oft recht schwach war, forderte von der jungen Tochter blin-
den Gehorsam. Und auch der Mutter fügte sich das junge Mädchen.
Alles schien ihr selbstverständlich und konnte nicht anders sein.
Sie litt auch nicht darunter. Die Eltern brauchten und liebten sie

und sie war, mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem fröhlichen Wesen, der
Sonnenstrahl des kleinen Hauses. Daß sie sich verheirathe, wünschte
weder Vater noch Mutter. Die Tochter war ihnen zu nothwendig, fast
unentbehrlich. Und sie selbst dünkte es ganz natürlich, daß sie bei den
Eltern blieb, als deren Stütze und Pflegerin im Alter.
Dann aber trat Etwas in ihr Leben, das sie anders denken lehrte:
die Liebe. Sie war achtundzwanzig Iahre alt geworden und liebte zum
ersten Mal; mit aller Kraft und aus ganzem Herzen. Als gereiftes
Weib. Wenn die erste Liebe so spät kommt, wurzelt sie tief und fest und
bleibt gewöhnlich die letzte.
Der Mann war Kaufmann wie ihr Vater, nur in größerem Stil.
Die Beiden hatten geschäftlich mit einander zu thun und auf diese Weiss
wurde sie mit ihm bekannt. Wenige Begegnungen genügten, um die
zwei Menschen erkennen zu lehren, daß sie zusammen gehörten. Er war
fünszehn Iahre älter als sie, enttäuscht, aber nicht verbittert von einer
wenig glücklichen Ehe, die der Tod gelöst hatte, und Vater zweier
Knaben, an denen er mit rührender Zärtlichkeit hing. Ihre reiche
Frauennatur fühlte sofort: „Dem ist das Leben viel schuldig geblieben
und man kann ihm viel geben. Und seine Kinder brauchen eineMutter."
Sie traute sich zu, allen Ansorderungen gerecht zu werden: den Mann
zu befriedigen und seine Kinder zu lieben. Er zeigte ihr die Photo-
graphien seiner Knaben und sie fand, daß sie ihm glichen. Er erzählte
ihr von seinem Heim in Prag, in dem die Frau fehlte, und sie suhlte,
daß sie vom Schicksal ausersehen sei, die Lücke auszufüllen. Mit einer
Art von schwärmerischer Anbetung betrachtete der reife Mann das
voll erblühte, kräftige Mädchen, das Alles in sich vereinigte, was er,
ohne zu hoffen, ihm jemals zu begegnen, ersehnt hatte, und fragte sie,
zitternd und zaghaft, ob sie mit ihm nach Prag ziehen und seine Frau
werden wolle.
Bevor sie Zeit gefunden, freudig Ia zu sagen, fügte er hastig hin-
zu: „Eins aber, das Sie nicht zu wissen scheinen, muß ich noch erwäh-
nen, ehe Sie mir antworten." Und mit nicht ganz sicher klingender,
leicht bedeckter Stimme sagte er ihr, daß er ein Iude sei.
Sie wurde totenblaß. Das Glück versank vor ihr und der graue
Alltag war wieder da. Nie würden ihre frommen Eltern darüber weg-
kommen. Das wußte sie.
Es war gar nicht daran zu denken, den Vater auch nur zu fragen.
Der Mutter freilich wollte sie sich anvertrauen. Aber auch da bliebs
beim bloßen Versuch. Die Mutter gebot ihr schon nach der ersten
scheuen und stockenden Andeutung, zu schweigen. „Lieber sähe ich Dich
tot vor mir." Und der Vater! „Willst Du Deinen alten Vater ins
Grab bringen?" Sie sah sich vor einer Mauer, die weder einzurennen
noch durch Geduld und Bitten und Warten langsam abzutragen war.
Der Mann verzichtete nicht leicht. Er kam immer wieder, schrieb
immer wieder. Versprach, sich und seine Kinder taufen zu lassen; seine
Fran werde alle Freiheit haben, nach ihrer Religion zu leben. Die

Mutter blieb fest. Es gelang ihm kein einziges Mal, das Mädchen zu sehen und zu sprechen. Und seine Briefe schickte ihm die Mutter uneröffnet zurück. Die Tochter mußte geloben, ihm nie zu schreiben; und sie gehorchte. Endlich gab der Mqnn den Kampf auf, kam nicht wieder und schrieb auch nicht mehr.

Sie hätte einen Anderen heirathen können, wenn sie gewollt hätte. Aber sie wollte nicht. Ihr Herzensleben war zu stark entwickelt, als daß sie der Stimme der Natur, die in ihr nach Frauen- und Mutterglück rief, Gehör leihen wollte. Dem Manne, den sie geliebt hatte, mußte sie entsagen. So wollte sie auch keinem Anderen angehören, wollte dem Einen im Herzen treu bleiben. Doch ihre Weibnatur lehnte sich gegen den ihr ausgezwungenen freudlosen Coelibat heftig auf. Die Sehnsucht nach dem Manne war in ihr erwacht und kam nicht wieder zur Ruhe. Ihre Gemüthsart veränderte sich. Sie, die Gleichmäßige, Gelassene, Fröhliche, hatte jetzt „Stimmungen", deren sie nicht Herrin werden konnte. Sie war oft reizbar, ungeduldig, schwer zu behandeln. Die Mutter schalt mit ihr: „Du bist ja wie ausgewechselt!"

Sie wars; und wußte auch, warum sie anders geworden sei. Nnd das Unerträglichste war: der Druck, den sie auf dem Herzen spürte, wollte nicht weichen. Wie eine Last lag es auf ihr, so dumpf und schwer.

Die Iahre vergingen. Sie ersuhr, daß der Mann, dem sie hatte entsagen müssen, endlich doch eine andere Frau geheirathet hatte, und nahm an, er habe sich über ihren Verlust vielleicht getröstet. Aber der Druck auf ihrer Seele blieb unverändert dumpf und schwer. Es war nicht Schmerz um ihr verlorenes Frauenglück; auch nicht Groll gegen die Eltern und deren Vorurtheile. Es war etwas Schlimmeres: die Empfindung einer unsühnbaren Schuld, die sie sich nicht vergeben konnte. Einem Schatten gleich folgte ihr diese Schuld, stand bei der Arbeit neben ihr, neigte sich auf sie herab, wenn sie betete, und hockte neben ihr, wenn sie in ihrem einsamen Bette lag. „Ich hätte nicht gehorchen dürfen." Nie ließ dieser Gedanke sie los. „Ich hätte nicht dürfen."

Und die Iahre verrannen. Der Vater starb und kurze Zeit darauf die Mutter. Die jüngeren Brüder saßen auch schon am eigenen Herd. Alle ihre Geschwister hatten Kinder und sie freute sich der lieben Nichten und Neffen, die ohne Ausnahme an ihr hingen. Die Eltern hatten der einsam gebliebenen Tochter ein kleines Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie einfach, aber sorglos leben konnte. Das Geschäft war verkauft worden. Sie hatte eine saubere kleine Wohnung und hielt sich ein Dienstmädchen. Immer war sie nett gekleidet und immer noch unverändert arbeitsam. Die Brüder und deren Frauen, die Schwester und der Schwager nahmen die Einsame oft in Anspruch. Man rief sie, wenn ein Kind krank war, wenn man die Wohnung wechselte oder aufs Land zog und es mehr als gewöhnlich zu thun gab, wenn man verreisen und die Kinder unter ihrer Obhut lassen wollte. Sie wurde oft gebraucht und war froh darüber. So überflüssig wäre sie sich sonst er-

schienen, seit die Eltern in der Erde lagen. Aber zu echter und rechter
Heiterkeit gelangte sie niemals wieder.
Sic war Siebenzig geworden und hatte jetzt schon Großnichten
und Großneffen, die man ihr anvertraute, wenn die Kinder zu Haus
im Wege waren. Noch immer zeigte sie sich unverändert hilfbereit;
aber eine gewisse Müdigkeit kam manchmal über sie. Oft hätte sie
bitten mögen: „Laßt mich allein. Ihr seid so laut und ich bin alt und
ruhebedürftig!" Aber sie sprach es nicht aus. Sie konnte, nach der
Anlage ihrer Natur, Keinen kränken. Nur einmal hatte sies gekonnt.
Das fiel ihr immer wieder ein
Die Magd, die sie seit etwa einem Iahr hatte, machte ihr manch-
mal Vorwürfe. Sie hing an ihrem Fräulein und ärgerte sich, daß die
große Familie so oft Dienste von der alten Dame beanspruchte. „Man
soll nicht zu gut sein", sagte das Mädchen. „Was hat man denn da-
von? Die Menschen verlangen immer noch mehr von Einem."
Die Magd war ein Kind vom Lande und hatte es nicht gerade
nöthig, bei fremden Leuten zu dienen. „Aber die Mutter hat mich aus
dem Haus vertrieben", erzählte sie ihrem alten Fräulein. „Sie ist zu
böse. Den ganzen Tag hab' ich arbeiten müssen und nichts dafür ge-
kriegt. Hier hab' ich doch meinen Lohn und werde freundlich behan-
delt. Zu Haus hats nichts gegeben als Schelte und Püffe und grämliche
Gesichter. Mutter hat mich nämlich mit einem Alten verheirathen
wollen. Geld hat er; aber ein alter Mann! Dreißig Iahre älter als
ich! Ich danke schön. Und so habe ich Nein gesagt und wieder und
wieder Nein. Das hat mir Mutter nicht verzeihen können. Und um
endlich Ruhe zu haben, bin ich nach Wien."
Das alte Fräulein sah das stramme, hübsche Mädchen mit einer
gewissen Achtung an. „Die hat den Muth gehabt, ihrer Mutter Nein
zu sagen und wegzulaufen", dachte sie. Dann lächelte sie ihrer jungen
Magd freundlich zu: „Es wäre auch schade um Dich gewesen, Elise,
Jung, hübsch und kräftig, wie Du bist, gehörst Du zu einem Iungen
und nicht zu einem Alten. Gern muß man einen Mann haben, wenn
man mit ihm glücklich sein und ihn glücklich machen will."
„Das sage ich auch!" rief das Mädchen eifrig. Sie war prächtig
gewachsen und hatte ein frisches, hübsches Gesicht. Alle Männer dreh-
ten sich nach ihr um, wenn sie über die Straße ging. Mit Wohlge-
fallen betrachtete die alte Dame die hochgewachsene, volle Gestalt und
das von blondem Haar eingerahmte jugendfrische Antlitz.
„Sei nur vorsichtig, Elise!" warnte sie. „Du gefällst den Män-
nern. Aber nicht Alle meinen es ehrlich mit Euch Mädchen."
Elise warf den blonden Kopf zurück. „Das gnädige Fräulein kön-
nen ganz ruhig sein", sagte sie. „Ich will mich schon in Acht nehmen/
Aber nach kurzer Zeit merkte das gnädige Fräulein Etwas. Elise
lief so oft auf die Straße und blieb stets verdächtig lange drunten. Ein-
mal sah die alte Dame vom Fenster aus die Magd mit einem Manne
am Thor stehen. Und wenn Elise von der Straße kam, war sie so merk-

würdig erhitzt und erregt. Und an den Sonntagen, wo sie „Ausgang"
hatte, kam sie viel später nach Haus als früher.
Das alte Fräulein nahm sie ins Gebet: „Was ist denn mit Dir,
Elise? Hast Du etwa eine Bekanntschaft?"
Sie leugnete nicht, wurde aber flammend roth.
„Wer ists denn? Hoffentlich ein anständiger Mensch?"
„Das schon", antwortete Elise leise und senkte das blonde Haupt.
5,Der neue Kaufmann um die Ecke ists. Ich hole jetzt Alles, was wir
brauchen, aus seinem Geschäft und er führt gute Waare. Und... er
gefällt Mir."
„Aber, Kind, ein junger Kaufmann, ein Anfänger vermuthlich!
Der braucht eine Frau mit Geld."
„Ich habe mein kleines Erbtheil vom Vater und er hat auch von
seinen Eltern geerbt. Und er ist verliebt in mich. Gar nicht zu sagen, wie!"
Das alte Fräulein mußte lächeln. „Das glaubt Iede von Iedem,
der ihr schön thut, Elise."
„O nein! So Einer ist er nicht. Er hat mich wirklich gern. Und
er will auch nächsten Sonntag mit meiner Mutter reden. Ich werde
ihr schreiben, daß sie nach Wien kommen soll, hierher, wenn gnädiges
Fräulein es erlauben; und da will er um mich werben bei der Mutter."
„Na, wenn die Dinge so stehen, dann schreib' ihr nur. Sie wird
sich freuen, Deine Mutter."
Elise schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht", sagte sie.
„Weshalb denn nicht? Wenn er ein tüchtiger Geschäftsmann
Und nicht arm ist..."
„Das ist schon wahr. Aber da ist Etwas, das die Mutter kränken
wird: die Verschiedenheit der Religion. Er ist nämlich ein Iude."
Der Alten wars, als stieße das ahnunglos ausgesprochene Wort
ein Messer durch ihr Herz. Etwas endlich Verblaßtes, doch nie Ver-
gessenes und nie Verwundenes regte sich und zog und zerrte an ihrem
armen alten Herzen, daß sie zu ersticken meinte. Doch es ging schnell
vorüber. Sie hatte schweigen und sich beherrschen gelernt.
„Entsag' ihm nicht, wenn Du ihn lieb hast", sprach sie fast be-
schwörend und legte die zitternde Hand auf den runden Arm des Mäd-
chens. „Du würdest es Dein ganzes Leben lang bereuen."
Mit großen, verwunderten Augen blickte Elise ihr altes Fräu-
lein an. „Daran denke ich nicht einmal", sagte sie ruhig. „Wenn es
meiner Mutter nicht paßt, daß ich den hübschen jungen Iuden ihrem
scheußlichen alten Christen vorziehe,... so wird mirs leid sein. Aendern
aber wird es an meinem Entschluß nichts,"
„Bist Du so sicher?" fragte die Alte mit schwacher Stimme.
„Wirst Du fest bleiben, wenn Dir die Mutter ihren Segen weigert?"
Das Mädchen richtete sich in ihrer ganzen stolzen Höhe auf. „Da-
rauf bin ich gefaßt, gnädiges Fräulein. Und wenn sie mich nicht segnen
will, so müssen wir uns eben ohne ihren Segen behelfen. Ich sage
mir: Gott hat mir die Liebe zu einem Iuden ins Herz gesetzt. So will

er wohl haben, daß ich diesen Mann gern habe. Ich lasse mir mein
Glück und meine Liebe von Keinem nehmen. Auch von meiner Mutter
nicht. Sie ist im Stande, mich zu verfluchen, besonders, wenn sie hört,
daß er und ich konsessionlos werden wollen, um heirathen zu können."
„Warum will er sich nicht taufen lassen?" fragte das alte Fräu-
lein mit fast tonloser Stimme. Der Andere hatte es thun wollen, ihr
zu Liebe!
„Er mag nicht. Er sagt: Ich kann nicht Dinge geloben, an die
ich nicht glaube. Und ich denke: Wenn wir einander gern haben und
brav bleiben, so wird der liebe Gott auch unser Gebet erhören."
„Und wenn Deine Mutter Dich nun wirklich verflucht?"
Die Blauaugen des Mädchens flammten zornig auf, „Der Fluch
einer Mutter, die ihr Kind verwünscht, weil das Kind von seinem Glück
nicht lassen will, fällt auf die böse Mutter selbst zurück. Flucht sie mir,
weil ich einen braven Menschen lieb habe, der zufällig ein Iude ist,
so ist es aus zwischen ihr und mir. Einer solchen Mutter frage ich nicht
mehr nach. Sie ist tot für mich."
Die Alte sagte nichts mehr. Bei Der war nichts zu befürchten.
Die wußte, was sie zu thun hatte, und würde auch nicht von ihrem ge-
raden Weg abweichen. Ueber Die hatte eine scheltende alte Mutter
keine Macht. Die folgte dem Gebieterruf der ewigen Natur,
„Gehl" Das alte Fräulein winkte mit der Hand. „Du bist in Dei-
nem Recht, Kind. Gott segne Dich und den Mann, den Du so lieb hast."
Die Magd küßte ihr die Hand und ging. Und die Alte saß da und
sann mit stillem Nicken vergangenen Zeiten nach, wo man sich von kurz-
sichtigen Eltern sein Glück zerbrechen ließ, um eines Wahnes willen.
Wien. Emil Marriot.

Anzeigen.

Deutsche Kunst und Dekoration. Herausgegeben vom tzoftath
Alexander Koch in Darmstadt.
Diese Zeitschrift (wie auch die „Innen-Dekoration") habe ich ins
Leben gerufen, um den Forderungen der Zeit und den modernen Kunst-
bestrebungen zu dienen, um allen Ausstrahlungen der Kunst zwischen
ihren Polen (Künstler und Publikum) einen innigeren und wirksame-
ren Stromkreis zu sichern. Es war nicht mein Ziel, die künstlerische
Produktion lediglich in guten Abbildungen zu registriren und zu ver-
mitteln; ich wollte die Künstler aller „Richtungen" einander näher
bringen, ihnen die Bahn ebnen helfen, unbekannten und jüngeren Ta-
lenten einen Platz an der Sonne verschaffen und den Meinungaus-
tausch der Künstler und Kritiker in den Dienst hellen Lebens stellen.
Die Annäherung und Durchdringung der früher sich verzettelnden und
aufreibenden Ideen und Kräfte halfen die dreizehn Iahrgänge meiner

Zeitschrift verwirklichen. Dank den Künstlern und Schriftstellern, die an diesem Werk mitgearbeitet haben! Das moderne Gewand, die sorgsame drucktechnische Ausstattung der Zeitschrift haben den Erfolg erleichtert; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die edlen Qualitäten der Meister- , werke des heutigen Kunstgewerbes in nur gleichwerthiger Darbietung dem Leser näher gebracht werden können. Die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" will Sammler und Spender sein, vermitteln und einen, klären und befruchten, ohne engherzige Scheidung zwischen Deutschland und dem Ausland.

Darmstadt. Hofrath Alexander Koch.

Gin Spazirgang in Iaxan. Von Bernhard Kellermann. Verlag von Paul Cassirer in Berlin. ,

Der Dichter von Ingeborg und Pester und Li wurde durch eine seltsame LaUne für einige Monate nach Iapan verschlagen. Er durchreiste, richtiger: er durchbummelte das Land alsein neugieriger Müßigganzer. Er sah, wie er sagt, sonderbare und unglaubliche Dinge, die er flüchtig, wie sie ihm vors Auge gekommen waren, festzuhalten suchte. Die von diesen Spazirgängen heimgebrachten Eindrücke sind also fern von jeder „Objektivität". Der Dichter hat sich auf keinerlei Studien oder Untersuchungen eingelassen: er beansprucht nicht einmal, wie irgendein Forschungreisender, ernst genommen zu werden; vielmehr scheint der Uebermüthige sich mit seiner Faulheit zu brüsten. Und sein Werk rechtfertigt ihn. Es hat etwas Absichtloses, Ungewolltes und Ungezwungenes und der Müßiggang, der es reifen ließ, ist der göttlichen Faulheit verwandt, die alle Romantiker liebten und viele in Hymnen besangen. Aus lustiger Muße entstand ein liebenswürdiges Buch: voll von bunten Bildern aus dem japanischen Leben> frisch, kapriziös und von übermüthiger Sinnlichkeit.

Der Knabe tvlatz. Roman von Ossip Dymow. Verlag von Paul Cassirer in Berlin.

Ossip Dymow, der junge russische Dichter, dessen „Nju" von Reinhardt in den Kammerspielen aufgeführt und von der ernsten Kritik als ein ungemein schönes Werk gerühmt wurde, hat einen Roman geschrieben; im Mittelpunkt steht ein Knabe, der sich zum Künstler berufen fühlt und in einer Familie aufwächst, deren einzelne Mitglieder zu beobachten ihm die einzige Wollust ist. Wundervoll ist an dem Buch, mit welcher unerbitterlichen Wahrhaftigkeit der Dichter das Verhältniß der Geschwister zeichnet und erkennen läßt, wie unsentimental, wie roh, wie brutal sie sich gegen einander und gegen die Mutter verhalten. Das Buch ist in einem impressionistischen Stil geschrieben, der das Unberechenbare der Vorgänge in der menschlichen Seele zu fassen sucht, der überrascht und überrumpelt und doch durch schlichte und ernste Sachlichkeit das Vertrauen des von der tiefen Menschlichkeit des Dichters ergriffenen Lesers gewinnt. Paul Cassirer.

Das Rokoko/)

ir lag nicht daran, in diesen Bildnissen aus einer Zeit ein Ver-
gangenes zu beschreiben, „Beiträge zur Chrestomatie des Ge-
wöhnlichen" zu geben, wie Rudolf Kaßner diese Geschichtbeschreibung
nennt, die mit einer noch so großen Gelehrsamkeit Menschen, Dinge
und Denken einer Zeit lebendig zu machen sucht, die durchaus tot sind,
da sie sich völlig in ihrer Zeit verbraucht, Alles, was sie hatten, an
ihre Zeit restlos abgegeben haben. Der Historiker, als welcher nicht ein
Antiquar ist, wird immer die Geschichte seiner eigenen Zeit schreiben,
sofern er nur auch in seiner eigenen Zeit mit ganzer Theilnahme lebt,
seine eigene Zeit erleidet.

Das achtzehnte Iahrhundert hat (vielleicht aus einem Ueberfluß
an Dokumenten) in der heutigen Kenntniß unter dem Toten und dem
in seiner Zeit Verbrauchten mehr als irgendeine Zeit zu leiden, so sehr,
daß diese Zeit uns ferner scheint als je eine vor ihr. Die Revolution
dünkt uns so sehr die definitive Endigung des Alten und Ansang unse-
rer vermeintlich ganz neuen Geschichte zu sein, daß wir ein Besonderes
in dem Allgemeinen gar nicht mehr wahrnehmen und in einem Schlag-
wort jene Zeit kritisch verdichten und erledigen, wo wir in allem We-
sentlichen uns mit den Dingen noch immer auseinandersetzen und auf
Fragen Antworten suchen, die eben dieses achtzehnte Iahrhundert zum
ersten Mal gestellt hat. Die sichtbaren Wirkungen markiren in der
Geschichte durchaus nicht immer. Das thun die Ursachen. Die Revolu-
tion, von der wir uns so neu datiren, ist früheren Datums als 1789,
wovon das heutige Bürgerthum Zeuge ist, dessen Geburtstunde zusam-
mensällt mit jener von Rousseaus Literatur, deren träumerisch-ver-
logene Sprache dieses Bürgerthum bis heute, nicht zu seinem Vortheil,
redet, wann immer es sich aus der Tribüne äußert. Im Kontor spricht
es zu seinem Glück ja Englisch.

Unsere Zeit gefällt sich darin, zu der Kultur des achtzehnten Iahr-
hunderts, der letzten, welche die Menschengeschichte zusammenbrachte,
sich gegensätzlich zu charalterisiren und die sehr unverstandenen Werthe
dieser Kultur mit einem negativen Vorzeichen zu versehen. Man ver-
meint jene Zeit oberflächlich und äußerlich, weil man sich selber tief
und intensiv vorkommt: daß diese Tiefe und Intensität sich noch keine
Formen geschaffen, es zu keinen kulturellen Werthen gebracht haben,
läßt die Menschen unserer Zeit nicht etwa an dem Vollbesitz dieser
Qualitäten zweifeln, sondern soll eben ihre ganz außerordentliche Fülle
bestätigen. Wobei man gar nicht achtet, daß diese heutige Zeit, so weit
sie es überhaupt zu verbindenden Formen bringt, im besten Fall nur
Formen der alten Zeit unbewußt parodirt. Sie kann eben nichts An-

) Aus der Einleitung in den neuen Band „Das Rokoko" (den
dritten von Bleis „Vermischten Schriften"), der nächstens bei Georg
Müller in München erscheinen wird.

deres, da ihr die Tiefe und Intensität der alten Zeit, aus der heraus
diese Oberfläche wurde, durchaus fehlen.
Das neunzehnte Iahrhundert verbrauchte das Erbe des achtzehn-
ten ohne Talent, aber mit einem schlechten Gewissen. Deshalb wollte
es sich in einen Gegensatz zu dem achtzehnten Iahrhundert gesehen
wünschen, dem es aber im Wesentlichen denkerischer und ethischer Ein-
stellungen viel näher ist als etwa dem Rokoko das siebenzehnte Iahr-
hundert. So daß man eine bestimmt zu charakterisirende Periode von
1740 etwa bis auf heute datiren kann, der vielfach gemeinsame Ten-
denzen eignen und die nur durch den Mangel der Formen bildenden
Kräfte im neunzehnten Iahrhundert von einander unterschieden sind.
Die Formen, die sich die ältere Zeit geben konnte, haben in der neueren
Zeit nur noch in der leblosen Konvention eine (bestrittene) Existenz, in
ihrer toten Nachahmung und Parodie, aber sie sind nicht mehr die
Vielfachheit in ein Ganzes bindend und Hintergrund schaffend. Die
Leichtigkeit und scheinbare Voraussetzunglosigkeit der Formen des Ro-
koko gelten heute als Wesen und Gesetz für alle Form, in der man
nichts als ein „Aeußerliches" sieht, das man ganz eklektisch wählen
kann. Die neue Zeit hat so alle Formen kopirt, aber keine einzige aus
sich geschaffen. Das Rokoko verbarg Zweck, Konstruktion und Elemente
hinter dem Ornament; man hob scheinbar alle statischen Gesetze auf
und gefiel sich im Illusionismus; man vermengte Plastik und Archi-
tektur. Kirchen machte man wie Theater, Schlafzimmer wie Altäre;
Bäume und Sträucher schnitt man zu Thierformen; Cascaden ließ
man scheinbar aufwärts fließen. Das Gespräch und der Brief wurden
die beliebtesten Ausdrucksformen, auch für gelehrteste Dinge, denn man
besaß die Tiefe und wollte sie an die Oberfläche bringen, in die sinn-
liche Form. In der Mustk hatte das Rokoko sein Genie. Ia, dieses
„oberflächliche" Iahrhundert kultivirte, an die Formen des Lebens
glaubend und sie zu schaffen begabt, seine Oberfläche um so intensiver,
je mehr Kräfte von unten sich rührten, welche die Formen dieses Lebens
in Zweifel stellten, weil sie dieses Leben selbst verwarfen. So stark war
die Kraft zur Form und die kulturelle Verpflichtung zur Oberfläche,
daß sich die Tiefen und Neuen selber darein begeben mußten. Diderot
wie Rousseau, Lessing wie Goethe, Haendel wie Bach und Mozart wie
Beethoven, Watteau wie Fragonard: im Besten wie im Schlimmsten
lebte das neunzehnte Iahrhundert von diesen größten Energien des
Rokoko, was die Episode der deutschen Romantik, was Die natürliche
Tochter, was Beethovens letzte Quartette nicht zu ändern vermochten:
weil sie einer Zeit angehören, die sich noch nicht erfüllt hat.
Was sich im Gefühl am Stärksten gegen die Bindungen seiner
Zeit stellte, wurde unser schlimmstes Erbe: Rousseau. In Tolstoi ver-
brauchen wir dieses Erbes letztes Stück, Rousseaus lyrischer Senti-
mentalismus wandelte sich in den Spleen. Dieser dann in den Pessi-
mismus, der in letzter Wandlung einen anarchischen Individualismus
und seinen Zwillingbruder, den protestantischen Sozialismus, zeugte.

Da sind die Etapen im Geist des neunzehnten Iahrhunderts. Wir sind bemüht, uns mit den letzten Resten auseinanderzusetzen: es scheint also, daß wir eine neue Einstellung haben, wenn sie auch noch ohne distinkte Form ist.
Die Aufklärung setzte die Vernunft auf den Thron (man mußte über den Abgrund Pascals hinwegspringen) und machte die Welt nach ihrem Bilde vernünftig, Sie entkleidete die Religion und das Gefühl stand nackt und blos und verklagte die vernünftige Welt. Rousseau gab dieser Anklage das eindringlichste Wort, denn in ihm war die Leidenschaft stark genug, daß er das Einzelne verallgemeinern und sagen konnte: „Der denkende Mensch ist ein depravirtes Thier." Und von sich: „>Is no suis tÄit oorams s,u,OUQ <z.s osnx czus z's.i vus; z'oss oroir« n'ötrs ks,il, ooiQir>s <1s osux c^i sxistsut" oder ,,^ls suis n» ßti-s «, xsrt," Dieser leidenschaftliche Glaube an sich selbst mußte nur noch stärker werden aus der Einsicht in den Widerspruch zwischen Leben und Predigt dieses ganz unsozial Empfindenden. Er predigte die Liebe und gab seine fünf Kinder ins Findelhaus; er predigte gegen Glanz und Verschwendung und lebte auf Kosten großer Herren; er eiferte für die Demokratie und hing an den Schleppen der Aristokraten; er weinte über den Reizen der Reinheit und bewies sie nur als Ausnahme von der Regel; unsozial stellte er der Gesellschaft das Gesetz, Rückkehr zur Natur verlangte der Unnatürlichste seiner Zeit. Er war ein Schriftsteller, den seine Worte trunken machten, und diese Trunkenheit seiner Worte schus die Erregung, nicht die Macht seiner Ideen, die keinerlei Bestürzung bewirkten. Es ist gewiß nicht schwer, zu beweisen, daß Rousseau nicht hatte, was man Ueberzeugungen nennt. In seiner Preisschrist war er für die Künste als Förderer der Menschheit. Diderot rieth ihm, journalistisch aufgelegt, den entgegengesetzten Standpunkt als den interessanteren: und Rousseau schrieb gegen die Künste als Verderber der Menschheit. Er war ein journalistisches Genie, das nicht besser als von Marat, Saint-Iust und Robespierre citirt werden konnte. Ia, er war ein Dichter, ein Literat, ein Iournalist, aber an der Einsicht, daß er sich mit allen drei Talenten in geheimen Widerspruch zu irgendeinem Etwas in sich setzte, nährte sich die Leidenschaft dieses Menschen und trieb ihn ins Grenzenlose. ‚Er liebte die Menschheit und konnte mit keinem Menschen in einem einfachen Frieden leben; er war ein Selbstgerechter: ,,Ich war ein Sklave in meinen Lastern, aber in meinen Gewissensbissen bin ich ein Freier." Das Motiv ist mehr als die That: diese Praxis der Quietisten brachte Rousseau in die Literatur und sie hatte davon ihren Charakter bis auf den heutigen Tag, dessen Psychologismus eben im Sterben liegt. Und diese Praxis bedeutet im Ethischen eine Vereinfachung des moralischen Mittels, die den Reichthum der Oberfläche so mindert wie die Lust dazu. Dies bleibt Versuch und Forderung die ganze Zeit, bis auf Tolstoi. Die Umkehrung, die Nietzsche bifrons, der vorwärts und rückwärts Gewandte, zwischen den Zeiten Stehende, dem Satze gab: „Ich bin frei in

meinen Lastern und ein Sklave in meinen Gewissensbissen", diese Umkehrnng sagt Rousseaus Satz noch einmal, denn Rousseaus Erlebniß lebte auch in Nietzsche noch und war ein Schrei aus persönlicher Noth; ob das Wort so ist oder so: Das ist keine Unterscheidung im Wesentlichen. Er sah nur als Erster das Ende einer Zeit, ahnte in Qual und Sehnsucht die neue und suchte doch, noch ganz in der Gewohnheit der alten vernünftigen Zeit, das Leben zu „beweisen", um es zu leben. Entblößt von aller Form, die es sich im Werden gab, lebte das Geistige der alten Zeit chaotisch in der neuen Zeit zu Ende. Im Unverständniß aller Form hielt die neue Zeit die Form für Spiel und Laune, konnte sich keine geben, war „Natur", wie sie meinte, und nahm Formen vor wie Masken. Voll von Erschütterungen und Skurilitäten war diese Zeit, in die noch unsere Iugend fiel. Sie schreibt Null nun, da sie ihre Bilanz macht. Wie von einem Vergangenen möchte man schon von ihr sprechen und die neue auflebende Zeit erinnern, daß wir in den Bildungen des Rokoko stärkere Stützen haben für die Haltung, die uns nöthig ist, als in „Stil" und „Wissen" und „Fortschritt", diesen drei Fetischen des neunzehnten Iahrhunderts,

München. Dr. Franz Blei.

Handelsverträge.

den Tagen der Kämpfe um den deutschen Zolltarif hat sich am den Gebieten der Handelspolitik Manches geändert. Länder, die vor fünf Iahren noch schüchtern waren, fühlen sich nun stark genug, um mit den Gedanken der Zollautonomie zu spielen. Das haben die Verhandlungen mit Schweden, mit Iapan gelehrt; und auch Rußland, das sich schon auf das Feilschen um die Zollsätze vorbereitet, versucht, sich sehr'sichcr zu zeigen. Weil man selbst vorwärts gekommen ist, vergißt man, daß auch andere Leute nicht auf dem alten Fleck geblieben sind. Die Nothwendigkeiten, die sich aus dem Wachsthum der Bevölkerung und der Zunahme der industriellen Leistung ergeben, sind in allen Bezirken wirtschaftlicher Regsamkeit zu spüren. Daß die Iapaner eine aktive Geschäftspolitik treiben, wußte man nicht erst seit gestern. Der Krieg gegen China, der Zusammenprall mit Rußland, die Entente mit Großbritanien, die Annexion Koreas, dazu zwei viel versprechende Finanzkrisen: Das sind Marksteine. Die deutschen Unterhändler mußten sich schließlich mit Dem begnügen, was Iapan „bewilligte". Dem neuen Vertrag, der die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und dem Mikadoland regelt, hat zunächst nur der Bundesrath zugestimmt? an den Reichstag ist er noch nicht gelangt. Da aber der alte Pakt am siebenzehnten Iuli abläuft, so mußte für die Zwischenzeit ein Nothgesetz gemacht werden. Der Reichstag behielt sich das Recht vor, dem Dokument die Unterschrist zu weigern. Er wirds nicht thun, sondern, wie bei Schweden, Ia und Amen sagen. Ein Zollkrieg wäre für

Deutschland gefährlicher als für Iapan; denn der deutsche Export nach dem Insclreich Asiens ist ums Doppelte höher als der Import. Die klugen Nachahmer europäischer Taktik haben sich einen Tarif geschah fen, der sich in jedem Schutzzollbereich sehen lassen kann. Die Sätze dieses Maximaltarifes sind durch Vertragsquoten gemildert worden. Die und das Privileg der Meistbegünstigung wurden Deutschland bewilligt. Damit ist formell die Gleichheit mit England gewahrt. Auch Iohn Bull war gezwungen, einen neuen Status im Handelsverkehr mit dem ostasiatischen „Freund" anzunehmen. Die Zollermäßigungen, die Großbritanien erlangte, sind nicht groß (Eisen, baumwollene und wollene Gewebe, Leinengarn, Farben); aber sie begünstigen die Hauptartikel der englischen Einsuhr. Der Handel Englands mit Iapan bewerthcte sich (1910) auf etwa 120 Millionen Ven, während Deutschland nur 55 Millionen zu verzeichnen hatte. Damit ist der Unterschied im Werth beider Handelsverträge bezeichnet. Auch die stolzen Briten aber mutzten auf manchen Wunsch verzichten, den das Bewußtsein der Welthnndelsmacht in ihnen entstehen ließ. Das Vorrecht der Küstenschifffahrt ist auch ihnen nicht länger zugestanden worden; es galt für die fremden Dampfer, die den Verkehr zwischen den wichtigsten Häfen der Insel vermittelten. Das hat nun aufgehört. Die japanischen Rheder werden den Dienst selbst übernehmen. England hatte auf die bundesbrüderlichen Gefühle gehofft, die ihm das alte Vorrecht lassen sollten. cZuoä non. Und Deutschland konnte nicht fordern, besser gestellt zu sein als Britanien. Die Briten sind bescheiden geworden. Die Reichskonferenz, die den Mutterschutzbund knüpfen sollte, war ein Mißerfolg. Kanada gab den Ton an; und das Dominium wollte nicht. Der australische Commonwealth und Neuseeland schlossen sich den Kanadiern an, für die Europens übertünchte Höflichkeit keinen Reiz hatte. Und das betrübte Mutterland mußte sich mit der Erkenntniß trösten, daß die Kinder ihm über den Kopf gewachsen seien. Wir können, mit Tubal, sprechen: „Andere Leute haben auch Unglück". Aber wir haben keinen Grund, Englands erzwungene Bescheidenheit höhnisch zu belächeln. Die alten Märkte sind gesättigt; und doch wächst die Fülle der Produkte, die Aufnahme suchen. Deutschlands Außenhandel nimmt zu (von Ianuar bis Mai 1911 war der Wcrth 7065 Millionen; 1910: 6607 Millionen); aber der Fortschritt ist nicht mehr so leicht wie früher. Die Eisen- und Maschinenindustrie bedars eines sicher wirkenden Erportventils; in Iapan hat es versagt. Da wagen die Stahlwerke und Maschinensabriken, den Wettbewerb mit den europäischen Eindringlingen aufzunehmen. Das Land soll mit den einheimischen Fabrikaten fertig werden. Ist solche nationale Forderung zu verdammen? Haben wir es mit englischem Stahl und englischen Maschinen nicht eben so gemacht? Eine aufwachsende Industrie hat das Recht auf Schutz. Sie verwirkt es, weun sie die Kraftprobe nicht besteht. Der Schutzwall, den Iapan um seine Märkte aufgeworfen hat, soll die Steigerung der eigenen Leistung ermöglichen. Doch auch die Länder,

die heute den Schutzzoll als höchste Errungenschaft betrachten, werden eines Tages tributpslichtig sein. Die Erfahrungen, die England, das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten machen, bleiben keinem Schutzzöllnerland erspart. Auch dem Reich des Zaren gewiß nicht.
Die Russen scheinen vor keiner Schwierigkeit zu bangen. Der deutsch-russische Handelsvertrag vom März 1906 endet mit dem Iahr 1917. Da bleibt zur Vorarbeit also noch lange Zeit. Schon jetzt aber hat eine Kommission sich der Sache angenommen. Rußland? War uns da nicht ein Staatsbankerot geweissagt worden? Ein Bischen anders ists gekommen. Den Russen gehts besser als je und in den Berichten des Finanzministers über die Wirtschaftlage war nichts von Bescheidenheit zu merken. Daß er den Kurs der russischen Slaatsva-Piere neben die Preisskala der englischen Konsols, unserer Reichsanleihe und der französischen Rente stellte, war nicht allzu höflich. Und nun soll die Konsequenz aus solchen Vergleichen gezogen werden. Was in den Auseinandersetzungen mit Schweden und Japan auf dem Spiel stand, ist ein Pappenstiel im Vergleich mit den Summen, die im deutsch-russischen Handelsverkehr umgesetzt werden. Der Widerstand gegen die schwedischen Forderungen wurde mit dem Hinweis zum Schweigen gebracht, daß Deutschlands Ausfuhr nach Schweden größer sei als Menge und Werth der von dort bezogenen Waaren. 354 Millionen: dieses Argument entwaffnete die Gegner des Vertrages. Im Verkehr mit Rußland aber waren es (1910) mehr als zwei Milliarden Mark; dieser Verkehr ist im Außenhandel Deutschlands an die zweite Stelle gerückt. Aendert sich da Wesentliches, so muß unsere ganze Wirthschaft die Folgen spüren. Rußland sieht in den Fortschritten der Agrarreform die stärkste Bürgschaft seiner ökonomischen Zukunft. In den letzten Iahren ist viel Gemeindeland in Individualbesitz übergegangen. Die Bauern können sich als Eigenthümer behaupten und geben deshalb gern die ursprüngliche Form der Pacht auf. Der Besitzer des Bodens steht zu dessen Kultur in einem anderen Verhältniß als der Pächter; und so wird die Lösung des Agrarproblems zur Hebung des Volkswohlstandes beitragen. Ob aber Rußlands Stellung als Getreideexporteur dadurch gewinnt? Die Handelspolitiker scheinen es anzunehmen; sonst würden sie nicht heute schon verkünden, Deutschland müsse unter allen Umständen die russische Einfuhr erleichtern.
Auch da wird wohl mit Größen gerechnet, die doch nicht unveräuderlich sind. Wenn der russische Bauer selbständig wird, ist er nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Getreidepolitik. Die uralte Bauernwirthschaft war die günstigste Vorbedingung für die Auspowerung des Landes. Kann der Bauer sein Korn selbst verbrauchen, ist er nicht mehr willenloser Sklave des Zinses, so mag der Exporteur sehen, wie er zu seinem Getreide kommt. Rußland ist anders organisirt als die großen Wirthschaftstaaten des Westens. Die Latifundien (der Großgrundbesitz), die in Deutschland ein Mißverhältniß zwischen Getreideproduttion und Verbrauch bewirkt haben und dem Volk eine jährliche Abgabe von 800

Handelsverträge,
bis 900 Millionen Mark für die Getreideeinfuhr auferlegen, sind für Rußland von anderer Bedeutung. Da kommts zunächst auf die Bauernländereien an; besonders, wenn sie zu eigenem Leben erwacht sind, Und dann fehlt dem Agrarstaat das Gegengewicht starker industrieller Leistung. Rußland wird in erster Linie die Ermäßigung der Weizen-, Hafer- und Gerstenzölle fordern. Beim Roggen hat sich die Anomalie ergeben, daß Deutschland beinahe so viel nach dem Zarenreich ausführt, wie von dort importirt wird. Eine Folge des Systems der Getreideeinfuhrscheine, das nicht wenig zur Unterstützung der Zollpolitik beiträgt. Deutschland kann wichtige Kompensationen erlangen. Die Fortschritte des russischen Ackerbaues bedingen eine vermehrte Einfuhr landwirthschaftlicher Maschinen und künstlicher Düngemittel. Rußland hat amerikanische und englische Fabrikanten herbeigewinkt, um die deutschen Maschinen vom Markt zu verdrängen. Aber die Versuche sind nicht sehr erfolgreich gewesen; deutsche Firmen haben eine nüchternere Geschäftspolitik getrieben. Der nächste Handelsvertrag wird natürlich auch die Rückwirkung der neuen russischen,Rententaktik zeigen. Russenanleihen sind im Ausland nicht mehr regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen. Und Deutschland hat auf die Führung der Geldgeber längst verzichtet. Diese Thatsachen können das Selbstgefühl der Russen stärken. Ob die Schutzzöllner klug genug sein werden, den Bogen nicht zu überspannen? Auch ohne Anleihe brauchen sie uns. Selbst die wildeste Schutzzöllnerei erlebt ihren Tag von Damaskus. Frankreich hat seinen Tarif noch spitzfindiger spezialisirt als Amerika. Daß die französische Handelsstatistik den Nutzen dieser Politik erwiesen habe, kann man nicht behaupten. Frankreichs Export nach Deutschland, zum Beispiel, hat sich sehr langsam erhöht. Die Zöllner aber blieben bei ihrer Fahnenstange und sahen freihändlerische Regungen als Hochverrath an. Dagegen regt sich nun Widerstand. Eine neue I^igus Su I^ibrs LoKsngs will Zollherabsetzungen und langfristige Handelsverträge erstreben. Das ist ein Anfang; auf den man freilich nicht zu kühne Hoffnungen setzen darf. Ein deutsch-französischer Handelsvertrag wäre erst nach der Besserung des politischen Verhältnisses möglich. So lange die Franzosen uns bei jeder Gelegenheit mit der Feindschaft ihres Kapitals drohen, fehlt dem Geschäftsverkehr das haltbare Fundament. Das kann aber einmal anders werden; und dann werden die Freunde einer maßvollen Zollpolitik zum Wort kommen. Schon gilt ja selbst die Revision des amerikanischen Zolltarifs für „denkbar" und ernsthafte Geschäftsleute wünschen drüben einen Tarifvertrag mit Deutschland. Im Februar 1910 ermächtigte der Reichstag den Bundesrath, den Vereinigten Staaten die Sätze des deutschen Vertragstarifes „in angemessenem Umfang" zuzusagen. Den Ponkees wurde die volle Meistbegünstigung gewährt; die Gegenleistung war die Bewilligung des Minimaltarifs für deutsche Waaren. Dieses handelspolitisch libsrurn vsw kann aber nicht ewig währen. Wird der Westen aus den im Osten gesammelten Erfahrungen lernen?

L a d o n.

Aeberhypotheken.
achtzehnten September 1911 soll, nach einer Anzeige des König-
GW> lichen Ämtsgerichts Charlottenburg, der in Grunewald, Wink-
lerstraße 22 und Bettinastraße 2, belegene Theil des Villengrund-
stückes von Karl Neuburger zur Zwangsversteigerung kommen. Die
angegebene Größe ist 2 K 11 sr 5 <zm ^ 1418,09 <zr. Man ist zu der An-
nähme berechtigt, daß in der Zwangsversteigerung der jetzt übliche
Tagespreis von etwa 800 Mark für die Quadratruthe erreicht werden
wird. Das würde zur Deckung der folgenden drei Hypotheken genügen:
1. 482000: Pfarr-, Witwen- und Waisenfonds; 2. 100000:
Kommerzienrath Friedrich Emil Lange, Glashütte; 3. ^5, 520000:
Alfons Simonius-Blumer, Basel. Macht zusammen 1102000 Mark.
Diese Summe bezeichnet aber nur den kleinsten Theil der auf
den Grundstücken ruhenden Belastung; denn außerdem sind noch ein-
getragen: 4. ^5,1375000: Neue Bau- und Betriebsgesellschaft m. b. H.;
5. 95000: zwei weitere Gläubiger. Die Gesammtbelastung beträgt
hiernach 2572000 Mark.
Niemals hat es in der Villenkolonie Grunewald Verhältnisse ge-
geben, welche die Beleihung der Neuen Bau- und Betriebsgesellschaft
irgendwie zu rechtfertigen vermocht hätten. Deshalb wäre es inter-
essant, den Ursprung und den Grund dieser Scheintransaktionen ken-
nen zu lernen. Die Gesellschaft, die am neunten August 1906 mit einem
Kapital von 100000 Mark als Tochtergesellschaft derBoswauSKnauer-
Gesellschaft mit beschränkter Haftung respektive der Terrain- und Bau-
Gesellschaft gegründet wurde, konnte unmöglich eine Nonvaleur in
vierzehnfacher Höhe des Gesellschaftkapitals erwerben. So ist denn an-
zunehmen, daß sie nur als Zwischendienst einen Werth schafft, der in
den Aktiven irgendeiner anderen Gesellschaft des selben Concerns als
Hypothek oder als Darlehen gegen hypothekarische Sicherstellung figu-
rirt. Bei den eigenartigen Zuständen in diesem Concern ist nicht un-
wahrscheinlich, daß auch hier der Mangel einer Qualität durch eine
Garantie ersetzt worden ist. Für eine Schuld oder für eine Verpflich-
tung kann zur KreditverstZrtung des Verpflichteten eine gute Garantie
herangezogen werden, nicht aber bei der Schaffung von Wer'thdoku-
menten. Eine Hypothek, deren absolute Wertlosigkeit feststeht, wird
auch dadurch nicht lebensfähig, daß sie von irgendeiner Seite „ver-
bürgt" wird. Sie behält den Charakter der Vorwand- oder Schein-
Hypothek, genau wie ein Wechsel, der nicht der Ausdruck eines Geschäf-
tes ist, ein Schwindel- oder Kellerwechsel bleibt, einerlei, wer ihn girirt.
In beiden Fällen, bei der Hypothek wie bei dem Wechsel, müßte man
den Garanten oder Giranten, der für eine werthlose Sache seinen Na-
men hingiebt, sür einen in Geschäften völlig unwissenden Menschen
oder für insolvent halten. Daß solche Personen in Ballgesellschaften
sitzen, darf man natürlich nicht annehmen. Immerhin wird dieFrageer-
laubt sein, welche Gründe die hier geschilderte Beleihung erwirkt haben.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garlcb G. m. b tz, in Berlin.

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.76 1911.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086366

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086366?urlappend=%3Bseq=144

Embed this book

About versions

Version: 2012-03-24 02:25 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Aeberhypotheken.
achtzehnten September 1911 soll, nach einer Anzeige des König-
GW> lichen Ämtsgerichts Charlottenburg, der in Grunewald, Wink-
lerstraße 22 und Bettinastraße 2, belegene Theil des Villengrund-
stückes von Karl Neuburger zur Zwangsversteigerung kommen. Die
angegebene Größe ist 2 K 11 sr 5 <zm ^ 1418,09 <zr. Man ist zu der An-
nähme berechtigt, daß in der Zwangsversteigerung der jetzt übliche
Tagespreis von etwa 800 Mark für die Quadratruthe erreicht werden
wird. Das würde zur Deckung der folgenden drei Hypotheken genügen:
1. 482000: Pfarr-, Witwen- und Waisenfonds; 2. 100000:
Kommerzienrath Friedrich Emil Lange, Glashütte; 3. ^5, 520000:
Alfons Simonius-Blumer, Basel. Macht zusammen 1102000 Mark.
Diese Summe bezeichnet aber nur den kleinsten Theil der auf
den Grundstücken ruhenden Belastung; denn außerdem sind noch ein-
getragen: 4. ^5,1375000: Neue Bau- und Betriebsgesellschaft m. b. H.;
5. 95000: zwei weitere Gläubiger. Die Gesammtbelastung beträgt
hiernach 2572000 Mark.
Niemals hat es in der Villenkolonie Grunewald Verhältnisse ge-
geben, welche die Beleihung der Neuen Bau- und Betriebsgesellschaft
irgendwie zu rechtfertigen vermocht hätten. Deshalb wäre es inter-
essant, den Ursprung und den Grund dieser Scheintransaktionen ken-
nen zu lernen. Die Gesellschaft, die am neunten August 1906 mit einem
Kapital von 100000 Mark als Tochtergesellschaft derBoswauSKnauer-
Gesellschaft mit beschränkter Haftung respektive der Terrain- und Bau-
Gesellschaft gegründet wurde, konnte unmöglich eine Nonvaleur in
vierzehnfacher Höhe des Gesellschaftkapitals erwerben. So ist denn an-
zunehmen, daß sie nur als Zwischendienst einen Werth schafft, der in
den Aktiven irgendeiner anderen Gesellschaft des selben Concerns als
Hypothek oder als Darlehen gegen hypothekarische Sicherstellung figu-
rirt. Bei den eigenartigen Zuständen in diesem Concern ist nicht un-
wahrscheinlich, daß auch hier der Mangel einer Qualität durch eine
Garantie ersetzt worden ist. Für eine Schuld oder für eine Verpflich-
tung kann zur KreditverstZrtung des Verpflichteten eine gute Garantie
herangezogen werden, nicht aber bei der Schaffung von Wer'thdoku-
menten. Eine Hypothek, deren absolute Wertlosigkeit feststeht, wird
auch dadurch nicht lebensfähig, daß sie von irgendeiner Seite „ver-
bürgt" wird. Sie behält den Charakter der Vorwand- oder Schein-
Hypothek, genau wie ein Wechsel, der nicht der Ausdruck eines Geschäf-
tes ist, ein Schwindel- oder Kellerwechsel bleibt, einerlei, wer ihn girirt.
In beiden Fällen, bei der Hypothek wie bei dem Wechsel, müßte man
den Garanten oder Giranten, der für eine werthlose Sache seinen Na-
men hingiebt, sür einen in Geschäften völlig unwissenden Menschen
oder für insolvent halten. Daß solche Personen in Ballgesellschaften
sitzen, darf man natürlich nicht annehmen. Immerhin wird dieFrageer-
laubt sein, welche Gründe die hier geschilderte Beleihung erwirkt haben.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garlcb G. m. b tz, in Berlin.

Marokko.
öslvs conscientiJ.
AAe weniger über die auf der Rhede von Agadir begonnene "Aktion, ehe sie sich ausgewirkt hat, geschwatzt wird, desto besser fürs Reichsgeschäft. Wer die Mängel ihrer Anfänge erkennt, wird schweigen, so lange ers darf. Wer sich der Rückzüge erinnert, die bald nach der Kaiserfanfare von Tanger mit einer Chamade eingeleitet wurden, wird die Jubelhymnen im Busen bewahren. DreiWünschemüßtendemdeutschentzandeln das Ziel Weisen. Erster Wunsch: daß Marokko rasch civilisirt und dadurch der Industrie und dem Handel einträglicher werde, als es heute noch ist. DieserWunsch ist,wie derBlickaufdieSaekulargeschichte lehrt,nur erfüllbar, wennAraberund Berbern endlich an die starke Einheit des Europäerwillens glauben lernen. Zweiter Wunsch: daß die nordafrikanische Reibungfläche zwischen England und Frankreich nicht abermals, wie seit 1905 allzu oft, durch die Furcht vor deutschem Trachten verkleinert werde. Drittens: daß die seit vier Jahrzehnten günstigste Gelegenheit, mit Frankreich ins Reine zu kommen, nicht ungenützt bleibe. Sechs Jahre lang ist das Ka-Vylenriff nun der Drehpunkt unserer diplomatischen Strategie, ^ugit irreparabile tempug. Wir haben an dem Handel noch keinen Heller verdient; haben einen münzbarenAnsehenshort verloren. Bluffs verblüffenKeinen mehr. Wir wollen nicht mit abgegriffenenKarten ein lichtscheuesSpielchenriskiren,sondernmit kühnem, unzweideutig ringsum zu kündendem Entschluß die ganze Habe
is

der Nation an ein großes Unternehmen setzen, das uns, Ruhe
schafft und des Reichshauses Enge entriegelt." DreiWochensind
hingegangen, seit diese Sätze hier veröffentlicht wurden; fast vier,
seit die schlauen Routiers Jules Cambon und Alfred von Kider-
len zu bieten, zu feilschen begannen. Jetzt ist, vom ängstlichsten
Gewissen, rückhaltlose Rede erlaubt; kannKritik nicht mehr scha-
den. Das Geschäft ist in den tzauptzügen fertig oder kommt in
diesem Sommer nicht zum Abschluß. (Wahrscheinlich ists, salva
ratilicatione imperawrig, fertig und wird dem heimkehrenden Kaiser
inSwinemünde servirt. DennHerrvonKiderlenmüßteeinStüm»
per sein, wenn er den Parisern die Möglichkeit gelassen hätte, den
Handel hinzuschleppen, bis sie noch einmal, wie in den Tagen der
Lecomte und Monaco, Witte und Roosevelt, De Lacroix und
Etienne, versuchen können, den friedlichen Sinn und Versöhnung-
trieb Wilhelms für sich auszunützen.) So lange die Hoffnung
lebte, das ungewöhnliche Mittel könne einen großen Gegenstand
deutscher Menschheit sichern, mußte jeder deutsch Empfindende,
der nicht, wie Fichtes Weltbürger, noch aus Schicksalsstunden der
Nation sehnend ins Land höherer Kultur schielt, still in Reihe und
Glied bleiben. Was auch draus werde, mahnt Schillers greiser
Junker: „steh zu Deinem Volk; es ist Dein angeborener Platz".
Die Kosten so hohen Gefühles dürfen wir nun, leider, sparen.
Ohne die Furcht, dem Vaterland einen Vortheil zu schmälern,
offen aussprechen, was ist. Was ist? Mindestens zwei der drei
Wünsche sind, die wichtigsten, fürs Erste unerfüllbar geworden.

Die Strecke.

Vor sechs Jahren sprach der Reichskanzler Fürst Bülow zu
dem Botschafter (Bihourd) derFranzösischen Republik: „ Deutsch-
land kann heute nicht thun, was es im vorigen Jahr thun konnte
und vielleicht im nächstenwieder zu thun vermag. Wir müssen die
Marokko-Konferenz durchsetzen. Der Kaiser hat sich dem Sultan
verpflichtet und kann ihn nicht im Stich lassen. Doch die Zukunft
gehört Dem, der warten gelernt hat. Die Mächte müssen die Un-
abhängigkeit des Sultans proklamiren und eine Organisation ver-
suchen. Mißlingt der Versuch (was ja wahrscheinlich ist), dann
fällt Ihrer Republik die Rolle zu, die sie wünscht." Am zehnten
Juli 1905 verlas Herr Rouvier in der Kammer den Wortlaut des

ersten franko-deutschen Abkommens überMarokko (Briefwechsel
des Ministerpräsidenten mit dem Deutschen Botschafter Fürsten
Radolin und danach vereinbarte „äeclaration"). Souverainetät
und Unabhängigkeit des Sultans; Unantastbarkeit seines Gebie-
tes; für alleMächte gleiche Handelsfreiheit; internationale Ord-
nung des Finanzwesens und derPolizei mit kurz befristeter Gel-
tungdauer; Anerkennung der Thatsache, daß Frankreich, als
Grenznachbar, inMarokko eineSonderstellungundanderSiche-
rung geordneter Zustände im Scherifenreich ein größeres Inter-
esse hat als andere Mächte; der franko-britische und der franko-
spanische Vertrag wird von Berlin aus nicht angefochten. Auf
dieserBasis hatten die beiden Reiche sich verständigt; und Rouvier
sprach: „ latente est formelle ".Was da mitFrankreich vereinbart
war, gefiel zwar den Meisten nicht, weil es allzu weit hinter dem
gehofften Erfolg zurückblieb. Der gute Bürger hat namentlich in
Deutschland aber einen tzöllenrespekt vor diplomatischer Schwarz-
kunst und scheut fast immer die Fährniß selbständigen Urtheils
Weiß doch Keiner, was Die kochen! Vielleicht ist das Gericht, das
uns vorgesetzt wird, nur die Vorspeise und die leckerste Platte noch
im Bratofen. Und will Unterthaneneinfalt etwa die Schwierig-
keiten ermessen, die hier zu überwinden waren? Fabelhaft kluge
Leute haben Tage lang, ganze Wochen lang zusammengesessen,
um jede Zollbreite listig gestritten: und ein Bönhase will nun ent-
scheiden, ob am Ende mehr zu erreichen war? Ohne auch nur die
Hintergründe zu kennen noch zu wissen, was unter vier Augen
heimlich abgemacht ward? Der wichtigste Theil der Presse war
zufrieden. Ungehört ist Oxenstjernas und Bismarcks Warnung
vor dem Hokuspokus kleiner Staatsgeschäftsleute verhallt.
Die deutsch-französtsche entente fah genau so aus, wie der
Blick nüchterner Deutschen sie erwartet hatte. Fünf Grundsätze
waren verkündet worden: Wir verhandeln nur mitdemWestsul-
tan; über dasProgramm der vonihmvorgeschlagenenKonferenz
geben wir keine Auskunft; wir räumen keiner anderen Macht in
Marokko mehrRecht ein, als Wirselbst haben; der franko-britische
und der franko-spanische Vertrag vom Jahr 1904 existirt für uns
nicht; wir stehen auf dem 1880 durch die madrider Konferenz ge-
schaffenen Boden. Nun hatten wir mit Frankreich verhandelt, in
sssursnces reciproques das Arbeitgebiet der vom Sultan (auf Tat-

tenbachs Rath) vorgeschlagenen Konferenz begrenzt, die „Verträge und Arrangements", die besonderen Rechte und Interessen Frankreichs in Marokko anerkannt; und die madrider Konferenz ward in den drei amtlichen Dokumenten, die am selbenNachmittag in Berlin und in Paris veröffentlicht wurden, gar nicht mehr erwähnt. Die Offiziellen und Offiziösen hatten, als sie sich so laut auf diese erste Konferenz beriefen, wahrscheinlich noch nicht Zeit gefunden, die altenAkten zu lesen,und hüteten sich nachher weislich, die Berufung zu wiederholen.InderfrühenRegentenzeitdes Sultans Muley Hassan war in dem Belad el Maghzen die Frage streitig geworden, unter welchen Bedingungen die Konsuln der fremden Mächte Marokkanern (Musulmanen und Iuden) Schutz gewähren dürften. Im Ianuar 1880 kams in Fez zum Konflikt, die Mächte konnten sich natürlich nicht einigen, Sultan und Maghzen ersannen immer neue Orientalenvorwände und Sir Iohn Drummond Hay, Englands Gesandter, forderte schließlich den Schiedsspruch einerKonferenz.Hay warder entschlossenste Gegner des französischen Anspruches aufMarokko; er mahnte dasAuswärtige Amt immer wieder an Nelsons Warnung: keine Kontinentalmacht dürse sich je an dernordafrikamschenKüstefestsetzen, von der aus siedasMittelmeerunddenWegnachIndiensperren könne. Freycinet war in Frankreich Minister des Aeußeren und der Mann, der die Republik in Madrid vertrat, hieß Iean BenjaminIaures; war aber nicht Proletarierführer, sondernnurAdmiral. Bernhard Ernst von Bülow, der Vater des Fürsten, war gestorben und Chlodwig Hohenlohe zur interimistischen Leitung des Auswärtigen Amtes aus Paris geholtworden. Saint-Vallier vertrat Frankreich in Berlin. Kaum hatte Iaures, im Auftrag seiner Regirung, der Forderung Hays zugestimmt: da schickte Bismarck den Fürsten Hohenlohe zu Saint-Vallier und ließ ihm erklären, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, in Madrid jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Freycinet dankte sehr artig für dieseZusage, derenWerth dieRegirung derRepublik zu schätzen wisse. Sehr vernünftig,daß an dieseKonferenznichtmehrerinnert wurde. DieFranzosen konnten sagen: „ Damals.unter Eurem Bismarck, der doch wußte, wo für Deutschland Etwas zu holen war, hattetIhr in Marokko keine Interessen und erbotet Euch freiwillig,

uns Hilfe zu leisten; und nun fühlt Ihr Euch gekränkt,weil wir in der
Richtung vorwärts gehen, in die Ihr selbst uns gedrängt habt?"
Bismarck sah die Dinge ungefähr so wie Herr Eugenio Montero
Rios, der, bevor er für kurze Zeit Ministerpräsident wurde, schrieb:
„Frankreichs und Englands Interessen sind in Marokko unver-
einbar. Die Verständigung, die jetzt (im Februar 1904) erreicht
sein soll, wird der Zwietracht weichen, sobald eine der beiden
Mächte den ernsthaften Versuch wagt, sich Vorrechte zu sichern,
deren Endziel nur ein Handelsmonopol und die Kontrole über
das Mittelmeer sein kann". Diese latente Zwietracht war stets
eine Hauptziffer in Bismarcks afrikanischer R echnung; drum blieb
er Marokko fern. Daß Deutschlands Handel mancheMillion aus
dem Scherifenreich holen könne, wußte auch er; wichtiger dünkte
ihn aberderfranko-britischeInteressenstreit, den, wennsnachihm
ging, kein Dritter stören sollte; wichtiger auchderWunsch, Frank-
reich mit Krast verbrauchenden Kolonialpflichten bebürdet zu se-
hen. Je fester die Franzosen inNordafrika und Indochina sitzen,
desto ungefährlicher werden sie in Europa; desto mehr schwindet
auch die Gefahr eines hegemonischen Westmächtebundes.
Thut nichts. Der wichtigste Theil der Presse war zufrieden;
und mancher öffentlich Meinende jubelte laut. Was war durch
diesen ersten accorcj denn erreicht worden? Wollten wir wirklich
nur derKlausel des franko-britischenVertrages entgehen, die, im
vierten Artikel, bestimmt, daß nach dreißig Jahren die Handels-
freiheit gekündigt werden könne? Das hätte ein höfliches Wort
am Quaid'Orsay erreicht, leicht sogar, alsHerrTheophilDelcasse
noch dort hauste. Solcher Omelette wegen brauchte ein Reich von
derWehrkraftDeutschlands nichtLärm zu schlagen. Wie in drei-
ßig Jahren Europa, wie der Erdkreis aussehen wird, kann kein
Kanzler heute wissen. Die Handelsfreiheit (san8 aucune ineMlite)
war errungen: auf geduldigem Papier. Alles Wesentliche, was
es braucht, hatte Frankreich aber behalten. Der europäische Nach-
bar, vor dem es zitterte, blieb ihm erspart; denn Deutschland hat
feierlich erklärt, daß es in Marokko nicht nach Territorialbesitz
strebe. Frankreichs legitime irnerek, trsitesou arrangementswurden
anerkannt und ausdrücklich wurde zugestanden, que la ssrance a
UN interet 8pecia> a ce que I'oi-äre regne 6sN8 I'empire ckerikien. Das
war erreicht worden. Die Franzosen waren gewarnt und mußten

jedes Schutz- und Trutzbündniß wie des Heiles Botschaft begrü-
ßen. Clemenceau schrieb, Deutschland habe mitdem großen Säbel
gedroht und sei dann furchtsam zurückgewichen: hatte den lautesten
Erfolg seit den Tagen, da Reinach und Herz ihm gefährlich wur-
den, und konnte endlich nun Ministerpräsident werden. Doch die
Fassade des Deutschen Reiches ward wieder einmal mit Fahnen
und Flammen aufgeputzt. Denn wir hatten glorreich gesiegt.
Diese Gloria ist längst verblichen; das Trompetengeschmetter
verklungen. Die Herren, die damals so laut triumphirten, sollten
in der schwülen Stille jetzt das im Hochsommer und Herbst 1903
Geschriebenenachlesen: siewürdenstauncn(undvielleichtnützliche
Vorsicht lernen). Ein ins Bismarckmaß ragender Sieg deutscher
Staatsmannskunst ward verkündet. Beelzebub Delcafse gestürzt
und dieKonferenz den Franzosen abgetrotzt: kann Alldeutschland
noch mehr verlangen? Daß der Sieg mit einem unzweideutigen
Verzicht auf Marokko erkauft worden war, wurde verschwiegen.
Die Kaiserliche Regirung hatte zehmal betont, daß wir im Reich der
Hassansöhne nicht herrschen, nicht Land- oder Hafenrechte erwer-
ben, sondern nur, mit der selben Freiheit wie alle anderen Völker,
produzircn, kaufen und verkaufen wollen; hatte anerkannt, que la
Trance a un interet special ä ce que I'oräre re^ne 6an8 I'empire cke-
ritten. Wer an der Reichsordnung ein besonderes Interesse hat,
darf, um sie zu sichern, auch besondere Mittel, Anderen verbotene,
anwenden. So sah das Ergebniß aus, dem die durch allerleiBrim-
borium getäuschte Galerie Beifall klatschte. Enttäuschung bringt
erst, in Hagelschauern, der Winter. Im Dezember sagt Rouvier
in der Kammer: „Unsere Rechte im Grenzgebiet waren und sind,
wie in unseremAbkommenmitDeutschland ausdrücklich festgestellt
ist, nur zwischen Frankreich und Marokko zu regeln. Aber nicht
nur dieNachbarschaft giebt uns eine Sonderstellung. UnserRecht
reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich inNordafrika
eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene
und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität
wahren muß. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales
Lcbensinteressc; bleibt sie unbeantwortet, so kann das große Werk
scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nord-
westafrika begonnen und mit schweren Opfern bezahlt hat.In den
Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere

Marokko.
Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden." Mehr hatte inFezHerrSaint-ReneTaillandier, in Paris selbst.in feiner keck- sten Stunde, Herr Delcasse nicht verlangt. Nach langem Hader geht Frankreich mit dem Aprilprogramm aus dem Iahr 1904 auf die Konferenz. Die wird uns zur Staatsposse. Britanien, Rußland, Amerika, Italien: in ommbus für Frankreich. Graf Welsers- heimb, der Oesterreich-Ungarn in Algesiras vertritt, nimmt Vor- schläge auf sich, die unsere Radowitz und Tattenbach, um den Schein starrer Beharrlichkeit zu wahren, nicht selbst machen kön- nen, und ermöglicht durch seine (von Bourgeois im Palais Bour- bon gelobten) Keureus« iormules cle concilistion den geordneten Rückzug der deutschen Diplomatie. Spanien kommt ansersteZiel seiner Wünsche, weil Lord Lansdowne eingesehen hat, daß Eng- land an der Mittelmeerküste Marokkos einen Prokuristen braucht, der englische gegen französische Interessen wahrnehmen kann. Wir erlangen nichts (die Handelsfreiheit hatte uns ja Niemand be- stritten); thun aber, als seien wir höchst zufrieden. Fürst Bülow spricht: »Ich glaube,daß wirjetztmitmehrRuheinsWeiteblicken dürfen. Die Konferenz hat ein für Deutschland und Frankreich gleich befriedigendes, für alle Kulturländer nützliches Ergebniß geliefert." Und kann „lebhaften Beifall" verzeichnen. ZweiTage danach wird in Algesiras das Schlußprotokol unterschrieben. Am siebenten April 1906. Am ersten April 1907 weht die Fahne der Französischen Republik überUdjda. Herr Pichon, der nun am Quai d'Orsay regirt, sagt in der Kammer, die Besetzung der Stadt (die vonMarnia und Nemours aus leicht zu überwachen, von der oranischenDivision rasch zu erobern ist) werde nur wäh- ren, bis die verlangte Genugthuung gegeben sei. Diese Okkupation, sagt Herr von Tschirschky zu dem Botschaftrath Lecomte, beküm- mert uns nicht und bietet keinen Anlaß zum Einspruch. Der fran- zösischeArztMauchamp ist gemordet worden: Grund genug, den Musulmanen zu zeigen, daß Frankreich seinenWillen zur Rache durchzusetzen vermag. Wie nach Villafranca, war hier voraus- gesagt worden,wirds gehen. „Wie damals dietzauptbestimmun- gen des züricher Friedensvertrages ein paar Monate nach der Unterzeichnung obsolet waren.so ist heute schon die Algesirasakte zum Kinderschreck geworden." (Kennt von je zehn Männern, die darüber schreiben und reden, auch nur einer diese Akte? Prüft er ihren Wortlaut genau, ehe er Meinungen von sich giebt?)

DieFranzosen bleiben inUdjda. Möchten aber auch in und
bei Casablanca ihre Kraft demonstriren. England treibt sie vor-
wärts.Wir erwarten, sagt Sir Charles Hardingc zum Botschafter
Paul Cambon, von derRepublik rasches und kräftiges Handeln.
Das, denkt Pichon, sollt Ihr mir nicht zweimal sagen. Drei mit
drahtloser Telegraphie ausgestattete Kriegsschiffe dampfen nach
Tanger und Casablanca (wo, am dreißigsten Juli, neun Euro-
päer gemordet worden sind). Auch Mazagan fordert, weil sichs
bedroht fühlt, ein Kriegsschiff; und der deutsche Geschäftsträger
unterstützt, im Namen seiner Landsleute, diesen Wunsch beim
Grafen Saint-Aulaire. Der Ou dKaM soll hin; seinem Komman-
dantenwird befohlen, auch für denSchutzderDeutschen zu sorgen,
deren größter Theil hinter der Stadtmauer wohnt. Herr von
Langwerth dankt. Staatssekretär von Tschirschky spricht zu dem
berliner Vertreter der Republik: „Solche Ereignisse finden uns
Alle solidarisch; Sie werden sehen, wie ehrlich unsere Politik ist."
Zwei Tage danach zum Botschafter Jules Cambon, der von Ma-
drid nach Berlin versetzt worden ist: „Ihr thatkräftiges Handeln
hat unsere ganze Sympathie." Und Bruder Paul hört ausGreys
Mund: „Frankreich konnte nicht anders handeln, als es gehan-
delt hat; und daß es zu energischem Eingriff gezwungen wurde,
betrachte ich als ein Glück." Alles in schönster Ordnung und Ein-
tracht. Was hatte Frankreich gethan? Die Stadt Casablanca mit
Melinitbombcn- beschossen und besetzt. Ueber diese atlantische
Hafenstadt, die Erbin einer alten Portugiesensiedlung, war in
Algesiras heftig gestritten worden. DürfenauchdaFranzofenund
Spanier diePolizei organisiren? Nein, sprach Deutschland; und
hätte mit seinem Veto erreicht, daß die Organisation dem schwei-
zerischen Inspektor übertragen werde, wenn es nicht gar zu rasch
nachgiebig geworden wäre. Frankreich setztewieder seinen Willen
durch; beglückte die Provinz Schaum, das Hinterland Casablan-
cas, fürs Erste aber noch nicht mit einer Schutzmannschast. Er-
lauert lieber die Gelegenheit, dem Maghreb, der die Lehre von
Udjdavergessenzu habenscheint,die stärksteseinerKünstezuzeigen.
Das Bombardement scheucht wüstes Gesindel aus den Höhlen.
Von allen Seiten eilen rasende Kabylen herbei; was irgend zu
erraffen ist, wird geraubt. Um das nackte Leben zu retten, flüch-
ten die Europäer auf die im Hafen liegenden Schiffe. Juden-

mädchen Werden auf offener Gasse geschändet und zu Dutzenden
von den Hamiten als Lustsklavinnen weggeschleppt. Wie gegen
eine Feuer speiende Seefestung wüthen die Schiffsgeschütze ge-
gen die unbefestigte, wehrlose Stadt. Im Haag tagt die Frie-
denskonferenz und Herr Bourgeois redet vielleicht gerade über
die heilige Pflicht, den Krieg zu humanisiren. Herr Clemenceau,
der Ministerpräsident, trinkt in Karlsbad stärkenden Brunnen
und Herr Pichon, sein Fähnrich, betheuert, die Republik denke
nicht an Eroberung, plane keine Expedition ins Innere, werde
unter allen Umständen die Souverainetät des Sultans und die
Integrität seines Reiches wahren. Die Besetzung der beiden
Städte hat dieAutorität des braunenHerrschers ja nur gemehrt;
das Bombardement die offene Thür noch weiter geöffnet. Alles
inOrdnung. Die guteKunde.die einstdieHerrenAlberthonorius
vonMonaco,GastonMenier und Eugen Etienne aus Kiel heim-
gebracht haben, ist als richtig erwiesen. Im Jahr 1905 wollten
wir der Republik das Recht auf eine Vormachtstellung in Ma-
rokko bestreiten. Im Jahr 1907 nimmt sie sichs mit bewaffneter
Hand, ruft laut, daß es ihr gebühre: und hört ausBerlindicAnt-
wort, daß kein Vernünftiger dagegen Etwas einwenden könne.
So ists weiter gegangen. Anerkennung Muley Hafids, De-
serteurstreit, Fall Mannesmann: immer ist Deutschland zurück-
gewichen; und gläubigen Deutschen immer ins Ohr gebrüllt wor-
den, nun habe feine Staatskunst endgiltigen Sieg errungen. Um
EduardsStirn zu entrunzeln.wird imFebruar1909 derVertrag
überhastet, der das Deutsche Reich verpflichtet, die Französische
Republik in Marokko an der Wahrung ihrer Sonderinteressen
nicht zu hindern. Um Frankreich gegen den Rechtsanspruch der
remscheider Brüder Mannesmann zu vertheidigen, wird in der
Wilhelmstraße einWeißbuch veröffentlicht, das aus allenFran-
zenwinkelnArgumente gegen diesenAnspruchdeutscherMenschen
zusammenklaubt. HerrvonBethmann billigt nichtnurdenSchritt,
sondern lobt ihn noch laut; und schickt den Leiter des Amtes, in
dem solche „Gerechtigkeit" möglich wurde, als Botschafter nach
Paris. Die Franzosen hatten das in Berlin bestrittene Recht, in
Marokko Ordnung zu schaffen, von Europa (mit deutscher Zu-
stimmung) erlangt und auf ihrem Wege kein beträchtliches Hin-
derlich mehr zu fürchten. Die Algesirasakte? Ein würdig Per-

gamen; ein Nothbehelf, der Unvereinbares zu vereinen trachtet: im ersten Satz die Souverainetät und Unabhängigkeit des Sultans verkündet, den der Inbegriff der hundertdreiundzwanzig Paragraphen dann entwaffnet, unterFinanzkontroleundPolizeiaufsicht stellt. Was erlaubt, was verbietet dieAkte? Der Sozialdemokrat Gerault-Richard meint, ihr Buchstabe und ihr Geist habe die Beschießung von Casablanca gefordert. Herr von Tschirschky ist, als Vertreter des Kanzlers, der selben Meinung. Bleibt sie haltbar, dann ist den Franzosen (denen die Akte ja ganz andere Rechte giebt als uns) ungefähr Alles erlaubt. Und das Februarabkommen sagt unzweideutig, daß Deutschland sich im Scherifenreich nur noch um seine Wirthschaftinteressen kümmern werde. (Auf die Prinzenfrage nach derHerkunft eines hübschen Sevresstückes sollHerr vonKiderlen geantwortet haben: „Dashabendi«Franzosen mir geschenkt, als ich ihnen Marokko verschachert hatte.") Wird nun für Deutschlands Kapital und Handel gesorgt? Die HerrenPichon,CaillauzundBaronSchoenberedenallerleiPläne. An der Kongogrenze von Kamerun wäre gemeinsam Etwas zu machen; aus deutschem durch französisches Gebiet eine Eifenbahn bis in den Kongostaatzu führen und das dadurch erschlossene Land mit franko-deutschem Kapitalaufwand auszubeuten. Doch Pichon fällt, das Ministerium Monis verliert den Kopf(Berteauz) und derBahnbauplan.derdemKolonialministernichtbehagt, gilbt im Archiv: Da wird, zu rechterZeit, gemeldet, daß inFez französische Offiziere und andere Europäer gefährdet seien undMuleyHafid, der sich aus eigener Kraft nicht halten könne, die Franzosen um Hilfe angeflehthabe. Die KolonneMoinierrücktvorundbefreitdie Scherifenhauptstadt aus feindlicher Umklammerung. Verbietets dieAlgesirasakte ? Nein; wenn die durch europäisches Mandatmit der Polizeigewalt betraute Macht vom Sultan gebeten wird, ihm Truppen zusenden, darf sie den Wunsch erfüllen. InUdjdaundin der Schaum, nicht auf dem Zug nach Fez ist die Akte durchlöchert worden. Im Unterhaus spricht Sir Edward Grey: „Wir hätten Frankreich um diese Pflichtleistung ersucht, wenn sein Handeln verzögcrtwordenwäre."Aus Berlinkommt keinProtest. Da wirdzuerst laut gesagt: Iede neueVerletzungderAkte giebtuns die alteEntschlußfreiheitwieder; und leise hinzugefügt: Sobald die Franzosen sichs recht mollig gemacht haben, melden wir unsere Forderung an.

Dann die (zu früh ausgeplauderte) Absicht, drei Kreuzer nach Marokko zu schicken, schroff geleugnet und das Gerücht niederträchtigen Verleumdern zugeschrieben. Aus Kissingen bringtHerr Cambon die Kunde nach Paris, die Mittheilung, daß Moiniers Leute bald aus Fez abziehen werden, sei von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sehr freundlich aufgenommen worden. Mußten, nach dem Erlebniß dieser sechs Iahre, die Franzosen, als sie von der Abfahrt des „Panther" hörten, nicht denken, in Agadir solle, wie nach Mukden, versucht werden, zuvor übernommener Pflicht sich zu entziehen? Sie habens gedacht; haben gesprochen, geschrieben: »So sind diese Deutschen; an dunklen Tagen nehmen sie Alles hin, sind zu jedemVertrag bereit: und brechen jeden, wenn sie glauben, morgen werde ihnen wieder die Sonnescheinen. DiesenWahn müssenwirihnen austreiben. Dann werden sie, wie 1908 vor Clemenceaus kalter Härte, sich ins Mauslöchlein ducken und die Reinheit ihrer Absicht beschwören." Halali?

Eine Regirung, die lästige, dem von ihr betreuten Reich schädliche Pflicht abschütteln will, muß schweigend handeln; beruft sie sich auf ihr „Recht", so entschleiert sie reizbare Schwachheit und sinkt in die Gemeinschaft des Knirpses, der sich verspekulirt hat und, als ein unbewußt ins Differenzspiel Verlockter, aus der Klemme zu schlüpfen sucht. Auf das Recht, Marokkos politisches Schicksal mitzubestimmen, haben wir, von 1880 bis 1910, oft verzichtet; und das seit dem ersten Iulitag Geschehene wird durch keinenRechtsvertrag gedeckt. Gegen die Algesirasakte hatte in diesem Sommer nicht Frankreich, sondern Spanien gesündigt, das, wider den Willen des Sultans, in nicht gefährdete GegendenTruppenvorschickte.Maura-Canalejas wurde vonBerlin aus ermuntert,nicht getadelt.Wollten wir uns als gewissenhafte Schützer derAkte dem Rechtsgefühl Europens empfehlen, so mußten wir, nach den Artikeln 8 und 9, die Beschwerden der von den „herrschenden Unruhen" bedrohten Deutschen auf dem Umweg über das DiplomatischeCorps inTanger an denGeneralinspecteur leiten. Durften wir nicht in den geschlossenen Hafen einer Küstcnstadt,inder EuropäerkeinWohnrecht haben, also berechtigte Handelsinteressennichtzuwahrensind,einKriegsschiffsendcn.(Alsder

Du dKgMimvorigentzerbstAgadirangelaufenund der Komman-
dant den Pascha besucht hatte,wurde dieThatsachegeradebei uns
als gröbliche Verletzung der Aktenpflicht gebucht.) »Auf Euer
Recht habt Ihr in feierlichster Form verzichtet. Das Gebot der
Akte brechtIhr selbst. Sie völlig zu zerfetzen, wolltIhrdenFran-
zosen gestatten, wenn sie Euch ein Trinkgeld, ein saftiges Kongo-
stückchen, geben. Das nennt Ihr einen Kampf fürs Recht?" Die
rügende Frage war zu erwarten. Klüger wärs deshalb gewesen,
gar nicht erst mit demRecht herumzufackeln. ZweiWege öffneten
sich dem Staatsmann. Auf dem bequemen Thalweg konnte er zu
einer Besserung der kameruner Grenze kommen. »Sie gehen im
Scherisenreich rascher vor, als nach Ihrer Versicherung anzuneh-
men war. Englands Zustimmung haben Sie mit der Hingabe
Egyptens erkauft; uns nur ein gestempeltes Papier gegeben.
Das genügt nicht. Als bescheidene Leute sind wir aber schon mit
einer anständigen Abrundung unseres westafrikanischen Kolonial-
besitzes zufrieden, die Ihnen keinen wesentlichen Verlust bringt,
uns aber ermöglicht, vor den Landsleuten mit einer Entschädigung
zu paradiren."Dafür hätteHerrCambon sich gerneingesetzt; frei-
lich auch keinenZweifel daran gelassen.daß dieErwerbung der fran-
zösischen Kongoküste, die unter deutscherFlagge eine aufBelgiens
Kongostaat lastende Hypothek wäre, ohne Englands Einverständ-
nis nicht möglich sein werde. Solchen Kleinkram konnte derStaats-
sekretär während der kissinger Entfettung erledigen; so schwach ist
die Firma nicht, die ervertritt, daß sie ihren ganzen Kredit aufbieten
muß, um ein winziges Geschäftchen zumachen. Da er den anderen
Weg wählte, den schmalen, steilen, mußte die Landsmannschaft
glauben, sein Wille suche ein anderes Ziel; sei zumAeußersten ent-
schlossen und der Zustimmung des Kaisers, des Kanzlers gewiß.
Kanonenboot „Panther", Kreuzer „Berlin": so starke, im besten
Sinn brutale Mittel wendet nur Einer an, der großen Gewinn ein-
zuheimsen hofft. Deutschland sichertsicheinenTheil desmarokkani-
schen Erzreiches oder zwingt die seit vierzig Iahren seinen Geg-
nern befreundete Republik, den kaum noch erträglichen Zustand
durch die Wahl zwischenVündniß und Krieg zu enden. Ein paar
Tage lang glauben selbst Nüchterne an solchen Entschluß. Nicht
länger. Der Kaiser inNorwegen, derKanzler auf seinem Gut, der
Staatssekretär aufkurzemHeimathurlaub:dasAusland sollmer-
ken.daß wir die Sache nicht allzu ernst nehmen. Der Panther darf

seine Krallen nicht zeigen, der Kreuzer keinenMann landen.Der
pariser Regirung wird die Hoffnung ausgesprochen,„ daß die Er-
füllung der Schutzpflicht auf das Verhältniß der beidenNachbar-
reiche nichtungünstig einwirken werde"; und nach dem erstenZwie-
gespräch Kiderlen-Cambon (das in 8iZn« des vom Kaiser auch
vor Franzosen laut betonten Wunsches, „aus der Marokkosache
endlich herauszukommen", geführt wird)die nahe Verständigung
angekündet.,Aufbeiden Seiten die freundlichste Stimmung. Wir
werden reichlich entschädigt. Unsere kraftvolle Politik erlangt,
was sie wollte. Und Europa lernt uns morgen bewundern."
Rasch löst sich ringsum nun die Spannung. Wenn das Ge-
töse, das einer Wikingerpolitik voranzudröhnen schien, nur die
Möglichkeit schaffen soll, ein Schnrttchen von den afrikanischen
Tropenkolonien Frankreichs zu erschnappen, braucht kein Naher
sich, kein Ferner noch genirt zu fühlen. „Balkandiplomatie. Um ei-
nen Molenbau, eine Kanonenlieferung oder Zinszahlung durch-
zudrücken, wird einKriegsschiff indenHafendesLandes geschickt,
mit dessen Geschäftsträgern man gestern noch intim war. Ohne
Mordslärm und wildes Gefuchtelgehts da untennicht; auch muß
der Herr Gesandte Denen zu Haus doch demonstriren, welcher
Kraftleistung er fähigist. Dem eiskalten, verschlagenenSchwaben
war aber nicht zuzutrauen, daß er die den Russen verbündete,
den Briten befreundete Republik mit Hamids Türkei und Peters
Serbien verwechseln werde." Die Wirkung des Irrthums wird
schnell sichtbar. Diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean:
nirgends eine gewichtige Stimme für Deutschland. Durch den
Mund des GrafenKhuen läßt Oesterreich-Ungarn erklären, daß
ein neuer franko-deutscher Streit um Marokko nicht in den Be-
reich der Bündnißpflicht fallen könne. Die Erklärung ist unnöthig;
in solcher Stunde also unfreundlich. Rußland und Italien reden,
laut und leise, wie in Algesiras. Für England spricht zuerst Herr
^Asquith; sehr höflich, sehr deutlich. Wir haben unser Recht auf
Marokko der Französischen Republik abgetreten; versucht eine
andere Macht, sich dort einzudrängen, so haben wir wieder mit-
zureden und müssen nicht nur der Republik helfen, sondern auch
selbst unsere Interessen wahren. Nur das Allernöthigste, rufen die
Offiziösen uns neckisch zu; merkt Ihr denn nicht, wie schwer den
Briten wird, ihre Freude über unseren Kreuzereingriff zu ber-
gen? Nach dem Premier redet Herr Lloyd George, der Schatz-

kanzler; da Berlin sich taub gestellt hat, in derberemTon. „Groß-
britanien hat auf dem Kontinent manches Volk, das diesen Dienst
gern vergessen möchte, aus Lebensgefahr errettet und wird im-
mer für denFneden eintreten, wenn es ihn nicht mit einerDemü-
thigung bezahlen muß. Sein Prestige, das durch Arbeit und
Heldenleistung errungene Recht, die Freiheit aller Menschen zu
fördern und im Rath der Nationen zu sitzen, läßt England nicht
schmälern. Wer sich, ohne auf unsere Stimme zu hören, dem
Brennpunkt der Reichsinteressen nähert, muthet uns unerträg-
liche Erniedrigung zu." Auch diese Rede soll umfrisirt werden.
Der radikale Schatzkanzler, heißts, ist ja als wunderlicher Kauz
bekannt; und hat am Ende gar nicht nach Deutschland gezielt. Statt
der Antwort, die Behauptung, daß Wellington Preußen gerettet
habe, sei, von Clausewitz bis auf Treitschke, oft genug bündig wider-
legt worden, hört er Komplimente. Frankreich jauchzt; und hat
Grund zu ernster Freude: mit stärkerem Nachdruck konnte Eng-
land nicht für die Sache der Republik zeugen. Der von Eduard
geschaffene Concern steht in alter Kraft wieder vor Aller Augen.
Weder ander atlantischen Küste noch als Kongomacht werden wir
Deutschland dulden: schrill klingts über den Kanal. (Abschwächung,
bleibt stets ja möglich.) Und die Regirenden lassen ihr Gesinde
lächeln, als sei das Leckermaul mit Bonbons gefüttert worden.
So weit sind wir wieder. Soll Scham und Ekel die Kehle
würgen? Nein. Rückhaltlose Rede ist nöthig; so klare und wuch-
tige, daß sie auf der Reichshöhe nicht überhört werden kann.
Zufallsexcellenzenfollen nicht wähnen, Deutschlands Schick-
sal sei ihrer Laune unterthan. Wenn hinter ihrem Entschluß, den
Westmächten die Faust zu ballen, nicht der unbeugsame Wille
stand, jedeFolge, die widrigste selbst.tapfer auf sich zu nehmen,dann
war ihrThun das Werk ruchloserThorheit.Waswolltensie? Ein
edler Irrthum glaubt: Südmarokko. Den hat das männliche Be-
wußtsein gezeugt, daß Deutschland Raum braucht und der Thei-
lung der Erde nicht immer, in selbstloser Tugend, zuschauen darf.
Doch ernste Patrioten dürfen den Wahn nicht nähren. Nationaler
Anstand und nationaler Vortheil weisen uns andere Wege. Ein
Kaiser und drei Kanzler haben, in dreißig Jahren wohl dreißig-
mal, betheuert, das Reich erstrebe in Marokko keinen Landbesitz.
Nehmen wirjetztdiekleinste Parzelle, dann sind diese Betheuerun-
gen als Heuchlergerede erwiesen. Und solcher Erwerb schwächt

uns, statt uns zu stärken. Macht Deutschland zum Pufferzwischen
England und Frankreich und häuft uns in allen Islamsbezirken
das Mißtrauen. Wir könnten sagen, die feindsälige Anmaßung,
der Westmächte enthebe uns allen Vertragspflichten und Wort-
käfigen und zwinge das zur Wahrung seines Lebensrechtes ent-
schlossene Reich, die alte Erobererpolitik Preußens wieder aufzu-
ZrehMen. Konnten den Römern und Arabern mißlungenen Ver-
suck) wiederholen^ die kriegerischen Schaaren am Rif und am Atlas
zu bändigen. GanzMarokko deutsch, dicht am Seeweg nach Egyp-
ten und Indien deutsche Geschütze, an der algerischen Grenze
deutsche Truppen: Das wäre ein großen Aufwandes würdiges
Ziel. Ein Kondominium? Mehr Last als Gewinn. Diese Erwä-
gung mußte von derAgadir-Aktion abrathen. Wer, unter solchen
Umständen, ein Kriegsschiff in einen gesperrten Hafen schickt, weckt
den Glauben, derGestus solle andeuten: Hier bin ich, hier bleibe
ich; und wird, wenn er nach einem Weilchen die Rhede räumt,
feigen Rückzuges verdächtigt. Den Trostspruch, wir könnten, da
alles Andere verthan sei, mit der Panthergrimasse doch Etwas für
Westafrika erlangen („wenig ist mehr als nichts"), wehren wir ab.
Wollen kein Trinkgeld für die Zustimmung zu einem Handeln,
das wir Tag vor Tag als rechtswidrig verurtheilt haben. Bleibts
bei der bloßen Grimasse, dann ist der franko-britische Bund für
ein Menschenalter unlösbar geknüpft, für ein Iahrhundert in der
Altenund inderNeuenWeltdieAngelsachsenherrschaft gesichert:
und dem Deutschen Reich mehr verloren, als ihm in einer tropischen
oder subtropischen Kolonie ersetztwerdenkann. Iäher Abbruch der
Verhandlung und unverhüllter Zwist mit Frankreich, dem jedes
herausfordernde Wort dann die Kriegsgefahr brächte, wäre der
Hinnahme eines Abfindungfetzens noch vorzuziehen. Die nütz-
lichste Lösung? Wer fünf Millionen deutscher Soldaten ins Feld
zu stellen vermag, kann den Franzosen dieBedingung vorschreiben,
unter der das nordafrikanischeReich,die^ouveIIessrgncemitihren
braunenDivisionen,zu haben ist. Wer dazu nicht die Nerven hat,,
durfte sich nicht in die Feuerlinie des Europäerspottes vorwagen.
Nicht im Sus noch am Kongo wollen wir „entschädigt" werden.
Um die Macht, die Zukunft des Deutschen Reiches geht der Kampf.
Eine Schlappe noch, ein zages Weichen: und nur das Schwerte
kann retten, was Zunge und Feder gefährdet haben.

Geschichte des Talmud.
AFA ill man die ungeheure Wirkung ermessen, die die Eroberung des Orients durch Alexander den Großen auf die religiöse und kulturelle Entwickelung des Iudenthums geübt hat, so muß man sich den Charakter der großen Völker vorstellen, mit denen die Iuden bis dahin in Berührung gekommen waren. Allen war monarchische Regirungform gemeinsam. Ihr entsprach eine aristokratische Kultur. Alle Quellen menschlichen Wissens und Könnens wurden von dem Geburt-, Geistes- und Priesteradel vor dem Volk bewahrt. Damit es zu dieser (seinen Sittlichkeit- und Ordnungsinn gefährdenden) Nahrung nicht gelange, bediente man sich beim Gedankenaustausch einer dem Volk unzugänglichen Sprache oder Schrift und einer Ausdrucksweise, die selbst den Eingeweihten oft dunkel blieb. Nur die Religion wurde dem Volk in einem der Minderheit gut dünkenden Maße zugänglich gemacht. Durch die Entziehung jeder Wissensnahrung verkümmerte der Volksgeist und konnte sich über die niedrige Anschauungsweise der primitiven Menschen nicht erheben. Die Vernachlässigung der unterenSchichten rächte sich an der aristokratischen Minderheit eben so, wie die Vernachlässigung der Sinneserfahrung sich an der Philosophie gerächt hatte. Die aristokratische Kultur konnte sich wohl zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Aber ihr fehlte die starke Wurzel. Ihr Leben war kurz und fruchtlos. Sie hatte keine Werbekraft, hinterließ keine Spur.

So sehr die Juden von je her bestrebt waren, sich abzusondern und ihre Eigenart zu wahren: sie konnten sich doch der Macht des Beispiels nicht ganz entziehen. So zeigt der Charakter des bibIrschen Iudenthums beinahe die selben Züge, die wir bei jenenVölkern wahrgenommen haben. Das Ideal des biblischen Juden ist, unter seinem Weinstock und Feigenbaum ein behagliches Dasein zu fristen. Dazu verhilft ihm die Religion. Man bleibt Iahwe so lange treu, wie er das Land gegen den Feind beschützt, Saat und Vieh und sonstige häusliche Angelegenheiten gedeihen läßt. Zeigt er sich schwach und unzulänglich, dann geht man zu dem stärkeren und leistungfähigeren Gott des Nachbars und Siegers.

Von einem Streben, über diese einfältige Denkart hinauszukommen, den Geist irgendwie zu bethätigen, zu schärfen, ist selbst am Ausgang der biblischen Epoche noch keine Spur zu sehen. „Seit wir aufgehört haben, der Himmelskönigin zu räuchern und zu opfern, haben wir allen Mangel gelitten und sind durch Schwert und Hunger umgekommen." Eine solche religiöse Auffassung be-

kundet das ins babylonische Exil geführte Volk. Ms einige Generationen später das mosaische Gesetzbuch, die Tora, auf dem Markt zu Ierusalem öffentlich vorgelesen wird, erstaunt das Volk ob des Gehörten und bricht in Weinen und Schluchzen aus. So fremd ist dem Volk selbst seine heiligste Literatur.

In solchem Zustand traf der Hellenismus das Iudenthum.

Die Regirungform der Hellenen war, selbst da, wo ein König, ein Tyrann, eine Oligarchie die Geschicke bestimmte, wesentlich demokratisch. Und demokratisch war auch ihre Kultur. Damit möglichst Viele an ihr theilnehmen, bediente man sich im Gedankenaustausch einer volksthümlichen Sprache und einer klaren, gemeinverständlichen Ausdrucksweise. Die in breiten Strömen frei fließende geistige Nahrung intellektualisirte das Volk und schuf die Basis, auf der allein eine dauerhafte, weltbezwingende Kultur möglich war.

Zu der unwiderstehlichen Kraft der hellenistischen Kultur kamen noch zwei Momente, die den Geist des Iudenthums in seinen Grundtiefen aufwühlten, ihn aus seinem ruhigen, beschaulichen Behagen peitschten und in eine neue Bahn drängten.

So verschieden auch die Religion der Juden von den Religionen der Nachbarvölker gewesen war, so hatten doch alle eine gemeinsame Basis. Ob man Re, Dagon, Marduk, Bei, Ormuzd oder Iahwe verehrte: in jedem Fall glaubte man an eine Gottheit. Den bis dahin unerhörten Begriff der Gottlosigkeit lernten hie Iuden zum ersten Mal durch die Griechen kennen. In dem Kampf gegen diese schreckliche Seuche, die, wie aus den Psalmen zu ersehen ist, bald breite Schichten des jüdischen Volkes ergriffen hat, ging den Iuden die Erkenntniß auf, daß die Rollen zwischen ihnen und den Heiden nun vertauscht waren.

Bisher hatte sich der jüdische Theologe dem Götzendiener gegenüber in der Offensive befunden und hatte mit überlegenen Waffen gekämpft. Die einzige Stütze des Feindes war der Hinweis auf den materiellen Erfolg gewesen, den der Götzendienst ihm gewährte. Der Iahwist konnte sich Dem gegenüber auf einen höheren Standpunkt stellen. Er konnte sagen, daß der bloße Erfolg über die Güte und Wahrheit einer Sache nicht entscheide. Er konnte auf einen die Vernunft ansprechenden Gott hinweisen, der das All geschaffen Hut und nach einem weisen Plan leitet. Wenn er geistreich war, konnte er über die Götter spotten, die „einen Mund haben und nicht sprechen, Augen und nicht sehen", konnte er über den Baumstamm witzeln, „dessen eine Hälfte zum Heizen und Backen und dessen andere Hälfte zum Gott geschnitzt wurde". And er hatte die Lacher auf seiner Seite. Wenn er aber dennoch der brutalen

Macht seines Gegners unterlegen war, so konnte er sich als Miß-
verstandener zurückziehen.hinterseiner Ueberzeugung, seinemGott-
vertrauen sich verschanzen und ruhig auf bessere Zeiten warten.
Das Alles hat sich jetzt plötzlich geändert. Der Hellene war mit
einer Kulturmission, als Civilisator, nach dem Orient gezogen. Er
hatte die Dialektik eines Zeno, die Ethik eines Sokrates, den reinen
Gottesbegrtff eines Aristoteles, den Spott eines Aristophanes und
die Skepsis eines Phrrho zur Verfügung. Mit diesen Waffen
konnte er den frommen Iuden leicht aus dem Feld schlagen und
zwingen, sich hinter sein Dogma, seine „Deisidaimonia" zu der-
schanzen. Aber auch hier war der fromme Iude vor Angriffen
nicht mehr sicher. Unaufhaltsam wälzte sich der Hellenismus an
ihn heran, bestrickte seine Sinne, fesselte sein Gemüth und drohte
«m Ende, seine Vernunft zu ertränken. „Wenn Dir dieses Scheu-
sal (Satan, der Versucher) begegnet, so schleppe es ins Lehrhaus Z"
Mit der Befolgung dieses Rathes begann die talmudische Epoche.
Zur Frömmigkeit trat die Gelehrsamkeit und bot ihr Zuflucht und
Schutz gegen den Feind.
Vor zwei Notwendigkeiten sah sich nun der Fromme gestellt.
Er mußte die Arche, in die er sich gerettet hatte, so befestigen, daß
sie dauernd vor der hellenistischen Sintfluth geschützt blieb. Die
intellektualisirte Luft hatte ihn zum Denken angeregt. Er konnte
nicht mehr in der früheren swmpfsinnigenFrömmigkeitdahinleben.
Sein Geist dürstete nach Bethätigung. Aber er durfte ihn nicht an
der hellenistischen Bildungfluth, die seinen Durst erregt hatte, la-
den. Er mußte sich nach einem reineren, besseren Quell umsehen.
Die Mittel zur Befriedigung beider Notwendigkeiten bot ihm
die Tora, Durch eine schrankenlose Auslegung fand er in ihr die
unzähligen Gebote und Verbote, die er für seine Isolationbrauchte.
Die Tora selbst war für ihn die „Weisheit" oder, wie der helle-
nistisch angehauchte Iude sich wohl ausdrückte, die „ton spisisina-
ton spistOine", die Sophia schlechtweg, die „vor allem Anfang war
und in alle Ewigkeit bleiben wird". Die Lehrmeisterin, „mit der
Gott sich berathen hat, als er die Welt schaffen wollte, und mit der
er sich fortwährend unterhält". Ihr gegenüber ist die Sophia, nach
der die griechischen Sophisten und Philosophen sich nennen, eine
feile Dirne, eine Seelenvergifterin. „Die wahre Weisheit geht von
der Gottesfurcht aus und muß dahin zurückführen." Deshalb ist
der Mann glücklich zu preisen, der „nicht wandelt im Rath der
Gottlosen und nicht sitzt in der Persammlung der Spötter, sondern
nach der Tora begehrt und mit ihr sich Tag und Nacht beschäftigt".
Wer so lebt, Der ßann keiner anderen Arbeit obliegen. „Wie kann

der Lehre warten, wer zu pflügen und die Ochsen mit der Geißel
zu treiben hat? Er muß denken, wie er ackern soll, muß spät und
früh den Kühen Futter geben..."
So entstand der Pharisäer, der, wie der Name besagt, sich von
allen weltlichen Geschäften zurückzog und sich ganz der Tora wid-
mete, „sie den Kindern einprägte und von ihr redete, wenn er saß
und ging, wenn er sich niederlegte und aufstand".
Das war der Anfang einer Bewegung, die eine in der Ge-
schichte der Menschheit beispiellose Umbildung eines Volkscharak-
ters bewirkt hat.
Bei einem Ackerbau treibenden Volk von naiver Religiosität
ist plötzlich eine unerhörte Grübelsucht erwacht. Mit unersättlicher
Gier stürzt man sich auf die Tora, zerfetzt, zerfasert sie, um dann,
wenn sie nichts mehr zu bieten vermag, sich auf alle Wissens-
zweige, die in den Gesichtskreis kommen, zu werfen und in ähn-
licher Weise mit ihnen zu verfahren. Wie dem Volksgeist, so er-
geht es der Religion. Früher hatte der biblische Iudestch das Wohl-
gefallen Iahwes durch möglichst viele Schlachtopfer erworben. Auf
einer höheren Stufe hatte er danach gestrebt, Recht zu thun, Barm-
herzigkeit zu üben und demüthig vor Gott zu wandeln. Ietzt ist das
Ideal der Frömmigkeit, die Tora Tag und Nacht zu studiren und
die unzähligen aus diesem Studium sich ergebenden Ceremonial-
gesetze getreulich auszuüben.
Solcher Umbildungprozeß konnte sich freilich ohne heftige,
langwierige Mmpfe nicht vollziehen. Der Hellenismus hat auf das
Judenthum nicht nur centripetal, sondern auch centrifugal ge-
wirkt. Predigten die Assidoi, wie sich die frommen Iuden am An-
fang dieser Epoche nannten, strengste Absonderung und eifrigste
Beschäftigung mit der „Lehre", so suchten die H^oi ps.ranc>inoi,
,,das gottlose Gesindel", wie die Weltlichen von den Frommen ge-
scholten wurden, ihr Volk aus seiner Beschränktheit zu reißen, der
weltbeherrschenden hellenistischen Kultur zuzuführen. Es kam zu
dem heftigen Ausbruch der religiös nationalen Leidenschaften, der
mit dem Namen der Makkabäer verknüpft ist. Eine Weile schien
es, als seien die weltlich Gesinnten völlig aus dem Feld geschlagen.
Aber kaum war die Ruhe wieder hergestellt, so tauchten diese bei-
den extremen Parteien als Pharisäer und Sadduzäer wieder auf.
Jene wurzelten tief in der Gunst des Volkes und bildeten, da sie
in einer geordneten Staatsverwaltung mit ihren unpraktischen
Ideen nicht durchzudringen vermochten, einen Staat im Staate.
Diese verstanden es, durch Bildung, Reichthum und vornehme Ab-
kunft die Staats- und Kultucverwaltung an sich zu reißen. Sohiel-

ten sie einander fast zwei Iahrhunderte lang das Gleichgewicht, bis der Volksaufstand gegen die Römer diesem unentschiedenenRingen ein Ende setzte. Der zusammenstürzende Staat begrub unter seinen Trümmern den mannhaftesten Theil der jüdischen Nation. Dazu gehörte auch die sadduzäische Partei.

Nun konnten die Pharisäer ungestört die Herrschaft antreten. Fortan nahm die „Lehre" den Verlauf eines reißenden Gebirgsstromes, der von Zeit zu Zeit sich staut, sammelt und dann in breitem Flusse sich weiter wälzt. Etwa hundertdreißig Iahre nach der Zerstörung des Tempels, also gegen das Ende des zweiten nachchristlichen Iahrhunderts, sah man sich veranlaßt, den angehäuften Lehrstoff zu sichten, zu ordnen und in einem kanonartigen Werk zusammenzufassen. Diese unter dem Namen Mischna, „Die Lehre", „Die Tradition", auf uns gekommene Arbeit zerfällt in sechs Ordnungen. Die auf den Ackerbau sich erstreckenden religiösen Vorschriften behandelt die eine, die Festtage die andere, das Eherecht die dritte, das Civil- und Starfrecht die vierte, das Tempelrecht die fünste, das Reinheitgesetz die sechste Ordnung.

Kaum war dieses Werk verfaßt, so traten die Erklärer und Erläuterer auf den Plan. Wie früher die Tora, wurde fortan die Mischna auf Silbe und Buchstabe durchleuchtet, geprüft, gedeutet und gedehnt. Der so entstandene Lehrstoff wälzte sich von Schule zu Schule, von Generation auf Generation, bis er einen ganz unübersehbaren Umfang erhielt. Nun schritt man wieder zur Sichtung und Ordnung. Das Ergebniß waren zwei scholienartige Mischna-Kommentare. Der eine wurde gegen die Mitte des fünften nachchristlichen Iahrhunderts in Palästina, der andere etwas später, gegen das Ende dieses Iahrhunderts, in Babylonien verfaßt. Beide sind unter dem gemeinsamen Namen Talmud, „Die Forschung", auf uns gekommen.

Seinem kommentatorischen Charakter gemäß, ist der Talmud an die Disposition der ihm zu Grunde liegenden Mischna gebunden. Innerhalb dieses Rahmens aber herrscht das Chaos. Ohne Wahl und Ordnung sind hier, wie sie gerade der Fluß der Diskussion oder ein anderer Zufall mit sich gebracht hat, Bestandtheile fast aller Wissensschätze des Alterthums aufgespeichert. Sprachwissenschaft, Theologie, Iurisprudenz, Mathematik, Astronomie, die verschiedensten Naturwissenschaften: Alles bunt durcheinander. Dazwischen laufen die verschiedenartigsten, einander ausschließenden Charakterzüge, Anschauungen und Gedanken kreuz und quer: Erhabenes und Lächerliches, Heiligkeit der Gesinnung und Handlung und eine ansechtbare Moral, mimosenhafte Keuschheit und

derbe Deutlichkeit, komplizirte Denkart und rührende Naivetat, sinnverwirrende Spitzfindigkeit und wohlthuende Schlichtheit, maßlose Weitschweifigkeit und äußerste Knappheit, undurchdringliche Dunkelheit des Ausdrucks und sonnige Klarheit.

Ein ungleiches Geschick war diesen beiden gleichnamigenWerken beschieden. Winzig und verkümmert wurde der Palästinenfische Talmud von unbekannten Verfassern in die Welt gebracht; unbeachtet, spurlos sollte er durch das Leben schleichen. Wie ganz anders das Los des Babylonischen Talmud! Generationen lang haben die hervorragendsten Schulhäupter an ihm gearbeitet. Seine Abfassung ward als ein nationales Ereigniß von höchster Bedeutung begrüßt. Er sollte die unzeitgemäß gewordene Tora ergänzen, ersetzen. Und er übertraf alle Erwartungen. Von seiner Entstehung an bis auf die Gegenwart ist er für das gesammte orthodoxe Iudenthum „das Buch" geblieben. Aus ihm wurden alle auf die Regelung des religiösen, privaten und gesellschaftlichen Lebens abzielenden Normen geschöpft; an ihm stillte die lernbeflissene Iugend ihren Bildungdurst, wetzten die geistig Regsamen ihrenVerstand und befriedigten durch die Abfassung von zahllosen Erklärungen, Erläuterungen, Aus- und Hineindeutungen ihren literarischen Schaffensdrang und Ehrgeiz; bei ihm suchten und fanden die von des Tages Last und Mühe Ausruhenden Erholung, Trost und Genuß. Allen ist er Das geworden, was am Anfang unserer Epoche den Frommen die Tora gewesen ist: die Summe aller göttlichen und menschlichen Weisheit.

Iakob Burckardt antwortet auf die Frage, was aus dem Orient ohne Alexander den Großen geworden wäre: „Palästina würdesich wohl als aramäisch sprechender Erdenwinkel den Heiden ewig unverständlich abgesperrt haben." Diese Bemerkung ist, wie wir gesehen haben, nur zum Theil richtig; denn der Hellenismus hat auf das Iudenthum auch centrifugal gewirkt. Diese Wirkung ist aber im Lauf der Zeit durch einen entgegengesetzten Geist paralysirt worden. So stark aber auch die Stoßkraft war, womit der Hellenismus das Iudenthum traf: sie würde den Talmudismus nicht hervorzubringen vermocht haben, wenn er nicht von je her im Iudenthum geschlummert hätte. In der That ist schon im Mosaismus, wie wir dieTora, im Gegensatz zu den übrigen jüdischen Büchern, nennen wollen, der talmudische Keim deutlich wahrzunehmen. Da nimmt schon die Religion die Gestalt einer auf die strengste Absonderung hinzielenden Gesetzessammlung an. Hier waltet auch schon der klügelnde und tüftelnde Verstand. Dieser Keim ist jedoch während der ganzen biblischen Zeit von dem nach naiver Religiosität und schlichter

Denkart ringenden Prophetismus, so weit wir ihn aus den außer-
pentateuchischen Büchern der Bibel kennen, in der Entwickelung
gehemmt worden. Bald nach dem Auftreten der Griechen im Orient
sehen wir ihn jedoch mächtig emporschießen, während der Prophe-
tismus fortan verkümmert, vergeht. Der kausale Zusammenhang
dieser beiden Ereignisse leuchtet ein. Eine andere Nrsache dieses
plötzlichen Amschwunges des jüdischen Volkscharakters ist sonst nir-
gends wahrzunehmen.

So sind wir wohl zu schließen berechtigt, daß ohne Alexander
den Großen das Iudenthum nicht geworden wäre, was es gewor-
den ist. Das gilt aber nicht nur vom Iudenthum, sondern auch vom
Christenthum. Um mit ihren Ideen so weit und tief zu dringen,
mußten die Urheber dieser Religion eine ungeheure Schwungkraft
haben. Diese konnten sie nur durch die gewaltigen Spannungen
erhalten, die ihre Auflehnung gegen den pharisäischen Geist aus-
gelöst Hat. Bei Jesus äußert sich diese Auflehnung noch in allge-
meinen Formen. Er hielt den zum Pharisäismus ausgearteten
Mosaismus für verwerflich und sehnte sich nach der Naivetät und
Schlichtheit des Prophetismus zurück. Diesen Protest gegen eine
dreihundertjährige Entwickelung scharf zu begründen und zu einem
unvermeidlichen Konflikte zuzuspitzen, war erst Paulus vorbehal-
ten. Er hielt nicht nur die Richtung, sondern auch die Gründe,
durch die man sich hatte verleiten lassen, diese Richtung einzuschla-
gen, für falsch. Seiner Ansicht nach war kein Grund gewesen, vor
dem Hellenismus davonzulaufen, sich zu verkriechen, zu verschan-
zen. Nicht vertheidigen, sondern angreifen: so hätte damals die
Parole lauten müssen. Man brauchte nur den Prophetismus von
den Schlacken zu reinigen, den für solchen Kampf untauglichen
Mosaismus über den Haufen zu werfen: und der Sieg war sicher.
Der maßlose Haß, den Paulus sich durch solche Kritik zuziehen
mußte, verlieh ihm den Muth und die Kraft, die Probe auf das
Exempel zu machen. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Der
prophetische Iahwe hat über Hellas gesiegt. Dieser Sieg war aber
nur durch ein großes Opfer zu erkaufen: durch die Preisgabe der
jüdischen Nationalität. Dazu hat sich das Iudenthum nicht zu ent-
schließen vermocht. So mußte es in der Talmud-Arche bleiben.

Charlottenburg. Dr. Iakob Fromer.

Herr Dr. Fromer, für den Nöldeke und Delitzsch neulich hier zeug-
ten, läßt in diesem Sommer die zweite, verbesserte Auflage seiner Auto-
biographie („Ghetto-Dämmerung"; bei Schuster 6 Loeffler) und die
Lebensgeschichte Salomons Maimon (bei Georg Müller) erscheinen.

5<S

Eisenbahnaktien.
us der Zeit der Privatbahnen stammt die Gewohnheit, in der Eisenbahnaktie das eigentliche Spekulantenpapier zu sehen. Die Schienenstränge sind die Nerven des Wirthschaftkörpers. Keine Industrie, kein Handel kann ohne sie gedeihen. Schwerfällig wie die Lastwagen, das Inventar der alten Handelsstraßen, waren die Lebensäuße» rungen der Volkswirthschaft. Die Eisenbahn brachte sie in Bewegung. Massengüter konnten auf billigstem und schnellstem Wege befördert werden. Natürlich blieben auch die Enttäuschungen nicht aus. Aber noch aus den Trümmern erblühte bald neues Leben, Sogar Strousbergs tollkühne Unternehmungen wurden eines Tages ja gesund. Das Risiko der Eisenbahngründungen liegt in dem Wunsch, die sicher fließenden Einnahmen möglichst hoch zu kapitalisiren. Der Körper eines Eisenbahnunternehmens besteht aus kostspieligen Gliedern. Wagenpark, Lokomotiven, Bahnhofsanlagen und Gleise: Das ergiebt einen beträchtlichen Materialwerth. Kommt nun noch hinzu, daß die Bahn wichtige Linien des Verkehrs beherrscht, so sind alle Vorbedingungen üppiger Effektenblüthe gegeben und die Hoffnungen sprießen himmelan. Aber die Zahl der Privatbahnen nimmt ab. Selbst in den Vereinigten Staaten, wo das Privatkapital noch stärker ist als in Europa, gilt die Forderung des Eisenbahnmonopols nicht mehr als Hochverrath. Die Bundesregirung konnte die Bahnen nicht an sich reißen; dagegen hätte die Staatshoheit der einzelnen Bundestheile sich gewehrt. Diese Einzelstaaten aber erkannten zu spät, was geschehen könne und müsse. Heute sind die amerikanischen Bahnen zu einem Kapitalkoloß geworden, den ein Staat nichk mehr bezwingen kann. Was die Uebernahme der amerikanischen Gesellschaften in öffentliche Verwaltung kosten würde, ist leicht zu berechnen. In Europa hat die Staatsbahn fast überall, gesiegt; und wo es noch nicht geschehen ist, wird die Privatbahn nicht allzu lange mehr herrschen. Aus Rußland hörte man neulich von der Vorbereitung eines Finanzgeschäftes, das die volle Verstaatlichung der Eisenbahnen sichern solle. Das ist nicht wörtlich zu nehmen; die Verpflichtungen, die der Bau nothwendiger neuer Linien dem Fiskus auferlegt, wären viel zu groß, als daß er an die Liquidirung des ungeheuren Kapitals der Privatbahnen denken könnte. Richtig scheint aber zu sein, daß die Warschau-Wiener Bahn verstaatlicht werden soll. Das Hin und Her von Behauptung und Ableugnung wirkte nicht gerade erquicklich. Wie die Börse sich zu der Sache stellte, habe ich hier schon erwähnt. Daß schließlich zugegeben wurde, die Möglichkeit einer Verstaatlichung werde erörtert, beruhigte die Gemüther einigermaßen. Als aberderPräsident des Verwattungrathes in der Generalversammlung erklärte, er habe von solchen Plänen der Regirung nicht gehört, konnte die Spekulation sich wieder fröhlich regen. Immerhin wurde endlich nun versucht, den „wahren Werth" der Aktie zu berechnen. Natürlich zum Besten der bedürftige

Spekulation. „Hier ist die einzig wirkliche Dame ohne Unterleib zu sehen", hieß es früher; jetzt: „Hier ist der einzig wahre Kurs der Warschau-Wiener Aktie". Fürs Erste werden neue Eisenbahnprioritäten ausgegeben werden, die mit Warschau-Wien nichts zu thun haben. Für die Moskau-Kasan- und die Podolsk-Eisenbahn werden 4Vsprozentige Schuldverschreibungen im Höchstbetrage von 100 Millionen Mark ausgegeben. VoilZ, tout. Kokowzew wird doch sein Prestige nicht aufs Spiel setzen. Er hat versprochen, daß im Iahr 1911 keine ausländische Anleihe kommt. Und ein Finanzminister sagt die Wahrheit. Im Uebrigen ist die russische Eisenbahnpolitik auf dem Grundsatz des gemischten Systems aufgebaut, das eine reinliche Scheidung zwischen Staats- und Privatbahn nicht zuläßt. Der Fiskus giebt den schlecht rentirenden Gesellschaften Zuschüsse und ist am Gewinn der gut arbeitenden Bahnen betheiligt. Uebersteigt der Reingewinn ein bestimmtes Mindestmaß, so fällt dem Staat ein Gewinnantheil zu. Außerdem haben die Eisenbahngesellschaften Zinsen für die Darlehen zu zahlen, die ihnen die Regirung giebt. Diese wieder haftet für die Schuldverschreibungen der Bahnen. Die russischen Eisenbahnprioritäten können also als Maatspapiere gelten. Die Eisenbahnangelegenheiten werden von den Ministerien der Finanzen und des Wegebaues zwar vorbereitet, die Entscheidung hängt aber von der Reichsduma und dem Reichsrath ab. Bekannt ist, daß die Volksvertretung mit der Gewährung langer Konzessionen für neue Privatbahnen nicht einverstanden war. Die Regirung hofft trotzdem, ihre Eisenbahnpläne durchzusetzen.
Als das warschau-wiener Feuerwerk verprasselt war, blieb der Börse noch ein Spielzeug: die Aktie der Canada-Pacific-Bahn. Auch ein alter Liebling der Spekulation; jetzt aber ein Stern von herrlichster Leuchtkraft. Der Kurs dieses anglo-amerikanischen Papiers wird heute in Berlin gemacht. London und New Pork sollen sich nach dem Willen der Burgstraße richten. Der berliner Börsenmann kann seine Freude daran haben. Und die Begeisterung für die Aktie ist keiner trüben Quelle entsprungen. Die Canadian Pacific kann sich, mit ihrer Rentabilität, Organisation, finanziellen Muskulatur, sehen lassen. Sie gehört zu den besten Bahnen Amerikas; doch wirkte auf die Spekulation ein Zauberspuk mit, der manche Rechnung in Dunst auflösen kann: der Grundbesitz. Die Gesellschaft ist zugleich Eisenbahn und Terrainunternehmen. Sie besitzt weite Strecken Landes in dem nur schwach besiedelteu Dominium Kanada (die Bodenfläche umfaßt 9,6S Millionen Quadratkilometer bei nur 7 Millionen Bewohnern. Das Deutsche Reich hat auf 5tz0000 Quadratkilometern 65 Millionen Menschen. Das ist ein Verhältniß wie 1:30). Der Werth dieses Bodens wächst natürlich mit der Zahl der Einwanderer. Die Gesellschaft hat ihre Terrains mit solchem Nutzen verkauft, daß sie der Dividende aus dem Eisenbahn- und Dampferverkehr einen stattlichen Zuschlag (Bonus) zu geben vermochte. Zu der eigentlichen Betriebsquote von 7 sind 3 Prozent gekommen. Also eure Gesammtdividende von 10 Prozent auf die Stamm-

aktien (180 Millionen Dollars); die Vorzugsaktien haben 4 Prozent
erhalten. Obwohl die Dividende von 10 Prozent erst seit dem Januar-
termin gilt (die Dividenden werden vierteljährlich bestimmt), nachdem
vorher 8 Prozent bezahlt worden waren, rechnen die Spekulanten
schon für die nächste Zeit auf 12 Prozent. Vielleicht hat zu dieser Ver-
muthung ein Hinweis des Präsidenten der Kanadabahn auf die guten
Erträge aus den Land- und Parzellenverkäufen beigetragen. DieVer-
waltung hat ein berechtigtes Interesse daran, die Reize Kanadas un-
widerstehlich zu machen. Das gesegnete Land braucht Menschen, um
seiner Reichthümer (man denke an das unendliche Meer von Weizen
und Wäldern) froh zu werden; und es kann diese Pioniere nur heran-
ziehen, wenn es ihnen zeigt, wo Milch und Honig fließen. Die Cana-
dian Pacific Railway ist eine Großmacht im Dominium. Dessen Glück
ist ihr Gewinn. Diesem Bewußtsein paßt sie ihre Geschäftspolitik an.
Und zeigt zunächst ihren Aktionären, welche Schätze die Vermögens-
werthc ihrer Bilanz bergen. So sprach der Präsident Sir Thomas
Shaughnessy: „Ihr sollt höheren Antheil an den Früchten unserer
Effekten (W) und Ländnereien (57 Millionen Dollars) haben". Die
Zinsen, Dividenden und Einnahmen aus Landverkäufen sollen meinen
besonderen Fonds gelegt wertzen, um, je nach den Umständen, die Divi-
dende aus dem Ergebniß des Betriebes zu ergänzen. Die Stammquote
von 7 Prozent wird aufrecht erhalten; und der Bonus von 3 Prozent
hat den Extrafonds noch nicht sehr angegriffen. So hofft man-auf
wachsenden Zuschuß und escomptirt die Erwartung im Kurs. Der hat,
seit dem Anfang des Iahres, ein Agio von fast 50 Prozent angesetzt
und läßt, bei der heutigen Dividende, eine Verzinsung von nur noch
4 Prozent. Aber das Publikum glaubt an den Stern der Bahn (aus
dem Inseratentheil der Zeitungen springen Canada-Aktien in Plakat-
schrift Einem ins Gesicht; auch wird stets eine „hochwichtige Nachricht"
verheißen) und spekulirt mit niedrigsten Einsätzen per Ultimo. Die
Leute können sich ja auf die guten Berichte über die Bahn und die
wirthschaftliche Entwickelung des Dominiums berufen. Gewiß. Nur
vergißt man, daß Kanada als Agrarland vom Ausfall der Ernte ab-
hängig ist und daß ein Mißerfolg die schönsten Berechnungen umwirft.
Die kanadische Regirung hat, als sie die Zahl der Einwanderer ver-
öffentlichte, die Ziffer der Auswanderer verschwiegen (von 125000
Eingewanderten zogen 95000 nach den Vereinigten Staaten weiter).
Das ist ein Symptom der feindlichen Taktik gegen den nordatlantischen
Schiffahrtpool. Dieses wichtige Abkommen wird durch den Wider-
spruch der Kanadabahn gehemmt, die ihren Dampfern die Möglichkeit
sichern will, den Strom der Einwanderer ins eigene Bett zu lenken.
Gerade dieses Streben lockt die Haussiers auf immer steilere Höhen.
Was kümmert sie die Art der Propaganda? Wenn sie nur Erfolg hat!
Und daß die Verwalter sich aufs Geschäft verstehen, beweist ja eben
ihre Reklame. Das Publikum folgt blindlings seiner Neigung. So
war es stets, wenn sich die missrs plsbs für eine Aktie begeisterte. Aber

stets hat das Schicksal die Rechnung präsentirt. Die wird auch den Kanadiern an der Spree vorgelegt werden. Die Kanadabahn will um jeden Preis ans letzte Ziel ihrer Wünsche, den Atlantic, gelangen. Wenn sie sich New Vork zu erobern vermag, so ist die Brücke von Ozean zu Ozean geschlagen. Das ist der Grund der Verhandlungen mit der Eriebahn. Deren Besitz soll den Weg zur'Manhattaninsel öffnen. Selbst den unglücklichsten aller Eisenbahnaktionäre, den Besitzern der Oesterreichischen Südbahn, hat sich ein Sonnenstrahl gezeigt. Das berühmte Sanirungprogramm wurde, nach langen Mühen, in eine Form gebracht, die ihm die Verwirklichung sichert; und nach diesem Plan, der von dem (hier schon erwähnten) Gwinners wesentlich abweicht, zeigt sich den Aktionären am Horizont ein schwacher Dividendenschimmer. Man soll eine Aktie nicht eher an die Wand kleben, als bis alle Hoffnung restlos aufgezehrt ist. Wer hätte geglaubt, daß man Lombarden noch einmal in den Safe legen werde? Nun darf mans thun; wenn Alles klappt, kann in sechs Iahren eine kleine Dividende fällig werden. Die Obligationäre der Bahn haben das Opfer gebracht, eine runde Milliarde von ihrem Guthaben glatt wegschneiden und unter den Tisch fallen zu lassen. Eine um dreißig Prozent verminderte Last: da läßt sich schon leichter Athem holen. Die Südbahn kann in Zukunft ihr Anlagekapital verzinsen, ohne ihr Betriebsmaterial verkommen zu lassen. Und das üble Defizit in der Bilanz wird verschwinden. Da die Obligationäre sich vor dem letzten, endgiltigen Abkommen niemals zu nennenswerten Konzessionen verstehen wollten, war kein Sanirungversuch durchzuführen. Jetzt dämmert die letzte Möglichkeit einer Rettung auf. Blieb sie ungenützt, so war der Bankerot besiegelt, bei dem die Aktionäre nichts, die Gläubiger nicht viel bekommen hätten. Man muß sich diese nahe Gefahr richtig vorstellen, um die Bedeutung des Sieges der Vernunft zu ermessen. Heute ist die Oesterreichische Südbahn nicht nur ein mit den Bedingungen der Rentabilität ausgestattetes Unternehmen, sondern sogar eins, für das die österreichische Regirung einen Preis zu zahlen haben wird. Ladon.

Selbstanzeigen.

Fsrnlxrobleme der Gsthik. München, R. Piper S Co.

Die Arbeit ist ein neuer Versuch, die Welt der nicht klassischen abstrakten Stilerscheinungen unserem Verständniß näherzubringen. .Wie meine frühere Arbeit „Abstraktion und Einfühlung", geht auch sie von der Tendenz aus, das einseitige, europäisch-klassische Kunstvorurtheil zu durchbrechen, das große, unseren neuzeitlich subjektiven Maßstäben längst entrückte Kunsterscheinungen nur relativ zu würdigen versteht. Statt dieser relativen Würdigung aus dem zu engen Ge-

sichtswinkel der uns geläufigen Kunstvorstellung sucht sie positive Erklärungen für die Eigenart dieser so ganz anders gearteten abstrakten Kunstwelt zu geben. Während aber die frühere Arbeit die Gesammtheit der abstrakten Stilerscheinungen betrachtete, wird hier der Kreis der Untersuchung enger gezogen und nur die cisalpine europäische Kunstentwickelung der nachantiken Zeit erörtert. Denn auch diese engere neueuropäische Entwickelung zeigt bis zum Beginn der über die Alpen zu uns kommenden Renaissancebewegung deutlich ein abstraktes Wesen, das allerdings nach außen manchmal durch das Nachleben der Antike und das Wiederdurchdringen der von ihr bedingten klassischen Formensprache unkenntlich gemacht wird. Die schematische Stileintheilung, die sich nur anAeußerlichkeiten orientiren kann, mußte die ganze mittelalterliche Kunstentwickelung in ein Nacheinander verschiedener, oft wenig zusammenhängender Stile auftheilen. So wurden von ihr, zum Beispiel, der romanische und der gothische Stil in formaler Hinsicht als Gegensätze gefaßt. So lange man sich bei der Formanalyse nur an Aeußerlichkeiten hält, ist Das auch berechtigt. Sobald man sich aber durch die Aeußerlichkeiten bis zu den innersten Zellgeheimnissen der Stilerscheinungen hingetastet hat, verschwinden die willkürlichen und unbegreiflichen Brechungen der Entwickelunglinie und man erkennt den gleichsam unterirdischen Zusammenhang der ganzen mittelalterlichen Entwickelungreihe. Der Faktor, der diese Einheitlichkeit zusammenbringt, ist das nordische Kunstwollen, das wohl durch fremde Stileinbrüche äußerlich desorientirt und unterbunden wurde, das aber bis zur Renaissance, dieser großen Peripetie der ganzen nordischen Entwickelung, nie völlig zum Schweigen gebracht werden konnte. Ganz frei und ungehindert, in paradigmatischer Reinheit, hat sich dieses nordische Kunstwollen allerdings nur am Beginn und am Ende der Entwickelung auszusprechen vermocht: vor jeder Berührung mit fremden Kunstwelten und nach völliger Emanzipation von ihnen. Diese Erscheinungen, die uns das nordische Kunstwollen ganz ungetrübt enthüllen, sind die nordische Ornamentik am Beginn und die gothische Architektur auf dem Höhepunkt der Entwickelung, der zugleich ihr äußerer Abschluß ist. Nachdem einmal die innere Wesensverwandtschaft dieser beiden zeitlich so weit getrennten nordischen Kunsterscheinungen erkannt ist, wird daraus die Berechtigung abgeleitet, für Beide das selbe Kunstwollen in Anspruch zu nehmen und also das gothische mit dem nordischen Kunstwollen überhaupt zu identifiziren. Die Erkenntniß drängt sich uns auf, daß schon aus dieser frühen nordischen Ornamentik das gothische Kunstwollen zu uns spricht; und nun verfolgen wir mit großer Antheilnahme, wie es durch all die fremden Stilinvasionen hindurch seinen oft unsichtbaren Weg geht, bis es sich auf der Höhe des Mittelalters zur völligen Selbständigkeit durcharbeitet und nun in monumentaler Architektur zur Erfüllung bringt, was es einst in freier, von Zweck und Materie unbelasteter Ornamentik versprochen hatte. Die latente Gothik der Zwischenperioden

erkenntlich zu machen, wird so zur eigentlichen Aufgabe der Untersuchung. Ohne Rassenromantik zu treiben, stelle ich mich auf den Standpunkt, daß dieses die ganze mittelalterliche EntWickelung beherrschende gothische Kunstwollen doch in erster Linie ein Rassenprodukt ist. Nur wird nicht eine einzelne Rasse zum Träger des gothischen Stilgedankens gemacht, sondernder weitere unddifferenzirtereRassenzusammenhang, der dadurch entsteht, daß die Germanen sich mit den anderen europäischen Rassen kreuzen. Die Germanen werden also nur als conSilio «ins »oil der gothischen Stilerscheinung betrachtet und nicht als ihre eigentlichen Träger. Denn ohne die Kreuzungen wäre das gothische Kunstwollen unfähig zur Entwickelnng 'geblieben. Auf der Höhe des Mittelalters wird nun der ursprüngliche Rassenstil (im angedeuteten weiteren Sinn zu verstehen) zu einem Zeitstil und aus dem zeitlich unbegrenzten stilpsychologischen Begriff der Gothi? wird der engere Schulbegriff der Gothik, der das Phänomen auf wenige Iahrhunderte beschränkt. Nachdem so das einheitliche gothische Kunstwollen der ganzen mittelalterlichen Entwickelung erkannt ist, wird dieses Kunstwollen zum eigentlichen Problem der psychologischen Analyse und Interpretation. Durch Vergleiche mit dem Kunstwollen der primitiven, der klassischen und der orientalischen Menschheit, dieser drei großen Musterbeispiele für die Menschheitentwickelung, wird der komplizirtere Sondercharakter des gothischen Kunstwollens herausgearbeitet und von ihm aus nun auf die seelisch-geistige Verfassung der nordischen Menschheit geschlossen, aus der heraus allein uns die innere Notwendigkeit dieser künstlerischen Ausdruckswelt begreiflich werden kann. Auf diese Weise erreicht die stilpsychologische Untersuchung ihr letztes Ziel: außer der Kunstanalyse einen allgemeinen Beitrag zur Psychologie der nordischen Menschheit zu bieten.

Bern. Privatdozent Dr. W. Worringer.

»»

Die letzten Tage Gotamo Bnddhos. Uebersetzt von K. E. Neumann. Verlag von R. Piper S Co. in München. 6 Mark (geb.).

Der hohe Werth dieser Urkunde war in Indien verhältnißmäßig früh erkannt. Die Ereignisse aus den letzten Tagen des Meisters müssen wohl auch den weiteren Volkskreisen vertraut geworden sein. Denn uns sind auf den noch vorhandenen Resten der Bauten und Steindenkmale der folgenden Zeiten die einzelnen Szenen des abschließenden Lebens in ungemein zahlreichen Bildern erhalten, auf den unendlich vielen, freilich meist minderwerthigen, manchmal aber in künstlerischer Vollendung ausgeführten Skulpturen der verschütteten Ruinen, mit denen von Afghanistan an nach Süden und nach Osten das indische Festland weithin übersät ist, oft allsogleich sichtbar, öfter noch in geringerer oder tieferer Exd- und Geröllschicht verborgen. Während diese Kunst nun auf indischem Boden längst in Trümmer versunken und verschollen war, sind die Anhänger und Verbreiter des Ordens über die Grenzen nach Hochasien und Tibet bis nach China vorgedrungen. Ueberall dort ist dann das große Erbe freudig angetreten und landes-

thümlich verwerthet und ausgestaltet worden. Schon die äußeren, grob
sichtbaren Umstände zeigen also, wie weit die Wirkung der alten Ur-
kunde sich erstreckt hat. Daraus ergiebt sich, daß man bestrebt gewesen
sein mußte, den Text an sich richtig weiterzuüberliefern: ein Unter-
nehmen, das bei fremden, zwar recht kultivirten, doch nach indischem
Maß barbarischen Völkern fast unübersteiglichen Schwierigkeiten und
Hindernissen begegnete. Ein beispielloser Erfolg aber krönte das Wag-
niß. Csoma Körösi hat uns von dieser mächtigen Wendung der Ereig-
nisse, und wie die Erben des Sakhers nach und nach den halben Erd-
kreis eroberten, einen sehr guten Bericht aus der Einleitung zur hun-
dertbändigen Ausgabe des Kah-gyur erstattet, der eben so knapp wie
zutreffend besagt: die Lehre sei von Indien allmählich überallhin in
die Runde ausgegangen, in das Sanskrit, Tibetische, Chinesische, wei-
ter dann in noch manche gangbare dialektische Mundart und „allerlei
Sprachen der Alsoo!,»«" übertragen und als Ganzes je einzeln bewahrt
worden. Und so ist es ohne Zweifel geschehen. Vorzüglich sind es die
tibetischen und chinesischen Forscher und Uebersetzer gewesen, die da in
Gemeinschaft mit den indischen Sendboten in kurzer Zeit ihren Län-
dern einen buddhistischen Kanon geschaffen und eine unermeßliche Fülle
neuen geistigen Reichthums sich erworben haben. Dies konnte, nördlich
vom Ganges, nur insofern gelingen, als die Inder mit den vollendeten
Werkzeugen ihrer Sprache und Kultur das fremde, rothwelsche Wort-
gut erst wie eine Glockenspeise einschmolzen, um es in herrlich neu fun-
kelnden Gebilden wiedererstehen zu lassen. Bei so bewirkten Schöpfungen
mußte Vieles wohl oder übel eine Färbung nach der Landesart anneh-
men, mochten Gehalt und Gestalt auch ehrlich indisch bleiben; die eigen-
artig glitzernden Griffe und Henkel der bodenständigen Kultur und
ihrer Sagen mußten dem Volke zunächst als Handhabe dienen.
Von solchen fremdartigen Stoffen und Zuthaten ist nun unser
im Süden, von Magadha her, gar treu überlieferter Text ziemlich
frei. Nach dem Tode des Meisters haben die Iünger auch noch die
letzten Reden und Ereignisse nach altbewährter vedischer Methode
ihrem Gedächtniß fugenartig eingeprägt, wie sie ja schon vorher die
Meisterreden von Tag zu Tag und von Iahr zu Iahr rein bewahrt
und erhalten hatten, indem bei den regelmäßigen Zusammenkünften
vor und nach der Regenzeit, und wo sich außerdem wandernde Iünger
aus den vier Weltgegenden trafen, eben immer jeder berichtete, was
er selbst auf seiner mehr oder minder längeren Wanderschaft mit dem
Meister von Angesicht gehört, von Angesicht vernommen hatte. Wesent-
lich erleichtert wurde diese Art der Ueberlieferung durch das Mittel
des damals eben kulminirenden Vali, der beliebten Umgangssprache,
die, den unerschöpflichen Gehalt, Reichthum und Wohlklang des Sans-
krit noch um neue jugendkräftige Ausdrucksmöglichkeiten vermehrend,
zu einer klaren, lebendigen Quelle täglicher Mittheilung geworden
war: einer wunderbar reinen lingus krsucs, die sich an Feinheit der
Form am Besten dem toskaner Dialekt des Trecento im Verhältniß
zum Latein vergleichen läßt.

Die Zukunft.

Nachdem Gotamo selbst, mit seinen Iüngern ein halbes Iahrhundert hindurch in ganz Mittelindien immer von Ort zu Ort wandernd, nur während der drei Monate der Regenzeit seßhaft und einsam zurückgezogen, überall schon als der beste Künder und Verkünder erschienen war, pflegten nun die Mönche nach dem Verscheiden des Meisters bald noch in weitere Fernen hinauszuziehen. Sie waren ja Bürger der vier Weltgegenden; wie der beschwingte Vogel nur mit der Last seiner Federn dahinfliegt, hatten sie, nur mit Gewand und Almosenschale beschwert, weiterzupilgern. So wirkten sie geistiges Werk durch Beispiel und Wort. Aber nach Iahren und Iahrzehnten, nach einem Iahrhundert und darüber begann die lebendig fließende Sprache allmählich, zu vertrocknen, auch sie natürlich, wie Alles, dem Wandel und Verfall unterworfen. Da hatten denn die Nachfolger von nun an Silbe um Silbe, Wort um Wort der Satzung in erstarrter Gestalt, in der absterbenden und endlich toten Sprache weiter zu überliefern. So mußte freilich in Indien wie außerhalb Indiens der ursprünglich rein asketische Orden mehr und mehr in gelehrte Schulen ausarten. Gerade diesem Umstand verdanken wir aber den so erstaunlich getreu erhaltenen alten Text, der alsbald auf Stein, Metall, Holz, meist aber auf Palmblattkarton dauernd fixirt wurde. Während in den folgenden Jahrhunderten wilde Barbarenstürme über Indien hinfegten, die erst seit der englischen Herrschaft völlig beschwichtigt wurden, Stürme, die fast die ganze alte Kultur wie Spreu durcheinanderwirbelten, hatten die alten Palitexte im Süden und Osten einen sicheren Hort gefunden. Bei den fremden Völkerschaften in Ceylon, Barma und Siam herzlich willkommen geheißen, haben die indischen, nun hochgelehrten Sendboten einheimische Meister herangebildet und Musterschulen philologischer Forschung geschaffen, unseren Text von Generation zu Generation schlechthin automatisch übertragen: eine Kunst und Arbeit, bei der die Doktoren außerhalb Indiens peinlich saubere Selbstzucht und Selbstverleugnung bewähren mußten, wenn das feinste Filigrangewebe vergangener Iahrhunderte überhaupt noch Bestand haben konnte.

Um die Reden herum hatte sich im Lauf der Zeiten schon von Indien her ein mythischer Rahmen, ein Sagenkreis gebildet, dessen Stäbe und Klammern aus der vedischen Kultur her stammten. Waren auch die Reden selbst unverziert und unausgeschmückt überliefert worden, der Rahmen mußte eine derbere Handhabe bieten, mußte auf viele Generationen vorhalten. Diesem technisch ökonomischen Zwecke kamen nun die Anschauungen und Sagen der großen heroischen Vorzeit trefflich zu Statten. Schon Gotamo hatte ja gelegentlich auf die Ansichten und Vorstellungen der vedischen Seher gern Bezug genommen und, von ihnen ausgehend, seine eigene Anschauung entwickelt. Die Ordner der Texte haben nun den Kranz und Rahmen je nach dem Bedürfniß verwerthet, meist mit glücklichem Gelingen, dem Geiste der Darstellung angemessen. Selten nur kommt es vor, daß ein Riß oder eine Schramme hemmt oder stört. Nach Europa ist ein einigermaßen verläßlicher Bericht über die Grundgedanken Gotamos zuerst durch Spence Hardy ge-

drungen. Dieser Mann war ein tüchtiger wesleyanischer Missionar, seit 1825 auf Ceylon, der nach zwanzigjährigem täglichen Umgang mit sinhalesischen Priestern uns die erste eigentliche Bekanntschaft mit dem Buddhismus vermittelt hat. Ohne Kenntniß des Pali, nur aus den volksthümlichen Quellen schöpfend, konnte er dennoch drei vortrefflich unterrichtende Werke herausgeben, von denen das erste, der 1850 in London erschienene Band Lastern UonseKism. mit seiner lebendigen, unmittelbar anschaulichen und zugleich tiefwurzelnden Darstellung bleibenden Werth hat. Nebenbei sei hier bemerkt, daß Schopenhauer, wenige Iahre vor seinem Tode, die Bedeutung solcher Quellen erkannt hatte: es war ja das Beste gewesen, was er, schon am Ende seiner Laufbahn, von jenen Lehren je hatte erfahren können. Denn was vor Spence Hardy bekannt geworden war, mochte immerhin gar viel des Guten bieten, zumal in den Veröffentlichungen des feinsinnigen Burnouf und zwei Iahrzehnte früher in den Abhandlungen des petersburger Akademikers Isaak Iakob Schmidt, deren Forschungen der späten nördlichen Tradition nachzuschürfen hatten: aber der antike Torso war vor lauter groteskem Schutt und Geröll kaum wahrzunehmen. Tiefer schauende Geister konnten freilich auch hier mit ihrem Scharfblick durchdringen und die edlen Umrisse schon deutlich sehen. Aus eben diesen Arbeiten und dem verwandten Buch Köppens hatte sich um 1858 Richard Wagner eine bewundernswerthe Kenntnifz erworben. „Ia/ sagte er zur Wesendonk, „Das ist eine Weltansicht, gegen die wohl jedes andere Dogma kleinlich und bornirt erscheinen muß! Der Philosoph mit seinem weitesten Denken, der Naturforscher mit seinen ausgedehntesten Resultaten, der Künstler mit seinen ausschweifendsten Phantasien, der Mensch mit dem weitesten Herzen für alles Athmende und Leidende, finden in ihm, diesem wunderbaren, ganz unvergleichlichen Weltmythos, Alle die unbeengteste Statt." Das schrieb er, nachdem er nicht lange vorher bekannt hatte, wie unerquicklich und widerwärtig ihm geworden war, sich durch den ganzen breiten Wust ungeschlachter Darstellungen und Frat;en hindurchzuarbeiten; „den Yakya-Sohn, den Buddha, mir rein zu erhalten, ist mir, trotz der chinesischen Karikatur, aber doch gelungen", spricht er dann am Schluß naiv aus. Iene Zerrbilder zu bevorzugen, ist neuerlich gelehrte Mode geworden: aber Das ist eine Welle, die bald vorüber sein wird.

Nicht trockene Annalen haben wir vor uns. Der Bericht ist ganz von selbst und ohne jede Absicht zu einem gewaltigen Gemälde von Volk und Land jener klassischen Zeit geworden. Könige und ihre Minister kommen und gehen, über Krieg und Frieden wird, erstaunlich modern anmuthend, berathen. Wir wohnen den Versammlungen im Herrenhaus der Feudalfürften bei, werfen einen Blick in ihre Sitten und Gebräuche und merken wohl auch ihren prächtigen ästhetischen Geschmack. Wir sehen die Herren und Knechte in der Grenzfeste, die Werkführer beim Burgbau, den Adel bei Ausflügen zu Roh und im Wagen, hören zu, wie man damals mit Kriegern und Priestern und wieder mit Bürgern und Asketen sprach, wie man über Edelfrauen dachte, oder

auch, wie man mit einer vornehmen schönen Tänzerin umging, erfahren so nebenbei allerlei Dinge über die damalige hochentwickelte Kultur, lernen Meinungen kennen über Götter, Erdbeben, Magie und Gewitter, sind bei Festlichkeiten und Gastmahlen zugegen, sitzen zusammen in Hainen und hundertjährigen blühenden Bäumen oder an bemoosten Weihern, besuchen die großen Städte und Residenzen mit ihrem „zehnfachen Lärmen", stehen mit am Ufer vor dem ungeheuer dahinströmenden Ganges und seinen gelben reißenden Wogen und dann wieder am klaren Bach, wo hell die rauschenden Gewässer blinken, merken wohl auch auf den Duft und die Farbe der Zimmetblüthe oder der Malvenrose, erfreuen uns am weißen Schimmer der Morgensterne. Das ist der Rahmen zum Bericht. Da tritt uns denn Gotamo entgegen, schlicht, groß, als Meister, der seinen Weg gegangen ist. Als Mensch spricht er zu Menschen, zu seinen Iüngern, zu seinen Anhängern, zu den Höchsten und zu den Niederen, zu den Mächtigen der Erde und zu Pilgern und Büßern. Daran schließt sich der Bericht über die Leichenfeier, Beisetzung, Verbrennung, Ehrenwacht der Fürsten, die Vertheilung der Aschenreste: Alles nüchtern, pragmatisch, ohne Spur von Pathos, wie selbstverständlich überliefert: und in der That erst jetzt, in den allerletzten Iahren, durch die neusten Entdeckungen und Ausgrabungen in Indien epigraphisch und archaeologisch sicher bestätigt. Die Uebersetzung sollte nicht mehr und nicht weniger sein als eine richtige Interlinearversion, die, auf jeden billigen Effekt gänzlich verzichtend, sich nur zur Pflicht gemacht hat, den Bericht Wort vor Wort in seinem strengen Stil für sich allein reden zu lassen. Freilich als Uebersetzung: also ohne fremde Worte und Ausdrücke als opake Begriffe stehen zu lassen, um sie nicht als unverständliche und mißverständliche Räthsel einer dilettantischen Deutung zu überantworten, was ja eben so bequem wie beliebt ist. Mit einem sorgsältig zusammengestellten reichen Register und einer erlesenen Auswahl von Bildbeigaben, darunter einer Wiedergabe der Gebnrtstätte Gotamo Buddhos, die erst Ende 1896 wieder aufgefunden wurde, hofft die Verlagshandlung den Freunden indischer Kunde noch weiter gedient zu haben.

Wien. Karl Eugen Neu mann.

Quote und Angstpreis.

reibt das Verbandswesen der Montanindustrie denn wirklich dem ZW> Abgrund zu? Keine Industrie der Welt hat eine solche Fülle genialer Geschäftsleute. Kirdorf, Thyssen, Klöckner, Stinnes, Röchling, Beukenberg, Müser, Funke; Krupp, De Wendel, Stumm, Rombach, Burbach, Hoesch, Hibernia, Laura, Friedenshütte: ein Name immer glänzender als der andere. Niemand aber weiß Rath. Ausgezogen sind sie, um das Verbandswesen auf eine neue Grundlage zu stellen. Koh-

lensyndikat und Stahlverband sollten verlängert, andere Verbände
wiederhergestellt werden. Was aber war das Ergebniß? Allgemeine
Auflösung! Die B-Produkte stehen heute fast völlig im freien Wettbe-
werb. Nach einander haben sich aufgelöst: Stabeisenkonvention, Röh-
rensyndikate und Drahtkonvention; und nur formell bestehen noch die
Vereinigungen für Bandeisen, Bleche und Walzdraht. Was aus dem
Roheisenverband werden wird, weiß Niemand. Von Kohlenleuten
wird ernsthaft der Gedanke eines allgemeinen Preiskampfes erörtert.
Andere möchten den Syndikarsv ertrag gerichtlich anfechten. Der Stahl-
verband hat die Kontrole über den Markt verloren: Das lehrt der Er-
trag der Posen« Verhandlungen. Ein Verband, der den Antrag auf
nachträgliche Herabsetzung der Halbzeugpreise nicht ablehnt, sondern
vertagt, giebt damit zu verstehen, daß er den Markt nicht mehr beherrscht.
Die Meldung, von den großen Werken sei die Preisermäßigung be-
kämpft worden, war falsch: gerade große Werke waren für die nach-
trägliche Preisherabsetzung. Noch vor wenigen Iahren wurde geklagt,
die Großen hielten den Halbzeugabnehmern die Preise zu hoch. Ietzt
sind, besonders in den alten Werken, den Kleinen Helfer erstanden. Die
neuste Entwickelung der Dinge hat die Machtverhältnisse eben ver-
schoben. Peine war die Säule des Formeisens. Ietzt ist es von Differ-
enzen überholt. Groll herrscht unter den alten Werken. Die neue
Richtung paßt ihnen nicht. So sind sie stille Freunde der Kleinen und
sträuben sich gegen deren Angliederung an die großen neuen Werke.
Können die Verbände nicht genug Arbeit schaffen? Leiden die
Werke unter Arbeitnoth? Nein; niemals waren sie so beschäftigt wie
jetzt. In'L,-Produkten betrug der Versand im Mai 102,06 Prozent der
Betheiligung; dieNachfrag«war so groß, daß sieüberdieQuotederWerke
hinausging. Trotzdem wollen die Werke Nachlässe von abgeschlossenen
Preisverträgen bewilligen. Die Abnehmer, die das Material brauchen,
sind Herren des Marktes. Wir haben eine Hochkonjunktur bei Angst-
preisen. Nicht mehr der Abnehmer fragt, was er bezahlen müsse. Nein:
das Werk fragt den Abnehmer, was er bezahlen wolle. Das hat man
nicht erlebt, so lange es eine moderne Eisenindustrie in Deutschland
giebt. Der Großhandel fleht die Werke an, doch die Preise zu halten.
Wie ist dieser abnorme Zustand zu erklären? Quotenjagd: hier
ist die kürzeste Antwort. Kaum war der Stahlverband verlängert, da
fing das Unglück schon an. Weil man kurzfristige Verbände geschaffen
hat, ist man nicht zu ruhiger und gedeihlicher Arbeit gekommen. Hastig
fing man zu bauen an; man will ja in dem neuen Verband eine
größere Quote haben. Um der Quote willen hat man den Kampf auf
dem Roheisenmarkt angefangen. Um der Quote willen ließ man die
Röhrensyndikate auffliegen. Um der Quote willen opferte man die
Stabeisenkonvention. Und so ging es in fast allen Verbänden. Diese
Unsicherheit mußte aber auf den Weltmarkt wirken, wo Deutschland
heute eine Hauptrolle spielt. Aus West und Ost, aus Belgien und aus
Oesterreich, blickt man sorgenvoll nach Deutschland. Was wird aus dem
Stahlverband? Die Unsicherheit macht auch der Börse Sorgen. Noch

verdienen die großen Werke; doch die Tragfähigkeit des gemischten Be-
triebes hat ihre Grenzen. Wenn ein Verband nach dem anderen ver-
schwindet und die Preise überall stürzen, dann hört auch für die Trust-
gebilde der Verdienst auf. Von dem beim Aufbau des Kohlensyndikates
gemachten Fehler lebt ein Theil der Werke. Wenn nun die letzten
Dämme eingerissen werden: was dann? Riesenkapitalien stehen auf
dem Spiele. Vertrauensvoll hat der deutsche Kapitalist seine Erspar-
nisse in Montanwerthen angelegt. Die Banken haben diese Papiere
empfohlen. Der Zusammenbruch würde Hunderte von Millionen mit-
reißen und der Montanindustrie das Vertrauen des Kapitals entziehen.
Und Alles wegen der Quote! Damit ein Werk eine höhere Betheili-
gung als das andere bekomme, wird das Unheil heraufbeschworen.
Geht es auf diesem Weg weiter, dann ereilt unsere Montanin-
dustrie bald das Schicksal der Textilindustrie, die zum Sorgenkind ge-
worden ist. Die Schwierigkeiten, unter denen das montanindustrielle
Verbandswesen seufzt, sind groß; aber nicht unüberwindlich. Daß die
Hüttenzechen ihr Privileg bis aufs Aeußerste ausnutzen, ist unklug;
eben so, daß die Reinen Zechen in einer Zeit, wo Deutschlands Roh-
eisenproduktion einen Rekord erreicht hat, gezwungen werden, einen
großen Theil ihrer Koksöfen still liegen zu lassen. Ist es recht und
billig, daß ein Riesenwerk der Eisenindustrie bei einer Koksbetheili-
gung von 12000 Tonnen fast 1^ Millionen Tonnen Koks macht? Ist
es recht und billig, daß die Reinen Zechen die Umlage allein tragen
und obendrein noch die Produktion einschränken sollen? In manchen
gemischten Werken ist die Organisation auf die Hüttenzechengrundlage
gebaut. Niemand will sie ihnen nehmen; aber die Hüttenzechen sollen
sich bescheiden und auch das allgemeine Interesse bedenken. Sobald
die Hüttenzechen nachgeben, ist das schwierigste Problem gelöst. Dann
kann der Fiskus eintreten. Dann müssen die anderen Außenseiter fol-
gen. Noch leichter ist das Problem im Eisenbezirk zu lösen. Hier aber
herrscht jetzt allgemein Resignation. Selbst die sonst zähesten Leute
meinen, man müsse erst Alles vor die Hunde gehen lassen; ein allge-
meiner Preiskampf werde dann zu einem neuen Aufbau führen. Das
ist eine falsche Auffassung. Bisher ist auf die Auflösung der Verbände
noch immer der Katzenjammer gefolgt. Die Werke, die das Roheisen-
syndikat gesprengt haben, bemühten sich sehr bald, einen neuen Zu-
sammenschluß zu erreichen. Wie schwer es aber ist, einen Verband zu-
sammenzuleimen, hat man doch gerade am Roheisensyndikat gesehen.
Alle Einzelschwierigkeiten schrumpfen, wenn der allgemeineWille
sich Geltung verschafft, das Bestehende zu erhalten, zu verbessern und
Neues aufzubauen. Heute wird kostbares Material verschleudert. Fin-
det die Montanindustrie nicht den Willen zur Einigkeit, dann droht
ihr der Eingriff der Gesetzgebung, Wollen die Männer von Eisen und
Kohle, daß ihnen von Regirung und Reichstag vorgeschrieben werde,
was sie verkaufen dürfen, wie viel sie produziren und welche Preise sie
fordern müssen? Denken sie nur an die Quote, nicht an die Gefahr? B.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian Karden in Berk». —
Verlag der Zukunft tn Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b, ß. in Berlin.

Appell.
Wilhelm der Friedliche.
einundzwanzigsten April 1904 schrieb derBotschafter der
Französischen Republik aus Berlin an den Minister der
Auswärtigen Angelegenheiten: „Ich neige zu dem Glauben, daß
der Kaiser, nach seiner Rückkehr, der deutschen Politik den sicht-
baren Stempel stärkerer Aktivität und Kühnheit aufdrücken wird.
Dazu wird ihn sein Charakter treiben; aber auch der Wunsch, zu
zeigen, daß Deutschland weder isolirt noch wehrlos ist. DieRede,
die der Kanzler im Reichstag gehalten hat, war, wie Eurer Ex-
cellenz nicht entgangen sein kann, höchst korrekt. Graf Bülow'hat
erklärt, das franko-britische Abkommen bedrohe weder das Deut-
sche Reich noch dessen tzandelsinteressen. Der Kaiser, glaube ich,
wird versuchen, sich in die Ordnung dermarokkanischenAngelegen-
heit einzumischen: vielleicht indirekt, durch Ausnützung des deut-
schen Einflusses in Spanien; vielleicht aber auch direkt, mit der
Forderung, das deutsche Gewerbe solle genauso wie das englische
behandelt werden." Noch haftet an dem jungen Haupt des Kai-
sers derRuf.der denPrinzenWilhelmvonPreußen, den zweiten
Kronprinzen des Deutschen Reiches für einen von unbändigem
Erobererdrang vorwärts gepeitschten Raubebald ausgab. Noch
traut man ihm draußen denEntschlußzu, eines deutschemRcchts-
anspruch bestrittenen Strohhalmes wegen muthig sich in Kriegs-
gefahr zu stürzen. Er kehrt zurück. Verstimmt. Sein Wunsch, in
Italien mit dem Präsidenten der FranzösischenRepublik zusam-
men zu sein, ist nicht erfüllt worden. Victor Emanucl wollte die

Last der Einladung nicht auf sich nehmen; fürchtete, die pariser
Regirung könne abwinken oderKingEdwardsolchenVermittler-
dienst als Geschäftsstörung auffassen. Herr Loubet war (er hats
selbst gesagt) bereit, denKaiser, wo er ihn traf, höflich zu begrüßen;
und von diesem Stelldichein hätte keinWeg nach Tanger geführt.
Doch Victor Emanuel wollte nicht; und in italischen und fran-
zösischen Blättern heißts, derPräsident sei viel herzlicher als der
Kaiser empfangen worden. AmachtundzwanzigstenApriltag.drei
Wochen nach der franko-britischenOeclgiÄian concernant I'l^Mpte
etle^aroe.erinncrtWilhelm inKarlsruhe an Deutschlands große
Werdezeit; nenntdieNamenWörth,Weißenburg,Sedan;mahnt,
im Angesicht der neusten Vorgänge, die Deutschland zum Eingriff
in die Weltpolitik zwingen könnten, dem inneren Hader Schwei-
genzu gebieten und demAusland dashehreBildnationalerEm-
hcit zu zeigen. In Mainz sagt er, die neueRheinbrücke.die fried-
lichem Verkehr dienen solle, könne bald auch zu ernsterem Zweck
gebraucht werden. In Saarbrücken spricht er von Metz als dem
Bollwerk des Reiches, das zwar keinen Streit suche, aber zur
Verthcidigung seinerRechte gerüstet sei. Europa horcht auf; und
Frankreich wird nervös. Diefen Ton hat es lange nicht gehört.
Dem Kaiser waren dieFranzosen stets die „ritterlicheNation.die
so viel für die Civilisation gethan hat und deren Söhne 1870 mit
dem Muth der Verzweiflung für ihren Lorber, ihre Vergangen-
heit.ihrenKaisergefochten haben".Nach demTodedesMarschalls
MacMahon und des Präsidenten Carnot spricht er denWitwen
herzliches Beileid aus. Begnadigt französische Marineoffiziere,
die der Spionage beschuldigt sind. Tod Canroberts, Simons und
Faures, Brand des ös-ar äe lgdksrite, Untergang dcr lZourMZne,
Ausbruch der Montagne Pelee: immer ist, nach jedem Verlust
Frankreichs, Wilhelm der erste Beileidspender. Erüberhäuft den
General Bonnal, seinen Manövergast, mit Zeichen allerhöchster
tznld, schmückt die pariserWeltausstellung mit den Kunstschätzen
seiner Schlösser und gratulirt, als er in einem Fjord das Schul-
schiff IpKiFenie besichtigt hat, Herrn Loubet „als Seemann und
Kamerad". Er mag nach Lorber lüstern sein; Frankreich, das er,
um hohenPreis sogar, versöhnen will, hatvonihmnichtszu fürch-
ten. Dieser Glaube ist Gewißheit geworden. Die wird durch die
Rcden in Baden, im Reichsland nun entwurzelt. Was will da
werden? Nichts, sagt Onkel Eduard; „mein Neffe führt keinen

Krieg". Sagts noch, als der Kaiser in Tanger gewesen ist. Er
wollte ja gar nicht landen; fragte den Kommandanten des Du
LKaM, ob die Landung nicht schwierig sein werde, dann den Gc-'
schäftsträger Grafen Cherifey, ob er nichts aus Paris erhalten
habe, kein höfliches Wörtchen, das die Möglichkeit schüfe, stumm
von der Scherifenküste zu scheiden. Der Mund eines zärtlichen
Verwandten spricht das freche Wort: „vn valeureux poltron!"
Herr Delcasse, der verärgert ist, seit Deutschland sich ihm in den
Faschodatagen nicht gegen England gesellen wollte, glaubt sol-
chen Worten und erzählt den Getreusten, der King habe über
Hündchen gespöttelt, die zwar bellen, aber nicht beißen und von
denen ein Mensch mitgesundenNervensichdeshalbnichtschrecken
lasse. Der Botschafter bleibt mißtrauisch. Noch am achtundzwan-
zigstenApril 1905 schreibt er nach Paris, er könne auf seine Frage,
ob zwischen Deutschland und Frankreich ein Mißverständnis
schwebe, von der berliner Regirung, trotz allem Drängen, keine
Antwort erhalten. „In der Umgebung des Kaisers fehlt es sicher
nichtankriegslustigenRathgebern, diebetonen,daßderZweibund
in der Mandschurei schwer verwundet worden und deshalb die
Stunde zum Krieg gegen Frankreich gekommen sei."
Diesem Glauben hat derKaiser selbst widersprochen.Zuerst,
nach Delcasses Sturz, auf dem döberitzer Feld zu dem General
DeLacroix gesagt,erwerdedieRcpubliknichtmehrgeniren;dann,
im Dezember 1905,zuFrankreichsMilitärbevollmächtigtem:„In
meiner Nähe giebts keine Kriegspartei. Und Wenns eine gäbe,
wäre sie ohnmächtig: denn ich allein entscheide und ich will keinen
Krieg. Ich bin dem Herrgott und meinem Volk verpflichtet und
würde meinen, diese Pflichten zu verletzen, wenn ich einen Krieg
führte. Von mir werden keine Schwierigkeiten kommen. Ich habe
auch dem GrafenTattenbach (Deutschlands Zweitem Delegirten
^zu der Konferenz von Algesiras) die versöhnlichste Haltung em-
pfohlen." Der Offizier berichtets dem General Grafen Galliffet.
Der ruft Herrn Tardieu, Botschaftsekretär und Redakteur des
lemps, zu sich, giebt ihm den Bericht und bittet, ihn zu veröffent-
lichen, „damit derKaiser festgelegt sei."Im lemps, später inTar-
dieusBuch I^a conkerence ä^IZesiras wird derWortlmit veröffent-
licht. In diesem Buch wird auch erwähnt, wie oft der Kaiser ge-
stöhnt habe, daß er der ganzen marokkanischen Sache überdrüssig
sei. Er zwingt denRadowitz und Tattenbach diePflicht zurNach-

giebigkeit auf. Er hilft den Franzosen aus zwei Engpässen bei
Casablcmca. Er läßt die Herren Etienne und Menier, läßt Herrn
Albert Honorius, Fürsten von Monaco und Agenten der Repu-
blik, nur Worte friedlicher Freundschaft hören und betheuert in
jeder Rede, daß seiner Regentenarbeit höchstes Ziel die Wahr-
ung des Friedens sei. Als im März 1907, im Kasino des sechs-
undzwanzigsten Infanterieregimentes (Nancy), Oberst Goepp
und General Bailloud (der in Tientsin die internationale Schutz-
truppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) die Hoffnung
auf einen nahen Krieg gegen Deutschland geschürt und die Minister
Clemenceau und Picquart den General zwar nach Montpellier
versetzt, in der Kammer aber als echten Patrioten gepriesen haben,
bleibt Deutschland stumm. Ein französischer General hat in einer
durchCorpsbefehl verbreitetenRede dieZuversicht ausgesprochen,
daß Frankreich die verlorenen Provinzen bald zurückerobern wer-
de; der Ministerpräsident hat in der Kammer erklärt: „MeinHerz
empfindet eben sowie das des Generals Bailloud undich habe es
ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu derAnkündung be-
fugt, daß Frankreich zu einem bestimmten Zweck gegen ein bestimm-
tesLandKrieg führen werde. "Und das Reich Wilhelms des Zwei-
ten nimmt diesen Streich ruhig hin. Als der Herzog von Gramont
die Drohrede gegen die spanische Thronkandidatur des Prinzen
Leopold von Hohenzollern hielt, fand er noch nöthig, der Weis-
heit des deutschen Volkes ein Kompliment zu drechseln. Trotzdem
ließ Bismarck damals aus Varzin an Solms nach Paris und an
Bernstorff nach London depeschiren, bis zur öffentlichen Zurück-
nahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gra-
mont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit,
eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degen-
griff", hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr,
daß der König in Ems dennoch mit Benedetti verhandle, „ohne
ihn in kühler Zurückhaltung an feine Minister zu verweisen", und
daß der Hohenzollernprinz der spanischen Kandidatur entsagt
habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so
tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinenRück-
tritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demüthigung vor
Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen fürschlim-
mcr als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame
Vorgeschichte und unser damaligerMangelanKriegsbereitschaft

immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg
und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als
tzändelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch
den allein wir den Flecken abwaschen konnten." Die Emser De-
pesche gab dem Ministerpräsidenten die Möglichkeit, im Dienst
Wilhelms zu bleiben. Siebenunddreißig Jahre danach läßt das
Deutsche Reich sich von den Goepp und Bailloud, Picquart und
Clemenceau geduldig ohrfeigen. Mit einer Regirung, die ihre
Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg fo deutlich, ohne jede
Schonung desNachbars, ausgefprochen hat, verkehrt dieserNach-
bar, wenn Selbstachtung ihm Bedürfniß ist, nicht länger freund-
lich. Wir thuns. Fordern weder Erklärung noch gar Deprekation.
Denn wir sind friedliche Leute und erstreben (an der Riviera di
Levante sagts der Kanzler einem römischen Zeitungschreiber), wir
wünschen und wollen nichts Anderes als den Frieden. Nützt
diese Devotion dem Reich? Staunend sieht Europa, was das
LandBismarcks heute einsteckt; daß es in demAugenblick, wo öf-
fentliche Bedrohung mit einem Rachekrieg gewagt wird, im Haag
seinen Vertreter neben dem Frankreichs sitzen läßt. An diesem
Land kann Jeder sein Unmüthchen kühlen; selbst Italien braucht
ihm Drohung nicht zu ersparen. Dem Reich, das so oft zurückge-
wichen ist, so laut die Nächsten und Fernsten seines friedsamen
Sinnes versichert hat, wird von allen Seiten her fromme Nach-
giebigkeitzugemnthet. In allen Zungen aber sein Kaiser gepriesen.
Der trachte nicht nach Eroberung; sei weise und sanften Sinnes.
Eduard: „Wilhelm befiehlt niemals die Mobilmachung des Hee-
res." Clemenceau:„Quilwume est un pacikiste." HerrJules Huret
erzähltim l^iMr«, er habe in Potsdam gehört,das wahreWesendes
Kaiserssei ängstliche Schüchternheit nnd er wünsche, als Wilhelm
derFriedliche in derGeschichte zu leben; wer ihn für einen gierig
nach Lorber ausspähenden Soldaten halte, habe ihn nie erkannt-
Wir spüren die Wirkung solcherRede amLeib desReiches.
Vor sieben Jahren wurde die Rückkehr des Kaisers vonDeutsch-
lands Feinden gefürchtet; jetzt ward sie von ihnen ersehnt. Wil-
helm, hieß es in den größten pariser Blättern, „ist unser Freund.
Will keinen Konflikt, keinen Hader mit Frankreich. Hat, auch vor
Franzosen, gesagt, daß er die marokkanische Sache satt habe, und
den Reisegefährten verboten, vor seinem Ohr das Thema zn be-
rühren. Warum verlegen sie drüben ihre paar kümmerlichen Ak-

tioncn denn immer in die Zeit seiner Seereisen? Weil sie wissen,
daß er Händel nicht will, unangenehme Dinge gern abwehrt und,
wie seine Leute zu flüsternpflegen, Sonne braucht. Deshalb mußte
die bosnische, muß jetzt die marokkanischeGeschichte imHochsommer
erledigt werden. Wenn erden Bluff des Herrnvon Kiderlen unter-
stützen wollte, wäre er zuHaus geblieben; hätte sich nicht derGe-
fahr ausgesetzt, einen franko-brilischen Angriff in Norwegens
Fjorden zu erfahren. Er ist gereist, um der Welt zu zeigen, daß
ihn der ganzeHandelnichtwichtig dünke. Und wird nach der Rück-
kehr bald Ruhe stiften. Daß mit seiner Zustimmung uns schroff
begegnet, dreiste Forderung zugemuthet werde, ist undenkbar."
Im lempZ beklagt Tardieu, daß der als friedlich erwiesene Wille
des Kaisers sich gegendie ZanksuchtderWilhelmstraßenichtimmer
durchsetzen könne und, nach dreiundzwanzigjähriger Regirnng,
deshalb kein rechtes Behagen aufkomme. Im ^wtin wird erzählt,
Wilhelm sehe die Panther-Politik aus unfrohem Auge. In der
Opinic>n,einersonsternsthaften,kluggeleitetenWochenzeitung,wird
Wilhelm als Raubthierbändiger vorgeführt, der auf den Brettern
der musiokgll zuerst zwar die Peitsche laut knallen, rasch aber den
Vorhang fallen läßt, als die franko-britische Truppe die Bühne
betritt. In der Oper, ruft er, habe ich mehr Erfolg; undHerrLeon-
cavallo fragt ihn, ob man nicht wieder den Bajazzo aufs Reper-
toire setzen folle. So weit sind wir. Wenn Herr Jules Cambon
seinen Minister, den aus derSeinepräfektur wegen völliger Un-
zulänglichkeit ins Auswärtige Amt versetzten Freycinetnesfen
DeSelves (der einem Feind Frankreichs höchstens dieScinezei-
gen könnte) ausführlicher Berichte gewürdigt hat, wird er mehr
als einmal die Hoffnung auf den Kaiser angedeutet haben.
Der blieb stumm; wie ers im November 1908 versprochen
hatte. Dachte vielleicht: „Die Zurückhaltung, die Ihr von mir er-
batet, wird Euch noch unangenehm werden. Als ich dem guten
Bethmann endlich erlaubte, sich den sauberen Gast aus der Fa-
milie der peäieuliäae in den Pelz zu setzen, konnteichnichtvoraus-
sehen, daß über Nacht daraus, ohne Leistung, ein Heldenruhm
entstehen werde. Schön. Da der deutsche Philister dem kaltschnäu-
zigen Kiderlen mehr vertraut als mir, mag er die Probe erleben.
Ich mische mich nicht ein; warte ab,wie weitsiekommen,undlasse
mich, Wenns schief geht, dreimal bitten, ehe ich die Karre aus dem
Dreck ziehe." Aus den Fjordstädten kam nur die Meldung, daß

der Kaiser Spazirgänge gemacht, gepredigt, Damen und Herren
eingeladen habeundanBordAllcs wohlsei. KeinWortüberPoli-
tik; nicht eins,das ahnen ließ.wie dieAgadiriasmitihrenFolgen
aufWilhelms Gemüth wirke. Keins? Als bekanntgeworden war,
dahdieFirmaBethmann-KiderlenvonderForderungmarokkani-
schenGebietes gewichen sei und sich mit irgendwelchenpapicrnen
„Kompensationen"begnügenwolle,lasenwireineDepesche,dieder
Kaiser aus Bergen an den GeneraldirektorBallin geschickt hatte:
„Dampfer Cincinnati der Hamburg-Amerika-Linie, Kapitän
Schilke, verließ soeben Hafen von Bergen, indem er um die vor
Anker liegende Pacht Hohenzollern herum dampfte. Zwischen bei-
denSchiffenwarnureinAbstandvon hundertfünfzigMetern;ebcn
so viel zwischen Cincinnati und Land. Das Schiff drehte tadellos;
fast aufderStelle.Ich habe demKapitän durchSignal,Bravo!Vor-
zügliches Manöver!' meine Bewunderung undAnerkennnng aus-
gesprochen. Durch dieses hervorragende Manöver hat Kapitän
Schilke bei allenZuschauern, bei uns anBord und vorAllem bei den
Norwegern an Land, dasAnsehen derHamburg-Amerika-Linie in
das hellste Licht gesetzt. Es gereicht mir zur besonderen Freude,
Ihnen Dies mitzutheilen. Wilhelm. I. h.« Hunderttausend Köpfe
wurden geschüttelt. Während das Deutsche Reich in einen Ehren-
handel verwickelt ist, dessenAusgang über seine nächste Zukunft ent-
scheiden muß, während es von englischen Ministern und französi-
schcnSchreibernbeschimpftundderSchlafmancherdeutschenMut'
ter durch die Bangniß gestört wird, ihren Iungen aufs Schlachtfeld
schicken zu müssen, hat der Imperator und Rex, der Kriegsherr
Zeit und Lust zu solchem Hymnus über ein gelungenes Schiffs-
manöver?DerTeufel soll denKapitän holen.dems nicht gelänge!
Seine Aufgabe ist nicht, Kunststücke zu machen, sondern, Schiff,
Passagiere und Mannschaft vor Gefahrzu schützen. Daß dieSchiffe
derHamburg-Amerika-Linie„tadellos" drehen können,darf man
doch wohl verlangen. An allen Biergartentischen kamsolcherAus-
druck ärgerlichen Staunens von schwitzenden Lippen. Hat der Kai-
fer sich wirklich wegen eines so winzigen Gegenstandes geregt?
Wir müssen zweifeln; müssen in dem trefflichen Kapitän Schilke
ein Symbol verkörpert fehen, wie in dem fremden Steuermann,
derWildente, der Rattenmamsell, den Schimmeln und Schlitten-
pferden des größten Norwegers. Die Depesche hat die Lokalfarbc
der Ibsenwelt. Habt Ihr Bernicks faulenden Schiffskadaver, die

Wasserleitung des Doktors Stockmann, den Kletterversuch des Baumeisters Solneß schon vergessen? Sonst müßtet Ihr merken, was mit dem Bilde der Drehung gemeint ist. „Sie, lieber Ballin, können lachen: Ihre Kapitäne verstehen sich auf Navigation und Steuerkunst. Wenn meine Leute um mich herum dampfen undzwischen Hindernissen manövriren wollen, stoßen sie rechts und links an, daßeskracht, und setzen das Ansehen deutscher Steuerführung nicht ins hellste Licht. Ihrem Schilke hörbare Bewunderung. Meinen Kapitänen? Ich habe.Zurückhaltung' versprochen."
Vierundzwanzig Stunden nach der Veröffentlichung der Depesche landet der Kaiser in Swinemünde. Seit die Panther-Note den Mächten überreicht ward, hat er seinen Kanzler nicht gesehen; vierWochen lang. Sieht ihn auch nach der Heimkehr auf deutschen Boden noch nicht. Erst am nächsten Mittag darf Herr von Bethmann hinfahren; und den Leiter des Auswärtigen Amtes mitbringen. Auf dem Bahnhof heißts, wie einst im Haus des Oberstkämmerers Polonius: An Bord! An Bord! S.M. hat sich b ei Frau Staudt, derWitwe des Handelskönigs vonArgentinien, in Heringsdorf zum Thee angefagt und Ihr dürft ihn begleiten. Ankunft auf der Hohenzollern: 4^. Abfahrtnach Heringsdorf: 5°. Fahrtdauer: achtzehn Minuten. Rückkehr: 7°°. Dann Diner mit Gästen und Gefolge. Ob morgens die Excellenzen vor oder nach der Sonntagspredigt zu gemeinsamem Vortrag empfangen wurden, erfuhren wir nicht; nur, „daß sich in allen Punkten volle-Uebereinstimmung ergab." Die festzustellen, wars immer noch früh genug. Und an die ambulatorische Behandlung der Reichsgeschäfte sind wir längst ja gewöhnt. Ein Kriegsminister, der solchenReisevortrag.weils seinemAllerhöchstenHerrnjust anMuße fehle, unterbrechen sollte, hat an die Thatfache zu erinnern gewagt, daß die Hohenzollern für dieAngelegenheiten ihres Heeres stets Zeit gefunden habens er durfte den Vortrag beenden; bald aber, procul neZotiis, sich auf seinem Gut ausruhen. „Wat fall Einer dorbi daun?" Wer den Wandel des Kanzleramtes noch nicht erkannt hat, stelle sich vor, Bismarck sei, in einer Zeit internationaler Hochspannung, an die Ostsee gerufen, vom Bahnhof recta in die Theegesellschaft einer reichen Kaufmannsfrau, von dort an die Hoftsfel spedirt und erst zwanzig Stunden nach der Ankunft zum Vortrag zugelassen worden. Iohannens Ottochen wäre explodirt; oder hätte noch in der Kabine sein Abschiedsge-

such geschrieben. Die frommenFridoline von heute bitten den lie-
ben Gott, sie recht lange demAmt zu erhalten, dem sie sich unent-
behrlich dünken, und sind selig, wenn ihr Auge die Sonne an-
blinzeln darf. Den Franzosen und Briten aber scheint der Gestus
von Swinemünde weislich vorbedacht. Wird die Theewirthin zur
Allegorie milderFriedensliebe.DerKaiser, denken (undsprechen)
sie,will derWelt zeigen,daßAgadir demBrennpunktseinesWil-
lens so fern ist wie dem Fallreep seiner Pacht; daß er die Sache
unbeträchtlich, ihre Erörterung nicht eilig findet; daß ernicht daran
denkt, daraus eine Haupt- und Staatsaktion zu machen, die in
kriegerische Abrechnung mit den Westmächten drängen könnte.
Wollte Wilhelm so verstanden sein? Dann wärs besser ge-
wesen, seinesWillensMeinungfrüherzuoffenbaren. Vielbesser,
schon in derPanthcr-Note zu sagen: Das Kriegsschiffsoll gefähr-
dete deutsche Menschen und Güter schützen, nicht etwa unserem
Wunsch, ein franko-deutsches Kolonialabkommen zu ermöglichen,
schnelle Erfüllung sichern. Dann wäre dem Reich neuer Schimpf,
demKaiser einLob, das ihn anekeln muß, erspart geblieben. Jetzt
ists zu spät. Der Feldherr, der die Fahne des Vaterlandes über
die Mauer einer feindlichen Festung werfen hieß, hat nicht mehr
die Freiheit zur Wahl. Er muß die Fahne vor Spott und Schän-
dung bewahren; muß sie zurückholen. Thut ers nicht, so löst er, im
Heer und im Volk, selbstsich aus des Vertrauens Wurzeln. Wenn
Wilhelm dieseGefahr, die ernsteste seinesRegentenlebens,erkannt
hat,wird er handeln,wie er handelnmuß.Ihnsieerkennenzu leh-
ren, wäre die Pflicht eines Kanzlers von rechtem Wesensmaß. Der
müßte sprechen: „Daß Eure Majestät sich still halten, ist löblich und
dankenswert!). Nur darfdieZurückhaltungnichtschädlichesMiß-
verständniß erwirken. Meine Absicht, Versäumtes nachzuholen,
die unvermeidliche Auseinandersetzung mit den Franzosen ohne
längeres Zaudern zu beginnen und unserer wachsenden Volks-
zahlRaum auf bewohnbarer Erde zu schaffen, ist von Eurer Ma-
jestät gebilligt worden. Der Inhaber allerhöchster Kommando-
gewalt hat befohlen, ein Kriegsschiff nachAgadir zu schicken. Das
sollte (und konnte nur) heißen: Deutschland ist fest entschlossen, den
Rechtsanspruch, der ihm mit der Zunge bestritten wird, mit dem
Schwert zu erfechten. So ists ringsum verstanden worden;
nirgendwo anders. Geben wir dem Schritt, dessen mögliche Fol-
gen uns doch leicht erkennbar waren, jetzt eine harmlose Deutung,

so schwindet der letzte Schimmer alten Respektes und wir dürfen
über die dreistesteZumuthungfortannichtmehrstaunen. DieVer-
antwortung eines demReich nützlichenThuns oderAnterlassens
werde ich, mag blinde Volkswuth noch so laut heulen, niemals
scheuen. Jeder Rückzug aber, der jetzt beschlossen würde, brächte
demReich ungeheuren Schaden; und kein Treugefühl könntemich
zwingen, ihn mit meinerVerantwortlichkeitzudecken. Wollen Sie
nicht lieber als Heißsporn und Eisenfresser verschrien als den
schüchternen Männlein zugezählt werden, die bei dem Gedanken
an blutiges Würfelspiel unter dem Stahlpanzer schlottern? Wie
Kränkung klingt schon die Frage. Ich durfte sie stellen, weil ich
derAntwort gewiß bin. Weil ich weiß, daß mein Königund Kaiser
in einer vor dem internationalen Ehrengerichtshof anhängigen
Sache nicht schwachgemuth werden kann. Wenn ein Kaiser so un-
kriegerisch wäre, daß ihm auch derVersuch einer Demüthigung nicht
die Hand ans Schwert zwänge, würde das deutsche Volk, noch in
Uiigcwittcrn, selbst sich sein Schicksal schmieden. Und der hitzigste
Monarchist müßte sich solchen Entschlusses freuen."
Schallsignak.
Der Kanzler desDeutschenReiches wird kaum noch erwähnt.
Seit er dem unzufriedenen Reichsland das allgemeine, für alle
mündigenBürger gleiche Wahlrecht gegeben und, unter Beifalls-
gedröhn, dafür gesorgt hat, daß in künftigen franko-deutschen Kon-
flikten aus dem straßburger Landtag „Sympathiekundgebungen"
über dieVogesen flattern können, hat man nicht oft mehr von ihm
gehört. Herr von Kiderlen beherrscht die Stunde. Dem, heißts,
müssen wir, dürfen wir gläubig vertrauen. Dessen Geschäftsfüh-
rung sichert uns ewigen Glanz. Wo ist die Leistung, an deren
Spalier solcherGlaube wachsen konnte? Ichsehe noch keine. Herr
Alfred von Kiderlen-Waechter war nie Bismarcks Schüler; hat
nur, als Zwanziger, ungefähr anderthalb Jahre in dem von Bis-
marcks Geist beherrschten Auswärtigen Amt gearbeitet. Als er,
aus Petersburg, Paris, Konstantinopel, in die Wilhelmstraße
zurückkam, war der ersteKanzler schon ein von scharfsichtigen Dia-
gnostikern aufgegebener Mann. Der würde seinem Ohr nicht
tranen,wenn er hörte,Kiderlen seijetztAlldeutschlandsHoffnung.
Vater und Sohn, die ihm die übelsten Prädikate gaben, mögen
ungerecht gegen den Schwaben gewesen sein. Die Gunst fämmt-

Appell,
lichcr Protektoren hat er verscherzt (im buchstäblichen Sinn des Wortes). Herberts Sekretärund Tischgenofse, dann Herberts Tot- feind; der die EinladungzumAbschiedsefsen des Staatssekretärs ablehnte und ihn, wie ein Kriminalkommissar dem Grafen er- zählte, alsverdächtig beobachten ließ.DerBerather undAmuseur Philis, der ihn dann aus der Gnade des Kaisers klatschte. Mar- schalls getrcusterHelfer; dannihm so verfeindet, daß der bukarester Gesandte behauptete, derBotschafter habe, um ihm inKonstanti- nopel eine wirksame Stellvertretung unmöglich zu machen, die Dragomanen, ohne die kein Chef auskommen kann, auf Urlaub geschickt. Nur Holstein ist ihm geblieben; gemeinsamer Groll ver- band sie: gegen Bismarcks, Eulenburg und manchen Anderen. ?er8«nalm. Ich hörte ihn von den dreiBismar?<I und vonBucher schroff tadeln, von Holstein und einzelnen jüngeren Diplomaten inbrünstig loben; und kann nicht ermessen, welches Urtheil fester begründet war. DieLeistung? HerrvonKiderlen hat fürdenVer- zicht auf den russischen Assekuranzvertrag gestimmt und an allen ins Internationale strebenden Entschlüssen der Caprivizeit mit- gewirkt. Er hat den Kaiser Jahre lang auf Reifen begleitet und durch Gewandtheit, flinken Wortwitz und Anekdotenkunde sich Gunst erworben. In Hamburg war wenig, in Kopenhagen nicht viel mehr zu thun. Erst auf dem Balkan entpuppte sich das derbe Diplomatentalent des Stuttgarters. Eiskalt, ohne irgendwelchen Gefühlsballast; furchtlos und energisch; ein verschlagenerSchwabe mit den unempfindlichen Nerven und dem selbstsicheren Gleich- muts) dcsBorussenjunkers. In stetigeArbeit schickt er sich schwer; giebt sich aber einer Sache, von der er Etwas hofft, ganz hin und schreibt, mit einem Corpsquantum edler Tropfen im Leib, um vier Uhr morgens auf der Nachttischkante dann einen Bericht, den zu lesen lohnt. Ein Mann von spezifischer Schwere, der, mit Mutterwitz, unbeirrbarer Ruhe und pfiffigem Menschenverstand, auf jeden Orientposten paßte. Auch auf den höchsten Sitz in der Centrale? Der tüchtigste Agent, dem eine Aktiengesellschaft ihre einträglichsten Geschäfte zu danken hat, kann als Direktor völlig versügen; der fähigste Diplomat auf dem Stuhl des Staatsmannes enttäuschen. Noch wird Herr von Kiderlen nicht auf die Probe gestellt. Fürst Bülow holt ihn zwar aus demBalkanexil, läßt ihn die bosnische und die marokkanische Sache bearbeiten, kann im letztenAugenblickaber nicht durchsetzen, daß ihm das Staatssekre-

tariat anvertraut wird.ZurücknachBukarest. Da sitzt er nun fast zehn
Jahre. Jüngere sind Botschaftergeworden; ermuß aus dem Dienst
scheiden.wennernocheinmalübergangenwird.Endlich lächeltauch
ihm wieder Fortuna. tzerr vonBethmann erlangt, was sein behen-
dererVorgänger vergebens erstrebt hatte: derKaiser läßt sich inKiel
überreden, denGesandten von Kiderlen zum Nachfolger Schoens
zu ernennen. BeamteundGeschäftsfreundedesAuswartigen Am-
tes fehen ihn gern wiederkehren. DerzuversichtlicheGlaube, Ser-
bien werde gegenOesterreichlosschlagen.hatihn getrogen undder
Marokkovertrag, denermit Cambon imFebruar19O9vereinbarte,
giebt den Franzosen eine Blankovollmacht, uns nur ein Wirth-
schaftrecht. Doch erkennt das Geschäft, hat ein anderes Gewicht als
die Richthofen, Tschirschky, Schoen und Jeder weiß bald, woran
er mit ihm ist. Dreimal ist sein Walten seitdem sichtbar geworden.
Dem deutsch-russischen Vertrag, für dessen Abschluß der Kanzler
Beifallgeheischtunderhaltenhat,fehltheutenoch,achtMonatenach
der Ankündung, die Unterschrift der Petersburger; trotzdem er nur
ihrer Ohnmachtpolitik nützt und ihnenschonim Embryonalzustand
ein bequemes Balkanabkommen mit Oesterreich-Ungarn eintrug.
Die Nachwirkung der ironisch gefärbten Absage an England, das
höflich zu nüchterner Verständigung über die Flottenstärke aufgc-
forderthatte.habenwirindenRedenderHerrenAsquithundLloyd
George gespürt. Die dritte Aktion begann im Juli vor Agadir.
„Aus einem anarchischen Marokko istvonDeutschennoch weniger
zu holen als aus einem französischen. Da Kiderlen nicht Krieg
führen will (und, wenn ers wollte, nicht die Erlaubniß dazu be-
käme), verstehe ich nicht, weshalb er die Befreiung von derAlge-
sirasakte erstrebt (die natürlich, sobald sie von den Franzosen, im
Drang der Noth, noch weiter zerfetzt würde, auch für uns nicht
mehr zu gelten brauchte). Daß er mit einer (verspäteten) marokka-
nischen Aktion das Vaterland retten und seinen Chef aus der
Patsche hauen könne, werde ich aber erst glauben, Wennichs erlebt
habe. Lest, wie uns selbst die Wiener beschwören, Europa nicht
wieder vor eine Entscheidung zu stellen; überlegt,wie dieFolgen
aussähen, wenn ein zum Frieden ä outrance Entschlossener zum
dritten Mal von einer Mehrheit zum Rückzug gezwungen würde;
und vergeßtnicht.daß derTadel des Sittenbruches nur vor blanken
Schwertern verstummt." Diese Sätze waren am dreizehnten Mai
hier zu lesen; finden aber wohljetzterstdasGehör,dassiesuchten.

XZin fürs Erste mißlungener Bluff (Russenvertrag), erwieseneUn-
kenntniß akustischer Gesetze (Britenablehnung),Festigung der edu-
ardischen Koalition: so sieht dieBilanz aus,die uns zu blindemVer-
trauen in die Geschäftsleitung stimmen soll. Hat Einer die Stirn, zu
behaupten, Deutschlands Lage sei heute bequemer, als sie vor der
Ankunft des Messias aus Schwaben war? Viel unbequemer ist sie.
Hört auf, den Ruhm Eures Staatssekretärs auszuplärren! Einer,
der gar nichts thut, nur devot lächeln kann, ist immer noch unge-
fährlicher als der ansehnlich Begabte, der, weil er persönliches
Prestige braucht, neueWirrniß stiftet. Herr von Kiderlen mag die
Psyche, die Geschichte (und die Sprache) Britaniens studiren und
die Kniffe des Balkandiplomaten für den Winter des Mißver-
gnügens einkamphern: vielleicht blickt er dannnoch weiterund lernt
die Westmächte verstehen. Da er weder dem Kaiser noch der Na-
tion verantwortlich ist, müssen wir uns an den ihm vorgesetzten
Kanzler halten. Der kann dem Gerichtstag nicht entschlüpfen.
Er kam aus der Zuchtstätte des inneren Dienstes und war
nicht verpflichtet, das internationale Geschäft zu kennen. Eben so
wenig aber, sich in ein Amt heben zu lassen, dessen Inhaber für
alles von Reiches wegen Gethane und Unterlassene verantwort-
lich ist. Von Deutschlands Macht und von Deutschlands Recht
mußte er immerhin eine Vorstellung mitbringen. Deutschland hat
das Recht, seine Herrschaftfläche nach demBedürfniß zu dehnen,
und die Macht, diesesRechtgegenjedenWiderspruchzuertrutzen.
Was Briten und Franzosen, Vunkees und Japanern, Oester-
reichern und Spaniern erlaubt war, darf dem Reich nicht verbo-
ten fein, dessenWehr in einem Jahr fünf Viertelmilliarden Mark
kostet. Warum muß dieses Reich, von allen Großmächten nur diese
eine, stets Rüffel und Schimpf mit Lammesgeduld hinnehmen?
Warum verkehrt es mit den solcher Schmähung Schuldigen höf-
lich, in Demuth freundlich gar weiter und lächelt, wenn ihm der
Schild bespien ward, fromm, als sei vom heiß umdunsteten Him-
melszeltendlich ein Tropfen gefallen? DerenglischeSchatzkanzler
Lloyd George hat angedeutet, Britanien habe dem Preußenstaat
das Leben gerettet und fürsoedlesThunnurUndank eingeheimst.
Wer solche Worte spricht, fälscht, leichtfertig oder wider besseres
Wissen, die Geschichte. Der selbe Minister Seiner Huldvollen Ma-
jestät hat uns mit Drohung zu schrecken versucht. Des Reichskanz-
lers Pflichtwäre, als des Wahrers deutscherWürde und deutscher

Zukunft, gewesen, durch den Mund des Botschafters fragen zu las-
scn, ob die Regiruug desVereinigienKönigreiches dieVerantwor-
tung fürdieNededesSchatzkanzlersübernehme. Erhatsnichtge-
than. Hat geduldet, daß auf seinemEinflußzugänglichenBlättern
die internationaleUnverschämtheit als eineharmlosc, nichtgegen
Deutschland gerichtete Plauderei dargestellt wurde. Daß andere
Blätter dieser Sorte den Premierminister Asquith priesen, der,
in ruhigerem Ton als derSchatzkanzler, gesagthat: „Wir werden
eine deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes nicht dulden,
in Westafrika aber jede Verständigung zulassen, die unsere Jute»
essen nicht schädigt." DieseAnmaßungcensorischer Gewalt ist un-
erträglich; dieNation, die sich vor ihr duckt, wird von demBritcn
verachtet. Der Reichskanzler haftet dafür, daß der Verkehr mit
einer Regiruug, die sich so ungebührlich ins deutsche Geschäft zu
drängen versucht hat, auf das Nothwendigste beschränkt und deut-
schcnPrinzen.tzofwürdenträgern, Beamten streng untersagt wer-
de, neue Werbung um Vetternliebe über den Kanal zu tragen.
Herr Asquith, der seine Worte zu wägen und zu entfärben
weiß, hat ferner gesagt, Englands Vetodrohung sei nicht sofort,
sondern erst nach einer Weile verstanden worden. »Der Gegen-
stand der franko-deutschen Verhandlung kann ein britisches In-
teresse nicht berühren." Die Andeutung, der vonBerlin aus nicht
widersprochen ward, nöthigt uns in den Glauben an eine leise
britische Intervention, vor der Deutschland zurückgewichen sei.
Keine „Kompensation" könnte die Erinnerung an diese Schmach
auslöschen.DieMänner, die alsReichsvertreterhandeln durften,
mußten wissen, was sie wollten, und ohne Wank auf dem festen
Grund ihres Wollens stehen. Was wollten sie? Die Susprovinz?
Dann fehlteihnendasAugenmaßdesPolitikers. EinfettesStück
vom donZO 5>gnc.ais? Das war.sammt denfranzösischenBesitzern
der Monopole und Konzessionen, ohne Lärm zu haben. Einen
Schacher mit dem Togoland? Der Beamte, der daran je gedacht
hätte,müßte als Landesverräther geächtet.von deutschemQuell und
Herdfeuergescheuchtwerden. Irgendeinennettaussehenden Ver-
trag, der ihnen den Schein einerLeistung giebt, der Republik und
deren Erben aber die Möglichkeit sichert, die dem Rachekrieg gün-
stigste Stunde zu wählen? Dann haben sie des Reiches Schicksals-
pflicht nie auch nur geahnt. DerKanzler, lasenwir, sahinSwine-
mlmde sehr heiter aus. Sieger? Deutschland wartet aufseine That.

Ems-Agadir.
eit fast einem halben Iahr ließ man in Berlin die Franzosen
in Marokko gewähren (s'snSouki?rer); und als ein Zurück
nicht mehr möglich schien, benutzte Herr von Kiderlen die günstige
Gelegenheit, um in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erklä-
ren zu lassen, daß jede Durchlöcherung der Algesirasakte allen an-
deren Signatarmächten die volle Freiheit zum Handeln zurück-
geben würde. Ein Standpunkt. Und dazu noch ein guter, wenn
man gewillt war, im gegebenen Fall die letzten Konsequenzen zu
ziehen. Den Augenblick festzustellen, wann eine Verletzung der
Algesirasakte oder überhaupt eines internationalen Vertrages ein-
tritt, ist schwierig; aber nur für Den von Bedeutung, der das Bür-
gerliche Gesetzbuch und die Civilprozeßordnung zur Grundlage sei-
nes Handelns auf international politischem Gebiet zu machen ge-
denkt. Bisher hat Herr von Kiderlen sich dem Verdacht, allzu ängst-
lich in der Wahl der Mittel und Wegs zu sein, nicht ausgesetzt:
und so konnte ihn denn nichts hindern, von diesem Standpunkt
aus bei günstig scheinender Gelegenheit in die marokkanischen
Wirren einzugreifen.
Der Moment kam. Das Ministerium Monis stürzte und aus
der Seine-Präfektur wurde rasch Herr de Selves an den Quai
d'Orsay berufen, ein Mann, der begabt sein mag, aber den Ruf
gänzlicher Unerfahrenheit auf dem Gebiet der auswärtigen Politik
für sich in Anspruch nehmen darf. Gleichsam als Morgengabe
überreichte Herr von Schoen dem zur Fahrt nach Holland sich
rüstenden Minister die Mittheilung, daß Deutschland ein Kano-
nenboot nach Agadir, einem geschlossenen Hafen, senden wolle. Der-
erste Eindruck war natürlich der eines Blitzes aus heiterem Himmel.
„Deutschland sendet ein Schiff nach Agadir; Das heißt: es besetzt
diesen Hafen, sichert sich das reiche Hinterland des Sus und nur
Waffengewalt oder Frankreichs gänzlicher Rückzug aus Marokko
kann es zum Aufgeben des okkupirten Punktes zwingen oder ver-
anlassen. Vor wenigen Wochen hat Deutschland die bekannte War-
nung in der Norddeutschen ertönen lassen; auch hat ja schon vor
zehn Iahren Deutschlands Wunsch nach einem Platz an der Sonne
(Kiautschau) den etwa fehlenden Rechtstitel ersetzt."
Das sind so ungefähr die Gedanken, die Herr de Selves haben
mochte. Iedenfalls war es die Auffassung der gesammten franzö-
sischen Presse, die in den ersten vierundzwanzig Stunden nur ein
inot ä'orärs kannte: „Fassung und Ruhe!"
Als man den Schaden besah, lag die Sache für Frankreich,

wesentlich günstiger. Zunächst war der vor vier Wochen in der
Norddeutschen bezeichnete Standpunkt, der Ausgangspunkt für
das deutsche Handeln, verlassen worden. Daß Deutschland nun
freie Hand in Marokko fordere, nachdem fünfzigtausend Mann
französischer Truppen große Theile dieses'Reiches besetzt haben:
davon stand in der Note nichts. Deutschland erklärte nur die In-
teressen seiner Konationalen im Sus für gefährdet und rechtfer-
tigte damit die Entsendung eines Schiffes und dessen Aufenthalt
vor Agadir bis zur Beendung der marokkanischen Wirren. Auch
Das ist ein Standpunkt; einer, der ziemlich unangreifbar ist und
nur den Nachtheil hat, daß jede andere Macht heute, morgen, über-
morgen, auf der deutschen Note fußend, eine beliebige Anzahl
Schiffe und Truppen nach Agadir senden kann. Sie braucht nicht
zu fürchten, dadurch mit Deutschland in einen Konflikt zu gera-
then, das ja nicht Agadir besetzt hält, sondern lediglich einen klei-
nen Kreuzer mit etwa zweihundert Mann Besatzung zum Schutz
der deutschen Ländereien und Interessen im Hinterland von Aga-
dir, gewissermaßen zur Beobachtung, entsandt hat.
Herr de Selbes brauchte also die Reise nach Holland, die er
sonst wohl aufgegeben hätte, nicht einmal zu verschieben.
Günstig ist unsere Lage in Agadir nicht. Wir haben Agadir
nicht beseht und können also nicht mit der Ruhe des bsatus possi.-
dens den Ereignissen entgegensehen und einen (ach, so unwahr-
fcheinlichen) Angriff abwarten. Sind vielmehr in der unangeneh-
men Lage, direkt oder indirekt die Zustimmung Frankreichs und
Englands zu dauernder Besetzung einholen zu müssen oder einem
mehr oder minder klar ausgesprochenen Veto einer dieser beiden
Mächte entgegen zu handeln, was, wenn überhaupt ein Erfolg er-
zielt werden soll, wenn wir die Sache durchdrücken wollen, die Ge-
fahr eines bewaffneten Konfliktes unnütz erhöht, ohne uns irgend-
welche Vortheile zu sichern. Wir sind nicht in der Lage, einem Veto
zu antworten: „Wir bedauern; das Veto kommt zu spät; wo die
deutsche Flagge gehißt worden ist, wird sie nicht mehr niedergeholt."
Diese Art des deutschen Vorgehens in Agadir hat auch einen
Vortheil. Der muß aber den Patrioten, der sich der Rückzüge von
Algesiras und Casablanca erinnert, beängstigen: denn er gestattet
einen Rückzug aus Agadir auch ohne ausreichende Kompensation,
da ja der Begrisf „in Ehren" subjektiv ist. Denn Deutschland hat
ein Schiff entsandt, um (so behauptet es wenigstens) die durch
drohende Anruhen gefährdeten Deutschen zu schützen; nur deshalb.
Dem Rückzug aus Agadir, auch ohne ausreichende Kompen-
sationen, sind im Nothfall die Wege geebnet; denn die Erklärung

Deutschlands, die deutschen Interessen seien dort nicht mehr gefähr-
det, beseitigt, nach dem Wortlaut der den Signatarmächten über-
reichten Note, den offiziell geltenden Grund für den Aufenthalt
des deutschen Schiffes in dem marokkanischen Hafen.
Hätten wir Agadir besetzt, dort die Truppenzahl gelandet, die
nöthig ist, um gefährdete Interessen in dem weiten, von wilden
Bolksstämmen bewohnten Gebiet zu schützen, dann wären wir in
der festen Position, die Cortez seinen Freibeutern gab, als er die
Schiffe verbrannte, die sie nach der Heimath zurückführen konnten.
Wir könnten nicht mehr zurück. Herr von Kiderlen hat seine, Innsere
Schiffe nicht verbrannt; aber laut und leise hört man: „Diesmal
gehen wir nicht zurück."
Schön. Leider verbürgt, da wir Agadir nicht besetzt haben,
die Entschlossenheit, uns nicht zurückzuziehen, noch keinen Erfolg.
Wenn wir nicht bereit sind, trotz einem Veto, mag es kommen, von
wem es wolle, das Susgebiet zu besetzen oder ausreichende Kom-
pensationen durch Waffengewalt zu erzwingen, dann brauchen wir
überhaupt nicht zurück. Denn unseren kleinen Kreuzer kann Eu-
ropa, kann England ruhig noch Iahrzehnte lang unter der Gluth-
hitze der südmarokkanischen Sonne auf der Rhede von Agadir in
der Dünung schlingern sehen.
Man vergesse nicht: wir sind nicht in Agadir, sondern liegen
vor Agadir.
Das deutsche Volk, dessen Urtheil durch diplomatische Sub-
tilitäten nicht beengt wird, weiß, daß wir nicht nach Agadir ge-
gangen sind, um angeblich durch Berbern bedrohte Interessen zu
schützen. Weiß, daß die Entsendung des an sich gänzlich unwirk-
samen kleinen Schiffes nichts Anderes sein soll als das weithin ver-
ständliche Zeichen, daß die Großmacht Deutschland mit der Ent-
wickelung der Dinge in Marokko unzufrieden ist und für sich einen
reichlich bemessenen Platz an der Sonne, in Marokko oder anders-
wo, beansprucht. In diesem Sinn ist in der deutschen Presse Herrn
von Kiderlen das Vertrauen ausgesprochen worden, daß er die An-
gelegenheit zu gutem Ende führen werde; ein Vertrauen, das den
Staatssekretär ehrt, ihn aber ungebührlich belastet, denn dieseFrage
ist letzten Endes eine Machtfrage; und Herr von Kiderlen kann ein
zweiter Bismarck sein: über Krieg und Frieden gebietet er nicht.
Das muß in diesem ernsten Moment festgestellt werden; es
handelt sich nicht darum, ob Herr von Kiderlen Herrn Cambon, ob
Herr von Schoen Herrn de Selbes gewachsen ist, sondern in erster
Linie um die Frage: „Hat das Vorgehen Kiderlens die volle und
>?

rückhaltlose Zustimmung des Kaisers und ist der Kaiser eventuell
bereit, die Ansprüche Deutschlands mit dem Schwert zu verfechten,
wenn auf dem Wege der Verhandlungen ein voller Erfolg nicht
zu erzielen wäre?"
In der durch traditionelle Beziehungen dem französischen
Auswärtigen Amt nahstehenden „Inäspsndaiiös Lsl^s" wurde
schon am neunten Iuli Herr von Kiderlen daran erinnert, daß er,
der sich auf die bismärckischen Traditionen berufe, nicht in der sel-
ben Lage sei wie Bismarck. Agadir sei nicht Ems. Bismarck, der
den Krieg wollte, habe die Mittel gehabt, das deutsche Volk und
seinen König in einen Krieg hinein zu ziehen. Für Herrn von
Kiderlen sei die Lage lange nicht so günstig. (N. Xiäsilsn ^VasoK-
tsr ss rsslams dss tnsoriss KisinarsKisunss. 8oit. Nsis ^.Aaöir
n'sst pas Um«. LisinaroK voulait 1a FNörru, il avait les inovsns
nsssssairss ponr v sntrainsr st son roi st 1s ^>suz>1e alleinanä.
1'onr N. Licisrlsn, Is. Situation sst loin a'strs 1a insms.")
Warum soll die Situation für Herrn Kiderlen nicht die selbe
sein? Das deutsche Volk? Ein Wink des Kaisers genügt, damit in
eiserner Ruhe die Mobilmachung vollzogen wird und acht Tage
darauf die französischen Sperrforts durchbrochen sind.
Der Greis, der uns 66 und 70 zum Sieg führte, war kein
Draufgänger. Ihm stand das Wägen näher als das Wagen. Aber
er hatte eine Eigenschaft, die die wesentlichste Vorbedingung für
Bismarcks Erfolge war und blieb. War er einmal, sehr gegen sei-
nen Willen, durch Bismarck in eine Situation gebracht, die einen
ehrenhaften Rückzug nicht mehr ermöglichte (EmserDepesche), dann
wich und wankte er nicht und faßte die Angelegenheit als einen
vom Schicksal gegebenen militärischen Dienstauftrag auf, den er,
komme, was da wolle, durchzuführen habe. Er fühlte sich am preu-
ßischen Porteepee gefaßt.
Wilhelm der Zweite? In Frankreich glaubt man, insbeson-
dere seit den Tagen von Algesiras und Casablanca, daß man uns
Alles bieten könne und daß, nach den Worten der Deutschen Ta-
geszeitung, deren royaliftisch-loyale Gesinnung wohl nicht ange-
zweifelt wird, „insbesondere der Deutsche Kaiser es zu einem krie-
gerischen Konflikt unter keinen Umständen kommen lassen werde;
ja, daß er, wo er auch nur entfernt an seine Möglichkeit glaube,
keine andere Rücksichtkenne alsdie, diese Möglichkeitauszuschalten."
Das Verhalten des Kaisers in den letzten vier Wochen hat
einer solchen Auffassung leider kein Dementi gegeben. Der Ernst
der Situation gebietet, es zu sagen.
Während die deutsche Geste vor Agadir die Staatskanzleien

Europas ernstlich beschäftigte und man sich in England, Frankreich
und Deutschland mit der Möglichkeit eines bewaffneten Konfliktes
vertraut machte, hat sich der Deutsche Kaiser im Dienst des Sports
und Vergnügens in fremden Gewässern aufgehalten. Die Nach-
richt, daß der König von England, im Hinblick auf die internatio-
nale Lage, in London (33 Grad Celsius) bleibe, daß, das nach Nor-
wegen bestimmte Geschwader in Plymouth konzentrirt werde, hat
ihn ;n einem norwegischen Fjord getroffen. Der große Wende-
punkt in der Haltung Englands, der mit der Rede Lloyd Georges
einsetzte, wurde in zeitlichem Zusammenhang mit der Meldung,
das von Seiner Majestät bei einem Mätrosen-Wettrudern ge-
steuerte Boot habe mit drei Längen gesiegt, in der Presse erörtert.
So ist es vielleicht kein Wunder, wenn man wagt, in der
„Inäspsnüaiios LelSs" die unter anderen Umständen aufreizende
Frage an Herrn von Kiderlen zu richten: „Wenn Agadir uns in
keinem Fall in einen Krieg verwickeln kann, muß man dann nicht
für den deutschen Minister fürchten, daß Agadir lediglich eine neue
Reise nach Tanger bleibt?"
Als Cambon zur ersten Verhandlung das Kabinet Kiderlens
betrat, wußte er nichts von den Forderungen des deutschen Mi-
nisters; aber er wußte: der Deutsche Kaiser hat sich zwei Tagenach
der Notifizirung der Abfahrt des „Panther" an die Mächte zu
einer Vergnügungreise ins Ausland begeben. Und er folgerte,
vielleicht daraus, daß Seine Majestät Das nur gewagt haben
könne, wenn sie über die Tragweite des deutschen Vorgehens nicht
unterrichtet oder entschlossen sei, jede ernste Schwierigkeit, sobald
sie einen bewaffneten Konflikt herbeiführen könnte, aus dem Weg
zu räumen. Denn in der Zeit des Angriffes vor erfolgter Kriegs-
erklärung (Port Arthur) kann ein Monarch eine Reise in fremde
Gewässer nur wagen, wenn er die Bedeutung einer Angelegenheit
wie der von Agadir gering schätzt oder entschlossen ist, es unter gar
keinen Umständen zum Aeußersten kommen zu lassen.
So war von vorn herein der Französische Botschafter in einer
günstigen Position. Selbst für den schlimmsten Fall hatte er die
Gewißheit, daß kein entscheidender Schritt Deutschlands vor der
Rückkehr des Kaisers gethan werde, ihm also Zeit bleibe, den diplo-
matischen Widerstand zu organisiren und das englische Kabinet in
die Bahnen Eduards des Siebenten zurückzudenken. (So ists ja
auch gekommen.) Für den schlimmsten Fall. Ist er Optimist, so hat
er sich vielleicht gesagt: „Die Kaiserreise beweist den Mangel tiefer
Uebereinstimmung zwischen Kaiser und Staatssekretär, und wie
IT-

sich einst der Fall Casablanca in Wohlgefallen auflöste, nachdem der Kaiser von der Hirschjagd in Eckhartsau zurückgekehrt war, so wird sich auch Agadir nach einigem Hin und Her zu unseren Gunsten erledigen, wenn erst die Beendung der Nordlandreise dem Kaiser die nöthige Muße giebt, sich mit dieser Frage gründlicher zu beschäftigen."

Das ist, leider, die Situation, in der Herr Cambon bisher Herrn von Kiderlen gegenüber war.

Wird Herrn von Kiderlen möglich sein, Herrn Cambon und der ganzen Welt glaubhaft zu machen, daß, wie der Großvater, der Enkel sich am preußischen Porteepee fassen ließ? Diese Möglichkeit hatte er bisher nicht.

Wie dumpfer Druck lasten auf der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches und hängen wie ein Bleigewicht an den Unternehmungen unserer Diplomatie die traurigen Verhältnisse, die den Fürsten Bülow zwangen, sich vor dem Deutschen Reichstag (man kann sich da viel erlauben) mit den unglückseligen Worten zu saldiren: „Soll ich etwa Marokkos wegen Krieg ansangen?" Die europäischen Kabinete sagen sich seitdem: „Wenn ein Nachfolger des Mannes, der nach den nicht verharschten Wunden des Iahres 66 bereit war, wegen einer Lappalie (nach heutigen Begriffen), der luxemburger Frage, das Schwert zu ziehen, wegen Marokkos, dieses zweiten Egyptens, nicht nur keinen Krieg führt, sondern schon den Gedanken daran als lächerlichste Thorheit hinstellt, dann führt Deutschland überhaupt keinen Krieg; denn so lange es auf jede Erweiterung seines Besitzstandes verzichtet, wird es von keiner Seite angegriffen."

In der deutschen Presse sieht man den Ereignissen mit anerkennenswerthem Muth entgegen; man erklärt mit Recht, daß Kompensationen am Tschad-See und in ähnlichen Gebieten, wo Längs- und Breitegrade noch als Demarkationlinien dienen und einige Hundert Ouadratmeilen Besitz mehr oder weniger keine Bedeutung haben, dem deutschen Drang an die Sonne nicht genügen können. Sehr schön. Agadir ist aber keine Frage oder darf wenigstens keine sein, deren Beantwortung nur von der Geschicklichkeit unserer Diplomatie abhängt. Frankreich und England werden der deutschen Geschicklichkeit nichts konzediren; sollte es zu einer Konferenz kommen, auch keine andere Macht (Oesterreich eingeschlossen); alle werden nur die eine Frage stellen: „Führt Deutschland für Marokko einen Krieg?" Diese Frage beantworten, heißt, auch der anderen Antwort finden: „Ist Agadir eine neue Reise nach Tanger?"

Führt Deutschland Marokkos wegen einen Krieg? Ob diese

Frage in bejahendem (wenn auch bedingten) Sinn beantwortet wird: Das wird von der Haltung der deutschen Presse und der deutschen Regirung, an deren Spitze der Kaiser steht, abhängen. Oesterreich konnte die Annexion Bosniens (ein Nichts, im Vergleich zu Dem, was das deutsche Volk jetzt erwartet) England und Rußland erst acceptabel machen, als Tausende von Reservisten zu den Fahnen eingezogen waren.

Sollte Agadir eine neue Reise nach Tanger werden, so wird die Stimmung der deutschen Patrioten sich dumpfer Resignation so sehr nähern, daß selbst der angekündete Sturm der Entrüstung ausbleiben wird und daß ein anderer Bismarck in die Lage kommen würde, dem Kaiser die Worte zu citiren:

„Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte.
Hier fiel ein König, ^ aber nicht im Streit."

Schloß Moos. Graf von Preysing,
Erblicher Reichsrath.

Ätz

Kleine Balladen.

Märchen.

in goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß,
Sie trafen sich im dunklen Märchenwald;
Sie wechselten den ersten, scheuen Gruß,
Dann sind vereinigt sie des Wegs gewallt —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Ein goldner Schuh, ein silherschlanker Fuß,
Die moosigen -Pfade schritten sie geschwind;
Dann kam ein Tümpel, dann ein seichter Fluß,
Da trug im Arm den Schuh das holde Kind —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß;
In stolzen Schloß da rauscht und wogt der Ball
Und bei des Prinzen erstem kzändekuß,
Da bracht' der Schuh den schlanken Fuß zu Fall ^
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß,
Dem Fuß ist weh, der goldne Schuh zerdrückt: ,
Das war der Freundschaft schmerzlich jäher Schluß,
Die doch vordem, ach, Beide so beglückt —
Ein goldner Schuh, ein silberschlanker Fuß.

Die Zukunft.
Frühling.
Ein Pilgerstab lehnt' an der «irchenwand.
Doch die Aapelle war leer;
Nur der Morgcnsonne glühender Strahl
Sich durch die bunten Fenster stahl
Und Ständchen wogten im farbigen Band
Und flimmerten hin und her.
Das stille Kirchlein umgrünt der Wald,
Und die wiese auf und ab
weiden die kämmer, silberweiß.
Und schütteln die klingenden Glöckchen leis.
Am Wege, von bunten Schleifen umwallt,
Liegt achtlos ein Hirtenstab.
Aus der Tiefe ein Flüstcrn von Baum zu Baum
Und ein Lachen, süß und weich;
Ein Rauschen hebt sich vom fernsten Saum
So voll, so tief wie die Brgcl kaum.
Hallelujah! Der ewige Frühlingstraum
Beschritt sein schimmerndes Reich . . .
Riviera.
Tief, tief im Schlaf der Hotelpalast;
Nur der silberne Mondenschein
Steigt scheu, wie ein später, nächtlicher Gast,
Durch das große Fenster herein.
Er schwebt den schweigenden Estrich entlang.
Er webt von Thür zu Thür. -
Bei der letzten stehn an der Fensterbank
Zwei zierliche Sckuhe, spiegelblank,
Mit funkelnder Schnallenzier.
Auch das Meer, das unten verschlafen ruht,
Im Traume nur wogt es still
Und auf der leise zitternden Fluth
Kaum ein Hauch sich regen will.
„Als ich hoch über den Wellen stand,
Ihr zierlichen, funkelnden Schuh,
Schrittet Ihr nicht auf dem weißen Sand?
Lehntet Ihr nicht an dem Felsen am Strand?
Alang nicht ein Lied dazu?"
Im Garten hängt die Frühlingsluft
Schwer über Baum und Strauch;

Berauschend kommt der Brangenduft
Und süß von Jasmin ein Hauch.
»Dort oben unterm Blivenbaum,
Ihr funkelnden Schuhe, sagt,
Standet Ihr nicht im flüsternden Raum?
Spürtet Ihr nicht den silbernen Traum?
wurde kein Wort gefragt?"
Im festlichen Saal da wogte der Tanz
Und es jauchzte der Geigen Spiel;
Durch die offnen Fenster der Kerzenglanz
weit in den Garten fiel,
„Ihr zierlichen Schuh, Ihr tanzt doch so gorn.
Und roaret nun nicht dabei!
Am Himmel flammte ein fallender Stern;
Kam aus dem palmendunkel von fern
Nicht leise ein jubelnder Schrei?"
Der Ulondstrahl hauchts: da knarrt die Thür
Und ein Händchen weiß und fein
Kommt rasch und nimmt die Schuh Herfür
Und zieht sie ins Zimmer hinein.
Den Mond deckt jäh ein Wolkenflor...
Fort sind die funkelnden Schuh,
Im Dunkel liegt der Korridor
Und Alles schlummert wie zuvor,
Schlummert in athmender Ruh.

Nach dem Ball.

Der Handschuh hat es dem Fächer geklagt,
<Lr mußte davon schon lang;
Der Fächer hat dann die Roso gefragt,
Die Blume aber hat nichts gesagt,
Ihr war zu weh und bang.
Und müde endlich beim Ticken der Uhr
Schlief ein die blaffe Frau,
Der Handschuh schwieg, es tuschelte nur
Der Fächer, aber die Rose schwur:
„Es war nur ein Tröpfchen Thcm."

Spazirgang.

Spazirstock und Sonnenschirm gingen zu Zweit
Durch die blühende Frühlingsherrlichkeit.

Die Zukunst.
Sie senkte das Sevres-Köpfchen
Auf das Kleid, blaßlila mit Rosen bestreut;
Er trug sich streng nach der Mode der Seit,
Auf dem Kopf ein goldenes Knöpfchen,
Sie waren Beide hoch und schlank;
So schritten sie vornehm den U?cg entlang
Zum grünen dörflichen Rasen.
Da tanzten Besen und Anotenstock
Und Bauernfchirm im bunten Rock
Bei lustigem Fiedeln und Blasen.
Da traten sie an zum Tanz kokett;
Sie tanzten Allcmande, Gavotte und Menuet
Und neigten sich fein und zierlich.
Die Bauern standen.im Kreis herum
Und lachten mit Mienen breit und dumm;
Sie fanden Das unmanierlich.
Ein Knotenstock rempelt das Stöckchen a':
Da war es um jede Haltung gethan;
D weh, das arme Stöckchen I
Das Stöckchen war in höchster Noth,
Der Sonnenschirm aber, blaß und roth,
Schüttelt energisch die köckchen.
Du bist nur ein Meroeilleusenstock,
Du gehörst zu einem geschlitzten Rock,
Du bist gar kein Mann, mein Lieber I
Die Hände ließ sie entrüstet los,
Dann gab sie dem Stöckchen einen Stoß
Und die Thräncn liefen ihr über.
Eine Hasclgerte, jung und frank,
Die kam und neigte sich tief und schlank
Und führte sie aus dem Kreise.
Dann zogen sie Beide den Vach entlang
Mit leisem wort und Flötenklang —
Lang klang noch die fröhliche Weise.
»»
Blumenfcst.
Die dunkle Rose duftet so sehr,
Die blasse Lilie schmachtet noch mehr
Und den Pierrot zieht es hin und her,
Denn sie gefallen ihm Beide;
So steht er bei schimmerndem Lichterglanz

Inmitten vom strahlenden Blumenkranz
Und um ihn wiegt sich und schlingt sich der Tanz
Und i^luth und Duft und Geschmeide.
Und was er dann brennend die Lilie gefragt,
D,;s hätte er besser der Rose gesagt.
Nun haben sich alle Beide beklagt
Ueber ihn bei der ältlichen Nluhme.
Umsonst mar jedes begütigende wort.
Dazu sei hier nicht der richtige Vrt —
Und Beide liefen beleidigt fort
Zur dicken Sonnenblume.
Die Lilie verlor einen Silberschuh,
Die Rose fand Das cle Msuvsis Avüt
Und die Gänseblümchen lachten dazu
Und klatschten boshaft die Hände.
Und als er sich nach dem Schuh gebückt
(wie war doch der Pierrot so ungeschickt),
Da hat er der Lilie den Fuß geknickt
Und der Rose die sammtene Schleppe zerdrückt ^-
Das war ein trauriges Ende.

Rivalen.

Ein Rosenelf kam durch das Gras geschritten
Mit scheuen, kummervollen Tritten;
Müd hat er sich auf ein Steinchen gesetzt —
Sein wams war bethaut und von Dornen zerfetzt,
Das Auge starr, das Antlitz versteint, «
Ich glaube sogar, er hat geweint.
Der Silberelf ist ein lockrer Geselle,
Er streift umher in der nächtlichen Helle,
Dann schwingt cr sich rasch auf den ZNondenstrahl
Und gleitet behend hinunter ins Thal —
Und lachend hinaus in die Herrlichkeit
Hat er duftende Rosenblätter verstreut,

Die Rose.

An perlweißer Brust, da Hab' ich geruht
Inmitten der Kerzen Pracht;
Es klopfte das Herz, es pochte das Blut
Und Alles war Sehnsucht und brennende Gluth,
Die ganze goldhelle Nacht.

Die Zukunft.
Ein tuschelndes Wort; wer hat es gesagt?
Da lag ich in weicher Hand
Und Zähne haben an mir genagt
Und Ungeduld hat alle Stunden gefragt,
Bis sie fern ihr Siel erkannt.
Ein Frühlingsleuchtcn ging durch den Saal,
Als sie einander erblickt;
vergessen war aller Sehnsucht (ZZual,
vier selige Augen, ein flammender Strahl —
Ich wurde dabei zerdrückt.
Entblättert. zertreten muß ich vergeh»
Nun hier auf dem Kehrichthauf;
Doch ich habe blühende Ulenschen gesehn.
Mög' sie auf ewig mein Duft umwebnl
Glückauf, Luch Beiden, Glückaus!
«
Isola Bella,
Verschnittener Hecken verschnörkelter Gang,
verwitterte Statuen die Wege entlang,
Gezirkelte Rasen, geschorenes Gras,
Teis rauschend Kaskaden wie Spiegelglas,
In der Tiefe rings der flimmernde See
Und fern auf den Bergen der letzte Schnee,
Darüber des Himmels leuchtendes Blau —
Durch all Das schreitet ein meißer Pfau.
Exotische Blumen versprüh« in die Lust
Den schweren, süß berauschenden Duft;
Lianenranken wirren darein
Und decken der Mauer zerbröckelnden Stein;
Auf weißen wegen der Mittag ruht,
Es fliegt und flirrt und summt durch die Gluth
Bis tief in der Eichen schattiges Grau —
Durch all Das schreitet der weiße Pfau.
Und feierlich, einer Königin gleich,
Schreitet er durch sein verträumtes Reich;
Die blendende Schleppe, federnschwer,
Schleift er lässig und lang hinterher;
So mag er schon hundert Jahre zehn,
wie am ersten Tage strahlend schön —
Des Gartens verzauberte Weiße Frau,
Schreitet durch Licht und Geheimniß der Pfau.

Kleine Balladen.
Irrlicht.
Das Irrlicht tanzt über Sumpf und Moor, *
Es huscht über Röhricht und Haide;
Bald schwimmt es versunken, bald taucht es hervor,
Bald duckt es sich nieder, bald flackerts empor,
vorbei an der glimmenden Weide.
Ein grünliches Flämmchcn, wie Sterne im Raub,
verkümmert und blaß. Und ist doch einst auch
Eine leuchtende Flamme gewesen
Es lockt den Wandrer, der müd und verirrt,
Es lockt ihn in Noch und Gefahren;
von Herd und Heimath das Flämmchen girit
Und es schwänzelt und tänzelt und flimmert und flirrt
Wie in längst vergangenen Jahren.
Dann birgt es sich scheu im Haidestrauch,
In letztem Stolz. Und ist doch einst auch
Line leuchtende Flamme gewesen.
Und über die Nacht bricht die Dämmrung herein,
In den Himmel, dunstverhangen,
Fahren die Strahlen wie Schwerter hinein:
Und Alles flammt in goldenem Schein
Und die Sonne ist aufgegangen.
wo ist das Irrlicht? Ein trüber Hauch:
Das ist das Ende. Und es war doch einst auch
Eine leuchtende Flamme gewesen.
«,
Blondkopf und Rothkopf.
Es blinkt in der Lonne der goldne Ball
Hoch über Wolken und Nebelwall;
Blondkopf und Rothkopf schauen empor,
wo sich im Blauen der Ball verlor,
Ihr Ball, den die Fee an die Wiege gebracht,
Ucber den sie als köstlichstes Kleinod gewacht.
Blondkopf hat immer hmaufgcstarrt.
Hat auf den Ball geharrt und geharrt,
Bis müde voni Spiel und weinend zuletzt
Sie sich in das thauigc Gras gesetzt;
Die Sonne sank und die Luft ward trüb,
Sie wußte nicht, wo er so lange blieb.

Und es ging der Tage, der Jahre kauf,
Sie schaute noch immer zum Himmel hinauf;
Dort oben wechselte Gold und Grciu —
So ward sie zuletzt eine alte Frau;
Und als sie ihr Haupt zum Sterben gewandt,
Da lag der Ball in der starren Hand,
Rolhkopf lief uber die wiese hinaus,
Sie lief immerfort, weit, weit vom Haus;
. Sie suchte den Ball in der Ferne nur,
Sie suchte auf aller Straßen Spur.
Am Ende sank sie erschöpft auf den Stein
Und, die Hände gefaltet, so schlief sie ein.
Auf allen wegen heiß und bang
Suchte sie nun ihr Leben lang;
von Segen durchnäßt und von wind umsauft,
Die Wangen blaß und die Haaie zerzaust;
Und als sie am Wegrand die Augen s i loß,
Da flog der Ball ihr in den Schoß.
In der wiege schlummert das Zwillingpaar,
Es leuchiet der Ball in fremder Gluth —
Nehmt fort, was nicht von der Erde war,
Solche Gabe thut Menschen nicht gut.

Am Teich.

Es wippt das wasscrrosenblatt,
Es wippt und kippt zur Seite;
Der Teich liegt wieder still und glatt
wars nicht, als ob durchs kühle Bad
Ein schlank.'s Fischlein, silbeimatt
Zn dunkle Tiefen gleite?
Ein Nizchcn strählt am Stein ihr Haar,
Es glänzt die goldne Fülle;
Die Fluth ist ihr ein Spiegel klar,
Doch blitzt dahin ihr Augenpaar,
wo eben noch ein winken war,
Ein Lachen in der Stille.
Es zuckt der Fuß. Der Stein ist leer,
Der goldne Glanz verschwunden.
vom Grunde wellt es heimlich her,

Hob «ii die Fläche kommt nichts mcbr
Und auf d.m Teich ruhu aluthend schwor
Die Sommermittagsslund^n.

Blume und Falter.

Ich weiß, Du willst von dannen ziehn,
Du Schmetterling, so süße,
Schon seh aus andern Blumen gliihn
Ich Deine goldncn Füße;
So komm denn nun zum letsten Mal,
von meinem Thau zu nippen.
Und küß mir fort die heiße (gual
Mit Deinen Sanimctlippen.
Der Falter kam mit raschem Flug
Im Sonnenschein gezogen
Und mit berauschend tiefem Zug
Hat er sich festgesogen.
Und wie im Flaum er sich verstrickt,
Da schloß sich leis die Blume,
So ist er an dem Duft erstickt
Im kicbeshciligthunie.
Der Falter starr im Grase liegt
Mit blaßoerstaubtcn Schwingen;
In Mittagsgluth sich schwebend wiegt
Ein Summen und ein Singen;
Die Blume weit geöffnet steht
In dumpfer Sehnsnchtschwüle,
Ihr Blick nach andern Faltern späht . .
Es giebt ja noch so viele.

Ncichtstü ck.

Indischer Ampeln glührother Schein.
Tcppiche rings, seidenweich;
Durch der kiebc verlassenes Reich
Geht ein Gedan e stumm und bleich,
Geot ein Gedanke stair wie Stein,
Fern im Bsten graut der Tag,
Hier wogt die Nacht „och wolkig schwer,
Athmct die Nacht noch ein Gluthcnmcer
Am Boden, die Blatter verstreut umher,
Im let;ten Duft eine Rose lag.

Auf rothem Sainmct verloren ruht
Neben der Scheide der blanke Stahl;
Ueber die Klinge zittert ein Strahl.
Und auf die Rose sterbensfahl
Rinnt und rinnt ein Tropfen Blut.
Träumerei nach dem Rosenkavalier.
Du kleiner Mohrenknabe,
Geh fort und suchl
Ich weiß, verloren habe
Ich dort mein Tuch.
Der Mondcnschein ist helle,
Blansilbern ist die kuft;
Du findest leicht die Stelle,
Du spürst sie schon am Duft.
Du Heiner Mohrenknabe,
Geling' es Dir!
Find' ,cisch die Liebesgabe
Und bring sie mirl
Doch mußt Du leise gehen,
Saß keine Diele kracht.
Ganz sachte auf den Zehen,
Daß nichts im Haus erwacht.
Du kleiner Ulohrenknabe,
So eil' Dich nun!
Kommst Du zurück im Trabe,
Dann weil', zu ruhn.
Hab Dank für Deine Mühe,
Du Prinz aus Märchenland;
EH ich ins Traumreich ziehe,
Küß mir noch leis die Hand.
Du kleiner Mohrenknabe,
Nun fahr' dahin!
Mir scheint, geträumt ich habe
von Harmonien,
von Melodien so süße
Und Siiberiosenschein.
Es tanzen Elfenfüße
Und tanzend schlaf ich ein, . .
Hamburg, Theodor Suse,
<S4?

Im Kampf^um die Syndikate.
galt es als eine Schwäche der Konjunktur, wenn im Montan-
MV> gewerbe der Stabilisirungskreisel nicht in Ordnung war. Die
Bulletins drehten sich um Eisen und Kohle. Von diesen Rohstoffen
wird heute nicht so viel geredet wie von der Syndikatfrage. Die macht
manchen Leuten arg zu schaffen. Man sieht es an den Mühen, die
fürs Essener Roheisenverkaufskontor, diesen schwachen Ersatz eines
Roheisensyndikates, aufgewendet werden. Der neue Verband sollte
hindern, daß die Reaktion, die der Zusammenbruch des Düsseldorfer
Roheisensyndikates bewirkt hatte, fortdaure. Am einunddreif;igsten
Dezember 1908 wurde das älteste Mitglied aus der Familie der west-
fälifchen Großkartelle begraben; und ein halbes Iahr später war der
Ersatzverband fertig. Das Leben wurde ihm durch die Außenseiter er-
schwert. Besonders zäh hielten die Siegerländer, namentlich die Geis-
weider Eisenwerke, am Privileg des Alleinseins fest. Auch die Luxem-
burger und Lothringer wollten vom Verband nichts wissen. Dazu ka-
men Angehörige mit Ansprüchen: Krupp, die Gutehoffnunghütte, die
Hüstener Gewerkschaft. Die Devise war also: „Keinem zur Freude,
Vielen zum Leid". Unabhängig von der Frage des Bedarfes ist der
Einfluß der Unsicherheit auf die geschäftlichen Dispositionen. Die
trifft den Schwachen; der Starke hilft sich selbst. Iüngst war in einem
Bericht aus Rheinland-Westfalen zu lesen: ,,Ehrgeizige Bestrebungen
und wildes Draufgängerthum einzelner Heißsporne haben verhindert,
daß die Preise mit dem wachsenden Bedarf in Einklang gebracht wer-
den konnten". Wer sind diese Draufgänger? Man denkt natürlich zu-
erst an Hugo Stinnes. der sich um den Weg der Anderen nicht küm-
mert. Oder an August Thyssen, der die Grenzen seines „Deutschen
Kaiser"-Reiches mit kraftvoller Eroberertaktik ausdehnt. Das sind die
Herrscher von eigenen Gnaden, die um das Schicksal der Syndikate
keine Stunde ruhigen Schlafes opfern. Thyssen hat erklärt, daß es im
rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat keinen Kompromiß geben dürfe.
Die Hüttenzechen bestehen auf ihrem Schein. Wird der von der Gegen-
seite nicht honorirt, dann mag der Verband zum Teufel gehen. Und
Stinnes macht selbständige Kohlenpolitik an der Wasserkante. In
Stettin hat er von der Stadt ein großes IndustriegelSnde gekauft, das
auch als Kohlenlagerplatz dienen soll. Von diesem „Hafen" aus wird
Stinnes den Ostseebezirk mit Brennmaterial versorgen. Da er sich um
die Einführung englischer Kohle beträchtliche Verdienste erworben hat,
wird die neue Basis natürlich auch den Schätzen von Durham und
Northumberland nützlich werden. In Königsberg und Danzig sollten
ähnliche „Strandbatterien" angelegt werden. Die Kantstadt lehnte ab;
die Stadt des Goldwassers scheint williger. Das sind die Beispiele der
Draufgängerei. Kann mans Denen, die einen Kopf und ein paar Mil-
lionen haben. verdenken, daß sie Geschäfte auf eigene Faust machen?
Wenn ein Syndikat und ein Individuum zusammenstoßen und eine

Disharmonie entsteht, so muß doch nicht immer das Individuum daran schuld sein. Daß die Preise schlecht sind, obwohl die Beschäftigung gut, der Versand sogar reichlich ist, hängt mit den Existenzbedingungen des industriellen Anlagekapitals zusammen. Die Milliarden, die in der Industrie stecken, sind zu rasch vermehrt worden. Nun will das Kapital verzinst sein. Wartet man auf gute Preise, um der Rentabilität einen glaubhaften Rückhalt zu schaffen, so droht dem Kapital und den Betriebsanlagen die Gefahr einer Stagnation. Deshalb soll die Größe des Umsatzes die Mängel des Preises ausgleichen.

Die rücksichtlose Preispolitik, über die geklagt wird, beweist, daß der „Kampf Aller gegen Alle", den die syndikatlose Zeit bringen soll, schon heute, unter dem Schutzdach der Kartellbnrgen, möglich ist. Kein Wunder, wenn die seligmachende Wirkung aller Verabredungen immer mehr bezweifelt wird. Praktische Folgen hat die Zweifelsucht insofern, als sie den Zusammenschluß einzelner Werke begünstigt. Manche Bündnisse sind die Folge des wachsenden Uebergewichtes der verfeinerten Produkte im Stahlwerkverband. Als das Trägerkartell und das Halbzeugsyndikat in den Stahlwerkverband aufgingen, war „Halbzeug" die Parole. Heute schwört man auf die S-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren), fordert Quotenerhöhungen für diesen Betriebszweig und sucht sich Röhrenwerke anzugliedern, um bis zur letzten Verästelung der verfeinerten Produktion die Selbständigkeit wahren zu können. Phoenix und Gelsenkirchen haben schon im vorigen Iahr dafür gesorgt. Die Rheinischen Stahlwerke sind, durch eine Verbindung mit der Firma Balcke, Tellering S Co., in den Besitz einer der größten deutschen Röhrenfabriken gelangt. Die Furcht vor den Riesen im Montanreich treibt die schwächeren Werke, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Man muß diese Flucht aus dem Bezirk der „freien Konkurrenz" richtig würdigen, um die Schwäche der Syndikatsstellung zu erkennen. Hätten die Schwachen den Glauben an die Zukunft der Kartelle, so würden sie nicht unter die Obhut der Großen flüchten. Als die Stahlwerkgesellschaft Rümelingen und Sankt Ingbert einen dreißigjährigen Bündnißvertrag mit der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkgesellschaft schloß, hatte die Verwaltung von Rümelingen ihre Aktionäre daran erinnert, daß in der Begrenztheit der Leistungen, die der natürlichen Anlage der Werke entspringt, eine Gefahr für den Fall eines Kampfes mit den mächtigeren Rivalen liege; es sei sinnlos, einer solchen Möglichkeit zu trotzen. Falscher Stolz ist im Geschäft eine schlechte Einlage, kluge Diplomatenkunst ein werthvolles Aktivum. Deutsch-Luxemburg ist, mit seiner ausgedehnten Kohlen- und Koksproduktion, ein nützlicher Genosse für die Hochofen- und Stahlwerke von Rümelingen, die ihm wiederum werthvolle Erzkonzessionen mitbringen. So schafft man durch die Vereinigung einen der Gesammtrente förderlichen Ausgleich von Kohle, Koks und Erz.

Mancher glanbt nicht an nahe Gefahr und hält lieber fest, was er hat, statt den eigenen Besitz gegen einen anderen auszutauschen. Ein interessanter Persuch scheiterte an solchem Widerstreben. Zweifel an

der Güte des Angebotes, das vom stärkeren Partner gemacht worden war, trieb die andere Partei zur Ablehnung der Offerte. Die Buderus-Eisenwerke wären mit der Verwaltung der Bergbaugesellschaft Massen einig geworden. Die Aktionäre von Massen hatten der Fusion zugestimmt; bei Buderus waren viele dagegen. Die Kohlenleute wollten also, und zwar einstimmig; die Eisenmänner waren nur zum Theil von der Nothwendigkeit der Fusion zu überzeugen. Der Fall berührt eine der wichtigsten programmatischen Streitfragen: den Konflikt zwischen den beiden Zechengruppen im Kohlensyndikat. Die Massener sehen die Zukunft der Reinen Zechen nicht in rosigem Licht; die Aktionäre von Buderus glauben noch nicht an den SieA der Hüttenzechen. Buderus will sich, durch den Erwerb von Massen, die Privilegien der Hüttenzechen verschaffen. Das ist klug, sintemal sich nicht leugnen läßt, daß die Hüttenzeche Trumpf ist. Wäre es anders, so hätte die Klage der Reinen Zechen keinen Sinn. Natürlich handelt sichs zuerst und zuletzt um die Bedingungen. Da hat man wenigstens festen Boden unter den Füßen. Die Buderus-Opponenten sagen, Massen käme bei dem Tausch zu gut weg. Die Buderus-Verwaltung habe Thesaurirungpolitik getrieben. Durch starke Abschreibungen sei der Werth der Anlagen über die in der Bilanz ausgewiesenen Summen gestiegen. Im Börsenwerth der Buderusaktie komme die starke finanzielle Struktur der Gesellschaft nicht zum Ausdruck; da aber der Tageskurs des Papiers als Grundlage der Umtauschmodalitäten gedient habe, würden die Aktionäre von Massen ein besseres Geschäft gemacht haben als die Besitzer von Buderus. Beim Tausch von Aktien können Ungleichheiten vorkommen; aber es fragt sich, ob sie beträchtlich genug sind, um glaubhafte Argumente, die von den Bearbeitern des Bündnißplanes geltend gemacht werden, zu entkräften. Die fachmännischen Verwalter eines industriellen Unternehmens kennen die Lebensbedingungen des ihnen anvertrauten Betriebes; sie dürfen also einen gewissen Blankokredit für die Richtigkeit ihrer Dispositionen fordern. Lassen sich aber die zu zahlenden Preise nicht restlos ausbalanziren, so entsteht auf der Seite, wo das Minus ist, Aerger. Die Buderus-Verwaltung sieht in dem Fehlen einer Kohlenzeche für ihr Eisenwerk eine Lebensfrage. Die eigene Kohle soll den Ring in den Möglichkeiten der selbständigen Leistung schließen. Vielleicht konnte man schon früher an den Erwerb einer Zeche denken; ab er. man wollte wohl erst ein haltbares G erüst schaffen, ehe man an den Ausbau ging. Daß die Konkurrenzfähigkeit einerMontangesellschast gewinnt, je mehr sie vonfremdemRohmaterial unabhängig ist, versteht sich für jeden Fachkenner von selbst. Daß der Preis eines Kaufobjektes von dessen Seltenheit bedingt wird, ist auch unbestreitbar. Da nun die Zahl der zu kaufenden freien Zechen nicht mehr sehr groß ist und auf passende Bedingungen im einzelnen Fall gesehen werden muß, so ist die Höhe der aufzuwendenden Summe sud spsoie der besonderen Umstände zn betrachten. Bei Massen ist der Vorthett, den die Aktionäre von Buderus haben, nicht besonders groß. Die Opposition hat zwar Ziffern vorgebracht und ihre Bedenken wegen

der Zukunftchancen dick unterstrichen; aber die verständigen Darlegungen der Verwalter von Buderus wurden nicht widerlegt. Daß eine Minorität die Entscheidung brachte (die Mehrheit war für solches Geschäft nicht groß genug) ist interessant. Man muß sich solche Fälle merken, um die beruhigende Gewißheit zu haben, daß auch der „schwächere" Aktionär einmal den Tyrannen spielen kann.
Ein Exempel ists übrigens auch dafür, daß es noch Leute giebt, die mit unverrückbarer Zuversicht an die Mission der Syndikate glauben. Dabei ist zu bedenken, daß die Zahl der Mitglieder des Kohlensyndikates sich verringert hat; viele Zechen sind in den Concern von Hüttenwerken übergegangen. Trotzdem könnte, nach dem Umfang der Betheiligung beider Gruppen im Syndikat, angenommen werden, daß die Reinen Zechen die Uebermacht besitzen. Sie verfügen über 56 Millionen Tonnen, die Hüttenzechen über 22 Millionen. Und doch hängt von deren Verhalten die Zukunft des Kohlensyndikates ab. Leicht ist der Kampf nicht; und deshalb begreiflich, daß ernsthafte Industrieleute an ein Schiedsgericht zur Schlichtung der schlimmsten Konflikte gedacht haben. Ich erwähnte die Idee des vom Präsidenten der United States Steel Corporation angeregten Weltstahlbundes schon. Damals hatten die Besprechungen in Brüssel noch nicht begonnen. Nun sind sie Ereigniß geworden und beinahe schon wieder vergessen. Aber der Optimist hängt sich an die Freundschaftbetheuerungen, die ausgetauscht wurden, und sieht am Ende seines Phanta-iefilms den Ewigen Frieden unter den Montanleuten. Greifbares ist natürlich nicht herausgekommen. Nur ein Räthsel mehr blieb zurück: „Was haben die Pankees mit ihrem Ueberschwang treuen Brudersinnes und herzlicher Freundschaft bezweckt?" Richter Gary schwelgte in Herzenstönen, die für eine Friedenssymphonie ausgereicht hätten. Und die Engländer, Deutschen, Belgier, Franzosen waren offenbar gerührt und versicherten mit der selben Herzlichkeit, daß sie keinen sehnlicheren Wunsch haben als den, allen lieben Konkurrenten bieder die Hand zu schütteln. Wenn die Verhältnisse des internationalen Eisenmarktes auf diese einfache und sympathische Weise geregelt werden, braucht man keine Trusts und Syndikate mehr; braucht man nur die Internationale Vereinigung der Eisen- und Stahlfabrikanten anzurufen, die jeden Streit schlichten wird. Ein Ausschuß (die berühmte Signatur der Thatkraft) würde eingesetzt und ermächtigt, die Möglichkeiten eines internationalen Friedensinstruments für den Eisenmarkt zu prüfen. Ist die Untersuchung beendet, so wird eine neue Konferenz einberufen werden, die dann „beschließen" soll. Einstweilen wissen wir wenigstens, daß der amerikanische Stahltrust über den Weltfrieden wacht. Die brüsseler Conferenciers, die von überall her gekommen waren, haben sich mit Preisfragen und Angelegenheiten der Produktion nicht beschäftigt; sie glaubten also wohl, ohne diese beiden Momente fertig zu werden. Vorher müßte man allerdings den Begriff der Konkurrenz beseitigen. Ob Das den brüsseler Friedensengeln bald gelingen wird? Ladon,
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilton ßarde» in Berlin. — ,
Berlag der Zukunft in B.rlin, — Druck oon P>>K S Garlcb G, m, b g, in «erlin.

A^Doch immer wartet Deutschland auf die seit dem ersten Juli-
Wv abend angekündete ThatseinesKanzlers.(Zuousque wnäem^
l'Keobaläe, akutere panentia nostra? AmdrittenAugustabend lasen
wir die imAuswärtigenAmt (nicht vondem Primus einerUnter-
tertia) verfaßte „Mittheilung" an den Erdkreis: „In denUnter-
i?edungen zwischen dem Französischen Botschafter Cambon und
dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes Von Kiderlen»
Waechter hat eine Annäherung über denprinzipiellen Standpunkt
stattgefunden; die Ausarbeitung im Einzelnen erfordert jedoch
eine eingehende Prüfung, mit derzurZeitdiezuständigenReichs-
ressorts befaßt sind: das Ergebniß wird dann durch den Reichs-
kanzler dem Kaiser zu unterbreiten sein." Ob Herr vonBethmann
sich demwichtigstenReichsgeschäftausschalten undaufdasAemt-
chen eines Botengängers beschränken läßt, ist nicht nur seine Sache.
Nach denGesetzen der deutschenSprache und derdeutschenReichs-
verfafsung mußte die „Mittheilung" ungefähr so lauten: „Die
Verhandlungen, die der Botschafter der Französischen Republik
mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, als dem Ver-
treter des Reichskanzlers, begonnen hat, haben den Raum zwi-
schen Anspruch und Zugeständniß so verengt, daß die Einigung
über die Grundsätze eines neuen Vertrages möglich scheint.Wenn
die zuständigen Reichsämter die vomKanzler angeordnete Prüf-
ung der Einzelheiten beendet haben, wird der Reichskanzler er-
wägen, ob die Pflicht zur Verantwortlichkeit ihm gestattet, die Zu-
stimmung des Kaisers zu erbitten." Dann wäre Inhalt und Ton

auch denen der französischen (von tzavas verbreiteten) Note ahnlicher gewesen, deren Text lautet: „Dans leg äernieres entrevues entre N.^ules dsinbon et^.äeKiäerlen les vues äe principe cies 6eux Gouvernements ont ete mises en presence et comparees. l.es combi. naisons envisagees äe pari et ci^utre et les 8olutions possibles f«nt aetuellement I^objet el^un examen approlonäicielgpartäu Gouvernement äe w ^publique.- Von einer „Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt" ist da nicht die Rede. Als Angeduldige dann meinten, diese Annäherung könne nur durch einen deutschen Rückzug ermöglicht worden sein, hieß es, wieder höchst offiziös: „Könnt Ihr vorlauten Kerle öenn nicht warten? Ihr aHnt ja gar nicht, wie viel wir erreicht haben. Lasset uns nur Zeit, dle Ernte in die Scheune zu bringen." Und gute Menschen (und schlechte Musikanten) hoben andächtig dieBrauenundflüsterteninscheuerEhrfurcht: „Zeit muß man den Leuten doch lassen." Der ^Berliner Kongreß hat vom dreizehnten Juni biszumdreizehntenIM1878 gedauert. SechsGroßmächtewarendurch siebenzehn Bevollmächtigte vertreten; ferner dieTürkei,Griechenland,Rumänien, P>ersien, Serbien, Montenegro und die armenischen Christen. Uebier drei internationale Verträge (Paris: 1856, London: 1871, SaH Stefano: 1878), über die Zukunft Bulgariens und Armeniens, Bosniens und derHerzegowinawurdeverhandelt; dasBandgelöst, das Rumänien, Serbien, Montenegro an die Pforte knüpfte; Bulgarien und Armenien getheilt; Bessarabien den Russen, die , Dobrudscha denRumänenzugesprochen; die Donauschiffahrt und' das Meerengenrecht geregelt. Lebensfragen dreier Großmächte ^, und fämmtlicher Balkanstaaten war, einem ganzen Bündel, die Antwort zu finden. Ein Sommermonat hat dazu genügt. Jetzt drehen die „Unterredungen "sich um die Frage, was Deutschland von Frankreich verlangen und was die Republik dem Deutschen Reich gewähren wolle; die einfachste Frage, die sich erdenken läßt. Ein starker Staatsmann konnte, ohne unhöflich zu scheinen, die Frist zurAntwort auf acht Tage begrenzen. Unsere Leute verhandeln seit fünf Wochen und schütteln in zornigem Staunen das Haupt,weilDeutschlandnachgerade ungeduldig wird. Ihnen ists nicht eilig. Schlechte Schüler sehnen den Censurtag, untüchtige Leiter einer Aktiengesellschaft die Stunde der Generalversammlung niemals herbei. Eltern und Aktionäre müssen doch vorbereitetwerden. KommtschlechteNachricht.sowidersprichtman zwar.

reibt hinterdrein aber die Hände: weil das Schlimmste nun vor-
weggenommen ist. Ungenügend in allenFächern? Bitte: inTur-
nen und Singen befriedigendenAufmerksamkeitund Geographie
ziemlich befriedigend. Keine Dividende? Bitte: anderthalb Pro-
zent! Darauf solls wohl hinaus; und dazu brauchtsZeit. Die vor
Agadir flügge gewordene Hoffnung ist (so wird gerechnet) jetzt in
den tiefsten Abgrund gestürzt; bringen wir nun ein leidliches Stück
vom^onZ« fiAn^sis.gar ein Küstenstreifchen nebst dergestempelten
Zusicherung heim, daß die Firmen Holzmann, Mannesmann und
ein paar andere aus Marokko Geld und einenTheildesErzes ho-
len können, dannistdas brave Volkins Angenehme enttäuschtund
wir hören, statt der verstimmten Chöre, aus den uns zugänglichen
Preßwinkeln am Ende noch die Hymne himmelhoch Jauchzender.
Und (noch wichtiger) von oben die Stimme: Sie sind gerettet!
Ihr seid gerichtet;schonheute.Bleibtgerichtet, auch wenn un-
wissende, aber fixe Kcrlchen, weil ein Staatssekretär sich zu ihnen
herabgelassen und bis auf die speckig-zottige Heldenbrust aufge-
knöpft hat, ihrem Patron übermorgen ein Ständchen anstimmen.
Ob Ihr denFranzosen ein winziges oder ein beträchtliches Stück
ihrer afrikanischen Aequatorialprovinz abklemmt, der Industrie
und dem Handel Deutschlands feste oder lose „Garantien" heim-
bringt, deutschen Werthpapieren die Kotirung an derpariserBörse
erwirkt und am Ende gar, weil mit Männern Eures Schlages
(Donnerwetter!) nicht zu spaßen ist, durchsetzt, daß in den Speise-
wagen derBagdadbahn nur Deutschen das Rauchen erlaubt wird;
Das ändertkeinIota in demUrtheil überEuerHandeln.DieAb-
fälle einer schlechten Tropenkolonie brauchen wir nicht. Könnten
uns sogar aus der „Verbindung" mit dem Kongostaat und An-
gola, vvV der Ihr Eure Kleinen schwadroniren ließet, nichts ma-
chen, wenn deutsche Schutzgebiete noch länger nach den bis heute
üblichen Grundsätzen verwaltet und die Leiter des Kolonialamtes
nicht endlich zupraktischer Vernunft gezwungen werden. Verekelt
den Großbanken nicht dadurch, daß Ihr mit Eurer Steuermaschine
ihnen jeden ansehnlichen Profit abzwackt, die Betheiligung an ko-
lonisatorischer Arbeit. Näßt nichtsogleich dieHosen, wenn ein von
deutschen Industriellen erlangtesRecht von einer fremden Groß-
macht bestritten wird.Dann dürft Ihr an Kolonialleistung großen
Stils denken.Kapitalfeindschaft ist fürsDeutscheReich, wie,nach
Ferrys Wort, Kirchenfeindschaft für Frankreich, kein lohnender
ig-

Ausfuhrartikel. Seid draußen so kapitalistisch, wie die Briten in
ihrer einträglichsten Zeit waren, und freutEuch fortan nicht mehr,
wenn eine von der steten Steuerchicane verärgerte Großbank das
G cbiet, auf dem sie säen und ernten wollte, aufgiebt und wüst liegen
läßt. Eine Verbindung mitAngola wäre leicht herzustellen. War-
um (schon im Juni ists hier gefragt worden) geschieht im Nord-
theil Deutsch-Südwestafrikas nichts? Warum wird das Ambo-
land nicht, nach einem Vierteljahrhundert schädlichen Zauderns,
erschlossen und den Bantuhäuptlingen der Spott über deutsche
Ohnmacht ausgetrieben? So lange die Herrschaft des Reiches im
Bezirk der Ovambo auf gilbendem Papier steht, ist da nichts zu
hoffen. Habt Ihr irgend eine Aussicht, den ganzen französischen
Kongostaat einzusacken und unser westafrikanisches Kolonialreich
vonVictoria bis hinterWarmbad zu dehnen? AllesAndere war
ohne Heldengebrüll, ohne die Höllenrichtergeberde rhadaman-
thischer Unerbittlichkeit zu haben. „ Wir lassen Ihren Landsleuten,
lieber Herr Cambon, in Marokko völlig freie Hand, hetzen Ihnen
auch die spanischen Hidalgos nicht mehr auf den Hals; müssen aber,
um vor Europa das Gesicht zu wahren und zuHaus nicht Schwäch-
linge gescholten zu werden, ein Merteldutzend französischer Kon-
zessionen zeigen. Sichern Sie uns einen halbwegs stattlichen Theil
der nächsten marokkanischen Staatsaufträge, lassen Sie im Sus
etliche Schürfrechte derMannesmanns anerkennen, schneidenSie
uns aus der Nordwestflanke IhrerAequatorialprovinz einen nicht
allzu schmalen Streifen ab: und die Sache ist in Ordnung." Kein
Ministerium derRepublik hätte dieErfüllungsobilligerWünsche
der Macht geweigert, die über fünf Millionen Bayonnettes ver-
fügt. Im Lauf einer Woche war der Handel vorzuschlagen und
abzuschließen. Die„ausreichendenWirthschaftgarantien^sind des
Schwatzes nicht Werth,der drumgemachtwird.WerHerr imLand
ist, wird mit verbrieften Rechten bequem fertig. Die gemeine Wirk-
lichkeit stellt uns (KelsZ) vor ganz andere Pflicht als die Paraphe
eines Vertrages. Ist gehindert, daß eine andere Nation bei Ein-
fuhr und Ausfuhr mehr begünstigt werden kann, so bleibt Wirk-
sames kaum nochzuthun.Was durch die offeneThürzu erlangen
ist, wird die Geschicklichkeit des nie müden deutschen Kaufmannes
erlangen; mag imVertrag wenig oder viel verheißen sein.Freier
Wettbewerb um alle öffentlichen Arbeiten: Das liest sichgut.Wenn
dieRepublik aber mit Sultan und Maghzennach Willkürschalten

kann, läßt sie den deutschen Bewerber von ihrem Mann unter-
bieten, giebt dem Sieger aus ihren Geheimfonds einen Zuschuß
und speist den Gesandten, der sich zu einerBeschroerde aufgerafft
hat, mit dem Satz ab: „Daß Ihre Leute nicht so wohlfeil liefern wie
unsere, können wirnichtändernzdembilligstenAngebotmußte der
Auftrag zufallen/' Schade um die Zeit, die einRcichsamt an die
„eingehende Prüfung" diefer Garantien vergeudet. Dazu der Ge-
stus von Agadir? Darum Räuber undMörder? In einem Restau-
rant, dessen körperlich kultivirte, in dieUniform der Abendgesell-
schaft gekleideteGäste stumm oderflüsternd um netteTischchen sitzen,
dröhntplötzlich eineFaust auf die Platte, daßTellerundGläser klir-
ren, ringsum dieKöpfesich heben und dieEnsetzensblickedenStö-
renfried, den Brecher alter Sitte anstarren. Nur der Wille zur
Sühnung unerträglichen Schimpfes kann ihn von so unfeinem
Thun entschuldigen; nur die unbeirrbare Bereitschaft, jenseits von
aller Konvention ein bestrittenes Lebensrecht durchzufechten.Was
will derWütherich? „Ich habe warmen Hümmer und eine halbe
P-quem bestellt; kommts endlich?" Die Köpfe, die Lider senken
sich und ein Frösteln huscht über die tzalshaut der Damen. Ein
übler Kunde, der, mit solchenManieren, nicht hergehört. In den
selben Mißruf bringt sich eine Großmacht, die zu ungeheurem
Streich auszuholen scheint, mit überrumpelndem Gelärm die be-
haglich Schmausenden aufschreckt und nach einemWeilchen dann
Wünsche ausspricht,deren Erfüllung leicht.ohne das allergeringste
Getos, zu sichern war. Bringt ein beträchtliches oder ein winziges
Kongostück, feste oder lose Garantien heim, dreht das Ding so,
daß amEnde einBischen mehr herauskommt,als die abgestürzte
Hoffnung zu vermuthen wagte: von ällenpolitisch Denkenden und
deutsch Empfindenden (die Euer Troß als „Alldeutsche" ver-
schreien Mag) seid Ihr, allzu Kurzsichtige, schon heute gerichtet.
Nicht von ihnen nur. Ruhige Bürger, die sich um Politik kaum
kümmern und in ihrem Kontor das Vaterland sehen, sagen nun:
„Wie unklug, Einem, den man nicht schwächen zu können glaubt
und mit dem man morgen ein Geschäft abschließen will, mit der
Faust zu drohen; wie dumm, als Großsprecher und Kleinhändler
sich immer wieder verhaßt zu machen." Draußen hört man noch
schrofferes Urtheil. Nicht eine Stimme für uns? Doch: eine. Die
Regirung von Oesterreich-Ungarn läßt uns zur Verständigung
qratuliren. VomzweitenIulitaganhatsieunsgewarnt.vmBuda-

pesterklärt,daß sieden deutschen Anspruch nichtunterstützen werde;
und freut sich nun der Aussicht auf die Einigung, die den West-
mächten zu neuemTriumph helfen muß. (Weil ihr der Zwang zur
Option erspart bleibt. Am zwölften August, am Tag vonKuners-
dorf.ziemt die Erinnerung, daß GideonLaudon sich dem General
Soltikow gegen Fritz vereint, Oesterreich mit Rußland und Frank-
reich gegen Preußen gefochten hat und die Wiederkehr dieser vom
Fürsten Kaunitz begünstigten Koalition den ersten Kanzler des
Deutschen Reiches zwei Iahrzehnte lang möglich, in der letztenZeit
seines Lebens wahrscheinlich dünkte.) Die Anderen können sich
ohne Larve und Gratulantenlächeln zeigen. Den Russen ist ge-
sagt worden: »Seid froh; während Europens Auge auf Ma-
rokko blickt, könnt Ihr Mohammed Ali, den entthronten Schah,
nach Persien zurückschmuggeln und, selbstwennermitseinenTurk-
menen auf die Dauer nichts auszurichten vermag, in der Wirrniß
des Thronstreites allerlei Nützliches erlisten. "Petersburg hat sich
denn auch mit freundlicher Ermunterung Frankreichs begnügt und
die Sorge für den Rückhalt der Republik den Briten überlassen.
Die hielten die Boxerhand nicht in der Tasche; Tory und Whig,
Unionist undHomeruler.Ire und Sozialist: Alles hinter Stachel-
draht gegen uns geschaart.SchatzkanzlerLloyd George deutet an,
daß Wellingtons England dem Preußenstaat das Leben gerettet,
für so edles Thun aber nur Undank eingeheimst habe, und ver-
sucht, uns durch kriegerischen Wortklang zu schrecken. Gelingts
ihm?PremierministerAsquith sagt, die britische Vetodrohung sei
in Berlin nicht sofort, sondern erst nach einer Weile verstanden
worden; an deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes sei jetzt
nicht mehrzu denken und der Gegenstand der franko-deutschen Ver-
handlungen liege der afrikanischen Interessensphäre Englands
fern. Herr Macdonald, ein Führer der Arbeiterpartei, spricht
in der Hauptstadt Schottlands: »Als wir den Berlinern zu ver-
stehen gaben, daß sie sich nicht in unseren Interessenkreis ein-
drängen dürfen, bekamen wir vom Auswärtigen Amt eine (mild
ausgedrückt) rüde Antwort; deshalb mußte unsere Regirung
sehr deutlich werden." Standard: »Nie wird England dulden,
daß Deutschland in Marokko eine Flottenstation oder einen be-
festigten Hafen erwirbt; je rückhaltloser unsere Regirung diesen
Entschluß in der Wilhelmstraße ausspricht, desto rascher wird sie
verstanden werden". Times: »Der dreiste deutsche Bluff scheint

uns weder klug vorbedacht noch mit der nöthigen Geschicklichkeit
ausgeführt worden zusein. Deutschland hat inzwischen aberwohl
eingesehen, daß in England alle Parteien, trotz den inneren Hem-
mungen, in dem Entschluß einig sind, mit ganzer Kraft den Fran-
zosenzu helfen". MorningPost: „Wir möchten nicht glauben, daß
die deutsche Regirung wie ein Räuber handeln wolle, der auf
der Landstraße dem Wanderer die Pistole vors Gesicht hält und
zuschreit: Dein Geld oderDein Leben! Noch schwerer würde uns
aber der Glaube, diese Regirung fordere, wie ein imBazar scha-
chernder Orientkrämer, zuerst zwar ungeheuren Preis, werde sich
schließlich aber mit kleinem Gewinn begnügen. Deutschland will
dieRepublik angreifen oder einschüchtern; unser Beistand ist ihrin
jedem Fall gewiß". Russische PolitischeKorrespondenz: „Die beut-
schenNationalisten sollten bedenken, daß sie ihr Vaterland gefähr-
den, wenn siedieGeduldderFranzosen,diestark sind undftarkeVer-
bündete haben, auf zu harte Proben stellen." (In einem offiziösen
Blatt; nach der potsdamerFreundschaftbetheuerung.) NewVork
Herald: „Das deutsche Kaiserreich handelt heute genau so unbe-
dachtsam, wie das französische 1870 gehandelt hat. Damals war
Frankreich,jetztistDeutschland vereinsamt. Journal cZeQeneve:„Der
Französische Kongo ist nicht der einzige begehrenswerthe Bissen;
und wenn Deutschland nehmen dürfte, was ihm gefällt, müßten
alle Staaten, deren Annexion ihm belieben könnte, für ihre Un-
abhängigkeit fürchten. Man müßte blind sein, um zu verkennen,
daß Frankreich und England nicht nur ihre Sache vertheidigen,
sondern Europa vorunerträglicherHegemonieschützen. Nicht nur
um die Zukunft Afrikas, sondern um das Schicksal Europas han-
delt es sich. Das wird man auch in Brüssel, im Haag und in an-
deren Hauptstädten erkannt haben." Wars nöthig, eines Tropen-
bissens wegen Ost und West in Haß wider uns zu einen?
Auch über das aufgewandte Technikertalent braucht das Ur-
theil nicht länger vertagt zu werden. Basis, Anlaß und Kampf-
mittel waren so unklug gewählt, wie mans einem verschlagenen
Routier, der seit dreißig Jahren mitläuft, nicht zutrauen durfte.
Zwei Voraussetzungen (beide stammen aus dem Inventar
Holsteins, der über dem tapferen Herzen des zuverlässigsten Pa-
trioten den Kopf des listenreichen Odysseus trug, dem Netzwerk
eines Irrthums aber kaum je zu entknüpfen war). Erste: Die von
uns ermuthigten Spanier werden, durch ihr Vordrängen in den

Maghreb, Frankreich so nervös machen, daß es, wenn wir unsere
Forderung anmelden.zu ernstem Widerstand nicht mehrfähig ist.
Falsches Augenmaß; als falsch erwiesenes. Spanien, das den
Pfahl von Gibraltar in seinem Fleisch fühlt, ist in Marokko der
Prokurist oder Subdirektor der Britenfirma; darf und kann da
nur thun, was in London gebilligt wurde. Soll den Franzosen
die Mittelmeerküste verleiden, nie aber, um keinen Preis, Deutsch-
lands Schrittmacher werden. Kann es ein marokkanisches Kon-
dominium mit dem mächtigen Deutschen Reich wünschen? Er-
sehnen, daß dieses Soldatenreich Angola und bald vielleichtMo-
zambique schluckt? Nach dem Tag von Agadir hat Spanien sich
schnell mit Frankreich verständigt; hat der kluge Herr Canalejas,
dann sogar derzuvor grimm blickendeOberstSylvestre denParisern
die leckerstenWorte gespendet. Diese Gefühlsentwickelung mußte
Jeder voraussehen, der das inAlgesirasGeschehenenicht vergessen
hat. Zweite Hypothese (eben so falsch, doch vielgefährlicher): Bri-
tania rührt für die Sicherung der Franzosenherrschaft über Ma-
rokko keinen Finger; freut sich vielmehr im Innersten, wenn die Re-
publik gehindert wird, in Nordafrika vorwärts zu kommen. Seit
sechs Jahren bestimmt dieserWahn unserTrachten im Scherifen-
reich. Wie konnte er entstehen? In Lansdownes Depesche (vom
achten April 19W an den pariser BotschafterMonson ward un-
zweideutig gesagt, was England erlauben könne und verbieten,
müsse. Frankreich sollimSultanatOrdnung stiften, einträglichem
Handel die Wege bahnen und wird dafür mit den Privilegien der
Schutzmachtbelohnt;abervonSpaniengenaukontrolirtunddurcl>
feierliches Gelöbniß verpflichtet, ammediterranischenUfer keinen
wichtigen Punkt zu befestigen. Als Kaiser Wilhelm in Tanger
geredet hat und Frankreichs Vormachtstellung von Berlin aus
bestritten wird, telegraphirt Herr Paul Cambon aus London an
den Minister Delcasse, er sei „zu der Mittheilung ermächtigt,
daß die Regirung des Britenreiches die Bedingungen eines Ab-
kommens besprechen wolle, durch das die gemeinsamen und ge-
meinsam (von Deutschland) bedrohten Interessen der beiden Völ-
ker geschützt werden könnten." Ein zweites Bündnißangebot folgte.
Wer durfte danach und nach den Konferenzerlebnissen zweifeln,
daß England für Frankreich thun werde, was ihm zu thun übrig
blieb? Die Herren der Wilhelmstraße haben nicht nur gezweifelt,
fondern für sicher gehalten, daß England sich nicht regen werde.

Ursache des Irrthums? Ein Denkfehler. Weil den Briten die auf
keiner Seite beschränkte Herrschaft Frankreichs über Nordwest-
afrika, von Bissao bis an die KleineSyrte, nicht willkommen sein
kann, glaubte Holsteins Schüler, in London werde man sich des
deutschen Einspruchs leis freuen. Ein Kluger war klug genug, nicht
klug zu sein. Jeder Versuch Deutschlands, sich im Westsultanat
Macht oder Bestimmungrechte zu schaffen, muß die franko-britische
Freundschaft festigen.Die würde sich erst kühlen,lockern undbald
lästig werden, wenn wir Frankreich in Marokko, nach Bismarcks
Rath, ohne jeden Hemmungversuch frei schalten ließen.
Dazu schienen wir vom neunten Februar 1909bis zum ersten
Juli 1911 entschlossen. DasvondenHerrenCambonund Kiderlen
vereinbarte Abkommen, das Frankreichs interets politiqu« parti-
culiers in Marokko anerkannte, galt überall als der hörbare Aus-
druck dieses Entschlusses. (Auch den jetzt in Paris als pan^erma-
nistes, in der Wilhelmstraße und deren Filialen als Alldeutsche
Vervehmten: sonst hätten sie, hätten alle Mahner zu stetiger und
nmthiger Politik nicht überDeutschlands endgiltigen Rückzug aus
Marokko gestöhnt.) Daß die selbe Excellenz, die für diesen Fe-
bruarvertrag Lobsprüche und Sevresporzellan empfangen hatte,
sich nun stellen mußte, als habe er der Republik kein Sonderrecht
gegeben, war schon recht unbequem. Inzwischen waren französische
Truppen nachFez marschirt?Dersouveraine Sultan hattest«hin-
gerufen. In einem Erlaß an sein Volk sagt er: „Neunzig Tage
lang hatten Wir einer Belagerung Stand zu halten und warteten
vergebens auf Hilfe. Wir mußten jedes Mittel anwenden, das
die Heilung der verderblichen Rebellenkrankheit verhieß. Um die
heiligsten Güter zu schützen, waren Wir gezwungen, fremde Hilfe
zu erbitten. Das wäreUns nur verwehrt gewesen, wenn derFremd-
ling sich selbst, aus eigenem Antrieb, dazu erbotenhätte. So aber
roars nicht geschehen. Die mit Unserer Autorität Bekleideten sind
bis nach Mequinez vorgedrungen; haben die Ordnung wiederher-
gestellt und die Gesundung des Reichszustandes vorbereitet. Ihre
GegenwarthatdieRebellenhaufen zerstreut. Die Schläfersind er-
wacht, die Schelme zum Verzicht auf bösen Anschlag genöthigt
worden. Freut Euch deshalb mit Uns des Beistandes, der Uns
aus Fährniß befreit hat!" Deutschland hatte den Franzosen be-
stätigt, „daßihre besonderen politischcttInleresscn die feste Sicher-
ung des inneren Friedens nnd der Ordnung fordern", und sich

/
verpflichtet, „dieWahrungdieserInteresscnnichtzuhemmen". In Delcafses Cirkularnote vom zwölftenApril 1904 waren schon die Sätze zu lesen:„ Marokko hat mehrMenschen als Algerien undTu-
nis zusammen und(was weder vonAlgerien noch vonTunis gilt) in jeder Jahreszeit ausreichendeWafsermengen. Wird es unserem Einfluß zugänglich, so stärkt es unsernordafrikanisches Reich; wird es von fremdem Einfluß bespült, so wird unserReich bedroht und gelähmt. Wir mußten feststellen, wem in Marokko die Vorherr-
schaft gebühre. Jetzt hat England, dessen starke Position vor den Thoren Marokkos allbekannt ist, uns das Recht eingeräumt, die Ruhe des Landes zu wahren und Verwaltung und Wirthschaft, Finanzen und Heer nach dem Bedürfniß derStunde zu reformi-
ren."Wer lesen kann, mußte seitdem wissen, was da werden sollte. And daß sieben Jahre danach ein Franzosencorps dem Ruf des Sultans gegen rebellische Berbern folgte, gab Mündigen keinen Grund,gesittetPfui zu sagen; bewies nur, wieder einmal, wieleicht von so heißem Boden ein Aufstand zu erwirken und mit flinker Schlauheit auszumünzen ist. Den Franzosen zumuthen, daß sie Menschenleben und Millionen für Europa, für die große Sache der Civilisation opfern, selbst aber nichts davon haben und die Mummenschanz des vorrechtlos eiferndenSchutzmannes weiter-
spielen: Das zeigt allzu deutlich die Absicht auf Geschäftsstörung und Chicane. Was wird uns jetzt nachgesagt? Daß wir, die 1903 laut verkündeten, das Werk einer Konferenz könne nur auf einer neuen Konferenz umgestaltet werden, heute, weil wir überstimmt würden, jedem Konferenzplan,widerstreben. Daß wir thun, als hätten wir aus eigenem Recht über Marokko zu verfügen und könn-
ten es den Franzosen weit aufthun oder ganz sperren. Die Un-
abhängigkeit und Souverainetät des Sultans denNachbarn als höchstes Pflichtgebot aufzwingen wollen, diesem Sultan aber die Befugniß abstreiten, sich Helfer zu wählen, und ihm, Wenns in unseren Kram paßt, ein Kriegsschiff, wider seinen Wunsch, vor einen geschlossenen Hafen legen. Die Algesirasakte für unantast-
bar erklären, unter der selben Sonne aber versprechen, sie zerfetzen zu lassen, wenn wir ein reichliches Trinkgeld bekommen. Und daß die Würde christlicher Kulturmacht uns nicht an der Drohung hindert: Wird uns nicht mindestens das Gabungelände mit Libre-
ville ausgeliefert, dann ist morgen die Akte wieder ein heiliger Vertrag, in dem jederBuchstabe Gehorsam heischt und für den wir

-unser Herzblut hingeben. OKantaZe nennens die Pariser, Bandi-
tenpolitik die Briten, frevles Spiel mit Besitzrechten die ungerüstet
Neutralen. Und der Leiter des Reichsgeschäftes? Schweigt.
GlaubtEiner,daß einRippchen aus demfieberndenLeib einer
Tropenkolonie uns dafür entschädigen könnte?Nur ein ganz be-
sonderer Saft wüsche uns solche Schmach ab. Das jähste Ende
der Verhandlungen und unverhüllter Zwist mit Frankreich, dem
jedes herausfordernde Wort dann die Kriegsgefahr brächte, wäre
besser als die Hinnahme eines Abfindungfetzens. Der deutsche
Schild bliebe blank. Schon aber hat ja „eine Annäherung über
den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden". Zu spät?
Das darf nicht sein.Niemals zu spät zur Rückkehr in männliche
Besinnung;nie zurAbwehr dräuendenMakels. Muß derKanzler,
derseinVaterlanddochgewiß ebenso liebtwie der vonFortunens
Gunst nicht so hoch gehobene Deutsche, sich in einen Irrthum ver-
beißen? Kann ervorderWahl schwanken, ob ermit einem Gesichts-
fehler oder mit untilgbarer Schuld belastet sein will ?Dem im inter-
nationalenGeschäftneuenMann würde rasch verziehen, daß ihm
gewichtlos schien, was er nicht auf die Wagschale legen konnte. Die
Möglichkeit des Abbruches währt bis in die letzte Minute; bis
der Gegenkontrahent den unterschriebenen Vertrag in derTasche
hat. Den wollen wir nicht. Selbst wenn er Gabun sammt den
Küstcnstädten und einem Stück des Hinterlandes brächte. Wir
wollen kein Schweigegeld; und eins, dessen Summe und Münz-
zeichen England bestimmt hätte, müßte uns wie Schande brennen.
DieFranzosen könnten sagen: „Diese gar nicht nürnbergisch arg-
losen msttres-cKanteurs haben uns so lange zugesetzt, bis wir, des
lieben Friedens wegen, der dem Kultivirten theurer ist als dem
Barbaren, ihnen die Gewissensbedenken abgekauft haben. Und
da der starke Kanalpatron neben uns stand, ließen sie mit sich han-
deln. Zuerst sollte es ein Scherifenhafen und ein Minengebiet sein,
dann, gegen die ZuWage des Togolandes, unsere ganze Aequa-
torialprovinz bis in die Sudangcgend: und nach fünf verfeilschten
Wochen sind wir mit dertzingabe einesStreifens davongekommen,
an dem der neueBesitzer nicht mehrFreude erleben wird als der
alte. Nun muß derNachbar, der sich durch solcheNöthigung vor-
wärts hilft,uns wenigstens inFrieden lassen."DieBriten: „Wir
haben den verdammten Deutschen die Angelnfaust unter die Nase
gehalten und bewiesen, wer in Europa zu führen und zu entschei-

den hat. Ohne den Mund aufzuthun, haben sies, trotz Bayonnettes und Dreadnoughts, trotz Neptunsdreizack und Hohenzollern-Weltherrschaft, ganz artig hingenommen." Die Zuschauer: „So anrüchiges Spiel wird nur durch Riesengewinn verzeihlich. Daß Deutschland für eine Läpperei sich um seine Reputation bringt und von den Vettern anpfauchen läßt, muß jeden der Ruhe Bedürftigen in denWestconcern drängen." Das marokkanische Gesträhn ist von plumpen und (öfter) von ängstlich zitternden Fingern so wirr verknotet worden, daß nur des Schwertes Schärfe es lösen könnte. (Und dieserKrieg, edle Philisterseelen, würde eben so wenig „Marokkos wegen" geführt, wie der von 1870für dasThronrecht des Sigmaringers geführt worden ist: fondern für Deutschlands Weltgeltung, für des Reiches Recht, auf seinem Willen zu stehen, fremde Insolenz zu sühnen und selbst sein Schicksal zu schmieden.) Langt der Muth nicht so hoch hinauf oder glauben die Verantwortlichen, die Rüstung erst noch neu stählen zu müsien, dann ists verständiger und anständiger, den ins Dunkel verfahrenen Karren nicht mühsam wie der in dieSonne zu zerren. Bedenkt, wie oft aus dem Munde des Kaisers und seiner Berather das fromme Gelübde kam, die Freiheit Marokkos, das Herrscherrecht desSultansvorSchmälerungzu schützen. SolchesWort kann, da Hassans Söhne sich willig unters Gallierjoch ducken, entkräftet, darf aber nicht verschachert werden. Lasset von Cambon und Genossen bestätigen, daß die RepublikDeutschlandsZustimmung zu ihrem Handeln erbeten hat. Von den deutschen Kaufleuten der Susprovinz, daß ihre Interessen jetzt von den durch den Anblick des deutschen Kreuzers eingeschüchterten Horden nicht mehr gefährdet werden. Dann können wir den stinkenden Kadaver kühner und kindischerHoffnung verscharren, still, in unsichtiger Nacht, und lautlos den Ahnen, den Enkeln schwören: Nie dämmert, was auch geschehe, uns wieder der Tag so zager Schwachheit!

Ehrsame Meister der Gilde schütteln das Haupt und murmeln: „Man merkt doch, daß er kein Zünftiger ist. Verscharren möchten wir die Geschichte auch, von der reine Freude nicht mehr zu hoffen ist. So aber gehts nicht; denn erstens ..." Und zweitens; und zehntens. Was gehen muß, geht; ists ohne Personalwechsel nicht möglich, dann darf stolz sich das Opfer schmücken, das fürs Vaterland fällt. Aus gefährlichem Drang hat noch nie sich Einer dadurch befreit, daß er sein Denkvermögen an die Regel-

schnür hakte und jedes Thun scheute, das bisher noch nicht er-
schaut,notirt ward. JederTag pfercht denPolitiker in diePflicht,
aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen.
Was ist uns nothwendig? Was, nach zwanzig Jahren trostloser
Wirrniß, unentbehrlich? Die Anerkennung des Rechtes, das
mit dem Reich geboren ist (nicht eines aus den Windeiern kalk-
loser Verträge erbrüteten), und die stets freie Wahl der Stunde,
in der wir für dieses Recht fechten wollen. Fechten müssen: an
den lieblichen Knabenrumpf des Friedens dürfen wir uns nicht
klammern; die Gegner, über deren wundeLeiber wir auf die Höhe
kletterten,leben noch.sind wieder erstarktundhabenkräftigeHelfer
gefunden. Sieh vorwärts, Deutschland, und nicht hinter Dich! Seit
Frankreich im ersten Jahr des Marokkohaders erfuhr, daß dem
Alltagsbedarf feines Heeres eine Viertelmilliarde entzogen wor-
den war,die zurSicherungrascherMobilisationundzuverlässiger
Fortifikation, ausreichender Kleidung und NährungderTruppen
nöthig gewefen wäre, und seit es im selben Jahr 1905 die nach
Elemenceaus und Tardieus Urtheil „schlimmste Erniedrigung
seines Lebens" (dieAbschlachtung eines Ministers auf deutschen
Befehl) dulden mußte, mißtraut es der Wehrkraft der Iakobiner-
republik und will ohne Flankenbeistand die große Probe nicht wa-
gen. Will aber, die Jugend nocl) viel ungestümer als die aus dem
Kriegsjahr Ueberlebenden, die Rache für Sedan. Die Republik
hat im Volksempfinden nur noch dünne Wurzeln; und wir (horcht
auf, ehrsame Herren der Zunft) sind allzu emsig am Werk, sie der
Scholle zu entheben. Neue Demüthigung ohne Schwächung: und
das Land Ludwigs und Bonapartes durchheult derRuf: Nur ein
König, Kaifer, Diktator kann uns retten! Wir wollen, wir müssen
die zurAbrechnung uns günstige Stunde wählen, weil Frankreich
nicht uns, sondernjedem Feinde Deutschlands sich befreunden will
und den Glauben an unseren Willen, dieses Zustandes Last nicht
länger zu tragen, verlernt hat.Wers aufstört, ihm den Sinn ver-
bittert, aber nicht Blutströme abzapft, mehrt uns die Gefahr. Da
die Westmächte uns das Lebensrecht kürzen, müssen wir uns eine
von ihnen verbünden oder mit Gewalt vom Hals schaffen. Jagt
die Lausknicker weg; sorgt, Jeder auf seinem Fleckchen, dafür, daß
Deutschland sich nie ohne großen Gegenstand, nie unwürdig regt
und niemals dann,vor keiner Drohung, keinem Feilscherkniff, um
eines Nagels Breite vom vorbedachten Anspruch mehr weicht.

Krisis in Ungarn.
JA? ie Heeresreform steht wieder einmal auf der Tagesordnung
des ungarischen Abgeordnetenhauses. Die Leiter des Mili-
tärwesens der Doppelmonarchie wünschen und fordern seit einem
Iahrzehnt eine Erhöhung des Rekrutenkontingentes, begründen
ihre Ansprüche mit dem Hinweis auf die Rückständigkeit der Ar-
mee, die, nach einem Wort des gemeinsamen Kriegsministers Ba-
ron Schönaich, unter den heutigen Verhältnissen geradezu „ver-
dorren" müßte: und dennoch scheitert das Streben, dieMannschaft-
Ziffer zu erhöhen, stets am Widerstand Ungarns. Darob natürlich
Zeter und Mordio in dem Theil der Presse Ungarns, Oesterreichs-
und Deutschlands, der vor jeder Regirung katzbuckelt, und die
Drohung, die böse Obstruktion mit Stumpf und Stiel auszuroden»
weil sie die Entwickelung der Wehrkraft hindert, d e Großmacht-
stellung Oesterreich-Ungarns schädigt und den Dreibund gefährdet.
Wer aber die Obstruktion für diesen gewiß nicht erfreulichem
Zustand verantwortlich macht und in dem Wahn lebt, daß nach der
Niederwerfung der Obstruktion die nothwendigen, sogar die über-
flüssigen Heeresreformen gesichert wären, Der verwechselt die Ur-
sache mit der Wirkung. Die Obstruktion ist nicht die Krankheit selbst»
sondern nur ein Symptom der Krankheit. So oft die „Militär-
frage" im letzten Jahrzehnt auftauchte, stieg das parlamentarische
Thermometer in Budapest über den Fiebergrad und der ganze Or-
ganismus kam erst zur Ruhe und funktionirte wieder halbwegs
normal, als die kritische Frage aus der politischen Diskussion ver-
schwand. Das half dann zwar für einige Zeit, brachte aber keine
gründliche Heilung des Uebels. Denn darüber sind alle Politiker
Ungarns einig: die Militärfrage muß endlich beantwortet werden.
Nur meinen Viele, die Antwort müsse anders lauten, als inWien
gewünscht wird.
Wer kühl und kritisch die neusten politisch-parlamentarischen
Ereignisse in Ungarn prüft, Der wird, selbst wenn er die physisch-
psychischen Grundlagen des ungarischen Abgeordnetenhauses nicht
genauer kennt, kaum darüber staunen, daß die Wehrvorlagen, die
außerordentliche Opfer an Geld und Blut fordern, nicht hastig an-
genommen werden. Würde Ungarn nicht den Spott der ganzen
Welt verdienen, wenn es die Erhöhung des Rekrutenkontingentes,
die es seit zehn Iahren verweigerte, weil das Parlament, Minori-
tät wie Majorität, die Bewilligung des Geforderten von Konzes-
sionen, insbesondere von der des allgemeinen Wahlrechtes, ab-
hängig machte, jetzt alle Opfer schnell auf sich nähme, obwohl die

als conditio sine c^ua non bezeichneten Zugeständnisse an die Nation noch immer verweigert werden, das geforderte Rekrutenkontingent aber noch höher ist als in früheren Vorlagen?
Das Rekrutenkontingent beträgt heute 103100 Mann. Davon entfallen auf Ungarn 44176 Rekruten; ferner stellt Ungarn für seine Honvedschaft (Landwehr) 12500 Mann, so daß Ungarn der Armee jährlich im Ganzen S6676 Soldaten bringt. Nach den neuen Wehrvorlagen soll das Rekrutenkontingent auf 139300 Mann (-1- 56400) steigen, wovon Ungarn 68187 Rekruten für das gemeinsame Heer und 25000 für die Honvedarmee stellen müßte, zusammen also 93187 Soldaten, zu denen noch die Lehrer kommen, die man nun einreihen will, so daß Ungarn, statt 56 000 Rekruten, über 94000 jährlich aufbringen müßte. Eine Million ausgebildeter Soldaten (Aktive und Reservisten) könnte Ungarn allein dann ins Feld stellen, wenn alle Bedingungen der neuen Wehrvorlagen erfüllt sind. Ungarn hätte dann mehr Rekruten zu liefern als Spanien und fast eben so viele wie Italien. Daß diese Forderungen bekämpft werden, ist begreiflich. Daß die Armee seit zehn Iahren auf eine Erhöhung des Rekrutenkontingentes wartet, kann Den nicht überraschen, der sich erinnert, wie lange selbst Bismarck sich mühen mußte, bis er die Erhöhung des Mannschaftstandes durchsetzte. Dabei ist zu bedenken, daß das Heer in Deutschland mit Fug und Recht verehrt und geliebt wird, während es in Ungarn leider noch immer nicht populär geworden ist. Auch darüber kann man nicht staunen. Die Dienst- und Kommandosprache der in Ungarn dislozirten Truppenkörper der gemeinsamen Arme: ist Deutsch und die Fahnen und Embleme dieser Truppen sind nicht die ungarischen. In der Rede, die ich neulich im ungarischen Abgeordnetenhaus hielt, wies ich schon darauf hin, daß der siegreichen deutschen Armee, die uns immer als Muster hingestellt wird, die „Einheitlichkeit" fehlt, auf die angeblich das österreichisch-ungarische Heer nicht verzichten kann, daß sie sich aus vier Armeen zusammensetzt, die in vielen Dingen selbständig sind. Tie Selbständigkeit der bayerischen Armee hat der Schlagfertigkeit Deutschlands nicht geschadet. Wer aber in Ungarn an eine in ähnlichem Umfang selbständige Armee denkt, wird von den Machthabern als komisch oder gefährlich behandelt. Komisch und zugleich gefährlich scheinen mir aber die Politiker, die unser Land mit einer neuen Milliarde belasten
>^ wollen und "i^«;««"! 5" orroich"« ^rnin^n, siaö. .d.ungari-
: sch«,.TNWW.Mter ungarischen Fahnen, Wappen und Abzeichen ins Feld ziehen: eine „Begünstigung",.dere,n_,die. Soldaten jedes 'OjideS unVWndchenT-in DeutschMd AH erfreuen. Kein BesonneneVMn"Varuber staunen, daß die oppositionellen Parteien und

sicherlich alle Magyaren eine Armee, die den Ungarn kühl und
fremd gegenübersteht, mit den selben Gefühlen betrachten.
Trotzdem hat die Regirung offen erklärt, daß sie mit der Po-
litik der Kompensationen, zu der sich seit Iahren fast alle großen
Staatsmänner Ungarns bekannten, nichts zu thun haben wolle.
Ungarn soll Alles geben und dafür nichts oder höchstens ein paar
vage Versprechungen erhalten. Die Apathie, die nach den vorjäh-
rigen Wahlen im Abgeordnetenhaus herrschte, sollte ausgenützt
werden. O^rpe äiem! Doch kaum tauchte die „Militärfrage" auf,
so zeigten sich auch schon die alten Fiebererscheinungen wieder und
wir waren mitten in der Obstruktion, wie einst unter den Regirun-
gen Banffy, Szell, Tisza und Khuen. Graf Khuen und seine An-
hänger leben in verhängnißvollen Illusionen, wenn sie wieder ihr
altes Spiel beginnen und hoffen, diesmal werde es zu günstigerem
Ausgang führen. Schließlich: Ü8 n'ont risn appris ni risn oublis.
Sie wollen nicht begreifen, daß ihre Politik der Dynastie eben so
schaden muß wie der Armee, Oesterreich eben so wie Ungarn. Und
doch muß die Militärfrage endlich einmal beantwortet werden.
Man braucht kein Hexenmeister zu sein, um die einzige Mög-
lichkeit zu befriedigender Antwort zu erkennen. Da das ungarische
Parlament krank, das ungarische Wahlgesetz veraltet und erbärm-
lich schlecht ist (unter 20 Millionen Menschen sind kaum mehr als
1000 000 stimmberechtigt), muß ein modernes Wahlgesetz auf der
Grundlage des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechtes
geschaffen werden, das dem Parlament neues Blut zuführt und
es so wieder gesund und stark macht. Solchem Parlament idas uns
, seit Iahren versprochen, aber bisher nicht gegeben wurde) werden
die Fieberschauer der Obstruktion fern bleiben und es wird der
Militärfrage die dem militärischen und dem wirthschaftlichen An-
spruch genügende Antwort finden: weil es als wirkliches, impo-
nirendes Volksparlament die Kraft haben wird, seinen Willen
durchzusetzen. Was Bismarck den Deutschen erwirkte: das allge-
meine, gleiche und geheime Wahlrecht im Reich und die militärische
Autonomie in den Bundesstaate^:, Das kann auch uns Ungarn hei-
fen. Nichts Anderes. Soll die Krisis endlich aufhören, dann muß
unser Parlament sich in ein Volksparlament wandeln und die Lei-
stungfähigkeit des Landes, durch Entwickelung der Landwirthschaft
und der Industrie, gesichert und erhöht werden.
Zuerst Wahlreform, dann Wehrreform: Das ist die beste, ist
die einzige Lösung des alten Problemes,
Budapest. Graf Theodor Batthyany,
Mitglied des Ungarischen Reichstages.

Aphorismen.*)
scheint ein Bedürfniß der Menschen zu sein, bedeutende
Männer nach ihrem Tode in Stein und Bronze weiterleben
zu sechen. In Deutschland nimmt man es mit dem Weiterleben
nicht so genau. Da ist die Hauptsache, daß ein Komitee sich ent-
schließt, einem großen Mann ein Monument errichten zu lassen.
Dem Gedanken und dem Gefühl ist Genüge geschehen und der ge-
bildete (oder vielmehr der bebrillte) Deutsche, der die Kunst eher
durch das Gehirn als durch das Auge genießt, wird weniger
Werth auf die Erscheinung des Kunstwerkes als auf Das, was
es vorstellen soll, legen. Es geht der Bildenden Kunst darin wie
der Musik, Die monumentale Kunst gleicht der Oper: Beide
schleppen so viel. Beiwerk mit sich, daß die reine Kunst darunter

*) Reinhold Begas ist gestorben. Achtzehn Tage nach seinem acht-
zigsten Geburtstag, der ihm, endlich, den Excellenztitel gebracht hatte.
Ein Glücklicher. Der schlanke, dem schönsten Helden eines Künstler-
romans gleichende Mann hat alle Tränke, die langes Erleben ihm bot,
aus vollen Bechern geschlürft und die Schaumperlen mit lässiger Hand
aus dem fast kokett gepflegten Wallbart gewischt. Weiber und Kunst,
Wein und Iagd, Spiel und Sport hat er hitzig geliebt; viel länger,
als der Durchschnittsmenschheit gegönnt zu sein Pflegt. Daß er herrliche
Meisterwerke geschaffen habe, schaffe und, bis die Hand einst erlahmt,
schaffen werde, hat er nie bezweifeln gelernt; nie, daß Alle, die anders
dachten und urtheilten, Ochsen seien, blindes Rindvieh oder vom Neid
geblendete Knirpse (so redete er gern; lieber in noch derberem Ton).
Die Musik war ihm Heimath und der Greisende blickte, wenn er Beetho-
ven hörte, verzückt himmelan (und ähnelte dann einem Germanen-
moses, dem ein gnädiger Gott sich in Huld aus den Wolken zuneigt).
Er hatte eine Ehegefährtin erobert, die nicht nur eine schöne Frau,
eine Salonjudith aus dem Traum französischer Romantiker, war, son-
dern auch ein stets, bis ins Alter, zu Liebe und Haß reizendes Weib-
chen, ein Wunder an Temperament, Mutterwitz, pfiffigem Menschen-
verstand und natürlicher Lustigkeit. Und diese Frau, die sich, mit mar-
ternden Schmerzen noch, ihre eigene Welt fröhlichsten Lebensgenusses
erhielt, hinderte ihren Reinhold-Rami niemals, sich, wo ihms behagte,
die Sinne zu kühlen. Begas lebte wie ein Grandseigneur, heischte Be-
wunderung und ließ sich von Skrupeln die Lust nicht vergällen. Zu
einem Gebirg häuften sich ihm die Freuden; und oben thronte er, das
Tirolerhütchen keck auf dem Ohr, und schien mit dem kalten, hochmüthi-
gen Auge herabzurufen: So gebührt mirs! Die statuarische Würde
schwand erst, wenn er ins Schimpfen kam; und er konnte homerisch

leidet. Durch die Vorliebe des Deutschen für die monumentale Plastik werden die Künstler selbstverständlich nach dieser Richtung in Anspruch genommen, und da sie früh herausmerken, daß das Auge nicht der Sinn ist, mit dem ihre Leistungen gemessen werden, so bildet sich bei ihnen bald eine bemerkenswerthe Oberflächlichkeit in der Behandlung der Formen heraus. Diese Oberflächlichkeit wird dadurch noch gesteigert, daß man es liebt, Denkmale in Wälder und auf Berge zu stellen: eine überaus barbarische Sitte, die wohl zu keiner Zeit begabter Kulturvölker bestanden hat. Dadurch wird jeder Zusammenhang mit der Architektur aufgehoben, die als natürlicher Boden für die Skulptur zu betrachten ist. Die Liebe zum Walde ist dem Deutschen angeboren; und er glaubt, die Statuen müssen sich eben so wohl darin befinden wie er selbst. Die Bildhauerkunst verlangt, gegenüber der Malerei, vom Beschauer eine höhere Bildungstufe. Die Darstellungobjekte sind viel spärlicher als die der Malerei, welche die alltäglichen Vorschimpfen. Was die Neuen und Neusten machten, gar in Paris, war ihm Quark, Dreck, Mist, zum Kugeln komisch. Was seiner Kunst vorgeworfen wurde, kaum werth, von seines Fußes Spitze weggestoßen zu werden. Ie heftiger die junge Künstlerschaft und Kritik sich gegen ihn wandte, desto wilder wurde er, Himmlisch roh. Und allzu oft that man ihm Unrecht. Sein Bismarck (vor dem Reichstag), sein Wilhelm (vor dem Schloß) sind schlimm (Monumentalmenagerien nannte sie sein Freund Lenbach); und haben dennoch Details, die Keiner ihm nachmacht. Und seine Frauenleiber, seine Portraitbüsten (Menzel), der Wurf, der Schmiß des Neptunbrunnens: nein, liebe Leute, einDutzendgünstling war Der nicht. Ein Könner von Meisterrang; in unserem deutschen Norden, wo die Plastik oft eine verlorene, verschüttete Kunst scheint, fast die letzte urmächtige Bildhauerfaust. Ein ungemeines Talent, das unter anderem Himmel vielleicht ins Geniemaß gewachsen wäre. Die wilhelminische Aera hat ihm sehr geschadet; im Tiefsten. Und er hats, so fern ihm der Hang zu Selbstkritik blieb, empfunden und manchen innigen Fluch von der Lippe gelassen. Was er unter stilleren Sternen auch im Monumentalen vermochte, lehrt sein Schiller (vor dem Hofschauspielhaus); mit den starken und schlichten Weibern und der unvergeßlich feinen, in sich verbrennenden Gestalt des Poeten ists so ziemlich das einzige Denkmal, das wir, nach Schlüters Kurfürsten, einem kultivirten Gast zeigen können. Daß der Glaube, der Begas für einen geistlosen Macher ausgab, aus thörichtem Vorurtheil kam, mußte ein zur Einfühlung in Kunstgebilde erzogenes Auge merken. Auch die Aphorismen, die er einst für die „Zukunft" schrieb, zeugen für seine an Schopenhauer geschulte Intellektualkraft; deshalb habe ich aus den vergriffenen Bänden ein paar hier noch einmal zusammengestellt.

gänge in der Natur nachreder Richtung hin behandeln und durch
Farbe, Licht und Schatten geschmackvoll serviren darf. Die Plastik
hingegen, die mehr als eine Uebersetzung des Angeschauten be-
trachtet werden muß, darf sich nicht von dem visionären, dichte-
rischen Element in der Kunst entfernen, ohne banal zu werden.
Das Studium des Nackten und des griechischen Gewandes
wird immer eine der nothwendigsten Bedingungen sein, um den
modernen Statuen ein ergänzendes Beiwerk idealer Gestalten hin-
zuzufügen. Da eine menschliche Hose nun leichter als ein mensch-
liches Bein zu gestalten ist und da durch unsere Geschmacksrichtung
Hosen öfter als nackte Beine verlangt werden, so ist das Studium
des Nackten um so nothwendiger, um den Unterschied zwischen
einem menschlichen Knie und dem Knie einer Ofenröhre prägnan-
ter, als es bisher meist der Fall war, hervortreten lassen zn kön-
nen. Leider ist der Realismus sehr in der Mode und es ist schwer,
gegen den Strom zu schwimmen. Man liebt, auf Kosten der Haupt-
sache das Unwesentliche zu betonen; es gilt als größere Sünde,
eine Schnalle am Riemenzeug eines modernen Pferdes zu ver-
gessen, als die Hand, welche den Zügel führt, in Haltung und
Form zu vernachlässigen.
Die Deutschen (vermöge ihrer kritischen und philosophischen
Anlage) sind mehr für die Wissenschaften als für die Bildenden
Künste geschaffen; der Genuß an der reinen Form, wie wir ihn
an den Griechen verkörpert sehen, genügt dem Deutschen nicht; er
will sich bei einem Kunstwerk auch „Etwas denken" können. Da
er nun diesen Wunsch, sich Etwas denken zu können, bei einem
griechischen Torso oder bei dem Satz eines beethovenschen Quar-
tetts nicht zur Genüge befriedigen kann, so geht er lieber in die
berliner Nationalgalerie, um die papiernen Gedanken eines Cor-
nelius, oder in die Oper, um ein Drama mit musikalischer Bei-
lage zu genießen. Man ist allgemein der Ansicht, daß das Zu-
sammenwirken mehrerer Künste den Werth eines Kunstwerkes er-
höhen müsse. Das ist ein großer Irrthum. Wenn Tizian eine
Statue des Phidias bemalt hätte: Einer hätte dem Anderen ge-
schadet. Ein shakespearisches Drama kann nicht in Musik gesetzt
werden, ohne zu verlieren, und dem wahren Kunstverständigen
wird die Musik durch Dinge, welche die anderen Sinne beschäfti-
gen, verleidet werden. Es ist sonderbar, daß die gebildete Menge
die Kunst nicht durch das Auge allein, sondern mit Hilfe der Kri-
tik, die Musik nicht durch das Ohr allein, sondern mit Hilfe des

Auges genießen mutz. Ob Das Schwäche oder größere Einsicht ist, will ich dahin gestellt sein lassen.

In der Kunst müssen sich Form und Gedanke decken; es giebt für den Künstler keine Gedanken, die nicht mit der Form zusammengedacht werden. Ein schlagender Beweis für diese Ansicht ist Cornelius: einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, der aber der Kunst eigentlich fern stand. Die gesammten Schöpfungen die« ses genialen Kopfes haben nicht den künstlerischen Werth eines holländischen Stillebens aus bester Zeit. Diese Anschauung wird gewitz von allen künstlerischen Nationen gebilligt, nicht immer aber von der deutschen, die leider noch nicht in allen ihren Theilen dazu gehört.

Kritiker bilden sich aus Naturen, die für das Schöpferische in der Kunst zwar wenig Begabung haben, deren Urtheil und Geschmack jedoch sehr ausgeprägt zu sein scheint, Ihre künstlerischen Leistungen sind in den meisten Fällen dilettantisch. Nun lehrt die Erfahrung, daß, je weniger die Formenkenntnitz und das Gestaltungvermögen entwickelt ist, um so bestimmter das Urtheil auftritt. Ie größer ein Künstler ist, desto mehr wird er zweifeln und tasten; absolute Sicherheit ist immer ein Zeichen der Schwäche in der Kunst, Nur der Kritiker glaubt, nicht allein ein sicheres Urtheil, sondern auch das Recht zu haben, es überall auszusprechen. Auf einem Rennplatz würde Derjenige, welcher den Männern des Sports über den Sitz zu Pferde, über die Haltung der Zügel und Aehnliches einen Vortrag hielte, selbst aber in seinem Leben höchstens einen Eselsritt mitgemacht hat, verlacht oder ignorirt werden, während die bescheidenen Künstler um die Gunst dieser Herren buhlen. Wohl in keinem Lande ist die Kunstkritik entwickelter als in Deutschland. Das bestätigt aber nur das schon früher Gesagte über die mangelhafte Begabung vieler Deutschen für die reine Kunst. In der Kunst reicht das Urtheil eines Ieden schließlich eben nur bis zu der Grenze, die er mit eigenen Leistungen zu erreichen vermag.

„Niemand ist unersetzlich": auch ein Ausspruch der, wie so viele andere, durch beständiges Wiederholen nicht richtiger wird. Beethoven ist nicht zu ersetzen: nach ihm schreibt Keiner mehr eine Neunte Symphonie, so wenig sie vorher Einer geschrieben hat. Und ist Goethe, Shakespeare, Phidias zu ersetzen? Solche Aussprüche sind von der kompakten, fest zusammenhalten-

den Masse der Mittelmäßigen gegen die über das Mittelmaß hinausragenden Geister erdacht und sie sind der Ausdruck des Neides (der ja mitunter auch in Kommissionen einen Platz findet).
„Vier Augen sehen mehr als zwei", sagen die Anbeter der Kommissionwirthschaft. Ia, wenn sichs darum handelt, Eicheln zu suchen! Ein großes Kunstwerk kann immer nur von Einem erdacht, ausgeführt und schließlich auch beurtheilt werden.
Große Geister gleichen Kometen, die einen Schweif von Sezessionisten hinter sich herschleppen. Diese Parasiten saugen sich fest und entziehen ihrem Meister oft noch unreife Gedanken, die sie dann fertig stümpern, ehe der Meister sie fertig gedacht hat.
Der Baum ist wohl von keiner Nation mehr geachtet als von der deutschen; gewiß mit Recht. Diese Achtung sollte sich aber mehr auf die Bäume beziehen, die auf der richtigen Stelle stehen. Ein Forsthaus im Walde, hinter alten Bäumen versteckt, ist reizvoll und malerisch. Ein Museum mitten in einer Stadt, hinter Bäumen versteckt, ist absurd. Buschwerk in Verbindung mit Architektur und Plastik muß ihnen in bestimmten Formen angepaßt werden. Wie es ungeschickt wäre, einen Urwald mit Springbrunnen und Topfgewächsen zu versehen, eben so ungeschickt ist es, einen Park zum Urwald auswuchern zu lassen.
Um in der Kunst etwas Hervorragendes zu leisten, bedarf es einer gewissen Dreieinigkeit: einer nmnnlichen Energie, einer weiblichen Zartheit und einer kindlichen Naivetät.
Die Bildhauerei, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll, verlangt von dem Künstler drei Haupteigenschaften: die Gesundheit eines Bauern, den Geist eines Dichters und die Geduld einer Kranken wärterin.
In der Kunst beginnt die Hauptarbeit außerhalb des Ateliers: in der Beobachtung und dem Zurechtlegen des technisch Möglichen für die Arbeit im Atelier. Beim Arbeiten nach der Natur beobachte man lange und scharf und arbeite schnell und sicher,
Blutsverwandtschaft bindet nicht; nur die Gleichheit der Gei-

ster und des Empfindens führen zusammen. Es giebt auf allen Gebieten große Familien, deren Mitglieder einander auf den geringsten Wink verstehen: Künstler, Gelehrte, Taschendiebe.
Geist findet sich immer nur bei einzelnen Individuen. Die Öffentliche Meinung ist immer geistlos. Man nennt Das „Stimme Gottes", während sich die Stimme Gottes doch nur in einzelnen Menschen offenbart. Hexen wurden nach Öffentlicher Meinung verbrannt. Mozarts „Don Iuan" wurde in Mailand von der Öffentlichen Meinung ausgepfiffen.
Wir leben in einer Zeit, in der einem Jeden mit dem Frühstück seine Portion Öffentlicher Meinung in Form einer Zeitung servirt wird, für die eine kleine Zahl betriebsamer Naturen verantwortlich ist. Es ist eine Art Injektion fremder Gedanken, das eigne Nachdenken wird aufgehoben, der Geist bleibt ungeübt, denn es wird Iedem ein fertiges Urtheil über alles Mögliche gereicht. Dieses Verfahren wird mit der Zeit zu einer völligen lirtheilslähmung führen. Deshalb ist Zeitunglesern zu empfehlen, nur die in den Iournalen mitgetheilten Thatsachen zu beachten.
Der Geist ist nicht erblich und nicht übertragbar. Wie wäre es sonst möglich, daß in Italien und Griechenland, wo die Produkte geistreicher Künstler aufgestapelt sind, heutzutage eine kleinliche, frivole Kunst geübt wird? Man sieht, wie wenig Eindruck die Umgebung auf den Unbegabten macht. Wenn es anders wäre, müßten in erster Linie Galeriediener große Künstler werden.
In der Kunst gilt das Auge mehr als die Hand. Der Dilettant sagt: Ich sehe zwar Alles richtig und genau, kann es nur nicht machen. Er irrt darin: wer richtig sieht, kann es auch gestalten. Er versuche nur, zum Beispiel, die Konturen eines Pferdes in Punkten darzustellen, und er wird finden, wie fast alle Punkte auf dem unrichtigen Platze stehen.
Trotz allen Galerien ist das Wachsfigurenkabinet das Museum, das dem Geschmack der Majorität am Meisten entspricht. Es appellirt an ein Täuschungvermögen niederer Organismen und verursacht eine Wirkung, ähnlich derjenigen der Vogelscheu-

chen auf dem Felde, mit dem Unterschiede, daß das Thier davon abgeschreckt, der Mensch aber angezogen wird.

Um ein richtiges Urtheil über die Bedeutung eines Kunstwerkes zu hören, wende man sich in erster Linie an Weiber. Ihr ganzes Wesen steht der Empfindungwelt näher als das der Manner, deren Denkungweise spekulativer veranlagt ist und deren Ge-Hirn in den gebildeten Kreisen, wenn nicht außergewöhnliche Begabung vorhanden ist, durch alle möglichen Examina dieEmpfanglichkeit für die Eindrücke der schönen Künste verloren hat.

Der Künstler, der nach der Natur einen bedeutenden Kopf malt oder meißelt und nicht die geistige Begabung seines Modells besitzt, wird, da er nicht im Stande ist, dessen Bedeutung zu erfassen, wohl die Formen, aber nicht den Geist seines Modells zum Ausdruck bringen können. Er spielt gewissermaßen nur die Noten, ohne die Musik zu verstehen. I

Einer der sichersten Beweise für den Niedergang des künstlerischen Geschmacks in der Musik ist das sogenannte Potpourri, eine Zusammenstellung künstlerischer Motive, die einer Statue gleichen würde, bestehend aus dem Torso ber Venus von Milo mit dem Kopf eines lachenden Satyrs.

Ein echtes Kunstwerk muß in jedem Stadium der Entwickelung in sich fertig und abgerundet sein. Die Undollkommenheit darf nicht durch den Mangel an Vollendung entschuldigt werden. Ein Ei ist auch noch keine Henne: und ist doch schon abgerundet und vollendet.

Die Erziehung der Deutschen ist im Allgemeinen eine unverständige uud unpraktische. Man sollte den Schwerpunkt mehr auf das Können als auf das Wissen legen. Das Können bestimmt nicht allein den Reichthum einer Nation, sondern auch ihre geistige Bedeutung. Man betrachte nur das alte Griechenland und Rom, das moderne Frankreich und Iapan. Wenige Gymnasien würden ausreichen, um Diejenigen zu erziehen, welche sich den Staatsgeschäften zu widmen gedenken; alle übrigen Schulen müßten in Kunst- und handwerkerschulen verwandelt werden: in Schulen, in denen das Können gelehrt wird. Die Rückbildung der menschlichen Hand zur Hummerschere würde dadurch verhindert; und die auf

schwächlichen Gestalten ruhenden, durch übermäßiges Wissen auf-
geblasenen Köpfe würden, zu ihrer Normalform zurückgekehrt,
ihren spalierobstartigen Charakter verlieren.
Der Hang zur Einsamkeit ist immer ein Zeichen inneren Lebens
und der Begabung; wer die Einsamkeit meidet, giebt zu verstehen,
daß er im Verkehr mit sich selbst in schlechter Gesellschaft ist.
Ie schwächer ein Individuum ist, desto mehr hat es das Be-
dürfniß, sich an andere anzuschließen und eine Familie zu bilden;
starke Hirsche wechseln immer allein.
Viele Künstler vertheidigen ihre schwächsten Arbeiten am Leb-
haftesten, wahrscheinlich, weil sie weniger anerkannt werden. Es
geht diesen Werken wie kranken Kindern, die von ihren Erzeugern
am Meisten geliebt und verzogen werden.
Eine für ein auszuführendes Kunstwerk bestimmte gute Skizze
gleicht einem gesunden Kinde, das im Wachsen und Fertigwerden
immer schöner und kräftiger wird, während in einem mangelhaften
Entwurf bei dessen fortschreitender Entwickelung die darin ent-
haltenen Fehler immer größer und deutlicher zu Tage treten.
Wir sprechen von der Antike mit Recht als von einem Heilig-
thum, aber nicht Alles, was antik ist, ist darum gut; es gab da-
mals wie heute talentvolle und talentlose Künstler; nur wurden
damals die begabten von dem Verständniß ihrer Mitbürger ge-
tragen, was heute leider nicht der Fall ist.
Ein großer Künstler wird nie ein guter Redner sein; seine
besten Reden sind: seine besten Werke.
In den äußeren geselligen Formen bewegt sich jeder Mensch
wie in den Enceinten einer Festung, während seine innersten Ge-
danken in einem kasemattirten Gewölbe lagern, zu dem er allein
den Schlüssel hat.
Aphoristische Bemerkungen eines bedeutenden Künstlers über
die Kunst verhalten sich, wenn sie auch noch so geistvoll sind, zu
seinen Werken wie die Melasse zum raffinirten Zucker.
Reinhold Begas.

Gott und die Vernunft.

ÄMLas man unter Religion zu verstehen habe, hängt von dem Verhältniß ab, in das man Gott und die Vernunft zu einander setzt. Ein altes Problem, das in den Zeiten reifer Kultur das Gährungferment für die historische Entwickelung der Lebensformen aller Religion wurde. Seine Lösung, also eine bestimmte Auffassung des Verhältnisses von Gott und Vernunft zu einander, liegt zwischen Mystizismus und Rationalismus. Dem Mystiker hat das Gott-Erleben nichts mit der Vernunft gemein; Gott ist ihm der Urquell seines Lebens, dessen unendlicher freier Grund, den er, jenseits von aller Vernunftfunktion, nach stiller Selbsteinkehr erfaßt. Die Vernunft dagegen ist ihm ein endliches Wissen, das an der Oberfläche haftet und nur das äußere Leben begreift, ohne eine Beziehung zu Gott vermitteln zu können. Für den Rationalismus (das Wort im weitesten Sinne genommen) wiederum ist Gott die (freilich unerkennbare) Idee des Unendlichen, die das Ziel des Wissens zeigt. Im besten Fall erklärt er es für ein unerreichbares Ziel, ,dem doch das Erkennen in fortgesetzter Arbeit zustreben solle; jedenfalls vollendet sich ihm das Wissen in Gott als dem Urgrund und Ziel des Wissens selber. Diese beiden äußersten Gegensätze haben sich in der Geschichte zu mannichfachen Formen religiöser Anschauung vereint; und immer wieder, wenn es galt, für das neu erwachte religiöse Bedürfniß die feste Form zu suchen, sollte sie Gott und die Vernunft in Einklang setzen, sollte sie das geistiges Glück schaffende Ergebniß sein, zu dem die Gott-Idee mit den Nothwendigkeiten des Wissens verschmolzen war.

Heute ist es nicht anders. Auch bei uns ringt das religiöse Bedürfniß machtvoll nach Ausdruck und also nach Form; und wiederum möchte man Gott und die Vernunft zu solcher Form vereinen; Gott, von dem eine Vorstellung (wir wissen selbst nicht, woher sie kam) in uns lebt, und die Vernunft, die sich uns als ein sehr differenzirtes System des Wissens entfaltet hat. Und wenn wir die ersehnte Form suchen, so ist uns in höherem Sinn gleichgiltig, ob alte Lehrmeinungen bestätigt bleiben oder vor unserer Sehnsucht verworfen werden. Was kümmert uns die Frage, ob Iesus gelebt habe oder nicht, so lange uns nicht aus den tieferen Gründen Klarheit entgegenleuchtet? Haben wir denn schon ausgemacht, was Gott ist? Ob er ein Unerkennbares ist und ob, was wir von ihm in uns zu erleben glauben, ein Produkt der Vernunft sei? Wir sind zu lange „ungläubig" gewesen und haben dabei zu Vielerlei gelernt, um ohne Bedenken wieder an den Altären zu beten, die wir verließen. Wir schmähen sie nicht; und vielleicht kehren wir nach einer Weile zu ihnen zurück und bestrahlen sie dann mit dem Licht, das wir uns zuvor entzünden wollen. Wir haben eine schwere Arbeit zu thun: wir müssen wieder Gott in uns schaffen, der dieses Licht ist; wir müssen eine Philosophie gewinnen, in der die Vernunft

in Gott mündet und von Gott kommt. Wer aber heute in dem Streit
um eine alte Form der Religion mitkämpft, Der folgt zwar dem dunk-
len Drang zu Gott; aber sein Bemühen ist unfruchtbar, weil er der
Stimme der Vernunft nicht achtet.
Was Gott früher war, gilt uns gleich; wir suchen unseren Gott.
Und soll Gott in uns lebendig werden, so muß, uns auch wieder die
Frage nach seinem Verhältniß zur Vernunft die Vor- und Grundfrage
sein. Wir können die Vernunft nicht zum Schweigen bringen. Also
redet uns nicht von taubem, blindem Glauben; diesem alten Kittel sind
wir Mündige entwachsen. Wer mir den bloßen Respekt vor alten Satz-
ungen abzwingen will, Den weise ich von mir. Dem sage ich: Die Vor-
bedingung für alle religiöse Erneuerung ist, daß meine Vernunft in
eine Beziehung zu Gott gelange, aus der sie höhere und freiere Wir-
kungmöglichkeit zu schöpfen vermag. Erst dann kann mir auch wieder
das Historische ein „geistiger Wahrheitwerth" sein.
Also müßten wir in den alten Widerstreit zwischen der endlichen
Vernunft und der Idee des Unendlichen zurückkehren? Und wieder an
die Sisyphusarbeit gehen, ein transszendentes Weltgebiet zu stabi-
liren, das der Vernunft unerreichbar wäre und dennoch zu ihr in Be-
ziehung gesetzt würde? Unsere Zeit scheint ja dahin zu neigen, scheint
mächtig zu der idealistischen Metaphysik hingelockt zu werden. Die setzte
Gott, wie er von je/her gesetzt war: als das ^Unerkennbare". Hüten jwir
uns, ihr darin zu folgen! Das hieße: Gott rationalisiren, Gott als
eine der Vernunftfunktion unterworfene Realität setzen. Indem solche
Metaphysik Gott als das „Unerkennbare" nimmt, hat sie ihn in Wahr-
heit dem Begriff der Erkennbarkeit ausgesetzt. Sie will ihn vorstellen,
sie will ihn in einem Vernunftakt Produziren und sagt von ihm aus,
daß er nicht vorzustellen, nicht zu Produziren sei; nicht etwa, weil sie
ihn der Vernunftfunktion, dem Erkennen, entrückt, der Frage nach der
Erkennbarkeit gar nicht ausgesetzt annimmt, sondern, weil sie das Er-
kennen nicht für vollkommen genug ansieht, um diesen höchsten Gegen-
stand zu erreichen.
Hier ist der Grundirrthum alles Rationalismus aufgedeckt: wer
das Unendliche für unerkennbar erklärt, hat es damit als einen Gegen-
stand des Erkennens gesetzt; trotz der Negation. Das Unendliche ist
weder erkennbar noch unerkennbar; es ist dem Begriff der Erkennbar-
keit überhaupt entrückt. Die Vernunft ist eine in sich beschlossene Funk-
tion, hat eine in sich organische Gesetzmäßigkeit, die ihr ganzes Gebiet
zu erschöpfen vermag. Es ist ein Widerspruch, ihr ein Gebiet zuzuwei-
sen, das dennoch nicht ihr Gebiet sein soll. Es giebt kein Unerkenn-
bares für die Vernunft; was für sie Gegenstand ist, ist erkennbar.
Wer Gott als das Unerkennbare setzt, muß für ihn ein jenseits
von aller Vernunft liegendes Weltgebiet nehmen und, trotz allen Ver-
wahrungen, trotz der Behauptung der Unerkennbarkeit, die endliche
Wirklichkeit aus der jenseitigen Weltschicht heraus begründen. Er
muß metaphysische Konstruktionen versuchen und darüber hinaus sich

mit einer Kosmologie abmühen, in der er die endliche Welt aus dem Unendlichen entstehen läßt. Ieder muß es; nicht nur der idealistische MetaPhysiker: auch der Offenbarungtheologe.

Uns aber ruft die Zeit, die Vollkommenheit der Vernunft einzusehen. Es giebt keine Metaphysik für das Begreifen, insofern sie eine für das Begreifen transszendente Weltschicht behauptet; und es giebt keine metaphysische Kosmologie.

Gott ist weder erkennbar noch unerkennbar. Das ist die Fundamentaleinsicht, zu der wir gelangen müssen, wenn wir dem Rationalismus entgehen wollen, der mit Plato begann und in Hegel seinen größten Verkünder fand. Dennoch: es wäre ein kläglicher Wille, der uns hieße, den Trieb, der durch Iahrtausende hindurch die Geistesgeschichte geformt hat, zu verleugnen, nur weil wir das Mißlingen ausrechnen können. Der Trieb, Gott und die Vernunft in Einklang zu setzen, ist sicher gut; denn wir sehen ja, daß aus ihm die Geschichte wächst. Und ausrechnen können wir nur, daß für uns eine neue Art gelten muß, ihm zu folgen.

Dann aber muß noch eine Beziehung zwischen Gott und der Vernunft zu denken sein; eine, in der Gott kein Gegenstand des Erkennens ist und in der er dennoch die Vernunft zu sich hinlenkt und beherrscht als ihr Gipfelpunkt. Giebt es eine solche Beziehung? Ich will versuchen, den Weg anzudeuten, auf dem wir sie finden können.

Wie entsteht mir Gott? Wie und wo gelange ich in meinem Erkennen zu Gott oder zur Idee des Unendlichen? Ich gelange zu ihr in einem besonderen Vernunftakt. Fichte nannte ihn die intellektuelle Anschauung; ich nenne ihn (aus einem bestimmten Grund) Selbstreflexion. In ihm erhebe ich mich über mein eigenes Erkennen oder Wissen, indem ich gleichsam in mich hineinschaue. Ich erhebe mich zu einem „Wissen des Wissens", wie es Fichte nennt. Da sehe ich, wie mein Erkennen oder mein Thun seine Inhalte, seine Erkenntnißprodukte aus sich heraussetzt und wie es gerade dabei nicht frei, sondern „gegeben" ist. Ich kann nicht absolut freischöpferisch meine Erkenntnißprodukte aus mir erzeugen und sie während des selben Athemzuges in meinem Besitz haben; mein Erkennen ist vielmehr durch seine Inhalte und in ihnen bestimmt. Mich beherrscht auch da eine Gesetzmäßigkeit, nach der ich meine Erkenntnißinhalte Produzire; und deshalb und insofern nennen wir unser Erkennen gegeben oder endlich. Diese Endlichkeit des Erkennens erlebe ich in dem Akte der Selbstreflexion.

Indem ich aber so mein Erkennen als endlich habe, ist mir damit unmittelbar zugleich die Idee des absolut freien Thuns oder des Unendlichen erwachsen; ist mir Gott entstanden. Wie ich nicht „klein" sagen kann, ohne den Begriff der zugehörigen Relation „groß" zu haben, wie ich nicht „Ursache" denken kann, ohne den Begriff der „Wirkung" in mein Bewußtsein aufzunehmen, so kann ich in der Selbstreflerion

nicht mein Erkennen als gegeben oder endlich setzen, ohne es in unmittelbarer Relation zu dem absolut freien oder unendlichen Thun zu haben. Darum «der nenne ich den Akt, in dem ich mein Thun als endlich erfahre, Selbstreflexion: weil ich darin die Entäußerung meines Erkennens zu seinen Inhalten oder Produkten auf dieses mein Erkennen selber zurückziehe, insofern es ein absolut freies Schaffen wäre. Mein Erkennen hat mir als seinen eigenen Urgrund die Idee der freischöpferischen Thätigkeit, die Idee des Unendlichen oder Gott. So erlebe ich Gott als die Idee des Unendlichen; aber ich erlebe sie nur in unmittelbarer Relation zu dem Endlichen.

Damit ist das Verhältniß der Vernunft zu Gott bestimmt. Doch wir müssen über diese Bestimmung volle Klarheit gewinnen: sonst könnte uns Gott trotzdem wieder das „Unerkennbare" oder gar ein Erkennbares werden. Wenn die Schwerkraft des Falles der Körper nach der Erde zu die Ursache genannt wird, so begreifen wir damit den Fall der Körper als gesetzmäßige Wirkung. Was ist uns in der Erfahrung da? Nur das Fallen der Körper. Erst unter dem Gesichtspunkt der Schwerkraft als einer Ursache erscheint es uns als Wirkung, begreifen wir es als Wirkung, Die Schwerkraft also ist nur Prinzip unseres Begreifens, aber sie ist kein Gegenstand der Vorstellung, des Erkennens. Wer würde wohl den tollen Gedanken fassen, die Schwerkraft vorstellen, als Erkenntnißinhalt Produziren zu wollen! Und ist sie etwa eine Wirklichkeit in dem selben Sinn wie der Fall der Körper? Kein denkender Naturforscher wird dezwefeln, daß sie nur ein Begriff, ein Gesetzesschema ist, das wir zum Zweck des Begreifens an den Fall der Körper heranbringen; daß sie aber nicht irgendwo in der Erde verborgen sitzt. In Bezug auf die Schwerkraft kann also gar nicht die Frage nach der Erkennbarkeit oder Unerkennbarkeit gestellt werden; und sie ist nicht wirklich, sie ist nur Prinzip des Begreifens.

Diese selbe Ueberlegung, die hundertfach bei den Methoden des naturwissenschaftlichen Begreifens wiederholt werden kann, gilt auch für die Philosophie, die mit dem Akte der Selbstreflexion anhebt. Wie der Fall der Körper zur Schwerkraft, genau so verhält sich die Vernunft zu Gott. In der Selbstreflexion erwächst mir nur eine Forderung an das Begreifen: ich soll mein Erkennen unter dem Gesichtspunkt des Unendlichen als eine Endlichkeit begreifen; ich soll die Endlichkeit als solche begründen oder begreifen, ich soll aber nicht das Unendliche oder Gott begreifen. Ienes ist das eigentliche Geschäft der Philosophie; Gott ist nur das Prinzip dieses Begreifens. Er ist weder erkennbar noch unerkennbar; und er ist für das Begreifen unwirklich. Ich habe in der Erfahrung jenes Aktes der Selbstreflexion nur mein Erkennen, nichts Anderes; es erscheint mir erst als endlich, wenn ich es unter die Idee des Unendlichen stelle. Ich müßte den Vorgang völlig verkennen, wollte ich jetzt diese Idee selbst wieder zu einem Gegenstand, zu einem Inhalt des Erkennens machen; sie ist der Frage nach der Erkennbarkeit entrückt. Gott also hat für das Begreifen eine

sehr rationale Bedeutung, die an und für sich mit der Religion nicht
das Mindeste zu thun hat. Seine Bedeutung erschöpft sich darin, daß
wir das Erkennen endlich nennen und als endlich begreifen.
Volle Klarheit aber wird uns hier erst, wenn wir den Sinn dos
Wortes „endlich" bedenken. Er kann unmöglich der alte, hergebrachte
bleiben; denn danach ist das Endliche ein Unvollkommenes, dem das
Unendliche als das Vollkommene, aber Unerreichbare gegenübersteht.
Endlich heißt für uns das Erkennen nur, insofern es sich dem philo-
sophischen Begreifen durch den Akt der Selbstreflexion in einer be-
stimmten Organisation enthüllt, die sein Gesetz ist, nach dem es sich
vollzieht, und die das philosophische Begreifen eben auszubreiten hat.
Die Vernunft ist innerhalb ihrer Organisation, wenn wir sie auch end-
lich nennen mögen, vollkommen und sie hat keinen unerreichbaren Ge-
genstand. Darin besteht die Abkehr vom Rationalismus, der fälschlich
das Endliche als das Unfertige setzt und deshalb Gott zum Unerkenn-
baren machen muß; und darin besteht die Einsicht,.die den alten Wi-
derstreit zwischen Gott und der Vernunft zu schlichten vermag.
Denn nun haben wir zwischen Gott und der Vernunft die Be-
ziehung gefunden, die wir als nothwendig einsahen, wenn für uns ein
Einklang möglich sein sollte. Erstens ist Gott nicht zum Gegenstand
der Erkenntniß gemacht. Mein ganzes Erkennen setze ich in der Selbst-
reflexion als endlich; es giebt in ihm nichts, das unendlich wäre. Eine
Vorstellung von einem absolut freien Thun, das seine Produkte frei
schöpferisch aus sich heraussetzte und sie dabei doch als die seinen und
als sein Wesen hätte, eine solche Vorstellung von dem Unendlichen
giebt es für mich innerhalb meines Erkennens nicht, auch nicht in dem
Akte der Selbstreflexion. Zweitens aber ist Gott auch nicht als das
„Unerkennbare" gesetzt; denn dann wäre er ein Glied der erkennbaren
Wirklichkeit, wenn auch nur ein potentielles, in der Unendlichkeit oder
in der unendlichen Zukunft erfaßbares. Alle Wirklichkeit dagegen er-
scheint mir in der Selbstreflexion,als endlich, als gegeben; also gehört
Gott nicht zu ihr. Gott ist unwirklich im Verhältniß zu meinem Er-
kennen, zu meiner Wirklichkeit. Drittens erscheint Gott als der Gipfel-
punkt, zu dem die Vernunft hingelenkt wird und an dem sie sich erfüllt:
Gott wird für das philosophische Begreifen das Maß der Vernunft.
Damit nicht von vorn herein scheine,- als ob diese Gedanken in die
Luft gebaut seien, will ich zwei Einwände erwähnen, die der kritische
Leser sofort machen wird. Erstens wird er nach der Beziehung der
„Wirklichkeit" zur Vernunft fragen. Ist nicht die Wirklichkeit Das,
was erkannt werden soll und was dem Erkennen „gegeben" ist? Dann
wären allerdings meine Ableitungen falsch. Ich aber behaupte, daß
unsere Erfahrung und also unser Erkennen selbst das Wirkliche ist;
daß die gesammte Wirklichkeit nur als die Produktion meines Erken-
nens begriffen werden kann, als durch mein Erkennen und in ihm ent-
standen. Das Erkennen ist das Wirkliche und das Gegebene; und die
Außenwelt ist meinem Erkennen nur in einer anderen Art gegeben als

die Inhalte meines Denkens. Das kann ich hier nicht beweisen; aber
ich glaube, es in einer Erkenntnißlehre („Das Sein als Grenze des
Erkennens", Du Mont-Schaubergs Verlagsbuchhandlung in Cöln)
bewiesen zu haben. Zweitens wird man nach der Stellung des philo«
sophischen Begreifens fragen. Was ist denn nun das philosophische Be-
greifen selbst, das unserErkennen als endlich begründet? Gehörtes nicht
auch zum Erkennen? Meine Darstellung könnte den Schein schaffen,
es stehe wie eine Uebervernnnst jenseits von Gott und der Endlichkeit,
Hier muß der Hinweis genügen, daß es wiederum die Sache der Er-
kenntnißlehre ist, sich selbst, ihr eigenes Verfahren zu begründen. Auch
das philosophische Begreifen ist endlich und es wird in die Begrün-
dung alles Erkennens als einer Endlichkeit hineingenommen.
Also hätten wir zwar Gott zu einem für die Vernunst fruchtbaren
Begriff gemacht, aber ihm auch seine Funktion für das religiöse Be-
dürfniß entzogen? Denn was soll der religiöse Mensch mit einem
Prinzip des Begreifens ansangen? Wer weiß? Vielleicht haben wir
diesem Menschen seinen Gott geschaffen, indem wir die übergreifenden
Ansprüche der Vernunst abweisen. Allerdings: Gott ist weder erkenn-
bar noch unerkennbar und er ist nicht wirklich für die Vernunst, für
das Begreifen; dennoch ist uns die Idee des Unendlichen oder Gott
völlig „bekannt". Auch die Schwerkraft ist weder erkennbar noch un-
erkennbar und nur ein Prinzip des Begreifens; aber sie ist uns völlig
bekannt. Wir haben die Vernunst als eine in sich organisch beschlossene
Funktion erfaßt, für die es keine Transszendenz gebe; aber wir haben
eben so die Idee des Unendlichen in Sicherheit gebracht. Wie wir in
dem Fallen der Körper die Schwerkraft unmittelbar erleben, so er-
leben wir in der Selbstreflexion Gott unmittelbar an der Endlichkeit
unseres wirklichen Thuns. Und Religion ist die Erhebung zu diesem
Erlebniß, ist die Versenkung des Wirklichen als eines endlichen Thuns
in Gott. Der Mystiker hat Recht, der da sagt: Gott lebt in mir und ich
lebe in ihm. Religion ist das Verweilen in dem Gegensatz von End-
lichem und Unendlichem; und da das Endliche stets ein Produziren
von wirklichen Erkenntnißwerthen, da es das Leben in seiner ganzen
Fülle und Ausdehnung ist, so heißt Das für die Religion, daß sie die
Erfüllung des Lebens mit dem Unendlichen, mit Gott sei.
Das Alles sind nur Ergebnisse. Für die Erneuerung der Reli-
gion brauchen wir eine Philosophie, welche die Ergebnisse ableitet und
entfaltet. Das ist ein Werk, zu dem die ganze schöpferische Energie der
Kulturdurstigen sich entladen muß. In meiner Erkenntnißlehre hab«
ich versucht, solcher Philosophie den Grund zu legen. .
Bonn. Dr. Ludwig Coellen.

Monopole.

Meedes Monopol wird gehaßt. Konsumenten und bedrängte Produ-
zenten lehnen sich dagegen auf und wollen die Staatsgewalt mo-
bil machen. Deren Losung ist dann gewöhnlich, wenn der Kampf einem
Privatmonopol gilt: Ots-toi, c^us zs m'x mstts! Ietzt denkt man wieder
an ein Reichsmonopol für den Petroleumhandel. Im März hatte
ein Nationalliberaler im Reichstag davon gesprochen. Aber das
Thema blieb unerörtert. Der Geist Rockefellers schwebte über den
Köpfen der Volksvertreter, die keine Formel fanden, ihn zu bannen.
Wie soll man das Netz zerreißen, in das die Standard Oil den Erd-
ball gezwungen hat? Die Maschen werden immer dichter. Einst wäre
ein Kompromiß möglich gewesen. Oesterreich-Ungarn, Rumänien,
Rußland hätten einen dauerhaften Rückhalt für einen europäischen
Petroleumbund geboten. Diese Möglichkeit wurde versäumt. Was soll
Deutschland heute thun? Von den 4Vs Millionen Doppelcentnern raf-
finirten Petroleums, die der deutsche Markt in den ersten fünf Mo-
naten dieses Iahres aufgenommen hat, waren 3Vs Millionen amerika-
nischen Ursprunges. Aus Galizien kamen nur 550000, aus Rumä-
nien 200000, aus Rußland 60000 Doppelcentner. Ueber den Aufbau
des Petroleumhandels sprach ich hier neulich. Der Oeltrust hat die
Uebermacht. Wenn das Deutsche Reich in seinen Grenzen den Handel
mit Erdöl monopolisirte, müßte es die Waare den Amerikanern ab-
nehmen, die sich die Preise vielleicht nicht vorschreiben ließen. Die
Verwerthungsgesellschaften müßten verschwinden und die Zwischen-
händler an deren Stelle treten. Das ginge nicht ohne Entschädigung
(ein Gewaltakt, wie er gegen die italienischen Versicherungsgesellschaf-
ten geplant war, ist im gesitteten Deutschen Reich undenkbar); und
die kostet Geld. Daß es kein Kinderspiel ist, die Staatshoheit gegen
den Willen der Standard Oil durchzusetzen, sieht man am Beispiel der
österreichischen Kämpfe gegen die Oelyankees. Oesterreichs Petroleum-
industrie ist desorganisirt; kann sie uns so große Mengen liefern, daß
die Vankees gezwungen werden, unser Preisdiktat anzunehmen? Und
ist denn sicher, daß unser Reichspetrolenm billiger würde als das
Rockefellers? Monopole können und sollen Gewinn bringen. Der
Fiskus hat oft gezeigt, daß er auf Preise hält; und ich weiß nicht, ob
Herr Mermuth Lob verdiente, wenn er ein Monopol „zum Schutze
des Publikums" schüfe. Der Yankee hat im Lauf zweier Iahre den
Preis um W Pfennige für den Doppelcentner erhöht und wird ihn,
wenn ers kann, noch mehr erhöhen. Diese „Einzelhausse" bedeutet
neben den Lasten, die dem Volk durch Zölle und Steuern auferlegt
wurden, nicht allzu viel, Muß, nach den Gerichten Nordamerikas, in
Europa ein großes Reich zum Feldzug gegen die Raffineure vom
Stamm Rockefellers rüsten, deren Raffinerie in jedem Sinn überlegen
scheint? Was drüben geleistet wird, mag a«s skrupelloser Gewalt-
politik hervorgehen. Imposant ists dennoch.

In der deutschen Industrie wird oft über die Tyrannei der Elektroinagnaten geklagt. Die Kleinen sind niedergeritten worden; und die Machthaber schalten, nach dem Muster des Oeltrusts, die Zwischenglieder aus. Im Abgeordnetenhaus lagen Petitionen von Spezialfabriken und Installateuren, die gegen die Grogfirmen Hilfe erbaten. Bei der Vergebung von Ueberlanocentralen sei die Lieferung von Materialisn und die Installationarbeit den wenigen Großbetrieben vorbehalten und die nicht mit ihnen arbeitenden Spezialisten und Installationfirmen werden vom Wettbewerb ausgeschlossen. Was kann dieRegirung dagegen thun? Soll sie ein Reichselektrizitätmonopol schaffen und alle Arbeiten selbst vergeben? Die Elektrizitätgesellschaften, vornan die AEG, haben sich gegen die Anklagen vertheidigt. Natürlich sind beide Theile im Recht; der Schwächere drapirt sich als Opfer, der Stärkere weist auf seine technische und finanzielle Ueberlegenheit. Die berechtigten Wünsche beider Gruppen kreuzen sich da, wo der Konkurrenzkampf einsetzt. Die AEG, Siemens-Schuckert, Bergmann werden von ihrer Tendenz nicht lassen, wenn man sie noch so heftig angreift. Sie werden Riesensummen an Aufträgen häufen und mit deren Veröffentlichung den schwächeren Rivalen seine Unzulänglichkeit fühlen lassen, Sie werden ihr Betriebskapital vermehren und ihre Dividenden anseilen, damit sie nicht abrutschen. Das Volk ist grausam; es fragt nicht nach der Noth des Handwerks und der kleinen Fabrikanten, sondern sieht nur den Kurs der Aktien und den Weg der Dividenden.
Das Geschäftsjahr der AEG ist abgelaufen. Wie wcrden die Ziffern aussehen? Man hört von einem höchst günstigen Ertrag flüstern. Wird die Dividende abermals erhöht werden? Bergmann meldet, daß der fakturirte Amsatz in den ersten fünf Monaten des Iahres um etwa 7 Millionen höher war als in der Vergleichszeit des Vorjahres; die Verkaufspreise seien ein Bischen besser geworden. Gerade die Vergmannwerke hatten im letzten Bericht über die Preiskürzung durch den Konkurrenzkampf geklagt, die den Rückgang der Dividende mitverschuldet habe. Bei Siemens-Schuckert merkt man die Intensität des Kräftespieles am Kapitalbedarf. Die Verbindung der AEG mit Felten-Guilleaume-Lahmeyer und die Kapitalserhöhung auf 130 Millionen gaben dem Siemens-Schuckert-Concern einen neuen Stos; nach oben. Die Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Stammkapital (um 10) auf 60 Millionen. Dann folgte der von beiden Stammhäusern den Siemens-Schuckert-Werken gewährte Vorschuß von 30 Millionen, der nun in ein unkündbares Darlehen umgewandelt werden soll. Und jetzt ist noch die Ausgabe einer neuen 4Vs Prozentigen Anleihe von 30 Millionen beschlossen worden. Das sind die Kosten oder (wenns besser klingt) Nothwendigkeiten des „friedlichen Wettbewerbs" in der elektrotechnischen Industrie. Die finanzielle Kriegsbereitschaft, deren Erforderniß zeigt, daß die Pflege von Monopolen ein kostspieliges Vergnügen ist. Doppelt kostspielig, wenn die Uebermacht den Preis nicht stützt. Das amerikanische Monopol beutet die Konsumenten aus.

DasMonopol der deutschen Elektrizitätfirmen schadet nur dem schwächeren Produzenten, der unter dem Druck der Preise nicht mehr mitmachen kann. Laut genug weiß er aber auch zu klagen.
Die Kunst des Elektrostrategen besteht in der Erweckung des Bedarfes. Er muß ihn schaffen. Daß aber auch er auf die Wahrnehmung jeder Gelegenheit angewiesen ist, lehrt die Reflexwirkung, die irgendein besonderes Projekt hervorbringt. In Wien scheint man die Stadtbahn früher als in Berlin elektrifiziren zu wollen; vielleicht, weil es ihr schlecht geht. Das der Bahn investirte Kapital von rund 140 Millionen Kronen sah noch keine Rente, Wohl aber ein wachsendes Defizit. Nun soll eine Elektro-Kur Hersucht werden. Den alten Körper will man galvanisiren und durch Ansehung neuer Glieder lebensfähig machen. Die Kosten der Modernisirung nnd des Baues der neuen Linien sind auf 150 bis 200 Millionen veranschlagt. Das Unternehmen soll dem privaten Kapital anvertraut werden; das Risiko ist so beträchtlich, daß man keinen Werth darauf legt, dem Großkapital den Vortritt streitig zu machen. Wer wagt es, Rittersmann oder Knappe?
Die Großfirmen sind natürlich mit einer gewissen Hochspannung an die Prüfung der Chancen gegangen. Ihnen kommt ja vor Allem darauf an, Arbeit zu haben; und dem Techniker bietet das Projekt große Möglichkeiten. AEG und Siemens würden wohl zusammen ans Werk gehen. Die Rechner scheinen aber der Meinung, daß ohne Garantie des Staates oder der Stadt nichts zu machen sei. Wenn die Behörden die Sache für gut und sicher hielten, würden sie das Geschäft nicht der „privaten Initiative" überlassen. Sie können zwar einwenden, die Unzulänglichkeit der „öffentlichen" Routine habe sich bei der Anlage und Verwerthung der alten Stadtbahn gezeigt; man sei überzeugt, daß „die Privatleute" es besser machen werden und wolle ihnen deshalb das Feld räumen. Aber das Defizit der alten Anlage hindert solchen Gedankengang und verpflichtet zur Uebernahme einer Bürgschaft, die ja, zum Beispiel, als Sicherheitleistung für die Zinsen auszugebender Obligationen zu denken wäre. Deutsche Elektrotechnik und Finanz würden sicher mitwirken. Ob man deshalb schon auf neue Kurssteigerungen der deutschen Elektrogesellschaften hoffen darf, ist eine andere Frage. Iedenfalls braucht man nur den Widerhall eines solchen Programmes zu hören, um über die Lebensbedingungen der stärksten Schaffer in der Elektrizitätindustrie nicht mehr im Zweifel zu sein.
Das Großkapital schreit nach Brot; und wenn sich irgendwo ein gefüllter Brotkorb zeigt, stürzt sich die ganze Kumpanei auf ihn, um wenigstens einen Brocken zu erhaschen, Sie raufen manchmal, einigen sich stets und theilen dann schnell die Beute. Für die Kleinen bleibt kein Krümchen übrig. In der Elektro-Industrie ist das Band zwischen fabrikatorischer und finanzieller Leistung unzerreißbar. Deshalb hat sich das überlegene Können (und Vermögen) der Großindustrie zu einem den Spezialfabriken so lästigen Monopol entwickelt. Wer aber löst das Räthsel, wie die Macht des Kapitals zu brechen sei? Ladon.

Deutschland in Marokko.

M^ielleicht haben Sie die Güte, den Gedanken eines Kaufmannes, der früher lange Iahre aktiverOffizier war und auch der Schutztruppe für Südwestafrika in kritischer Zeit angehört hat, in Ihrer Zeitschrift Raum zu bewilligen. Ich bin mit Ihnen der Ansicht, daß wir Deutschen im Allgemeinen dazu neigen, uns von der Kunst der Berufsdiplomaten eine enorme Vorstellung zu machen, die auch durch häufige Mißerfolge kaum beeinträchtigt wird. Daher stammt die Leichtigkeit, mit der die Massen unseres Volkes, vom kleinen Bürger aufwärts, politisch zu lenken sind, und der große Einfluß der Presse, mag sie auch noch so schlecht vertreten sein. Nach meiner Ueberzeugung kann die deutsche Politik in Marokko nichts Anderes suchen als ein Mittel zur Verständigung mit Frankreich, Die von Ihnen vertretene Ansicht, die Gelegenheit zu einem Bündnißzwang auszunutzen, muß daher als richtig mit Freude begrüßt werden. Ein Flottenstützpunkt an der marokkanischen Westküste: Das ist sicher zwar ein strategisch richtiger Gedanke, aber praktisch undurchführbar. Wenigstens müßten Engländer und Franzosen mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie uns einen solchen Platz erwerben ließen, ohne die Kosten dafür durch große Eingeborenenaufstände in absehbarer Zeit ins Unbezahlbare zu steigern. Weder England noch Frankreich hätte Grund, sich persönlich gegen die Sache einzusetzen. Dazu genügen vollkommen geschickte Agenten im Lande selbst. Ieder Quadratkilometer marokkanischenBesitzes würde gerade uns Millionen kosten, sogar bei völlig blauem europäischen Konzerthimmel, Selbst die allerreichsten Minenschätze könnten also niemals einbringen, was ihre Erwerbung uns gekostet hätte. Wenn man durchaus neuen Boden für deutsches Blut und Geld braucht, so liegt die Lüneburger Haide mit ihren sehr großen Entwickelungmöglichkeiten uns ja wesentlich näher und bequemer; ist dabei erheblich billiger. Dagegen liegt es durchaus im Interesse Deutschlands, Marokko so viel wie möglich unter französischen Einfluß zu bringen, der in kurzer Zeit das französischenglische Bündniß illusorisch machen muß und uns immer wieder Gelegenheit giebt, Frankreich in Marokko selbst so lästige lokale Schwierigkeiten zu bereiten, daß man froh sein wird, wenn wir unsere Gewehre und Kanonen nicht auf Paris richten. Die jetzt so oft gehörte Ankündung des schwarzen oder berberisch-maurischen Armeecorps ist geradezu lächerlich. Frankreich wird, bei halbwegs geschickter Haltung Deutschlands, aus Nordwestafrika nicht nur keinen Mann gegen uns mobil machen können, sondern, im Gegentheil, noch in jedem Iahr zwanzigtausend Mann Elitetruppen aus der Heimath nach Marokko senden müssen, um dort Ruhe zu schaffen. Die Kosten solcher Expeditionen sind leicht zu berechnen. Ich will mich anheischig machen, mit einigen Millionen Mark in Marokko solche Unruhen zn stiften, daß den Leuten Hören und Sehen vergeht. Ie mehr sich Frankreich dort festsetzt, um so besser für uns. Mit der vorzüglichsten Hochachtung sehr crgebenst Oberlieutenant a, D. Löwe in Firma Cornelius Scheeren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur, Maximilian Hardert in Berlik — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß « Garleb G. m, b, in Berlin.

Berlin, den 19. August 1911.
Krieg und Friede.
Gestern.
erbert Bismarck ist seit drei MonatenUnterstaatssekretär im AuswärtigenAmt unddderHerr,dem jetzt dieLeitung dieses Amtes überlassen ist, sitzt als Sekretärin Paris, wo Chlodwig Hohenlohe justdieKofferpackt, um als Statthalter nach Straßburg zu gehen (weil, notirt er, dieStellunginParis„auf dieDauer den jungen Elementen des Amtes gegenüber nicht haltbar gewesen wäre; ein alter Mann kann nicht jungen Leuten gegenüber, die er als Buben gekannt hat,in eincrabhängigcn Stellungsein").Da schickt Fürst Bismarck (Caprivi istChef derAdmiralität) dasKanonenboot „Iltis" in den Karolinen-Archipel des Stillen Ozeans und läßt dieMannschaft auf derInselPap die deutsche Flagge hissen. Die Karolinen sind von Portugiesen und Spaniern entdeckt, doch baldwiederaufgegebenworden und indenJahren 1876 und 1877 hat Spanien englische und deutscheFragen mit der Erklärung beantwortet, daß es keincnAnspruch auf dieInseln habe. Doch der Verzicht soll nun, nach der deutschen Flaggenhissung, nicht mehr gelten. Trotzdem fast Nur deutsche Firmen Gernsheim, Handels- undPlantagengesellschaft derSüdsee) dort beträchtlicheInteressen zu wahren haben, darf Deutschlands Einfluß die Korallenriffe der Mikronesier niemals bespülen. So will es die Regirung Ihrer Huldreichen Majestät von Großbritanien und Irland; und hat Tränke bereit, die im Hochsommer Spanierhirne schnell erhitzen. Die Karolinen gehören uns, heißts in Madrid; und schon wagt

die Pöbelwuth sich an das Haus derDeutschen Gesandtschaft. Soll der Kanzler dem Kaiser einen Krieg gegen Spanien empfehlen? Der Gegenstand ist allzu winzig (das auf einen Jahresertrag von ungefähr hunderttausendMarkbezifferteGeschäftsinteresse zweier Firmen),England müßte denLeitern seinerwestlichen Mittelmeer-filialehelfenunddasSchauspielanglo-spanischerKampfgenossen-schaft könnte hinter den Pyrenäen die glimmende Franzenhoff-nungzu gefährlicher Gluth anfachen. Die Gewinnmöglichkeitklein, das Risiko groß: solche Geschäfte macht der Erfahrene nicht. Und daß ohne Krieg, ohne die auf unbeugsamen Entschluß gestützte KriegsdrohungAnsehnlichesnichtzuerreichenist,weißderStaats-mann, derOlmütz erlebt undBenedetti an derArbeit gesehen hat. Eine fürs Erste verlorene Sache, aus der sich höchstens noch für die inneren Verhältnisse ein Profitchen ziehen läßt. Die Spanier haben keine Lust zu einem den Deutschen annehmbaren Handels-vertrag. Für Posen wird ein neuer, ein deutscher Erzbischof ge-sucht und mit dem Vatikan, dem derNachfolgerLedochowskisge-nehm sein müßte, über die viertekirchenpolitischeNovelleverhan-delt, die den Römerwünschen (Vorbildung des Klerus, geistliche Gerichtsbarkeit)bis an die Grenze des dem Staat Erträglichen ent-gegenkommen soll.Das Centrum istnoch schwierig, Windthorstder Stratege und Führer eines bunten, nur vom Groll gegen das Be-stehende geeinten Heeres: eine dem Papst erwiesene, weithin sicht-bare Huldigung kann nützlich werden. „Weil Spanien die Sache aus einemsehr viel höheren Tone nahm, als wir voraussetzen konn-ten, und uns durch Verletzungen und Beleidigungen das Erhalten des Friedens sehr erschwerte (nach französischen Traditionen hätte manvielleichteinenvollenKriegsanlaßdarausgenommen),haben wir uns an dieWeisheit und Friedensliebe SeinerHeiligkeit des Papstes gewendet und er hat uns vertragen und auseinander-gesetzt. Dadurch sind wir die Lumperei der Karolinen allerdings wieder losgeworden; aber wir sind dadurch der sehr wichtigen Frage der Möglichkeit eines Krieges mit Spanien, in dem wir nichts weiter zu gewinnen hatten als die Interessen der Firma Hsrnsheim und irgendeiner anderen, aus dem Wege gegangen." DashatBismarck imReichstag gesagt; warjedesmalaberärger-lich, wenn „die Sache wieder aufgewärmt wurde", die ihm ein Handschreiben Leos des Dreizehnten und den Christusorden in

Brillanten, doch auch die einzige unverhüllbare Schlappe seines
Diplomatenlebens eingebracht hatte. (Der Schiedspruch Leos gab
den Spaniern die souveraine Herrschaft über den Archipel, dem
DeutschenReich dasRecht zu freiemHandel und Plantagenbau,
freier Schiffahrt und Fischerei und den Anspruch auf eine Flotten-
und Kohlenstation, auf den es verzichtete. Als der Wunsch, das
vonBismarck nicht Erlangte als leicht erlangbar zu erweisen, die
Wendungen deutscher Politik bestimmte, haben wir den Spaniern
die Inselgruppe für fünfundzwanzigMillionenPesetas und das
Recht auf eine Kohlenstation abgekauft; und laut uns des Han-
dels gerühmt). Herbert, derFehl und Schwachheit nicht gern zu-
gab, pflegte zu sagen, der Zweck des Karolinenstreites sei nur ge-
wesen, Spanienfür einen uns günstigen Handelsvertragzu kirren.
Den Vater hat der ziemlich fruchtlose Hader Dreierlei gelehrt.
Erstens: daß derKanzler denRessorts nicht erlauben dürfe, irgend-
wo ein Feuerchen anzuzünden, dessen Fernwirkung und Ansteck-
ungsgefahr sie nicht ermessen können. Zweitens: daß er noch enger
als zuvor sich in die Gewohnheit schnüren müsse, vor dem Ent-
schluß jede Möglichkeit, selbst die vom Glauben abgewehrte, der
Entwickelung und ihrer Folgen bis ans Ende durchzudenken.
Drittens: daß auch die klügste Diplomatie ohne den Willen zur
Machtanwendung nichts zu erreichen vermöge.
Ietzt, spricht Windthorst, nennt der Herr Reichskanzler die
Karolinensache eineLumperei; wirAlle wissen aber, welche Wich-
tigkeit ihr gegeben wurde. „Hat man damals übertrieben? Oder
hat man gestern übertrieben?" Der Abgeordnete Payer meint,
die Anrufung des Papstes sei in Deutschland nicht verstanden
worden und die Nation schenke dem Leiter der internationalen
Reichspolitik nicht mehr volles Vertrauen. Das läßt sich ertragen.
Auch draußen aber scheint man zu glauben, der siebenzigjährige
Kanzler eines fast neunzigjährigen Kaisers wolle um jeden Preis
die Kriegsprobe meiden. So gefährlicher (dem Frieden gefähr-
licher) Glaube darf sich nicht sest einwurzeln. Siebenzehn Monate
vor dem Ablauf des Septennates wird eine neue Erhöhung der
Friedenspräsenzstärke vom Reichstag gefordert. Moltke spricht:
„Man hat uns den Rath gegeben, uns mit Frankreich zu ver-
ständigen. Ia, Das wäre gewiß sehr vernünftig: es wäre einSe-
gen für beide Nationen und eine Bürgschaft für den Frieden in

Europa. Wenn es nun aber nicht geschieht: ä qui la taute? So lange die Oeffentliche Meinung in Frankreich ungestüm die Zurückgabe zweier wesentlich deutschen Provinzen fordert, während wir fest entschlossen sind, sie niemals herauszugeben, wird eine Verständigung mit Frankreich kaum möglich sein. Man hat auch auf unserVerhältniß zuOesterreich hingewiesen.DiesesBündniß ist sehr werthvoll; aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremdetzilfe zu verlassen, und ein großer Staat existirt nur durch seine eigene Kraft. StarkeRegirungen sind eine Bürgschaft für den Frieden. Wird die Forderung der Regirung abgelehnt, dann, glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher." Der Papst, in dessen Sinn die Thatsache, daß die Vormacht des Protestantismus ihn ins Schiedsrichteramtrief, tiefe Spur eingedrückt hat, läßt seinen Staatssekretär Jacobini an den münchener Nuntius Di Pietro schreiben, er wünsche, daß die Militärvorlage von der Centrumspartei, die sich dadurch um Deutschland, Europa und dietzumanität einVerdienst erwerben würde,injederihrmöglichen Weise gefördert werde. (Diesen von Schloezer und Galimberti gegen den WiderstandJacobinis und des Französischen Botschafters Grafen Lefebvre de Behaine erwirktenBrief zeigtenWindthorst und Franckenstein nicht der Fraktion, sondern nur deren in die Militärkommission gewähltenMitgliedern.AuchJacobinis zweite Note, die, nach dankbarsterAnerkennung der Centrumsleistung, Leos Wunsch unterstrich und den Freiherrn von Franckenstein „beauftragte, die Abgeordneten davon in Kenntniß zu setzen", wurde der Fraktion verschwiegen. Wer, fragte Windthorst später im kölner Gürzenich, hat ein Recht, zu wissen, was ich unterDiskrction erfahren habe? „Ein Recht, sich zu beklagen, hätten nur Die,von denen dieMittheilung kam: derHeiligeVater und seine Räthe. Wir wollen abwarten, ob sie uns angreifen.") Bismarck spricht: „Wir haben Alles gethan, um die Franzosen zum Vergössen des Geschehenen zu bewegen. Frankreich hatunsereUnterstützung undFörderung in jedem seiner Wünsche gehabt, nurnicht in dem, der sich auf eine mehr oder weniger lange Strecke von Rheingrenze richtenkonnte. Wenn die Franzosen mituns so lange Frieden halten wollen, bis wirsie angreifen, dann wäre derFriede ja für immer gesichert. Wer aber die französische Geschichte kennt, wird meinerBehauptungRecht geben, daß die Entschlüsse Frank-

reichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten
und nicht durch Majoritäten oder durch das ganze Volk bewirkt
worden sind. Das fortwährende Unterhalten und Schüren des
keu sacre äe la lZevaneKe ist mir im höchsten Grade bedenklich. Wir
haben den französischen Angriff zu fürchten; ob in zehn Tagen
oder in zehn Jahren: diese Frage kann ich nicht beantworten.
Jeden Tag kann eine französische Regirung ans Ruder kommen,
deren ganze Politik darauf berechnet ist, von dem ieu ^cre zu
leben, das jetzt so sorgsam unter der Asche erhalten wird. Frank-
reich wird uns angreifen, wenn es irgendeinen Grund hat, zu
glauben, daß es uns überlegen sei. Diese Ueberzeugung kann auf
BündnissenFrankreichs beruhen.UnsereDiplomatiehatdieAuf«
gabe, solche Bündnisse zu verhindern oder für Gegenbündnisse zu
sorgen. Aber sobald die Franzosen glauben, siegen zu können,
fangen sie denKrieg an. Das istmeine feste, unumstößlicheUeber-
zeugung. Und Frankreich ist heute schon unendlich viel stärker, als
es 1870 gewesen ist. Nachdem wir sechzehn Jahre lang uns ver-
geblich bemüht haben, das Revanchestreben zu beruhigen, nach-
dem wir so lange abgewartet haben, ob nicht endlich eine Regi-
rung sich finde, die denMuth und die Kraft habe, den 5wtus quo,
wie er ist, als einen dauernden zu acceptiren, mußten wir uns
schließlich doch sagen, daß es love's Iab«ur's I«8t wäre, daß unser
Werben umLiebe vergeblich war." Am vierzehnten Januar 1887
verliest Bismarck die Kaiserliche Verordnung, die den Reichstag
auflöst, weil er nur ein Triennat bewilligt hat. Am einundzwan-
zigsten Februar soll ein neuer Reichstag gewählt werden.
Frankreich hat längst aufgehorcht. Kein wacher Franzofe
glaubt noch, daß Bismarcks Deutschland der Herausforderung
zumKampf ausbiegen werde. Und in diesemKampf sieht eine an
ZahlundKraft täglich wachsende Schaar die unvermeidlicheNoth-
wendigkeitfranzösischenSchicksals.Fastvergessenistschon die Zeit,
da Jules Grevy, als Präsident der Nationalversammlung, den
nach Rache dürstenden Elsässer Scheurer-Kestner in seiner heilig-
sten Hoffnung durch die Sätze enttäuschte: „Frankreich darf nicht
an Krieg denken; muß das Gewordene anerkennen und auf den
Elfaß verzichten. Glaubt nicht den Narren, die Anderes sagen;
sie sind schuld daran, daß unser Unglück, nach der aussichtlosen
Fortsetzung des Kampfes, uns noch schwerere Last aufgebürdet

hat". Jetzt ist Herr GobletMinisterpräsidem, GeneralBoulanger
Kriegsminister und Herr Floquet sitzt der Kammer vor. Noch zit-
tert der Zorn des Streites um die Entgeistlichung der Elementar-
schule in allen Nerven; noch keuchen die Parteien, die einander
gestern hitzig bekämpften, innachhallendem Haß; und dieHoffnung,
in dieser zerklüfteten, von Geiferschlünden gespaltenen Kammer
eine Gefühlseinheit zu schaffen, schiene Nüchternen thörichter Kin-
derwahn. Da bringt, am achten Februarmittag, der Ministerprä-
sident eine Vorlage ins Haus, die, weil die Wehrmacht der Re-
publik gestärkt und die Herstellung des Lebelgewehres beschleunigt
werden müsse, für die Heeresverwaltung neue Summen fordert.
Kein unnöthiges Wort; die Vorlage wird der Budgetkommission
zugewiesen. Und in der selben Stunde ist aller innere Hader, ist
jedeParteifeindschaftvergessen. Rechte, Linke unS Centrum, Ge-
mäßigte und Radikale, Katholiken und Freidenker: Alle, sagt
Graf Albert de Mun, beherrscht der selbe Gedanke; ein einziger.
Herr Goblet wird im Vorsaal, während die Budgetkommission be-
räth, von Fragern umringt. In ruhiger und knapper Rede ant-
wortet der sonst so Ungestüme, er dürfe die düstere Färbung
der Umstände nicht hehlen und hoffe nur, daß der Patriotismus
dcrKammer das Geforderte ohneDebatte bewilligen werde. Von
der Lippe der Nächsten fliegt das Wort rasch bis ins Ohr der
Fernsten. Die Kommission ist mit ihrer Berathung schon fertig;
die Plenarsitzung kann, nach kurzer Pause, weiterwähren. Im
Saal und auf denTribünensind alle Plätze besetzt undalleHäup-
ter des Diplomatencorps blicken auf das Gewimmel herab. Tiefe
Stille; als müsse über das Schicksal einer Nation nun die Ent-
scheidung fallen. Der Präsident steht auf, hält das Heft mit dem
Wortlaut der Vorlage in leise bebenderHand, verliest, mit dunkel
umschleierter Stimme, den ersten Absatz und fragt dann: „Wird
dasWort verlangt?" Schweigen ringsum. „Ich bitte die Herren
Abgeordneten, die für dieAnnahme des erstenAbsatzes sind, die
Hand zu heben." Fünfhundert Hände recken sich in die Luft. (Bi-
schof Freppel, der später Leo den Dreizehnten angefleht hat, von
Wilhelm dem Zweiten die Rückgabe der Reichslande gegen zu-
längliche Entschädigung zu erwirken, reckt den Arm, wie eine
Waffe, himmelan; er hat gestern mit frommer Wulh wider die
Laienschule der Goblet und Genossen gefochten, hat jetzt aber den

seinem Nachbar De Muri sichtbaren Widerschein des teu sacre cie
IsKevancKe im feuchtenGeroölb desAuges.) Nicht eineMeldung
zum Wort; nicht eine Stimme gegen die Vorlage. Stumm wird,
mit einem Gestus, der zur Weihehandlung geworden scheint, ein
Kapitelnach dem anderen erledigt. Nach der Gesammtabstimmung
nicht das schüchternste Beifallszeichen. Den Zuschauern stockt der
Athem; und staunend schweift derBlick des Fremdlings über die-
sen Saal hin, durch den eines Landes, eines Volkes Seele zu
schreiten scheint. DieSpannung löst sicherst, als der Präsident den
sakramentalen Satz ausgesprochen hat: „Der Gesetzentwurf ist an-
genommen." Fünfhundert sind aufrecht; wie einMann, einHeer.
Die Tage deutscher Wahl und Stichwahl sichern dem Sep-
tennat eine stattliche Mehrheit. Die Thronrede, die des neuen
Reichstages zweite Session eröffnet, fordert abermals „eine we-
sentliche Erhöhung derWehrkraft" (durch dieStärkung der Land-
wehr und des Landsturmes) und spricht den Entschluß aus, „in
der Abwehr willkürlicher Angriffe und in der Vertheidigung un-
serer Unabhängigkeit so stark zu werden, daß wir jeder Gefahr
ruhig entgegensehen können." Am sechsten Februar 1888 sagt
Bismarck imReichstag: „Ich glaube, konstatiren zu können, daß
die Aspekten nach Frankreich hin friedlicher, viel Weniger explosiv
aussehen als vor einem Jahr." Er hat in denFällen Schnaebele
und Brignon (Verhaftung des vom Reichsgericht der Spionage
bezichtigten französischen Polizeikommissars, Erschießung des
Waldhüters Brignon wegen Grenzübertretung), nach kräftiger
Wahrung des deutschen Rechtsanspruches, den Muth zu weiser
Nachgiebigkeit gezeigt: und dem Volk Frankreichs dennoch die
Ueberzeugung aufgezwungen, daß Deutschlands Schwert jede
Kränkung, jeden Versuch zur Machtminderung ohne Zaudern
ahnden werde. Lesseps hat inBerlin versichert, daß die Republik
nichtannahenRachekriegdenke.BoulangeristnichtmehrMinister.
DieKabinetschefsRouvier, Tirard, Floquetbetheuern friedliche
Absicht. Und Sadi Carnot, den die Patriotenwuth als unkrie-
gerischen Schwächling bekämpft, hat in der Präsidentenwahl über
zwei Generale gesiegt. Am Rhein und im Wasgenwald, an der
Meurthe und Wense, Marne und Seine ist Friede geblieben,
weil Frankreich, nach einerStunde gefährlichen Zweifels, erkannt
hat.daßDeutschland inEhrcnnoth nicht denKrieg scheuen werde.

Heute.
Der von Caprivis Blindheit ausgeführte BefehlWilhelms
des Zweiten, die Verlängerung des deutsch-russischenAssekuranz-
vertrages abzulehnen, hat der Dritten Französischen Republik
den Bundesgenossen gesellt, der sich, durch denMund des Zaren
Nikolai Pawlowitsch, der Zweiten als Helfer gegen deutsche Ein-
heitmacht angeboten hatte. Der unsteten, doch immer schwachgc-
muthen Thorheit deutscher Politik hat sie andere wichtige Bünd-
nisse zu danken. Rußland, England, Italien, Spanien, die Ver-
einigten Staaten und Iapan sind ihr durch Verträge assoziirt.
Belgien, Holland und die Schweiz bereit, ihr, wenn sichs ohne
Lebensgefahr machen läßt, gegen Deutschland gefällig zu sein;
und Oesterreich-Ungarn ist durch das Duett Crozier-Cartwright
in denWunsch geschmeichelt worden, vor dem Dämmern derSchick-
salsstunde leisderPflicht zu unbequemttWahlzwischen Deutsch-
land und Frankreich zu entschlüpfen. Gegenbündnisse hat uns die
deutsche Diplomatie nicht zu schaffen vermocht. (Die Behauptung,
Bismarck habe das Dreibund genannte, zum Kinderspott er-
niederte Nothgebild nach 1890 für ausreichend gehalten, ist ge-
nau so albern wie Alles, was jetzt, als postume „Enthüllung"
des unzuverlässigen, wegen skrupelloser Schreiberei oft von Bis-
marcks und von Bucher gerüffelten Poschinger, über den Inhalt
des dritten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen" durch die
Pressegeht. Poschinger, denderFürst nur noch „ausMitleid und
mit dergehörigenVorsicht" ansich kommen ließ, kann,nach seinen
läppischen Angaben, den Band nie gesehen haben. Von Allem,
was er zusammengeschrieben hat, ist nur das Buch über die Bun-
destagszeit und die Sammlung wirthschaftpolitischcr Aktenstücke
als Quelle benutzbar.) Wird der vor neun Monaten entworfene
deutsch-russische Vertrag jetzt endlich, weil dieLeute dcrWilhelm°
straße dem Mob öffentlich Meinender Etwas bieten wollen, in
Petersburg unterzeichnet, so ists nicht etwa einer, der uns irgend-
wie Beträchtliches bringt; derVerzicht aufNordpersienwird uns
mitFreundlichkeiten bezahlt, die derBagdadbahn.dem unseligen
Drehpunkt deutscher Staatsstrategie, nützen sollen. Wie Rußland
unser Handeln beurtheilt, lehrt einArtikel der Politischen Korre-
spondenz, in dem,höchst offiziös,gesagt wird: „Dieüberraschende
Sendung eines deutschen Kriegsschiffes nachAgadiristüberall als
einFehler oder min destens alsein ungehöriges Verfahrenaufge-

faßt worden;ihreschnelleFolgewarderEntschluß,dieLebenskraft
des franko-russischenBündnissesundderfranko-britischen entente
eoräiale vor Europa als ungeschwächt zu erweisen. Im ganzen
Reussenreich haben, ohneUnterschied derParteistellung.alleStim-
men derOeffentlichenMeinung eine Intervention empfohlen, die
der gerechten Sache Frankreichs zum SiegüberDeutschlands un-
ehrlichen Eigennutz helfen könne. Noch ist, was in der Wilhelm-
straße gesagt wird, allzuungewiß und schwankend; aberRußland
läßt sich von Tag zu Tag über den Gang der Verhandlungen be-
richten und wird nicht zaudern, wenn die Stunde zu wirksamem
Eingriff gekommen ist. DerBotschafterLouisweißaus vielen Ge-
sprächen mitHerrnNeratow, daß seine Heimath auf denBeistand
unseres Auswärtigen Amtes mit voller Zuversicht rechnen darf".
Frankreich hat Grund zu demGlauben, daß es, mitseinen Bundes-
genossenundFreunden, mindestens eben so starkist wie dasDeut-
scheReich; daß dieGefährten ihm.um des eigenen Vortheils wil-
len, gegen den Feind helfen müssen; und daß es unklug wäre, den
Baum deutscher Macht in den Himmel wachsen zu lassen.
Mancher Deutsche hatte gehofft, die Verständigung mit
Frankreich werde möglich sein, wenn die Zahlderausdem Kriegs-
jahr Ueberlebenden sich verringert habe. Dieses Hoffen trog. In
Frankreichs Jugend lebt ein ernsteres, ein heißeres Sehnen nach
Rache als je in ihren Vätern. „Nur für kurze Zeit hat die Idee
desRachekrieges die Geister unseres Volkes geeint und beherrscht;
ist sie Frankreichs wahre Königin gewesen." Das sagt Charles
Maurrasinseinem(vonmeisterlicherStilkunstgeschaffenen)Buch
-Kiel et langer", dessen Zweck ist, der entthronten Königin wieder
auf den höchsten Sitz zu helfen. Lest es; lest das von Barres.Pig-
ny, Dutrait-Crozon, Leon Daudet und anderen Männern der
^ction ffrancaise Geschriebene: und Ihr werdet, deutsche Diplo-
maten, ahnen lernen, was in Frankreichs Seele wird. Die Gegen-
revolution. Der gebildeten Jugend ist die Jakobinerrepublik, die
sich (selbstAnatoleFrance hats, derSozialist, zugegeben) als inter-
nationaleMachtnicht durchsetzenkann,zum Gräucl geworden; den
von Georges Sorel geführten Syndikalisten wie den ernsthaften
Monarchisten, denen Maurrasvoranschreitet.DicseRcpublikder
Schwätzerund Schacherer hat weder die verlorenen Provinzen zu-
rückerobert noch dietzoffnungderAermstengesättigt: erzwungene
VasallenschaftundAnarchieistdasErgebnißihresvicrzigjährigen

Lebens. Schuld der Nation?Die hat sich, nicht ohne eitlesWohlge-
fallen,eineWeile für unrettbar clecsclente gehalten; für ein geradein
seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit
Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben.
VomAeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich
in dieSeelengesenkt. »Wir habenvorallenAnderen Schnellfeuer-
geschütze und Gewehre kleinen Kalibers, Torpedos und Untersee-
boote gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die
tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker
und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen
Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen
die Sterbeglocke läuten wird?" Was Sport war, ist zur nationalen
Sache geworden. Nach jedem Flug der Bleriot, Beaumont, Ve-
drines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem Rheinufer
sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Weg mitnehmen
könnten. »Im Kriegsfall kann Frankreich fast vierhundert Aero-
plane mobll machen": am vierzehnten August stands im „1«ur'
nal«. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine
wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann
nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber
das Volkssehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchende
näher dieGefahr neuerDemüthigung dem Vaterland rückt. Viel-
leicht bringt erst derKriegihninsLicht. Diesen Kriegwill derwich-
tigste und morgen wohl auch mächtigsteTheil desVolkes führen,
sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der
dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung ab-
nimmt, vonRussenoderBriten sich dieWillensrichtnngvorschrei-
ben zu lassen. Deutschland? Sicher ists sehr stark; aber zu reich
geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwer-
fällig, um sich inAbenteuer zu wagen. Wie vielePüffe undStöße
hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Iahr-
zehnten hingenommen; wie emsigFrankreichzuversöhnengestrebt;
wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt.
Deutschland ist froh, wenn es, unter Spottund Speichelregen, noch
mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es
1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehr-
liche fehlte. So ist die Stimmung in Frankreich. Papagenos,
der sich schämt, wcil er sich von Monostatos schrecken ließ; der
Schwarze schlottert ja in ärgerer Bangniß noch als der Vogel-

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Lebens. Schuld der Nation?Die hat sich, nicht ohne eitlesWohlge-
fallen,eineWeile für unrettbar clecsclente gehalten; für ein geradein
seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit
Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben.
VomAeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich
in dieSeelengesenkt. »Wir habenvorallenAnderen Schnellfeuer-
geschütze und Gewehre kleinen Kalibers, Torpedos und Untersee-
boote gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die
tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker
und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen
Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen
die Sterbeglocke läuten wird?" Was Sport war, ist zur nationalen
Sache geworden. Nach jedem Flug der Bleriot, Beaumont, Ve-
drines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem Rheinufer
sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Weg mitnehmen
könnten. »Im Kriegsfall kann Frankreich fast vierhundert Aero-
plane mobll machen": am vierzehnten August stands im „1«ur'
nal«. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine
wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann
nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber
das Volkssehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchende
näher dieGefahr neuerDemüthigung dem Vaterland rückt. Viel-
leicht bringt erst derKriegihninsLicht. Diesen Kriegwill derwich-
tigste und morgen wohl auch mächtigsteTheil desVolkes führen,
sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der
dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung ab-
nimmt, vonRussenoderBriten sich dieWillensrichtnngvorschrei-
ben zu lassen. Deutschland? Sicher ists sehr stark; aber zu reich
geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwer-
fällig, um sich inAbenteuer zu wagen. Wie vielePüffe undStöße
hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Iahr-
zehnten hingenommen; wie emsigFrankreichzuversöhnengestrebt;
wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt.
Deutschland ist froh, wenn es, unter Spottund Speichelregen, noch
mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es
1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehr-
liche fehlte. So ist die Stimmung in Frankreich. Papagenos,
der sich schämt, wcil er sich von Monostatos schrecken ließ; der
Schwarze schlottert ja in ärgerer Bangniß noch als der Vogel-

- Contact

fänger. Der Zweifler mag sich vorstellen, was in der Republik
geschehen wäre, wenn arm« 1887 das Deutsche Reich einen Kreuzer
nachTongking geschickt hätte. Jetzt? Sie ist ganz ruhig geblieben.
Frankreich muß wieder glauben lernen, daß Deutschland,
wenn die Ehre oder dasInteresse ihn fordert, den Entschluß zum
Krieg nicht um einen Nachmittag vertrödeln wird. Erst dann sind
wir unserer Zukunft sicher. Die Oeffentliche Meinung (stand am
neunten August im „1emp8") wandelt sich; die Politik des Frie-
dens um jeden Preis behagt ihr nicht mehr. Wird ihr aber rasch
wieder behagen, wenn sie merkt, daß es nicht die Politik des Nach-
bars ist; daß dieser Nachbar noch die Kraft kündende Willens-
farbe seiner Jugendzeit hat. Wir können den Franzosen mehr
bietenals irgendeine andere Macht. DieBürgschaftfüreingroßes
afrikanisches Reich; die Möglichkeit, denAufwand für dasLand-
heer zu kürzen und das Ersparte dem Flottenbau zuzuwenden;
sicherere und reichlicher lohnende Anlage ihres Kapitals, als die
Staatsrcnten Osteuropas sie gewähren; Organisatoren der In-
dustrie und Agenten des Handels. Doch wir können ihnen auch
vielnehmen; UnwiederbringlichesNichtnurzwanzigMilliarden:
auch karlingisches und altburgundisches Land, fruchtbare Kolo-
nien und die Freiheit im Mittelmeer, das ein deutsches Gibraltar
bei Toulon ihnen zum Käfig machen müßte. Die Republik kann
einenFreund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurück-
bringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe
europäischer Menschheit zeugt. Oder einen Feind, der, seit er sie
besiegen lernte, nicht entmannt worden ist.Sie muß zurWahlgc-
zwungen werden; und bis sie gewählt hat, darf nichts geschehen,
was sie, durch den Anblick deutscher Schwachheit, ermuthigen,
nichts, was ihrMißtrauen mehren, sienutzlos demüthigenkönnte.

Morgen.

Herr vonBethmann weiß wieder,wievor dcrReichslebens-
frage nach der elsaß-lothringischen Verfassung, gar nicht, welcher
Gegenstand umstritten wird. Erläßt seinGesinde injämmerlichem
Zeterton einen Zeitungschreiber schimpfen, der, mit allzu grobem
Wort freilich, den Glauben angedeutet hat, die Scheu vor dem
Krieg stamme aus dem schwindeligen Gewissen Wilhelms des
Zweiten. Die stete Wiederholung und Steigerung dieser in ihrer
Immunität doppelt üblen Scl^eltreden (die injedem anderenLandc

diePresse.auch die dem Gescholtenenfeindliche.als den Ausdruck
dreisterNeberhcbung zurückweisen würde) ist so unwürdig wie un-
nützlich. Glaubt der ckancelier introuvsble, durch die Thatsache, daß
einOffiziöser das Maul weitaufreißt und seine von Amtes wegen
geforderte Wuth dem Redakteur der»Post" ins Antlitz speit, werde
auch nur ein deutsches tzosenmätzchen eingeschüchtert? Undist sein
Hirn blind genug, nicht zu ahnen, daß die ewige Betheuerung, an
„höchsterStelle gebe es keinen schwachenPunkt", imAusland die
Meinung erwirken muß, Das werde nur gesagt und illuminirt,
um mit dem Strahl so überhitzter Rede die Schwachheit wegzu-
brennen? Ein paar ruhige, höflich ironischeSätzekonnten nützen;
die kommandirte Tobsucht weckt den Glauben, der Kanzler wolle
das Ziel des Angriffes recht sichtbar machen und den Angegriffe-
nen dadurch an seine Seite schrecken. Erwillsnicht; hatnurkeinen
Blutstropfen eines Staatsmannes in seinen Adern und wittert
niemals die Folgen seinesThuns. Franzosen undBriten sagen:
„Wenn einMinister so oft und mit so gellendem Gekreisch seinen
Herrn gegen den Verdacht allzu duldsamer Friedfertigkeit vcr-
theidigt, kann ers nur thun, um auf den Herrn zu wirken; um ihn,
durch die Uebertreibung der Vorwurfswucht, aus der Friedens-
ruhe zu scheuchen. Also stimmt drüben irgendwas nicht und unsere
Rechnung war richtig." Herrvon Bethmann weiß wieder nicht, wo-
hin derKompaß desReichsbedürfnisses weist.Müßte aber empfin-
den, daßEiner,der so trostlos schlechtePolitikgemacht, dasReich so,
bis ins Lebensmark, geschädigt hat, sehr bescheiden sein und, selbst
zu fest begründetem Tadel, den hohen Ton des Triumphators mei-
den muß. Auch istjetztnichtZeit, sichallerhöchstemWohIwollen zu
empfehlen und über die Erinnerung an den imNovembersturm des
Iahres 19l)8bewährten Eifer die Schleier des Vergefsens zu sprei-
ten. NichtZeit.zimperlich abzuwägen, obeinZufallswörtchenden
Kaiser, der ein Mann und der deutsche Kriegsherr ist, zu hart ge-
troffen habe. Hat dienationalliberaleRcichstagsfraktiondennwe-
niger schlimme Zweifel angedeutet als dcrWütherich der „Post?"
Absolutistische Willkür darf nicht überLebensinteressen desVol-
kcs entscheiden; diese Tage erinnern an die schwankende Politik
Friedrich Wilhelms des Vierten; und so weiter. Muß der ernste
ZwistindenKinderstubenstaubeinesGouvernantenzankesnieder-
gezerrt werden? „ König Friedrich Wilhelm der Vierte warzu krie-
gerischen Unternehmungennichtgeneigt",sprach, nach einemRück-

blick auf die olmützer DemüthigungPreußens, Bismarck einst im Reichstag; und fügte, weil ihm einfiel, daß sichs um den Bruder feines Herrn handle, denNothsatzhinzu:„UndseinVolk kann ihm dafür nur dankbar sein." Der von der Amtspflicht Freie hat geschrieben: „Dem geistreichen König fehlte es an Entschluß. Der GrundirrthumpreußischerPolitikwar der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaftenBescheidenheit zum Lohn oratorischcrBethätigung.deutscherGesinnung' aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später .moralische' Eroberungen; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten." Wer hat zuerst von moralischen Eroberungengesprochen? Wilhelm, Prinz-Regent von Preußen, der in drei Kriege gedrängt werden mußte, in dreien, nach der Einschüchterung, furchtlos ausharrte und als Greis Deutscher Kaiser wurde. Wird sein Enkel durch die Vermuthung herabgesetzt, daß er des Krieges Plage und Gräuelebenso scheue, wieGroßohm und Großvater sie scheuten? Nicht Deutsche haben den Glauben aufgebracht, sondern Ausländer, dieWilhelm oft seiner Friedensliebe versichert hatte; nicht Schmäher, sondern Bewunderer (Jules Simon, der Fürst von Monaco, Waldeck-Rousseau, Lecomte, Etienne, Menier, Huret); nicht Feinde, sondern nah Verwandte und Hausgenossen (Mutter und Onkel, Graf Seckendorff). Wilhelm konnte meinen, ein Krieg sei nicht oder noch nicht nöthig, weil jedes Friedensjahr dieMachtdesReiches mehre, dem auch ohne Blutprobe in Europa die Hegemonie sicher fei. Darauf wäre zu antworten, daß sich der edelstenWaffe imLauf derParadezeit Rost ansetzt; daß die (einstweilen unaufhaltsame) Demokratisi» rung die, Schlagkraft lähmt; daß derWille zurHingabe von Blut und Geld in den Massen ermatten muß; daß jeder Aufstieg in höhereKulturzellen dieBarbarenkraft desKriegers mitGewissensbedenken bepackt, die ihr den fröhlichen Muth zu tiefem Athemzug nehmen und die angeborene Farbe der Entschließung bleichen; und daß die heute herniederstrahlende Gunst der Gestirne (Rußlands Ohnmacht, Englands soziale Wirrniß und Nahrungsorge) nicht so bald wiederkehrt. Das wäre in ruhigen Tagen zu antworten. Jetzt hatten die Warner nur zu zeigen, daß DeutschlandsFeindeaufdenDeutschen Kaiserhoffen: alsaufden

milden Mann, der um jeden Preis den Frieden erhalten werde.
Das ist als wahr erweislich: als wahr erwiesen worden. (In den
letzten Tagen hat Drumont den Kaiser dem Prinzen Hamlet
verglichen: „Das unfaßbare Grauen, das ihn vor jedemHandeln
ergreift, beweist, daß er nicht zum Handeln bestimmt ward; er kann
über eine große materielle Macht verfügen und weiß nicht, was
erdamit anfangen soll"; hat General Bonnalgesagt: „Der Kriegs-
herr des deutschen Heeres zweifelt wohl selbst an seiner Zuläng-
lichkeit zusolchemAmt. IchhabeoftdengroßenManöverndrüben
zugesehen; wenn der Kaiser eine Aufgabe gestellt und die dazu
nöthigen Operationen geleitet hatte, mm Alles in eine wahrhaft
imperatorische Klemme. Aus diesem Bewußtsein stammt des Kai-
sers unanzweifelbare Friedfertigkeit, gegen die keines Kanzlers
Thatendrang aufkommen kann.") Droht daher nicht ernstere Ge-
fahr als aus einem turnväterlich groben Artikel?
Ieder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe
des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Weder notwen-
dig noch nützlich ist der von dem kleinen Herzen des Kanzlers un-
ternommene Versuch, die Mitschuld an einem schlechten Geschäft
dem Kaiser aufzubürden und über den Erdball zu heulen: „In
jederStundehatermitunsübereingestimmt!"Dasglaubtdraußen
ja Keiner; und daß Keiner es glaubt, bahnt uns jetzt einen schma-
len Pfad aus dem Dickicht. Volk und Kaiser können einander in
dem Entschluß finden, eine Verhandlung abzubrechen, die zu un-
würdiger Posse zu werden droht. Ob demAbbruch eine neue, auf
Marokko beschränkte Zwiesprache oder eine Konferenz folgt: wir
gewönnen Zeit. Könnten uns von dem Grundirrthum lösen, daß
Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft zum Kampf
zu sichern sind, durch publizistische oder diplomatische Heuchelei
zu erlangen seien. Uns in männliche Haltungzurückgewöhnen und
erkennen lernen (und lehren), daß der Friede nur den Satten und
bequem Hausenden frommt. Ein Volk, das, ohne Schwertstreich,
nur durch den sichtbaren Beweis unbeugsamenWillens zur schwer-
sten Machtprobe ungefähr Alles erreichen könnte, läßt sich von
Denen, die vor ihm zittern müßten.zum Ambos machen: und konnte
gestern, könnte morgen doch Welthammer sein. Was nothwendig
ist? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln,
daß Deutschland fortankeinenUnglimpfdulden,daßes,ganzallein
gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem
nnmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird.

Schuldeutsch.
^!?er Reichstag wird nächstens die Frage zu beantworten haben.
ob im deutschen Schulunterricht die „Lateinschrift" herrschen
solle. Ieder Mensch in Deutschland weiß, daß unsere Schuljugend
don Memel bis Straßburg, in Dorf und Stadt, in niederen und
höheren Schulen eine Unmenge höchst unnöthigen und schlechten
Stoffes aufzunehmen hat. Auch auf dem Gebiet der deutschen
Sprache. Ieder weiß und Niemand leugnet es. Am Wenigsten der
Lehrer, der verurtheilt ist, gegen Wissen und Gewissen die Kinder zu
quälen. Ernste, erfahrene, einsichtige Männer und Frauen haben
unwiderleglich nachgewiesen, daß unsere herrschenden öffentlichen
Schulen den Kräften und Bedürfnissen der kindlichen Natur nicht
angepaßt sind und deshalb vielfach mehr schädigend als fördernd
wirken. Man fragt schon allen Ernstes, wozu man Schulen halte,
auf denen die Iugend nicht gesünder, rüstiger, lebensfreudiger und
tüchtiger wird. Außerhalb des Bezirkes der amtlich dazu Ver-
pflichteten finden unsere Schulen überhaupt keineFürsprecher mehr.
Was man bewundert, ist der zähe Beamtenfleiß und Dienstgehor-
sam, mit dem Lehrer und Lehrerinnen zu eigener und fremder Qual
jahrein, jahraus den steinigen Boden beackern. Aber ich kenne auch
ihrer genug, die sich im inneren Kampfe vorzeitig aufreiben. Hier
die strenge Dienstanweisung und eine verdrossene, harte Arbeit am
sinnlos Gewordenen, dort das verlockende Bild einer neuen Er-
Ziehung, die auf ein feines Berstehen der kindlichen Seele gebaut,
von der Sonne liebevollen Mitempfindens erleuchtet und durch-
wärmt ist. Wagt man etwa deshalb nicht, zuzugreifen, weil das
Nebel schon zu groß, ist und keine Hoffnung auf Heilung mehr läßt?
Zwei Dinge sind es, unter denen die deutsche Iugend der
Volksschule und der unteren Klassen der höheren Schule beson-
ders arg leidet: das Uebermaß an Memorirstoff für die Religion-
. stunde (biblische Geschichten, Bibelsprüche, Katechismus, Kirchen-
geschichte, Kirchenlieder) und der deutsche Sprachbetrieb. Nur von
ihm sei hier die Rede.
Ich behaupte, wir könnten unsere Volksschulen, unsere Vor-
schulen und die unteren Klassen der höheren Schulen in nützlichster
Weise entlasten, wenn wir uns endlich entschlössen, unsere fast schon
chinesischen Umständlichkeiten in Schrift und Sprache abzuschaffen.
Der Erwachsene kann sich nur schwer eine richtige Vorstellung von
der Mühe machen, die ein Kind von sechs bis acht Iahren aufwen-
den muß, um sich mit all den Schriftzeichen vertraut zu machen,
die seinem jungen Hirn zugemuthet werden. Für jeden Laut hat

es sich acht Formen einzuprägen: kleines deutsches Schrift-g, großes deutsches Schrift-.^, kleines lateinisches Schrift-^, großes lateinisches Schrift-.^, kleines deutsch gedrucktes A, großes deutsch gedrucktes V, kleines gedrucktes lateinisches u, und großes gedrucktes lateinisches Unser Alphabet hat 24 Laute, also hat ein Kind 8X24 ^ 184 Zeichen seinem Gedächtniß einzuprägen. Das ist viel schwerer, als man glaubt. Nur wenige erwachsene Deutsche können aus dem Gedächtniß die Formen der großen gedruckten deutschen Buchstaben nachzeichnen. Ich bitte jeden Leser, an sich selbst eine Probe zu machen: Die Meisten werden sie nicht bestehen. Sehr begreiflich: denn diese Buchstaben sind meist wahre Monstra an Schnörkelwerk und Unklarheit. Man braucht sie nur den klaren Lettern des Lateindruckes zu vergleichen. Kleinen Kindern wird schon das bloße Erkennen schwer; wie viel schwerer dann erst die Nachbildung! Ich empfehle Erwachsenen, die Das nicht glauben wollen, Geläufigkeit im Schreiben des Griechischen oder Russischen zu erwerben. Schon unsere etwas selteneren Zeichen, wie ß, A erfordern jedesmal Ueberlegung, und als ich jüngst beim Kopiren W alter Briefe das Schillingzeichen F schreiben mußte, gabs jedesmal eine Störung. Nun haben wir außer den 184 Zeichen doch noch besondere für ch, sch, ß, s, s und zu diesen die entsprechenden Formen auch in beiden Druckarten. Wir kommen damit bis zu 200 Zeichen; und daneben haben wir die unentbehrlichen Zahlzeichen wieder in zwei Systemen, Das ist zu viel des Guten. Das findet auch keinen Anwalt mehr unter den ernst zu nehmenden Pädagogen. Man trägt es als unabwendbares Uebel, Hier ist Abhilfe nöthig; ist sie auch leicht zu finden. Der aus der Kommission erwachsene Antrag bringt sie schon: die Verschiebung der deutschen Schrift und des deutschen Druckes bis ins vierte Schuljahr.

Verfrühter und übertriebener Sitzzwang trägt die Hauptschuld an der stetig zunehmenden Blutarmuth und Nervosität der Kinder, zumal der städtischen. Hier müßte man mit beiden Händen zu- « greifen, wenn sich irgendeine mögliche Entlastung bietet. Die Einführung der Lateinschrift in die unteren Klassen würde auch die Handschriften verschönen; die rundlichen Formen fließen viel leichter aus der Hand als die eckigen. Wenn (ein Zukunststraum) die Deutschschrift ganz wegfiele, wäre es für unsereSchreibtechnik innerhalb und außerhalb der Schule ein wahres Glück. Die Mischung von Deutsch- und Lateinschrift ist es gerade, die unsere Hand verdirbt, ihr den Charakter nimmt. Ich hatte eine gute deutsche Handschrift. Dann wurde ich gezwungen, für meine lateinische Doktordissertation viele Monate lang ausschließlich Lateinisch zu schrei-

den; und seitdem ist meine Schrift für beide Schreibarten verdorben. Leider hat Bismarck sich für die Deutschschrift erklärt; darauf beruft man sich heute noch gern. Niemand wird selbst auf solchem Gebiet Bismarcks Urtheil gering schätzen; aber als Schulmann mutz ich dem großen Mann widersprechen. Er litt selbst unter einer Umgebung, die durch langen Schuldienst in ihrer besten Kraft gebrochen war; er klagte, daß einer Iugend, die durch zu langen Sitzzwang, zu strengen Geistesdrill und aufregende Examenssorgen um alle Natürlichkeit und Frische gebracht sei, nicht der gesunde Idealismus erwachse, der aus Uebelständen den Weg zur rettenden That finde. Hätte er Zeit und Gelegenheit gefunden, die deutschen Schulen gründlich in ihrem Betrieb zu studiren, hätte er gar etwa selbst einmal ein paar Iahre lang Elementarunterricht ertheilt, dann würde er über die Schulen noch anders, noch viel härter geurtheilt haben. Er hätte schnell erkannt, daß der deutsche Wagemuth auf den harten Schulbänken kleben bleibt. Denn an diese Bänke ist unsere „höhere" Iugend vom sechsten bis ins zwanzigste Lebensjahr, wie einst die Galeerensklaven an ihre Ruderbänke, ge« fesselt. Wir verurtheilen unsere Iugend zu einem Kanzlistendasein und staunen dann, wenn die Schule uns Kanzlisten, statt fröhlich starker Menschen, zurückgiebt.

Wie viel Zeit und Iugendkraft könnten wir sparen, wenn wir die eckige Schrift ganz abschafften und die Kinder höchstens hundert Lautzeichen lernen ließen! Viele Verstöße gegen die Formalienlehre würden dann unmöglich und, zum Beispiel, die beidenSchreibarten nicht mehr vermengt. Der Lehrer darf es nicht durchlassen; doch manchem Schüler ist die Gewohnheit nicht auszutreiben, die Eigennamen lateinisch zu schreiben oder in deutscher Schrift lateinische große Ansangsbuchstaben hinzusetzen. Im Kleinkrieg gegen solche Läppereien wird unendlich viel Pulver verschossen.

Meine Phantasie wagt sich in eine ferne Zukunst, wo Vernunst über den Unsinn ererbten Formelwesens gesiegt haben wird. Könnten nicht auch wir die mittelalterliche Sitte ablegen, Substantiva groß zu schreiben? Was bei allen romanischen Völkern und bei den meisten nordischen möglich und nützlich ist, sollte bei uns unmöglich und schädlich sein? Unsere Schulen könnten ihr Ziel erst erreichen, wenn der deutsche Sprachbetrieb von Grund anf re« formirt (also vereinsacht) würde. „Die deutsche Schulsprache ein Todfeind des Deutschthums": so heißt eine Schrift, deren patriotischer und erfahrener Verfasser auch auf die Millionen hinweist, die alljährlich für unseren umständlichen und ergebnißlosen Schulbetrieb aufgewandt werden, Ergebnißlos wage ich ihn zu nennen,

Schon Schiller klagte: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein-
Deutsch versteht." Seitdem ists noch viel schlimmer geworden. Die
deutsche Rechtschreibung hat sich zu einer Geheimwissenschaft ent-
wickelt; ich habe oft heiße Debatten von Deutschlehrern, also Man-
nern, die auf der Universität Germanistik studirt hatten, über
strittige Rechtschreibungfragen gehört und zweifle, ob sich die nam-
haften Schriftsteller Deutschlands zutrauen würden, ein fehlerloses
Diktat der obersten Volksschulklasse zu schreiben. Selbst die MSn-
ner und Frauen, die schon in der Schule die neue Rechtschreibung
gelernt haben, sind dazu nicht fähig. Wer soll auch die tausend
Spitzfindigkeiten und Knifflichkeiten im Kopf behalten?
Die Gutachten angesehener Männer zeigen uns, daß die
Beschwerden im Wesentlichen als berechtigt anerkannt werden. So
besteht völlige Uebereinstimmung im Urtheil über die großenBuch-
staben; die Mehrheit spricht sich auch für die Lateinschrift aus. Fast
alle Gutachter sind für eine weitgehende Vereinfachung derRecht-
schreibung. Wir schreiben: Fahne, Vater, Pferd, Philister, Faser,
Veilchen, Pfeife, Pharao, Adolf, Gustav, Pflanze, Telegraph, fahl,
voll, Pflegen, phantasiren; sprechen aber den F-Laut in all diesen
Worten gleich aus. Der historischen Sprachforschung zu Liebe be-
halten wir in vielen Worten Laute bei, die unserem Volk unver-
ständlich sind, schreiben Christ statt Krist, Physik statt Fiftk. Photo-
graphie statt Fotografie. Viel alter Unfug wird auch getrieben mit
den Lautgruppen 6, t, ät; mit x, aks, Ks, As, oKs; mit e, «s, uli, ä;
mit «i, c>^, «u, iin; mit ai, «i, und Dergleichen mehr.
Nun muß man wissen, mit wie feierlichem Ernst dieser Recht-
schreibung-Krimskrams in unseren Schulen getrieben wird; man
muß wissen, daß inhaltlich gute Aufsätze in ihrer Bewerthung tief
herabgesetzt werden, wenn darin mehrfach gegen die Mysterien
deutscher Schulrechtschreibung gesündigt ward; muß wissen, daß
zahllose Schüler, trotz geistiger Regsamkeit und guter Begabung,
solcher Fehler wegen in den unteren Klassen hängen bleiben und in
ihrer geistigen Entwickelung gehemmt werden. Dazu kommt noch
der pedantische Kleinkram der berühmten Abtheilunglehre und der
nicht minder dornenreichen Satzzeichenlehre. Ob man nach einem
Semikolon, nach einem Doppelpunkt große oder kleine Anfangs-
buchstaben zu schreiben hat, ob Partizipialsätze mit einem Komma-
Paar einzuschließen sind: ists nicht ungeheuer wichtig? Wenn dieser
Flohfang nur nützte! Flöhe und Fehler kommen immer wieder.
Nur ganz wenige Volksschüler haben später so viel im Gedächtniß
bewahrt, daß sie einen leidlich fehlerlosen Brief schreiben können.
Acht Schuljahre reichen nicht aus, um auf die Dauer die deutsche
Geheimschrift einzuprägen.

Da die Noth nun erkannt ist, gilt es nur noch, einen Volks-
willen zu schaffen, der uns von ihr erlöst. Schon die Einführung
der Lateinschrift in den Anfangsunterricht brächte den schweren
Eisblock unserer Schule in Bewegung und eine kräftige Agitation,
die durch das ganze Land gehen müßte, hätte die bedeutsamere Re-
formarbeit vorzubereiten. Zunächst muß unsere Sprache so der-
einfacht werden, daß sie zu einem scharfen und leicht brauchbaren
Werkzeug des ganzen Volkes wird, denn die Sprache ist nationales
Gemeingut und darf nicht der Tummelplatz pedantischer Gelehr-
samkeit bleiben. Nicht Uebermuth treibt mich, den Gelehrten (ich
gehöre zu ihnen) SelbstbeschrSnkung zu empfehlen. Erfahrung hat
den Rath gezeugt. Nach Luthers Tod verlor die Sprache ihre ur-
wüchsige Kraft, weil sie der Kunst entwunden und der Wissenschaft
ausgeliefert wurde. Sie verknöcherte wieder unter den Händen der
Gelehrten. Der Kanzleistil gewann an Boden, langstielige, nüch-
terne Fürwörter, wie „derjenige", griffen um sich, unnütze Wen-
dungen und Flickwörter, wie „gewissermaßen", „einigermaßen",
flössen in die Rede ein, Fremdwörter strömten aus allen Gebieten
zu oder wurden mit griechisch-römischen Wortbildungmitteln neu
geschaffen. Ie höher der Einfluß der Sprachgelehrsamkeit in den
Schulen stieg, um so tiefer sank der künstlerische Werth der Sprache
und Schrift. Paul Heyse klagte einst: „Die Dichtung der vierziger
und fünfziger Iahre litt an den Gebrechen einer abgelebten, saft-
losen Korrektheit. Wer sich überzeugen will, wie weit die Schrift-
sprache, von ihren Quellen getrennt, durch Röhrenleitungen viel-
fach filtrirtes Wasser mit sich führte, prüfe nur statt alter des neuen
Gutzkow armsältge literarische THStigkeit. Nie wird ihm ein bo-
denwüchsiger, quellfrischer Ausdruck begegnen, überall nur ein
scharfer, unsinnlicher Hauch dialektisch destillirter Gedankenarbeit,
die sich der Sprache als des gemeinnützigen Mittels zur Verstän-
digung bedient. Mit der Verssprache des Jungen Deutschland
stand es nicht besser." Und was sagt der Germanist Weise? „In
dieser Zeit des sprachlichen Niederganges leben wir noch. In un-
serem tintenklecksenden Jahrhundert gilt das gesprochene Wort gar
nichts, der Buchstabe Alles. Das lebende Wort ist ohnmächtig, die
Zeitungen sind eine Großmacht ersten Ranges. Mit der Zunahme
des Umfanges wird der Inhalt des Schriftthums minderwerthig."
Die große Gelehrsamkeit der Germanisten hat uns Alle sprach-
lich nicht gehoben. Nun sollten die Künstler, die Dichter und besten
Schriftsteller das entscheidende Wort sprechen. Auch Politiker und
Geschäftsleute müssen gehört werden.
Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Selektion und Civilisation. *)

ie civilisirten Völker, die man unvollkommen oder zum Theil
iMR civilisirte nennen sollte, lassen, im Vergleich mit den Barbaren,
eine stärkere und namentlich viel allgemeinere EntWickelung der In-
telligenz und der Moral erkennen. Die Kraft spielt bei ihnen eine we-
Niger wichtige Rolle. Sie dient hauptsächlich dazu, die Verbrecher zu
strafen und die Gesellschaft gegen Revolten und Angriffe von außen zu
schützen. Die Berufe und die öffentlichen Funktionen sind vielfach ge-
theilt. Das persönliche Eigenthum überwiegt das öffentliche. Eine be-
merkenswerthe Sicherheit ist die Folge eines guten Gebrauches der
Macht und einer Einschränkung der Gewalt jedes Beamten. Diese
Sicherheit gestattet eine große Freiheit des Wortes, der Schrift und
sogar der Handlungen in Allem, was nicht durch allgemeines Gesetz
verboten oder durch eine intoleranteOeffentliche Meinung eingeschränkt
ist. Doch bedingt die Sicherheit eine Ansammlung von Kapitalien, die
wiederum eine Quelle intellektueller Entwickelung wird. Denn man
bedarf freier Zeit, also günstiger Lebensverhältnisse, um zu studiren.
Die liberalen Professionen haben, wie die anderen, den Gewinn der
Untertheilung, Im selben Maß, wie sie fortschreiten, gewinnen ihre
Vertreter größeren Einfluß und verbreiten mehr Aufklärung. Die Ge-
sellschaft kennt sich im Allgemeinen; sie kann sich also auch bis zu ei-
nem gewissen Punkt selbst leiten. Das Gefühl für Recht und Gerechtig-
keit wird durch häufige Diskussionen entwickelt und schafft eine aufge-
klärte Oeffentliche Meinung. Die religiösen Glaubensinhalte stam-
men oft aus den ältesten Zeiten her; die begleitenden moralischen An-
schauungen aber haben sich geändert. Man sieht die Rache nicht mehr
als ein Attribut der Gottheit an und keine Gesetzgebung gestattet, daß
ein Einzelner für die Fehler oder Verbrechen seines Vaters, seiner
Vorfahren, seiner Nachbarn oder Landsleute bestraft wird, wie es noch
bei einigen arabischen Sekten der Fall ist. Noch weniger wird zuge-
geben, daß der Tod eines unschuldigen Menschen, einer reinen Iung-

*) Fragmente aus dem Werk „Zur Geschichte der Wissenschaften
und der Gelehrten seit zwei Iahrhunderten" von Alphonse de Candolle,
das Geheimrath Wilhelm Ostwald, als zweiten Band seiner „Großen
Männer", in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen
läßt. Das Werk des großen Botanikers und Universalgelehrten erschien
nach den Hauptwerken Darwins. Candolle, sagt Ostwald, „hatte da-
mals, trotz seinen dreiundsechzig Iahren, die neue Botschaft mit offe-
nem Herzen und vollständiger Bereitschaft, sein eigenes Denken von
diesen neuen Ansichten beeinflussen zu lassen, aufgenommen; und das
Werk selbst zeigt überall die Spuren der persönlichen und originalen
Verwerthung jener gewaltigen Denkmittel". Der Thatsache, daß dieses
noch heute nicht veraltete Werk in dem von einem kongenialen Forscher
geschaffenen Text deutschen Lesern zugänglich ist, dürfen wir uns freuen.

frau oder eines Lammes die Schuldigen entsühnen könne. Handlungen,
die Anderen nicht schaden, fallen nicht unter das Strafrecht. Die Ver-
gehen werden nach der Schadensart, >die sie bewirken, bestraft. Die Mo-
ral beruht auf dem persönlichen Gewissen und die Uebereinstimmung
gewissenhafter Menschen bestimmt die allgemeinen Anschauungen von
Ehre und Redlichkeit. Aus der Gesammtheit dieser Verhältnisse er-
geben sich menschlichere und gerechtere Gesetze, als sie bei den barbari-
schen Völkern bestehen.

Das Wesen der Selektion ist in solchen Staaten nicht leicht festzu-
stellen. Der Einzelne ist freier als in den barbarischen Staaten. Doch
übt die Gesellschaft auf ihn noch einen starken Druck aus. Daher kann
man erwarten, daß neben der natürlichen Selektion auch eine künst-
liche vorhanden ist, wobei die eine der anderen entgegenwirken mag.
Die beiden Formen muß man auseinanderzuhalten suchen, und um
vor diesen so verwickelten Fragen nicht in die Irre zu gerathen, be-
trachten wir nach einander die physischen, moralischen und intellek-
tuellen Bedingungen der civilisirten Völker.

1. Physische Bedingungen.

Kraft, Gesundheit und Schönheit sind persönliche Vorzüge, die
bei civilisirten Völkern weniger ins Gewicht fallen als bei barbari-
schen. Zweifellos verlangen einzelne Beschäftigungen mehr physische
Vorzüge als moralische und intellektuelle; aber eben nur einzelne. Ie
mehr die Kultur vorschreitet, um so mehr wird die Intelligenz noth-
wendig, selbst bei manuellen Tätigkeiten und noch mehr bei den an-
deren Berufen. Es giebt ganze Kategorien von Berufsarten, die von
körperlich Schwachen sehr gut ausgefüllt werden können, sogar von
Verkrüppelten, wenn sie intelligent, ehrlich, unterrichtet oder mit die-
sem oder jenem besonderen Talent ausgestattet sind. Uhrmacherei,
Goldschmiederei, Holzschneiderei, Schreibearbeit, mehrere gelehrte Be-
rufe lassen sich durchaus mit gewissen körperlichen Unzulänglichkeiten
verbinden, die den Menschen zum Militärdienst untauglich machen.

Die Mehrzahl solcher Menschen würde unter Barbaren oder Wilden
mißhandelt werden und ohne Nachkommenschaft sterben. In einem ci-
vilisirten Lande dagegen können sie, unter gesetzlichem Schutz und mit
dem Einkommen, das ihnen ein seßhaftes und fleißiges Leben verschafft,
sich verheirathen und ihren Nachkommen mit ihren intellektuellen
Vorzügen auch die körperlichen Fehler vererben, mit denen sie behaftet
sind. Einige Berufe zerstören thatsächlich die Gesundheit. So leiden
die Bergleute unter der unterirdischen Arbqit und viele andere Ar-
beiter unter dem andauernden Aufenthalt in zu überhitzten, staubigen
und schlecht gelüfteten Räumen. Der Mangel an körperlicher Bewe-
gung ist für viele Angestellte eine Ursache der Schwächung und Er-
krankung. In der industriellen und Handel treibenden Bevölkerung
sieht man öfter einen Zustand, der die Gesundheit schädigt, als einen,
der ihr zuträglich ist. Und da die schwächlich oder krüppelhaft Gebore-
nen sich leichter solchen Beschäftigungen widmen (wobei sie noch den

Vortheil der Befreiung vom Militärdienst haben), so liegt hier eine Selektion vor, die wesentlich im schlechten Sinn wirksam ist.

Tritt hier wenigstens eine Kompensation durch die Eheschließungen ein? Kann man sagen, daß in den Kulturländern das Menschengeschlecht ^ich durch solche Familien fortpflanzt, die mit physischen Vorzügen reichlich ausgestattet sind? Nein. Gesundheit und Schönheit sind ja gesuchte Eigenschaften; aber bei der Ehewahl denkt man eher an das Vermögen, die gesellschaftliche Stellung, Talent, Charakter, Moral; außerdem giebt es Sympathien, deren Ursache nicht leicht ersichtlich ist. Die Gesetze verbieten Seirathen zwischen zu nahen Verwandten und unterhalb eines gewissen Alters; aber weiter gehen sie nicht. Sie könnten nicht, ohne zu schwereren Störungen zu führen, kränklichen oder erschöpften Leuten verbieten, sich zu verheirathen, wenn sie wollen. Die Polygamie,der barbarischen Länder, die für die Entwickelung der Rassenschönheit so vörtheilhaft ist, besteht in den Kulturländern nicht, wenigstens nicht in gesetzlicher Form, und die regellose Polygamie, die wir neben der Monogamie und der Ehelosigkeit haben, ergiebt wenig zahlreiche ,und schlecht erzogene Nachkommenschaft. Die gesunden und schönen Frauen, die durch diese regellose Polygamie in die Städte gezogen werden, liefern weniger Nachkommenschast als die anderen.

Zwei sehr wichtige Ursachen kommen hinzu. Erstens: Die Militärpflicht hält von der Verheirathung eine große Anzahl kräftiger Männer zurück und führt sie manchmal einem vorzeitigen Tod entgegen, während die Schwächlinge und Krüppel heirathen und die Rasse fortpflanzen. Zweitens: Gefühle, die an sich sehr lobenswerth sind, führen zusammen mit den Fortschritten der Medizin zur Erhaltung der Kranken, der Schwachen und Verkrüppelten. Der Kampf zwischen den Einzelnen wäre so schrecklich, wie Malthus ihn annahm: er würde die Schwachen eben so vernichten wie in den barbarischen Ländern, wenn nicht die private und öffentliche Wohlthätigkeit seine Wirkung mit allen erreichbaren Mitteln abzuschwächen versuchte. Im natürlichen Verlauf der Dinge würde die Selektion durchaus zu Gunsten der Tüchtigsten wirken; sie wird aber durch den Willen der Kulturmenschheit zurückgedrängt. Die Ergebnisse sind ehrenvoll, fördern aber nicht die Verbesserung der Rasse. Glücklicher Weise bringt der selbe Wille des Menschen auch andere Wirkungen hervor, unabhängig von der Selektion, an denen man ausschließlich Vortheile erkennen muß. Ie civilisirter ein Land ist, um so mehr widersetzen sich die Einzelnen und die Oeffentlichkeit schädlichen Einflüssen, wie den Epidemien, der Errichtung ungesunder oder gefährlicher Gebäude, der übermäßigen Arbeit in den Fabriken und insbesondere der Kinderarbeit. Die Religionen unserer Zeit begünstigen nicht die physische Entwickelung, wie es bei dem Heidenthum der alten Griechen geschah, aber aufgeklärte Männer und der Staat können hier ergänzend eintreten.

Erwägen wir nun alle diese guten und schlechten Einflüsse, die

das Kulturleben auf die Kraft, Gesundheit und Schönheit der Bevölkerung hat, so ergiebt sich eine große Schwierigkeit, zu bestimmen, ob das Gute das Schlechte überwiegt. Sehr bestimmte und bemerkenswerthe Daten haben ergeben, daß die mittlere Lebensdauer der kultivirten Völker größer ist als die der anderen; und sie nimmt um so mehr zu, je höher die Kultur steigt und je mehr Reichthum sie erzeugt. Dieser Thatsache kann man entgegenhalten, daß lange Lebensdauer nicht Gesundheit bedeutet, daß, zum Beispiel, die Frauen im Allgemeinen etwas länger leben als die Männer, obwohl sie weniger kräftig und tüchtig sind. Auch sehen wir oft Leute mit physischen Fehlern und Schwächlinge zu hohem Alter gelangen, falls sie sich nur gewisse Bequemlichkeiten gestatten oder gewisse Vorsichtmaßregeln anwenden können und keine wesentlichen Organe angegriffen sind. Das ist richtig; und man kann nicht absolut behaupten, daß die Langlebigkeit ein exaktes Maß der Gesundheit ist.

Die Statistik kann keine Auskunft über die Schönheit des Gesichtes geben. Die Künstler behaupten, daß sie in den rückständigen Ländern viel mehr schöne Modelle finden als in den Städten und selbst auf dem Lande in Mitteleuropa. Vielleicht darf man daraus schließen, daß eine korrekte und ausgezeichnete Schönheit eher in Ländern entsteht, wo die Iugend schlecht gekleidet, schlecht ernährt, schlecht erzogen, aber frei ist. Vielleicht vermindert auch die sitzende Beschäftigung mit spezieller Arbeit die Entwickelung der Anmuth. In jedem Fall darf man sagen, daß bei den Barbaren die geschlechtliche Selektion zu Gunsten der Rassenschönheit wirkt und daß ihre Lebensweise den Körperformen nicht schadet, während bei den Kulturvölkern die geschlechtliche Selektion nicht ausschließlich im Sinn der Schönheit thätig ist und manche Beschäftigungen der korrekten Entwickelung der Körperformen direkt schädlich sind. Dagegen ist die Gesundheit bei den Kulturvölkern besser, was man mehr der bequemen Lebensweise und der intelligenten Fürsorge zuschreiben muß als einer Wirkung der Selektion.

2. Moralische Bedingungen.

Die Engländer Pflegen zu sagen: „llousstx is tKs bsst polic^; Ehrlichkeit bezahlt sich am Besten. Dieses Sprichwort hat den Fehler, daß es die Ehrlichkeit als eine Sache der Wahl und nicht als ein natürliches Gefühl oder eine Pflicht darstellt. Außerdem ist es nicht ganz richtig. Offenbar ist es ein schlechtes Geschäft, Dieb oder Fälscher bis zu solchem Grade zu sein, daß man der öffentlichen Verachtung verfällt und mit den Gerichten in Konflikt geräth. Sind aber auch in Kulturländern nicht die kleinen Unwahrheiten und Täuschungen so vielfach in Gebrauch, daß man sie als nützlich für Die ansehen muß, die sie anwenden? Man braucht nur zu beobachten, was auf den großen Versammlungen, Märkten, Börsen vorgeht. Sicher sind unter der Menge viele ehrliche Leute und noch viel mehr, die es sein möchten und auch sein würden, wenn nicht die Umstände sie zwängen, unehrlich zu sein. Ist aber die Mehrheit nicht damit beschäftigt, den Anderen „hineinzu-

legen", zu täuschen und (noch öfter) zu belügen, nur, um unter dem Preise zu kaufen und über ihm zu verkaufen? Ueberschreitet Einer die übliche Grenze der kleinen Lügen und Unehrlichkeiten, so schreit man Weh; aber diese Grenze ist sehr unbestimmt. Man achtet wenig darauf, so lange die Thatsachen nicht offenkundig werden. Eben so wenig dürfen die politischen Versammlungen als Schulen der Moral bezeichnet werden. Die Intrigue herrscht hier fast allgemein; und Intrigue heißt: Lüge. Auch die unregelmäßigen erotischen Beziehungen, die in den monogamischen Ländern viel häufiger sind als in den polygamischen, sind eine Quelle von Täuschungen. In diesem Fall werden ehrenhafte Männer zur Lüge gezwungen, um anderen Personen üble Konsequenzen zu ersparen.

Die Oeffentliche Meinung und die Gesetze hindern die Leute, allzu unehrlich zu sein. Eine große Zahl Unehrlicher wird verurtheilt, trotz der Nachlässigkeit und anderen Mängeln der Polizei, der Richter und der Geschworenen. Die Einsperrung einer gewissen Anzahl von Uebelthätern dient als abschreckendes Beispiel. Sie wirkt als Selektion, denn die Gefangenen leben nicht in Familien und hinterlassen selten Abkömmlinge. Noch ein anderer Umstand des Kulturlebens wirkt als Anpassung und Selektion im guten Sinn. Die Theilung der Berufe und der Funktionen hat eine große Zahl ven Menschenklassen entstehen lassen, die aus Notwendigkeit, Pflicht oder Gewohnheit im Allgemeinen ehrlich sein müssen und sind. Es giebt Vertrauensposten, für welche Ehrlichkeit eine Notwendigkeit ist: Mediziner, Iuristen, Geschäftsträger, Kaufleute, Bankiers, die vom Vertrauen der Familien leben. Ferner giebt es Geistliche, Richter, Lehrer, die ein gutes Beispiel geben, weil ihre Ueberzeugung, ihre Pflicht und ihr wahres Interesse dazu antreiben. So weit ihnen der Coelibat nicht Pflicht ist, pflegen sie gute Familienväter zu werden. Ihre Berufe sind offene Thüren für die moralischen Menschen. In Darwins Ausdrucksweise handelt es sich hier um die günstige Anpassung eines Theiles der Bevölkerung. Und die unter solchen Umständen erwachsenden Familien haben eine wichtige Stellung in der Gesellschaft (woraus sich eine vorzügliche Art der Auslese ergiebt).

Die den Kulturländern eigene Freiheit und Sicherheit haben gnte wie schlechte Folgen. Man kann hier Propaganda nach jeder Richtung machen. Die durchschnittliche Abwesenheit der brutalen Gewalt, das regelmäßige Bedürfniß nach einer großen Anzahl ehrlicher Menschen für viele Berufe wirken in sehr günstigem Sinn. So ist die Kultur im letzten Ende der Moral günstig. Nicht nur widersetzt sie sich dem Mißbrauch der Gewalt: sie hindert und unterdrückt auch die Entwickelung des schlechtesten Theiles der Bevölkerung und öffnet den ehrlichen und wahrhaftigen Menschen günstige Laufbahnen. Allerdings bleiben Falschheiten und Täuschungen in Gebrauch und auch manche schlimmere Vergehen entziehen sich der Strafe. Eben so unterhalten die Kriege und Revolutionen die Gewohnheit der Gewaltsamkeit; auch

werden die öffentlichen Funktionen, die Einzelyen Einfluß auf die Gesellschaft geben, von Fürsten, Ministern oder dem souverainen Volk nicht selten Leuten übergeben, deren Moral niedrig steht und deren Beispiel und Handlungen üble Folgen haben. Dennoch ist die Gesammttendenz viel moralischer als bei den barbarischen Völkern.

Man wird hiergegen die Anzahl der Verbrechen und die Thatfache anführen, daß die Vergehen wider das Eigenthum in den hochstehenden Kulturländern viel häufiger sind als in den anderen; doch muß man sich nicht durch den Schein täuschen lassen. Die nachgewiesene Minderung der Verbrechen gegen das Leben, insbesondere der schlimmsten Formen, spricht für die hochkultivirten Länder; und die Zunahme der Eigenthumverbrechen in diesen Ländern rührt daher, daß dort der Reichthum viel größer ist. Bewegliche Werthgegenstände, die leicht gestohlen werden, sind in den Kulturcentren überall zu sehen. Bei gleichem oder überlegenem moralischem Zustand sind also hier die Versuchungen viel größer als in rückständigen Ländern; daher muß mehr gestohlen werden. Betrachten wir ein Räubernest auf einem Berggipfel in Griechenland oder Kalabrien; da ist das dem Raub zugängliche Eigenthum so spärlich und wird von den Eigenthümern so sorgsam gehütet, daß man an einem solchen Ort nicht von kleinen Betrügereien leben kann. Trotzdem steht die Moral auf sehr tiefer Stufe,

3. Intelligenz.

Ie höher die Kultur eines Landes steht, um so mehr sind die intelligenten Klassen der Bevölkerung dem Zustande der Gesellschaft angepaßt und um so mehr treten die schwachen Geister zurück. In dem Maße, wie die Berufe sich spezialisiren, wie die Wissenschaft sich mit weniger leicht sichtbaren und kontrolirbaren Dingen beschäftigt, bedarf der Einzelne zu ihrem Verständniß eines erhöhten Fleißes, besseren Gedächtnisses und Verständnisses, schärferen Schließens. Die Leichtigkeit des Reifens und der vermehrte Verkehr zwischen den Ländern führt zur Kenntniß mehrerer Sprachen, zum Vergleich verschiedener Institutionen und Gebräuche und zur Benutzung der landwirthschaftlichen wie technischen Produkte verschiedener Länder, deren Zugänglichkeit das Wohlbefinden aller Einzelnen fördert. Wer solche Kenntnisse nicht erworben hat, kommt nicht vorwärts. Im Kampf ums Dasein siegen nun Wissend^, während bei den Barbaren die Listigsten und Gewaltsamsten siegten.

Wächst in Kulturländern der intellektuell entwickelte Theil der Bevölkerung mehr als der andere? Das ist eine wichtige Frage, die eng mit der Geschichte der Selektion und deren endgiltigen Folgen verbunden ist. Die Intelligenz ist in fast allen Berufen ein Vortheil. Sie entwickelt sehr schnell die Voraussicht; denn wer beobachtet und denkt, schließt auf die Zukunft. Im Durchschnitt werden innerhalb einer Menge von einigen Tausend Menschen die mit höherer Intelligenz begabten am Meisten erwerben und das Erworbene am Besten bewahren. Der Theil der Bevölkerung, in dem Wohlhabenheit oder Reich-

thum herrscht, rekrutirt sich also durch den Zuwachs von intelligenten Arbeitern und Angestellten. Er verliert dagegen Leute, die nicht zu bewahren wissen, was sie erbten oder erwarben, die im Durchschnitt also keine hervorragende Intelligenz haben. Ein Mensch, der in jungen Iahren zu einem gewissen Wohlstande gelangt ist, verbessert seine Fähigkeiten und erweitert seine Bildung. Schließlich erhalten die Kinder und Großkinder solcher Eltern, die zu erwerben und zu erhalten verstanden haben, eine bessere und namentlich weiter reichende Erziehung als die Kinder der einfachen Arbeiter. Dies ist eine neue Ursache zur Steigerung der Intelligenz. So kommt die zuvor gestellte Frage auf die andere hinaus, ob die wohlhabenden oder reichen Antheile der Bevölkerung sich schneller vermehren als die armen.

Erfragt man die Ansicht der Alten und Neuen, so ist sie einstimmig in der Annahme eines schnelleren Anwachsens der armen Klasse, Die Römer haben das Wort Proletarier erfunden, weil, wie sie sagten, die untersten Schichten der Bevölkerung dienten prolsm gen«-rsnösm". Malthus hat die außerordentliche Vermehrung in den leichtsinnigen Familien, die meist die ärmsten sind, hervorgehoben; und das Beispiel der Vermehrung der Iren, zunächst in ihrem Land, dann in den englischen und amerikanischen Städten, hat nicht wenig dazu beigetragen, diese allgemeine Ansicht aufrecht zu erhalten. Von der Statistik wird sie nicht mit Bestimmtheit bestätigt. In den wohlhabenden Klassen ist die Anzahl der Geburten geringer als bei den Armen, aber diese weniger zahlreichen Kinder werden besser gepflegt und erreichen eine größere Lebensdauer. In den reichen Gruppen giebt es weniger Geburten und weniger Todesfälle, in den armen mehr Geburten und mehr Todesfälle, Man müßte alle fünfzig Iahre zwei Gemeinden vergleichen können, deren Zahl ursprünglich gleich war und die unter gleichen klimatischen Verhältnissen leben, von denen die eine reich ist und die andere ganz arm. Mit der Gesammtbevölkerung darf man nicht rechnen, da die Ein- und Auswanderung die Vergleiche fälscht. Auch leben in jeder Gemeinde arme und reiche Familien. Um diese Schwierigkeiten zu vermeiden, könnte man die Bevölkerungzahl bestimmter Klassen auswählen, wie den Adel einiger Länder, die obere Bürgerschaft anderer, und sie zu verschiedenen Zeiten mit sich selbst oder mit der Masse der Bevölkerung des selben Landes vergleichen. Mehrere Statistiker haben Untersuchungen solcher Art angestellt; sie sind aber in zwei sonderbare Irrthümer gefallen. Der eine besteht darin, daß sie die illegitimen Geburten vernachlässigt haben, die von der reichen Klasse herrühren, wenn sie auch scheinbar der armen zuzurechnen sind. Iedenfalls zeugen sie nicht für die Sterilität der wohlhabenden Klasse. Der andere Irrthum besteht darin, daß man aus der Minderung der Familienzahl, sogar aus der Minderung der Anzahl der Familiennamen auf eine Minderung der Bevölkerung geschlossen hat, die ursprünglich diese Familien zusammensetzte. Betrachten wir zunächst die Thatsachen.

Die erblichen Peers von England nehmen schnell an Zahl ab.
Nach Beobachtungen, die bereits alt sind, würde die Kammer der Lords sich sehr verkleinert haben, wenn nicht oft neue Ernennungen sie ergänzt hätten. Eben so nehmen die Familien der Notabeln, die einst im Großen Rath der verschiedenen Städte der Schweiz Sitz und Stimme hatten, sehr schnell ab. Malthus hat Das für den Alten Rath von Bern festgestellt; und ich kann zufügen, daß von den 133 Familien, die 1789 durch mindestens eine Person im Rath von Genf repräsentirt waren, in Heimath und Ausland nur noch 92 übrig geblieben sind.
Die Bürgerschaften der schweizer Städte bedürfen der Zuwanderung, um sich nicht zu vermindern. Benoiston de Chsteauneuf hat eine ausgedehnte Arbeit über das Erlöschen der alten Familien in Frankreich geliefert. Er konstatirt ein schnelleres Ende, als man denken sollte, und sucht die Ursachen davon in den Kriegen, den Duellen, den Heirathen zwischen nahen Verwandten, den religiösen Orden und den Sitten. Dazu bemerkt Passy, daß die adeligen, aber armen Familien der Bretagne eine lange Dauer gehabt haben. Endlich hat Galton nachgewiesen, das Verlöschen der Peersfamilien komme hauptsächlich daher, daß die neuen Peers, die kein Vermögen haben, das ihrer Stellung entspricht, gern für sich oder für ihre ältesten Söhne Frauen suchen, die Erbinnen sind. Die Bedingungen für diese Eigenschaft sind in England: sie muß die einzig Ueberlebende einer reichen Familie sein (also wahrscheinlich nicht sehr gesund) oder sie muß das einzige Kind sein (also von einer an Kindern armen Familie abstammen, was einigermaßen erblich ist). Die Folge ist, daß viele neue Peersfamilien nach höchstens zwei Generationen aussterben. Die geringe Dauer der Herzogsfamilien in England war schon bekannt. Wären die Titel nicht auf andere Familien übertragen worden, so wüßten nicht nur die Genealogen davon.
Unter den bestimmten Angaben einiger Statistiker und den Meinungen vieler anderen vermißte ich ein für die Dauer der Familiennamen wesentliches Moment. Offenbar müssen alle Namen erlöschen; um so schneller, je weniger zahlreich ihre männlichen Träger sind, denn die Familiennamen werden nur durch den männlichen Theil erhalten. Nehmen wjr eine Gemeinde an, deren Gesammtzahl sich nicht ändert und die weder Aus- noch Einwanderung hat, so muß die Zahl der Namen, die nur durch die Männer bestimmt werden, abnehmen; eben so müssen Familien, die durch den nur von Männern übertragenen Namen oder vererbten Titel gekennzeichnet werden, aussterben. Die Familiennamen werden gewöhnlich vermehrt durch gefundene Kinder, durch mehr oder weniger legalisirte Trennung von Familien und, in den meisten Ländern, insbesondere in den Städten, durch Einwanderung. Sonst würde man ihre Anzahl bald vermindert sehen, unabhängig von der ab- oder zunehmenden Anzahl der Bewohner. In einer Peerskammer, wo Ieder der Einzige seines Namens ist, und in solchen Städten, die eine Menge isolirter Fremder anziehen, erlöschen die Fa-

miliennamen schneller als in einer nicht gewählten Gemeinschaft oder
auf dem Lande, wo nur wenig Fremde sich niederlassen. Würden die
Namen und Titel auch durch die Frauen fortgepflanzt, so sähen die
Dinge anders aus. DieTendenz zur Verminderung der Familiennamen
bliebe aber bestehen: wegen der vorkommenden kinderlosen Ehen.
Man erörtert diese Fragen immer auf der Grundlage der gesetz-
lich konstituirten Familien und deren legitimer Nachkommenschaft.
Würde man die wirkliche Nachkommenschaft, der Frauen wie der Män-
ner, dazu die illegitime Nachkommenschaft, bekannt oder unbekannt,
in Betracht ziehen, so würde man zögern, das Erlöschen von Familien
anzunehmen.*) Allerdings gelangen fast immer die illegitimen Kinder
der Reichen, so weit sie nicht später anerkannt werden, in die armen
Klassen, tragen also wenig zur Vermehrung der reichen Klasse bei.
Der "Unterschied in der Fruchtbarkeit der Erbinnen und Nicht-
erbinnen in England ist so groß, daß er auf eine bisher übersehene
Ursache der geringen Geburtenzahlen in den wohlhabenden oder reichen
Familien des Adels und der Bürgerschaft hinweist. Im Allgemeinen
verheirathen sich die reichen Mädchen besonders leicht; und nach alten
physiologischen Wahrscheinlichkeiten, welche durch die von Galton ent-
deckten Thatsachen bestätigt werden, haben sie doch die geringste Aus-
sicht, Nachkommen zu hinterlassen. Ihre Zunahme muß daher die Ver-
mehrung der wohlhabenden Bevölkerung mindern. Andere, rein phy-
siologische Verhältnisse müssen in gleicher Weise einwirken, nament-
lich in solchen Familien, in denen die Intelligenz vorherrscht. Zwi-
schen den drei Funktionen, in denen die Kräfte der Menschenwesen
verbraucht werden, den Funktionen der Muskeln, der Nerven und der
Reproduktionorgane, ist ein steter Wettbewerb. Iede dieser Funktio-
nen wird beeinträchtigt, wenn die anderen zu viel beanspruchen, na-
mentlich, wenn die verbrauchten Antheile nicht genügend durch die
Nahrung ersetzt werden. Selbst bei ausreichender Nahrung vermin-
dern ungewöhnliche Muskelleistungen oder ungewöhnliche Geistes-
arbeiten die reproduzirende Funktion. Das gilt insbesondere für das
weibliche Geschlecht, weil hier die Gesammtheit der Funktionen vor,
bei und nach der Geburt eines Kindes so verwickelt ist und durch so
zahlreiche Umstände gestört werden kann, selbst bei gesunden Frauen.
Nun treten Ermüdungen durch übertriebene geistige Arbeit, durch eine
zu starke Erregung der Nerven in Folge von Musik, Festen, Predigten
viel öfter bei den Frauen der wohlhabenden Klasse ein als bei den ar-
men. Schon aus diesem Grund bleibt bei den Reichen die Geburten-
zahl zurück. Dazu kommen noch andere Ursachen; eine große Vorsicht,

*) Wie viele souveraine oder adelige Familien, die nach dem Al-
manach von Gotha erloschen sind, pflanzen sich in der Wirklichkeit fort!
Wer vermag die Zahl der Abkömmlinge von Bourbons älterer Linie
oder von Louis Napoleon anzugeben? Sie selbst haben nicht alle ge-
kannt. Die Naturgeschichte darf nicht als nicht vorhanden ansehen, was
wegen legaler oder politischer Fiktionen verheimlicht wird.

welche die Eheschließung Auf ein höheres Alter hinausschiebt und einen zu großen Familienanwachs vermeidet. Die Verminderung der Gesundheit ist in erster Linie in solchen Familien zu erwarten, in denen die intellektuelle Kultur der Frauen sehr hoch ist, so daß auch eine ausreichende Ernährung die Kräfte nicht genügend erneuert. Der Organismus ist dann völlig im Nervensystem konzentrirt, und wenn auch die physische Gesundheit nicht leidet, so unterliegt doch schließlich eben das Nervensystem.*)

Die reichen Klassen scheinen also weniger als die armen zu wachsen. Wenn auch beweisende Zahlen noch fehlen, so giebt es eine genügende Menge sekundärer statistischer Nachweise, die diese von je her gehegte Annahme bestätigen. Der ins Weite vorausschauende, im Allgemeinen auch intelligenteste Theil der Bevölkerung nimmt nicht ab, wie das schnelle Erlöschen der Familiennamen erwarten ließe, aber er nimmt für sich wenig oder gar nicht zu. Wenn er nicht durch neue Aufnahmen unterstützt wird, fühlt er sich hilflos, fürchtet, unterzugehen, und verschwindet auch gewöhnlich in dem allgemeinen Wettbewerb um den gesellschaftlichen Einsluß.

Die verschiedenen Folgen dieses Anwachsens der Gesellschaft aus den unteren Schichten verdienen die Aufmerksamkeit der Historiker und Philosophen. Ich erwähne einige Beispiele. Die Religion, zu der sich eine Familie bekennt, bleibt von Generation zu Generation erhalten, wenn auch diese Familie reich wird oder erheblich an Mitgliederzahl zunimmt. Wenn also eine neue Religion in der Klasse der Armen Fuß gefaßt hat, so verbreitet sie sich viel schneller, als wenn sie bei den Reichen angesiedelt worden wäre. Eben so verhält es sich, wenn ejne Religion durch eine große Anzahl armer Eingewanderter in ein fremdes Land übertragen wird. In solchen Fällen bewirkt das Mehrungverhältniß der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, daß die neue Religion die Tendenz zeigt, vorherrschend zu werden. Dem Christenthum hat die Einsührung in die unteren Klassen Nutzen gebracht; heute hat der irische Katholizismus ähnliche Wirkungen in den Städten von Großbritanien und Amerika. Die Selektion bringt eine Klasse der Gesellschaft hervor, die fähiger ist, nachzudenken und vorauszusehen; diese Klasse wird aber bedroht und überschwemmt von der Masse, die nicht die selben Instinkte hat.

Wenn ein Theil der Bevölkerung intelligenter geworden ist als die Menge, so hat er oft das Bedürfniß, den Unterricht zu verbreiten. Iedensalls muß er, wenn er wirklich vorausschauend ist, in solchem

*) Die Aerzte der Französischen Schweiz, insbesondere der Kantone Gens und Neuchstel, müßten, wie ich glaube, sehr traurige Auskunst geben, wenn man sie nach der Zahl der zu Lehrerinnen bestimmten jungen Mädchen fragt, die in Irrenhäusern sitzen und deren Gesundheit dadurch vernichtet worden ist, daß sie zwischen dem zehnten und dem achtzehnten Lebensjahr einen zu weit ausgedehnten Unterricht in Musik, Mathematik und anderen Fächern erhielten.

Sinn thätig sein. Leider setzen sich diesem Streben große Widerstände entgegen, von denen einige unvermeidlich sind. Selbst wenn man voraussetzen könnte, daß keine politische oder religiöse Partei sich solcher Verbreitung widersetzen werde, so kann man nicht erzwingen, daß Leute, die durch schwere Muskelarbeit ermüdet sind, Zeit und Ruhe finden, zu lesen, zu reisen, zu vergleichen, zu diskutiren, sich überlegte Urtheile zu bilden, wie Leute, die Muße haben. Stets wird die körper-Arbeit zu der geistigen in Widerspruch stehen; wird die eine vermehrt, so wird die andere vermindert. Wenn noch so viele Schulen gegründet werden und ihr Besuch unentgeltlich ist: immer wird es Familien geben, die mehr erwerben oder weniger ausgeben und sich dadurch ein Mehr an Muße gesichert haben. Wenden sie diese Muße schlecht an, so verfallen sie; bei guter Anwendung bleiben sie weiter vorausschauend und unterrichteter als die Masse; doch haben wir gesehen, daß die Mehrungverhältnisse der Bevölkerung solchen Familien nicht günstig sind. Daher ist es jedenfalls besser, wenn die Allgemeinheit durch Unterricht gehoben wird; doch dieser Weg führt langsamer und unsicherer aufwärts, als man wünschen möchte.

Die Verfeinerung der Ideen, die Paradoxien, die Anstrengungen, die man macht, um zu lernen und zu verstehen, eine zu seßhafte Lebensweise, Heirathen zwischen Personen der selben Familie vermehren die Fälle von Geisteskrankheiten bei den Wohlhabenden. Diese schlimme Anlage, deren Erblichkeit nur zu bekannt ist, nimmt auch in der armen Klasse mit dem Kulturleben zu. Das ist eine Folge der Freiheit, die heute in dieser Klasse lebt, aber auch der Hoffnungen, Erregungen und Enttäuschungen. die sie mit sich bringt. Die Entwickelung der intellektuellen Gaben führt um so öfter zu Zusammenbrüchen, je kühner und stärker sie ist; wie allzu heftige Bewegungen der Glieder zu Brüchen führen. Allerdings müssen die Kulturnationen auf dem Wege der Intelligenz voranschreiten; aber sie lassen Tote und Verwundete auf dem Felde der geistigen Kämpfe zurück.

Kann die Gesellschaft ungünstige Gegenströmungen hindern? Das ist sehr schwierig. Oft ist sie nicht so organisirt, daß sie es wollen oder ausführen kann. Gerade solche Gemeinschaften, die an Ueberangebot auf einem Gebiet und an Arbeitermangel auf einem anderen leiden, pflegen, nach den Grundsätzen der Gleichheit, die Gleichartigkeit und Verbreitung des Unterrichtes besonders eifrig zu betreiben. Sie zerstören mit der einen tzand, was sie mit der anderen geben. So bemüht sich die amerikanische Republik, Alle zu unterrichten, auch die Neger, aber eben dadurch zieht sie die Irländer und Chinesen an. Von Zeit zu Zeit versucht sie, diesen Zudrang zu verhindern, durch gesetzliche Maßnahmen gegen unerwünschte Einwanderer, durch Abgaben, durch mehr oder weniger feindsälige geheime Gesellschaften. Gegen Gesetze der Entwickelung, intellektueller und ökonomischer, können kleine Gelcgenheitmittel aber auf die Dauer nicht helfen.

Alphonse de Candolle,

Zwei Briefe.
I, Herr Harden, am vierten August hielt ich auf der
Tagung der Alkoholgegner in Dresden einen Vortrag: „Ist
es wahr oder unwahr, daß das Alkoholkapital die Unabhängigkeit der
deutschen Presse bedroht?" Der Vortrag bestand eigentlich nur in ei-
nigen Sätzen, mit denen ich die Texte von rund zwanzig Beweisur-
kunden, die ich verlas, unter einander verband. Diese Urkunden sollten
beweisen, daß das Alkoholkapital systematisch daran arbeitet, den re-
daktionellen Theil unserer Zeitungen von sich abhängig zu machen,
und daß Dies in nicht wenigen Fällen auch schon gelungen ist. Zum
Theil indirekt durch den Druck der großen Alkoholinserenten-auf den
redaktionellen Theil, aber in einigen Fällen leider auch direkt, indem
im redaktionellen Theil hochangesehener Zeitungen Artikel für den
Alkohol und gegen die Abstinenz erschienen sind, die thatsächlich be-
zahlte Inserate von Alkoholkapitalisten waren. Ich betonte dabei, daß
diele Zeitungen ganz unabhängig vom Alkoholkapital seien, so, zum
Beispiel, alle hamburgischen Zeitungen ohne Ausnahme, eben so (was
auch ich, als Gegner, anerkennen müsse) die sozialdemokratische Presse,
dann die Zeitungen der christlichen Gewerkschaften. Und weiter hob
ich hervor, daß, so weit die Sachlage Vorwürfe gegen die Presse be-
gründe, sich diese Vorwürfe gegen die Verleger und nicht gegen die
Redakteure zu richten hätten. Meinem Vortrag hörten hohe Beamte,
bürgerliche und militärische, zu. Ich weiß, daß meine Beweisurkunden
stark, zum Theil geradezu erschütternd gewirkt haben. Das gilt ganz
besonders von dem Originaljahresbericht einer großen Brauervereini-
gung, worin ganz naiv dargelegt wird, wie alkoholfreundliche Inserate
dieser Brauervereinigung in den redaktionellen Theil weit bekannter
Zeitungen (deren Namen genannt werden) hineingebracht worden sind.
Nach dem Schluß der Versammlung theilte ein mir bekannter Redak-
teur aus Berlin mit, er kenne Thatsachen, aus denen zu schließen sei,
daß ein vor Kurzem gegen mich gerichteter Artikel eines dresdener
Blattes aus einem Korrespondenzbureau des Alkoholkapitals stamme.
Ich bat den Herrn, Dies den noch anwesenden Personen zu sagen. Er
thats. Ich konstatirte dann auch noch, welche Behauptung aufgestellt
sei. Darauf bestätigte mir der anwesende Berichterstatter eines ostdeut-
deutschen Blattes, er wisse aus eigener Kenntniß, daß der Redakteur
aus Berlin Recht habe. Diese Mittheilung erwähnte ich auch und er-
klärte, der Chefredakteur des dresdener Blattes müsse sich zu den auf-
gestellten Behauptungen äußern. Ich verfolgte bei Alledem das berech-
tigte Interesse, Klarheit über die Herkunst eines gegen mich gerichteten
Artikels zu schaffen. Zwei Tage danach erklärte der dresdener Chef-
redakteur öffentlich, er sei selbst der Verfasser des Artikels, worauf ich
(da die Erklärung des angesehenen Mannes alle Zweifel für mich ge-
hoben hatte und damit mein Interesse an der Aufklärung befriedigt
war) sofort öffentlich aussprach, daß ich an der Erklärung eines Ehren-

mannes selbstverständlich nicht zweifle. Dem schlossen sich vier persönliche Besprechungen mit den Herren der dresdener Redaktion (auch mit dem Herrn Chefredakteur selbst) an, die in angenehmster Weise verliefen und bei denen ich besonders auch feststellte, daß die zugleich mit der Erklärung des Chefredakteurs erfolgte Mittheilung, man habe Strafantrag wegen Beleidigung gegen mich gestellt, nicht im Mindesten ursächlich für meine Entschließung gewesen sei, fondern nur der Wunsch, nicht einem Menschen Unrecht zu thun. (Ein Beleidigung-^ prozeß gegen mich wäre ja auch ziemlich sicher an § 193 des Strafgesetzbuches gescheitert.) Dieser ganze Zwischensall (in dessen Gang auch der Oberbürgermeister der Stadt Dresden eingriff, als Vorstand der Stiftung, die die Zeitung verlegt) und seine Erledigung haben mit meinem Vortrag und den darin vorgelegten Beweisurkunden nicht das Allergeringste zu thun. Trotzdem verbreiten jetzt einige Zeitungen einen Artikel, worin meine Ehrenerklärung für den dresdener Chefredakteur richtig abgedruckt wird, worin es dann aber heißt: „Das bedeutet den völligen Rückzug Dr. Poperts, zugleich aber auch einen Beweis dafür, wie gewissenlos jener Vorwurf erhoben war und mit welcher Frivolität man auf der Tagung der Antialkoholiker gegen die Presse ohne Spur irgendeines Beweises die schwerste Anschuldigung der Bestechlichkeit geschleudert hat." In diesem Artikel wird den Lesern also erzählt, ich habe in der Sache meines Vortrages einen Rückzug angetreten, während ich nur in einer Angelegenheit, die mit meinem Vortrag und meinen Beweisurkunden gar nichts zu thun hatte, eine persönliche Anstandspflicht erfüllt habe; zweitens: gegen „die Presse" seien „gewissenlos" und „frivol" Vorwürfe „ohne Spur irgendeines Beweises" erhoben worden, während mein ganzer Vortrag aus der Zusammenstellung von Beweisurkunden bestand und sich nicht gegen „die Presse", sondern ganz deutlich nur gegen einen Theil der Presse und auch da nur gegen die Verleger richtete. Ich kann auch hier nur wieder staunend feststellen, was man deutschen Zeitunglesern manchmal bieten darf. Zu meiner Freude werde ich jetzt Gelegenheit haben, das „Berliner Tageblatt", in dem noch unvorsichtiger gegen mich geschrieben worden ist, vor Gericht zu ziehen. Dabei wird voraussichtlich das ganze Beweismaterial meines Vortrages (vermehrt durch Zeugenaussagen) dem Richter unterbreitet werden. Uebrigens weiß ich nicht, warum die Herrschaften erst jetzt über mich herfallen. Denn in meinem Roman „Helmut tzarringa" (siehe Nummer 17 dieses Iahrganges der „Zukunst"), den am ersten Oktober 1910 Ferdinand Avenarius im Namen des Dürerbundes herausgegeben hat, stehen noch ganz andere Dinge über unsere Presse, so weit sie vom Inseratentheil abhängig ist. Und dieser Roman ist bereits jetzt, zehn Monate nach dem Erscheinen, in S2000 Exemplaren verbreitet. Mit besonderer Hochachtung habe ich, hochverehrter Herr Harden, die Ehre, zu sein Ihr ergebenster Dr. zur. Hermann M. Popert in Hamburg.

Brauer, Weinhändler und ihre Affiliirten finden, Wein, Bier,

Liqueur seien wohlschmeckende und bekömmliche Getränke, und zeigen den Kauflustigen an, wo so gute Dinge zu haben seien. Viele Zeitungbesitzer sind über den Werth dieser Genußmittel der selben Meinung und nehmen deshalb die Anzeigen au,f. Sie haben keinen Grund, ihre Geschäftspolitik auf den Glauben der Alkoholfeinde zu stützen, der ja nicht ihr Glaube ist. Unanständig wird ihr Handeln erst, wenn sie, um ihre Inserateneinnahme nicht zu schmälern, den Lesern stets vorenthalten, was die Alkoholfeinde sagen. Der Nachweis solcher Fälle kann nützlich werden. Nur: die Argumente der Trinksittenwächter sind jetzt ziemlich bekannt. Und weil Einer sie nicht für stark genug zur Aechtung der Alkoholika hält, darf man ihn noch nicht als seinen Inserenten Hörigen verschreien. Das will wohl auch Herr Dr. Popert nicht.

II. Die Konfiskation meines Buches „Die Verführten" (Pan-Verlag) drückt mir die Feder in die Hand zu einer Art literarischer Selbstbetrachtung, die unter normalen Umständen vielleicht überflüssig wäre, doch hier zur Notwendigkeit wird. Mein Buch soll unsittlich sein; der Staatsanwalt hat, irre ich nicht, zweiundzwanzig anstößige Stellen gefunden. Ich muß da schon über die Entstehung des Buches ein Wenig reden. Ich bin nicht zufällig, sondern durch tief in mein innerstes Erleben hineingreifende Ereignisse Kriminalschriftsteller geworden; und, was gewissen Leuten besonders peinlich ist, ich verstehe Etwas von der Sache. Nun bin ich unter der Last der den begabten Schriftsteller am Meisten drückenden Brotarbeit lange Iahre hindurch nur dazu gekommen, meine Beobachtungen und Studien in Skizzenform zu verwerthen. Zum großen Wurf auszuholen, fehlten mir Geld und Zeit. Aber die Ideen zur Strafrechtspflege, wie sie ist und wie sie sein müßte, drängten mich zu sehr; im Iahr 1906 fing ich meinen Roman an. Ich habe ihn im Iahr 1W9 beendet und habe, im fortwährenden harten Kampf ums Leben, die Stunden dazu meiner Nachtruhe und meiner Gesundheit abgestohlen. Denn Das muß doch gleich festgestellt sein: solche Werke, die sich ihrer immanenten Rücksichtlosigkeit halber für den Zeitungabdruck wenig oder gar nicht eignen, lohnen die Arbeit materiell höchstens dann, wenn sie durch eine Konfiskation auch für die gedankenlose Menge in den Vordergrund des Interesses gestellt werden. Aber mich drängte es, auszusprechen, was ich in fünfzehn Iahren ernsten Schicksals und vielen Eifers erkannt hatte; was, wie ich fühle, der Ausgangspunkt für eine gerechtere Würdigung des Kriminellen werden und was tausend schöne Kräfte dereinst für die Menschheit nutzbar machen kann; Kräfte, die heute noch sehr oft in unwissender und gedankenloser Brutalität für immer vernichtet werden. Diese Gedanken schlugen sich denn auch gleich im Titel des Romans nieder, den die lieben Schnüffler mir schon als zuchtlose Spekulation auslegen wollen. Die Verführten: Das sind nicht etwa die Frauen im Besonderen; sie sind ja hier nur zur männlichen Dominante mitschwingende Töne. Die Verführten sind die Vielen, denen ein schwacher Charakter, gewisse labile Eigenschaften, der Mangel an

Erziehung und traurige Iugend überhaupt das Nichtsthun nnd das Nehmen leichter scheinen ließen als die Arbeit. Ich sehe zwei Arten von Kriminellen: die nicht allzu häufigen „geborenen Verbrecher", die Unverbesserlichen, die Herzensharten und Gewaltthätigen, die fast immer von Trinkern abstammen und meines Erachtens in das Gebiet der Pathologie gehören; und die Riesenarmee der Anderen, die ohne ausgesprochene Verbrechensneigung doch strafbar werden, weil die Prophylaxe nicht zu rechter Zeit einsetzt, weil schon das Moment der Bestrafung an sich sie meist sozial unmöglich und für immer zu Vaganten macht. Hier hat die Gesetzgebung schon mit fakultativer Begnadigung und Strafaufschub eingesetzt. Das sind aber nur Palliative. Eine völlige Umkehr in der Anschauung ist nöthig. Die erste strafbare Handlung muß wie jedes Irren betrachtet und nicht zum moralischen Todesurtheil benutzt werden. Nicht nur Künstler, auch sehr hohe Beamte haben mir dazu gratulirt, daß ich dies Problem (nicht gelöst, aber) wirksam dargestellt habe. Und nur die bourgeoise Heuchelei konnte, in ihrem Mißverstehen des Volkes und seiner Aeußerung, Zuchtloses in meinem Buch finden. Dieses Buch will ja gerade ein Lexikon der ureigenen Sprache der Armen sein, deren Kenntniß besonders dem Iuristen, wenn er seines hohen Amtes mit Gerechtigkeit walten will, so nöthig ist. Statt aber zu lesen und zu lernen, geht man hin und bringt den unbequemen Mahner auf die Anklagebank. Wegen Unsittlichkeit. Das ist bequem; denn selbst in sehr ehrlichen Herzen zieht der Familienblattroman auch heute noch die Grenze zwischen Anstand und Iotenthum. Aber es giebt, Gott sei Dank, auch Richter, die wissen, daß tausend und abertausend in Deutschland unbeanstandete Bücher sich der Sexualität in ganz anderer Weise nähern als meine Arbeit. Ich neige darin znr Vorsicht; vielleicht, weil ich daran in sechzehnjähriger Zeitungsron gewöhnt wurde, vielleicht, weil in meinem Hirn Reste der üblen Scheu vor dem Nackten stecken, die bei den meisten lieben Mitbürgern alles Andere eher ist als Sittlichkeit. Trotzdem: von der Liebe, wie das Volk sie faßt, wie die allerletzten Gottesebenbilder sie kennen, mußte ich in der Weise der Menschen reden, die ich schilderte. Auch in der Schilderung des Mordes konnte ich andere Farben nicht wählen. Ich habe da, in der deutschen erzählenden Literatur als Erster, gezeigt, wie stark das Zusammenwirken unkontrolirbarer Triebe, deren Einsetzen nicht einmal vorauszusehen, beim Brachialverbrecher ist; wie die Sexualität den Mann überrumpelt, dessen Hirn sich gegen die Idee des Mordes, der Strasthat überhaupt, noch kurz zuvor so verzweifelt sträubte. Aber in dieser schnurrigen Gesellschaft erlaubt man solche Darstellungen nur dem Gelehrten, der das Ohr der Volksgenossen nie erreicht. Ich habe jedenfalls so ernst gearbeitet, daß ich Keinem mehr Rechenschaft schulde. Und darum fürchte ich auch diese Anklage nicht. Ich kann mir da vielleicht mein Herz frei reden von all dem stillen Ingrimm, den ich angesichts der von bornirten Menschen verursachten Qual in mich hineingefressen habe, Für die Aufnahme dieses Briefes wäre ich Ihnen dankbar, ,.. HansHyan.

ßerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. — Berlag der, Iu'unss in Berlin. — Druck vo , P«ß S Ga'lcb S, m, b, tz. In Berlin.

Berlin, den 26. August 1S11.
Ernting.
kZiäicuIus mus.

^Mas Personal der berliner Gesandtschaften, das schon recht □ärgerlich geworden war, weil die unsaubere marokkanische Sache ihm die Wege nach Sils Maria und Caux, Ostende und Dinard sperrte, ist,am zwanzigstenAugusttag, von aller imSommer des Mißvergnügens erlittenen Pein reichlich entschädigtworden. Denn am zehnten Sonntag nach Trinitatis wurde der Wortlaut des deutsch-russischen Vertrages überPersien veröffentlicht: und aus dem Diplomatencorps kam, von alten und jungen Lippen, ein frohes Iauchzen. Selten ist an einem Sonntag aus und nach ex- territorialen Geschäftshäusern so oft telephonirt worden; nie viel- leicht noch von so lustig Erregten. »Also endlich! Fast zehn Mo- nate sind seit der Konzeption verstrichen. Ein lebensfähiges Kind wird schneller fertig. Da haben wirs nun. Gerade jetzt: weil die Bescherung (mit dem bösesten Schnupfen riecht maus) auf Wil- helmshöhe die Stimmung heben sollte. Haben Sie schon gelesen? Wir lagen unterdenBänken,pflegteOnkelSarcey zu sagen.wenn er sich in einem Pofsentheater gekugelt hatte. Das einzig Ernst- hafte dran ist die Gewißheit, daß Maimon gut gearbeitet hat, als er (wars nicht im Ianuar?) den Inhalt an ein londoner Abend- blatt verschacherte. Matin' und .l'imes' hatten darauf vorbereitet, daß Neratow jetzt, unter Druck und gegen neue Konzessiönchen, unterzeichnen werde. Iswolskij und Paul Cambon mußten Miß- verständnisse der lieben Oeffentlichen Meinung scheuen. Ob man hier die Stirn haben wird, einen Triumph draus zu machen?

Sicher. Sie unterschätzen das toupet der Wilhelmstraße noch im-
mer. Zwar wird der einköpfige Adlermit Versprechungen gefüttert,
die der biedere Moskowiter, je nach Bedarf, halten oder nicht
halten kann; aber es ist, nach langer Papierebbe, doch wieder ein
richtiger, unterschriebener und gestempelter Vertrag, mit dem sich
stolziren läßt. Und daß Rußland, während sein Freund und Ver-
bündeter mit den Berlinern Händel hat, mit Deutschland einen
Vertrag schließt: keine Kleinigkeit, ma vieille! Zwar hat Deutsch-
land, während seinFreund undVerbündetervon denWestmächten
bedroht war, mit Frankreich denFebruarvertrag geschlossen (der
dem accorä über Persien ähnelt wie ein faules Ei dem anderen).
Zwar könnte es einen Vertrag mit solchen .Profiten' morgen von
England, sogar von Frankreich haben. Thut nichts: wir werden
lesen, que tout est pour le mieux 6an8 le meilleur äes moncles. Und
da man in Petersburg, Paris, London das Würmchen nicht gleich
beim Namen nennen darf, sondern sich, via Presse, stellen muß, als
sei Beträchtliches in die Welt gekommen, wird das gewohnte Spiel-
chen diesmal hier leicht zu arrangiren sein." Der Mann, der so
sprach, kennt seineLeute; weiß, daß inBerlin>V.8 nichts mehr un-
möglich ist. Habt Ihr nicht wirklich aus einzelnen Winkeln ge-
hört, der Vertrag vom neunzehnten August 1911 sei ein unge-
meiner Erfolg deutscherStaatsmannskunst? Einerlei. Das Per-
sonal der berliner Botschaften braucht fortannichtzu bereuen, daß
es länger als fonst im Westen der Spreestadt ausharren mußte.
Am zehntenDezember 1910steht imDeutschenReichstagder
Herr auf, der den Titel des Kanzlers trägt,und spricht also: »Die
Entrevue in Potsdam hat uns die Gelegenheit gegeben, zu kon-
statiren, daß Deutschland und Rußland ein gleichmäßiges Inter-
esse an der Aufrechterhaltung des swtus quo im nahen Orient ha-
ben und daher keinerlei Politik, von welcher Seite sie auch kom-
men möge, unterstützen werden, die auf eine Störung dieses Zu-
standesgerichtet wäre." (Antwort:Wers glaubt, wird selig.Ruß-
land wünscht eine schwache, Deutschland eine starke Türkei. Für
Rußland ist die Orientalische Frage heute die Meerengenfrage
und jeder zurechnungfähige Minister des Zaren wird jede Politik,
von welcher Seite sie auch kommen möge, fördern, die den skws
quo ändert, Oesterreichs Einfluß in die Südslavengebiete dämmt
und den Russen den Weg aus dem Schwarzen ins Mittelländische
Meer öffnet.)„ InNordpersien hatRußland eine privilegirteStell-

ung, die ihm das Recht auf alle Konzessionen zu Eisenbahn-, Te-
legraphen- und Weganlagen giebt; doch wird es nicht nur unse-
ren Handel nicht hindern,sondern auch die Herstellung einerAn«
schlußlinie für seineüberKhanekin-Bagdad gehende Einfuhrnach
Persien erleichtern." (Antwort: Die Bagdadbahn soll am Euphrat
einen transkaspischen Strang erhalten, in den die russische Aus-
fuhr münden kann. Wir helfen denRussen also an den Persischen
Golf und auf den kürzesten Weg nach Indien. Mit dem Verspre-
chen, den deutschen Handel, der auf Staatskonzessionen verzichten
muß, nicht zu hindern,ist dieserDienst nicht allzu theuer bezahlt.)
»Beide Regirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinatio-
nen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderenTheil
haben könnten." (Antwort: »Das ist nicht neu. Schon inSwine-
münde hat NikolaiAlexandrowitschzumDeutschenKaiser gesagt:
»Auf der Seite Deiner Feinde wirstDu mich niemals finden."Da
Rußland fürs Erste keinen Krieg führen kann, ist der Verzicht auf
„ aggressiveSpitzen" ihmkein Opfer.derVerzichtDeutschlands aber
ein beträchtlicher Gewinn. Wennzwei Männer,dcren einer gesund
und starkist,derenanderer siech imSpitalliegt,sichverpflichten,nicht
gegen einander zu fechten, macht derLazarus ein gutes Geschäft.)
Daß man so mühsam Vereinbartes, so scheu zu Verheimlichendes
ins Licht zerrt, ehe es noch in Paragraphen gebracht ward, ist im-
merhin neu. Nur aus der Einfalt desReichsdamoetas erklärlich
(dem, denken sie draußen, der im Amt kaum warm gewordene
Staatssekretär noch nicht die Kandare angelegt hat). l.atet unguis
in Kerba? Rußland ist den Franzosen verbündet, den Briten be-
freundet, den Oesterreichern noch verfeindet. Wer ihm öffentlich
nachsagt, es werde sich unter keinenUmständen ineine demDeut-
schen Reich feindliche Kombination einlassen, spricht aus, daß
es entschlossen sei, die wichtigsten Staatsverträge zu brechen. Und
das Deutsche Reich, das sich in keine den Russen feindliche Kom-
bination einlassen will, muß bereit sein, den deutsch-österreichischen
Vertrag zu brechenund von allem den Türken Verheißenen nichts
zu halten. Seit in RacconigiNikolai Alexandrowitsch und Victor
Emanuel, auf der Eisenbahn zwischen Modane und Chambery
die Herren Iswolflij und Pichon geplaudert haben, ist das franko-
russisch-italische Balkanabkommen gegen Oesterreich fertig; vom
Dreibund derRest des Weststranges zerstört. Am ersten Oktober
ist Iswolflij (der den fast ein Iahr lang unterbrochenen Verkehr

mit dem GrafenBerchtold, Oesterreichs Vertreter, noch selbstwie-
der aufgenommen hat) als Botschafter nach Paris gegangen und
auf seinem Ministerstuhl sitzt nun der kränkelnde Herr Sasonow.
Der soll sich im ersten Dienstquartal den Berlinern in die Arme
geworfen haben?Nach derRede des Herrn vonBethmannmüssen
eben so einfältig fromme Herzen es glauben. Alles von Eduard
Geschaffene entwerthet und die deutsch-russische Rückversicherung
wiederhergestellt wähnen. Kann Oesterreich in einem Konflikt mit
Rußland nicht mehr auf Deutschland, Frankreich in einem Vo-
gesenkrieg nicht mehr auf Rußland zählen, dann sind die Haupt-
verträge, die seit Jahrzehnten Europens Schicksal banden, Plun-
der geworden. So sähe das Ende der bosnischen Krisis aus? Die
lapidare Thorheit der bethmännischen Rede mußte sich rächen.
ZehnTage danach stand in der Russischen Politischen Korrespon-
denz, nur durch Oesterreichs Ehrgeiz und Deutschlands Beihilfe
sei im Orient die Ruhe gestört und die Kriegsgefahr heraufbe-
schworen worden; jetzt, nach denpotsdamer Novembergesprächen,
werde Oesterreich in Berlin taube Ohren finden. Herr Sasonow ließ
erklären.Deutschland habe auf die Fortsetzung seiner denRussen im
Orient schädlichen Politik verzichtet und dafür die Zusage derpersi-
schenAnschlußlinie erhalten.Das sei derSinn desAbkommens.das
natürlich anRußlandsVerträgenundVertragspflichtenkein Iota
ändere. In seinem klaren und klugen Buch „l.'l2ur«pe et W leune
lurquie" sagt Herr Rene Pinon: „Das Potsdamer Abkommen
befreit die Russen, während sie in Persien zu thun haben, von allen
türkischen Sorgen. Rußland entzieht sich keiner.Kombination';
aber eine österreichische Politik, die tiefer in denBalkan vordringen
möchte, hättenichtmehraufDeutschlandsUnterstützungzurechnen.
Rußland giebt nichts auf. Die Rede des deutschen Kanzlers aber
klingt fast wie eine Verleugnung, wie ein Bedauern der Politik,
die Deutschland während der bosnischen Krisis getrieben hat."
Noch aber wird der Vertrag ernst genommen; brave Män-
ner mit hohen Titeln könnten den Mund doch nicht so weit auf-
reißen, wenn sie nicht Eßbares für ihren Gaumen erhofften.Monde
kommen und gehen. Die Petersburger wollennichtunterschreiben.
Der arme Sasonow, erzählen sie, ist eingeseift worden; daß er
krank wurde, ist ein Segen: sonst hätten sie ihn vielleicht in Berlin
barbirt; jetzt ist sicher, daß wir nur ganzAnodines unterzeichnen.
Hin und her wird verhandelt. Berliner Bankregenten die Bitte

vorgetragen.denSonderwünschendes mächtigen Finanzministers
Kokowzew sich willfährig zu zeigen. Herr Neratow, der sich auf
Gortschakows Sitz zu fühlen anfängt, ist nicht bequem. Das fehlt
noch und Dieses bleibt zuerstreben. Neun Monate seitdem pots-
damer Tag, acht seit der theobaldisch schmetternden Ankündung
der großen Errungenschaft: und nichts unterschrieben. Ein scan'
äslum, wie Europa nie eins sah. Doch am Ende handelt sichs um
so Ungeheures, daß die Länge der Ueberlegungzeit dadurch er-
klärlich wird. Wie vor der von Karlos fingirten Verlobung Cla-
vigos ists. „Man fragt, man guckt, man geht zu Gefallen, man
wartet, man ist ungeduldig: und nun erscheint derHerr und allen
Leuten versagt das Wort imMunde. Ich werde rasend, ich laufe
davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen und fragen und
nicht begreifen können..." Keiner kann begreifen, warum das
starke Deutsche Reich zehn Monate gebraucht hat, um dem ge-
schwächten, aus hundertWunden blutendenRußland diesen Ver-
trag abzuringen. Was bringt er? Dem Zarenreich unseren Ver-
zicht auf Nordpersien; Deutschlands Verpflichtung, in diesem Ge-
biet keinenAnspruch auf irgendeine Konzession (Eisenbahn.Schiff-
fahrt, Wegebau, Telegraph) zu unterstützen. Für solchen Verzicht
hat, nach den zwischen Iswolflij und Cassini mit Nicolson und
Donald Mackenzie in Algesiras und Petersburg geführten Ver-
handlungen, England in dem Vertrag vom einunddreißigsten
August 1907 das Recht auf Südpersien erhalten. Was bekom-
men wir? Die Zusicherung, daß der Handel aller Nationen in
Persien gleichberechtigt sein soll. DenWerth dieserPhrase müßte
spätestens doch die in Marokko gemachte Erfahrung uns kennen
gelehrt haben. Wer in einem Orientalenlande die Macht hat,
kann, trotz allen Verträgen, denAnderen jedenTag dieHandels-
freiheit schmälern. In den drei Iahren von 1904 bis 1907 war
unser Import nach Persien von 1333000 auf 3 496 000, unser Ex-
port aus Persien von 1046000 auf 3485000 Mark gestiegen.
Glaubt ein Sachkundiger, daß die in Persien herrschenden Briten
und Russen ein weiteres Wachsthum unseres Handels, im selben
Tempo, zulassen werden? Zwar hat Fürst Bülow im Reichstag
gesagt: »Unseren Interessen in Persien wird am Besten gedient,
wenn die Unabhängigkeit und Integrität von Persien und die
Freiheit des Handels aufrecht erhalten bleiben. Das englisch-
russische Abkommen greift in diese Interessen nicht ein, enthält

vielmehr die ausdrückliche Verpflichtung, die Souverainetät und Unabhängigkeit von Persien zu respektiren und für die offene Thür einzutreten. Uebrigens sind uns bis in die letzte Zeit aus Petersburg wie aus London spontane Zusicherungen in der selbenRichtung zugegangen." Wunderhübsch; genau so fings, 19lM, mit Marokko an. DieIntegrität reicht so weit, wie es dort denFranzosen, hier Briten und Russen paßt. Souverain ist irgendeine leicht zu lenkende Puppe, die Muleytzafid oder Mohammed Ali heißt und, sobald sie sich nicht mehr flink genug dreht, durch eine andere ersetzt wird; die Handelsthür ist der befreundeten Nation offen, der gefährlichen geschlossen. Da wir immer nur „verzichtet", nie den Muth gezeigt haben, in Persien Beträchtliches zu unternehmen, imponiren wir den Persern nicht mehr: und diese Ansehensminderung wird auf die EntWickelung unseres Handels nachwirken. Aber Rußland hat sich verpflichtet, weder den Bau derBagdadbahn noch die Betheiligung fremdenKapitals zu hindern, so lange (hört!) „ihm daraus keinerlei Opfer pekuniärer oder wirthschaftlicher Art erwachsen". Glaubt es sich geschädigt oder scheint ihm die Vortäuschung dieses Glaubens nützlich, dann „hemmt" es wieder. Das setzt man in einen Vertrag. Das unterschreiben unsere Geschäftsführer. Das wagen sie dem Reichstag deutscherNation vorzulegen. Warum nicht? Die skandalös schlechten Handelsverträge, die, unter der Leitung des Herrn von Kiderlen, mit Portugal und Schweden abgeschlossen wurden, hat dieser Reichstag ja inDemuth geschluckt. Vielleicht siehterindem neuen Elaborat gar ein Meisterstück. Denn es bringt (fast klingts unglaublich) noch eine Russenspende: die ersehnte Anschlußlinie. Die russischeRegirung wird sich die Linie Teheran-Khanekin konzediren lassen und sie der vonSedidjeh nach Khanekin führenden Zweigstrecke der Bagdadbahn anschließen. „Sie behält sich die endgiltige Linienführung vor, wird aber hierbei den Wünschen der deutschen Regirung Rechnung tragen." Sie kann auf die Ausnützung der Konzession verzichten, sie einerfremden Finanzgruppe überlassen, der deutschen Regirung erlauben, für sich selbst um die Konzession zu werben, wahrt sich aber (hört!) das Recht, „sich in jeder ihr erwünschten Form an den Arbeiten zu betheiligen und gegen Erstattung der von dem Erbauer thatsächlich aufgewendeten Kosten in den Besitz der Eisenbahn einzutreten". Das sind die „Zusicherungen", durch die wir „entschädigt" werden. Unnöthig,

vor Erwachsenen auch nur ein Wort darüber zu sagen; unnöthig
auch, auf die Stellen hinzuweisen, wo sich, seit Maimons Liefe-
rung an die -^veninZ-I'imes»,Inhalt undForm des Vereinbarten
geändert haben. Rußland kann die persischeCentralbahn, diesem
Generalstab vor zehn Jahren traciren ließ, nach den bei Mukden
und in der Tsushimastraße erlittenen Schlappen nichtmehrbauen,
ist in Persien verhaßt und will drum, nachdem es den entthronten
SchahMohammedAli wieder ins Land geschmuggelt hat (damit
er die Reform des Heeres und der Finanzen hindere und dem
Nachbar einträgliche Unruhe stifte), den in Teheran Gebietenden
zeigen, daß sein Gossudar Deutschland in der Tasche hat. Von
dem Eisenstrang, der London der Indusmündung verbinden soll,
sind kaum noch mehr als fünfhundert Kilometer zu bauen. Das
wird England besorgen; und bis vom Bosporus über Haifa und
durch Palaestina der trockeneWeg nach Egypten fertig ist, können
die drei (vielleicht sinds bald vier) wider Deutschland verlobten
Großmächte sich gegen diese Gefahr assekuriren. Natürlich müssen
in Petersburg und Moskau die Zeitungen thun, als habe Ruß-
land uns mitWohlthat überhäuft; dürfen aber denAusdruckder
Hoffnung hinzufügen, daß Deutschland dem neuen Abkommen,
„das alle Bündnisse und Freundschaften Rußlands unberührt
lasse, treuer bleiben werde als der Algesirasakte". Und in der
Rufsischen Politischen Korrespondenz wird, auf daß jedem Täu-
schungversuch vorgebeugt werde, höchst offiziös gesagt: „Rußland
wird nicht zaudern, wenn die Stunde zu wirksamem Eingriff für
Frankreichs Interesse gekommen ist. Der Botschafter Louis weiß
aus vielen Gesprächen mit Herrn Neratow, daß seine Heimath
auf den Beistand unseres AuswärtigenAmtes mit voller Zuver-
sicht rechnen darf." Keine Kombination mit aggressiver Spitze.
Die Enttäuschten hoffen, den fünf veröffentlichten Vertrags-
artikeln sei eine Geheimklausel angehängt worden, die das Wich-
tigste neugierigen Blicken berge. Auch den Russen ist, beim Ab-
schluß des Augustvertrages vom Jahr 1907, ja Etwas zugesagt
worden, das nicht bekannt werden durfte: die Oeffnung der Meer-
engen. Bis heute sind sie nicht geöffnet; werden auch übermorgen
noch geschlossen sein. Was soll, was kann Rußland uns verspro-
chen haben? Daß es sich von denBriten lösen (also sich, außer den
chinesischenundpersischenSchwierigkeiten,derGefahreinesanglo-
japanischen Angriffes aussetzen) oder den Franzosen das Wort

brechen wird? Ein Narr mags glauben. Daß es versuchen will,
uns so lange,wieseinInteresse irgend erlaubt, befreundetzu blei-
ben? DiesesWillens sind wir, auch ohne Geheimklausel.sicher. Da-
für bürgt die Länge der deutsch-russischen Grenze. Ein geschwächtes
Reussenreich,das nicht wagen darf, seine Centren von den zuver-
lässigen Truppen zu entblößen, und das der Einfall eines deut-
schen Armeecorps in die Ostseeprovinzen schon in Lebensgefahr
bringen könnte, muß trachten, sich die Freundschaft des starken
deutschen Nachbars zu erhalten (bis es wieder gesund ist).
Zweimal hat russischerEinspruch(derArmenien vor demDruck
deutscher Schienenstränge bewahren wollte und sich auf ein 1902
der Angst des Sultans Abd ul Hamid abgelistetes Monopol be-
rufen konnte) die Aenderung der Bagdadbahntrace erwirkt; statt
der über Angora-Siwas an den Tigris und reck nach Bagdad
führenden Strecke wurde der südlichereWegüberAdanagewählt.
Jetzt können die Erben Georgs von Siemens, wenn sie in Syrien
der Franzosen sicher sind, ohne Furcht vor neuer Störung weiter-
bauen. Kann Ulu Kischla mit Aleppo durch eine Eisenbahn ver-
bunden und über Damaskus-Haifa der Landweg nach Egypten
gebahnt werden. Inzwischen wird England, dessen afghanische
Agenten längst, schon seit Curzons Mcekönigszeit, vorgearbeitet
undvonMossulbis nachKoweit und im ganzen Irak Vertrauens-
männer bewaffnet haben, sich mit der Türkei über die Endstrecke
und den Persergolf verständigen. Vielleicht auch mit uns einen
Vertrag (nach dem Muster des jetzt veröffentlichten) über Cen-
tral- und Südpersien abschließen: wenn unsere Geschäftsführer
so skrupellos sind, trotz allem dem Deutschen Reich von briti-
schen Ministern angethanen Schimpf mit der Regirung Georgs
des Fünften zu verhandeln. Dann kommt aus London die Zu-
stimmung zur Erhöhung des türkischen Zolls; wird, allmählich,
der wichtigste Theil der Bagdadbahn internationalisirt. In diese
EntWickelung, die durch den Entschluß der deutschen Gesellschaft,
die Bahn auch ohne die aus erhöhten türkischen Zolleinkünften zu
sichernde Kilometerbürgschaft zu bauen, durchbrochen schien, weist
der neue Vertrag wieder zurück. Den durfte ein deutscher Staats-
mann allenfalls demZaren als einGastgeschenk bewilligen; weil
er sich sagen konnte: „Ueber die Zukunft der Bagdadbahn wird
amPersischenGolf entschieden; und bis wir da den britischen Ein-
fluß zu schleichen vermögen, muß sich in Europa das Verhältnis^

der Kräfte gründlich, uns zu Gunsten, geändert haben." Der Einfall, diesen Läppervertrag, der die uns, von den Absolutsten bis zu denDemokraten undKommunisten,höchst unfreundlicheRussenstimmung nichtbessern wird, zum Ereigniß zu blähen, Monate lang beschwatzen und als Bluff benutzen zu lassen, konnte nur einem dem Großbetrieb internationaler Politik völlig Fremden kommen. Wie beschämend kümmerlich ist die im Drama der Erdgeschichte dem Deutschen Reich zugemuthete Rolle! Warum mußte es, mit seinen fünfundsechzig MillionenMenschen.seinerWehr- und Erwerbskraft, auf Marokko, Abessinien, Persien gar so bescheiden verzichten? Einmal konnte es, endlich, den Gierigen, die schon den Löffel hoben, zurufen: „Halt! Euer Ränzlein ist voll genug. Von diesem Gericht will ich mitessen." Nein: Deutschland verzichtet; immer. Ist froh, wenn es papierne Bürgschaften für seine Handelsfreiheit heimtragen kann. Um dieses Leben genügsamer Friedlinge zu führen, brauchen wir nicht in jedem Jahr dreizehnhundert Millionen Mark für Heer und Flotte auszugeben; dem Volk nicht eine Last direkter und indirekter Steuern aufzubürden, deren Schwere nicht in sichtbaren, dem Nationalgefühl einleuchtenden Erfolgen ihre Rechtfertigung findet und deren Druck deshalb das Wachsthum aller (im eigentlichen Wortsinn) konservativen, das Reich fest stützenden Kräfte hemmen muß. Hartmann von Aue erzählt die fromme Mär von zwei Bergen, die sich einander in Hochzeitbrunst verbanden, um ein an Größe und Ansehnlichkeit ihnen gleiches Kind in die Weltzu bringen, die der Herrgott aber, den Menschen zu Hohn und Warnung, nach langem Kreißen nur ein Feldmäuslein gebären ließ, ^uwto nomine cie (Zermania, l'neobgläi fabula narratur. Der neue Vertrag, derdieleidigeBagdadgeschichteeinBischen erleichtern mag,wäre nicht langer Rede Werth, selbst wenn man ihn in kurzer Frist unters Amtsdach gebracht hätte. Das eitle Geschwätz hat ihn für ein paar Monate zu einer Bedeutung gebauscht, deren Folgen jeden eingeheimstenVortheilüberwögen.Erste:Oesterreich-Ungarnwar durch die lauteAnkündung.daßDeutschland „sich in keinerufsenseindlicheKombination einlassen werde", genöthigt.sich mitRußland zu verständigen; istwieder auf dem Weg nach Mürzsteg und hat schon am Anfang des neuen Marokkostreites erklärt, daß es uns diesmal keinen Sekundantendienst leisten werde. Das war vorauszusehen (und ist hier vorausgesagt worden): die deutsche

Erklärung, unter allenUmständenfürRußland zu optiren, nimmt
dem austro-deutschen Bündniß Zweck und Werth und zwingt je-
den gewissenhaften Habsburg-Lothringer, mit dem Zarenreich
(das ja auch Italiens Balkanwünsche dämpfen oder hitzen kann)
wieder ins Reine zu kommen. Zweite Folge: Die Türken (die auch
in dem Deutschen den Christenhund hassen) sind unruhig gewor-
den. Deutsche Förderung russischer Orientpläne: diese Möglich-
keit, die des Kanzlers Dezemberrede doch unzweideutig verhieß,
konnte ihnen nicht lächeln. Fragt die paar deutschen Beamten der
Anatolischen Bahnen (die, vergeßts nicht im Bagdadrausch, auf
türkischem Boden von türkischem Personal bedient werden und
auf deren strategischenWerth derIslam stolze Hoffnung fetzt), wie
unbehaglich seitdem ihre Lage gewordenist. Die Junge Türkei muß
in Rußland den Erbfeind sehen und jedem Genossen des Zaren
mißtrauen. Gar einem, der,nachdem er sich stets gerühmt hat, als
Einziger nicht nach islamischem Land zu langen, ein Kriegsschiff
in einen Musulmanenhafen schickt und damit ein Besitzrecht an-
zumelden scheint. Nach dem Gestus von Agadir wurde die Stimm-
ung drum noch ärger; und Herrvon Marschall wird nachderRück-
kehr seine ganze Betriebsamkeit brauchen, um uns das (allzu rasch)
zunehmendeTürkenmondviertelzuentwölken.HatinBerlinKeiner
derFrage nachgedacht, warumMahmud Schewket wohl den ver-
ehrten Pascha Colmar von der Goltz gebeten habe, den nahenden
Herbst nichtinundbeiKonstantinopelzuverleben?Die Botschafter
der Westmächte müßten blitzdumme Kerle sein, wenn sie von un-
erenFehlern nicht profitirt hätten.Ist auchKeinem aufgefallen, wie
lässig dieRettung desverschlepptenIngenieursRichterbetrieben
wurde? Für einen Briten oder Amerikaner, Russen oder Fran-
zosen wären dieDiktatoren derTürkeimitanderemEiferinsZeug
gegangen. Für einen Deutschen traben sie sich nicht in Schweiß.
Und in der Wilhelmstraße scheint man die schimpfliche Sache wie
einen vergnüglichen Vorgang aus dem Zeitungbereich der Kits
äivei-8 zu betrachten; statt mit widerhallender Stimme in dieHohe
Pforte zu rufen: „Wenn Ihr uns den zum Zweck gemeinster Er-
pressung gefangenen Mann nicht schleunig aus Euren Räuber-
lagern zurückschafft, gehts Euch an den Kragen!" Werden im Aus-
land thätige Deutsche von der Reichsmacht nicht mehr geschützt?
Und merken nachgerade nicht selbst die liberalsten Schreiber, daß
wirmitunsererFriedsamkeitnirgendsnurdasAllergeringstedurch-

setzen?DritteFolge:WeildieRede desKanzlers fürkurzeZeit den Glauben schuf, Rußland wolle sich der Bündnißpflicht entziehen und in die windstille Zone des Kaiserverhältnisses zurückkehren, konnte die Kolonialgeschäftspartei der pariser Kammer Herrn Pichon der Unachtsamkeit verdächtigen und stürzen. Den Minister, der nach Berlin kommen und mit Herrn von Kiderlen die Möglichleiten marokkanischerArbeitgemeinschaft besprechenwollte. Wenn der berliner Bluff nicht nachgeholfen hätte, wäre derWunsch der Tardieu und Genossen nicht erfüllt worden. Säße der gute Herr Stephen Pichon, den die von der potsdamerWelterschütterung erschreckte Kammermehrheit fallen ließ, noch am Quai, der Sus wäre nicht zur Sommersensation geworden und der Erdkreis hätte nicht erfahren, daß dem bescheidenen, friedfertigen, zu jedem Verzicht bereitenDeutschenReich auf fünf Kontinenten nicht einzuverlässiger Freund lebt. Aus dem Kreißen der Berge ward nur eine Feldmaus geboren; doch eine, die sich in Stall und Scheune zu klemmen, in die junge Eichenschonung zu schleichen vermocht hat und deren Nagewerk der deutsche Acker nicht so bald verwinden wird. Oiscite, moniti!

Am drittenAugustabend lafen wirdie(imAuswartigenAmt verfaßte) »Mittheilung" an die deutsche Nation: »In denUnterredungen zwischen dem Französischen Botschafter Cambon und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Von Kiderlen-Waechter hat eine Annäherung über denprinzipiellen Standpunkt stattgefunden; die Ausarbeitung im Einzelnen erfordert jedoch eine eingehende Prüfung,mit derzurZeitdiezuständigenReichsressorts befaßt sind: das Ergebniß wird dann durch den Reichskanzler dem Kaiser zu unterbreiten sein." Die Franzosen waren vorsichtiger; ihreNote sprach nicht von»einerAnnäherung über den prinzipiellen Standpunkt". Der achtzehnte Augustabend brachte wieder zwei »Mittheilungen". Die berliner(NorddeutscheAllgemeine Zeitung) sagte, Herr Cambon wolle nach Paris fahren, um feinerRegirung über den Stand derDinge mündlichenBericht zu erstatten; nach der Rückkehr des Botschafters werde die Verhandlung wieder aufgenommen werden. KeinWort davon in derpariser Note (^Aence ttava8); nur die Meldung, daß der Staatssekretär auf ungefähr zehnTage verreise und derBotschafter während dieser Zeit nach Paris fahren werde; und dertzauptsatz: »Das letzte

Gespräch der beiden Herren hat die Lage gelassen, wie sie zuvor
war; eine von beiden Standpunkten aus annehmbare Aenderung
war nicht zu erreichen." Sechzehn Tage nach der Annäherung
müssen die Standpunkte noch recht weit von einander entfernt sein;
und Deutsche fragen vergebens, warum ihnen und derNachbar-
schaft die Stümperei vom dritten August nicht erspart worden sei.
Auch auf die Frage, wer zuerst die Pause gewünscht habe, kommt
keine klareAntwort.Doch muß man vermuthen.daß derWunsch von
demBotschafter ausging. Dem Staatssekretär, dervondem Recht
aufUrlaub ja reichlichen Gebrauch macht, kann die Unterbrechung
nur lästig sein; daß die Franzosen durch Verschleppung diesmal
nicht leicht nervös zu machen sind, weiß er nun ja wohl. Er hat
dunkle Tage gesehen und böse Worte gehört. Ist von der Volks-
Mehrheit verdammt und von ihm Nahen „der äußere Dernburg"
genannt worden. Ohne ganz zureichenden Grund. Die Aehnlichkeit
beschränkt sich auf die Thatsachen, daß beide Staatssekretäre Ge-
legenheitarbeiter sind, unzulängliche Vorgänger hatten und sich,
um den Unterschied dick zu markiren, in Bluffs und grober Rede
gefielen. Herr Dernburg (den Deutschlands Industrie- und Fi-
nanzieller nicht als Gefährten wünschen, Sir Ernest Cassel aber
zum Statthalter in Germanien ernennen und, vielleicht unter der
Firma Excellenz Dernburg S Co., mit etlichen Millionen kom-
manditiren will) hat mehr konstruktive Phantasie, Herr von Kider-
len stärkere Hemmungnerven und tzirnbremsen. Der Schwabe ist
(hier wurde es oft, schon als Reichstag und Presse ihn noch laut
höhnten, erwähnt) ein ungemein tüchtiger diplomatischer Agent
und Kenner der Balkanmethoden. Doch eben: Agent; durchaus
untauglich zu selbständiger Geschäftsleitung. Wer ihm eine deut-
lich umgrenzte Aufgabe vorschreibt, ihm etwa aufgiebt, bis zu
einem bestimmten Termin einen Botschafter „herumzukriegen",
kann auf ihn zählen. Werihnfreischaltenläßt,wirdschlimmeEnt-
täuschung erleben. Was würde aus der Deutschen Bank, wenn
sie sich den besten Geschäftsvermittler, das flinkste Agententalent
zum Generaldirektor kürte? Der müßte zunächst Prestige erstreben;
beweisen, daß er sich auch in den neuen Rang recken dürfe: und
würde Geschäfte planen und ankünden, die nicht zu machen sind
oder Verlust bringen. Die Bankenwelt erinnert sich solcherFälle;
und die europäischenPolitikerhabendenFallIswolskijnochnicht
vergessen. Dieser Günstling einer Zarenmutter war ein geschmei-

diger, schlauer, leise und solid arbeitender Agent seiner Regirung: und hat als Minister nur Wirrwarr und Unheil gestiftet. Herr von Kiderlen ist nicht Reichsminister und gerechtes Urtheil darf ihm nicht nachsagen, daß er einen Platz gesucht und erlangt habe, den er niemals ausfüllen könne. Denn als Staatssekretär ist er (nach Bismarcks Wort) des Kanzlers Erster Vortragender Rath für internationaleAngelegenheiten; hat erDirektiven einzuholen und folgsam auszuführen, nicht selbständig Politik zu treiben (für die am Ende ja doch nur der Kanzler verantwortlich ist). Fehlt dem Kanzler die zur Instruktion des ihm Untergebenen nöthige Sachkennntniß oder Entschlußkraft, dann ist er unbrauchbar; ist er in kritischerZeit eine Reichsgefahr. Die Ausrede, eine ungenieß- bare Suppe sei vom Staatssekretär versalzen worden, entbürdet ihn nichtvon der Verantwortung. Die Zweimonatbilanz des Herrn von Bethmann ist so schlecht, daß keine Friseurkunst ihr Beifall erlisten kann. Wenn er nicht will, daß seine Amtswürde zum erep- ticium bonum werde,zu einemvomVolksempfindendemInhaber wegen unziemlichen Waltens abgesprochenen und für herrnlos erklärten Gut, muß er endlich aus schützendem Dunkel ins Helle treten. Hier gehts um Krieg oder Frieden, um Ehre und Macht des Deutschen Reiches. Hängt dessen Schicksal an der Zufalls- fähigkeit eines manchmal farbenblinden Staatssekretärs?

Ehe die Leiter einer großenIndustriegesellschaft sich zu ernster, in ihren Folgen schwer zu ermessender Auseinandersetzung mit einem starken Konkurrenten entschließen, rufen sie Alle, die auf dem umstrittenen Gebiet an wichtiger Stelle gearbeitet haben, zu Rath; warten in Geduld.bis aus dem fernstenErdosten der Kömm- ling herbeigeeilt ist, und hören dann jede Meinung. Jede: denn die Einheit der Aktion darf nicht durch verspäteten Einspruch ge- fährdet, derSchlachtplan nicht schon beim erstenTreffen geändert werden. „Wenn wirs fo machen, geschieht Dies." Dann, spricht Einer, bekommen wir aber in Argentinien den Rückschlag. „Rich- tig; also müssen wirs anders machen." Alle Möglichkeiten wer- den, strategische und taktische, in gewissenhafter Ruhe erwogen; und der Gegner wird erst gestellt, wenn aus der Summe des Mög- lichen das Nothwendige errechnet ist. Im Reichsgeschäft siehts andersaus.WarumwurdenimMainichtalleerreichbarenKenner Marokkos,Nord-, West- und Centralafrikas, Offiziere, Beamte, Forscher, warum nicht alle im Gefühlskreis derWestmächte halb-

Wegs Heimischen nach Berlin getrommelt, in ein Kreuzverhör ge-
zwungen und auf das Ergebniß Beschlüsse gebaut? Dann hätte
HerrvonKiderlennichtdiefalscheAnfangstaktikgewählt;nicht,mit
beiden Händen in der Tasche, den Parisern zugerufen: „ Was wollt
Ihr denn von mir? Ich habe keineWünsche; lasse nur ein Schiffchen
vorAgadirschlingern und warte ab, was Ihr mirvorschlagen wer-
det. "Das gingnur bis zu demTag.daHerrAsquithsagte, er hoffe,
daß die Streitenden sich, fern von der britischen Interessensphäre,
bald verständigen und England dadurch derPflichtzur Einmisch-
ungüberheben werden. Bald: alsomußteman rasch Resultate zei-
gen. „On I a Kit marcker-, hieß es nicht nur am Pariser Platz. Und
er marschirte; nach wechselnden Zielen. Heischte zuerst den ganzen
Französischen Kongo nebst den belgischen Erbrechten. „Unmög-
lich." Dann hundertfünfzig Kilometer an der Südgrenze von Ka-
merun und dessen Hinterland bis an den Kongostaat, ohne den
Küstenstrich von Gabun. „Die Zerstückung, Verstümmelung un-
serer Aequatorialprovinz? Unmöglich." Auch wenn wir Togo in
den Kauf geben? „Auch dann noch." Also eine kleinere Portion;
das Mittelkongostückzwischen Schariund Sanga; eine ansehnliche
Abrundung Kameruns, besonders Adamauas und seines Hinter-
landes. „Unmöglich, so lange Ihr Anspruch unser Aequatorial-
afrikainzweiFetzen zerreißt. "Auch von Spanisch-Guinea (dasin
Madrid gegen französisches Bargeld zu haben wäre) und von Fer-
nando Po scheint schließlich die Rede gewesen zu sein. Die Herren
von Bethmann und Kiderlen kennen weder England noch Afrika.
Mußten sie nicht von Leuten, die beideWelten gründlich kennen,
Rath holen und sich dann auf eine Forderung stellen, von der
nicht um Fußesbreite zu weichen war? Sie haben nicht einmal
das Kolonialamt gehört. Das kam erst zum Wort, als der Wille
zur Hingabe des Togolandes bekannt geworden war; widersprach
dann mit löblicher Energie (und die Spur des zwischen den bei-
den Reichsämtern vor dem Feind entstandenen Streites ist in
der Presse heute noch sichtbar: jede dem Auswärtigen Amt un-
bequemeNotiz gilt inNummer76 als ausNummer62 inspirirt).
Ist solcher Zustand würdig? Dem Reich ersprießlich? Nützt jetzt
wenigstens die Pause, nach der ja „die Verhandlung auf eine
neue Basis gestellt werden soll"; verlängert sie, Wenns nicht an-
ders geht. Ruft die Sachverständigsten, horcht auf ihren Rath,
erwägt, was Ihr fordern könnt, und plakatirt an die Wand des

SprechzimmersdiedreiWorte: „Gefeilschtwirdnicht!" Einstweilen glaubt Mancher da das Gelübde zu lesen, das auch die stärkste Staatsmannskunst entwaffnen müßte: „Gehandelt wird nicht." Wennüberhauptweiter verhandelt werden soll, trotzdem der Drang nach „Kompensationen" nur ein Trinkgeld herauspressen will, das uns, nach allem seit 1904 Gesagten, Verachtung eintrüge. Solls dennoch sein: lasset weder offiziell noch offiziös von einem Vertragsbruch Frankreichs reden. Der Vertrag vom neunten Februar 1909 hat den Franzosen die politische Herrschaft über Marokko gegeben (wie der vom neunzehnten August 1911 den Russen die Herrschaft über Südpersien gab): das Recht, dort, nach demBedürfniß ihrer -interets politiques particuIiers",Ruhezu stiften und Ordnung zu halten. So ist er überall aufgefaßt worden: als das Instrument, das den Marokkostreit endgiltig erledigt habe; als die Urkunde des deutschen Rückzuges. In Deutschland und draußen; in der Presse und im Parlament. Ihr zweifelt? Band 236 der Stenographischen Berichte über die Verhandlungen des Reichstages. Sitzung vom neunundzwanzigsten März 1909:
Fürst Bülow: »Sollten wir wirklich darauf ausgehen, in einem Lande, wo wir keine politischen Interessen haben und politische Interessen niemals beansprucht haben, Frankreich, das dort sehr natürliche und berechtigte politische Interessen besitzt, dauernde Schwierigkeiten zu bereiten? Meine Herren, es giebt ja eine Meinung, wonach es gut sein soll, einem Lande, das früher einmal unser scharfer Gegner war, überall in der Welt und namentlich an empfindlichen Stellen, wie Marokko eine für Frankreich ist, offen und versteckt entgegenzuwirken, blos, weil wieder eine Zeit kommen könne, wo wir gezwungen wären, mit diesem Lande die Klingen zu kreuzen. Ich möchte diese Theorie die Theorie der krummen Politik nennen, die hinten herum arbeitet und die Wunden Anderer offen zu halten versucht. Einer großen Nation ist es nicht würdig und auch nicht nützlich, vom Hader Anderer leben zu wollen. Für ganz verfehlt halte ich die Berufung auf den Fürsten Bismarck. Sie wissen Alle, daß Fürst Bismarck es als nützlich betrachtete, wenn Frankreich seine Thatkraft in kolonialen "Unternehmungen bethätigte. Auch zu seiner Zeit gab es für Frankreich eine offene, eine schmerzhafte Wunde. Das war Tongking, Wenn sich die Archive einmal öffnen werden, dann wird sich zeigen, wie der große Mann sein Möglichstes that, um die chinesische Regirung von kriegerischen Unternehmungen gegen Frankreich abzuhalten. Das war das Gegentheil einer Politik der Schadenfreude, die nur überall Mißtrauen erwecken kann. Das deutsche Volk ist stark und groß ge-

nug, um eine offene, klare, gerade Politik zu treiben; und der Ausdruck einer solchen Politik ist auch das Abkommen, das ich mit der französischen Regirung getroffen habe/

Freiherr von Hertling: „Die praktischen Interessen, die hier in Frage kämen, ständen doch nicht im Verhältnis zu den unerwünschten Nebenwirkungen, die sich für unser Verhältniß zu Frankreich aus der Marokkofrage ergeben haben oder ergeben konnten. Dieser Meinung, glaube ich, waren wir in diesem Haus Alle von Anfang an; und wir freuen uns, daß nun ein solches Abkommen getroffen worden ist. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Verständigung über diesen einen Punkt dazu führen werde, zwischen den beiden großen Ländern Deutschland und Frankreich ein Verhältniß freundschaftlicher Beziehungen zu erhalten und zu befestigen." (Lebhafte Zustimmung. Bravo!)

Herr Bassermann: „Durch die Einigung ist der Abschluß einer Aktion erreicht, die sehr geräuschvoll mit der Reise des Kaisers nach Tanger einsetzte. Ich zweifle nicht daran, daß man in Frankreich große Befriedigung über die Anerkennung der Thatsache des überwiegenden politischen Einflusses von Frankreich in Marokko empfinden wird; und ich bin überzeugt, daß die Verbindung von deutschem und französischem Kapital in Marokko segenreich wirken wird, nicht nur im Interesse der Förderung der Erwerbsthätigkeit, sondern auch nach der Seite, daß es dadurch gelingt, Deutschland und Frankreich einander geschlossen näher zu bringen. Wir finden dazu ja schon manche Ansätze in der jüngsten Zeit. Ich erhoffe also aus diesem Vertrag die Verbesserungen unserer Beziehungen zu Frankreich."

Herr Schräder: „Was Marokko betrifft, so ist das Hohe Haus wohl vollkommen einig darüber, daß wir mit der Erledigung, welche die Sache jetzt gefunden hat, sehr zufrieden sein können. Wir sind zufrieden damit, daß von unserer Seite anerkannt wird, unser Interesse sei nur ein wirtschaftliches und wir wollen in politischen Dingen den Franzosen in Marokko freie Hand lassen. Möge Das auch wirklich geschehen!"

Erbprinz zu Hohenlohe-Lonzenburg: „Wir begrüßen den Abschluß des Vertrages. Ob wir dabei einen großen materiellen Erfolg erreicht haben, will ich dahingestellt sein lassen. Erfreulich daran ist die Thatsache, daß zwischen den zwei Völkern eine freundschaftliche Aussprache stattgefunden hat über eine Frage, die Iahre lang die gegenseitigen Beziehungen vergiftete, daß nun ein normales Verhältniß zwischen zwei großen Kulturstaaten hergestellt ist, die weit Besseres zu thun haben, als sich fortgesetzt zu befehden." (Lebhafte Zustimmung rechts.)

Herr Liebermannvon Sonnenberg: „Der Rückzug aus Marokko (denn so muß mans wohl nennen) wird nicht gerade unter den Eroßthaten deutscher Politik verzeichnet werden. Aber wie die Weltgeschichte neben großen Schlachterfolgen auch geschickteRück-

züge in ihre Tafeln eingräbt, so wird man auch von dieser
Schlußaktion in Marokko als von einem bemerkenswert!) ge-
schickten Rückzug sprechen können. Daß wir durch unseren Rück-
zug aus Marokko mit Frankreich in ein besseres Einvernehmen
gekommen sind, begrüße ich mit großer Freude."
Abgethan: Das war damals der Sinn. Auch in der Süd-
deutschenReichskorrespondenzließderKanzlersagen, »dasHaupt-
verdienst des Vertrages sei das negative, Marokko als politische
Streitfrage aus den deutsch-sranzösischen Beziehungen auszu-
schalten. Unter Gesichtspunkten der europäischen Politik aber ist
es immerhin erfreulich, daß in einer Zeit, wo die Großmächte mit
Balkansorgen beschäftigt sind, zwischen Berlin und Paris ein so
wesentlicher Schritt zur Beseitigung des marokkanischen Inter-
essenstreites geschehen konnte". Ganz die selbe Tonart wie jetzt
über Persien. Wollen wir den Russen etwa das Recht bestreiten,
in seinerPerserzone mitWaffengewalt sich Ruhe zu schaffen? War
derFebruarvertragschlecht: HerrvonKiderlenhat ihnverabredet,
Fürst Bülow ihn vor Volk und Kaiser vertreten. Daß die Fran-
zosen auf den Hilferuf des „souverainen" Sultans nach Fez zo-
gen, war kein Vertragsbruch; und in der Streitsache Mannes-
mann haben die Herren der Wilhelmstraße ihnen feierlich das
Recht zugesprochen. Die Fiktion des Vertragsbruches war der
plumpste Fehler in unserem Spiel. Zwei Gründe empfehlen drin-
gend, diese unhaltbare Position schleimig zu räumen. Erster: der
pariser Rath der Vier (Iules und Paul Cambon, Barrere und
tzerbette, der unsichtbare Herr des Quai d'Orsay) kann morgen mit
einem Attest anrücken, in dem alle anderen Signatarmächte (auch
Oesterreich) bescheinigen, daß Frankreich die Vorschrift derAlge-
sirasakte (die ihm viel, sehr viel weniger gab als unser Vertrag)
nicht verletzt habe. Der nächste Schritt wäre dann eine Kollektiv-
note der Mächte, die unseren Geschäftsführern im Interesse des
Weltfriedens weise Mäßigung empföhle. Nach dem Muster der
clemarcKes communes et irnmecliale8, die Lord Derby im Mai 1873
gegenDeutschland vorschlug. Aus dem Tagebuch desBotschafiers
Generals Le Fl« und aus Notizen Odos Russell wissen wir, wie
geschickt Bismarck derNothwcndigkeit ausbog.erst dem Druck Eng-
landsundRußlands,Oesterreichs und Italiens,die sich fürFrank-
reichs Sache vereint hatten, nachzugeben;sind aber nicht sicher.ob in
demaltenHaus heute die alte Gewandtheitwohnt. Noch ein unklug

organisirter Rückzug oder Krieg unter den uns.nach den verschwatz-
tenMonaten,ungünstigstenUmständett: vordieseWahllassenwir
uns doch wohl lieber nicht stellen. Zweiter Grund: Wenn wir nicht
mehr, von allen Großmächten Europas und Amerikas nur wir,
überVertragsbruch klagen, verliert die „ Kompensation" dcntzarn-
geruch, der jede nicht in Spelunken gewöhnte Nase ärgern muß.
Die vom Kaiser verbürgte Unabhängigkeit des Sultans und eine
zehnmal für heilig erklärte Akte dürfen wir, so lange wir das Be-
dürfniß nach Selbstachtung und internationalen Konneurs haben,
um keinen Preis verschachern. Aber den Franzosen sagen: „Ihr
müßt nun schneller ans Ziel, als Ihr 1909 vermuthen konntet?
Schön. Ihr könntmorgenMarokkound damit dieGewißheitnord-
afrikanischer Großmachtstellung erlangen. Aber auch uns ist da-
heim zu eng; enger als Euch. Ihr Marokko, England Egypten
sammtSudanund Südpersien, Oesterreich zweibeträchtlicheBal-
kanprovinzen: und wir? Etwas müssen wir auch heimbringen. Und
Ihr müßt mindestens den guten Willen zeigen, uns, auch unter
Opfern, an unser Ziel zu helfen, wennIhrverlangt, daß wirEuch
den Weg ebnen, auf dem Ihr Eures im Galop erreichen könnt."
Was sollen wir fordern? KeinenTropenlandfetzen von un«
bestimmbarem Zukunftwerth; keinen marokkanischen tzafen, der,
nach dem Spottwort des Admirals Iohn Fisher, der Britenflotte
die erwünschte Gelegenheitzu einem raschen Bombardeursieg über
deutschen Besitz liefern würde; also auch, trotz Herrn Iesko von
Puttkamer, nichtFernando Po; gar nichts, was einerWestmacht
gehört. Nur eine Möglichkeit sehe ich noch, ohne unerträglichen
Ansehensverlust und ohne Krieg (der im September nicht mehr
anfinge, wie er im ersten Iulidrittel angefangen hätte) aus dem
Engpaß zu kommen. Das Schlimmste, was uns geschah, ist die
internationale Unverschämtheit, die uns von britischenMinistern
zugemuthet und von einem deutschenReichskanzler, dem Verwal-
ter eines jährlichenMilitärtributes von fünfViertelmilliarden.bis
heute ohne ein Wörtchen der Abwehr hingenommen wurde. Die
muß gesühnt werden. Die Verträge vom achten April 1994 und
vom neunten Februar 1909 sind veraltet. Ein neuerAsrika-Ver-
trag müßte Egypten der britischen, Marokko der französischen,
Abessinien der deutschen Interessenzone zusprechen und den drei
Großmächten in den drei Dunkelhautreichcn gleiche Wirthschast-
rechte gewähren. DannkönntenauchstolzeDeutschezufriedensein.

Schwarze Truppen.
eit dem Eintritt der Abgeordneten Berteaux und Messimy in das
Kabinet Moni? war die im Vorjahr begonnene Aufstellung
schwarzer Truppen für die nächste Zukunft gesichert. Ein neugeschaffe-
nes Bataillon westafrikanischer Neger zu 800 Mann steht seit 1910 in
Südoran; 1600 Negerrekruten wurden in die schon bestehenden Sene-
galtrupp entheile eingestellt; im Lauf dieses Iahres noch wird das erste
Negerregiment in einer Stärke von 2400 Mann in Algerien stehen.
Da Kammer und Senat für diesen ersten Schritt ohne Schwierig-
keit zu gewinnen waren, ist an dem weiteren Ausbau des Planes nicht
zu zweifeln: innerhalb der nächsten vier Iahre ein Corps vom 20000
Senegalnegern in Algerien auf die Beine zu stellen. Der Vater des
Gedankens, Oberstlieutenant Mangin, sagt darüber: „Wenn wir die
verfügbaren Mittel voll ausnützten, könnten wir in vier Iahren schon
eine schwarze Armee von 160000 Mann haben, deren Stärke sich nach
zwölf Iahren auf 300000 Mann belaufen würde". Schon hier sei be-
merkt: die Ziffer 160000 soll aus jährlichen 40000 Meldungen der für
das Waffenhandwerk sehr eingenommenen Eingeborenen zu minde-
stens vierjährigem freiwilligen Dienst sich ergeben können. Sollte an
die Einführung allgemeiner Wehrpflicht gedacht werden, so wäre im
Lauf der Iahre ein stehendes schwarzes Heer von mindestens 400000
Mann heranzubilden. Damit könnte eine beträchtliche Minderung des
französischen Heimathheeres verbunden und der schwarze Truppen-
theil in europäische Dienstgrade (vom Hauptmann aufwärts) erzogen
werden. Der Generalgouverneur von Westafrika hat dem Kolonial-
minister geschrieben: „Ich mache mich anheischig, alle Aushebestärken
zu liefern, die verlangt würden, und bürge dafür, daß aus der Kolonie
keinerlei Schwierigkeit erwächst".
Mangins Plan besticht schon durch seine Großartigkeit; er ist in
Frankreich günstig aufgenommen, die Ausführung aber mit der für
den Anfang gebotenen Behutsamkeit begonnen worden. Ist er von uns
als eine Bedrohung aufzufassen?
Die Zahl der Geburten und die Ziffer des Ueberschusses der Ge-
burten über die Sterbefälle geht in Frankreich stetig abwärts. Inner-
halb der einzelnen Iahresklassen ist in Frankreich die Zahl der Taug-
lichen auf 45 Prozent gefallen, wogegen bei uns die städtische Bevöl-
kerung noch mindestens 52, die ländliche mindestens 53 Taugliche (von
100 Wehrpflichtigen) stellt. Französische Statistiker (deren Meinung
ich aber, aus später anzuführenden Gründen, nicht zustimmen kann),
glauben, daß in zwanzig Iahren zwischen unserer und der französischen
Friedenspräsenzstärke ein Unterschied von rund 160000 sein, daß die
Gesammtkriegsstärke der Franzosen 4, der Deutschen 6 Millionen be-
tragen wird. Nimmt man den nach französischer Anschauung schon
jetzt bestehenden Unterschied von rund 80000 Mann für die Friedens-
präsenzstärke als einmal gegeben hin, so ist immerhin noch für die
nächsten zwanzig Iahre eine Schwächung um weitere 80000 Mann für

die Friedenspräsenzstärke, die sich auch in der Kriegsstärke ausdrückt, abzuwehren. Frankreich, sagt nun Mangin und mit ihm der Kriegsminister Messimy, kann diesem Ausfall vorbeugen, bald die selben Stärken aufzustellen wie das Deutsche Reich, ja, sie noch übertrumpfen; das Allheilmittel heißt: Ausnützung des afrikanischen Menschenmaterials. In Betracht kommen dabei: das Generalgouvernement Westafrika (nebst dem Saharagebiet) mit rund 14 und Französisch-Kongo mit rund 8V2 Millionen Einwohnern; Algerien und Tunesien gehören bekanntlich nicht zu den eigentlichen Kolonien, sind aber mit ihren 7 Millionen Einwohnern doch in unserer Betrachtung dem afrikanischen Kolonialbesitz einzubeziehen, weil auch sie noch nicht ausgenützte Quellen der Heeresergänzung darbieten. Madagaskar, Reunion und so weiter bleiben außer Ansatz. Dieses mit bewundernswerther Methodik geschaffene Kolonialreich bildet ein mächtiges „rsssrvoir ä'Kommss".
Eingeborene, Neger und Araber, waren schon bisher in Frankreich bei den Kolonialtruppen eingestellt. Vierzehn Bataillone senegalesischer Schützen stehen in Westafrika, zwei in Algerien und Marokko. Die am Südrand der Sahara stehenden vier Bataillone von Zinder, Timbuktu, Mauretanien und Tschad sind gemischte Bataillone; sie bestehen aus Insanterie, Reitern und Kamelreitertrupps, Gebirgsartillerie und Mitrailleusen-Abtheilungen. Die Batterien und Trainfahrer-Compagnien sind aus Eingeborenen und Franzosen gemischt. In Westafrika steht eine Eingeborenen-Escadron. Diese Eingeboren en-Truppentheile bilden die Ergänzung des französischen weißen Kolonialcorps, dessen Cadres in Frankreich stehen, das nach Bedarf zu kolonialen Zwecken angebrochen, im Ernstfall aber zur Vertheidigung des Mutterlandes herangezogen wird. Die kolonialen Eingeborenen-Truppen sind das anderswo nicht verfügbare Minimum, das FrankreichzurBehauptung des ungeheurenKolonialbesitzes braucht. ErstNeuformationen könnten für einen europäischen Krieg verwendet werden.
Zunächst schlug Messimy vor, in Algerien die Araber in größerem Umfang auszuheben. Bisher gab es nur schwache, aus geworbenen Eingeborenen zusammengesetzte Turko- und Spahi-Regimenter, wie sie schon Louis Napoleon hatte. In Algerien allein könnten bei allgemeiner Wehrpflicht leicht nach und nach über 100000 Mann verfügbar werden; auch sind die Araber ein vorzügliches Soldatenmaterial. Aber eine beträchtliche arabische Heeresmacht wird nur dann im Frieden dem weißen Ansiedler nicht gefährlich sein, wenn starke weiße oder auch schwarze Truppen als Gegengewicht erreichbar sind. Entschließt der Franzose sich nun, aus dem volkreichen Stromgebiete des Senegal und Niger, in fernerer Zeit wohl auch aus dem Kongogebiet bis hin zum Tschadsee Massen von Negerrekruten zu ziehen und neugeschaffene Negerregimenter in Algerien zu stationiren, so erreicht er damit unmittelbar die Steigerung seiner Friedens- und Kriegspräsenzstärke; er kann dann aber auch daran denken, in Algerien die einheimischeBevölkerung auszuheben; gestütztauf starke heidnischeschwarze

Truppen, braucht er auch einen „Heiligen Krieg" nicht zu fürchten, wenn er in absehbarer Zeit Marokko als Schlußstein seinem afrikanischen Reich einverleibt.

Die Neger waren stets als Soldatenmaterial geschätzt. Die Heere der Pharaonen waren aus Berbern und Negern zusammengesetzt, eben so die Truppen, mit denen Hannibal die Alpen überschritt und die römischen Legionen zertrümmerte. Die Römer selbst stellten später Berbern und Neger so gut wie Kelten und Germanen als Söldner ein. Die Kerntruppe der Omaijaden, der Abbassiden und der großen nordafrikanischen Berbernreiche waren Neger. Napoleon und Kleber reihten in Egypten Schwarze in die zusammengeschmolzenen weißen Truppentheile. Oberstlieutenant Mangin, der die Expedition Marchands mitgemacht hat, erzählt, daß er bei Faschoda in einem der englisch-egyptischen Bataillone einen ergrauten Negersergeanten gesehen habe, der, noch von den Zeiten Napoleons des Dritten her, die msSsills militsirs und die msSails au Usxiqus trug. 1870 standen in den Reihen der arabischen Turkos viele Neger. Immer war vom Negersoldaten bekannt: rücksichtlose Todesverachtung und Disziplin, aber auch Beutegier und viehische Grausamkeit.

Für den Wehrdienst besonders geeignet sind die Völkerschaften im fruchtbaren Stromgebiet des Senegal; von dort bezogen die Franzosen ihren bisher nur für koloniale Zwecke verwendeten schwarzen Mannschaftersatz. Mangin sagt von diesen senegalischen Schützenbataillonen: „Die Eroberung Westafrikas ist ihr Werk; sie haben Frankreich ein Gebiet geschenkt, größer als ganz Europa und bevölkert mit 20 Millionen Einwohnern; mit 12500 Mann schützen sie ihm diesen weiten Besitz; in unseren sämmtlichen Besitzungen, von Westafrika bis hin zum Kongo und zum Tschad, steht an Weißen Truppen ein einziges Bataillon Kolonialinfanterie zu drei Compagnien (450 Mann), in Dakar; und auch das nur, weil Dakar Flottenstützpunkt ist". Gründung, Ausbau und Erhaltung des französischen Kolonialreiches hat sehr viel Blut gekostet (ich erinnere nur an den grausamen Krieg gegen Behanzin); aber die Franzosen schickten gegen die Neger Negerbataillone ins Treffen. Ein Senegalnegerbataillon half bei der Erstürmung von Tananarivo auf Madagaskar mit; General Gallien! (einst Generalgouverneur von Madagaskar, jetzt Corpskommaudeur) sagt: „In den mißlichsten Verhältnissen ist die Kraft dieser wackeren Soldaten nie ins Wanken gekommen, nie ihr blindes Vertrauen auf die Führer erschüttert worden". Zwei Bataillone Senegalneger standen im Corps des Generals d'Amade; der Transport dieser beiden Bataillone von Westafrika nach Casablanca mußte überstürzt werden und so fehlte es zunächst vor Allem an der Bekleidung. In ihren leichten tropischen Uniformen wurden die an tropisches Klima gewöhnten Neger zur Regenzeit in das rauhe marokkanische Bergland versetzt; wacker wußten sie dennoch auszuhalten. Märsche von 45, 60, ja (wie versichert wird) von 75 Kilometer in 24 Stunden sollen bei der Verfolgung marokkanischer Banden von den Negern geleistet worden sein.

Westafrika, nächst Egypten der Theil Afrikas, wo das meiste Getreide gebaut wird, ist altes Kulturland; neuere Forschungen haben die Thatsache bestätigt. Der Westafrikaner steht geistig höher als seine schwarzen Brüder. Auf relativ hoher Kulturstufe entstandene Negerdynastien, die einander bekämpften und ablösten, Berbernreiche, Iahrhundert lange Kriegsdienste rund um dasMittelmeerbecken, dieSturmfluth des Islam, Sklavenjagden: dies Alles stählte dem Westafrikaner die für den Kampf ums Dasein nothwendigste Tugend: soldatische Tüchtigkeit. Zum Infanteristen, zum Reiter, zum Pionier, zum Fahrer ist der Westafrikaner geeignet; nur das moderne Schnellfeuergeschütz mit seinen komplizirten Richtmitteln mag ihm ein noch nicht zu bewältigendes Zauberwerk sein. Der in der modernen französischen Gefechtsführung beliebte Durchbruch mit gewaltigen, tiefen Massen, im Kleinen der retour oLsnsik, die oontrs-sttsqus: da sind Aufgaben, für die Negerdivisionen und Negerregimenter geschaffen scheinen.
Eine umfangreiche Anwerbung und die Schaffung neuer Verbände würde keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen. Zwei der genannten 14 Schützenbataillone wurden in den letzten Iahren errichtet; die AsrSs incH^öns wurde verstärkt und der Abtransport beträchtlicher Truppentheile nach Marokko beschlossen. Dies Alles soll vom Iuli 1907 bis in den Iuli 1908 die Einstellung von 7068 Eingeborenen erheischt haben; keinerlei Schwierigkeiten ergaben sich. Die zzsrSs ingi^ens scheint ein Mittelding zwischen Miliz und reiner Polizeitruppe zu sein; sie erinnert an das preußische Krümpersystem vom Iahr 1807. Man fragt sich: Wie weit ist eigentlich da unten die Stammrolle schon gediehen? Die 7068 Mann bedeuten fast eben so viele langsristige Kapitulationen. Der Franzose rührt die Werbetrommel, zahlt dem Söldner so hohen oder so niederen Lohn, wie ihn nur irgendwo in der Kolonie der Arbeiter bekommt, verheißt dem Langgedienten, echt französisch, eine im Land zu empfangende nnd zu verzehrende kleine Rente. Der Neger ist für das Soldatenleben eingenommen und kulturell schadet der Entzug männlicher Arbeitkraft dem Lande nicht; die Feldarbeit (und der Getreidebau ist neben der Vollendung der begonnenen Bahnlinien der vordringlichste wirthschaftliche Zweck) besorgen, wie bei unseren Altvordern, die Weiber. Mangin rechnet: der Stand der schwarzen Truppen ist 16000, die ganz für koloniale Verwendung aufgehen, so weit sie nicht jetzt schon durch die in wirklichem Doppelsinn dunkle ZsrSs in6i>zsug frei gemacht sind. Diese 16000 Mann brauchen nach der zu überblickenden Bewegung der Kapitulationen jährlich 1600 Mann Ergänzung. 7000 Mann aber sind, wie ich schon erwähnte, in dem volkreichen Land mühelos jährlich aufzutreiben; bleiben also für Neuformationen jährlich 5400 Mann. Diese 5«0 Rekruten werden in der Heimath, bei den 16000 Mann Kolonialtruppen, in den schon bestehenden 14 Schützenbataillonen ausgebildet; erst die fertigen Soldaten werden nach Algerien geschafft und ermöglichen dort Neuformationen. So bildet sich in vier Iahren das schwarze Corps von 20000 Mann,

ein Corps von 50000 Mann in zehn Iahren. Da fast jeder der nach
zwölfjähriger Dienstzeit als vollwerthiger Krieger ausscheidenden Söld-
ner im Beurlaubtenstand verfügbar bleibt, ergiebt sich nach zwei Iahr-
zehnten eine weitere Summe von (nicht über vierzig Iahre alten) W VW
Mann. Mit ihren nach zwölfjähriger Dienstzeit ausgeschiedenen alten
Soldaten zählen aber auch die schon jetzt bestehenden schwarzen Kolo-
nialtruppen, die 16000, im Ernstfall rund 30000 Mann. Den 100000
Schwarzen könnten sich, nach dem Vorschlag Messimys, in bemessener
Zeit 100000 nicht minder waffentüchtige Eingeborene Algeriens an-
schließen. Da die schwarzen und braunen Regimenter von vorn herein
fast auf Kriegsstärke gehalten werden, könnten, unter der Voraus-
setzung glatter Ueberfahrt, am achten oder neunten Tag nach der Mo-
bilmachung beträchtliche Massen tüchtiger schwarzen Truppen in Mar-
seille oder Bordeaux stehen, Truppen von ungeahnter Stoßkraft. Hier
sei noch erwähnt, daß ein großartiges, nicht nur wirtschaftlich, son-
dern auch strategisch überlegtes Eisenbahnnetz in Vorbereitung ist. Das
Bedenken, ob man nicht durch vermehrte Aushebung dem Ausbau die-
ser Bahnen die nöthigen Arbeitkräfte entziehe (die wir in unseren
Hereros vernichtet haben), kam gegen Mangins Vorschlag nicht auf.
Ich wiederhole nochmals das Grundmotiv aller französischen
Heeressorgen, wenn ich den Satz des Abgeordneten Reinach ansühre:
„I/enssrrid1s üs nos skksotiks est rsüuit, 6,'s,ririss su, s,nnss ü'uns
Der als neuerungfüchtig verschriene Franzose geht zu rechter Zeit
und am rechten Ort mit bewundernswerther Methodik vor. Unsere Be-
amten und Kaufleute in Togo, der den französischen Nachbarn so un-
bequemen deutschen Kolonie, kennen und würdigen die gründliche Ar-
beit des Franzosen. Von gewissenhaften Beobachtern ist er als der beste
Kolonisator bezeichnet worden; vor Allem hat er rascher erfaßt als wir,
daß Geld, Geld und nochmals Geld hineinzustecken sei, wo später ge-
erntet werden soll. Die Mission, die alle Vorbedingungen für die
Schaffung einer schwarzen Wehrmacht zu prüfen hatte, kam zu dem
selben Ergebniß wie der Gouverneur von Westafrika: Französisch-
Afrika ist für den Heeresersatz eine unerschöpfliche Quelle. Man sprach
davon, daß die Aufstellung schwarzer Truppen in Algerien dem fran-
zösischen Ansehen bei den arabischen Eingeborenen schaden könnte;
aber bei den Arabern und Berbern Nordafrikas, die selbst genug Ne-
gerblut in sich haben, besteht diese Minderschätzung schwarzer Rasse
nicht. An eine Stationirung schwarzer Truppen in Frankreich selbst
(nur dagegen sprach die Oeffentliche Meinung) hat man nie gedacht.
An uns ist es, rechtzeitig die Sachlage zu durchdenken und die
Folgerungen zu ziehen; „in Bereitschaft sein, ist Alles". Die franzö-
sischen Statistiker, denen sich die auf die Ausbildung schwarzer Trup-
pen hindrängenden Parlamentarier Clsmentel, Humbert, Messimy
anschließen, behaupten, daß jetzt schon zwischen der französischen und

der deutschen Friedenspräsenzstärke ein Unterschied von 80000 Mann klaffe. Das ist nur in bedingtem Sinn richtig. Die budgetmäf;ige Friedensstärke des deutschen Heeres beträgt 590000 Unteroffiziere und Mannschaften, die Frankreichs 552000 (zu denen 37000 Halbtaugliche und zum Dienst ohne Waffe eingestellte gehören). Nur wenn man diese 37000 mit einbezieht, gelangt man zu einem Unterschied von 80000 Mann. Nun finden aber diese 37000 Mann des ssrvics suxiliairs im Heer Verwendung als Hilfskräfte, die man zum großen Theil auch im Ernstfall braucht; der Unterschied ist nur, daß man bei uns auch für solche Verwendungen felddienstfähige Leute nimmt (die dann im Ernstfall dem eigentlichen Frontdienst entrückt bleiben). So kommen wir zu einem Unterschied von höchstens 35 bis 40000 Mann. Auch in zwanzig Iahren werden die Unterschiede nicht so beträchtlich sein, wie von Man-, gin und Genossen, um uns Sand in die Augen zu streuen, behauptet wird. Die angebahnte Erhöhung der deutschen Friedenspräsenzstärke ist sehr langsristig und bedeutet nicht viel. Unterschiede von einer Million in den Kriegspräsenzstärken besagen nichts, wenn nur die auf Kriegsstärke gebrachten Truppen des aktiven Heeres, vermehrt durch genügende Reservetruppen, als wesentliche Theile der Armee, wie es in Frankreich sehr gut vorbereitet ist, auf beiden Seiten ungefähr gleich stark sind. So ists in unserem Fall. Die Hunderttausende von Landsturmleuten, dem Waffendienst entwöhnten Landwehrmännern und unausgebildeten Ersatzreservisten, die uns auf dem Papier das numerische Uebergewicht über Frankreich verschaffen, sind doch nur (um einen kräftigen, in ähnlichem Zusammenhang gebrauchten Ausdruck Colmars von der Goltz zu gebrauchen) „ein zahlloser, aber friedfertiger Spießbürgerschwarm". Was besagen also jetzt noch bestehende Unterschiede, wie sie schon eine geschickte Führung leicht wettmachen könnte (und wir dürfen nicht von vorn herein mit einer der von anno 70 an Ungeschicklichkeit gleichen rechnen), wenn vielleicht noch vor dem Ablauf unseres Septennates, sicher aber in zwanzig Iahren eine trefflich gerüstete und ausgebildete Armee von schwarzen Berufssoldaten verfügbar ist, eine Soldateska, deren Naturkraft doppelt starke Europäerheere zu Boden werfen könnte?

Weiter. Wir nennen uns das Volk in Waffen; Frankreich ists; wir sind es nicht mehr.

Frankreich hat, mit 39 Millionen Einwohnern, fast die selbe Friedenspräsenzstärke wie das Deutsche Reich. Dort dient wirklich jeder Taugliche. Welcher ungleich höhere Entzug männlicher Arbeitkraft wird dort willig ertragen und welche finanziell ungleich höhere prozentuale Belastung ergiebt sich allein hieraus schon! In einem Land, wo jeder Wehrfähige gedient hat, muß in der Stunde der Noth und Entscheidung ein mächtiger, einheitlicher Schwung nationalen Willens möglich, wird die Vorstellung von der zerschmetternden Energie des Krieges, um mit Clausewitz zu reden, lebendiger sein als bei uns,

wo Hunderttausende nicht durch die Volksschule des Kriegsdienstes gegangen sind. Frankreich kennt das Institut der Einjährigen nicht. Dort dient Ieder zwei Iahre. So fordert denn auch Iaurös, im Gegensatz zu unseren starren Doktrinären, in seiner jüngst erschienenen Schrift: „Die neue Armee" nur eine beträchtliche Verringerung der aktiven Dienstzeit in Verbindung mit häufigen Uebungen; die Cadres will er lassen, also auch die Berufssoldaten (Offiziere und Unteroffiziere). Erwägt man die seit langer Zeit wirksamen und den französischen Verhältnissen angepaßten Bestrebungen, das französische Heer, auch das Offiziercorps, zu demokratisiren, mit republikanischem Geist zu erfüllen, so braucht man mit einer Zersetzung der französischen Armee durch den Sozialismus nicht zu rechnen. Die „srmss rsvolutionusirs" des Zukunftkrieges wird vom selben Elan getragen sein wie die Napoleons. Aber, wird eingewendet, Thatsache ist, daß die Disziplin, nach der regen antimilitaristischen Propaganda, gelockert ist; die wachsende Zahl und Schwere der Insubordination-Vergehen, die Zunahme der Desertionen und Dienstpflichtentziehungen (1900: 8850, 1910: 17258) zeugen dafür. Der Geschichtkundige weiß, daß in den Heeren der napoleonischen Marschälle noch weniger Disziplin steckte; aber Ruhm- und Gewinnsucht kittete Alles zusammen; jeder Soldat trug den Marschallstab im Tornister, im fremden Land wurde rücksichtlos gepraßt (Memoiren des Ritters von Lang: Einquartirung des Corps Bernadotte in Bayreuth) und ungeheurer Tribut erhoben. Werden dem Franzosen ohne Rücksicht auf internationale papierne Verträge heute ähnliche Aussichten eröffnet, sagt Pierre Cantal in seinem sehr lesenswerthen Buch „I/srmss rsvollltiounsirs", dann wird er auch heute überallhin marschiren. Und die Franzosen würden im Fall des Erfolges (und nicht erst beim Friedensschluß) die Steuerschraube kräftiger anziehen, als wir zu wagen gewöhnt sind.

Durch den Einsatz beträchtlicher schwarzen Streitkräfte wird der Krieg noch ungleich brutaler. Daß der westafrikanische Neger bei seiner Anspruchslosigkeit und urgesunden Kraft, bei seinen ererbten und wachgehaltenen kriegerischenAnlagen zum Soldatenhandwerk sich mehr eignet als der in einer abgearbeiteten Stadtbevölkerung erwachsene Europäer, wird Niemand bezweifeln. 200000 Natursöhne dieses Schlages, gut ausgebildet und bewaffnet, sind eine Macht, die unter Umständen eine halbe Million weißer Streiter aufwiegt. Ein wahrhafter Kampf ums Dasein wird entbrennen. Im Fall des Unterliegens würde Deutschland einen wirtschaftlichen und kulturellen Niedergang erleben, wie ihn die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges gebracht haben. Die wilden Instinkte der Negersoldateska einzudämmen, wird denFranzosen nicht gelingen, selbst wenn sie es möchten. Wo sind die Pazifisten, die das künftige Heil in internationaler Brüderlichkeit, in Vertragsparagraphen erblicken? Die Unmöglichkeit, Frankreich die Aufstellung einer schwarzen Armee zu verbieten, führt die Friedensidee sS sbsu» Sum. Eine schwarze Armee aber ist eine stete Bedrohung. General Au-

dsoud, Gouverneur von Madagaskar, war scharfsichtig, als er am acht-
zehnten September 1907 dem Kolonialminister schrieb: „Die bloße
Existenz einer schwarzen Armee würde uns vermuthlich sehr viele aus-
wärtige Schwierigkeiten ersparen".
Nach der Aufstellung beträchtlicher Negertruppen verschöbe sich
das Kräfteverhältniß um ein Beträchtliches. Wir sind numerisch immer«
hin noch überlegen. Nun würde die Wagschale zu Frankreichs Gun-
sten sinken. Welche Blutopfer hat der Feldzug von 1870/71 uns ge-
kostet! Damals aber standen der französischen Feldarmee von rund
350000 Mann fast 500000 deutsche Streiter gegenüber. Bei Weißen-
burg, Wörth, Gravelotte, Sedan wurde ein numerisch schwächerer Geg-
ner besiegt. Das Uebergewicht, das 100000 oder 200000 langgediente
Negersoldaten sicherten, würde durch die Aufstellung von uoch so vie-
len Reserve- oder Landwehrdivisionen nicht aufgewogen. Dazu kom-
men noch politische Bedenken. Bismarcks Kunst bewirkte 1870, daß wir
mit Frankreich die Fehde ausfechten konnten, ohne daß Andere sich ein-
mengten. Ob wir auch in einem künstigen Krieg unsere ganze Kraft
gegen Frankreich werfen könnten, ist zu bezweifeln.
Die Leitung des Staates muß die Umstände bedenken, unter denen
das Volk in den Krieg, in den Kampf um sein Dasein, eintritt. An der
Gestaltung der Umstände wirkt Mancherlei mit: Stimmung, physische
und moralische Kraft des Volkes und dessen materielle Mittel. Die
Staatsleiter dürfen nicht länger die Gefahr verkennen, die der fran-
zösische Plan in sich birgt; sie müssen auch mit unzweideutigem Wink
darauf hinweisen, auf daß Ieder im Volk die Nothwendigkeit recht-
zeitiger Vorbeugung erfahre und verstehe.
Diese Thatsachen und Gedanken wurden aufgezeichnet, ehe das
Recht auf Marokko wieder streitig geworden war. Seitdem ist über das
Thema Allerlei geschrieben worden; erschöpft scheint es mir dennoch
schon deshalb nicht, weil in den meisten Fällen das benutzte Material
unzureichend war. Man darf sich über die Folgen des Planes, für den
Herr Messimy jetzt als Kriegsminister eintritt, in Deutschland nicht
täuschen. Die Beruhigung Marokkos wird Frankreich außerordentliche
Opfer an Blut kosten. ‚So ist den Franzosen der unverfänglichste Grund
gegeben, die Schaffung der schwarzen Wehrmacht (nur zum Zweck der
Verwendung in Marokko, versteht sich) zu beschleunigen. In Marokko
werden die schwarzen Truppen ihre Feuertaufe erhalten. Marokko
wird der Ambos sein, auf dem sich Frankreich eine starke Waffe schmie-
det. Darum darf man, beim Abschluß eines zunächst enger begrenzten
militärischen Themas, auf die Thatsache hinweisen, daß in dem Ma-
rokkostreit auch über das Verhältniß der Wehrkräfte in einem künsti-
gen deutsch-französischen Krieg die Entscheidung fällt.

Napoleons Leichnam.*)

Offizielles Protokol der Sektion vom sechsten Mai 1821.

Körper erschien äußerlich sehr fett. Der erste Einschnitt don
oben nach unten längs der Mittellinie zeigte, daß das Brust-
bein von mehr als einem Zoll und der Leib von anderthalb Zoll Fett-
schicht bedeckt war. Nach Durchtrennung der Rippenknorpel hat man
den Brustkorb untersucht. Zwischen den beiden Blättern des linken
Brustfells ist eine leichte Verwachsung konstatirt worden; man hat drei
Unzen einer röthlichen Flüssigkeit in der linken Höhle und fast acht
Unzen in der rechten Höhle gefunden. Die Lung.e war unbedingt ge-
sund. Der Herzbeutel normal; er enthielt ungefähr eine Unze Flüssig-
keit. Das Herz hatte die gewöhnliche Größe, aber es war mit einer
dicken Fettschicht umgeben; die Herzkammern und Herzohren zeigten
nichts Außergewöhnliches, aber der Herzmuskel schien ein Wenig
blasser, als er gewöhnlich ist.

Man ging zum Leib über. Das Netz war außergewöhnlich fett.
Als man den Magen untersuchte, fand man, daß er der Sitz einer sehr
ausgebreiteten Erkrankung war. Seine ganze obere Partie war mit
der Wölbung des linken Leberlappens verwachsen. Man löste sie ab
und entdeckte einen Zoll vom Pylorns (Pförtner) entfernt ein Geschwür,
das die Seitenwände so durchbohrt hatte, daß man den kleinen Finger
hindurchstecken konnte. Die innere Oberfläche war nur noch ein Haufe
krebsartiger Masse oder in der Entwickelung begriffene Skirrhen (bös-
artige Verhärtungen). Nur ein kleiner Theil des Magenmundes, in
nächster Nähe der Speiseröhre, war unbeschädigt. Eine reichliche
flüssige Masse, Kaffeesatz ähnlich, füllte den Magen. Die Leber war
mit dem Zwerchfell an der gewölbten Oberfläche des linken Lappens
verwachsen und außer den durch die Magenerkrankung hervorgerufe-
nen Verwachsungen zeigte sie nichts Krankhaftes. Die übrigen Bauch-
eingeweide waren normal. In der Bildung der linken Niere ist eine
geringe Abnormität beobachtet worden.

Berichtdes Dr. Antommarchi.

„Ich,Endesunterzeichneter,Fran?oisAntommarchi, behandelnder
Arzt Kaiser Napoleons, habe, in Vollziehung der mir von den Grafen
Bertrand und de Montholon ertheilten Befehle, die Oeffnung der
Leiche Kaiser Napoleons vorgenommen. Ich habe die Brusthöhle und
den Magen geöffnet und dabei Folgendes festgestellt:

1. Die äußere gewölbte Oberfläche der linken Lunge war an ihrem
oberen Theil an verschiedenen Stellen mit dem entsprechenden Rippen-
fell verwachsen. 2. In der linken Brustfellhöhle waren ungefähr drei

*) Ein paar Bruchstückchen aus dem (fein ausgestatteten) Band
„Der sterbende Napoleon (Unveröffentlichtes Tagebuch von Hudson
Lowe)", das bei Erich Reiß erscheint und viele interessante Einzel-
heiten aus Bonapartes letzten Lebenstagen ans Licht bringt.

Unzen lymphatischer Flüssigkeit. 3. In der rechten ungefähr acht Unzen der selben lymphatischen Flüssigkeit. 4. An der Lunge zeigte sich keine Veränderung. 5. Das Herz war normal; es lag in dem Herzbeutet und war von etwas Fett bedeckt. 6. Der Magen, die Eingeweide, die Leber, die Milz und das große Netz*) lagen an ihrem natürlichen Platz. 7. Der linke Leberlappen war an seiner Wölbung mit dem entsprechenden Theil des Zwerchfelles verwachsen. 8. Der untere Theil dieses Lappens war mit seiner konkaven Innenfläche stark mit der Vorderfläche des Magens, der kleinen Kurvatur und mit dem kleinen Netz**) verwachsen. 9. Nachdem ich sorgsam mit dem Sezirmesser und den Fingern die Verwachsungen gelöst hatte, beobachtete ich, daß an der Stelle der Verwachsung des oberen linken Leberlappens mit dem Magen ein Loch von einem Viertelzoll Durchmesser an der Vorderfläche des Magens, nah an dessen Ende, war. 10. Nachdem ich den Magen hinter der großen Kurvatur geöffnet hatte, sah ich, daß er zum Theil mit einer schwärzlichen, flüssigen, scharf übelriechenden Substanz angefüllt war. 11. Nachdem ich diese Flüssigkeit entfernt hatte, bemerkte ich ein sehr ausgebreitetes Krebsgeschwür, das besonders die obere Partie der inneren Außenseite des Magens einnahm und sich vom Anfang des Magenmundes bis ungefähr einen Zoll oberhalb des Pförtners erstreckte. 12. Am Rande des Geschwürs in der Nähe des Pförtners fand ich das Loch (siehe z 9) wieder; der Krebs hatte die Magenwände angefressen. 13. Die geschwürigen Wände des Magens waren beträchtlich geschwollen und verhärtet. 14. Zwischen dem Geschwür und dem Pförtner stellte ich dicht bei dem Geschwür eine skirrhöse Schwellung und Härte fest, die einige Zoll breit war und die rechte äußere Seite des Magens kreisförmig einnahm. 15. Die Leber war gestaut und größer als gewöhnlich. 16. Die Eingeweide waren normal, aber mit Luft gefüllt."

Aus einem anderen Bericht des selben Arztes:

„Seit meiner Ankunft auf Sankt Helena war der Kaiser sehr abgemagert. Gesicht und Körper des Toten waren blaß, aber ohne veränderten Ausdruck. Der Gesichtsausdruck war schön; man hätte meinen können, daß der Kaiser nicht tot sei, sondern in tiefem Schlaf liege. Sein Mund bewahrte einen lächelnden Ausdruck, nur an der linken Seite war er leicht durch ein sardonisches Lachen verzerrt. Der Körper zeigte am linken Arm die Narbe der Kauterisationwunde und mehrere andere Narben: eine am Kopf, drei am linken Bein, eine auf dem äußeren Fußknöchel, eine fünfte an der Spitze des Ringsingers; schließlich noch eine größere Anzahl auf dem linken Oberschenkel.

Seine Länge vom Scheitel bis zur Sohle betrug 5 Fuß 2Vz Zoll.

Mit ausgebreiteten Armen betrug die Distanz zwischen den Spitzen der beiden Mittelfinger 5 Fuß 2 Zoll. Von der Schambeinfuge bis

*) Das Epiploon.

**) Das kleine Epiploon.

zum Scheitel waren 2 Fuß 71/g Zoll. Von dem Schambein bis zur Ferse 2 Fuß 7 Zoll. Vom Scheitel bis zum Kinn 7Vs Zoll.
Der Kopf hatte 20V« Zoll Umfang. Die Stirn war hoch, die Schläfen waren leicht eingedrückt, die zum Hinterkopf gehörenden Partien sehr stark und sehr breit. Wenig Haare und von hellbrauner Farbe, Hals etwas kurz, aber ziemlich normal. Brust breit und gut gebildet. Leib sehr aufgebläht und umfangreich. Hände und Füße etwas klein, aber schön und wohl gebildet. Glieder ausgestreckt und steif. Alle anderen Körpertheile hatten ungefähr die gewöhnlichen Proportionen.
Ich war neugierig, bei diesem großen Manne das kraniologische System der Doktoren Spurzheim und Gall anzuwenden. Sein Kopf zeigte folgende Merkmale: 1. Organ der Verstellungskunst. 2. Organ der Eroberungen. 3. Organ des Wohlwollens. 4. Organ der Einbildung. 5. Organ des Ehrgeizes, der Liebe und des Ruhmes.
Mit Bezug auf die intellektuellen Eigenschaften fand ich: 1. Organ der Individualität oder Kenntniß der Individuen und Dinge. 2. Organ der Oertlichkeit, des Zusammenhanges und des Raumes. 3. Organ der Berechnung. 4. Organ des Vergleiches. 5. Organ der Kausalität, des Induktiongeistes und philosophischen Kopfes.
Die Leiche lag seit vierundzwanzig und einer halben Stunde.
Ich nahm die Sektion vor. . . .
Der Herzbeutel war in normalem Zustand und enthielt ungefähr eine Unze citronensarbiger Flüssigkeit. Das Herz, ein Wenig umfangreicher als die Faust der Leiche, zeigte, obgleich gesund, ziemlich viel Fett an seiner Basis und seinen Furchen. Die Herzkammern der Aorta und Pulmonalis und die dazu gehörigen Herzohren waren normal, aber blaß und vollständig blutleer. Die Mündungen zeigten keine bedeutenden Veränderungen. Die großen Arterien und Venengefäße neben dem Herzen waren leer und im Allgemeinen normal."
Aus dem Bericht des britischen Militärarztes Henry:
„Im Widerspruch zu dem unruhigen Leben und dem Charakter des Verstorbenen hatte das Gesicht einen besonders ruhigen Ausdruck. Sanstmuth und Anmuth lagen darauf. Die Züge waren regelmäßig und wurden selbst schön gefunden. Der Kopf wurde nicht sezirt. Er war dick und muß in der Iugend etwas unsörmig gewesen sein. Die Stirn war breit und hoch, die Organe der Kampflust, der Kausalität und der Liebe zu den eigenen Kindern waren stark ausgeprägt. Der Körper hatte eine starke Fettschicht, auf dem Brustbein lag sie einen Zoll, auf dem Unterleib anderthalb, vielleicht zwei Zoll dick.
Die Haut schien außerordentlich blaß und fein, Arme und Hände auch. Im Ganzen machte der Körper einen zarten, weiblichen Eindruck. Er war kaum behaart, die Haare fein und seidig. Der Schamberg glich stark dem Venusberg der Frauen. Die Brustmuskeln waren wenig entwickelt, die Schultern schmal und die Hüften breit. Zwei kleine Narben waren am Rücken bemerkbar. Eine dritte an dem linken Bein, nah dem Knöchel; noch eine rührte von einer Brandwunde am linken Arm,

nah der Schulter, her. Die Narben auf dem Rücken stammten wahrscheinlich von Furunkeln oder kleinen Geschwüren; aber die am Bein schien durch eine Schußwunde gekommen zu sein.
Als man die Brusthöhle ösfnete, wurde eine leichte Verwachsung zwischen Rippen- und Lungensell konstatirt. In der linken Brusthöhle fand man ungefähr vier Unzen einer röthlichen Flüssigkeit und in der rechten Höhle fast acht Unzen. Die Lungen waren vollständig gesnnd. Der vollständig normale Herzbeutel enthielt eine Unze Flüssigkeit.
Das Herz war klein, aber den Größenverhältnissen des Körpers angemessen (als er noch nicht plump und aufgeschwollen war). Eine dicke Fettschicht bedeckte dieses Organ; seine Ohren und Kammern waren gesund, aber der Herzmuskel schien etwas blasser als gewöhnlich.
Man sezirt,e den Leib. Das Netz war sehr fett. Als man den Magen herausgeschält hatte, sah man, daß die obere Wand in ihrer ganzen Ausdehnung mit der Höhlung des linken Leberlappens verwachsen war. Nachdem die Trennung, nicht ohne Schwierigkeit, erfolgt war, trat die Natur und die Schwere der Krankheit, die den Tod veranlaßt hatte, klar zu Tage. Die ganze innere Oberfläche des Magens zeigte einen Haufen krebsartiger Geschwüre oder Verhärtungen, die eben im Begriff waren, krebsig zu entarten. Der Pförtner war der Herd der verwüstenden Krankheit; war ein Loch, in das ich den Finger steckte. Die Leber schloß durch ihre Verwachsung das Loch; ohne diesen Umstand wäre der Tod schon bei der Durchbrechung erfolgt. Nirgends zeigte sich eine Spur, daß die Leber in Folge ihres Kontaktes mit den Stoffen, die den Verdauu,ngskanal passirten, gelitten hatte. Eine Kaffeesatz ähnliche Flüssigkeit füllte den Magen, dessen wichtige Funktionen nur noch durch einen kleinen unbeschädigten Theil erfüllt werden konnten, einen Ring, der das zum Magenmund gehörige äußerste Ende am Eingang der Speiseröhre umgab.
Man hat mit solcher Sicherheit behauptet, der Verstorbene habe an einer krankhaften Vergrößerung und chronischen Entzündung der Leber gelitten, daß fast Ieder von uns erwartete, auch dieses Organ krank zu finden. Als man daran ging, es zu^ prüfen, drückte sich auf den Gesichtern ängstliche Spannung aus. Doktor Antommarchi machte einen Einschnitt, er glaubte, es würde eine Eiterfluth aus dem Absszeß, den man vermuthete, kommen; aber es war kein Absszeß da, nicht einmal eine Entzündung und keine Geschwulst. Die Leber hatte den normalen Umfang und das Lebergewebe war vollständig gesund. Eine leichte Verwachsung verbahnte die gewölbte Fläche durch die Außenseite des linken Lappens mit dem Zwerchfell; sie schien eine Folge und die Fortsetzung der Verwachsung zwischen Leber und Magen.
Die Gallenblase hatte die gewöhnliche Größe und Struktur. Sie enthielt keine Steine, nur Galle, allem Anschein nach die gewöhnliche Menge und Zusammensetzung.
Milz, Bauchspeicheldrüse und Eingeweide waren gesund. Die Nieren waren in ein dickes Fettpolster gebettet. Die linke Niere war um ein Drittel größer als die rechte. Diese Eigenthümlichkeit schien angeboren zu sein. Alles zur Geschlechtsfunktion Nöthige war sehr klein."

Deutschland. Marokko, Abessinien.
Drei Briefe.

I, ^^^ieKarteAfrikas verzeichnet noch zwei selbständigeStaaten: das
Sultanat Marokko und das Kaiserreich Aethiopien, Doch die
Freiheit des Scherifenreichs liegt in Todeszuckungen und auch umAbes-
sinien drängen sich schon die lüsternen Erben, Dem braven Michel
soll, hier wie dort, klargemacht werden, daß er keinen Erbanspruch habe;
man will ihn nicht einmal zulassen, wenn er durch sachgemäße Hilfe
den Kräfteverfall der Kranken aufzuhalten bestrebt ist. Dadurch könnte
ja der Zeitpunkt des Erbansalles auf lange, vielleicht auf immer hin-
ausgeschoben werden. Was England, Frankreich und Italien in Aethi»
opien wollen, haben sie in dem Vertrag vom Iahr 1996, der unter
völliger Nichtachtung deutscher Interessen abgeschlossen wurde, deut-
lich ausgesprochen; sie haben sich nicht einmal die Mühe gegeben, ihre
Erbabsichten geheim zu halten. Wenn sie dabei etwa hofften, das Män-
telchen der „garantirten Souverainetät" werde den Abessinier über den
Urgrund des srgrsinsnt täuschen, so haben sie die politische Feinsühlig-
keit des Patienten um ein Beträchtliches unterschätzt. Abessinien weiß,
was ihm droht, und spähend sucht sein Auge die Möglichkeit, sich aus
dieser gefährlichen Umstrickung zu lösen. In Deutschland hoffte es den
Retter gefunden zu haben und war bereit, auf den Gebieten der Wirth-
schaft in prägbarem Metall den Preis für diesen Dienst zu zahlen.
Schon durften wir uns einer nennenswerthen Anzahlung freuen: da
führte die verhängnißvolle Sucht, Frankreich um jeden Preis zu ge-
winnen, zu einem Haltungwechsel, dessen Folgen das deutsche Volk erst
recht erkennen wird, wenn Abessinien erschlossen und die Fülle seiner
Bodenschätze sichtbar ist. Dann wird das Mißtrauen schwinden, das sich
heute noch in Deutschland gegen abessinische Unternehmungen regt
und nach allerlei (leider von amtlicher Seite nicht kräftig genug be-
kämpften) Schwindelgründungen begreiflich ist. Deutsche Thatkraft
und deutsches Geld werden versuchen, sich in Abessinien ein reiches und
lohnendes Arbeitfeld zu erwerben; solchem Versuch wird das Gelingen
aber durch die schwächliche Wendung unserer Politik sehr erschwert.
Wirtschaftliche Erfolge sind in Ländern wie Abessinien und Marokko
ohne starken politischen Einsluß nicht denkbar. Unsere Politik aber hat
erreicht, daß der einsichtige Abessinier mit dem Deutschen Reich nicht
mehr rechnet. Das ist ihm nicht zu verdenken: von Berlin aus ist ihm
ja unzweideutig gejagt worden, daß man die abessinischen Interessen
Deutschlands gering schätze. Auch in Marokko waren noch vor nicht
allzu langer Zeit nach der Ansicht der selben Herren die deutschen In-
teressen gleich Null. Heute ist Marokko die Klippe, an der das Schiff
deutscher Selbstachtung kläglich zu scheitern droht. Sorgen wir recht-
zeitig dafür, daß nicht auch Abessinien einst eine solche Klippe werde!
Unsere Porsorge für die Zukunst darf nicht allzu sehr durch diploma-
tische Rucksicht auf die empfindlichen Nerven schwächerer Nationen

gehemmt werden. Der Deutsche kann und wird in der Welt den Platz einnehmen, den einzunehmen er die Kraft und den festen Willen hat. Den Willen muß aber die That, nicht nur eine Geste, beweisen.
Bad Elster. I)r. Alfr ed Z in tgra f f.

II. Darf ichdem Schreib erdesBriefes,der,unterdemTitel„Deutschland in Marokko", am zwölften August hier erschien, erwidern? 1. Der Vorschlag eines Bündnisses zwischen Deutschland und Frankreich wird schon längst hier wie jenseits der Vogesen von allen vernünftig Den-, kenden gebilligt. Diese Idee läßt sich aber nur verwirklichen, wenn wir oder Frankreich mit England direkt eine Differenz haben. Ietzt hat Frankreich bis vor Kurzem in Marokko gethan, was es wollte, und es war deshalb die höchste Zeit, daß wir in Agadir demonstrirten. 2. Agadir als Flottenstützpunkt zu behalten, ist wohl durchführbar. Wäre auch die beste Lösung. Durch Besetzung dieses Gebietes unterstützen wir die durch Frankreich bedrohte Oberhoheit des Sultans, die wir seit 1906 garantirt haben. Nebenbei würde das ganze Land am Schnellsten und Besten durch Bahnbauten pazifizirt. Und ich wundere mich, daß hiervon kanm die Rede ist. 3. Frankreich vermag sehr wohl in absehbarer Zeit marokkanische Truppen gegen uns zu verwenden. Ich erinnere nur an die algerischen Turkos bei Wörth, die sich dort brillant schlugen. 4. Um in Marokko bei einem Krieg mit Frankreich Unruhen zu stiften, genügen nicht einigeMillionen barenGeldes allein. Manmüßte im Stande sein, Waffen und Munition in genügender Menge in alle Länder hineinzubekommen,derenBewohner uns helfen sollten. Schließlich möchte ich wenigstens für uns wünschen, daß unsere Regirung bei den Verhandlungen fest auf ihren Forderungen bestehen bleibt. Auch ich bin der Ansicht, daß es für ein vollständiges Aufgeben von Marokko für uns keine guten Kompensationen in Afrika geben könnte. Weder Dakkar, nach Kapstadt der beste Hafen Westafrikas, noch Dahomey, durch das man Togo vergrößern könnte, noch Theile des französischen Kongogebietes könnte uns für den Verzicht auf den Maghreb entschädigen. Fürchten wir nur Gott, wie einstmals Bismarck im Reichstag uns zurief, aber nicht auch noch die englisch-französische Entente!
Paul von Rautenberg-Garczynski, Major a. D.

III. Sehr verehrter Herr Harden, in den Münchener Neusten Nachrichten las ich am zwanzigsten August: „In dem pariser Blatt ,^etiov' wird mit Vergnügen von der Haltung der .Germania' Notiz genommen, die die Aktion von Agadir für überflüssig erklärt hatte. Der Franzose kann sich immerhin mit Unkenntniß entschuldigen, wenn er den Charakter solcher Organe wie .Germania' und .Vorwärts' verkennt und übersieht, daß sie nie auf der nationalen Seite zu finden sind, so lange nicht etwa ein Interesse des Ultramontanismus oder der Sozialdemokratie in Betracht kommt. Bedauerlicher ist es, wenn die Franzosen mit einigem Rechte über einen herzlich unverständigen Artikel in Hardens .Zukunft' triumphiren, worin die Entsendung des .Panther' auf das Leidenschaftlichste getadelt worden war. Ein so Nu-

ger Mann wie Harden sollte wissen, daß er mit solchen Entgleisungen
die Geschäfte der Franzosen besorgt, die aus seinem Artikel nur her-
auslesen, was ihnen paßt, und seine Schlußfolgerungen, die sich frei-
lich nur recht gewaltsam an seine Prämissen anschließen, unbeachtet
lassen. Wie gefährlich es aber ist, in französischen Gemüthern den thö-
richten Wahn aufkommen zu lassen, die große Mehrheit des deutschen
Volkes stehe nicht hinter der Reichsregirung, wenn sie eine energische
Politik gegen Frankreich treibt, braucht nicht erst ausgeführt zu werden."
Wer lacht da? Wenn ich Ihren „herzlich unverständigen" Artikel
mit dem Eiertanz vergleiche, den das München er Blatt in der Marokko-
Sache seit Wochen aufführt, scheint mir doch dessen Redaktion nicht
der klügere Theil zu sein. Heute vollführt sie Kotau vor des Reiches
letzter Instanz, morgen sucht und findet sie in der letzten Falte der
deutschen Toga den Krieg. Wann und wo haben Sie die Entsendung
des „Panther" auf das Leidenschaftlichste (im Sinn dieses Tadels) ge-
tadelt? Wann und wo haben Sie in französischen Gemüthern den thö-
richten Wahn aufkommen lassen, die große Mehrheit des deutschen
Volkes stehe nicht hinter der Reichsregirung, wenn sie eine energische
Politik gegen Frankreich treibt? Nur wer gänzlich voreingenommen
gegen Sie und die „Zukunft" ist, wer Ihr ganzes Verhalten im Ma-
rokko-Streit absichtlich oder böswillig mißkennt, kann leugnen, daß ge-
rade die „Zukunft" die energischste Politik gegen Frankreich, in der
Alternative Bündniß oder Krieg, begehrt. Hand aufs Herz, lieber Herr
Redakteur der Neusten Nachrichten: haben Sie die Ueberzeugung, daß
Theobalds oder Kiderlens Politik die Energie innewohnt, mit der man
siegen muß? Ist Hördens „herzlich unverständiger" Artikel eine Quer-
treiberei gegen die „energische" Politik der Reichsregirung oder nicht
vielmehr ein Nothschrei über den Mangel wahrer Energie? Was die
pariser „Lotion" aus Hördens Artikel herausgelesen hat, sollte ein so
kluger Mann wie der politische Redakteur der Münchener Neusten
Nachrichten nicht hineinlesen und lieber den Franzosen aufklären als
Harden der Entgleisung zeihen. Wenn die Führer der Presse, die in
so ernster Zeit in vollster Geschlossenheit den Wünschen und Empfin-
dungen der großen Mehrheit des deutschen Volkes Ausdruck geben
muß, einander mit solcher Ungeschicklichkeit befehden, dann kommt in
französischen Gemüthern ein Wahn auf, der viel gefährlicher ist als der
der „Lotion": der Wahn, den Deutschen fehle es eben so an Energie
wie der Reichsregirung. Dr. Karl Gerster.

Theobald.

jW»n des Frohsinns Blilthencmen
Hüpft das Vnäblein Theobald
Und er kann nicht satt sich schauen
AnDer Blumen ^buntem Wald.

Und er pflücket ohne Ende
Jedes Blümlein, das ihm lacht;
Voll sind Haupt und Bruft und Hände
Von der farbenreichen Pracht.
Doch wohin soll er ihn legen,
All den schönen Blüthenschatz?
Findet für des Himmels Segen,
Ihm so reich beschert, nicht Platz.
Auf des Wissens dunklem Wege
Schreitet Jüngling Theobald,
Forscht und sammelt, nimmer träge,
Bis ibm hell die Aussicht strahlt.
Wasser, Erde, Luft und Feuer
Bieten ihm ihr Bestes dar;
Das Geheimniß von der keier
Und vom Meißel wird ihm klar.
Doch wohin soll er ihn legen,
Den erworbenen Weisheitschatz?
Findet für des Wissens Segen
Nicht in feinem Kopfe Platz.
Auf dem Feld der Ehre flieget
vorwärts Theobald, der Mann,
Kommet an und sieht und sieget,
Macht sich Alles unterthan.
Und die Menschen alle neigen
vor dem Helden sich in Staub,
Und die Lorberwälder beugen
Ihm entgegen all ihr kaub.
Doch wohin soll er ihn legen,
All dcr Kränz' und Kronen Schatz?
Findet für den Lorbersegen
Nicht ans seinem Haupte Platz.
Auf des Ueberdrusses Wege
Schleichet Theobald, der Greis,
weiß es nicht, wohin er lege
Jetzt sein Haupt so silberweiß.
Da ein Sensenträger schweigend
Ihm begegnet — mid ihn grüßt,
Hin auf eine Grube zeigend,
Sie kaum zehen Spannen mißt:
„Den geräumigsten der Plätze,
„Sieh ihn hier, — den Platz der Ruh',
„Da hinein leg' alle Schätze
„Und Dich selber auch dazul

Dieses Gedicht (von I. F. Castelli) erschien in Beckers „Taschen-
buch zum geselligen Vergnügen auf das Iahr 182»".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur- Maximilian Hardert in Berlin. -
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S, m, b. H, in Berlin.

SM
Die LuKunst.
Berlin, den 2. September 1911.

Altimatum.

Lapere aucle!

^astDu,noch freundlich blickenderLeser,manchmalschon über
einen Diener, ein Mädchen geseufzt, deren armestzirnchen
nicht zweier Funktionen, nicht der winzigsten, zugleich fähig ist?
Sicher. Iohann deckt den Tisch und muß, trotzdem Du zu Eile
treibst, aufhören, um auf die Frage zu antworten, wann Geheim-
rath Sternstreber angeklingelt habe. Bertha bündelt Wäsche und
bleibt, mit dem Veilchenband zwischen den fast damenhaft ge-
pflegten Fingern, stumm stehen, wennDu ihr aufträgst, nachmit-
tags den Elektromonteur kommen zu lassen.Sothunsienicht etwa
aus Respekt, nicht, weil sie glauben, Fragen und Wünsche des
Dienstherrn in strammer Haltung entgegennehmen zu müssen.
Hundertmal hast Du ihnen gesagt: „Unterbrechen Sie eilige Ar-
beit nicht; Mund und Ohren brauchen Sie ja nicht, um denTisch
zu decken, Wäsche zu ordnen oder Staub wegzuwischen." Ver-
gebens. Die Mentalität der Armen ist zu dürftig. In der selben
Minute zwei Dinge ins Bewußtsein einlassen: Das ginge über
ihre Kraft. DerArm, der mit dem Pinsel einen meißener Spiegel
abstäubt, sinkt, als sei er plötzlich entkräftet, auf den Schenkel hin-
ab, wenn das Ohr eine Weisung aufnehmen soll. Zweierlei: dazu
reicht die geistige Habe nicht aus. Ungefähr im Kaliber von Jo-
hann undBertha müßtIhrEuch nun diePolitik mancherReichs-
dienstboten vorstellen.Anch der höchsten;die ja immer noch unter
einemAnderen stehen, alsoim eigentlichen Wortsinn subalternsein

müssen. Ihr Geist kann nur einen Gegenstand umfassen (diesen
einen manchmal mitzäher Kraft); kann sich aber nicht gabeln und
mit jeder Zinke ein Denkziel treffen. Trachtet ihr hellsichtiger Pa-
triotismus, unzufriedene Lothringer mit einem aus allgemeinem
und gleichem Wahlrecht hervorgehenden Parlament gegen das
Deutsche Reich zu waffnen, so verlischt ihrem Hirn jedes Lämv-
chen, das die Rückwirkung dieses Wahnwitzen Thuns auf andere
Reichsgüter zeigen könnte. Erst das Eine, dann das Andere: ist
ihre Losung. Daß Eins amAnderen, Alles anAllem hängt, kann
ihr Denkapparat nicht fassen. Der Arm, der den Aktenband hält,
sinkt, als sei er plötzlich entkräftet, auf die Hüfte hinab, wenn dem
Kopfzugemuthetwird.denBlicküberdenvollgeschriebenenStaub-
fänger hinaus zu schicken.JetztdenkensienurandieFranzosen,an
all die hell besonnten Sümpfe und Seuchenherde, die sie nächstens
vielleicht, in der Glorie des Reichsmehrers, dem Vaterland zu-
fügen könnten; auch an das düster gefurchte oder serenissime Gesicht
ihres Herrn, dem sie das Lorberpäckchen zur Prüfung vorlegen
müssen. Nur daran. Im Januar muß die Nation einen neuen
Reichstag wählen. Die Stimmung ist schlechter als je vor einer
Wahl. Alle auf ihre besondere Weise konservativen Parteien sind
gefährdet. Durch kluge Illuminirung ihres seit dem Tag vonAga-
dir ganz kläglichen, ganz nichtswürdigen Preßgeschwätzes war
denFührern derSozialdemokratie leicht ein zweitesDresden.ein
noch viel schlimmeres, vorzubereitenzwardieKundschaft vondem
Zettelstand wegzuscheuchen, wo die Macht der Heimath früh und
spät gehöhnt, die Scham der Heimath täglich wie ein Bund schmutzi-
ger Lumpen bespien wird. Aber die Reichsdienstboten sind beim
Decken des Tisches, an dem die Mehrung des Reiches gefeiert
werden soll, und haben im Gedankenspeicher für Bagatellen drum
keinen Raum. Sind nicht fähig, aus ihrem thörichten Handeln
wenigstens noch den fürs Reich rettbarenVortheil zu ziehen und
den Feind an den sichtbarsten Pranger zu bringen. Morgen, mei-
nen sie, ist auch ein Tag. Immer hübsch Eins nach dem Anderen.
Gewöhnt Euch also, sie zu behandeln Wieden langen Johann und
die dicke Bertha: ihnen zu sagen, was sie im Dienst zu thun haben.
Die Dürre dieses himmlisch hellen und heißen Sommers be-
droht die Massen mit Nahrungnoth. (Die armsälige Silben-
stecherei, die erlaubt, von Theuerung, verbietet, von Noch zu spre-

chen, können die Excellcnzen diesmal sparen. Ihr Nimbus ist
unwiederbringlich dahin. Unter ihnen sind nicht Drei, die über
ein Unterstaatssekretariat je hinaus kommen durften. Wenn ein
Nahrungmittel den Massen unerschwinglich wird, darf man von
Noth reden, mag dieses Lebensmittel den Wohlhabenden auch
an allen Ecken erreichbar sein. Noth nnd Mangel sind nicht Sy-
nonyma; sonst hätteGoethe sienichtinverschiedenerWesenshülle
an Fausts letzte Schöpferstätte geschickt. Ein Reich kann unter
Kanzlernoth leiden, trotzdem der Stuhl des Kanzlers besetzt ist.)
Wir haben für Kartoffeln, Milch. Gemüse, Fleisch, Butter schon
Nothstandspreise; werden, wie Sachverständige sagen, bald noch
höhere haben. Neberall fehlts der Zucht anFutter; Kälber.Ferkel
und andereIungviehsortenwerden verschleudert, verschenkt oder,
wo es irgend noch lohnend scheint, geschlachtet, weil dcrAufzieher
sie nicht ernähren kann. Arge Zeit naht. DieArbeiter fordern.mit
triftigerBegründung, höheren Lohn (der, wenn sichs auch nur um
dreiPfennigefürdieArbeitstundehandelt, in Riesenbetrieben sich
in die Hunderttausende summirt); die Unterbeamten werden fol-
gen und der auf kargen Zufallsverdienst angewieseneMiltelstand
wird noch dunklere Tage durchleben als in anderen Wintern. Das
Unglück, das dem Herrn von Bethmann auf alle Wege folgt, ge-
leitet ihn auch ans Stadion der Rcichstagswahlen. Wenn er zu
alter nicht neue Reichsschädigung häufen will, darf er sich dies-
mal nicht drängen lassen; muß er.eheihnrauhetzandeamKragen
packen, selbst sagen, was geschehen werde. Im November ließ er
den Multimillionär Herrn von Schorlemer, der in Preußen sein
Kollege ist.imReich bald, wenn sich derWunsch einzelner Konser-
vativen erfüllt, sein Nachfolger wird, sämmtliche Linderungvor-
schläge bemäkeln und gläubigenAbgeordnetenerzählen,ringsum
sei Alles verseucht und jede Grenzöffnung müsse uns die Ver-
breitung der Maul- und Klauenseuche bringen. Dieses Gespenst
schreckt nicht mehr. Man soll offen aussprechen, einHauptziel der
Schutzzollpolitik sei die Erlangung höhercrPreise fürLandwirth-
schaftprodukte; diesePolitikwolle die lohnende Verwerthungdeut-
scherFeldfruchtunddeutschenViehssichernundeinenjähen,schäd-
lichen Preissturz hindern. In einer Nothstandszeit aber muß,
bevor derWunsch zum Geheul ward, die Grenze geöffnetwerden.
Wo, wie weit, wie lange: Das ist jetzt, im Rath der Sachverstän-

digsten, schleunig zu erwägen. Sieht der Ewig-Blinde vonHohen-
finow die Nothwendigkeit nicht: Herr von Heydebrand muß sie
sehen. Er hat denMuth gehabt, die Oeffentlichkeit des Wahlaktes
zu opfern; von ihm müßte, noch ehe der Hansabund und andere
tzändlergemeinden zu lauter Rede den Mund aufgethan haben,
der Antrag kommen: Oeffnet die Grenze! Hoher Schutzzoll ist
einem Industriestaat (der sein Arbeitervolk nicht allzu theuer er-
nähren darf, wenn er, mit schwerem Gepäck, im Wettkampf nicht
ins Hintertreffen kommen will) nur durch die Gewißheit erträg-
lich, daß er inNoihstandszeiten stets schnell beseitigtwerdenkann.
„Noch stehst Du unversehrt. Willst Du erwarten, bis sie die böse
Lust an Dir gebüßt? Der kluge Mann baut vor. "Herr von Heyde-
brand geht mit seinenMannen imJanuar einen schweren Gang.
Möglich, daß er, trotzdem der Wahlfonds der Landwirthe viel
größer ist als der (ungeheuerlich überschätzte) derHansaleute, die
mit viel zu hohen Spesen gewirthschaftet haben, ein Viertel seines
Heeres auf der Strecke läßt. Das wäre noch kein Unglück; würde
die Partei stählen und die Fraktion zu nützlich moderner Erkennt-
mß reifen. Läßt der stets tapfere uud oft kluge Führer sich von den
Ereignissen überrennen, wartet er, bis der Nothschrei durchs
Reich schrillt, und schickt wieder die Schreckschießer und Seuchen-
schnüffler vor, dann kanns ein Zusammenbruch werden, den, trotz
dem Elend ihrer von kleinen Leuten und Neidlingen gemachten
Presse, kein ernster Deutscher den Konservativen wünschen darf.
Was noch geschehen müßte? Im Dezember habe ichs hier
gesagt; und könnte es heute nicht wirksamer ausdrücken. Herr
von Schorlemer hat einen verständigen (und deshalb grob ge-
scholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sprach er, ist als Nahrung-
mittel weder unentbehrlich noch unersetzlich. Das kann nur Be-
fangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest
an karnivorischer Gewohnheit: eine Mahlzeit ohneFleisch befrie-
digt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise und imWirths-
haus.daserjaviel öfter und lieber aufsucht als der einem anderen
Volk Angehörige, fordert er in neun von zehnFällen einFleisch-
gericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehn-
lichkeit geboten? Nein.Der beste Ersatz, ein nahr-und schmackhaf-
ter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich
erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen,

Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären billig zu liefern. Auch in denVerkehrscentrengroßer Städte aber muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust verweht. (Die Straßenpolizei, die sich um allerlei Winzigkeit kümmert, müßte für dieNase des Steuerzahlers emsiger sorgen; an mancherEcke, wo neben einem Fleischer ein Käsehändler Kunden herbeiwinkt, ist, besonders im Sommer, die Symphonie der Gerüche kaum noch erträglich.) Die Versuche, Seefische als Massennahrung einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, derstaubenderBassintümpel,drüberunansehnlicheRäucherwaare,getrockneter Kabliau,marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, deren Schrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinselt ist: so gehts nicht. Doch lasse ich nicht von dem Glauben, daß hier einRiesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende Lorber leicht zu pfücken wäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der LeistungfähigkeitundKüstenkenntniß der Hamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochotsʒijschen Golf, den Fang aufkaufen; kühlen und sauberen Transport sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste moderner Ladenausstattung, Reichen undArmenFische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. (Ausrangirte oder im Passagedienst gerade nicht verwendbare Schiffe gäben dann noch eine nette Rente und die Direktoren brauchten nicht thatlos himmelan zu feufzen, wenn selbst die der Dividende fühlbarste Fahrpreisminderung dieAuswandererziffernicht indieHöhe rundet.) Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns naher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil,wiederMeister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren muffigverödendenMarkthallenAehnliches. Große, blitzblanke Marmorbassins. Springbrunnen, Schilf, Küstengräscr,

Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Mee-
ren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern
abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch,
weils dazu gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die
Tafelschätze südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles
im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen
würden und das Einerlei deutscher Ernährung rasch wohlthätigem
Wechsel wiche? Durch das Gelingen solchen Versuches würde
der Fleischnoth sicherer vorgebeugt als durch Zollherabsetzung.
(Nur in Wilmersdorf und in Charlottenburg ist, bis heute, diese
Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber die dort einge-
richtetenFischhallen sind klein, unansehnlich und nur demBedürf-
niß der ärmsten Leute angepaßt, die sich denn auch in dichten
Schaaren hineinschieben. Den raschen Eifer der Gemeindever-
waltungen muß man laut loben. Doch die für dieNahrungwirth-
schaft großer Städte wichtigste Arbeit bleibt noch zu leisten.)
Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachenAuges
durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die
selbe EntWickelung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu kö-
dern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der
Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnen-
badgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Spatzenim Erdgeschoß
der Protzenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstre-
bende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirthe, die mit
Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch
ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener
und Unterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grün-
kram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz
für zweiBalkontische langt,Konditoren nennen)und anderesno-
thige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erstAlles vermiethet,
grenzt dieStraße nicht mehr an freies Feld oderLaubenkolonien,
dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt
bald nun imStrahlenglanz modischerAusstattungwunder.Fenster
und Thören sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt;
von Decke und Wand blinken Kacheln, die an Alt-Delft erinnern
möchten;dieKörperderGlühbirnenträgerverschlingensich zu gold-
farbigem Geknäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken,
das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schaufenster Bart-

binden, Mund- und tzaarwafserflaschen, Brillantinebüchsen ge-
stelltunddie Phantasie höchstensmitdergeheimnißvollenInschrift
„PariserArtikel" angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingtwohl schon
zu deutsch) hat drei theureWachsbüsten mitLeonardolächeln und
geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang ver-
träumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall,
Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was
Menschenbegehr (und meist Alles „auf Kredit"). Vor des Krä-
mers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfeln,
eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die Kolonial-
waaren- und Delikatessenhandlung hat eine Straßenausstellung
von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früch-
ten und hinter den breiten Scheiben häuft fich jeglicherSchmaus-
Zubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gas-
örmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen,
Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu
sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kessel-
qualm und Blutgeruch, das über dentzolzstuhl gehängte Leintuch
und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf
Frischer Wurst; die Großschlächterei und Fleischwaarenhand-
ung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie
gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken,
vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Blaßrosa alle Fleisch-
farben der Iordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen
Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht
billig verkaufen. Zählt, wie viele große Schlächtergeschäfte (mit
den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern
stehts eben so) Ihr bei einerWanderung von Zehnminutendauer
findet: und fragt Euch dann felbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb
noch haltbar, beiso anarchisch tollemWettbewerb um die Kunden-
gunst eine wohlfeile Versolgung mit guten Lebensmitteln noch
möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung des entliehe-
nen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu
überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an
Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen,
Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher
Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst
heischt noch eintzalbdutzendgroßerundkleinerKommissionäresei-

nenTheil. Istsda einWunder, wennalldiesetzändlernochlauter
als ihreAbnehmerklagen und über den Irrwahn wüthen, derihnen
fetten Profitnachrechnet? Durch Zusammenschlußkönntensie zwei
DrittelihrerGeschäftsunkostensparen.Längst haben Mill.Rogers,
Roscher, Gide, Lexis warnend auf die Ueberzahl der Kleinkauf-
leute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem
Muster derWhiteley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel SCooper,
Waarenhäufer entstanden; und haben durch dietzandelsvernunft
ihrerGrundsätze(Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, alfo weder
Wucherzins nach Schuldausfall, rascher und großer Umsatz, der
im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detail-
listengekribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ists nicht Wahn-
sinn,daß zwischenzwei berlinerOuerstraßendreiBäcker,Schlächter,
FruchthändlermühsameinPrahlerlebenfristen? WäredasElek-
trischeLichtvomMittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend ge-
trennten, in der Aeppigkeit ihrer „Aufmachung" konkurrirenden
Betrieben verhökert würde ? Und ist die Ernährung des Menschen
unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt?
Wir brauchen Lebensmittelcentralen. DieWaarenhausbe-
sitzer haben das Bedürfniß erkannt und verkaufen, weilsie billiger
sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Mctualienmengen.
Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen.
DieLebensmittelabtheilungwirdmeist,damitdieAusdünstungsich
nicht zu weit verbreite, ms oberste Stockwerkgelegt. Fleisch, Käse,
Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe.Butter, scharf Geräuchertes im
selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das
Beste, dieZugwaare, inallerFrühe, oftvonDetaillistenderNach-
barschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu
holen. Wir brauchen weite, luftige Hallen, in denen auch Damen
sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger
Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu ha-
ben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer ge-
labt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das
Riesenrund der Gemüsehalle, wie das frankfurter Palmenhaus
von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt.
Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölb die
Bäckerei. In kühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butter;
hinter hermetischem Verschluß Käse, Gewürze, alle stark riechende

Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmackhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; keinTribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gidcs Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliardenhinwarf);unvermittelterEinkaufvomProduzent?n;eigeneWagons, wie jetztnurGroßhrauerund Spediteure haben; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den felben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel derradlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt derMilchmann, derBäckerjunge, die Zeitungfrau; morgens und abends derSchlächtergeselle; der „Kaufmann" muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Umgegend ein paar feste Kunden hätten, auch die Zeitungdistribution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier^ zwei Liter abgesahnter Milch, anderthalb Pfund Eßbutter, eine Ente,dreiPfundSuppenfleisch,vierkleineRothkohlköpfe,Roggen- undWeizenbrotwie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nelken,Kapern,Edamer,Kastanien,Iohannisbeermarmelade,Gurke, EssigundeinenNapfkuchenohneRosinen." Ists weniger: schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus ... Wer wagts? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendein WertheimoderTietz, EmdenoderJandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre derWandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten.

Daß in solchen Häusern Fleisch und Gemüse, Kartoffeln und Butter wohlfeiler zu haben wären als von dem nach sechs Seiten

tributpflichtigen Kleinhändler, ist gewiß. Werwagts? Ein Staats-
Praktiker, der nicht verschmäht, sich für ein Weilchen einmal aus
seiner Amtswürde zu wickeln, hätte Kapitalisten und Organisa-
toren rasch unter einem Hut. Und den Landwirthen, die kein Ver-
nünftiger, für Preußens Zukunft Sorglicher entkräftet sehen möch-
te, bliebe, was ihnen gebührt. Vergeht nicht, daß dieWirthschaft
des Deutschen Reiches anno 1911 noch andere Bedürfnisse als
die im Jahr 1879 empfundenen hat; auch noch andere Sorge als
die um die Erze des Sus. Wähnt nicht, daß mit der schwachge-
muthen, zu jeder Nachgiebigkeit bereiten Politik, an die wir das
Ausland gewöhnt haben, den Werthschöpfern des Reiches gün-
stige Handelsverträge zu erlangensein werden.Bedenkt, ob einem
Lande, das sichvonPortugal,vonSchweden,weils ihm „sonstnoch
schlimmer gehenkönnte", die erbärmlichstenVertragsbedingungen
aufzwingen läßt, Rußland undOesterreich-Ungarn Vortheile zu-
gestehen werden, die sie mit Wirthschaftopfern bezahlen müßten.
Und ruft dem langen Johann und der dicken Bertha mit Herrnstim-
me ins Ohr, was sie heute, was morgen im Dienst zu thun haben.
I^inisK.

Das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1
kehrt von einer Gefechtsübung aus dem Grunewald heim. Für
eines Augenblickes Dauer schweift das Gedächtniß um zehn Jahre
zurück; in die Zeit, da dieses Regiment seine neueKaserne bezog.
Dicht beim Schloß, sprach imFrühlenz199lWilhelm der Zweite,
will ich eine feste Burg haben; soll das Regiment wohnen, das
der preußischen und der sächsischen Dynastie gegen Straßenauf-
stände gute Dienste geleistet hat. Der Kaiser hat es selbst in das
neue Haus geführt, das einer befestigten Ritterburg ähnelt, und
nennt dieTruppe seine„Alexandriner"; eine persönlicheLeibwache,
„die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihrBlut zu ver-
spritzen. Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 18^8,
sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben
sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze
Eurer Bayonnettes die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren
zu treiben." Großonkel Friedrich Wilhelm hatte nach dem März-
aufstand in anderem Ton, in eines um Mitleid Flehenden, zu
seinen „liebenBerlinern"gesprochen. Doch in Berlin, im ganzen

Deutschen Reich denkt ja kein Mensch an eine Revolution nach
achtundvierzigerMuster. Wozu wird die grause Möglichkeit eines
Bürgerkrieges erwähnt und der Gemeinde, deren höchster Ver-
treter, mit der Amtskette und devot gebeugtem Rechnungraths-
kopf, fünf Schritte von dem Redner steht, mit der Spitze derBayon-
nettes gedroht? Die Frage verhallt; denn in der selben Stunde
hören wir.imAlexander-Kasino habe der Kaiser gesagt,ohne seine
Schuld sei das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland getrübt
-worden und das Deutsche Reich werde bald vielleicht, ganz allein,
gegen eine Uebermacht zu kämpfen haben. „Wir werden über-
all siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und
mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben wer-
den. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte
gnte Herr Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Gro-
ßen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite
war." Der Weiße Zar, der Chef des Regimentes, hat zu dem
Festtag nicht das kleinste Grußwörtchen geschickt. Krieg? Wo ein
Generalissimus solche Worte gesprochen hat, blieb bisher kaum
noch ein Zweifel. Jetzt weicht das Gewölk rasch und hell leuchtets
wieder vom Himmel. Blitz ohne Schlag: Das ist uns Schicksal
geworden. Wir haben weiter gerüstet, das Heer und die Flotte
gestärkt, an Paraden und Manövern uns gefreut; und nichts er-
worben. Nicht an Besitz noch an Geltung hat das Reich zuge-
nommen; und auf dem Rund der Erde lebt ihm nicht ein starker
Freund. Die einst fühlbaren Kanten, deren Härte abstieß, sind
aufgeweicht und die Politik frommer Beamten wagt nicht einmal
mehr, mit kräftiger Rede sich wider internationale Unverschämt-
heit zu wenden. Krieg? Wer nur die Frage erörtert, ob morgen
nicht der Krieg Nothwendigkeit und Ehrenpflicht sein werde, wird
von schmutzigen Mäulern als Hetzer, als Dienstmann derPanzer-
plattenfabrikanten verschrien. Dahin hat das Geplärr der mit
Zeitungruhm und Geldprämien gekrönten Oelzweigschwinger uns
gebracht; die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Lehre, die
seit denTagen desVerschneidungwahnsinns erdacht ward. „Wenn
einem Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Ver-
nichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren,
hingebenderen Männer, die zu demKampf sich sogleich fertigma-
chen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische

Defensive durch die strategische Offensive verdeckenmöchten, über-
all sich gehemmt sehen durch die trägeundfeigeMassederGeldes-
knechte, derAltersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit
zu gewinnen, nur im Frieden zu leben und zu sterben, nur den
letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind."
So spricht Mommsen, ein Götze des Liberalismus. Und Pitt,
auch kein Junker noch Söldling derWaffenindustrie, ruft: „Mit
all seinenUebeln ist der Krieg demFrieden vorzuziehen, der uns
ringsum nur Anmaßung und Unbill fühlen läßt." Proudhon selbst,
dem alles Eigenthum gestohlenes Gut war, sah in dem Krieg eine
Form der Menschenvernunft, ein Gesetz derMenschheitseele.eine
Bedingung menschlichen Daseins. Wir? Fürchten den Krieg wie
sonst nichts auf der Welt, reden täglich aber von der Stärke un-
serer Waffen: und machen dadurch, nach dem Wort Friedrichs
Klinger, den Arm und den Much des Reiches verdächtig.
Rechten, linken.Das klirrt und dröhnt, schmettert und rassel^
über den Straßendamm. Auf Helm und Kragen, Flintenlauf und
Lederzeug funkelt die Sonne. Drei Uhr. Seit Fünf sind dieLeute
draußen, in Hitze und Staub: und nicht Einer scheint schlaff. Die
Montursieht grauschwärzlich aus; von derStirnrinntderSchwciß
über fast verrußte Gesichter; doch der Schritt ist kräftig und jede
Bewegung hat die Wucht männlicher Morgenfrische. GanzeKcrle;
groß, schlank, sehnig, mit dem unentbehrlichen Bleibsel von lusti-
ger Roheit und doch in strammer Zucht dem Maschinendienst an-
gepaßt. Die Musik spielt ein Soldatenlied und fast Alle singen mit.
Wie Schlachtgesang tönts in die Gärten der Satten. Den Offi-
zieren ist anzumerken, daß sie sich nicht geschont haben. Dick sitzt
der Staub in den Waffenröcken und der Rand des hohen Kra-
gens ist feucht. Einer zieht die Uhr, steckt dann den Degen in die
Scheide und springt hastig aufs Trittbrett des Straßenbahnwa-
gens, der schon weiterrollt. „Nanu?" „Ich muß Instruktion-
stunde geben, und bis ich über die Stadtbahn in die Friedrich-
Karl-Straße komme, wirds höllisch spät." „Viel Vergnügen!"
Der ältere Kamerad hebt,im Sattel, denHelm wie einenBürger-
hut; freut sich der Gelegenheit, in dieserVorortstille für eineMi-
nute den Kopf zu lüften. Der Jüngere steht, verstaubt und ver-
schwitzt, auf dem Hinterperron und eilt zu neuer Pflichtleistung in
die Kaserne. Wenn er unterwegs ein Witzblatt einkauft, wird er

Seinesgleichen als Müßiggänger und Gecken, Schwelger und Tröpfe dargestellt finden. Nun schweigen die Bläser; und während vorn der Wirbel in den nahen Stadtlärm verhallt, stimmt hinten einKantinentenor die liebsteWeise an:„ Reserve hatRuhe!" Schnell schwillt das Trostlied zum Chor und der Betrachter ahnt, daß all diese Köpfe jetzt rechnen: Wie viele Tage noch, bis wir nach Haus dürfen? Ein Einjähriger raunt dem Nachbar zu: „Wenns aber Krieg giebt?" „Ia, dann! Aber..." Rechten, linken, Diese Iugend wird fechten und ausdauern wie kein anderes Heer; wird von Moltke,Bülow, Goltz, Bock und den inNord und Süd ihnenNachstrebenden besser geführt werden als Franzosen, Russen oder gar Tommies. Wozu halten wir diese Armee? Wozu werden die kräftigsten jungen Männer ihrer Berufsarbeit für Iahre entzogen und in zwei Lustren dreizehntausend Millionen Mark für diedeutscheWehr ausgegeben? Damit der sanfte Bourgeois und der grobe Ian Hagel ein Paradevergnügen habe, in Konzertgärten der Bachfisch sich an rothgelben Husarenpüppchen oder weißledernen Goliaths ergötze und in den Zeitungen von glänzenden Kavallerieattaquen und anderen„ herrlichen Bildern" aus dem Manövergelände zu lesen sei? So kurzweiliger Spaß wäre ein Bischen theuer. Wir halten das stärkste Heer der Erde nnd haben eine Kriegsflotte gebaut, die, wenn zncht ein großer Theil des für sie aufgewandten Geldes ins Wasser geworfen ward, heute schon mit jedem Feinde den Kampf wagen kann, weil wir, alsNation,nichtgesättigtsind; weilwirweiterenRaumbrauchen; weil die Gegner, aus deren Feuer die Reichseinheit geholt wurde, noch leben, noch nicht ohnmächtig sind; weil die ehrwürdig verrunzelte Dame Europa, ehe es zu spät wird, vor die Frage gestellt werden muß, ob sie den Kindern und Enkeln deutscher Volkheit das Lebensrecht gönnen oder sichs vom Schwert abringen lassen will; und weil heute noch, mehr als je heute gilt, was der erste Kanzler einem'Botschafter antwortete, der, um eben so üppig wie die Kollegen auftreten zu können, eine beträchtliche Gehaltszulage verlangt hatte: „Die Wirksamkeit Ihres Handelns wirdnichtvom GlanzIhrerRepräsentation, nicht einmal vonIhrerGeschicklichkeit und Finesse bestimmt; sagen Sie Iedem, daß der Franzose eine feinere Kutsche, der Engländer ein prächtigeres Palais hat, daß hinter Ihnen aber anderthalb Dutzend deutscherArmeecorps

stehen. Damit ist Allerlei durchzusetzen." Wer nicht so sprecherr darf oder mit solchem Wort keines Ministers Stirn zu umwölken vermag, ist machtlos; wärs, selbst wenn in der Heimath die Zahl der Corps zwei Dutzend überstiege. Sagt er, seine Landsleute hoffen, nach kurzer Frist stark genug zur Abwehr jeder Unbill zu, sein, so wird er belächelt, wie Nestroys rauschsüchtiger Knieriem, der ins Gedrängstammelt: „Wenn ich einmal anfange! Ich fang' aber nicht an." Der Schuster ist stämmig und gewiß nicht leicht unterzukriegen; deshalb haben seine ersten Drohworte gewirkt. Jetzt wissen Alle, aus seinem eigenenMund: Der fängt nicht an. Krawallirt er noch einmal, so wird er ausgelacht oder vonrauhen Stimmen zu Ruhe gewiesen. Soll Deutschland, das eine gangbare Phrase einst dem bleichen, fetten Sohn Gertrudcns vonDänemark verglich, im Schwabenalter nun dem Kometenschuster ähnlich werden? Noch wirkt seine Lage mit dem Doppelreiz majestätischer Komik auf des Betrachters Sinn: in so starkerRüstung.daß, Alle es fürchten müssen und jedes Ziel verständiger Politik zu erreichen wäre; doch imWillenscentrum so schwach, daß derSieche, der Krüppel es ungestraft schelten und höhnen darf.

Aus der Staubwolke, die der gleiche Tritt der Gardegrenadierc aufwirbelt, höre ich eine Stimme; eines diktirenden Staatsmannes. „Sie müssen mit dem englischenMinister Deutsch reden. Der Superlativ Ihrer Höflichkeit darf an keiner Stelle eine Wucherung dulden, aus der neues Mißverständniß hervoreitern könnte. Ich empfehle, in den OriZmes ciiplomatiqlles äe la Zuerre ä? 1870/71 die Sprache zu studiren, in der, schon vor Düppel, Bismarck die Briten und andere bedünkelte Diplomaten bediente, und dabei nicht zu vergessen, daß Sie beträchtlich mehr hinter sich haben. Vorauszusehen ist, daß Sir Edward Grey (mit dem ich diesmal direkt, nicht durch das Medium Nicolsons, zu verhandeln bitte)Ihnen Einiges über die hamburgerRedeSeinerMajestät sagen wird. Freude über die gerade jetzt wohlthuende Betonung des Willens zum Frieden; Komplimente über die Metapher von den drei Herrenreitern, deren jeder, statt mitderPeitsche auf das Pferd des Mitwerbers einzuhauen, dem eigenen Gaul die Sporen giebt und die so in friedlichem Wettkampf dem Ziel zustreben; refervirte Anerkennung des deutschen Rechtes zu der angedeuteten Flottenmehrung, die natürlich für England Konse-

quenzenhaben werde. Ich lege Werth darauf, Ihre Antwort zu detailliren und Ihnen zugleich gegen AllerhöchsteKritikDeckung zu schaffen. Sie bleiben steifund lassen sich dasZuckerwerk von Sir Edward nicht in die Hand stecken. Den Segen des Friedens könne ein kultivirter Mann noch am Vorabend des Krieges rühmen und keinKluger werde heute ausrufen,waserübermorgenthunwolle. Unser Kaufmann wisse, was er dem Krieg zu danken hat; daß ein etwa nothwendig werdenderKriegihm, nach Wirrniß und schmerzhaftem Verlust, neue, geweitete Konjunkturmöglichkeit verheißt. Die Wahl derMetapher werde hier als einMißgriff genommen, wie auch geübte Redner ihn nicht immer vermeiden können. Wer imWettrennen vornan ist, wäre einNarr.wenn er das Pferd des Nächsten peitschte; ein Esel und ein unanständiger Kerl: er verlöre die kostbarste Zeit, würde von allen Rennplätzen disqualifizirt und triebe das Thier des Rivalen am Ende nur vorwärts. Obendrein bekäme er Hiebe; kein Gentleman läßt seinen Gaul von einem gesäuberten Strolch mißhandeln. InDeutschland wenigstens würde man mit solchem Gesellen kurzenProzeß machen; sei man nicht gewöhnt, Einem, der uns ins Gesicht spie, dasBedauern darüber auszudrücken, daß, wie es scheine, Tropfen vom Himmel fallen. Von der gemeinen Wirklichkeit internationaler Wirthschaftkämpfe unterscheide das verzeichnete Turfbild sich wie von der Sittlichkeitregel des Einzelnen die einer Volkheit. Nicht durch strenge Befolgung gefälligen Brauches habe England in diesen Kämpfen so lange gesiegt; nicht mit Kavaliersmanier Indien und Egypten, den Sudan und das Land am Vaalund Oranje erobert. Daß es das Pferd des Nächsten mit drohendem oder kandirtem Wort aufzuhalten trachte, sei ihm nicht zu verübeln; fraglich nur, wie sich derReiter dazu stellen werde.Das Alles wollen Eure Excellenz ohne irgendwie heftigen Nachdruck vorbringen; nur parlanä«. Uebrigens seien Sie gekommen, um die Reichsgeschäfte zu besprechen. An eine wesentliche Marinevermehrung, die zwar die deutschen und dann auch die britischenDreadnoughtziffern, aber nicht die Seemachtrelation beider Länder ändern würde, könne jetzt um so weniger gedacht werden, als ihre Durchführung der Entscheidung nachhinken müßte. Die ist nicht mehr hinauszuschieben. Unser Versuch einer Auseinandersetzung mit der Französischen Republik ist durch unfreundliche Akte engli-

scher Minister brüsk gestört worden, die, ohne die Ankündung unserer Wünsche abzuwarten, uns in barschem Ton zugerufen haben, was wir wünschen dürfen und was uns, bei Gefahr eines Krieges, verwehrt sei. Die Herren haben wohl vergessen, welche Folgen die unberufene Einmischung Frankreichs in eine zwischen Spanien und dem Haus Hohenzollern schwebende Angelegenheit hatte. Uns klangen die Reden der Minister Asquith und Lloyd George genau so unerträglich wie die (auch im Inhalt sehr ähnlichen) Sätze Gramonts vom sechsten Juli 1870: ,Wir sind sicher, daß der gefürchtete Fall nicht eintreten wird. Täuscht uns aber diese Erwartung, so werden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen'. Die Kaiserliche Regirung hat sich, weil sie die ungehörigen Reden hinzunehmen schien, schweren Vorwürfen, gerade aus den Reihen derzuverlässigstenPatrioten, ausgesetzt. Sie wollte die Minister des Königs Georg nicht mit ein paar höflichen Floskeln entschlüpfen lassen und brauchte Zeit, um vor Europa zu erweisen, daß (erstens), wie das offizielle Angebot französischer Kompensationen zeigt, die Republik selbst sich uns zu Schadensersatz verpflichtet fühle; daß (zweitens) dieserfranko-deutsche Handel kein britisches Lebensinteresse verletze; und daß (drittens) in dem nun entschleierten Konflikt die marokkanische Sache nicht größere Bedeutung habe, als in dem vom Juli 1870 die spanischeThronkandidatur desErbprinzenLeopold vonHohenzollern hatte. Gramont glaubte, wir wollten uns nach Spanien, Asquith, wir wollten uns nach Marokko expandiren. BeiderIrrthum trieb zu internationaler Unverschämtheit (wählen Sie ein mögliches Wort), derenDuldung auch einen Schwachen um Ehre undReputation bringen müßte. Wir abersindnichtschwach. Das vor vier Jahren Versäumte schafft keine Ewigkeit dem huldvollen Leun zurück. Unsere Flotte braucht heute nicht mehr vor demBritenfeuer in die Häfen zu kriechen. Auf dem Festland wird Tommy uns höchst willkommen sein. Wollen Sie uns aushungern? Die Armee sorgt nicht nur selbst für sich, sondern sichert uns auch für eine hübscheWeile dieZufuhr. Uud wer bürgt dafür, daß uns die Blokade des Infelreiches nicht schneller gelingt? Wie bald dem kornlosenLande derParks der nährende Lebenssaft stockt, hat die Strikegeschichte der letzten Wochen gelehrt. London, mit seinen acht Millionen Menschen, seinem von Demagogen aller Farben aufgehetzten Mob, wäre in Hungersnothzeit eine Reichsgefahr.

Malen Sie nur s tempera; den Firniß, derLeuchtkraft giebt, liefert
drüben dann schon die endemische Angst. Wer aus derRede des
Kaisers schließe, daß wir uns fürs Erste zu ducken und in der Stille
zu stärken versuchen werden, sei auf dem Holzweg. Wir wissen,
daß auch unsere Wehrfähigkeit vom süßen Gift des schleichenden
Demokratismus allmählich geschwächtwird; dürfen nicht warten,
bis das liberale, vomIslamseines Zarthumes wegstrebende Ruß-
land, das nie unser Freund sein kann, wieder erstarkt, die Einung
der Angelsachsen und ihre gemeinsame Herrschaft über Suez und
Panama Ereigniß geworden ist. Wir werden fechten: weil wir
die schnöde Kunst, ehrlos zu leben, nicht lernen wollen. Nach ei-
nem Sieg noch käme Britanien nicht zu Ruhe. Neunhunderttau-
send Schreihälse werden alljährlich dem Schoß deutscher Frauen
entbunden. Dieses Gewimmel ist nicht auszuroden. Und die Lei-
ter des Weltkontors mögen ermessen, ob ihr Zahlungausgleichs-
geschäft eine lange Serie von Kriegsjahren vertragen könnte. Noch
haben sie freie Wahl. Wir wollen nichts aus ihrem Besitzstand
(auch nichts aus demFrankreichs, versteht sich); weder Liebe noch
kolonisirte Strecken. Nur: das Allen sichtbare Ende der Aussper»
rungzeit, die jedem Staat, Montenegro sogar, das Recht auf Zu-
wachs ließ und dem deutschenDrangüberallmitStacheldraht die
Erde vergitterte. Als Zeichen dieses Endes einen reinlichen Ver-
trag, der uns für Abessinien zuspricht, was Frankreich für Ma-
rokkoerhalten hat: EnglandsVerpflichtungzuvölligerAbstinenz
von Eingriffen in die Politik. (Khartum und Kairo wären da-
durch nicht bedroht; so schnell schießen selbst die Preußen nicht.)
Das würde uns genügen. Auf alles ministerielle Mühen um Ent-
schuldigung und Beschönigung können wir verzichten, wenn kein
Zweifel bleibt, daß dieser Verzicht nicht von der Furcht erzwun-
gen ward. Will man diesen anständigen Frieden nicht, dann wird
das Zwillingthor des Janustempels weit geöffnet. England oder
Frankreich: eine der beiden Mächte, die nur vereint uns gefähr-
lich sind und mitihremSchwergewichtdasparlamentarischeRuß-
land anziehen, müssen wir uns verbünden oder für mindestens
ein Menschenalter im Lebenssitz schwächen. Nach einer neuen
Niederlage könnte Frankreich nicht zaudern; in diesem Jahrhun-
dert keinem Feinde Deutschlands mehr beistehen. Hält Sir Ed-
'ward solche Niederlage für unmöglich, nur für unwahrscheinlich?
Dann wird er die Sperre nicht aufheben und nicht fürchten, daß

die Menschheithegemonie, während wireinanderzerfleischen,aus
Europa nachAmerika fliehtund diefruchtbarstenKulturkeime nach-
schleift. Wir könnens nicht hindern. Die Geltung, die einst Preu-
ßenin sechs JahrenDänen undWelfen,OesterreichernundFran-
zosen abgerungen hat, mußdasDeutscheReichjetztvon Englands
Weitsicht erlangen oder von Englands Blindheit erzwingen. Die
Wahl des Weges ist den Briten frei. Die zum Kampf günstigste
Stunde wählen wir. Und der Peitschenhieb, den sie uns..."
Rechten, linken.ZurückindieschwüleWirklichkeitunseres All-
tags. Aus Oberbarnim und Kythera kehren die Hohen, die Himm-
lischen heim und der zimmermännlichen Reichsregentschaft naht
sacht das Ende. Thorsprüche und Tafelreden. Schleswig-Holstein
jauchzt, Hamburg ist begeistert, Pommern jubelt. Französische
Zeitungen: «Ouillsume Partisan <Ze la paix»; „1^'empereurcontre!es
psNAei-manistes": „I.eKaiserp«urIgpÄix-.DieHerrenC/Imbonund
Von Kiderlen treffen sich, wohl nicht am Tag des Sieges vor oder
der Kapitulation von Sedan, zum letzten Rennen. Wird es tot,
sagt man den Franzosen täglich an fiebenzig Stellen, so habt Ihr
auch nichts zu fürchten; wir haben zwar zwei Kriegsschiffe nach
Agadir geschickt, abernur, um Euch an dasVersprechen zu mahnen,
unserenHandel inMarokko leben zu lassen. Und warum mahntet
Ihr nicht in Kissingen unseren Cambon, in Paris nicht die Quai-
wache daran? Das wäre nicht so wirksam gewesen. (Köbkes, er-
zähltZimmermeisterSchulze, „waren bei uns zuTisch und meine
Frau wollte unserer Minna, die kein Salz auf den Tisch gestellt
hatte, wieder Krach machen. Da greifeich ein. Sowas muß von der
HerrschaftmitBildungmonirtwerden.Minna,sage ich, holen Sie
mal die große Stehleiter aus derWerkstatt. Als sie dasDing herein-
geschafft hatte, ließ ich sie bis auf die oberste Sprosse klettern und
sagtedann: Nun, Minnachen, gucken Sie hübsch ohneSchwindel
herunterundsagenuns,washierfehlt.DasSalz,HerrBaumeister,
schreit sie; rennt 'raus und holt es. Köbkes hatten einen Mords-
schreck gehabt, drei gute Gläser waren in Scherben und aus dem
Eßzimmer mußten die Schrammen weggebohnert werden. Aber
dem Mädchen hatte ichsauf einefeineArt beigebracht.") Was der
deutsche Handel in diesen Wochen verloren hat, könnte er in Jahr-
zehnten nicht aus Marokko holen. Da ist, durch den vierten Artikel
desfranko-britischenVertragesvomachtenApril1904,demHandel
Englands das Recht auf die Meistbegünstigung (für Zoll.Abga-

den, Frachtkosten) eingeräumt und, durch das sechste Kapitel der
Algesirasakte, allen Signatarmächten freier Wettbewerb („sans
sucune ine^alite») um Staatsaufträge und Handelsgewinne zuge-
sichert. Daß in dem wichtigstenStreitfall dieFranzosen das Recht
für sich haben, hat die berlinerRegirung in demWeißbuch gegen die
BrüderMannesmannzu erweisen versucht. Kann danoch viel her-
auskommen? So viel, daß die Verluste, wägbare und unwägbare,
dann nicht mehr schmerzen? DieoffeneThüristunsschonimFrüh-
ling 1904 versprochen worden; Nationen, die sich selbst entwaffnet
haben, lernen dieOeffnung fast immer erst kentzien,wenn sie durch
den Thürrahmen hinausfliegen. Einerlei. Wir müssen des Den-
kens abgerissenen Faden an diesen Pfosten knüpfen. Der Zweck
jeder Heereseinrichtung, meinten wir, fei, dem Volk, das sie sich
aufgebürdet hat, die Entwickelungfreiheit zu wahren und vor
Schimpf und Schmach es zu schützen.Nunzerbröckelt der Glaube.
Dreizehnhundert Millionen im Jahr für die Wehrmacht, die kräf-
tigste Jugend dreiilndzwanzig Monate lang in der Kaserne: noch
aber sind wir nicht stark genug, um den „Platz an der Sonne"
(Karl tzillebrand hat den Ausdruck aus dem Frankreich Louis
Napoleons in unsere Literatur gebracht) zu erstreiten; noch so
schwach, daß wir nicht den Mund aufthun dürfen, wenn ein Mi-
nister Georgs des Fünften das Deutsche Reich des Undankes ge-
ziehen und in Konstablerton zuRuheverwiesenhat. Montenegro
kann mit trotziger Rede österreichischer und türkischer Anschuldi-
gung antworten. Deutschland mit keiner Silbe britischer.
Müssen wir nun aber noch tiefer hinab? Mit eigener Hand
die Reichswürde schänden? Die Gelegenheit, zwischen Britanien
und Frankreich die Reibungfläche zu vergrößern und die Repu-
blik in der Stunde ungemeinen Machtzuwachses zu vernünftiger
Anerkennung des vor vierzig Jahren Gewordenen zu bringen,
scheint versäumt und, seit wir früh und spät unsere sanfte Friedens-
liebe betheuern, aus denBezirkenmißtrauischer oder anmaßender
Politik die Kriegsgefahr uns näher gerückt. Schlagen, sagte Bis-
marck, als er aus der emser Chamade eben eine berliner Fanfare
gemacht hatte, „müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des ohne
KampfGeschlagenen auf uns nehmen wollen;derErfolg hängt aber
doch wesentlich von derArt der Eindrücke ab, die der Ursprung des
Krieges auf uns und Andere macht." Der einfältigste Menschen-
verstand warnt, mit Frankreich heute einen Vertrag zu schließen,

der nicht das ganze Verhältniß der Nachbarn ins Reine bringt; der drum nur uns zurFessel,zumKreuzwerdenkönnte.Derkühne Entschluß, die ganze Habe der Nation an ein großes Unterneh- men zu setzen, das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Enge entriegelt, ist nicht gefaßt worden. Wessen Schuld? Wir wollen nicht fragen. Doch auch nicht mit abgegriffenen Karten ein licht- scheuesSpiel ausdreschen.EinePartie,auch eine, die hohenEinsatz trug, ist zu verschmerzen; der Spieler, ders nicht anständig trieb, löst sich nie mehr aus dem Verruf. Der Begriff der Westmächte ist wieder zur Entität geworden; und da Frankreich seinen Groll gegen Deutschland dembritischen vermählt, muß unsere Vorsorge sein, den morgen vielleicht selbst dem Demüthigsten unvermeidli- chen Krieg gegen das von Ieanne d'Arc gesegnete Paar ohne Ver- tragsfessel führen zu können. Auf dem Meer England als Feind und das westliche Festland unserem Heer durch junge Verpflich- tung gesperrt, deren gewaltsamer oder künstlicherBruch uns neuen Haß würbe: Das wäre doch gar zu unbequem. Zwar erschauert das kleineHerzdesHerrnvonBethmann, wenn erhört, daß Alles oder nichts gefordert werden solle. Mit Frankreich aber können wir uns heute nur überAlles oderübernichtsverständigen. Ma- rokkomitihmtheilen? Unmöglich. Zwei Verträge bindenuns (Al- gesirasakte und Februarpakt Kiderlen-Cambon); noch fester die feierlichen Gelöbnisse des Deutschen Kaisers. Fürst Bülow wird jetzt oft getadelt, weil er imSommerIW5 nicht mit Rouvier, ders anbot, verhandelt, sondern die Konferenz gefordert habe. Er konnte nichtanders.LauthatteWilhelmgerufen: „Ich verhandle nurmit dem Sultan, der für mich der souveraine, unabhängige Herr von Marokko ist". Im März; und im Iuli sollte der Kanzler in die Falle stolpern, mit Frankreich über des Sultanates Schicksal verhan- deln, vorOrient undOccidentKaiser und Reich arglistigen Wort- bruches überführen lassen? Bülows Fehler war, daß er Iedem erzählte, Deutschland habe am Mittelmeer kein Interesse, und zu spät erkannte, was Marokko für Frankreich bedeutet. Seit dem Tag von Tanger war, bei Gefahr völligenAnsehensverlustes im Islam, von dort für uns nichts mehr zu holen. Daß wir obendrein Thoren wären, wenn wir, eines siedeheißen Häppchens (des Sus) wegen, uns als Pufferzwischen Franzosen und Briten, Franzosen und Berbern schöben, braucht Politikerköpfen nicht noch einmal bewiesenzuwerden. Kein Kondominium mitFrankreich und Spa--

nien. Keine Klage über Vertragsbruch, mit der wir allein blieben,
unddie,postetpropterCasablanca-TschirschkyundMannesmann«
Schoen, nichtzu begründen wäre. Noch weniger ein Schweigegeld;
eins, dessen Summe und Münzzeichen England bestimmt hätte,
müßte uns wie Schande brennen. Neue Tropenlandfetzen brau-
chen wir nicht; werden mit den altennicht fertig und sehen in deren
räumlich größtemTheil nur Kompensationen für denBegünstiger
deutscher Zukunft. Offenen Krieg können wir wagen; nicht, ohne
uns zur Feldschlacht zu stellen, durch lästige Nöthigung Scheinpro-
fite erpressen.WederKaisergelübde verschachern noch für ein Trink-
geld diegesternalsunantastbarvertheidigteAlgesirasaktezerfetzen.
Der grausamste Eroberer wird gehaßt; der sanfteste Erpresser ver-
achtet. BelgischeAfrikaner haben dem allzu berühmten Schwaben
den SpitznamenRaisuli gegeben; den Namen des braunenRäu«
bers.der denKaidMacleanimToneinesFreundes in seintzaus
lud, da als Gefangenen hielt und erst gegen Lösegeld freiließ.Kider-
len- Cambon, sagen sie; Kissingen-Agadir. Sie müssen irren. Kanz-
ler und Staatssekretär haben Kompensationen herausgekitzelt.um,
nach dem frechen londoner Einspruch, zu zeigen, daß die Republik
über ihre Regreßpflicht anders als England denke; werden das
Lösegeld morgen aber artig ablehnen. Thäten sies nicht, so würde
dasReich entehrt; und jedenAbgeordneten, der zu solchemWerk
seine Stimme prostituirte, würden entschlossene Männer bis in den
dunkelsten SchlupfwinkelseinesWahlkreisesverfolgen.IstFrank«
reich im Recht, so hat es uns nichts zu zahlen; handelt es wider-
rechtlich, so kann keine Summe uns die Pflicht zu der in Choral-
tönen verheißenen Rechtswahrung abkaufen. Heißt die Spötter
schweigen! Niemals wird,niemals kann einDeutscherKaiser, das
Haupt eines deutschenBundesstaates einem Vertrag zustimmen,
der dem Deutschen Reich den Sündenlohn sechsjähriger Heuche«
lei,den schmählichen Zins zweimonatigerNöthigung brächte.Was
also ist im Ehrenkleid aus dem Handel zu erlangen? Alles (An-
erkennung des frankfurter Friedensvertrages und des deutschen
Rechtes auf vernünftige Expansion), wenn dasReich sich noch zu
dem Entschluß aufrafft, für Lebensgewinn das Leben einzusetzen;
nichts (Rückzug auf den in der Panthernote versprochenen, nun
gesicherten Schutz deutscher Sus-Siedler), wenn es die Sehn-
sucht entblößt, um jeden Preis sich des Friedens zu freuen.

Oesterreichisches, allzu Oesterreichisches.

eingewurzeltes, durch ein bekanntes Dichterwort genährtes Vorurtheil behauptet, daß der Oesterreicher ein Vaterland hat, das er liebt und auch Arsache hat, zu lieben. Das war bis vor ein paar Monaten die landläufige Meinung, die plötzlich durch den k.und k. Reichskriegsminister einen argen Stoß erlitt. Dieser Sol- bat stellte den österreichischen Patriotismus aus neue Grundlagen. Für einen Kriegsminister, der in Parlamentsreden zum größten Theile von hurrapatriotischen Phrasen lebt, eine sicher ungewöhn- liche Leistung, die mo,n nur verstehen kann, wenn man über den Begriff „Oesterreich" ins Klare gekommen ist. Was freilich ein sehr schwieriges Beginnen ist, weil es heute offiziell gar kein Oesterreich giebt, sondern nur „im Reichsrathe vertretene Königreiche und Län- der". (Wie absolutistische Nörgler behaupten: sehr schlecht vertre- tene Königreiche und Länder.) Mit dieser Thatsache scheint nun auch der k. und k. Reichskriegsminister gerechnet zu haben, als er in einer Rede Grillparzer zu „aktualisiren" suchte. In Dessen Ge- dicht „An Radetzky" steht der Vers: „In Deinem Lager ist Oester- reich." Freiherr von Schönaich behauptete nun mit einer Miene, die darauf schließen ließ, daß der Sprecher von dem Poeten aus- drücklich zu seiner Behauptung ermächtigt sei, daßGrillparzer heute sagen würde: „In Deinem Lager ist Oesterreich-Ungarn." Man hat diese „politische" Auswechselung eines Dichterwortes nicht ernsthaft genug beachtet und leider auch nicht laut genug belacht. Erstens, weil man bei uns in der Delegation gehaltene Reden sehr wenig liest (im Ausland hoffentlich noch weniger); zweitens, weil in dem Gewirr von Ziffern, die ein Kriegsminister vorzutragen und zu be- schönigen hat, die Censurirung eines Dichterwortes sehr leicht über- hört werden kann.

Nun sollte man mit dem Baron Schönaich wegen seiner un- erfreulichen Tendenzkritik nicht allzu peinlich rechten. Was thut sin Kriegsminister, der in Bewilligungnöthen ist, nicht, um seine Wrer zu erfreuen? Dieser Zweck heiligt alle Mittel. Nur muß Einem vor den FolgensolchesBeginnens grauen.^Wennalleunserem Oesterreich freundlichen Dichtercitate den Kantönlibedürfnissen der Nationen, die dieses Oesterreich bewohnen, angepaßt werden, dann haben wir Veuterkünste zu erwarten, die das Aergste für die Schullefebücher erwarten lassen. Denn diese müssen ja immer als die ersten an ver- änderte politische Situationen glauben. Die Czechen haben seit Iahren die Aechtung des grillparzerischen „Otokar" durchgesetzt; die Italiener dursten im letzten Sommer unseres Mißvergnügens die

Beseitigung einer kinematographischen Darstellung der Schlacht bei
Lissa bejubeln (wahrscheinlich, weil wir uns nachträglich dieses
größten Seesieges schämen); und in nächster Zeit werden gewiß hie
Polen ungestüm gegen Lenaus „Polenslüchtling" toben. Dichter-
verbesserungen ist damit Thür und Thor geöffnet und man kann
gespannt abwarten, wie sich diese neuste Phase der k. k. Poesie ge-
stalten werde und welche Dichter dafür büßen müssen, daß sie sich
vermessen haben, Aeußerungen laut werden zu lassen, die dem
Augenblicksbedürfniß der österreichischen Politik nicht entsprechen.
Bisher hat man alle poetischen Produkte bei uns nur auf ihren
sittlichen Gehalt hin exorzisirt; welche Aussichten öffnen sich, wenn"
nun auch die Politik allerlei Verbesserungskünste erprobt!
Für Oesterreich dichten, ist schwer. Noch schwerer manchmal,
in Oesterreich eine Universität zu finden, die man mit Nutzen be-
suchen kann. Nicht nur, weil alle mehr und mehr klerikalisirt wer-
den, was nicht nach Iedermanns Geschmack ist. Die Nationen, die
universitätreif sind, haben zu wenige oder gar keine Hochschulen;
und andere trachten wieder danach, eine Universität zu bekommen,
ohne daß sie bisher eine geistige Entwickelung erwiesen haben, die
einer Hochschule bedarf. Die Ruthenen und Slovenen brauchen,
nach ihrer Betheuerung, Universitäten, die Rumänen wenigstens
ein paar Lehrstühle. Gewiß nicht wegen der Pflege der Wissen-
schaft, sondern nur, um ein paar Landsleute zu versorgen. Beson-
ders grotesk sind Universitätwünsche der Slovenen, die noch kein
Obergymnasium haben und es auch nicht haben können, weil sie
ihre Sprache erst ausbauen und ihnen die Grundlage einer wissen-
schaftlichen Terminologie gänzlich fehlt. Die lieben Slovenen, die
ihre Existenz überhaupt nur der verkehrten slavisirenden Politik
des Grafen Taaffe danken, sind sehr zufrieden, daß ihre Iünglinge
an den deutschen Gymnasien stndiren, und nie hört man den Wunsch
nach einem slovenischen Obergymnasium. Aber eine Universität
wollen sie. Die Czechen, deren prager Universität sie mit sloveni-
schen Dozenten beglücken wollten, haben ihnen sehr energisch abge-
winkt, eben so' die Polen; aber unsere biederen Krainer lassen sich
nicht einschüchtern und man kann damit rechnen, daß sie, wenn
irgendeine schwierige politische Situation in Sicht kommt, als Ret-
ter des „Staates" auftreten und dafür eine Universität verlangen
und erhalten werden. Man soll sie ihnen gönnen. Schließlich wol-
len ja auch die Witzblätter leben; und die flovenische Universität
wird ihnen überreichlichen Stoff bieten.
Eine andere österreichische Universitütfrage ist endlich beant-
wortet worden. Die Italiener, die nnter österreichischer Herrschaft
leben, bekommen eine juridische Fakultät. „Bekommen" ist zu we-

nig und zu viel gesagt. Sie haben sie nämlich gehabt, bis vor sechs
Iahren ihretwegen eine kleine Revolverschießerei zwischen deutschen
und italienischen Studenten entstand, wobei es einen Toten und
mehrere Verwundete gab. Ietzt, nach sechs Iahren, bekommen die
Italiener besagte Fakultät wieder und Alles freut sich: der Paria«
mentarismus ist bei uns wieder einmal gerettet.
Die Italiener hatten bis 1905 in Innsbruck eine Rechts-
fakultät. Das war vernünstig, weil es sehr viele Studenten ita-
lienischer Zunge giebt, die später einmal unter ihren Landsleuten
in Südtirol, Istrien, Trieft, Dalmatien Recht sprechen wollen. Sie
Italienische Fakultät war ein Anhängsel der deutschen innsbrucker
Universität, hatte aber ihre eigenen Professoren. Eines Tages er«
scholl in Innsbruck der Ruf: Italiener hinaus! Innsbruck sah sein
Deutschthum bedroht, woran die drei oder vier Professoren und die
fünszig Studenten schuld sein sollten. Wer damals Recht oder An-
recht hatte, ist gleichgiltig. Auch die Italiener schrien nun: Hinaus
mit uns! Wir wollen längst in eine italienische Stadt; die Fakul-
tät muß nach Trieft. Die arme Regirung, die durch die Erfüllung
des von beiden Seiten stürmisch geäußerten Wunsches, die Fakultät
aus Innsbruck zu verlegen, beide Theile erfreut hätte, war in höch-
ster Verlegenheit, weil es österreichischer Regirungskunst strikt wi-
derspricht, verständige Wünsche zu befriedigen. Außerdem durfte
sie die Fakultät nicht nach Trieft verlegen, weil der Generalftab da-
gegen war. Trieft gilt als nicht ganz verläßlicher Boden, die dor-
tigen Irredentisten gelten als unsichere Kantonisten, eine Universi-
tät könnte den Italianismus stärken. Nun wollte man die Fakultät
nach Südtirol schieben, was wieder die Italiener verschmähten, weil
sie, mit Recht, erklärten, eine kleine Stadt eigne sich nicht für eine
Universität, die wissenschaftliche Arbeit ermöglichen solle. Da ver-
fiel die Regirung (es war dieKoerbers) auf ein ihr schlau scheinen-
des Auskunstmittel: sie verlegte die Fakultät nach Wilten, einer
Vorstadt Innsbrucks. Aber der Kniff zog nicht. Deutsche und Ita-
liener schossen auf einander, demolirten das der Fakultät einge-
räumte Gebäude: und nun stellte die Italienische Rechtsfakultät
ihren Betrieb ein. Für sechs Iahre. Professoren und Studenten
blieben so lange obdachlos, der Staat zahlte den Professoren, die
nicht lehren durften, ihren Lohn und die Studenten krawallirten
während der ganzen Zeit für die Wiederöffnung ihrer Universität.
Nun muß Etwas geschehen, dachte die k. k. Regirung; und
brachte einen Gesetzentwurf ein, der vorschrieb, daß die noch immer
bestehende Fakultät auch zu arbeiten habe. Man einigte sich auf
den Standort Wien, womit Deutsche und Italiener fürs Erste ein-
verstanden waren. Aber jetzt wollten die Slovenen nicht. Zwar

ging sie nicht an, ob und wo die Italiener ihre Fakultät hatten, aber sie wollten nicht; und wenn in Oesterreich eine von den acht Nationen nicht will, dann geschieht eben nichts. Zwei Jahre lang obstruirten die Slovenen das österreichische Parlament, das während dieser ganzen Zeit kein vernünftiges Gesetz (außer dem Etat) beschließen durfte; nur, damit die Italiener ihre Fakultät nicht bekämen. Man muh nämlich wissen, daß Slovenen und Italiener irgendwo im Süden der Monarchie politische Gegner sind. Das ist bei uns ein Grund, daß, eine Nation der anderen die Universität nicht „gönnt". Alljährlich mußten ein paar Minister ihr schuldloses Dasein lassen, die italienischen Professoren lebten auf österreichische Kosten irgendwo, in Florenz oder Mailand, sehr vergnügt, die italienischen Studenten schössen in jedem Semester in Wien und Graz einige deutsche Kommilitonen an. Da, endlich, hatten die Slovenen ein Einsehen. Ueber Nacht kam es. Niemand weiß noch, warum. Sie ließen die Fakultätvorlage durchgehen. Die Regirung war gerettet. Die Italiener dürfen ihre Richter und Advokaten wieder von einer eigenen Fakultät bekommen. Alles athmet auf... Nein: jetzt beginnt erst ein neues Kapitel. Das große österreichische Mißtrauen regt sich. Warum haben die Slovenen plötzlich ihre Obstruktion aufgegeben, fragen die sieben anderen Nationen; welche Konzession hat ihnen die Regirung dafür gemacht? Die Regirung versichert zwar, sie habe nichts versprochen; aber unsere Parteien sind im Mißtrauen zu befangen, als daß sie solchen Versicherungen glauben könnten. Und so kann vielleicht in kurzer Zeit eine neue Obstruktion in unser Parlament einziehen, weil überall Mißtrauen herrscht; und wenn eben Mißtrauen herrscht...
Ist all Das nicht unsagbar lächerlich? Hat es mit ernsthafter Politik irgendwas gemein? Und noch lächerlicher erscheint das Spiel Dem, der sich den Wortführer der Slovenen angesehen hat. Das ist ein Herr Gostincar, der Kanzleidiener einer Sparkasse in Idria, im schwarzen, finsteren, unwegsamen Krain. Won dem Mann steht fest, daß er noch vor vier Iahren die Bureaux fegen mußte, und nun, nachdem er durch die Dummheit krainischer Bauern „Abgeordneter" geworden ist, hält er sich für berufen, die Eröffnung einer Universität zu hindern. Was ihm seine Bauern gesagt haben, als er ihnen das Heldenstück erzählte, weiß man zwar nicht, aber glauben darf man, daß sie sehr verdutzt aussahen, als er vor ihnen zum ersten Mal das Wort Universität aussprach.
Uebrigens schafft diese Beantwortung der italienischen Universitätfrage nur ein Provisorium. Für Wien ^ls Standort schwärmen weder die Deutschen noch die Italiener. Die Fakultät darf in Wien nur bis ins Iahr 191S bleiben. Man kann sich also freudig

darauf gefaßt machen, daß in vier Fahren die selben Geschichten
von vorn anfangen, die jetzt so lächerlich geendet haben. Uebrigens
kann es auch anders kommen; ein altes österreichisches Sprichwort
sagt nämlich, daß bei uns nur Provisorien Definitiva sind. Mög-
lich ist also immerhin, daß die Italienische Fakultät in Wien bleibt.
Wenn sie nämlich überhaupt jemals dahin kommt. Was, trotz der
Annahme des Gesetzes, noch recht ungewiß ist. Denn inzwischen
hatten wieder einmal die Czechen den Reichsrath zertrümmert und
damitwar vorläufig dieItalienische Fakultätbegraben. Wie lange?
Vielleicht bis zu dem Tag, da die Begriffe der Scham und der
Schande Gemeingut der Völker des alten Oesterreich geworden sein
werden. Der Staatsmann, der sie dazu erziehen könnte, hätte das
österreichische Problem, dieses verwickeltste und verknotetste aller
überhaupt denkbaren Probleme, endlich und endgiltig gelöst.
Wien. Professor Dr. Friedrich Hirth.

Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Iugendjahren
eingesogene (um nicht zu sagen: angeborene) Gewöhnungen in dem
übrigen Leben unauslöschliche Wirkungen. Wie erschüttert und auf-
gerührt von den mannichfachsten Eindrücken des äußeren Lebens, von
den inneren Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher Goethe
und Schiller, jung und freudig, ihre Schwingen entfalteten nnd ein-
por hoben! Unser darauf gefolgtes Geschlecht, wahr ists, hat schwerere
und größere Tage gesehen; wir waren gebeugt unter Feindes Ioch und
das Starke ging wieder frei daraus hervor. Damals, im zweiten Theil
des Iahrhunderts, lehnten alle Gemüther noch sorglos auf schwanken-
der Decke der Erwartungen, auf fluchender See heißer, unsicher«
Wünsche; noch unverhallt war der Iubel, daß Preußens großer König
die Uebermüthigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigeneKraft
lebendig behauptet hatte. Dann trat die Befreiung Amerikas dazwi-
schen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher be-
gann der Donner seiner Umwälzungen zu rollen. In der Literatur
war auf den enthusiastischen klopstockischen Zeitraum, der unserer Sprache
Adel und Selbstvertrauen eingehaucht, doch mit dem Erhabenen zu
verschwenderisch Haus gehalten hatte, Lessings tiefere Einwirkung ge-
folgt. vor der eine Schaar von verjährten Irrthümern die Segel strei-
chen mußte. Die geistige Unabhängigkeit des Volks war von Grund
aus neu gefestigt, auf die Lauterkeit des klassischen Studiums und zu-
gleich auf das heimische Alterthum gedrungen, wenn auch nicht mit zu-
reichenden Mitteln. Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die Verbeut-
schung Homers, die Entdeckung Ossians steigerte und verbreitete auf
Weg und Steg einen überströmenden Wechsel aller Eindrücke, Kants
männlich-strenge Philosophie fing an, die empfängliche Iugend auch
wieder abzutrocknen und ernst zu stimmen. (Iakob Grimm.)

Erinnerung an Van Gogh.*)
breit von Gestalt als lang, den Rücken leicht gebogen durch
die schlechte Gewohnheit, den Kopf hängen zu lassen, das roth-
blonde Haar kurz geschnitten unter einem Strohhut, der ein seltsames
Gesicht beschattete: gar kein Iungengesicht. Die Stirn schon leicht ge-
runzelt, die Augenbrauen über der weit ausgebauten Stirn in tiefem
Nachdenken zusammengezogen, klein und tiefliegend die Augen, bald
blau, bald wieder grünlich, je nach den wechselnden Eindrücken. Bei
so unschönem, ungelenkigem Aeußeren hatte er doch etwas Merkwür-
diges durch den unverkennbaren Ausdruck innerlicher Tiefe. Bruder
und Schwestern waren ihm fremd; sich selbst und seiner eigenen Iu-
gend stand er wie etwas Fremdem gegenüber. Noch kaum erwachsen,
war das Genie doch schon lebendig in ihm, noch unbewußt ihm selbst,
wie ein Kind nicht versteht, was seine Mutter ist, und doch beim Hören
ihrer Stimme Alles weiß. So war Vincent van Gogh.

Er wußte alle Plätze, wo seltene Blumen wuchsen. Das Dorf mit
seinen geraden Straßen und spießbürgerlichen Häuschen, aus denen
alte Betschwestern mit Brillen auf der Nase den Vorübergehenden über
die Gardinchen nachguckten, vermied er. Seit das früher ansehnliche
Dorf keine Haltestelle für die Post mehr war, lag es wie tot und aus-
gestorben da. Durch Holz und Steg wanderte er drauflos, entdeckte

*) Kleine Kostproben aus dem (bei R. Piper S Co. in München
erscheinenden) Buch »Persönliche Erinnerungen an Vincent van Gogh"
von Elisabeth Huberta du Quesne-van Gogh, der Schwester des Ma-
lers. Das Buch bringt, in schlichtester Darstellung, viele Einzelheiten,
die uns den Künstler erst richtig sehen lehren. Und daß man ihn richtig
sehen lerne, ist nachgerade nöthig. Allzu oft ist er thöricht gelobt, noch
öfter mit nichtswürdiger Gehässigkeit (jedes andere Wort klänge wie
der Versuch einer Beschönigung) getadelt, geschimpft worden. Er hat
ganz Schlechtes gemalt, klägliche Stümpereien, aber auch Wunder-
volles, das nur einem reinen, kindhaft starken Genie gelingen konnte.
Und was er schuf, hatte er aus seiner Seele, nur aus seiner persönlichen
Vision geholt; Alles. Gelernt hat er fast 'nichts. Die paar Aufrütte-
lungen, die ihm aus der französischen Kunst kamen, sind nicht Dem zu
vergleichen, was anderen Künstlern die Schule, die Arbeit im Meister-
atelier giebt. Wie dumm ists, dieses germanische Ingenium, diesen ech-
ten Niederländer immer den Franzosen und Französlingen zuzuzäh-
len! Wie erbärmlich, das Bild dieses seelisch zarten, Physisch kranken
Menschen Denen, die ihn nicht kennen, als Vogelscheuche hinzustellen!
Die Kunstgeschichte zeigt dem Betrachter kaum noch eine Gestalt, deren
Anblick so zu rühren vermöchte. Was aus Diesem geworden wäre, wenn
er noch zwanzig Iahre, noch zehn nur gelebt hätte, ist nicht zu er-
messen. Er sah, wie Keiner je vor ihm gesehen hatte. Und bleibt Iedem,
der ihn empfunden hat, als die Urform des Malergenies unvergeßlich.

jedesmal irgendeinen überraschenden Ausblick und beobachtete Thiere
und Vögel in ihrem Treiben. Von den Vögeln namentlich wußte er.
genau, wo jeder von ihnen nistete und hauste; und hatte er ein Ler-
chenpaar ins hohe Roggenfeld niederfliegen sehen, so verstand er, dem
Nest sich zu nähern, ohne die umherstehenden Halme zu knicken oder
nur im Geringsten zu beschädigen. Mit tausend Stimmen sprach die
Natur zu ihm und seine Seele lauschte; mehr aber als zu lauschen ver-
mochte er noch nicht. (Keine Zeichnung ist aus dieser Zeit erhalten.)
War daheim die Familie vertraulich beisammen: er hatte immer
die Einsamkeit gesucht, hatte sich aller Gesellschaft entzogen, trotz der
Verstimmung seiner Eltern über dieses wunderliche Benehmen. Als
er, nach einem pariser Aufenthalt von erst wenigen Monaten, einen
Theil des empfangenen Gehaltes als Weihnachtgeschenk für seine Brü-
der und Schwestern nach Haus schickte (was zur Genüge beweist, das;
seine Entfremdung von ihnen nicht einem Widerwillen entsprungen
war, sondern wohl einer gewissen Unfähigkeit, den Anderen zu Liebe
einmal aus sich herauszugehen), kam, zugleich mit diesem für seine
Familie so erfreulichen Freundschaftzeichen, an die Eltern ein Schrei-
Ken, das besagte, ihres Sohnes Leistungen seien im Anfang, im Haag
und in Brüssel, ziemlich befriedigend gewesen, jetzt aber bedrohe seine
Zurückgezogenheit, Unbeholfenheit, oft sogar Lästigkeit im Verkehr
seine Zukunft im Kunsthandel mit ernster Schwierigkeit. Charakter-
eigenthümlichkeiten dieser Art seien namentlich für das verfeinerte
pariser Publikum unerträglich, besonders für Damen, die, überzeugt
von ihrem Kunstverständnis, nicht wünschten, von diesem „rustrs Kol-
IsuSsis" (wie sie ihn nannten) zur Rede gestellt zu werden. Beständen
(so sagte der Briefschreiber) nicht die Beziehungen seiner Familie zu
einem der Chefs, so hätte man ihn schon längst weggeschickt. Ietzt solle
er ins Haus Goupil in London versetzt werden. Vielleicht entspreche der
englische Charakter mehr dem seinen. Dieser Bericht war wie ein Schlag
aus heiterem Himmel für die Eltern^ die, obwohl nicht blind für die
Eigenart ihres Aeltesten, doch zu sehr gewohnt waren, ihn loben zu
hören, und nur schwer sich vorstellen konnten, daß er im Stande sei,
auf so rücksichtlose Weise seine Zukunft zu zerstören. Ihre Betrübnitz
war groß, als ihr Sohn ihnen sechs Wochen später in einem Briefe
mittheilte, er habe feine Entlassung erhalten, und zwar für immer.
In einem Wortstreit mit seinem Chef hatte er äußerst deutlich die
Meinung ausgesprochen, Handel sei Gewinnsucht und Gewinnsucht
anständiger (Das heißt: nicht verbotener) Diebstahl.
... Sonntags besuchte er sechs bis sieben Kirchen und Zusammen-
künfte; selbst in die Synagoge lief er: er wollte die israelitische Lehre,
die Grundlage der christlichen Prinzipien, auch in ihrem Gottesdienst
kennen lernen. Wie sehr sein Nervensystem überreizt war, beweist, daß
er einmal in den Kollektenbeutel seine silberne Uhr, ein anderes Mal
feine Handschuhe warf; die Uhr trug Monogramm und Namen und
wurde in die Wohnung des Oheims zurückgebracht. Die vielen Briefe,
die er nach Haus schrieb (manchmal kamen an einem Tage zwei an),

ließen die Eltern den Kopf schütteln; und kam die Post zu kurz vorm
Schlafengehen an, so brachten seine Briefe sie gewöhnlich um die Nacht«
ruhe. Eine bittere Enttäuschung war es, als er ihnen, gerade als seine
Studien auf der Akademie beginnen sollten, mittheilte, er fühle sich
berufen, ohne weiteren Verzug das Evangelium zu predigen. Christus
selbst habe ihm das Vorbild gegeben. Auch er war einst bei Pharisäern
und Sadduzäern in der Schule gewesen; so hatten es die Iünger und
die Apostel gethan.

In England hatte er viel von der Mission unter den Minen-
arbeitern gehört. Eins der Werke von Dickens hatte in hohem Matze
seine Theilnahme für das meist im Dunkeln und in Gefahr arbeitende
Volk erregt. Beim Lesen dieses Buches hatte sein mitfühlendes Herz
sich für diese Bedauernswerthen erwärmt. Bald nachdem er sich an-
geboten hatte, sah er sich nach dem Borinage ausgeschickt, der bekannten
Grubengegend in Belgien mit den ausgedehnten Steinkohlenlagern,
wo das Vedürfn,iß nach dem Evangelium groß war. Eine kleine höl-
zerne Kirche hatte man noch nicht stiften können, dazu fehlten die Mit-
tel; aber ein geräumiger Saal oder eine Scheune war zu schaffen.
Widerwillig fügten sich die Eltern in diesen Plan, der ihren Ab-
sichten, den Sohn in einer einigermaßen befriedigenden Stellung zu,
sehen, durchaus widersprach. Der gute Zweck war aber schließlich nicht
zu verkennen. Daß die Eltern seinetwegen inzwischen drückende Geld-
sorgen auf sich genommen hatten: daran dachte er nie, obwohl er ge-
rade um diese Zeit in seinem Vater sein Ideal erblickte.

.. .DieBildervonMaris,mitihrerFrischeundSicherheitdesersten
Angriffes, interessirten ihn besonders; auch Gabriel, De Bock, Poggen-
beek und Israels, Aller Meister. Sicher lernte der junge Künstler von
ihnen. Nachgeahmt aber hat er nicht Einem; er hielt sich außerhalb
ihrer Sphäre, und als Mauve ihm einmal rieth, nach Gips zu zeich-
nen, und in seinem Atelier eine Figur in günstiger Beleuchtung auf-
gestellt hatte, warf er sie, auf die Gefahr hin,, sie zu zerbrechen, um und
verschwand aus dem Atelier. Natürlich machte der Vorfall der Freund-
schaft ein Ende; denn Mauve, der außerdem sehr leicht erregbar war,
hatte nach solchem Benehmen genug von ihm. Vincent selbst faßte die-
sen Vorfall als einen famosen Witz auf, und so oft er darauf zu spre-
chen kam, lachte er wie ein Gassenjunge nach einem geglückten Streich.
Doch blieb seine Bewunderung für Mauve, so befremdend es auch
scheinen mag, immer gleich groß; nur fürchtete er jeden Einsluß auf
sich selbst, jede Nachahmung, jede Anlehnung an Andere. Deshalb
verließ er auch Amsterdam. Er wollte keiner Schule gehorchen.

Daß seine Sachen dazu verdammt waren, im Kunsthandel unver-
käuflich zu sein, störte ihn nicht im Geringsten. Daß ein bekannter
Kunstkäufer ein Blumenstück seiner Hand selbst umsonst, nur unter der
Bedingung, es aufzuhängen, nicht annehmen wollte: er lachte darüber.
Seine Kunst hob ihn mit Adlerschwingen über die Kleinlichkeit der
Welt, und hätte man ihm vorgeworfen, in seinem Alter noch nicht ein-
mal für sich selbst sorgen zu können, so würde er sicher geantwortet

haben wie der Eine, dem Keiner zu vergleichen ist, als seine Eltern ihn, den Zwölfjährigen, inmitten der Schriftgelehrten fanden und ihm vorwarfen, ihnen entlaufen zu sein: „Wißt Ihr nicht, daß ich sein mutz in Dem, was meines Vaters ist?"

Nachlässig gekleidet, im blauen, Kittel vlämischer Bauern, das Haar kurz, der Bart rostbraun und struppig, die Augen oft entzündet und roth vom Anstarren irgendeines Gegenstandes in der Sonne, den Hut mit der weichen Krämpe tief in die Augen gedrückt: so sah er nun aus; man würde ihn nicht für den älteren Bruder seiner Geschwister gehalten haben, um die er sich wenig kümmerte. Daran war mehr die Verschiedenheit der Lebensweise als etwa Antipathie schuld. An den gemeinsamen Mahlzeiten nahm er auf eine sonderbare Weise Theil; er setzte sich in eine Ecke des Zimmers, seinen Teller auf den Knien und vor sich, in einigem Abstand, auf einem Stuhl ein noch nasses Bild; mit einer Hand beschattete er die halb geschlossenen Augen, mit der anderen führte er Gabel und Löffel an den Mund; sein Brot schnitt er selbst und in dicke Stücke; auch mit Kaffee und Thee bediente er sich selbst; von Kindheit an war er gewohnt, sein Brot trocken zu essen. Abwesend, in seine Arbeit vertieft, wußte er kaum, was er genoß, war nur darauf bedacht, mit größter Genauigkeit „die eine Farbe der anderen gegenüber zu stellen", „die Farben gegen einander abzuwiegen".

In der Wohnung des Küsters der Katholischen Kirche hatte er sein Atelier: ein geräumiges längliches Zimmer, das früher der Bet- und Strickschule gedient hatte. Ein paar noch feuchte Bilder standen dort herum, da er immer mehr als eins unter den Händen hatte; Kohle-Zeichnungen waren an den Wänden befestigt, auch ein paar Figuren-Zeichnungen aus der Serie, die er im Haag bearbeitet und mit Gestalten eigener Erfindung bereichert hatte. In einer Ecke des Ateliers stand ein eingegangener Baum, der, vom Sturm gefällt, verdorrt war. Er war etwas verschnitten und in einen Napf mit Erd» gestellt. Der Wipfel trug viele Vogelnester, die der Maler auf seinen Streifereien durch die Wälder gesammelt hatte; wenn die Vögel ausgeflogen waren, hatte er sich die Nester genommen. Da hing das trichterförmige Nest des Zaunkönigs, das moosige der Finken, die simple Behausung von Spatz, Star und Krammetsvogel, eins von der Nachtigal, das weniger kunstvoll als alle anderen gebaut ist, auch ein schneeweißes, wolliges Nest eines Wiele-Waal, das aus Sumpfgras geflochten und innen ganz und gar aus weißenDaunenfedern war; wunderlich steckte in einer Gabel der dürren Baumkrone das Nestchen der Uferschwalbe, aus Grashalmen und mit einem Boden aus Lehm, endlich ein paar Nester von tief nistenden Vögeln, die unten rings um den Stamm gestellt waren. Gern hätte er das Nest eines kleinen Bartschfisches besessen, das in der Hauptsache aus Fischgräten zusammengestellt ist; so eins war aber nicht leicht zu finden, wie viel Mühe er und sein jüngerer Bruder, noch ein Schulbub, sich auch darum gaben. Der Bub hatte großes Interesse für die Sammlung. Diese Theilnahme verband die Brüder. Denn viel lieber als aus seinen Schulbüchern ließ er sich

von seinem Bruder über die Eigenthümlichkeiten des meist in grünen
Zweigen versteckten Vogellebens belehren.
Holzauktionen sind in den Dörfern Brabants oft ein sehr reiz-
volles Bild. Holz in lockeren Reisigbündeln gehäuft, verlockend für die
Augen der Bäcker, rundgehackte Buchenblöcke mit hell- und dunkel-
gelben Ringen am Schnitt, Stapel von unlängst gefällten Eichen-
stämmen und hin und her laufende Bäuerlein in blauen Kitteln und
blankgescheuerten Holzschuhen. Das Weiß und Blau sticht hell vom
Schmutziggrau und Braun der Straße ab, von dem Holz und den ent-
laubten Bäumen, die kerzengerade am Straßenrand stehen. Das Alles
sah an einem frühen Morgen Vincents Malerauge. Großer Schrecken!
Er hatte keine Farben mehr; gerade waren sie ausgegangen. Er er-
wartete sie zusammen mit Leinwand. Einen Augenblick überlegt:
schnell einen Bogen Aquarellpapier, aus Mutters Küche Waschbläue
und Kaffeesatz geholt, und um elf Uhr schon daheim mit einem Aqua-
rell, das sämmtliche braunen und blauen, auch die neutralen Töne
enthielt: trotz dem mangelhaften Material meisterhaft vollendet. Der
Eindruck der nebelgrauen Dorfstraße, die Holzstapel, die handelnden
Bäuerlein: Alles ganz meisterlich wahr wiedergegeben.
... „Sterben ist schwer, aber leben noch schwerer": so hatte Vin-
cent am Totenbett seines Vaters gesprochen. Schwer waren für ihn die
Monate vor dem plötzlichen Tode gewesen. Er hatte in diesem Ort
gearbeitet; hatte zu viel gearbeitet. Ueberanstrengung machte ihm schlaf-
lose Nächte. Stunden lang hörte man ihn hin und her gehen, ehe er
sich zur Ruhe legte.
Sein Atelier hatte er aufgeben müssen. Es wurde vom Haus-
herrn zu anderen Zwecken gebraucht. Ein Waschzimmerchen im Erdge-
schoß des Hauses seiner Eltern mußte aushelfen. Das war natürlich kein
sonderlich geeigneter Raum. Das Familienleben, an dem er sonst nicht
theilnahm, mit dem er abe? durch diese Ortsveränderung mehr in Be-
rührung kam, bedrückte ihn. Der Unterschied der Anschauungen ent-
lockte ihm bittere Bemerkungen, die von den Hausgenossen sehr der-
schieden aufgenommen wurden. Ueberall war irgendetwas, das ihn be-
unruhigte, das ihn „agacirte", mit dem französischen Wort ausge-
drückt, das halb Verstimmung, halb Verbitterung bedeutet. Verstim-
mung namentlich spricht aus der Zeichnung, die er in dieser Zeit ge-
macht hat; sie stellt die Hinterseite der elterlichen Wohnung mit dem
dort gelegenen Blumengarten dar. Aus dem altmodischen, ein Wenig
auf die Seite gesunkenen Gebäude, aus dem wohlgepflegten, freund-
lich angelegten Garten hatte er ein Gespensterhaus gemacht: mitten im
wilden Gras, umgeben von Bäumen, die der Wind zur Seite peitschte,
und mit Gestalten, von denen man nicht weiß, wer sie sind, noch, was
sie treiben. Meisterhaft ist diese Zeichnung, sehr fein in Schwarz und
Weiß, wie ein Steindruck, gearbeitet. Doch Alles, was in dieser Um-
gebung umherspukt, war von seinem Geist, seiner Unruhe, seinem
hastenden Schaffensdrang durchdrungen: beängstigend anzuschauen,
Elisabeth du Quesne-van Gogh,

Fremdwörter.

I. Ingenieur Ioseph Reindl schreibt aus Schöneberg (gegen
einen am zwanzigsten Mai hier veröffentlichten Brief, der sich
Wider die Fremdwörterhetze wandte und den allzu hitzigen Sprachrei-
nigern zurief: „Eine würdige Sache verfechtet Ihr; nur mit Verstande,
Vitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird"):
„Auch ich muß Ihnen ein deutsches Leid klagen,, verehrter Herr
Harden. Das alte Leid, daß so viele Deutsche ihre Sprache und ihr
Wesen zwar lieben, dabei aber fremdes doch immer wieder vorziehen.
Bitte, hören Sie noch nicht auf, zu lesen; ich will gewiß nicht das be-
kannte Hohe Lied vom reichen Wortschatz unserer Sprache, von der
Kraft und dem Adel deutschen Wortes singen; ich will das Liebäugeln
mit fremden Ausdrücken durchaus nicht als Hochverrath darstellen.
Ich will nur einmal das Ding von der anderen Seite betrachten. Nicht
mit teutonischem Gefühl, sondern ganz nüchtern als Zeitgenosse, dessen
Muttersprache ohne sein Verschulden die deutsche ist und der in Deutsch-
land lebt und daher gezwungen ist, sehr viel deutsch zu lesen und zu
sprechen. Ich will mir Mühe geben, nicht abzuschweifen und nur Das
von der anderen Seite zu betrachten, was der Schreiber des ersten
Briefes von der einen Seite betrachtet hat. Zunächst möchte ich der Be-
hauptung widersprechen, daß heute lateinische und griechische Kultur
und Literatur weniger gewürdigt werde als in der Zeit Goethes und
Schillers. Aus der größeren Zahl der Bildungstätten und aus dem
stets zunehmenden Besuch der höheren Lehranstalten darf man schlie-
ßen, daß heute die Zahl der klassisch Gebildeten viel größer ist und daß
seit der Verfeinerung des Empfindens bei wirklich Gebildeten der Sinn
für lateinische und griechische Hochkultur vielleicht mehr verinnerlicht
wurde, aber nicht abgenommen hat und wohl auch kaum abnehmen
wird. Da kann also nicht die Ursache sein, die treibt, Fremdwörter zu
vermeiden, wo die deutsche Sprache zum Ausdruck genügt. Der sprach-
gewandte Gebildete wird wirklich vor einem Fremdwort nicht von der
„kalten Angst" befallen werden; und er wird zwischen guter und schlech-
ter Verdeutschung wohl zu unterscheiden wissen. Mein lieber Leid-
klagender, hast Du denn schon in den Landgasthäusern, die sich so stolz
‚Hotel' nennen, die Speisenkarten studirt und Dein ‚Menu° mit ‚Bul-
lion' begonnen und mit ‚Kremglase ozitron' (Orsms ZIs<:ss su «itron)
beendet? Säume nicht, es zu thun. Aber auch die Speisekarte unserer
ersten Hotels wimmelt von fremdsprachlichen Fehlern; die Gerichte
tragen meist französische Phantasienamen, bei denen man sich wirklich
nichts denken kann. Gewagt erscheint es, die Ansicht zu vertreten, man
wolle die Fremdwörter nur verbannen, weil sie dem weniger Gebilde-
ten sprachliche Fallen stellen. Gewagt erscheint der Vergleich deutscher
Worte mit einem saft- und kraftlosen Linsenmus. Wenn die Cigarren-
industrie spanische Bezeichnungen bevorzugt, so hat Das damit, daß
Christoph Columbus in spanischen Diensten stand, nicht viel zu thun.

So berechtigt die spanische Bezeichnung von Cigarren ist, die aus Ländern der spanischen Junge eingeführt wurden, so wenig ist sies bei Cigarren, deren Kraut aus Deutschland stammt und die in deutschen Fabriken gewickelt wurden. Die spanischen Worte wollen uns nur täuschen. Uebrigens ist das Spanisch der deutschen Cigarrenkisten oft so fehlerhaft, daß es Spaniern selbst spanisch vorkommt. Bei Fachausdrücken, bei wissenschaftlichen Bezeichnungen hat das Fremdwort, das überall gleich lautet, gewiß Berechtigung (nur wird auch hier viel entbehrlicher Ballast mitgeschleppt). Wenn aber Deutsche beim Tennisspiel ‚auf Englisch' zählen, so dünkt es mich lächerlich. An dem Wesen dieses Bewegungspieles wird durch deutsches Zählen nichts, aber auch gar nichts geändert. Das Billardspiel dürfte aus Italien über Frankreich nach Deutschland gekommen sein; da müßte man beim Billardspiel eigentlich also italienisch oder französisch zählen. Warum Worte wie Zahlenlehre, Raumlehre, Gleichunglehre, Dreieckrechnung für den Unterricht deutscher Schüler untauglicher sein sollen als Arithmetik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, ist unbegreiflich. Cylinder und Pyramide sind technische Fachausdrücke, aber auch die deutschen Worte Rundsäule und Spitzsäule durchaus verständlich. KeinVernünstiger wird Cylinderhut mit Walze oder Rundsäule verdeutschen. (Der moderne Seidenhut ist übrigens nicht von cylindrischer Form.) Das Streben, unsere Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zu reinigen, richtet sich nicht gegen eingebürgerte und deutsch gewordene Lehnwörter. Die Grenze zwischen dem entbehrlichen Fremdwort und dem Lehnwort ist leicht zu finden. Kein Vernünstiger wird Worte wie Fenster, Schule, Kiste, Keller, Maschine verbannen. Welcher Deutsche findet das Wort.Fahrkarte' lächerlich? Ist ‚Courierzug-Zuschlagbillet° besser als ‚Schnellzug-Zuschlagkarte'? Der Leidtragende wollte wohl nur Auswüchse bornirter Deutschthümelei treffen. Aber in der Hitze des Gefechtes hat er weit über das Ziel hinausgeschossen und er war in der Wahl seiner Beispiele nicht glücklich. Seine Beweise sind nicht einwandfrei. Ein Fremdwort, das in Deutschland einen bestimmten Begriff deckt, bezeichnet im Stammland oft eine ganz ganz andere Sache. Die Kenntniß vieler Fremdworte kann nie die Kenntniß einer fremden Sprache ersetzen und erleichtert auch nicht das Fortkommen in fremden Ländern. Unsere Zeit ist nüchtern; sie will jeden Schwulst vermeiden und liebt klare Ausdrücke. Beim Lesen eines mit Fremdwörtern reich gespickten Aufsatzes vermisse ich stets die Wahrhaftigkeit, die sich nicht scheut, das Kind beim rechten, deutschen Namen zu nennen. Und den Glauben, daß deutsche Kultur nur aus fremdem Land stamme und die deutsche Bezeichnung eines Dinges unsein sei, darf uns Keiner mehr zumuthen. Oft hat das Fremdwort ein gutes deutsches Wort verdrängt; meist wohl in einer Zeit, die dem Deutschthum dunkle Tage brachte. Sollen sie wiederkehren? Müssen wir das uns damals Angewöhnte oder Aufgezwungene mit Sklavengeduld weiterschleppen? Der ernste, seiner Volkspflicht bewußte Deutsche kommt ohne fremden Plunder aus und scheut sich nicht, das Entbehrliche wegzuwerfen."

so

II. Aus Neapel schreibt Fräulein S. Heumann:
„Ich stimme dem gegen die Fremdwörterhetze Gesagten ohne
Vorbehalt zu. Als ich vor langen Iahren den Roman Consuelo von
George Sand las (das Modell zur Titelheldin war die Sängerin Pau-
line Viardot-Garcia), fand ich darin das Wort I^s I^ieS. Mich frappirte
und freute zugleich, daß George Sand mit ihrem Genie diese Bezeich-
nung sofort als unersetzlich erkannt hatte; und ich glaube nicht, daß
irgendein französischer Kritiker die Entlehnung dieses Fremdwortes
getadelt hat. Später las ich in französischen Texten oft ‚I.s llsS': man
hatte den (unserem Ohr hier unerträglichen) soesut aigu hinzugefügt.
In Paris hörte ich in der Gesellschaft, ohne daß es irgendwie auffiel,
sagen: I,isä äs LoKubsrt, Ss LoKunisnu'. Der Franzose, der so selten
fremde Sprachen kennt, spricht dennoch von livs «'olock, dook, Kaiser,
eomtort. Als ich dieses unübersetzbare Wort, in richtiger Britenaus-
spräche, in einer deutschen Professorengesellschaft angewandt hatte, rief
man mir mit ernster Miene zu: ‚Bitte: BequemlichkeitIch wurde
sprachlos. Sollte ich sagen, daß mich der ssprit verlassen habe? Dann
wäre mirs noch schlimmer gegangen. Wahrscheinlich sah ich recht
stumpfsinnig drein. Das ist ein echt deutsches Wort. Aber wir haben
auch schönere. Gemüth, Heimath, Sehnsucht: diese Worte kann Keiner
uns nachmachen. Sie werden von den Gebildeten aller Jungen bewun-
dert und kein Fremdwort könnte sie je verdrängen. Nehmt vom Guten
das Beste, wo es zu finden ist. Und damit: bssw! Auch dieses Wort
möchte ich selbst in der Heimath nicht mehr entbehren."
III. „Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, daß wir
kaum Alles übersehen können, und nun sollen wir noch Griechen und
Lateiner sein und Franzosen und Engländer dazu! Nicht zu leugnen
ist, daß Einer jetzt viele andere Sprachen entbehren kann, wenn er das
Deutsche gut versteht. (Von der französischen rede ich nicht: sie ist die
Sprache des Umgangs und besonders auf Reisen unentbehrlich, weil
sie Ieder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr, statt eines
guten Dolmetschers, aushelfen kann.) Es liegt in der deutschen Natur,
alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigen-
thümlichkeit zu bequemen. (Dieses und die große Fügsamkeit unserer
Sprache macht die deutschen Uebersetzungen treu und vollkommen.)
Es ist sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Fran-
zosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander
zu korrigiren. Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewun-
dernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig
durchdrungen hat? Wir haben keine Stadt, ja, wir haben nicht einmal
ein Land, von dem wir entschieden sagen können: Hier ist Deutschland.
Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Iahr-
hundert ganz tüchtig kultivirt; allein es können noch ein paar Iahr-
hunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und hö-
here Kultur eindringe und allgemein werde, daß man von ihnen wird
sagen können. es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." (Goethe.)
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian ßarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von PaZ « Garleb T. m. b, S in Berlin.

Berlin, den 9. September 1811.
Apokrypha.
Alfred: UndPariswarwohlwieder sehrnett? Nichtzu heiß?
s Iules: Gar nicht. Höchst angenehm. MancheTheile durch
Wassermangel und Verschlammung imAthem etwas verdorben;
aber die Heimath riecht schließlich immer gut. Besonders Unser-
einem, der sie so selten sieht. Abends im Bois: Sie hätten den
Charme geschlürft. Und überall, wo es sonst kribbelt, so wunder-
voll leer. Außer dem politischen Personal, das ja konsignirt blieb,
kaum ein Mensch aus der Gesellschaft, die von November bis
Iuni das Wetter macht. Ich habe den Reiz der Stadt selten so
störunglos genossen. Eine Sonderfreude war mir natürlich noch,
wieder ein paar Tage mit meinem Bruder verleben zu können.
Alfred: Derin denBerathungen die englische Stimme führte?
Iules:... Die witzige Art Ihres Ausdruckes ist mir stets
ein neues Vergnügen. Eure Excellenz wissen, wie hoch wirFran-
zosendieOriginaleschätzen. Wenn Sie also auf solcheWendungen
Werth legen: warum nicht? Die an sich bedauerliche Meinung-
Verschiedenheit, der ich nun schonsooftdasVergnügen.mitIhnen
plaudern zn dürfen,zu danken hatte,ist in demBoden gewachsen,
über den wir mit England einen Vertrag geschlossen haben. Daß
man sich unter guten Freunden auch weiter zu verständigen sucht,
scheint mir nicht auffällig. England ist inMarokko, in ganz Afrika
tzauptinteressent. Paul vertritt die Republik in diesem uns be-
freundeten Land und kennt die Stimmungen und Absichten der
wichtigsten Personen. Er saß schon in London, als Lord Lans-
S1

downne sich noch mit den Leuten des Maghzen über Grenzverletz-
ungen und tzandelsscherereien zanken mutzte. Er und ich (von
Madrid her), wir kennen die Materie ja von ihrer Geburt an. Und
wenn unser Code auch die Suche nach dem Vater, der sich nicht
nennen will, verbietet, so ist doch ziemlich bekannt, daß dieOecla.
rstion fi-ancoanZIaise vom achtenApril 1904 auf Pauls londoner
Wirken zurückweist. Kein Wunder, daß man ihn jetzt nach Paris
bat. In der Zeit des bosnischen Konfliktes hatten Sie auch enge
Fühlung mit Ihrem Verbündeten und Fürst Bülow rief den be-
währten Balkanspezialisten, dem ich gegenüber zu sitzen die Ehre
habe, nach Berlin. Da wir unter keinen Umständen Englands
Interesse verletzen wollen,wars bequem,injedemAugenblickfest-
stellen zu können, wie weit die britische Regirung mit uns gehen
werde. Das ganze Verfahren war durchaus normal. Und (ge-
statten Sie mir, es Ihnen zu sagen) einer der unangenehmsten
Eindrücke dieser letzten Wochen die stete Wiederholung des Spott-
wortes, Frankreich habe, wie ein gekränktes Kind seinen .großen
Bruder', England als Helfer herbeigerufen. Der Spott trifft uns
nicht. Wir haben gehandelt, wie jede einer anderen afsoziirte Groß-
macht in ähnlichem Fall gehandelt hätte; haben nichts gethan,
was in den Augen Unbefangener unsere Würde irgendwie min-
dern könnte. Und ich möchte bezweifeln, daß durch solche Entstel-
lungversuche uns Beiden das Geschäft erleichtert wird.
Alfred: Sicher nicht. Sie erinnern sich gewiß, daß ich in
einem unserer ersten Gespräche auch mal einenScherzdieserSorte
wagte (den Sie mit einem bewundernswerthen Hieb parirten).
Das war ein Scherz; unter Gentlemen. Den Sätzen, die Sie so-
eben sprachen, kann ich ohne Vorbehalt zustimmen. Erstens ists
die Sache Ihrer Regirung, wen sie, als Experten, denBerathun-
gen zuziehen will,und wirhabenihrnichtdreinzureden. Zweitens
war das Verfahren nicht im Allergeringsten ungewöhnlich. Mit
dem pro tot« oder pro parte Verbündeten will man sich, Schritt vor
Schritt, verständigen. Und politischeMinister,die nichtFachleute
sind, sondern Vertreter der Parlamentsmehrheit, wollen in kriti-
schenStunden die bestenZunftmännerinderNähe haben. Neben
Ihrem Herrn Bruder, dessen stille und feine Arbeit ich schon von
Kopenhagen,Bukarest, Konstantinopel aus schätzenlernte, hatsich
auch Herr Barrere wieder als sehr nützlich erwiesen. Daß gerade
Italien, dessenOeffentlicheMeinung er so geschickt zu kneten vcr-

steht, zuerst auf die Schwierigkeiten hinwies, die aus jeder Aen-
derung derAlgesirasakte entstehen müßten, war ja sehr lehrreich.
Die Euch offiziell Verbündeten, wollte man uns sagen, habenkeine
Lust, Eurer Sache irgendein Opfer zu bringen. Wir waren übri-
gens ohne Illusionen. Nein: gegen das Verfahren war nicht das
Mindeste einzuwenden. Ich fühle mich sogar verpflichtet, Ihnen
zu sagen, daß ich die Haltung Ihrer Landsleute aufrichtig bewun-
dere. Die Haltung; was sie etwa verbergen sollte, will ich vor-
läufig nichtuntersuchen. Siesind nichtnervösgewordenund haben
weder Furcht vor den Möglichkeiten des Konfliktes gezeigt noch
sich zu Schimpfreden herabgelassen. Die Trance INilitaire war ja ein
Bischenfrisch.WohlFerienredaktion, die glaubte, demPioupiou
schnell noch einen Schnaps geben zu müssen. Inkeinem der großen
Blätter fand ich ein ungezogenesWort über Deutschland.Wenn ich
in unseren Zeitungen las, die pariser Presse schütte Tag vor Tag die
wüstestenBeleidigungen auf unsere Häupter, mußte ich mich immer
fragen, yb die Schreiber Französisch verstehen oder ob sie ihrOhr
nur den kleinen Lärmmachern öffnen. Aesthetisch betrachtet, war
Ihr Aufmarsch ein Hochgenuß. Alles würdig, ernst und in bester
Form. Die Marquis, die im Hof der Bastille, wenn ihr Name
gerufen wurde, die Spielkarten hinlegten, lächelnd sich von den
Partnern verabschiedeten und in nobler Gelassenheit der Guillo-
tine entgegenschritten.sind noch nicht ausgestorben; und mancher
Roturier hat sich als ihres Schlages gezeigt. Bravissimo! Und
wie fanden Sie oben die Stimmung? Moll oder Dur?
Iules: hegcZiness i8 all. Ich fand Volk undRegirung inBe-
reitschaft.Ihre liebenswürdigen Worte ermöglichen mir die heute
nothwendige Offenheit. Wir sind in die seltsamste Lage gebracht
worden, in der vielleicht jemals ein Volk sich zurecht zu finden
hatte. Deutschland will nicht, daß wir in Marokko herrschen. Seit
wann? Der ersteReichskanzlerthatalles Erdenkliche, um uns den
Weg nachFez zu ebnen; die Instruktion, die er dem deutschenDe-
legirten auf die Madrider Konferenz mitgab, sagte: Sie haben je-
den Vorschlag Frankreichs zu unterstützen und stets zu betonen,
daß Deutschland in Marokko nicht interessirt ist. Wir verfügtenin
allen Fällen über die deutsche Stimme; auch, als wir, etwas un-
vorsichtig, den Antrag stellten, allen Signatarmächten die Rechte
der meistbegünstigten Nation zuzusprechen (Artikel 17). Den zwei-
tenReichskanzler schreckte schon der Gedanke, daß ihm neuer afri-

kamscher Besitz in den Schoß fallen könne. Der Dritte hatte sich als Botschafter in Paris jedesmal gefreut, wenn er einen Kolonialerfolg Frankreichs melden konnte. Aus dem Munde des Fürsten Bismarck hatte er oft gehört: „Die Republik braucht, um zu leben, Erfolge; da sie in Europa nur auf unsere Kosten zu haben wären, müssen wir froh sein, wenn sie aus anderen Erdtheilen zu importiren sind. Je tiefer sich Frankreich in Afrika und Asien festbeißt, desto weniger hat es hier unseren alten und neuen Feinden zu bieten/ Sie wissen, daß der große Staatsmann glaubte, der nächste beträchtliche Konflikt werde dadurch entstehen, daß England und Frankreich einander die Vorherrschaft in Marokko bestreiten, und das Deutsche Reich dann die Wahl haben, auf wessen Seite es, nach dem Rath nationalen und internationalen Nutzens, sich schlagen wolle. Bis ins Jahr 1904 konnte bei uns kein Mensch ahnen, daß Deutschland je irgendeinen Anspruch auf Marokko anmelden werde. Wir verständigten uns in aller Stille mit England: und der vierte Reichskanzler findet an dem Abkommen, dessen Inhalt ihm früher als den anderen Unbetheiligten bekannt geworden ist, nichts auszusetzen, weil es die deutschen Wirthfchaftinteressen in Marokko nicht gefährden und von politischen Interessen des Reiches dort nicht die Rede sein könne. Am vierzehnten April 1904 ironisirt Fürst Bülow im Reichstag den Einfall, Deutschland solle „ein Stück von Marokko" fordern. Und er wußte genau, um was es sich handelte. In der Cirkularnote des Ministers Delcasse vom zwölften April 1904 waren die vielleicht allzu deutlichen Sätze zu lesen: „Das marokkanische Problem ist das wichtigste von allen, mit denen Frankreich zu thun hat; von seiner Lösung hing die Haltbarkeit und Entwickelungfähigkeit unferes afrikanischen Reiches und die Zukunft unserer Mittelmeerstellung ab. Die englische Anerkennung unseres Rechtes, in Marokko Ordnung zu stiften, Verwaltung und Wirthschaft, Finanzen und Heerwesen des Scherifenreiches umzugestalten, bringt uns einen Erfolg, dessen Bedeutung nicht erst hervorgehoben zu Werden braucht." Aus Berlin kommt kein Wort des Widerspruches. Als, ein Jahr später, aus diesem Haus das Echo übler Laune nach Paris dringt, läßt Herr Delcasse, immer wieder, fragen, ob ein Mißverständniß aufgetaucht sei; er werde gern jede etwa gewünschte Aufklärung geben. Eine präzise Auskunft ist nicht zu erlangen.

Apokrypha.

SeinerMajestätReisenach undRede inTangerfolgen.DieVorstellung, dieseAktion solle einen deutschenAnspruch aufMarokko bekunden, muß schnell schwinden. Denn nach dem Rücktritt des Herrn Delcasse wird an erhabenerStelle ausgesprochen,nun werde Deutschlanduns nichtmehrgenirenzindemaccorcivomachtenIuli 1905 (Radolin-Rouvier) werden unsere Sonderinteressen anerkannt; am fünften Oktober 1905sagtFürstBülow zu Tardieu, feine Auffassung decke sich mit der Bismarcks und Deutschland wolle, wenn weder die ihm geschuldeteAchtung noch seintzandelsinteresse verletzt werde, die Republik in Marokko nicht nur nicht hemmen, sondern ihr sogar vorwärts helfen; meinem Erlaß an den londoner Botschafter bestreitet er, daß Deutschland in Marokko Privilegien irgendwelcher Art erstrebe. Diese Angaben sind sämmtlich dokumentarisch zu beweisen.Dochichdarfwohlannehmen, daßichmich dabei nicht aufzuhalten brauche und die Thatsachen, ihrem ganzen Werth nach, Eurer Excellenz noch im Gedächtniß sind.

Alfred: Vollkommen; ich bin ganz im Bild. Rouvier will komvensiren, Bülowwills nicht. IhrMann will ein Zwiegespräch, unserer eine Konferenz. Wenn Sie mir, sagt er Ihrem Vorgänger, diesen Gefallen thun, werden Sie wahrscheinlich bald ans Ziel Ihrer Wünsche kommen. In Algestras haben Sie fast alle Stimmen für sich und wir geben an entscheidenden Stellen dem Druck nach. Sie setzen nicht alles Erhoffte durch, aber das Wichtigste. Sind seitdem der Mandatar Europas im Scherifenreich und wissen, daß von dreizehn Signatarmächten mindestens zehn zustimmen, wenn Sie Marokko morgen unter Ihr Protektorat stellen. Nur wir bleiben Ihnen lästig und es giebt Leute, die Ihnen (wie der Abgeordnete Graf Castellane) in jedem Monat mindestens einmal voraussagen, Deutschland werde die Sache eines Tages zu einer Riesenerprefsung benutzen. Noch aber kommt von hier nichts Gefährliches. Sie beschießen Casablanca: Bülow und Tschirschky sind ganz einverstanden. Sie besetzenUdjda und lassen sich in der Schauia häuslich nieder: in der verrufenen Wilhelmstraße rührt sich nichts. Der Zwang derUmstände bewirkt allerlei Maßregeln, die mit dem Wortlaut der Algesirasakte schwer vereinbar sind. (Die ist ja überhaupt ein Phrasensalat. Der Sultan wird im selbenAugenblick für souverain erklärt und mitHeerund Finanzen, Verwaltung und Wirthschaft unter Kontrole gestellt.

Blühender Blödsinn. Uns spendirte man gnädig die wohlfeilen Worte souverainete und inteZriie und Ihnen gab man die Möglichkeit, in Fez die Puppe mit dem grünen Turban nach Ihrem Belieben tanzen zu lassen.) Hier war man seit Holsteins Abgang froh, mit leidlichem Anstand aus der Sache heraus gekommen zu sein, machteIhnen keine Schwierigkeit mehr und „würdigte" stets Ihre Beweggründe. Herrn Muley Hafid, der sich direkt und indirekt anbot, enttäuschte man so lange, bis er zu Ihnen laufen mußte. Sie sehen, Excellenz, daß ich nichts beschönige. Na, eines Tages saßen wir Beide dann hier, berochen einander erst ein Weilchen und machten dann den Vertrag, auf den ich nie stolz war, den Sie aber zu Ihren bedeutsamsten Erfolgen buchen durften.

Jules: Heute siehts nicht danach aus. Aber ich verbeuge mich vor der freundlichen Absicht Ihrer Worte. Gestatten Sie mir zunächst nur den Hinweis, daß dieser Vertrag vom neunten Februar 1909 Ihren Entschluß zu politischem Verzicht auf Marokko noch deutlicher ausspricht, als den Englands dasAbkommen vom achten April 1904 aussprach. Sie sagten darin: „Frankreich ist berufen, Marokko in Ordnung zu halten; wir werden es nicht hindern, haben nur Wirthschaftinteressen zu wahren und verpflichtenuns, auch fürDeutschlands Industrie und Handel keinerlei Privilegium zu erstreben." Also: politisch gar nicht interessirt, wirtschaftlich allen anderen Signatarmächten gleichgestellt. England, lese ich nun in Ihren Zeitungen, habe für seinen Verzicht Egypten, Deutschland für seinen nichts bekommen. Als ob wir 1904 Egypten zu vergeben hatten! Da saß England ganz fest in seiner Citadelle und wäre nur durch eine militärische Niederlage zu vertreiben gewesen. AlleRegirungen, vornanFürstBismarck, rechneten Egypten längst zum britischen Besitz und wir gaben nur Ansprüche auf, die wir weder verfechten wollten noch konnten. Was wir opferten, war nicht mehr als eine platonische Liebe, der bewußt ist, daß sie den Gegenstand ihrer zärtlichen Regung nie umschlingen wird. In unserer Zunft giebts ja recht wunderliche Käuze. Keiner hat aber je für möglich gehalten, daß Britanien, ohne durch eine tötliche Wunde gezwungen zu sein, die Weltstellung in Kairo und am Suezkanal räumen werde. Deutschland hat nicht nur nichts verlangt, sondern sogar die Erörterung von Kompensationen stets abgelehnt. Das glaubten wir, nach Andeutungen

von wechselnder Tonstärke, zu verstehen: Seine Majestät hatten sich für dieUnabhängigkcit des Sultanates und des Sultans eingesetzt und dadurch war Marokko jedem Tauschhandel entrückt. Ich saß am Pariser Platz, verbarg nicht, daß ich gern über den ganzen Komplex der franko-deutschen Beziehungen mit den Geschäftsführern des Kaiserreiches plaudern würde, fand aber keine Gegenliebe. Immerhin: der Streit galt in beiden Ländern als geschlichtet, die Sache als ganz und gar erledigt. Das ist durch offizielleAeußerungen bewiesen worden. Im Fall Mannesmann überzeugte die Kaiserliche Regirung sich so völlig von der Gerechtigkeit unseres Handelns, daß sie sich entschloß, es in einem Weißbuch zu vertheidigen.Der von einem klugen, von beiden Regirungen ehrlich geförderten Vermittler nach allenRegeln geschäftlicher Praxis unternommene Versuch, eine Einigung mit dem anderen Minensyndikat zu erwirken, scheiterte in der letzten Stunde, wie auch bei Ihnen zugegeben wurde, an dem Starrsinn der Herren Mannesmann. In einzelnen anderen Fällen hörte ich von Klagen deutscher Firmen, konnte aber niemals den Eindruck empfangen, daß man hier eine bewußteVerletzung deutscherInteressen für denkbar halte. Wer über dasAlter verzeihlicher Einfalt hinaus ist,weiß, daß, trotz allen Paragraphen, die Vormacht hundert Möglichkeiten hat, inWettbewerben ihrenLeuten den Sieg zu sichern. AmEnde aller Enden will in Indien England.in Ost-und Südwestafrika und inSchantungDeutschland, inNordafrika Frankreich den Löwentheil des kommerziellen Nutzens für sich haben. Das liegt in der Natur derDinge und (mehr noch) derMenschen. Nicht eine Minute aber zweifle ich, daß wir unsüberjedeneinzelnenFall loyal verständigt hätten. Uebrigens hätte meine Regirung nichts gegen ein Schiedsgericht einzuwenden gehabt, zudem ein Deutscherund ein Franzose einzuberufen und dessen drittes Mitglied durchs Los zu bestimmen gewesen wäre. Im Allgemeinen wirds freilich wohl dabei bleiben, daß der in einem Bezirk Herrschende im Gewerbe, wie, nach dem alten Wort, in derReligion, Vorrechte hat. Ihnen, Herr Staatssekretär, hat die Regirung der Republik ihre Dankbarkeit für die intelligente und uneigennützige Arbeit an dem Februarvertrag deutlich gezeigt und Sie wissen, daß Herr Pichon Sie besuchen wollte, um hier allerlei intime Fragen zu besprechen und den Glauben zu entwurzeln, daß zwischen beut-

schen und französischen Ministern ein unmittelbarer Gedanken-
austausch noch jetzt unmöglich sei. Leider kams nicht dazu. Die
vielleicht etwas zu geräuschvolle Ankündung (ich denke dabei na-
türlich nur an die Presse) des deutsch-russischen Bagdadvertra-
ges brachte den armen Pichon in den Verdacht der Unachtsamkeit
und seinenFeinden die ersehnte Gelegenheit, ihn zustürzen. Eu-
re Excellenz und ich, wir ließen uns in den leise begonnenen
Verhandlungen nicht stören und hofftenBeide.fürs Erste wenig-
stens ein Bündniß französischen Kapitals mit deutschem erreichen
und dieser Sozietät im Grenzgebiet zwischen Kongo und Kamerun
ein fruchtbares Arbeitfeld schaffen zu können. Da versagte Paris.
Ich darf dieThatsache nicht leugnen, muß aber erwähnen, daß die
Schuld nicht etwa einemMangel an gutem Willen zuzuschreiben
ist, sondern den persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten, die
sich vor dem Ministerium Monis aufthürmten. Herr Berteaux,
die Seele des Kabinets, wurde getötet, Herr Monis verwundet
die Einheit des Regirungwillens zerstört. Der Kolonialminister
hatte Bedenken gegen den Plan der gemeinsam zu bauendenEifen-
bahn, die von Kamerun durch unsere Kongokolonie in den belgi-
schen Kongostaat führen sollte; und der Kabinetschef, der diese
Bedenken überwinden konnte, lag im Krankenbett. Acht Monate
hatten wir verhandelt und nach allem Mühen noch kein greifbares
Ergebniß. Grund genug zu Verdrießlichkeit. Nur...

Alfred: Vergessen Sie Fez, Herr Botschafter? DenMarsch
derKolonneMoinier? Odermeinen Sie wirklich, daßAlles, was
geschah und dieVorbereitungzumProtektorat anzukündenschien,
unter den Begriff des Ihnen anvertrauten Polizeirechtes fiel?

Jules: Das meine ich wirklich. Und bin überzeugt, unbe-
fangen zu urtheilen. Nach Pflicht und Recht haben wir in Ma-
rokko für Ruhe und Ordnung zu forgen. Das ist in fämmtlichen
Verträgen anerkannt worden, die wir seit 1900, mit Italien, Eng-
land, Spanien, Deutschland, abgeschlossen haben. Andere Ver-
träge, franko-marokkanische,verpflichtetenuns, inFezundRabat
Militärmissionenzu halten. Der Sultan rief uns zutzilfe; erklärte
laut, daß nur derAnmarschfranzösischerTruppenihnaus der Ge-
walt rebellischer Stämme retten könne. Unsere Offiziere, die Häup-
ter der Missionen, waren bedroht; Franzosen und andere Euro-
päer, darunter auch Deutsche, in Lebensgefahr. Hätte Ihr Kaiser

da etwa gezaudert? Noch weniger als im Jahr 1897, wo er, ohne sich auf Vertragsrechte und auf denWunschdesLandesherrnberufen zn können, feinen Bruder und den Grafen Waldersee nach China schickte.Wir hätten dieAlgesirasakte verletzt, wenn durch unsere Säumniß der souveraine Sultan ohne Schutz gebliebenwäre. Keine Macht hat in unserem Vorgehen einen Grund zur Beschwerde gefunden. Sir Edward Grey hat imParlament gesagt: „WennFrankreich die schwere Aufgabe nicht freiwilligübernommen hätte.wäre es von uns darumersuchtworden." Andere Signatarmächte ließen uns ihrenDankaussprechen. InIhrerNorddeutschen Allgemeinen Zeitung las ich, daß unsere Aktion in unseren Rechten begründet sei. Und waren wir nicht ängstlich (Viele fanden: zu ängstlich) bemüht, jedem Mißtrauen auszubiegen? Statt der geraden und bequemen Straße von Tazza wählten wir einen schwierigen und gefährlichen Umweg. Ich fuhr nach Kissingen, um Ihnen zu sagen, daß unsere Truppen, sobald der Zustand des Landes es irgend erlaube, aus Fez zurückkehren werden. Weder die Aufnahme, die ich fand, noch die Erinnerung an die Ausdrücke dankbarerFreude, dienachdenTagenvonCasablanca aus Berlin gekommen waren, ließ mich, trotz der bedauerlichen Verschleppung der Kongo-Kamerun-Projekte, erwarten...

Alfred: Daß der Panther auf das Sus losgelassen werden solle. Unserer Angabe, das Reich sei von deutschen Kaufleuten um Schutz gebeten worden, glaubten Sie nicht. Herr von Segonzac hat ja erzählt, in den selben Tagen sei ein französisches Ehepaar der feinsten Gefellschaft aus demSus nach demNorden gekommen und habe berichtet, daß unten nicht die allergeringsteUnruhe zu spüren sei. Obendrein seien wir verpflichtet gewesen, uns an die von derAlgesirasakte eingesetzte Schutzinstanz zu wenden. Agadir ist ein geschlossener Hafen, den fremde Schiffe nicht anlaufen, in dem fremde Kaufleute nicht Handel treiben dürfen. Als der Du dkayla, auf der amtlichen Suche nach Kriegscontrebande, hingekommenwar.gabsinBerlineinPfauengekreisch. Aberdeutsche Kanonenbote und Kreuzer dürfen sich vor den Hafen legen. Das wäre wohl so ungefähr unser Sündenregister. Doch dieser tzistorienabriß hat mich bisher um dieKenntniß derpariserOberstimmung gebracht. Dur? Wüthende Empörung?

Jules: Enttäuschung. Die man nach allem seit sieben Jah-

ren Geschehenen nicht mehr gefürchtet hatte. Wir mußten den Brand gelöscht glauben: und plötzlich flackerts aus derAsche wieder auf. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat Frankreich inNordafrika seine Kulturarbeit begonnen. Hunderte seiner besten Männer sind dort im Kampf gefallen oder schleichender Krankheit erlegen. Unsummen an die Düngung des Bodens gewendet worden. Nun kommt Deutschland, das dieser Acker weder Blut noch Geld gekostet, das bis 1905 jedes Interesse an Marokko bestritten hat: und fordert ein unserem gleiches Recht. Trotz allen Verträgen.DerSäerarbeit blieb es fern,will jetzt aber die Hälfte unseres Ernteertrages. In Madrid und Algesiras wurden allen nicht in Marokko eingewurzelten Mächten die selbenRechte zugesprochen; seit 1904 ist auch England in die Reihe dieserMächte zurückgetreten. Alle sind zufrieden. Nur Deutschland ists nicht. Als Frankreich 31, England 41 Prozent des marokkanischen Handel zinsbar gemacht hatte, kam Deutschland kaum über 9 Prozent hinaus. 1905 sank seineZiffer von 11,1 auf 9,9; die britische von40,1 auf29,5; unserHandel nahm um 16Prozent zu. Mit dieserFolge des Aprilvertrages hat Britanien sich abgefunden. Auch Deutschland, dasaufdenwichtigstenMärktensoraschvorwärtsgekommen ist, schien dazu bereit. Schien.Was 1909umsonst angeboten wurde, sollen wir jetzt theuer bezahlen. Wenn der Preis erschwinglich und mit unserer Würde vereinbar ist, werden wir uns nicht weigern; nicht fragen, wodurch das unantastbare Marokko jetzt zum Tauschobjekt geworden sei. Unbegreiflich ist uns nur, warum einer Nation von dem starken und doch empfindsamen Ehrgefühl der Franzofen der Abschluß dieses Handelsgeschäftes, der nun den mehr seigneurialen Vertrag von 1909 ersetzen soll, dadurch so erschwert wurde, daß man sie unter Druck, unter Zwang stellte. Ich hätte mich für die Erfüllung jedes irgendwie erfüllbaren Wunsches verbürgt, wenn die deutsche Flagge nicht vor Agadir gezeigt worden wäre. Der Schein der Unfreiheit wäre dann unserem Entschluß erspart worden. Das ist ja aber auch abgethan. Wir wollenzahlen. DaßeineGroßmacht,mittenimFrieden,unter symbolischer Bedrohung ihrer Kolonialzukunft, aufgefordert wird, große Theile alten Besitzes herzugeben, ist wohl ohne Beispiel in derGeschichte. Doch ich bin nicht hier,umzukritisiren. Wirwollen thun, als ob wir zahlungpflichtig wären. Nur müssen wir ganz

genau wissen, was wir einhandeln. Vor zwei Jahren sollen wir
Sie mißverstanden haben. Wenn ich mich unserer Gespräche er-
innere ... Doch gut. Jede Möglichkeit neuen Mißverständnisses
muß jetzt aber ausgeschlossen werden. Nachforderungen könnten
wir nicht mehr honoriren. Der Wiederaufnahme der Verhand-
lung über den Preis müßte also die Feststellung vorangehen...
Alfred: Was wirals Gegenleistunganbieten. Zustimmung
zum Protektorat, zur Schaffung eines französischen Verwaltung-
centrums in Marokko oderzuAehnlichem. Weißschon. IhreVor-
schläge und Bedingungen sind ja durch Baron Schoen hierher ge-
meldet worden. Haben Sie die Güte, zwei Minuten lang zuzu-
hören. „Wer, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen
Vermögensvortheil zu verschaffen, einen Anderen durch Gewalt
oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung
nöthigt, ist wegen Erpressung mit Gefängniß nicht unter einemMo-
natzubestrafen.DerVersuchiststrafbar.WirddieErprefsungdurch
Bedrohung mit Mord, mit Brandstiftung oder mit Verursachung
einerUeberschwemmungbegangen,soist aufZuchthaus bis zu fünf
Iahren zu erkennen. "Paragraphen253und 254 desStrafgesetzbu-
ches für das Deutsche Reich. Das ists; nicht wahr? So taxiren Sie
uns im Grund Ihrer Seele. Schlaue Barbaren, denennichts heilig
ist.Die keinen Vertrag halten, jedenBund zerreißen, wennsiehof-
fen,daß ein Nutzen herausspringt. Eine infameSippe: sagenIhre
Freunde von der anderen Seite des Aermels.Sie sind höflicher,
viel, und Altmeister der Kunst, Guirlanden zu winden. Aber für
eine eben so ruppige wie stämmige Gesellschaft halten Sie uns im
Herzensschreinchendennoch.VorgesternWanduhrendiebe(alsob
nicht in jedem Krieg, wenn in tzunderttausenden das Ewig-Thier-
ische losgebunden ward, da oder dort ein niedlichen Gegenstand
„mitginge"); gestern durch dieBankIünglingschänder; heuteEr-
presser. Bitte: Alles unpersönlich,verstehtsich;aoerum inKlarheit
zu kommen, müssen wir reden wie zwei nackte Männer, die einan-
der, nach einem Schiffbruch, auf kahlem Strand fanden. Sie haben
nun mal die Antipathie. Von Ihren stärksten Schriftstellern ist sie
genährt worden. Zola über Bismarck; Maupassant über unsere
Offiziere; und Prevost, Daudet der Zweite und ein ganzes Ba-
taillon in dem weiten Bogen von Hugo bis zu Barres. Wir sind
so ungefähr die bessere Proles des Gorilla: riesenstark, tückisch,,

grausam: der Schrecken der Kultur. Jetzt möchten Sie mit uns der-
handeln wie mit einem siebenmal gesiebten Verbrecher. Zuerst
sicher sein, daß der Kerl durch das Schweigegeld für Zeit und
Ewigkeit unschädlich gemacht wird. Nicht ein paar Papierchen
zwischen Strumpf und Stiefel behält und, sobald ihn Noth oder
Schlemmersucht treibt, mit neuerForderung anrückt. Einmal zah-
len: meinetwegen; sogar überreichlich. Dann aber Schluß. Keine
Schraube ohne Ende. Deshalb: Körpervisitation und peinlichstes
Verhör. Ist noch irgendwo Etwas im Hinterhalt? Unterschreibt
der Gesell, daß er auf Gottes Erde keinerlei Anspruch mehr an
uns hat? Uns nie wieder belästigen wird? Sonst giebts nichts.
Jules: Excellenzsindwiederrabelaisischaufgeräumt. Nach-
wirkung von Chamonix und anderen charmanten Gebilden des
in Frankreich heimischen Herrgottes. Mein trockener Ton kann
nicht mit. Nur versuchen, uns sacht auf das Pünktchen zurückzu-
führen, von dem Ihre Laune in die groteskesten Zacken erträum-
terMondgebirge aufgeklettert ist. Völkerpsychologie,Rassenmoral
und Massenaversion: ich freue mich schon auf die Zeit, wo wir solche
Gegenstände c«n amore beplaudern werden. Heute und hier aber
handelt sichs, wie mir scheint, um das nüchternste Geschäft. Daß
kein ernsthafter Franzose (noch gar einerin amtlicherStellung) an
kränkende Unterschätzung des deutschen Volkscharakters auch nur
denkt, wissen Sie selbst. Ausschreitungen kommen überall vor; in
der Literatur und im Leben. Riccaut ist uns nicht angenehmer als
Ihnen der Eroberer des Talgklümpchens; und ich habe nie nur ein
Wort darüber verloren, daß in Ihren finsteren Regionen der
Franzose als einBastard vonWindhund und Aeffin gilt. einDing,
das nur zum Tanzmeister, Hochstapler oder Salonschwätzertaugt.
Und die Französin erst! Die süße Gewohnheit, einander in der
Witzblattperspektive zu sehen, werden die Völker nicht so leicht
ablegen. In unserem Fall ist Ihr Verhalten etwas... Mein Gott:
etwas eigenartig. Aber ich erwähnte ja schon, worauf man sich
bei Ihnen gegen diese Anklage beruft: England. „Ihr habt den
Briten Egypten gegeben, uns nichts; jetzt melden wir uns." Und
wir fragen nur, sehr höflich, ob nicht neues Mißverständniß auf-
tauchen und neue Wünsche wachsen lassen könnte.
Alfred: Das zieht nicht. England hat Ihnen keinen armir-
ten Kahn vor Philippeville oder Oran gelegt. Ihnen nichts aus

demBesitzstand abgefordert. Ihren accorg konnte man eher einen
Austausch von Gefühlen als von Realitäten nennen. Sie hatten
zu früh, gegen Bismarcks Wunsch, auf Egypten verzichtet; der
Onkel Ihres Herrn de Selves wollte sich auf ein Sozietätgeschäft
mit England nicht einlassen; die Weiße Maus scheute die Part-
nershiv des Löwen. Und King Edward, der nicht mehr, wie Pal-^
merston und noch dessen plumpere Schüler, Alles umsonst haben
wollte, sah ein, daß Sie Marokko brauchen, ohne Marokko in
Nordafrika keine Ruhe bekommen. Sie staunen? Diese Meinung
habe ich schonalsjungerDachsinParisvertreten. Wirsindüber-
haupt in allem Wesentlichen einig. Um Kleinzeug wollen wir
nicht raufen. Im Ganzen war die Geschichte so, wie Ihr bered-
ter Mund sie erzählt. Ob man hier nicht ein Bischen zäher sein,
mehr Raketensatz im excellenten Sitzfleisch haben konnte: rüh-
ret nicht daran! Bei Licht besehen, war der Kasus einfach: Wir
haben zu spät und ohne genügenden Rechtsanspruch (England
mit seiner altenMittelmeerposition und afrikanischen Macht war
in einem anderen Bottich) protestirt. Dann kam die Zeit, wo auf
beiden Seiten (was gern vergessen wird: auf beiden) Herren mit-
wirkten, die jetzt vielleichtfürdenAustauschvonGroß-undKlein-
Popo in Transpiration wären. Und als der Herrgott den Schaden
besah, waren Alle für Sie; hätten Alle Ihnen die Kabylenkiste
zu beliebigem Gebrauch überlassen, wenn sie nicht von demWunsch
bestimmt worden wären, unsere kitzlichsten Stellennicht allzu mun-
ter zu reizen. Spanien konnte Euch nicht geniren; unddenübrigen
Mächten und Mächtchen wärs gleichgiltig gewesen, ob Ihr den
Sultan früh oder spät in die Tasche stecktet. Wer bedenkt, daß wir
bis 1903 gar nicht mitgespielt hatten, wird finden, daß Bülow
das Ding noch leidlich gedreht hat. Ohne die Spur vonTradition
und Rechtsanspruch! Durchgehalten haben wir nicht. Schon das
erste Abkommen (Rouvier-Radolin) sollte nur noch das Gesicht
wahren. De Lacroiz und Monaco, A lgesiras,Udjida, Casablanca:
danach wuchs kein Gras. Schließlich haben wir uns, leise weinend,
zurückgezogen und ich mußte ausmeiner Bojarenruhe hierher, um
die vernachlässigten Hunde zu flöhen. Mißverständniß? Wenn
man einem anderen Staat sagt: Hier hast nurDu politisches In-
teresse, nurDu deshalb fürRuhe und Ordnung zu sorgen und ich
verpflichte mich, Dich darin nicht zu stören: eine blankere Blanko-

vollmacht giebts doch wohl kaum. IhrerRegirung (die allenfalls
öfter anfragen konnte, ob man mit diesem oder jenem Schritt ein«
verstanden fei)kannichkeinen nennenswerthenFehlernachsagen;
und deutsche Industrie und Handel sucht man, weil wir höllische
Konkurrenten sind, von allen Ecken abzuwehren. Da sind ziemlich
wilde Sachen vorgekommen. Unsere Schuld! Warum hakten wir
nicht kräftig dahinter? Ieder einzelne Fall mutzte vors Mesfer.
Das Ganze aber zum Stoff für eine Staatsaktion zusammenzu-
schnüren: dazu langte der verfügbare Faden doch nicht.
Iules: Und worauf (nach diesen Worten, die meinem fran«
zösischen Herzen Labsal waren, darf ich nicht nur, sondern muß ich
fragen),worauf stützen Sie.stütztderHerrReichskanzlerdenn nun
die über alle Maßen hohen Entschädigungansprüche, die ich...
Alfred: Stützen wir denn? Aberjetztmuß ich nach der Schnur
reden. Erstens: Was könnten Sie bieten? Nichts, was wir brau-
chen; nichts, was uns vorwärts hilft. Aequatorialparadiese mit
Sümpfen, Fieber, Schlafkrankheit, Monopolen undAufständen?
Wir haben die Nase voll. Und müssen kreuzvergnügt sein, wenn
wir den alten Kram profitabel machen. Und (nehmen Sies nicht
übel) was Sie uns da aus der londoner Garküche für arme Ver-
wandte angerichtet hätten, wäre sicher schwerverdaulich gewefen.
Ich habe noch nicht bemerkt, daß man sich um Ihre Kongostücke
gerissen hat; und von der besten Sorte hätten wir auch nicht ein-
mal bekommen. Na, und die Wirthschaftprivilegien im Scherifen-
reich? Alle Signatarmächte haben sich die Stellung auf gleichen
Fuß gesichert; England ist derNächste dazu; Sie können von Alge-
rien und Tunis aus Feuer anmachen; und das papierne Kind
unsererFebruarschnuvfenstimmung verbietet, uns oderAnderen
Privilegien zuzuschanzen. Eine Regirung, die mit solchen Fuß-
angeln und Fallstricken ihre Lieblinge nicht vor Störung zu schützen
vermöchte, müßte dieDummheit mit Löffeln gegessen haben. Wir
blieben aufIhre bona voluntgs angewiesen; und aufunseren Wil-
len zu absoluter Ekelhaftigkeit, der keine widerrechtliche Zurück-
setzung oder Hemmung künftig hingehen läßt. Zweitens:,Dieser
Pfützenschätze wegen hätten wir den (auch darin haben Sie Recht)
in der Geschichte beispiellosen Versuch gewagt, einer Großmacht
im Frieden Land abzupressen? Land, für das ihre tapfersten Söhne
geblutet haben? Einer Vollblut-Großmacht von derfastkrankhaf-

ten Ehrsucht Frankreichs, das uns heute noch haßt, weil wir uns erdreistet haben, auf Iena ein Sedan zu setzen? Das uns Afrika noch ungemüthlicher machen würde als Europa und nur dem einenGedanken fortan noch leben könnte: Rache; unter einem Orleans, Bonaparte, General oder Kneipensyndikalisten: Rache! Das trauen Sie uns zu? Darum Räuber und Erpresser? Dafür blinde Zustimmung zum Protektorat, die Sie, neben die Rede von Tanger und die Treuschwüre zweier Kanzler plakatirt, durch den ganzen Islam, wie eine Aufruhrfahne, tragen würden: »Seht hier dieDeutschen,dieihreHeiligthümerverschachern, Kaiserworte und feierliche Gelübde, die Unabhängigkeit des Sultans und seines Reiches zu wahren"? Dann würde ich Mumm die Nachfolge Marschalls gönnen. Dann könnten wir einpacken oder nur noch als Hunnen mit beschränkter Haftung unser Fortkommen suchen. Ists nicht wahr, daß Sie uns für stramm gedrillte Gorillas halten? Sonst könnten Sie gar nicht an die Möglichkeit glauben, daß wirsolcheModen einführen. So dumm, obendrein, mit Schiffchen, Mordslärm, Verärgerung der ganzen sittsamen Welt und (noch schlimmer) der wichtigsten Preßprovinzen, deren Oberpräsidenten jetzt in Marokko ein Dorado sehen, überall schwarze Armeecorps wachsen hören und Nichtwissen, wie sie ihre Leserheerde Morgen wieder inRaison bringen sollen? Nein,HerrBotschafter: Räuber waren wir manchmal; Gauner nie undDummköpfe immerhin selten. Ich schäme mich gar nicht, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß ich den grausamsten Krieg gegen Frankreich empfehlen werde, wenn wir nicht rasch endlich ins Reine kommen. Denn so gehts nicht weiter. Sie wollen 1870 nicht vergessen und wir können nicht neben uns ein Centrum, einen Herd aller Feindschaften dulden; nicht einen Nachbar, der immer der Intimus unserer Feinde ist und darüber sogar vergißt, was Britanien ihm angethan hat. Und wenn alle Hammel des Erdballes ihr Weh über mein Haupt ausblöken: Einen, der nur auf die Gelegenheit wartet, mich niederzuhauen, haue ich nieder, wenn die Stunde mir günstig ist; mag ich ihn noch so hochschätzen, sein Genie noch so andächtig bewundern. Wir müssen vorwärts; und finden, daß in vierzig langen Iähren ein Volk von Männern zu der Erkenntniß kommen könnte, ob es den Groll ausjäten oder mit Blut netzen soll. Also Krieg, morgen, wenn erunvermeidlich ist. Aber nichts Unsauberes.

Glauben Sie, daß die Nation uns verzeihen würde? Niemals.
Verzeihen, daß wir sie grob betrogen haben? Ein Weilchen kann
die Hypnose währen; Begeisterung, die alles Große uns schuf, sich
sommerlich austoben.Würde ihrOuell als unlauter,gar als ver-
giftet erkannt: unter uns müßte die deutsche Erde beben.
Jules: Was aber... Ich fühle mich in einer Welt, deren
Sprache, Triebe,Willensziele meinem Verständniß entgleiten...
Was aber war dann der Zweck dieser gefährlichen Kraftprobe?
Alfred: Ganz leise; um Ihren Nationalstolz nicht zu ver»
letzen: die Kraftprobe. Demonstratio acZ oculos. Sus und Gabun,
Tschadsee und Kongo, Agadir und Libreville: Alles Unsinn. Die
Wirrniß Oeffentlicher Meinung ein Kunstprodukt. Ein theures.
Wir haben in diesen neun Wochen viel Geld verloren; auch für
ein reiches Land viel.Thut nichts. Aber wie konnten Sie glauben!
Ist Frankreich imRecht: was hätte es uns zuzahlen?tzates wider-
rechtlich gehandelt: welche Summen, Triften, üppige Erdenpara-
diese könnten uns die Pflicht zu der in Choraltönen verheißenen
Rechtswahrung abkaufen? Darf ich noch einmal splitternackt re-
den? Kein muthigers Volk lebt als Ihres; keins.dessenFlamme
tiefer ins Vaterland brennt. Dem russischen Riesen ist es ver-
bündet, dem britischen Weltreich, dem größten, das je eine Sonne
sah, eng befreundet; Italienern und Japanern durch Verträge
gesellt. Der Liebling in allen Zonen; an Geldzeugerkraft Allen
voran; ein Kolonisator von kaum übertroffener Leistung. Diesem
Volk wird zugemuthet, aus dem heißesten Theil seines Leibes große
Fetzen zu schneiden; Landstücke hinzugeben, die das Blut seiner
Helden getränkt hat; über Nacht zugemuthet; nicht einmal hinter
dem Schleier eines haltbaren Rechtsgespinnstes. Nein: „Du
hast den Vertrag gebrochen und mußt dafür zahlen." Und Kei-
ner hilft ihm. Keiner mit dem Schwert. Alle flüstern oder krei-
schen: „Ihr lügt! Frankreich hat den Vertrag nicht gebrochen!"
Keiner hilft ihm. Und das Land Bayards und Vonapartes muß,
ganz still, seine Gluth dämpfen; muß behutsam, wie der kälteste
Pfennigrechner, reden und den Leib dem Messer blößen. Weil
es fühlt, daß dieser ZweikampfWahnsinn wäre und Selbstdemü-
thigung ein Gebot der Kulturgottheit sein kann. Weil es sich nicht
entschließen will, sich von der Leiche eines Hasses zu lösen, in dem
es sich stark wähnte, und sich dahin zu wenden, woher ihm männliche

Achtung und froher Wille zu redlicher Gemeinschaft winkt. War
diese Kraftprobe mit einem Millionenhaufen etwa zu theuer be-
zahlt? Auch für Frankreich nicht. Mir scheint sie werthvoller als
ein Halbdutzend der allermodernsten Panzerkähne mit Zubehör.
Bleiben Sie nur in Marokko! Recht fest und recht tie^drin. Auf
ein Menschenalter hinaus werden Sie zu thun haben. Mit den
Berbern ist schlecht Kirschen essen. In den nächsten zehn Jahren
Kriegin Europa: und der ganze Norden Afrikas steht gegenFrank-
reich auf. Wirklich: fürs Erste schrecken Ihre Schwarten uns nicht;
wir sind überhaupt nicht sehr schreckhaft. Sie kennen uns doch noch
nicht ganz. Wollen Sie uns nicht endlich sehen lernen, wie wir
sind? .. Herr Botschafter: Wir waren nicht schwach, wenn wir all-
zu langmüthig schienen; und wir glaubten, der manchmal schon
ein Bischen kurzsichtigen Dame Europa ein Kapitel aus der ihr
nächstenMenschheitkomoedieins Ohrschreienzu dürfen. DenMa-
nen des Meisters Balzacsei es geweiht... FürHavasundWolff
(sind Sie einverstanden?) hier ein paar Krampftropfen:
„Der Botschafter der Französischen Republik hat heute dem
Staatssekretär im Auswärtigen Amt die Gebietstheile genannt,
die seine Regirung, um in der Wahl des Tempos für ihre marok-
kanische Reformarbeit nicht durch stete Rücksicht auf fremde In-
teressenkreise gehemmt zu bleiben, dem Deutschen Reich abzu-
treten bereit ist. Die Kaiserliche Regirung, die nothwendige oder
wünschenswerthe Reichsmehrung auf anderen Wegen zu suchen
gewohnt ist, hat die freundnachbarliche Absicht anerkannt, den
Botschafter aber .ersucht, in Paris zum Ausdruck zu bringen, daß
sie nicht da zu ernten wünscht, wo tüchtige französische Männer
gesät haben, und daß sie stets treu bei ihrer Vertragspflicht be-
harren wird, Frankreichs civilisatorischem Mühen im Scheri-
fenreich nirgends Hindernisse zu bereiten. Das über Wirthschaft-
fragenvereinbarteProtokol wirddemReichstagvorgelegtwerden.
Daraus wird die Absicht beider Regirungen ersichtlich werden,
in Anerkennung des historisch Gewordenen die Wirthschaftkräfte
der beiden großen Reiche einander zu nähern und durch die wohl-
thätigen Folgen ihrer Berbündung zu schöpferischer Arbeit die
letzte Spur alten Mißverständnisses zu tilgen. Die Vertreter
Frankreichs und des Deutschen Reiches sind angewiesen worden,
jedem einem der beiden Staaten Angehörigen auf Anruf von
nun an gleichen Schutz zu gewähren: französische Gesandte und
Konsuln deutschen, deutsche Gesandte und Konsuln französischen
Bürgern. Die Weisung gilt für alle Erdtheile.

Sokrates.
okrates hat seine Philosophie gelebt und mündlich gelehrt, aber nicht aufgezeichnet. Sein Leben, sein Prozeß, sein Ende gehören so sehr der allgemeinen Kulturgeschichte an, daß ich hier nur an die entscheidenden Züge erinnern will. Wie die späteren Sophisten die von Haus aus ehrenvolle Bezeichnung „Sophist" durch ihre Verzerrungen und übertreibenden Verallgemeinerungen zum Gespött aller nachfolgenden Geschlechter heruntergedrückt haben, so hat Sokrates durch sein Leben und seine Lehre dem Namen „Philosoph" den intellektuellen Adelsbrief für alle Zeiten ausgestellt.
Sein Geheimniß war die unvergleichliche Selbstbeherrschung, die von der Maß- und Zügellosigkeit der Spätsophisten so glücklich abstach. Was ihn auszeichnet, ist: die „Autarkie" des sittlichen Willens, ferner sein Enthusiasmus der Nüchternheit, seine geschickt verhüllte, zur „Ironie" benutzte dialektische Aeberlegenheit, die von einer unantastbaren Lauterkeit der Gesinnung getragen war, endlich und insbesondere die Uebereinstimmung von Lehre und Leben.
Selbst die christlichen Philosophen, bis hinauf zu Dante, bewundern in Sokrates das unsterbliche Muster eines heidnischenWeisen.
Als philosophischer Denker ist er von mehreren seiner Zeitgenossen, sicherlich von Anaxagoras, erreicht, vielleicht sogar überflügelt worden; aber als philosophischer Charakter steht er wie aus Stein gemeißelt für alle Zeiten da.
Sokrates wurde in der zweiten Hälfte des Mai in
Athen als der Sohn des Bildhauers oder Steinmetzen Sophroniskos und der Hebeamme Phainarete geboren. Vom Vater erlernte er den Beruf, dem er eine künstlerische Weihe zu geben verstand, so daß derPausanias desPerieget noch hundertfünszig Iahre nach Christus ein von der Hand des Sokrates herrührendes Bildwerk gesehen haben will. Von der Mutter eignete er sich die (von ihm so genannte) Maeeutik, eine Art intellektueller Entbindungskunst, an. Die von Sokrates eingeführte Methode des „Ausfragens" und dialogisirenden Heraustreibens von neuen Gedanken verglich er dem Hebammenberuf der Mutter und sagte, er helfe Anderen zur Geburt ihrer Gedanken. Seine Bildung war die herkömmliche, seinem Stande als Bildhauer angemessene. Anaxagoras wird er nicht „gehört", sondern nur gelesen haben. Seiner Militärpflicht genügte er durch die Theilnahme an drei Feldzügen. Daß er dabei Ruhe, Besonnenheit und Tapferkeit zeigte, müßten wir aus seinem Charakter schließen, auch wenn es weniger gut bezeugt wäre. Er achtete bis zu seinem letzten Athemzug das Gesetz,

auch wenn er es theoretisch für einer Verbesserung bedürftig hielt. Nicht das Individuum, sondern die Gesammtheit, die Polis, vertreten durch den Allgemeinbegriff des Staates, haben über Gesetz und Recht zu entscheiden. Hier schon tritt der tiefe Gegensatz des Sokrates, der das Allgemeine auf begrifflichem Wege durch Definition gewinnen und fixiren will, zu den Spätsophisten hervor, die alles Allgemeine, Ueberkommene, historisch Gefestete atomisiren, in seine Bestandtheile auflösen und so die Polis zersetzen wollen.
Seinem äußeren Beruf ging Sokrates in der Werkstatt, seinem inneren auf Märkten und Plätzen nach. Daß Ranthippe, seine bürgerlich einfache Gattin, die den Ekelnamen eines zanksüchtigen Scheusals vielleicht gar. nicht verdient (Fritz Mauthner und Eduard Zeller haben ihre Ehrenrettung versucht), ob dieses Müßigganges ihres Gatten ungehalten war, zumal er die Noth des Haushaltes noch erhöhte, wird man ihr leicht verzeihen. Die Größe des Sokrates vermochte sie nicht zu erfassen. Lag doch seine Bedeutung im gehaltenen Ebenmaß von Leben und Lehre. Freilich stach seine Silenfigur, das Satyrgesicht mit der aufgestülpten Nase, dem unförmlichen Hängebauch und eine damit verbundene geniale Lässigkeit im Habitus von der inneren Harmonie, die nur für die feinen Sinne des perikleifchen Kreises, in dessen Mittelpunkt er stand, bemerkbar war, wunderlich genug ab. Der Dutzendbürger Athens sah in diesem Zwiespalt von Aeußerem und Innerem etwas Absonderliches und Fremdartiges. Die Gespräche mit Gevatter Schneider und Schuster, in denen Sokrates sich als überlegenen Menschenbildner erwies, machten ihn für intellektuelle Feinschmecker „zum wunderbarsten aller Menschen, dessen Gleichen man nie gesehen hat"; es ist Platon, der so von ihm spricht. Xenophon hielt ihn „für den besten und glücklichsten Menschen auf der Erde". Aber für die Mittelmäßigen des athenischen Demos war Sokrates eine komische Figur und für die Lustspieldichter von der Artung eines Aristophanes ein willkommenes Stichblatt übermüthigen Spottes. Aber Sokrates verlor sein Gleichgewicht niemals. Ob er bei den Symposien des perikleischen Kreises Nächte durchzechte und am frühen Morgen, wenn alle Anderen zusammenbrachen, nüchtern von Kannen zog und mit Bäckern philosophische Zwiegespräche führte, ob Aristophanes ihn in den „Wolken" blutig verhöhnte und er, als Zuschauer, herzhaft Beifall klatschte: nie kam sein Innerstes um das Gleichgewicht. Freilich trug ihm seine „Methode", durch Ausfragen Krethi und Plethi zu beweisen, daß sie nichts wüßten, wenig Freude ein. Vulgus will geschmeichelt, nicht belehrt sein, am Allerwenigsten über seine selbstgefällige Ignoranz aufgeklärt wer-

den. Und so wirkten private Feindschaften, politische Konstellationen und skrupelloses Streberthum zusammen, um über die Demokratie Athens unauslöschliche Schmach zu häufen.

Die Geschichte des Sokrates-Prozesses kennen wir aus Piatons „Apologie" und einer ungemein packenden Darstellung im platonischen „Phaedon", besonders über die letzten Stunden des Sokrates, wie sie nur von einem Augenzeugen so lebendig und anschaulich geschildert werden konnten. Eine zweite Quelle bilden die „Memorabilien" des Xenophon.

Da die beiden Berichte in manchen Punkten von einander abweichen, so war man früher geneigt, dem sachlicheren Renophon als dem Historiker, dem Verfasser der „Anabasis" und Führer der Zehntausend, höheren Glauben zu schenken als dem subjektiv und unhistorisch empfindenden Platon,.der uns nicht den, sondern seinen Sokrates zeige. Sokrates selbst hat, wie wir bereits 'wissen, nichts Schriftliches hinterlassen. Schon Schleiermacher ist an dieser höheren Glaubwürdigkeit Renophons irr geworden. Iüngere Untersuchungen (von Dümmler, Ioel und Natorp) haben uns vollends aufgeklärt, daß Renophon nicht als Augen- und Ohrenzeuge spricht, sondern seine Figuren erfindet. Ob Renophon durch den Kyniker Antisthenes bestimmt ist, wie Ioel in breiter Ausführlichkeit darzuthun versucht, bleibe dahingestellt. Eins scheint gewiß: wenn der mittelmäßige Schriftsteller und untermittelmäßige Philosoph Aenophon („xenophontischer Kopf" ist heute noch Spottwort: für Pedanterie und Mangel an Ursprünglichkeit des Denkens) nicht einmal den Vorzug der Kopistentreue für sich hat, dann ziehen wir die Berichte Platons vor; zumal dann, wenn sein Bericht durch Aristoteles bestätigt, ergänzt oder auch berichtigt wird. Für den Prozeß des Sokrates freilich haben wir bei Aristoteles, der sich weniger mit den Personen als mit deren Theorien befaßt, keine Auskunft zu erwarten, sondern bleiben auf die platonische Apologie und die xenophontischen Memorabilien angewiesen.

Die Ankläger des Sokrates waren der Dichter Meletos, der reiche Lederhändler Anytos und der Redner Lykon. Die Anklage stützte sich auf drei Punkte: Sokrates verderbe dieIugend,er leugne die Staatsgötter und wolle sie durch neue Gottheiten ersetzen. Von den S01 stimmberechtigten Richtern war anfangs nur eine geringe Majorität für die Verurtheilung des Sokrates. Hätte er sich herbeigelassen, in seiner Vertheidigungrede den Richtern Konzessionen zu machen oder ihr Mitleid anznrufen, so wäre er wohl freigesprochen worden. * Denn die Schwäche der Anklagepunkte war Allen fühlbar. Das Leben des Weisen war klar und durchsichtig. Kein

Makel haftete an seiner Lebensführung. Der Verkehr mit den Aristokraten war dem Demos vielleicht gesellschaftlich anstößig, doch kein Verbrechen. Ich sehe auch nicht, daß unter den Richtern „zwei Weltanschauungen" aufeinandergestoßen sind, wie Gomperz meint, sondern ich glaube mit Pöhlmann, daß es sich in diesem Prozeß weniger um Prinzipien und Weltanschauungen als um Mensch-liches, Allzumenschliches gehandelt hat. Verletzte Eitelkeit stimmte die Richter zu dem Urtheil, das sie nach der Vertheidigungrsde des Sokrates gegen ihn fällten. Statt weichlich zu winseln, wie mans von Angeklagten gewohnt war, sprach Sokrates als Ankläger. Statt zu flehen, forderte er die Wuth heraus. Die heroische Geste, mit der er, statt einer Verurtheilung, die höchste Ehre heischte, die Athen zu vergeben hatte, die öffentliche Speisung auf Staatskosten im Prytaneion, wirkte auf die Richter, die, als Geschworene, zum größten Theil aus dem Mittelstand kamen, wie grellster Hohn. Mit erdrückender Mehrheit verurtheilten sie ihn zum Tode durch Schier-lingsgift. Gern hätte man ihn entschlüpfen lassen; man benutzte eine Festzeit von dreißig Tagen, bis zur Rückkehrdes Staatsschiffes von Delos, um ihm Zeit zur Flucht zu lassen. Aber er blieb stand-Haft. Am Tag der Urteilsvollstreckung trank er, von seinen Freun-den umgeben, mit ruhigem Gleichmuth das Gift.

Die Lehre des Sokrates ist von eben so schlichter Größe und, durchsichtiger Klarheit wie sein Leben und sein Tod. „Niemand fehlt freiwillig": diese drei Worte, sagt Gomperz, umschließen den Kern des Sokratismus. Der Begriffs-Ethiker Sokrates, wie die ersten Dialoge Platons, welche die Ideenlehre noch nicht enthalten, ihn zeigen, ist der Urtypus des Rationalisten und Intellektualisten. Das Gute zu wissen nnd es doch nicht zu thun, ist in den Augen des Sokrates, der alle Leidenschaften dadurch überwindet, daß er sie in den Dienst des vernünftig-klaren Willens stellt, ein logisch unvollziehbarer Gedanke, Was wir ethisch „Laster" nennen, ist, logisch gesehen, nur „Irrthum". Sünde entspringt stets der Un-wissenheit. Wer das Gute weiß, muß es auch thun; wie man in der Logik (so lehrte später uns Aristoteles) die Konclusio richtig ziehen muß, wenn die Prämissen gegeben sind. Alle Ethik wird von So-krates rationalisirt und logisirt, alles richtige Handeln auf richtiges Denken zurückgeführt. Wie gelangen wir nun zu diesem richtigen Denken, das uns darüber aufklären soll, wie wir richtig zu handeln haben? Sokrates hat für Physik, Mathematik und Naturphiloso-phie nur geringes Interesse gezeigt und die ganze Gewalt seines Könnens den Problemen des Denkens und Handelns (Logik oder Dialektik und Ethik) zugewandt. Wissen ist ihm die höchste Tugend.

Die Sophisten hatten als Kriterium alles Wissens die einzelne „Empfindung" aufgestellt, also die sittliche Einzelerfahrung zum Maßstab aller Wirklichkeit- und aller Wahrheitwerthe erhoben.
Hier setzt Sokrates ein. Das Recht der sinnlichen Erfahrung will er so wenig bestreiten, daß er sie immer zu Rath zieht. Denn er geht in seinem induktiv-epagogischen Verfahren vom Einfachsten, vom Elementaren aus, um durch Selbstbesinnung, Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, endlich durch Vergleichung und Anterscheidung zum allgemeinen Begriff, umsichtig und behutsam generalisirend, emporzusteigen. Induktion und Definition sind das Ziel der dialektischen Prüfung der Begriffe, wie sie Sokrates mit seinen methodischen Hilfsmitteln der Maeeutik und Ironie in die Praxis des täglichen Lebens umsetzt. Zu dieser Untersuchung und reinlichen tzerausarbeitung der Begriffe wird er durch seinen Dämon getrieben, dessen Stimme er von Iugend auf stets als eines Warners vernommen habe. Weil er so gern von diesem „Dämon" sprach, wollte Lombroso ihn zu den Epileptikern zählen. Wir aber erkennen in solcher Rede den sittlichen Takt oder den Rausch der Begeisterung, wie er sich bei Künstlern in begnadeten Schöpferstunden einzustellen pflegt, von religiösen Genies als Offenbarung oder Eingebung höherer Mächte gedeutet wird. Bei Denkern kennt man diese intellektuelle Anschauung als ratio intuitive; selbst noch bei Männern wie Spinoza, Kant und Schopenhauer.
Dieses innere Licht (luinou naturale heißt es später in der Scholastik) führt Sokrates vom Einzelnen ins Allgemeine, von der Empfindung zum Begriff, von der psychologischen Wirklichkeit, wie die Sinne sie uns zeigen, zur logischen Wahrheit, die nur der Verstand uns vorzustellen vermag. Die Sophisten haben Recht für die Wirklichkeit der Sinne, die Eleaten aber für die Wahrheit des Verstandes. Das ist die somatische Lösung des Erkenntnißproblems, wie sie uns Platon in den sokratisch gefärbten Schriften seiner ersten Schaffensperiode darbietet. Die Sinne zeigen ein „Werden", der Verstand zeigt ein „Sein". Dort Variabilität, hier Konstanz.
Die Welt der Sinneseindrücke ist die des Relativen, die der Begriffe die des Absoluten. Die induktive Methode auf der einen und die Feststellung allgemeiner Begriffe auf der anderen Seite sind, nach dem abgewogenen Zeugniß des Aristoteles, die zwei Lehren, die man Sokrates mit Recht zusprechen darf. Diese beiden Einsichten tragen ihm den Ruhmestitel ein: „Begründer der Geisteswissenschaften bei den Griechen". (Von Armin.) Hatten die Sophisten gelehrt, daß Alles fließt, auch das Denken, so giebt ihnen Sokrates Recht für die Wahrnehmung, aber nicht für den Begriff. Die Wahr-

nehmung ist das veränderliche, der Begriff das ewig feste Element unseres Denkens. Die Wahrnehmung erfolgt in der Zeit und ist bei verschiedenen Individuen verschieden; der Begriff aber ist zeitlos und unveränderlich, eben dadurch bei allen Menschen der selbe. Diesen Begriff finden wir aber nur auf dem Weg des induktiven Verfahrens, das uns gestattet, vom „Gangbarsten" und Zweifellosen zum „Allgemeinsten" und Unzweifelbaren „hinzuführen".

Die theoretische Einsicht in den Werdegang der Begriffsbildung dient dem Weisen aber nur als Unterbau zur Praxis des Lebens. Sokrates ist und bleibt Begriffs-Ethiker. Nicht das Sein, sondern das Thun ist ihm das Primäre. Nicht Kosmologie und Naturphilosophie, sondern Anthropologie und Ethik bewirken die tiefsten Antriebe seines philosophischen „Eros". Das Wissen ist ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Erhöhung menschlicher Glückseligkeit durch tugendhafte Lebensführung. Deshalb wird Sokrates von Cicero so charakterisirt, wie ihn auch Raffael in seiner „Schule von Athen" aufgefaßt hat: als der Große, der die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeholt hat. Sein Problem heißt: Mensch. Auch ihm ist in gewissem Sinn der Mensch das Maß der Dinge; aber nicht der denkende, sondern der handelnde Mensch. Tugend ist ihm das ethische Kriterium. Aber Tugend ist gleichbedeutend mit Tüchtigkeit.. Die Tugend ist lehrbar. Sie besteht im Wissen vom richtigen Handeln nnd kann daher nur eine sein. Alle Tugend geht schließlich auf Selbstbesinnung oder Einsicht zurück; daher die Gleichsetzung: Tugend ^ Wissen. Das Erkennen dient nicht, sondern befiehlt dem Handeln. Darin bezeichnet das Auftreten des Sokrates den Scheitelpunkt des Intellektualismus: die ratio hat den Primat, während die voluutas nur sekundär ist. Der Verstand befiehlt, der Wille gehorcht: so wills die klassisch-rationalistische Psychologie und Ethik, die von Sokrates bis zu Spinoza, Hegel und Ebbinghans reicht, während die Irrationalisten und Romantiker dem Willen mit Schopenhauer den Primat über den Verstand einräumen.

„Niemand ist freiwillig böse": dieser Refrain der sokratischen Ethik schließt die Lehre in sich, daß Ieder in seinem wohlverstandenen Eigeninteresse das Gute thun wird, sobald er es nur kennt, nur den Begriff des Guten richtig zu desiniren weiß. Man kann nicht gut handeln, ohne zu wissen, was gut ist; sobald man das Gute weiß, muß man es thun. Dieses eine Gut, die Tugend oder das Wissen, ist unabhängig von Stand, Beruf, Klasse und Geschlecht. Frauen erreichen es eben so wie Männer. Was ist aber dieses höchste Gut? Sokrates ist Sozialutilitarier und Eudämonist von

unverfälschter Ursprünglichkeit. Nicht umsonst berufen sich unsere heutigen Pragmatiker, obenan William Iames, auf Sokrates als auf ihr Urbild. Ihm ging Eins über alles Andere: der Nutzen für den Menschen. Das ist das schönste Wort, sagt Platon, das jemals gesprochen ward und das jemals gesprochen werden wird: daß das Nützliche schön, das Schädliche häßlich ist. Ein Mistkorb, der seinen Zweck erfüllt, so läßt Renophon Sokrates sprechen, ist schöner als ein unzweckmäßig gearbeitetes goldenes Schild. Sokrates hat Denen geflucht, die zum ersten Mal das Nützliche vom Schönen getrennt haben. Wenn aber die Pragmatiker von heute Sokrates als ihren Heros preisen, dürfen sie den Unterschied nicht vergessen, der zwischen ihnen, den Voluntaristen, und dem Erzrationalisten Sokrates besteht. Ihm war alles Teleologische im tiefsten Grund logisch; ihnen ist alles Logische in der Wurzel teleologisch. Dem Sohn des Sophroniskos war die Einsicht, die Besinnung das Oberste, Höchste, dem alles Andere, das Gute wie das Schöne, Vortheil und Glück, untergeordnet werden müsse.

Wissen ist ihm höchste Lust. Das delphische Wort, das zu Selbsterkenntniß mahnt, bedeutet ihm uur ein IZnorainus, nicht ein lAnoi-kdiinus, wie der sophistischen Skepsis. Wir wissen noch nicht, aber wir werden wissen, wenn wir erst das Allgemeine, den Begriff, erforscht und ermittelt haben. Deshalb ist nur der Einsichtige zur Herrschaft berufen (woraus später Platon, im „Staat", das tzerrschaftrecht der Philosophen ableitet). Ueber den Herrschern stehen die Götter, denen die „Einsicht" in viel höherem Maße ward als den Menschen. Sokrates spricht von Göttern, von einer Mehrzahl, ganz im Einklang mit dem Polytheismus der Volksreligion; in dem einen Gott, von dem er manchmal spricht, soll der Hörer wohl den Weltordner, den Verstand erkennen.

In der angewandten Ethik legte Sokrates den Nachdruck auf Selbstbeherrschung, Sophrosyne, Mäßigkeit, Abhärtung, Bedürfnißlosigkeit, vor Allem aber (darin orphisch-pythagoreisch wie sein großer Schüler Platon) auf Freundschaft. Seine tiefe Religiosität giebt ihm Worte ein, die ihn als den „größten Heiden" auch in christlichen Gemüthern fortleben ließen: Besser Unrecht leiden als Unrecht thun. Sokrates hinterließ Bausteine zu einem System, das seine Schüler und Nachfolger ausgestaltet haben. Mehr aber als das System hat die Persönlichkeit gewirkt. Protagoras konnte Viele überreden: Sokrates hat die Hörer mit nie wieder erlebterZwangsgewalt überzeugt. Nicht eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung gab er uns, aber die unverlöschliche Erinnerung an eine erlebte Philosophie. Professor Dr. Ludwig Stein.

Das Rokoko,

ZW

Das Rokoko/)

ir lag nicht daran, in diesen Bildnissen aus einer Zeit ein Vergangenes zu beschreiben, „Beiträge zur Chrestomathie des Gewöhnlichen" zu geben, wie Rudolf Kaßner die Geschichtbeschreibung nennt, die mit einer noch so großen Gelehrsamkeit Menschen, Dinge und Denken einer Zeit lebendig zu machen sucht, die durchaus tot sind, da sie sich völlig in ihrer Zeit verbraucht, Alles, was sie haben, an ihre Zeit restlos abgegeben haben. Iede Würdigung der älteren Geschichte kann ihr Recht allein daraus nehmen, daß, woran wir mit dem Alten erinnern, heute noch irgendein Leben hat. Der Historiker, als welcher nicht der Antiquar ist, wird immer die Geschichte seiner eigenen Zeit schreiben, sofern er nur auch in seiner eigenen Zeit mit ganzer Theilnahme lebt, seine eigene Zeit erleidet.

Das achtzehnte Iahrhundert hat (vielleicht aus einem Ueberfluß an Dokumenten) in der heutigen Kenntniß unter dem Toten und dem in seiner Zeit Verbrauchten mehr als irgendeine Zeit zu leiden, so sehr, daß diese Zeit uns ferner scheint als irgendeine vor ihr. Die Revolution dünkt uns so sehr definitive Endigung des Alten und Ausgang unserer vermeintlich ganz neuen Geschichte zu sein, daß wir ein Besonderes in dem Allgemeinen gar nicht mehr wahrnehmen und in einem blassen Schlagwort jene Zeit kritisch verdichten und erledigen, wo wir in allem Wesentlichen uns mit den Dingen noch immer auseinandersetzen und auf Fragen Antworten suchen, die eben dieses achtzehnte Iahrhundert zum ersten Mal gestellt hat. Die sichtbaren Wirkungen markiren in der Geschichte keineswegs. Das thun die Ursachen. Die Revolution, von der wir uns so neu datiren, ist früheren Datums als 1789, wovon das heutige Bürgerthum Zeuge ist, dessen Geburtstunde zusammensällt mit der von Rousseaus Literatur, deren träumerisch verlogene Sprache dieses Bürgerthum bis heute nicht zu seinem Vortheil redet, wenn immer es sich ans der Tribüne äußert. Im Kontor spricht es zu seinem Glück ja Englisch,

Unsere Zeit gefällt sich darin, zu der Kultur des achtzehnten Iahrhunderts, der letzten, welche die Menschengeschichte zusammenbrachte, sich, gegensätzlich zu charakterisiren. Man glaubt diese Zeit oberflächlich und äußerlich, weil man sich selbst tief und intensiv vorkommt: daß diese Tiefe und Intensitität sich noch keine Formen geschaffen, es zu keinen kulturellen Werthen gebracht haben, läßt die Menschen die-

*) Einleitung in ein Buch, das, unter dem Titel „Das Rokoko", bei Georg Müller erscheint und die folgenden Bildnisse enthält: Prevost; Piron; Sturz; Bodmer; Wieland; Casanova; Heinse; Galiani; Grimod; Pope; Sterne; Beckford; Moritz; Lenz; Molisre; Laclos; Louvet; Denon; Moreau; Greuze; Diodotto.

ser Zeit nicht etwa an dem Besitz dieser Qualitäten zweifeln, sondern
soll sogar ihre ganz außerordentliche Fülle bestätigen. Wobei man gar
nicht achtet, daß diese heutige Zeit, so weit sie es überhaupt zu einer
Alle verbindenden Form bringt, im besten Fall nur Formen dieser
alten Zeit unbewußt parodirt und eben nichts Anderes kann als Dies,
da ihr die Tiefe und Intensität der alten Zeit, aus der heraus diese
Oberfläche wurde, durchaus fehlen.
Diese Zeit (oder sagen wir: das neunzehnte Iahrhundert) ver-
braucht das Erbe des achtzehnten und thut es mit wenig Talent, aber
mit einem schlechten Gewissen. Deshalb wünscht es sich in einem Gegen-
satz zu dem achtzehnten Iahrhundert gesehen, dem es aber im Wesent-
lichen denkerischer und ethischer Einstellungen viel näher ist als etwa
dem achtzehnten das siebenzehnte Iahrhundert. So daß man eine be-
stimmt zu charakterisirende Zeit von 1740 etwa bis auf heute datiren
kann, der durchaus gemeinsame Tendenzen eigenen und die nur durch
den MangelderForm bildenden Kräfte im neunzehntenIahrhundertvon
einander unterschieden sind. Die Formen, die sich die ältere Zeit noch
geben konnte, haben in der neueren Zeit nur noch in der leblosen Kon-
vention ein diskutirtes Dasein, in ihrer toten Nachahmung und Pa-
rodie, aber sie sind nicht mehr ein Ganzes bindend und Hintergrund
schaffend. Die Leichtigkeit und scheinbare Voraussetzunglosigkeit der
Formen des Rokoko gelten heute als Wesen und Gesetz für alle Form,
in der man nichts als ein Aeußerliches sieht, das man ganz eklektisch
wählen könne. Die neue Zeit hat so alle Formen kopirt, aber keine ein-
zige aus sich geschaffen. Das Rokoko verbarg Zweck, Konstruktion und
Elemente hinter dem Ornament; man hob scheinbar alle statischen
Gesetze auf und gefiel sich im Illusionismus; man vermengte Plastik
und Architektur, oft indem man Beides malte. Kirchen machte man
wie Theater, Schlafzimmer wie Altäre, Bäume und Sträucher schnitt
man zu Thierformen, Kaskaden ließ man scheinbar aufwärts fließen.
Das Gespräch und der Brief wurden die beliebteren Ausdrucksformen
auch für gelehrteste Dinge, denn man besaß die Tiefe und wollte sie
an die Oberfläche bringen, in die sinnliche Form: in der Musik hatte
das Rokoko sein Genie. Ia, dieses „oberflächliche" Iahrhundert kulti-
virte, an die Formen des Lebens glaubend und sie zu schaffen begabt,
seine Oberfläche um so intensiver, je mehr Kräfte von unten sich rühr-
ten, welche die Formen dieses Lebens in Zweifel stellten, weil sie dieses
Leben selber verwarfen. So stark war die Kraft zur Form und die kul-
turelle Verpflichtung zur Oberfläche, daß sich die Tiefen und Neuen
selber darein begeben mußten: Diderot wie Rousseau, Lessing wie
Goethe, Haendel wie Bach und Mozart wie Beethoven, Watteau wie
Fragonard: im Besten wie im Schlimmsten lebt das neunzehnte Iahr-
hundert von diesen größten Energien des Rokoko, was die Episode der
deutschen Romantik, was die „Natürliche Tochter", was Beethovens
letzte Quartette bis auf heute nicht zu ändern vermochten.
Der sich im Gefühl am Stärken gegen die Bindungen seiner Zeit

stellte, wurde unser verzweifeltstes Erbe: Rousseau. In Tolstoi verbrauchten wir dieses letzte Stück. Rousseaus lyrischer Sentimentalismus wandelte sich in den Spleen, dieser in den Pessimismus, der in letzter Wandlung einen anarchischen Individualismus und seinen Zwillingbruder, den protestantischen Sozialismus, zeugte. Dies sind die Etapen im Geist des neunzehnten Iahrhunderts. Wir sind dabei, uns mit den letzten gebliebenen Resten auseinanderzusetzen: es scheint aber, daß wir eine neue Einstellung haben, wenn sie auch noch ohne distinkte Form ist.

Die Aufklärung inthronisirte die Vernunft (man mußte über den Abgrund Pascals hinwegspringen) und machte die Welt nach ihrem Bilde vernünftig. Sie entkleidete die Religion und das Gefühl stand nackt und fror: da wurde es die „Ungenauigkeit des Herzens" leidvoller Menschen (Gebsattel fand für den SentimentSlismus das richtige Wort) und verklagte die vernünftige Welt. Rousseau gab dieser Anklage das eindringlichere Wort, denn in ihm war die Leidenschaft stark genug, daß er das Einzelne generalisiren und sagen konnte: „Der denkende Mensch ist ein entartetes Thier". Und von sich: ,,^s ns suis ksit oomms suöuil as OSUX c>us z'si vus; z'oss oroirs u'strs ksit ooirims ÄUClln 6s veux qui sxistsnt" oder ,,-7s suis u» strs s psrt". Dieser leidenschaftliche Glaube an sich selbst mußte nur noch stärker werden aus der Einsicht in den Widerspruch zwischen Leben und Predigt dieses ganz unsozial Empfindenden. Er predigte die Liebe und gab seine fünf Kinder ins Findelhaus; er predigte gegen Rang und Verschwendung und lebte auf Kosten großer Herren; er eiferte für die Demokratie und hing an den Schleppen der Aristokraten; er weinte über den Reizen der Reinheit und bewies sie nur als Ausnahme von der Regel. Unsozial gab er der Gesellschaft das soziale Gesetz; Rückkehr zur Natur verlangte der Unnatürlichste seiner Zeit. Er war ein Schriftsteller, den seine Worte trunken machten; und diese ^Trunkenheit schuf die Erregung, nicht seine Ideen, die keinerlei Bestürzung hervorriefen.

Es ist gewiß nicht schwer, zu beweisen, daß Rousseau nicht hatte, was man Ueberzeugungen nennt. In seiner Preisschrift war er für die Künste als Förderer der Menschheit. Diderot rieth ihm, journalistisch aufgelegt, den entgegengesetzten Standpunkt als den interessanteren: und Rousseau schrieb gegen die Künste als Verderber der Menschheit. Er war ein Dichter, ein Literat, ein Iournalist, aber an der Einsicht, wie er sich mit allen diesen Talenten in geheimen Widerspruch zu irgendetwas in sich setzte, nährte sich die Leidenschaft dieses Menschen und trieb ihn ins Grenzenlose. Er liebte die Menschheit und konnte mit Keinem in einem einfachen Frieden leben und war ein Selbstgerechter. „Es giebt keinen besseren Menschen als mich" schrieb er, wie oft! Ist es nicht sein einziges Thema? Er weinte mit seinen Zuhörerinnen über sich, vor sich, seine Weste hinunter. Ganz genfer Protestant, sagt er: „Ich war ein Sklave in meinen Lastern, aber in meinen Gewissensbissen bin ich ein Freier". Also: das Motiv ist mehr als die

That; diese Praxis der Quietisten brachte Rousseau in die Literatur. Die hat davon ihren Charakter bis auf den heutigen Tag, dessen Psychologisinus eben im Sterben liegt. Und diese Praxis bedeutet im Ethischen eine Vereinfachung des moralischen Mittels, die den Reichthum der Oberfläche so mindert wie die Lust dazu. Und Dies bleibt Versuch und Forderung die ganze Zeit, bis auf Tolstoi. Die Umkehrung, die Nietzsche Bifrons, der vorwärts und rückwärts Gewandte, zwischen den Zeiten Stehende, dem Satze gab: „Ich bin frei in meinen Lastern und ein Sklave in meinen Gewissensbissen", diese Umkehrung sagt Rousseaus Satz noch einmal, denn Rousseaus Erlebniß lebte auch in Nietzsche noch und war ein Schrei aus persönlicher Noth. Ob das Wort so ist oder so, ist keine Unterscheidung im Wesentlichen. Er sah nur als Erster das Ende einer Zeit, ahnte in Qual und Sehnsucht die neue und suchte doch, noch ganz in der Gewohnheit der alten vernünftigen Zeit, das Leben zu beweisen, um es zu leben.

Entblößt von aller Form, die es sich im Werden gab, lebte das Geistige der alten Zeit chaotisch in der neuen Zeit zu Ende. Im Unverständniß aller Form hielt die neue Zeit die Form für Spiel und Laune, konnte sich keine geben, war „Natur", wie sie meinte, und nahm Formen vor wie Masken. Voll Erschütterungen und Skurilitäten war diese Zeit, in die noch unsere Iugend fiel. Sie schreibt Null, nun, da sie ihre Bilanz zieht. Wie von einem Vergangenen möchte man schon von ihr sprechen und die auflebende neue erinnern, daß wir in den Bildungen des Rokoko stärkere Ressourcen haben für die Haltung, die uns nöthiger ist als „Stil" und „Geist" und „Fortschritt".

Der Titel, unter den die kleinen Variationen gestellt sind, ist historisch nicht zu genau zu mhmen. Er soll nur, als Theil fürs Ganze, eine formale Einheit des achtzehnten Iahrhunderts, ihr Ornament gewissermaßen, bezeichnen, welche formale Einheit aber keine chronologische bedeutet, so wenig wie eine moralische Abgrenzung dieser Zeit, in deren formaler Einheit differente Perioden wohl zu unterscheiden sind. Will man sie an dem Musterlande der Zeit, an Frankreich, aufweisen, so unterschiede man die Periode von 1715 bis 1723, die Zeit des Regenten, die Zeit der ,smguIsrits sllrontss', neubegierig, wild persönlich in allem sittlichen Thun und mit einem intellektuellen Cynismus unsittlich. Darauf die Zeit des Ministeriums Fleury von 1723 bis 1743: ein geschickter Macchiavellismus bändigt noch die dissoziirenden Elemente der Zeit, die alsbald nach des Kardinals Tod und nach dem Frieden von Aix-la-Chapelle als Opposition herrschend werden. Mit 1774 beginnt die Periode der Illusionen und Hoffnungen, der verspäteten Reformen nnd permanenten Aufstände. Was diese Kultur auflöste, bildete sie aus sich selber: die Oeffentliche Meinung, die bis heute zur Demokratie neigt. Sie bestand schon, bevor Voltaire, Rousseau und Diderot ihr ihr mächtiges Wort liehen. Sie bestand in den Chansons, in den Pamphleten, in den Memoiren und Korrespondenzen. Dieser Offentlichen Meinung bediente sich die kKilosopdis miliwns und

gab ihr die Macht aus der Zersetzung alles Dessen, was bisher Macht war: Königthum, Staat,Kirche,Adel.EineabsoluteMonarchiemitallen Formen, doch ohne Prestige und ihre gesetzliche Macht nur durch das Schwanken zwischenWillkür und Schwäche äußernd,EinAdel,denweder Pflicht noch Selbstbewußtsein hält und der aus Spaß zur Opposition geht. Ein Parlament, dessen Widerspruch kein Gedanke fruchtbar macht. Eine Kirche, ganz ins Weltliche gesunken. Da kein geistiges Gesetz ist und kein für alle giltiges Gebot, hat Ieder eine Meinung und ist Nichter und Urtheiler in Allem. Wie ein Barbier um 1760 zu seinem Kunden sagte: „Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, aber ich glaube nicht so viel an Gott!"

Aus der Zersetzung der alten Mächte bildete sich diese neue Macht, die einzig herrschende bis auf unsere Zeit: die Oeffentliche Meinung. Sie ist nicht zu fassen und zur Rechenschaft zu ziehen; sie ist da und verschwunden, starr stehend und immer bewegt, überall und nirgends, formlos und alle Form zerstörend. Wer sie zu beherrschen meint, endet als ihr Diener, und wer ihr dienen will, Den zermalmt sie oft, denn sie hat Launen. An nichts gebunden, verbindet sie sich Alles. Ihre Wahrheit von heute nennt sie morgen Lüge, ihre Götter Götzen, ihre verehrten Talente lächerliche Narren. Ihr Kultus huldigt der Untreue, der Unbeständigkeit, dem steten Verrath. Das doppelte Gesicht, das Allem eigenthümlich ist, was in diesem achtzehnten Iahrhundert um seine Mitte ans Licht kommt, hat es von der Oeffentlichen Meinung, die sich eine Literatur improvisirt, welche der Vorläufer der Zeitung ist: die geschriebene Konversation, das Pamphlet. Sie bringt in Voltaire, in Diderot diese journalistische Aktivität, in die Gelehrsamkeit den amusirenden Vortrag, in den Montesquieu des Esprit des Lois den Montesquieu der Lettres Persanes; und sie begünstigt den Witz, das Epigramm, die Karikatur; giebt Iedem das Recht, von Allem zu reden, und erfindet sich aus ihrer Vielheit die idealische Einheit des Komms sslon la nswre, um sich einen ernsteren Fonös zu geben, der zu nichts verpflichtet. Iedes Gesicht dieser Zeit hat zwei verschiedene Profile: ein ernstes und das andere, das über den Ernst spottet, ein gesthlvolles und eins, das darüber den cynischen Witz macht. Diese Doppelheit war iu einer Form nicht zu halten; und daran zerbrach sie endlich. Diese Doppelheit doch in eine Form zu zwingen, war die außerordentliche Anstrengung des Rokoko. Wie ein unbewußter Wille die Form behauptet, die der Geist unausgesetzt bedroht: Das ist das Thema, das in den Studien dieses Buches variirt wird. Und diese Aufgabe erklärt es, daß die Modelle zu den kleinen Bildnissen nicht unter den Menschen des ersten Ranges gewählt sind; denn Diese sind über ihre Zeit hinausreichend und mit ihr nur durch ihr Schwächstes verbunden.

Wien, Franz Blei,

Abessinien.

^Un der „Zukunft" ist mehrmals gesagt worden, Abessinien sei die beste und würdigste Entschädigung für Marokko und Egypten (obwohl Frankreich durch Marokko in absehbarer Zeit seine Armee in bedrohlicher Weise wesentlich vermehren könnte). Vielleicht ist anzunehmen, daß uns Frankreich Abessinien überlassen würde; England wird es'gutwillig kaum thun. Nur nach einer Niederlage. Da Frankreich aber entschlossen scheint, in Bezug auf Kompensationen für Marokko nur in Nebereinstimmung mit England zu handeln, so wird Abessinien für uns wohl nicht in Betracht kommen.*)

Ich bin vor zwei Iahren mehrere Monate im Sudan gewesen, um gerade Englands Absichten auf Abessinien zu studiren. In meinem letzten Buch „Rund um Afrika und Madagaskar" findet der Leser eine Anzahl Details hierüber. Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß England ähnliche Absichten auf Abessinien wie auf Siam (Bangkok) hat: daß es die Schutzherrschaft über beide begehrenswerthe Objekte anstrebt. In Siam baut England augenblicklich die Südbahn von Singapore direkt nach Bangkok aus, die in zwei bis drei Iahren fertig wird; ohne schwierigere Seeoperationen kann es dann leicht die Hand auf Bangkok legen. Die Finanzverwaltung ist schon unter englischer Kontrole. Und es war für mich im vorigen Iahr betrübend, zu hören, daß selbst unsere deutschen dortigen Kaufleute eine englische Okkupation jeder anderen vorziehen würden.

Aehnlich handeln die Briten in der Absicht auf Abessinien. Wenn im Sudan der Bahnbau in dem selben Tempo weitergeht, muß man darauf rechnen, daß Khartum in etwa zwölf Iahren mit Addis Abeba, der Hauptstadt von Abessinien, verbunden sein wird. Ferner hat England schon seit Iahren auf die selbständige Ausführung von Wasserregulirungen am oberen Blauen Nil, namentlich an dessen Quellengebiet um den Tanasee herum, verzichtet; dieses

*) England zu überzeugen, daß sein eigenes Interesse ihm von dem Versuch abräth, eine vernünftige Expansion des Deutschen Reiches noch länger listig zu hindern, und daß es die deutsche Vorherrschaft in Abessinien, als ein kleines Uebel, ohne schmerzhaft fühlbare Folgen ertragen kann: Das eben ist eine Aufgabe deutscher Diplomatie; keine, scheint mir, deren Bewältigung einem starken Kopf undenkbar scheinen dürfte. Kräftig unterstützte Argumente einer nahen Großmacht haben bei britischen Staatsmännern stets Gehör gefunden, g.

Recht hat sich Großbritanien ausschließlich vorbehalten. So wird England thatsächlich ungefähr das ganze Stromgebiet dieses Flusses später kontroliren, da es den Weihen Nil heute schon bis zum Victoria Nyanza beherrscht. Mit der Nothwendigkeit, im Fall eines ernsten Krieges Egypten zu räumen, hat es sich schon vertraut gemacht. Das große egyptische Waffenarsenal ist deshalb bereits nach Khartum verlegt worden. Und die besten anglo-egyptischen Truppen, die sudanesischen, die sich viel tapferer schlagen als die weicheren Fellachen, sind im Sudan konzentrirt, um in den nächsten Iahren zunächst das augenblicklich noch ganz unabhängige Dar?Fur, wohin sich die letzten Anhänger des Madhi-Khalifa zurückgezogen haben, nach Vollendung einer Bahn über Kordofan zu besetzen und später nach Abessinien zu operiren. Für die Eroberung von Dar-Fur verfügen die Engländer über die werthvolle Hilfe des mit den dortigen Verhältnissen genau vertrauten Oesterreichers Slatin Pascha, der vor der Schlacht bei Omdurman (18O8) durch einen Spion dem Khalifa die falsche Nachricht zukommen ließ, daß Kitchener durch einen Nachtangriff Omdurman zu nehmen beabsichtige. Davon ließen sich die Madhisten täuschen und von eben diesem Nachtangriff abhalten, wodurch sie sich selbst der einzigen Siegeschance begaben. Kitchener hatte hiervor Furcht und war deshalb auch pünktlich in einer Vollmondnacht vor Omdurman eingetroffen. Sollte schließlich England einmal wirklich Egypten verlieren, so würde es doch stets als Herr des oberen Nilgebietes die Wasserversorgung des Pharaonenlandes fest in der Hand behalten. Außerdem sichert die Eisenbahn Port Sudan-Khartum den Nachschub der englischen Truppen im Sudan, während die egyptische Eisenbahn zwischen Whadi Halfa und Berber nicht ganz durchgeführt ist und Nildampfer die Verbindung herstellen.

In Abessinien sind augenblicklich drei Mächte politisch stark interessirt: Italien, Frankreich, England. Italien hat sich nach seiner bisher ungesühnten Niederlage bei Adua nicht nur mit dem nördlichen Eritrea begnügen müssen, sondern auch noch die reiche Gegend von Kassala an England abgetreten, das sich dadurch das ganze Flußgebiet des Atobara gesichert hat, eines wichtigen rechten Nebenflusses des Nils. Frankreich hat die Konzession der Bahn, die von dem auf Englands Druck hin als Freihafen erklärten Djibuti (Obok) über Harrar nach Addis Abeba durchgeführt werden soll. An dieser Bahn sind jedoch englische Kapitalien mit großen Summen betheiiigt. Und später wird England schon Mittel finden, um Djibuti-Obok zu nehmen, Abessiniens Hauptausgang nach dem Meer. Abessinien hat, wie alle Völker Afrikas, vor Groß-

britanien noch am Meisten Respekt. Die Briten haben 1868 bei
Magdala (Lord Napir of Magdala) die Abessinier geschlagen, die
damals noch nicht, wie heute, ungefähr hunderttausend moderne
Gewehre besaßen (deren werthvolle Munition manchmal ein be-
liebter Gegenstand beim Tauschhandel ist). In Addis Abeba hat
sich seit Iahren eine Filiale der englisch-egyptischen Nationalbank
aufgethan. Rußland hat in dieser Hauptstadt vor einiger Zeit eine
Station seines Rothen Kreuzes eingerichtet.
Abessinien gilt wohl mit Recht als das zukunftreichste
Land Afrikas. Man kann es vielleicht das Bolivia des schwarzen
Erdtheils nennen - auch ihm hat man ja die besten Verbindungen
mit der Küste weggenommen. Im Allgemeinen ist Abessinien ein
noch fast ganz unentwickeltes, aber sehr reiches Gebirgsland, dessen
Volk, wie die meisten Afrikaner, nur schwer zu regelmäßiger Feld-
arbeit (und zu dem neu eingeführten Schulzwang) gebracht werden
kann. Seine Bodenschätze harren noch der Ausnutzung; Bahnan-
lagen, Wege und moderne Geräthe fehlen. Die Gegend am Tana-
see soll sich speziell zur Baumwollkultur im größten Stil eignen;
ziemlich regelmäßige Monsunregen müßten solchen Betrieb unter-
stützen. Kraterseen schmücken seine Thalkessel; Basaltformationen
erinnern an die der Auvergne. Ueber viertausend Wasserfälle, zum
Theil ä 1s Gorge de Gavarnie (Pyrenäen), die Zola in seinem Ro-
man „Lourdes" schildert, verleihen der vielfach imposanten Land-
schaft einen eigenthümlichen Reiz.
Allzu leicht würden die Briten das sehr unabhängig denkende
und patriotische Volk nicht unterwerfen. Doch könnte dem britischen
Gold wohl gelingen, die kampfesfrohen Parteien des Landes gegen
einander auszuspielen. In solchen Künsten hat Albion ja eine be-
neidenswerthe Meisterschaft erlangt.
Major a. D. PaulvonRautenberg-Garczynski.

Kartellpflichten.

ie ausgedehnte Entwickelung des Kartellwesens hat bewirkt, daß
die Vortheile und Nachtheile der Kartelle von der einen Seite
eben so lebhaft bestritten wie von der anderen Seite vertheidigt wer-
den. Daß die meisten Kartelle den in ihnen vereinigten Arbeitgebern
und zum Theil auch den von ihnen beschäftigten Arbeitnehmern gro-
ßen Vortheil gebracht haben und noch bringen, ist wohl unbestritten;

aber in sehr vielen Fällen wurde dieser Nutzen zum Schaden der Allgemeinheit und zum Nachtheil anderer Gewerbe erreicht. Tausende von Existenzen des Mittelstandes, Reisende, Vertreter, Beamte, werden überflüssig (wo man sie behielt, wurden ihre Bezüge erheblich gekürzt), jüngeren Kräften wird die Aussicht genommen, im Großgewerbe selbständig zu werden, nnd schon mehren sich die Klagen, daß bei der Wahl von Leitern der großen Werke nicht so sehr die Tüchtigkeit wie die Fürsprache von Verwandten entscheidet, die in den Verbänden über großen Einfluß verfügen. In vielen Verbraucherkreisen wurde die Unbeliebtheit der Kartelle noch dadurch gesteigert, daß durch den Fortfall der Beziehungen zwischen dem einzelnen Hersteller und seinem Kunden eine Rücksichtnahme auf besondere Wünsche ausgeschlossen ist: der Kartellbeamte arbeitet einfach nach der Schablone. Der Verkehr zwischen Hersteller und Verbraucher wurde kalt und schroff. Die Kundschaft der Kartelle mußte merken, daß den gesteigerten Inlandpreisen niedrigere Auslandpreise gegenüberstanden. Dadurch waren die inländischen Abnehmer der Kartelle auch noch im internationalen Wettbewerb schlechter gestellt als der Ausländer, der mit billigem deutschen Rohmaterial den Sieg über deutsches Fertigsabrikat davontrug. Nehmen wir, als Beispiel, den deutschen Schiffbau. Durch die Güte seiner Erzeugnisse hat er bewiesen, daß er keinem ausländischen Wettbewerb zu weichen braucht; was ihm, im Vergleich mit dem ausländischen Schiffbau, fehlt, sind die Massenaufträge auf billige Handelsdampfer. Der deutsche Schiffbau ist noch gezwungen, relativ zu viele Arten herzustellen. Wegen der ständig steigenden Ansprüche an den Bau von Kriegsschiffen und von Personendampfern muß der deutsche Schiffbau über einen viel größeren Stab von Beamten und Technikern verfügen als die für den Bau billiger Handelsdampfer bestimmten Auslandswerften. Die können ihre langsam fahrenden, relativ wenig Kohlen brauchenden Handelsdampfer jahraus, jahrein nach dem selben Muster mit einem geringeren Aufwand an Betriebsunkosten herstellen, zumal sie durch billiges deutsches Material wesentlich unterstützt werden. Im Iahr 1910 bezog Großbritanien aus Deutschland 56800 Tonnen Grobbleche und 15800 Tonnen Feinbleche. Die Niederlande erhielten 1910 aus Deutschland 86272 Tonnen Grobbleche und 6626 Tonnen Feinbleche. Dänemark: 7523 Tonnen Grobbleche und 4630 Tonnen Feinbleche; Italien: 13836 und 3994; Norwegen: 18291 und 1082; Schweden: 3559 und 2080; China und Iapan: 7757 und 6950. Außer Frage steht, daß weitaus der größte Theil dieser Massen von dem Schiffbau der Einfuhrländer verbraucht wurde. So ist zu erklären, daß im Iahr 1908 nur 114 Schiffe mit 20200 Registertonnen und im Iahr 1909 nur 116 Schiffe mit 29000 Registertonnen auf deutschen Privatwerften für ausländische Rechnung erbaut wurden; während 1908 noch 220 Schiffe mit 103039 und 1909 noch 198 Schiffe mit 79300 Registertonnen auf ausländischen Werften für deutsche Rechnung hergestellt wurden. Eine dankbareAufgabe wäre es da für die verschiedenen

inFrage kommendenVereinigungen derMontan- undMetallindustrie,
gemeinsam mit dem deutschen Schiffbau dafür zu sorgen, daß nicht nur
für deutsche Rechnung weniger auf ausländischen Werften gearbeitet
wird, sondern auchmöglichstvieleAuslandsaufträgefürdeutscheWerften
hereingeholt werden können. Die deutschen Feinblechhersteller verkaufen
heute im Inland ihre Feinbleche mit etwa 130 bis 134 Mark für eine
Tonne, Dagegen werden die selben Bleche (freilich mit Hilfe von Aus-
fuhrvergütungen anderer Perbände) mit 114 Mark die Tonne ins
Ausland verkauft. Wenn wir nun in den Listen über den Außenhandel
des Deutschen Reiches finden, daß im Iahr 1910 noch 46870 Tonnen
verzinttte Bleche (Weißbleche) und im Ianuar 1911 noch 3688 Tonnen
Weißbleche von England nach Deutschland eingeführt wurden: liegt
da nicht der Gedanke nah, daß die in Betracht kommenden Verbände
gemeinsam die zur Förderung einer größeren Weißblechherstellung in
Deutschland geeigneten Schritte thun?
Dann macht man den Kartellen, nicht mit Unrecht, zum Vor-
wurf, daß sie bei der Gewährung von Ausfuhrvergütungen stets dem
Grundsatz huldigen: „Ausfuhrvergütungen werden nur Verbänden be-
willigt". Nehmen wir an, ein Werk verfüge über eigene Walzwerke,
aber nicht über eigene Kohlenzechen. Das Werk glaubt die Herstellung
seiner Walzwerke zu gering eingeschätzt und tritt daher den Verbänden
nicht bei oder scheidet aus ihnen. Sofort werden ihm die Ausfuhrver-
gütungen entzogen. Der eine Verband wirft sich zum Richter auf, wenn
in anderen Verbänden Meinungverschiedenheit oder Streit mit den
Außenseitern entstanden ist. Immer ergreift der Verband für den Ver-
band Partei. So wird der Außenseiter, wenn sein Betrieb nicht ge-
rade eine besonders günstige geographische Lage hat, gezwungen, auf
das Auslandsgeschäft zu verzichten; gegen die durch Ausfuhrvergü-
tung unterstützten Verbandswerke kann er nicht kämpfen, wenn er
selbst auf diese Ausfuhrvergütungen verzichten muß.
Mancher würde sich mit den Kalimännern aussöhnen, wenn ihr
Verband zur Verbesserung wenig ertragreichen Bodens ganz oder
theilwejse die Mittel hingäbe, Versuchsstationen in Haiden und Moo-
ren schüfe und für solche Zwecke Kalisalze billiger als sonst lieferte.
Das wäre jedenfalls eine höchst anständige Propaganda, die den Kali-
werken selbst wohl schon in naher Zukunft, durch anhaltende Steige-
rung des Verbrauches, wieder erheblichen Nutzen bringen würde.
Warum hat das Gesetz solche Art der Propaganda den Kaliwerken
nicht zur Pflicht gemacht? Legen die Kartelle der Allgemeinheit
durch höhere Preisstellung Lasten auf, so sollten sie sich selbst die
Pflicht auferlegen, dem deutschen Gewerbe mindestens die selben Be-
dingungen zu schaffen wie ausländischen Herstellern. Sie sollten im
eigenen Interesse und im Interesse der Allgemeinheit durch plan-
mäßige Zusammenarbeit bestehende Erwerbszweige fördern, neue Er-
werbszweige schaffen. Ihr „Haben" müßte dem „Soll" entsprechen.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimillan garden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Garleb S. m. b. ß. in Berlin.

Berlin, den 16. September 1911.
Weh dem Sieger!
^iese Zeilen werden, imAusland, am elften Septemberabend geschrieben. Vielleicht kommen sie zu spät; wird derwidrige Handel, der seit zehn Wochen nun alle kultivirten und dennoch tapferenMenschen wie einetzautkrätze ärgert, endlich abgeschlossen, ehe Konstantia im Kalender steht. Vielleicht. Heute siehts nicht danach aus. Im „lemps" behauptet Tardieu, Deutschland fordere, außer den Kongofetzen, im Gebiet des Scherifenreiches jetzt Privilegien, die ihm Frankreichs Regirung nicht gewähren könne; die (durchsichtige) Form der Internationalisirung solle ihm auf diein Marokko zu vergebenden öffentlichenArbeiten das selbe Recht sichern, das sechzigjähriges Mühen denFranzosen erworben hat. Ists wahr? Dann will der fünfteKanzler dem Wort entbunden sein, das zwei seiner Vorgänger verpfändet haben. Auf der Madrider Konferenz ließBismarck den französischen Antrag unterstützen, der für alle Signatarmächle das Recht der meistbegünstigten Nation heischte. Fürst Bülow hat zehnmal, besonders feierlich in einem Erlaß an den londoner Botschafter, betheuert, daß Deutschland in Marokko kein Privilegium irgendwelchcrArt erstrebe. Und der franko-deutsche Vertrag vom neunten Februar 1909 (Cambon-Kiderlen) verpflichtet die Regirungen beider Reiche, „Versuche, die ihnen oder irgendeineranderenMachtWirthschaftprivilegien schaffen könnten, weder durch eigenes Handeln noch auch nur durch Ermuthigung zu fördern". Dieser Vertrag würde,wie die 1880 inMadrid und 1906 inAlgesiras unterzeichnet

ncteil Akten, durchlöchert, wenn Deutschland jetzt ein Vorrecht er-
langte. Ist die Internationalisirung der öffentlichenArbeiten ernst
gemeint, dann schadet ihr Ergebniß zwar der Französischen Re-
publik (der die Beute geschmälertwird), braucht uns aber nicht zu
nützen. Ist sie nur die Hülse, in der unserer Wirthschaft Nahrhaf-
tes reift, dann sind wir in den Rang^des unreellen Verkäufers
erniedert, der sich seine Waare zweimal bezahlen lassen möchtc.
(DieWaare: Verzicht auf politische Macht in Marokko; 1909 ha-
ben wir sie verschenkt; 1911soll sie anzweiSchalternbezahltwcr-
den: amAtlas und amAequator.) In beidenFällenwäredieZu-
stimmung aller Mächte nöthig, die je mit dem Sultanat Marokko
einen Vertrag geschlossen haben: denn diese Verträge sind auch
nach Algesiras (Artikel 123 der Akte) in Kraft geblieben. Neuer
Unmuth entstünde, neue Verschleppung würde nöthig; und dem
Britenreich böte sich neue Gelegenheit zu demBeweis,daß es der
Französischen Republik ineigennutzloserFreundschaftergebenist.
Um diese Sache, sagt Ihr, hat blind und taub abenteuernde
Thorheit die Fehler so hoch gehäuft, daß ein allerneuster kaum
noch schädlich werden kann?Dasmag richtig sein.MüßtIhraber
wehrlos, wie ein Fatum, diese Fehler hinnehmen, mit Gut und
Blut dafür haften? Seid Ihr zu schwach, zu zag zur Wehr gegen
den wahnwitzigen Versuch, den Franzosen Landstücke abzupresscn,
für die ihre besten Männer gefochten, geblutet haben? Wahnwi tzig
hätteihnnoch vorsechsMonatenjederpolitischMündige genannt.
Würde ihn Bismarck nennen, wenn des Gerüchtes Hall in sein
Ohr dränge. Tage lang, Nächte lang hat erinVersaillesdieFrage
besonnen, ob er den Franzosen Land abfordern solle; nach einem
siegreichen Kriege Grenzprovinzen, deren größtenTheil einst das
Raubrccht den Deutschen entrissen hatte. Jetzt wollen wir dem in
seiner nationalen Kraft und in seiner internationalen Geltung er-
starkten Nachbarvolk Land nehmen, das wir nicht brauchen und
dessen Verlust in Frankreichs Seele, wie eine eiternde Wunde,
fortschwären wird? Das,Ihr Friedlichen, wäre der Krieg.Mor-
gen oder in drei Jahren; in der den Westmächten günstigsten Stun-
de. Die Börsenmenschheit war niemals dumm; auch gestern nicht.
Sie ahnt, daß ihr sorglose Ruhe nicht bald wiederkehrt, wenn
Frankreich gezwungen wird, selbst sich den Rumpf zu zerstücken.

Der Regisseur Reinhardt.
ch sehe nicht ein, warum gerade immer Die und nur Die über
Reinhardt schweigen sollen, die ihn wirklich kennen. Diese
schweigsame, reservirte Schamhaftigkeit ist gewiß sehr vornehm und
sehr schön, aber sie ist mit daran schuld, wenn allmählich all das
Irrige, das Freund und Feind über ihn kolportiren, zur Legende
zu erstarren beginnt und sein Bild entstellt. Einmal wenigstens
soll ohne Distanz, ohne kühle Objektivität, die nichts Anderes ist
als verschleierte selbstgefällige Sucht nach subjektiver Pädagogik
und die doch immer zu mäkeln hat, gezeigt werden, wie ihn die
Nächsten sehen und wie sie sein Werk, seine Entwickelung, seine
- Bedeutung auffassen. Auf die Gefahr hin, Partei und Gemeinde
gescholten zu werden. Künstler und Kunstwerk brauchen manchmal
kritiklose Liebe mehr als Gerechtigkeit.
Dabei will ich von Reinhardts menschlichen Eigenschaften
schweigen, die die Wenigsten kennen, über die so viel Falsches ver-
breitet und geglaubt wird und die auch sein guter Freund Her-
mann Bahr gründlich verkennt. Und auch von den menschlichen
Eigenschaften nicht reden, die ihn zum Regisseur prüdestniren: von
seiner Intensität, seinem Fleiß und seiner Unermüdl'chkeit, seiner
fast raffinirten Menschenkenntniß und psychologischen Begabung.
Mir kommt es nur darauf an, zu sagen, was aus den Funktionen
der Regie in seinen Händen geworden ist, welche Wirkungen er
feinem Instrument, dem Theater, ermöglicht, zu welchen neuen
Auffassungen vom Verhältniß zwischen Dichtung und Theater sein
Werk (sein nun bald zehnjähriges) uns gezwungen hat.
Ich brauche dabei der ehrenwerthen und tüchtigen Arbeit der
anderen Regisseure (derer vor ihm und derer gegen ihn) nicht zu
nah zu treten. Es giebt eine Künstlerhöhe, die das Recht hat, nur
aus dem eigenen Werk angeschaut und geschätzt zu werden. Frei-
lich immer im Zusammenhang mit der Evolution: und so steht
auch Reinhardt mit beiden Beinen fest auf dem Wirklichkeitglau-
den der neunziger Iahre und die naturalistische Erziehung seiner
Lehrjahre kann aus seiner Entwickelung nicht weggedacht werden,
wenn auch Realismus für ihn nicht mehr Inhalt, Glaube, System,
Selbstzweck, sondern nur Methode und Ausdrucksmittel bedeutet.
Gewiß war der erste bewußte Ausdruck seiner Kunst Auflehnung
gegen die Herrschaft der grauen Nüchternheit und Enge auf der
Bühne; und sie ist geboren aus der Sehnsucht nach Farbe und
Linie, nach Spiel und Fröhlichkeit, nach hellerer Sinnlichkeit, nach
großem Stil. Und doch hat ihn, auf seinem ganzen Weg über alle
St-

Spiele der Phantastik bis zum Monumentalen hin, ein strenger
Wirklichkeitsinn nie verlassen; und als er daran ging, die dekora-
tiven Mittel der Bühne zu erweitern, trieb ihn zunächst das Be-
streben, die Wirklichkeit des schauspielerischen Ausdruckes durch
eine erhöhte Realität aller Gegenstände der Umwelt in Stabili-
tät und Dimensionen zu unterstützen und zu steigern. Darin lag
der Sinn der massiven Wände und Thüren, der echten Bäume.
Eine mehr auf den Schauspieler als auf den Zuschauer berechnete
Erhöhung der Illusion.
Unter den zeitlichen Einflüssen, die auf seine Entwickelung
als Regisseur mitbestimmend waren, war es neben dem Natura-
lismus, der seinen Wirklichkeitsinn schärfte, in ihm aber auch die
Sehnsucht nach einer Kunst der Phantasie weckte, in erster Linie die
große Bewegung in allen Künsten, die dem Material sein Recht
zurückzugeben suchte und in der Kunst keine Gesetze anerkannte
als die öes Materials. Reinhardts Material ist das Theater.
Nicht der Dichter allein, nicht der Schauspieler allein; Keiner von
Beiden dominirend; sondern das Dichtwerk und der Schauspieler,
dessen Ausbruch und dessen Verhaltenes, seine Stimme und sein
Schweigen; und Musik; und Malerei; und Tanz; und das Haus
mit allen seinen Wirkungmöglichkeiten; und das Publikum mit
allen seinen Empfindungmöglichkeiten. Sie Alle bilden zusammen
sein Material Theater. Dessen Wesen und Gesetze kennt er; und
weiß auch, daß diese Gesetze erweitert werden können und müssen.
Darum läßt er sich von Erfahrungen Anderer keine Grenze ziehen.
Um nur auf die eine Seite hinzuweisen: mit welcher Beharrlichkeit
arbeitet er daran, den Kontakt zwischen Bühne und Publikum
enger zu gestalten, und wie oft ist ihm schon gelungen, den Guck-
kastencharakter der Szene aufzuheben! Eine Absicht führt vom
Saalbau des Kleinen Theaters, der freilich noch mehr Zwang als
Wahl war, bis zur Intimität der Kammerspiele; und der Blumen-
weg in der Pantomime, die Vorderbühne für „Hamlet" und
„Othello" und schließlich der „Oedipus" in der offenen Circus-
Arena, ohne Vorhang, mitten im Publikum, das so fast zum Mit-
spieler, zum idealen Chorus wird: lauter Etapen, in des Zieles be-
wußter Konsequenz gefunden und weiter gebaut. Immer wieder
findet dieser Wille seinen Weg und nimmt auch Haus und Publi-
kum nicht als Unverrückbares und für ewige Zeit Gegebenes hin,
sondern arbeitet und ändert auch an ihnen, um die Intensität
der Wirkung zu erhöhen.
Das Theater dem Theater. Dem Theater, an das Reinhardt
mit aller Inbrunst des Schaffenden, mit aller Liebe des Künstlers

für sein Handwerkszeug glaubt und das ihm die höhere Einh'it bedeutet, in die alle Kräfte, deren er sich bedient, zusammenfließen, sich nicht addirend, sondern multiplizirend. Ihm ist das Theater nicht mehr der Literatur gefügige Dienerin, die sich damit beschsidet, vorgebaute Handlungen sinngemäß und gemeinverständlich nachzubauen. Allerdings aber auch kein Zweckverband mehr, der schauspielerische Individualitäten in losem Nebeneinander vorführen soll. Ihm ist dieses luftige, seltsame, räthselhafte, wunderselige Ding, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", zunächst ganz auf die Sinne angewiesen und zu den Sinnen sprechend,, mehr und ein Höheres. Ein Ding für sich, seinen eigenen Gesetzen gehorchend, sich selber Zweck. Ein tke^truin munäi. Ein Etwas^ das eng und tief mit der Zeitseele zusammenhängt, immer geneigt, die Kräfte der Zeit zu spüren und spüren zu lassen, immer von ihr beeinflußt und eigentlich auch immer berufen, sie zu beeinflussen. Ihm bedeutet jede neue Aufführung ein neues Stück Welt, daser aufbaut, indem er die Seele des Dichtwerkes mit den Augen unserer Zeit ansieht, mit den Kräften unserer Zeit füllt, auch mit der eigenen Erfahrung, der Erinnerung selbst erlebter Stimmungen, dem eigenen Wissen vom Leben und vom Menschen, und sie mit allen Mitteln seines Materials in den Seelen moderner Men-. schen, einzeln und polyphon, in Farben, Linien, Tönen weitertönen läßt. Darin liegt das Beste seiner Kunst: in der Unmittelbarkeit und Frische, mit der er jedes Dichtwerk anzuschauen vermag, als ob es nie vorher gespielt worden wäre, und in der Intensität der Anschauung, mit der er das Wesentlichste eines Kunstwerkes erräth. Nur auf dieses Wesentlichste (heiße es Seele, Atmosphäre, Grundidee, Leitmotiv) kommt es an; durch sein Wesentliches wird das Kunstwerk eine Einheit, eine Welt für sich. Denn eigentlich ist jedes große Kunstwerk eine Weltschöpfung, eine ganze abgeschlossene runde Welt für sich, auf ein großes Prinzip gebaut, für welches das Wort Idee nicht ausreicht. Und es braucht, um eine ganze Welt zu sein, sein Helles und sein Dunkles, sein Schönes >, und sein Häßliches, sein Erhabenes und sein Lächerliches, seinen Himmel und seine Hölle; aber eine einzige Sonne muß im Kunstwerk brennen, die Alles beleuchtet, auch das Winkelwerk und Beiwerk, groß und klar im Mittelpunkt, abschattirt und gebrochen im Beiwerk. Durch dieses Eine wächst das Kunstwerk über sich hinaus und wird mehr als anekdotische Handlung. Gern mag zugegeben werden, daß Reinhardt, mit seinem Gefühl für das Wesentliche, die Handlung als ein Sekundäres behandelt: seine schönsten Regieleistungen sind oft wie Phantasien, die er über dem einen Grund-> thema auf allen seinen Instrumenten spielt.

Durch diese Art, in ein Dichtwerk völlig aufzugehen, bis man sein Eigentlichstes gepackt hat, und dieses Eigentliche dann durch das ganze vorhandene Material zu variiren, ergab sich ein Prinzip ganz von selbst. Iedes Kunstwerk hat seinen eigenen Stil, im Schauspielerischen wie im Dekorativen. Und es handelt sich darum, alles Vorhandene jedesmal neu auf einander abzustimmen, Stück, Schauspieler, Dekoration, und aus ihrer Wechselwirkung den Stil sich von selbst entwickeln zu lassen. Wie man eine Rolle mit dem Schauspieler besetzt, der einzig gut für sie zu passen scheint (denn nur das Einmalige ist in der Kunst von wirklichem Werth), so besetzte Reinhardt ein Stück mit dem Maler, den er für den geeignetsten hielt. Doch immer wieder schuf er einen Zusammenhang zwischen der individuellen Phantasie des Malers, dem lebendigen Organismus des Ganzen, der Natur der Schauspieler und seiner eigenen Grundauffassung. Immer wieder gelingt ihm, alle divergirenden Kräfte zu einer neuen Einheit zusammenzuschmieden. Iede seiner Schöpfungen ist eine neue Einheit und läßt Das spüren, was man vor Reinhardt kaum auf der Bühne gekannt hat: die Atmosphäre des Kunstwerkes.

Atmosphäre hatte jede dieser Aufführungen. (Wo es nur irgend möglich ist, läßt er sie schon in der ersten Szene fühlen.) Man weiß sogleich, woraus es ihm im Wesentlichen ankommt; spürt das Wesentliche wie eine Luft um die Menschen dieser Stücke. Im „Sommernachtstraum" die Verliebtheit dieses Waldes, in dem Menschliches, Uebermenschliches und Untermenschliches in verliebterThorheit durcheinander purzeln; wie anders der geheimnißvolle, unwirkliche Märchenwald in „Pelleas"! In „Kabale und Liebe" die ganze stumpfe Enge dieser Stuben, die die Sehnsucht nach einem Draußen so fühlbar macht. In der „Minna" eine helle, freundliche, sauber korrekte Heiterkeit. „Elektra": enge kyklopische Mauern, unentrinnbar wie das Verhängniß. „Salome": eine Nacht schwülster orientalischer Sinnlichkeit. „Kaufmann von Venedig": die singende, klingende Stadt überschäumender Lebenslust und Eleganz. „Aglavaine und Selysette": die Melancholie mimosenhaft zarter Seelenmenschen. Die niedrige Decke über der selbstquälerischen, feindsäligen Kleinbürgerfamilie des „Friedensfestes"; das wie unwirklich Vorüberhuschende in den lenzlich zarten Bilder von „Frühlingserwachen"; die lachende, johlende Narrenwelt von „Was Ihr wollt"; und, aus dem Schauspieler Shakespeare heraus, die Clown-Improvisation, durch die allein die nie psychologisch gedachte „Zähmung der Widerspenstigen" möglich wird; abgezirkelte, unerbittliche Grandezza in „Don Carlos"; welt-

mannischen Rokokorhythmus im „Clavigo"; Menuetstimmung bei
Molisre; und „König Lear" ganz ins Märchenhaft-Barbarische ge-
steigert; aber „Hamlet" und „Othello" ganz einsach im Dekorati-
ven, mit allem Nachdruck auf dem Seelischen, durch die Vorder-
bühne so ins Publikum gerückt, daß die leiseste Gedankenregung
verstanden, der geheimste Seelenvorgang bemerkt werden muß; und
dann, auf dunkler Bühne allein in helles Licht getaucht, ein Kopf,
ein unablässig arbeitender, grübelnder, denkender Kopf: Faust.
Durch die ganze Reihe eine immer deutlicher werdende Ent-
Wickelung zum Wesentlichen, zur Vereinsachung.
Da ich nicht glaube, daß Reinhardts Thätigkeit eine allzu
große Aehnlichkeit mit Dem, was sonst als Regie geübt wird, hat,
möchte ich den typischen Werdegang seiner Regieführung in kurzen
Strichen, so zu sagen im Durchschnitt, skizziren.
Das erste Stadium ist das Alleinsein mit dem Werk. Meist
auf einer seiner kurzen Urlaubsreisen, schon in der Eisenbahn, be-
ginnt die Arbeit; für eine Weile ist er ja ungehindert von Tele-
grammen, Nachrichten und den Lasten der Direktion. Er verzichtet
auf jede Lecture, die sich nicht mit dem Werk, mit dessen Sphäre be-
schäftigt. So schafft er sich die Möglichkeit, Wochen lang in allen
seinen Gedanken mit dem Werk und dessen Gestalten zu leben, bis
er restlos mit ihnen vertraut ist. Das Ergebniß dieser Thätigkeit ist
ein Regiebuch. Es beginnt mit einer vorläufigen Skizzirung der
Raumbedingungen (dennReinhardts Phantasie braucht denRaum
als Voraussetzung, um hineinkomponiren zu können) und versucht
dann, das Dichtwerk in einer fast fortlaufenden Darstellung durch
die detaillirteste Ausarbeitung von Stellungen und Ausdrucks-
nuancen gewissermaßen zu verkörperlichen. So entstehen gerade
durch die Konkretheit der Ausdrucksmittel ganze Um- und Nach-
dichtungen, lyrische Paraphrasen, aus Bühnenanweisungen und
Winken für Schauspieler.
Ist das Regiebuch vollendet, so steht das erste Bild des ganzen
Werkes abgeschlossen vor dem Auge des Regisseurs; zugleich aber
auch der fertige Plan der weiteren Arbeit, im Dramaturgischen, im
Musikalischen, in der Besetzung und Ausarbeitung der Rollen.
Die dramaturgische Arbeit gipfelt in dem Bestreben, möglichst viel
von der ursprünglichen Form und Szenensolge des Dichters zu
retten, die doch immer die einzig organische ist.,
Nun beginnt, immer noch am Schreibtisch, die Berathung mit
dem Maler und dem Leiter des technischen Apparates. Reinhardt
giebt den Stil an, die Grundstimmung, das tzauptprinzip seinerRe-
gieführung, die wichtigsten Spielerfordernisse. Danach w:rd:n die

Skizzen entworfen. Und nun naht die ungemein schwierige Aufgäbe, die einzelnen Bilder so mit, neben, hinter und über einander zu kombiniren, daß sie sich als ein Ganzes auf die Drehbühne bringen lassen. Modelle werden gebaut, verbessert, geändert; so entstehen ganze Wohnungen, Häuser, Städte und der Regisseur wird gewissermaßen zum Architekten (mit dessen Kunst seine vielleicht mehr Verwandtschaft hat als mit irgendeiner anderen). Den größten Nutzen dieser Arbeit auf der Drehbühne sehe ich darin, daß sie den Regisseur zwingt, die innere Architektur eines Werkes in der Architektur seines äußeren Bildes zu wiederholen, und ihn nöthigt, im Ganzen eines Werkes zu wohnen.

Briefe an den Komponisten. Alle Stellen des Werkes, die Musik verlangen, werden angegeben, sie selbst und ihr Charakter bis ins Kleinste ausgedeutet. In einer zusammenhängenden Darstellung, die aus dem Geist der musikalischen Möglichkeiten heraus das innerste Gewebe der Dichtung noch einmal bloßlegt. Vielleicht ists das anziehendste und feinste Stadium: denn nirgends kommt Reinhardt der Seele des Kunstwerkes näher als auf dem Weg über die Musik. Wohl deshalb, weil das musikalische Element in ihm das stärkste ist, stärker noch als das malerische.

Die Rollenbesetzung. Schon bei der Wahl des Stils muß die Rücksicht auf das zur Verfügung stehende Menschenmaterml mitwirken. Der nach dem Muster des Alltages charakterisirendeSchauspieler braucht „wirkliche" Requisiten,Her Schauspieler von Grazie und schöner Geste, der, dessen Ton die musikalische Schönheit hat, verlangt Stilisirung; der realistische Verwandlungskünstler darf nicht vor stilisirten Vorhängen, der Schauspieler der psychologischen Nuance nicht vor großen, monumentalen Flächen spielen; einer, dessen stärkster Ausdruck in der verhaltenen Leidenschaft, im gelebten Schweigen liegt, braucht mehr Realität der Umwelt als einer, dessen Kunst auf dem Wort steht. Den Wunsch des Schauspielers berücksichtigt Reinhardt gern, wenn es sich um reife Künstler, die ihre Möglichkeiten kennen, handelt; denn die leidenschaftliche Freude an der Rolle ist bereits das halbe Gelingen. Freilich besteht zwischen Schauspieler und Regisseur eine naturgemäße Divergenz der Kraftleistungen: der Schauspieler hat die begreifliche Tendenz, mit seinen bewährten Mitteln die Allseitigkeit seiner Natur zu beweisen; der Regisseur braucht von ihm nur das Einmalige des schauspielerischen Könnens, nicht, was Dieser eben so gut oder ein Bischen besser kann als Iener, sondern nur Das, was Einer allein kann. Er will ihn aber, innerhalb dieser Begrenztheit, über sich hinaus treiben, zu immer neuen Ueberraschungen und

Entfaltungen seiner Natur. Aus dieser Divergenz stammt der
ewige Kampf zwischen Schauspieler und Regisseur, der oft bei der
Rollenbesetzung beginnt und auf den Proben zur Entscheidung
durch den Stärkeren führt. Der heißt meistens: Reinhardt.
Denn jetzt, nach all dieser Vorarbeit, beginnen die Proben.
Äus dem Bilde der Phantasie soll eine Wirklichkeit gestaltet, aber
auch aus der Wirklichkeit heraus das Bild der Phantasie korrigirt
werden. Denn diesem Regisseur kommt es nicht darauf an, das ein«
mal geformte Bild in allen Details eigensinnig festzuhalten und es
langsam versteinern zu lassen, sondern darauf, es in wirkliches or-
ganisches Leben umzusetzen und aus allen erreichbaren Quellen zu
tränken. Darum schafft er an der eigenen Vision, nach den Erfah-
rungen der täglichen Probe, täglich weiter. Darum behandelt er
jeden Schauspieler anders; und wenn einer durchaus nicht auf den
Weg Reinhardts kommen kann, sondern einen selbst gewählten
geht, der gut ist, so läßt er ihn gewähren und begnügt sich damit,
ihn dem Ganzen einzuordnen. And manchmal auch das Ganze ihm.
And manchmal treibt er auch auf solchem fremden Weg den Schau«
spieler bis zu Möglichkeiten, von denen der Geführte selbst nichts
geahnt hat. Ieden bringt er zur Enthüllung seiner innersten Na-
tur, Ieden drängt und zwingt er, sein Bestes und Tiefstes herzu-
geben. Mit allen Mitteln: hier durch intensivste Arbeit in, durch
Einzelstudium nach den Proben, dort durch Widerspruch, durch
Aerger, durch Nervosität. Am Ende giebt Ieder, auch der Letzte,
mehr her, als er selbst zu haben glaubte. Auch die Massen, die
Chöre, die zuerst, fern von anderer Probenarbeit, mit orchestraler
Präzision geleitet und festgelegt, dann aber ins Ganze gesetzt und
in die allgemeine Intensität mit hineingerissen worden. Aus jedem
Anschauen des Werkes ergiebt sich ihm Neues; die Möglichkeit
neuer Wirkungen. Und so wird es nie fertig und endgiltig, auch
bei der Generalprobe noch nicht, und noch am Tag der Aufführ-
rung wird gestrichen, verworfen, geändert, so daß diese Atmosphäre
zum Aeußersten gespannter Energie sich bis in die Stunde der
Aufführung frisch erhält und noch steigert.
Darin sehe ich also die Bedeutung des Regisseurs Reinhardt:
daß er das Theater wieder auf sich gestellt hat; daß er das Mate-
rial des Theaters, im weitesten Sinn des Wortes, beherrscht und
ihm höhere Wirkung ermöglicht hat; daß er in seinem Werk ein
neues und eigenes Verhältniß zum Dichtwerk gefunden hat. End-
lich aber darin, daß durch sein ganzes Werk der Prometheusdrang
nach Weltschöpfung geht und daß ihm jetzt schon gelungen ist, seine
Persönlichkeit und sein Erlebniß in der Erschaffung einer leben-

digen Welt zu objektiviren, in der Alles ist, Schönheit und Häßlichkeit, Himmel und Hölle, Engelsflug und Teufelsklauen. Wie jede richtige Welt, selbst die unseres lieben Gottes, ist auch Reinhardts Theaterwelt unvollkommen; immerhin: es ist eine Welt.

^ . ^ Arthur Kahane,
/ A^^^t^/. .Dramaturg des Deutschen Theaters.
<54?
/

Für Eduard von Hartmann.

Was dem Schöpfer bedeutender Geisteswerke am Meisten am Herzen liegt, sind und bleiben diese Werke selbst. Für die in ihnen niedergelegten Ideen hat er gekämpft und gerungen, für sie hat er sich Entbehrungen und Mühen auferlegt, in ihnen lebt der beste Inhalt seines Lebens fort. Und außer der / unmittelbaren eigenen idealen Befriedigung beim Schaffen ist es der höchste Lohn seiner Arbeit, wenn ein anderes Menschenherz erglüht von der Gluth, die er seinem Werk eingehaucht hat. Lob und Tadel sind dem edlen Mann gleichgiltig, aber nicht, daß der Samen, den seine Hand ausstreut, Boden finde, um Frucht zu tragen, daß die höchsten und edelsten Güter, die er sich errungen, auch Anderen, recht Vielen, der ganzen Menschheit zu Theil werden.

Hartmann: Gesammelte Studien und Aufsätze.

^ei den Ehrenpromotionen zum berliner Universitätjubiläum hat ,die Philosophische Fakultät auch eine Vertreterin des weiblichen Geschlechtes bedacht. Ieder wird der klugen und energischen Cosima Wagner die Ehrung gönnen. Wäre sie aber nicht auch der Frau Eduards von Hartmann zu gönnen gewesen, der Witwe des bedeutendsten Philosophen aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts? Wie die erste Frau Hartmanns (die Tochter eines mit seinem Vater, dem Generalmajor, befreundeten Obersten) unter ihrem Mädchennamen Agnes Taubert auf den literarischen Kampfplatz trat,*) so hat sich auch Alma von Hartmann, die ihrem Gatten fast drei Iahrzehnte mit liebevollem Verständniß zur Seite stand, in sein Lebenswerk eingearbeitet und es klug mit der Feder vertreten. Hartmann, schreibt sie,

*) Schon vor ihrer Vermählung mit der Schrift „Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung", 1872. Im nächsten Iahr folgte das Buch „Der Pessimismus und seine Gegner". Sie erlag schon im Frühling 1877 einem heftigen Gelenkrheumatismus. Im Novem-

„war ein eminent systematisch denkender Geist. Das heißt: ihm ordnete sich die verwirrende Mannichfaltigkeit'des Weltganzen mit all den irrationalen Erscheinungen auf jedem Gebiet, das er in seiner unerschöpflich reichen Schaffenskraft neu betrat, immer wieder zu einer alle Dissonanzen auflösenden Harmonie. . . . Mit kühnem und ernstem Entschluß faßte er nicht allein das Ewige als das wirkliche Ziel aller Erkenntniß, sondern wagte auch den Versuch, der religiösen Sehnsucht des Menschengeschlechtes eine neue Formel des Ewigen zu geben. Zweierlei muß zusammenkommen, um ein großes System lebensfähig zu machen: der philosophirende Intellekt und das Verständniß der seelischen Noth, die nur durch ein vollständig einheitliches Weltprinzip, das Verstand und Gemüth zugleich befriedigt, zur Ruhe gebracht werden kann," (Der Monismus; herausgegeben von Arthur Drews,)
Freilich, wenn Alma von Hartmann bei Ehrenpromotionen in Betracht kommen sollte, müßte sich erst die öffentliche Schätzung ihres Gatten geändert haben. Durchblättert man alte Rezensionen hartmannischer Schriften, so sieht man staunend, daß vor zwei Iahrzehnten mehr Verständniß für ihn lebte als in der Gegenwart. Größere Empfänglichkeit für einen Philosophen, der selbst, wie mir Frau von Hartmann vor Monaten schrieb, „so gleichgiltig wie möglich war in Bezug auf Propaganda, aber doch überzeugt, daß sein Tod eine Wendung zum Besseren bringen würde. Es ist gut, daß er den Niedergang des Interesses nicht mehr im vollsten Umfang erlebt hat".
Erst in der jüngsten Vergangenheit zeigen sich verheißungvolle Ansätze, mehren sich die Symptome, daß eine leise, aber um so intensivere Beschäftigung mit ihm beginnt. Dafür sprechen die in den letzten Iahren (neben dem Hauptwerk von Drews) erschienenen kleineren Darstellungen seines Systems von Kappstein, Leopold Ziegler und Braun, Dafür sprechen Dissertationen, wie die Chuseaus über Hartmanns Stellung zum psychologischen Parallelismus und die des katholischen Theologen Neumann über Hartmanns Erlösunglehre. Wichtig dünkt mich die Thatsache, daß ein so besonnener und ernster Forscher wie der Hochschulprofessor Erhardt inRostock, nach seiner scharfsinnigen „Metaphysik" bisher als Kantianer klassifizirt, in einer Beurtheilung des Werkes von Drews die Größe Hartmanns unumwunden bezeugt.
Man darf danach annehmen, daß Erhardt vor oder in einer inneren Umwandlung seiner Anschauungen steht. „Trotzdem es sehr leicht ist", sagte er 1910 in der Zeitschrift „Kantstudien", „sich von ihrer Unwahrheit zu überzeugen, ist doch auch heute noch die Meinung nicht ganz aufgegeben, Hartmann sei eigentlich nur ein oberflächlicher Vielschreiber gewesen, der wissenschaftlich nicht ernst genommen werden der 1878 vermählte sich Hartmann dann zum zweiten Mal: mit Fräulein Alma Lorenz, der Tochter eines bremer Handelsherrn. Alma von Hartmann verfaßte, außer Essays und Abhandlungen, die Schrift: „Zurück zum Idealismus".

dürfe. Diese Anschauung ist in Wirklichkeit so wenig zutreffend, dah
sie nicht einmal das Recht hat, sich auf die für weitere Kreise bestimm-
ten Veröffentlichungen zu beziehen. Denn auch in ihnen handelt es
sich fast immer um gediegene, sachliche, anregende und gedankenreiche
Untersuchungen. Was aber die eigentlich philosophischen Schriften
Hartmanns anbelangt, so wird Niemand, der mit ihnen etwas genauer
bekannt und zu einem objektiven Urtheil befähigt ist, mit gutem Ge-
wissen leugnen können, daß sich darin eine ganz ungewöhnliche Schärfe.
Tiefe und systematische Kraft des Denkens offenbart, mit der sich zu-
gleich eine bewundernswerthe Universalität des Wissens vereinigt.
Trotz der Fülle von Gegenständen, denen sein Interesse zugewendet
war, sucht Hartmann den Problemen fast stets irgendwelche neue
Seiten abzugewinnen; er begnügt sich nicht ^nit jener etwas äußer-
lichen, wenn auch geistreichen Behandlung der Dinge, die man gerade
auf philosophischem Gebiet nicht so selten findet; vielmehr ist er mit
aller Energie bemüht, in das Innerste der Probleme einzudringen
und seine Untersuchung so weit zu sühren, bis ein greifbares und be-
stimmtes Ergebniß gewonnen ist."
Wie kommt es nun, daß die Schriften Hartmanns, nach Erhardts
Feststellung, lange nicht in dem Maß beachtet und gelesen werden, wie
sie es bei ihrer großen Bedeutung verdienen? Die Gründe liegen mei-
nes Erachtens in der Philosophie der Gegenwart, im Geist der Zeit
überhaupt und drittens auch in Hartmann selbst.
Unsere Philosophie ist Kantomanie. (Von nicht sehr kräftigen
Nebenströmungen dürfen wir absehen.) Kant ist das Evangelium, das
Alpha und Omega der Fachmänner von heute, oft der einzige Denker,
in dessen Gedankenwelt man tiefer eindringt oder eingedrungen zu sein
glaubt. Aber bei aller Fülle des Geistes und der Kraft, die von Kand
ausstrahlt und immer ausstrahlen wird, muß die wahrhaft kritische
Auffassung erkennen, daß er überwunden werden muß; daß die funda-
mentalen Irrthümer seiner Weltbetrachtung, seiner theoretischen Phi-
losophie überwunden worden sind, mag die offizielle Kantomanie sich
auch eine Binde vors Auge legen. Selbst am Größten nagt die uner-
bittliche Zeit; selbst er ist schließlich eine nur historische, also nicht zeit-
lose Erscheinung; auch er unterliegt dem Gesetz des Werdens und Ver-
gehens, der Wandlung und Vervollkommnung der Ideen. In diesem
Sinn sollten wir uns mit Kant beschäftigen; denn so allein wird er
fruchtbar für die Gegenwart. Durch seine Scheinkonservirung wird die
Aufmerksamkeit des heranreifenden Geschlechtes in falsche Bahnen ge-
lenkt und das Neue, Zeitgemäße, dem Fortschritt eines Iahrhunderts
Entsprechende willkürlich und unwillkürlich, unbewußt brutal nieder-
gehalten. Die Dinge liegen heute so, wie Frau von Hartmann sie in
einem Brief schildert: „Ein junger Philosoph, der vorwärts kommen
will, darf nicht zu stark gegen diesen Heiland der Geisteswissenschaften
< polemisiren. Kant nimmt in der Philosophie ungefähr die Stellung,
ein, die Iesus in der liberalen Theologie besitzt". Das Erste erfuhr ich

selbst, als die Meute angeblicher Kritik mit unkritischen, unsachlichen
Glossen aller Art über einen antikantischen Essay herfiel.*) Auch die
zweite Bemerkung trifft ins Schwarze. So erklärt sich die geringe
Kenntniß anderer Systeme und die geradezu groteske Unwissenheit
über Eduard von Hartmann. Ein Beispiel. Paulsen, der manchen
Laien noch immer als berühmter Philosoph gilt, erwähnt in der mehr
wegen ihrer Auflagenhöhe als wegen innerer Qualitäten nennens-
werthen Einleitung in seineWissenschaft(Ausgabevon 1901) Hartmann
gerade zweimal und nur in Anmerkungen, nur als den Lehrer des Un-
bewußten. Andere führen ihn gar nicht an,**) so daß die Witwe des
Denkers erstaunt ist, wenn Studirende den Namen ihres Gatten über-
haupt kennen. Und doch ließe sich der philosophischen Leistung von
Arthur Drews entnehmen, wie fruchtbar die Beschäftigung mit Hart-
mann werden kann. Mit seiner auch in die Schlupfwinkel des modern-
sten Idealismus (eines Rickert, Lipps, Mach) eindringenden Kritik
halte" ich Drews für den berufenen Erkenntnißtheoretiker; und der
Werth seiner historischen und metaphysischen Arbeiten (die theologi-
schen bleiben hier außer Betracht) ist allbekannt. Daß sich die deutschen
Universitäten den Schüler und den Meister entgehen ließen, zeigt sie
in sonderbarer Beleuchtung,

Der Geist unserer Zeit drängt freilich von Männern solcher Art
«b. Dieses Geistes Symbol ist das Plakat. Hartmann ist unzeitgemäß,
iveil er, im besten Sinn des Wortes, vornehm ist, titanische Alluren
immer verschmäht und seine Leser nie mit Nervenstimulantien gefüt-
tert hat. Er kann warten. Die Ewigkeit korrigirt die Zeit. Und wenn
die Raketen der Moderne längst verpufft sind, wird die Sonne dieses
Geistes der Menschheit noch leuchten.

Die Grenzen seiner Begabung, Schwächen, die unserem Geschlecht
besonders empfindlich sind, während sie ein anderes für Merkmale der
Stärke halten mag, sind leicht erkennbar und werden auch von mir
nicht verkannt. In derForm zwar edle Korrektheit und logischeStrenge,
aber eine gewisse Nüchternheit und Abstraktheit, auch terminologische
Weitschweifigkeit des Stils in den eigentlichen Fachwerken, Mangel
also an geistigem Blendwerk, Feuer, Ueberschwang, Temperament,
Dekoration. Sogar in einzelnen Buchtiteln wird die Monotonie offen-
bar. Barocke und nicht weit genug gefaßte Meinungen tauchen auf:
über staatliche Dinge, über Schulreform; Härte und geringe Objektivi-
tät bei Beurtheilung der Systeme von Antipoden (Locke, Wundt) schä-
digt die Wirkung. So sindet man auch bei Hartmann das Zeitliche
neben dem Ewigen.

Die psychologisch-historische Erklärung werden ein paar Bemer-
kungen erleichtern. Der beispiellose Anfangserfolg der „Philosophie

*) Iünemann: Kantiana, Leipzig, IM9,

**) S, Drews: Das Unbewußtsein der modernen Psychologie:
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Band 134.

des Andcwußten" war, wie wir heute feststellen können, kein Glück sür den Autor, sondern ein Unglück. Denn für das große Publikum be--deutete das Werk eine Sensation, nicht die Begründung eines neuere Prinzips, und als dann die Kritik einsetzte (ob berechtigt, ob unberechtigt, läßt sich in Kürze hier nicht erörtern) und mit der jugendlich genialen Arbeit in der übelsten Weise umsprang, zerstäubte die Welle der Begeisterung rasch. Der Verfasser wurde nicht mehr „für voll" genommen und sein Buch galt nur noch als eine geistreiche Eharlataneric (um das von Schopenhauer gegen Hegel und Andere angewandte Wort zu wählen). Mit diesen Folgen ist Hartmann, trotz dem Urtheil Besonnener, bis ans Lebensende behaftet geblieben und noch jetzt in. der Vorstellung (nicht der unwissenden Menge nur, sondern selbst vieler „Fachleute") behaftet. All seine bedeutenden Schöpfungen h^ben nicht gehindert, daß er auf der Tribüne der Oeffentlichkeit nur als der „Philosoph des Unbewußten" genannt wurde und wird.

Was nützte Dem gegenüber die Unbefangenheit Weniger, die Hartmanns Kritik des königsberger Weisen zu den unwiderleglich dauernden Gegenschriften in der ungeheuren Kant-Produktion stellten und-in ihm das geborene logische Genie und einen glänzenden Analytiker verehrten, dessen Gründe von schneidender Schärfe, überwältigender Dialektik waren und dessen Sätze marschirten wie Kolonnen auf Kommando? Was nützten die Wenigen, die in seiner Geschichte der Metaphysik ein imponirendes Erzeugniß gründlichster Gelehrsamkeit, in der Kategorienlehre das tiefste Werk aus der philosophischen Literatur der letzten fünfzig Iahre erblickten, seine Metaphysik, Naturphilosophie, Ethik, Aesthetik, Erkenntnißtheorie und Werthlehre als originelle Schöpfungen würdigten und dann mit Bewunderung sahen, wie er sich mit Staunen erregender Arbeitkraft und stets gleicher Wirkensfreudigkeit in die moderne Psychologie, Biologie, Physik, Theologie, Dichtung versenkte? Ihre Stimme verhallte ungehört, wie die des Rufenden in der Wüste. Eines Tages aber wird man sie wieder hören.

„Wir sind", sagt Karl Ioel, „die Reichsten und Aermsten heute; denn die Fülle unseres Lebens droht, Chaos zu werden, und aus Fülle wird Mangel, wenn sie unverarbeitet bleibt. Das Momentane überfluthet das Monumentale." Wo aber haben wir einen größeren Gedankenreichthum, eine umfassendere Verarbeitung des Einzelnen als bei Hartmann? Ueberblickt man sein Lebenswerk, so scheint solche Riesenleistung schon äußerlich kaum begreifbar. Nur Tiner kann ihm darin verglichen werden: Wilhelm Wundt; eine Parallele zwischen den Beiden wäre der Reize voll. In solchen Männern gipfelt der Geist unserer Zeit, der unhörbar, doch über die Zeit hinaus, schafft. Hartmann war ein universaler Systematiker; ein Mann, gleich ausgezeichnet durch kritische Besonnenheit wie durch metaphysischen Tiefsinn. Und er wird, als ein Großer im Reich der Philosophie, alle Boykottversuche überdauern.

Neisse. Dr. Franz Iünemann.

Novellen.
iegfried Trebitsch ist in der Literatur bisher am Meisten be-
kannt als Mittler der Dramen von Shaw; in doppelter Ei-
genschaft, als deren Uebersetzer und als ihr Einführer in Deutsch-
land. Das ist ein Ruhm, der je nach der Schätzung von Shaws
Talent von den verschiedenen Beurtheilern als bedeutend oder
minder bedeutend erkannt werden wird. Mittlerdienste in der
Kunst werden immer nur von maßvollen Künstlern geübt, die auch,
im eigenen Bescheiden und im Erkennen anderer bedeutender Gei-
stigkeiten eine wichtige künstlerische Pflicht sehen. Ein stark vor-
wärts Drängender, der aus dem Ueberschwang seines Wesens
schaffen muß (wenn er auch manchmal wahllos schafft), wird meist
ausschließlich danach trachten, nur und nur sein künstlerisches Ich
durchzusetzen. Trebitsch ist aber einer von den maßvoll Schaffen-
den. Eine gewisse Bedächtigkeit, eine abwägende Gemessenheit
liegt im Rhythmus seiner Kunst. Diese Kunst ist mehr aus der Re-
flexion, aus der konstruirenden Logik geboren als aus jener drän-
genden Ouellkraft des Genius, die hervorsprudeln muß, was ihr
innewohnt, ob sie auch Kiesel und Sand oder Trübungen mit ans
Licht wirft. Trebitsch hat vor Allem bisher Novellen geschrieben;
aber ich meine, daß die Art seines Talents ihm ganz klar die Rich-
tung ins Dramatische deutet. Das eigentlich Lyrische und Epische,
die künstlerische Schilderung, der schöne Stil, die dichterische Stim-
mung ist nicht die Stärke seiner Begabung. Man wird deshalb
vielleicht nie von ihm das dichterische Drama, das Versdrama, er-
warten dürfen, in denen pathetischer und lyrischer Schwung des
Schaffenden Griffel führen; aber auf dem weiten Gebiet des höhe-
ren Prosadramas darf man Gutes von ihm erwarten. Denn cr
hat den starken Sinn für Handlung und für psychologische Vor-
gänge und Entwickelungen. Er ist vor Allem ein Talent in der
Erfindung der Fabel; und seine Stoffe sind meist tief und beson-
ders interessant erfaßt. Daß er sich als Erfinder und Gestalter so
stark erweist, ist in unserer Zeit, wo selbst die bedeutendsten Ta-
lente gern mit Anlehnungen an ältere Stoffe oder sogar mit Um-
dichtungen vorhandener Dramen auftreten, ein feiner und seltener
Ruhm. Ich werthe Trebitschs Novellen sehr hoch; aber hauptsäch-
lich um ihrer dramatischen Vorzüge willen. Ich möchte aus der
Betrachtung seiner neusten Novellenschöpfung „Des Feldherrn
erster Traum" und einiger früheren Novellen darthun, daß mein
Urtheil vielleicht einige Berechtigung hat.
„Des Feldherrn erster Traum" behandelt das schöne Problem

des Thatenmenschen, der in seinem Werke lebt und wächst, aber nicht den Ruhm, den ihm die That bringt, suchte ja, der sich vor ihm versteckt. Eine Edelthat nur um ihres Werthes willen thun, ohne die leiseste Beimischung oder Trübung durch persönliche Strebungen, bedeutet vielleicht den Höhepunkt ethischer Größe. Trebitsch stellt als solchen Uebermenschen der That den thebanischen Helden Epaminondas hin. Der Dichter beginnt, sehr charakteristisch, seine Novelle mit der Heimkehr des Epaminondas zu seinen Eltern, „nachdem sie ihn zu bedeutenden Philosophen schickten, um seine mitgeborene Weisheit zu stärken". Epaminondas sagt zwar, daß er die Philosophie auffasse als eine Illustration, als eine Klärerin des Lebens; sie solle ihm nie Lebensinhalt werden, denn er bestimme sich selbst, „einzig zum Manne der That". Aber thatsächlich durchdringt die Philosophie bei ihm jeden Impuls zum Handeln und leitet die That selbst. Diesem Helden der That haftet immer an, daß er zu früh und zu lange in die Schule der Philosophen ging, denn auf dem Umweg der Reflexion ist all sein Handeln geboren und geworden. Das ist, bei aller Größe des Helden, doch eine Schwäche. Den Eltern, die ihres Sohnes Weisheit und Stärke bewundern, theilt Epaminondas das Geheimniß seiner Kraft mit. Es ist sein traumloser Schlaf, der ihn allnächtlich gleichsam neu schafft. Die Schemen der Tageseindrücke folgen ihm also nie in den Schlaf. Geist und Kraft ruhen träumlos, tief, gesammelt.

In dieser ersten Nacht nach dem Wiedersehen sterben des Iünglings Eltern und er steht nun allein, von allen engen Banden zur Welt losgelöst, vor den offenen Pforten des Lebens, einzig seinem Ziel zugewandt: die Größe seines engeren Vaterlandes, Theben, zu erwirken. Trebitsch schildert den Thebaner also als einen wahrhaft Großen, der die edle That ohne jeden trübenden Hauch von Eitelkeit und ohne die treibenden Hitzegrade des Ehrgeizes und der Ruhmsucht vollbringt. Früh spricht Epaminondas es aus: „Thaten will ich, nicht Ruhm. Wenn sie leuchten werden und Dichter ihnen Namen geben, was kümmerts mich? Der Baum weiß auch nicht, wie man seine Früchte nennt. Die That, die an den Ruhm sich verkauft, ist geschändet wie die Liebe, die sich an Gold wegwirft." Das ist aber-weder eine ganz scharfe Selbsterkenntniß noch ist das Bild ganz richtig. Der Baum bringt freilich unbewußt, aus der innersten Triebkraft seines Lebenssaftes, die Früchte ans Licht; weil er einem zwingenden Naturgesetz folgen muß. Aber die Früchte an Epaminondas' Lebensbaum reifen aus der Kultur seines Geistes, seines Charakters, seines ganzen Wesens.

Um nun dies höchste Bescheiden darzustellen, das die Person
hinter die Sache stellt, so daß Jene sich gleichsam in deren Schatten
birgt, fällt Trebitsch auf den eigenartigen Gedanken, den theba-
Nischen Seiden einen anderen Namen annehmen zu lassen, einen
Decknamen der Bescheidenheit. Er nennt Den Theanor, der doch
in Wirklichkeit der Feldherr Evaminondas ist. Meiner (freilich
nicht maßgebenden) Meinung nach ist Das eine Aeußerlichkeit, eine
Ueberraschung für den Leser, die nicht nöthig wäre, um dem an sich
schönen Gedanken Ausdruck zu geben. Trebitsch bleibt auch nicht
ganz konsequent in diesem Versteckenspiel, denn der Evaminondas
der Geschichte, den er Theanor nennt, ist jedem historisch Wissenden
klar kenntlich durch seinen ganzen Lebensgang, seine Abstammung,
seine Thaten, Ziele und Siege. Sein Heldenthum und seine See«
lengröße bleiben ja doch die selben, ob er diesen oder jenen oder gar
beide Namen trägt. Das Wesen des Theanor-Epaminondas muthet
etwas kühl und monumental an. Er ist nur der Mann der bewußt
erstrebten und erreichten Ziele. Das Beflügelte, in gewissem Sinn
Künstlerische, das in jedem Helden, der hinreißt, sein muß (und der
Kriegsheld soll die Massen und die Zeit hinreißen), fehlt ihm. Es
ist Größe in ihm, aber daneben auch zu viel Korrektheit; so möchte
ichs mit einem modernen, doch deutlichen Ausdruck nennen. Er
baut sich sein Leben, das freilich schön und ausschließlich, seinem
Vaterlande dient, aus lauter Maßen auf, denen er weisheitvolle
Richtlinien giebt. Er ist nie heiß, immer wägend und besonnen;
selbst die Kühnheit hat bei ihm Methode. Fein und höchst charak-
teristisch für das Seelenmalerische sind viele Episoden. So die mit
Philolaos, dem Pythagoras-Schüler, um die gemeine Ruhmgier
und Eitelkeit zu kennzeichnen. Als Theanor-Epaminondas den fast
verlorenen Philolaos, welchen in der Schlacht ein sicher Tod brin«
gender Streich bedroht, mit seinem Schild gegen den niedersausen-
den Hieb deckt und rettet, flüstert der Gerettete: „Ich habe mich nur
geduckt, um von unten nach oben zu verderblichem Streich auszu-
holen; jetzt beklage ich einen entgangenen Sieg."
Theanor-Epaminondas, der das volle Vertrauen der Theba-
ner hat, schreitet nun groß von Sieg zu Sieg. Zur Feier des Sie-
ges von Koronea werden kriegerische Spiele gehalten. Dort findet
^ er den ersehnten Freund in dem sieghaften Diskuswerfer Pelopidäs.
Als Theanor den vom Wurfgeschoß eines Anderen Getroffenen mit
seinen Armen stützt und schützt, aber doch den wunden Jüngling zu
neuem Siegeswurf anseuert, ruft Pelopidas: „Deine Berührung
hat mich zum Helden gemacht!" Und er siegt und wird von der
Stunde an des Theanor bester Freund. Die Freundschaft der bei«

den Helden ist ungemein lebensstark und rein geschildert. Tre-
Kitsch zeichnet den Pelopidas als den Gefühlsmächtigeren. Pelo-
pidas wird als natürlich und ungestüm hingegeben in der Liebe (zu
Diomeda) geschildert; Theanor meidet sie weisheitvoll, wie eine
Gefahr, wie ein Hemmniß seiner Thatkraft. Es ist zu wenig Jugend
in ihm; immer siegt bei ihm die vernünftige Erwägung über die
hinreißende Empfindung. Er will die Größe Thebens; und der
Verwirklichung dieses Gedankens opfert er jedes Eigenglück, das
seines Wollens Linien stören könnte. Dieser göttliche Böotier, der
durch Schlachten siegend geht, als seien es Läuterungstadien, der
neue Schlachtordnungen erfindet, Könige durch seine Beredsamkeit
zu seinen Bundesgenossen zwingt, hat etwas Bewundernswerthes,
aber nichts Seelenbewegendes. Sein größter Schmerz, der Verlust
des Pelopidas, der in wüthender Schlacht fällt, entlockt ihm die
Worte: „Ein Denkmal von Thaten will ich Dir errichten!" Er
stürmt weiter zu Siegen und Triumphen: da fällt ihn der tötliche
Streich bei Mantinea, ihn, der wie ein liebermenschlicher kämpfte.
Aus vielen Wunden blutend, fiebernd sinkt er in seinem Zelt zu-
sammen und träumt, zum ersten und zum letzten Mal, in Todes-
schauern seinen Lebenstraum. Mit gewaltigen Schritten, in gigan-
tischer Gestaltung, zieht sein Leben, das ein einziges Opfer für das
Vaterland war, an seinen Seelenaugen vorüber. Er schaut seine
eigene Größe und mißt sie an Solchen, die Ruhm suchten. Er ist
ein Ruhmüberwinder und er stirbt dennoch im Rausch seiner eige-
nen Größe, im Erkennen seines eigenen Edelsinns. Wenn Dies
auch nur in der Form eines Traumes geschieht: es liegt doch Et-
was wie eine Trübung über dieser groß geschauten Gestalt. Ich
finde, daß die Erzählung aus dem Rahmen der Novelle hin-
ausmachst zu dramatischer Geschichtschreibung; ja, man kann sie,
vielleicht mit Recht, so nennen. Das ist für die Erfassung des Hel-
denproblems Epaminondas, für die Schilderung des Zeitgeschicht-
lichen, des damaligen Weltbildes, ein Lob; doch für das künstle-
rische Erfassen des Stoffes als Novelle ein kleiner Tadel.
In dem vorletzten Novellenband „Tagwandler", der acht in-
teressante Lebens- und Seelenskizzen enthält, halte ich für die psy-
chologisch am Feinsten und Bedeutendsten gezeichnetenden „Doppel-
gänger" und den „Vorhang". Den Inhalt des „Doppelgänger-
will ich kurz andeuten. Am ersten Tag nach der Entlassung aus
dem Gefängniß, das eigentlich von zarter Jugend an sein Heim
war, tritt ein unverbesserlicher Dieb mit einem seltenen Trick wie-
der in die Freiheit zurück. Er geht, ohne die kleinste Münze im
Besitz, zu einem Trödler und entnimmt mit hoher Gewandtheit,

während sich der Andere in den Hintergrund des Ladens begiebt, einen Hundertkronenschein aus der Kasse, zahlt stolz damit einen Anzug und der ansehnliche Ueberschuß, den er zurückbekommt, eröffnet ihm die freudige Aussicht auf eine Reihe sorgenloser Tage. In einer Theatervorstellung, die er abends besucht, kann er dieVerlockung nicht besiegen, einem Nachbar eine prachtvolle Uhr mit Kette zu entwenden. Der Bestohlene, ein herabgekommener polnischer Edelmann, der die fast genial ausgeführte Diebesthat bemerkt, hält kühl-überlegen die räuberische Hand fest und fragt nur interessirt: „Wie macht man Das?" Da kommt dem Dieb, den auch die Großmuth des Bestohlenen ergreift, der Gedanke, sich eine moralische Maske aufzusetzen. Gin Gefühl, gemischt aus Dankbarkeit und Sympathie, nöthigt ihn unabweislich, sich für einen Besseren auszugeben, als er ist. Er stellt sich dem Polen als Taschenspieler vor, der lange sein Brot mit diesen Täuschungskünsten verdiente, doch nun, da er wenig Arbeit habe, auch ungeschickter im Hantiren geworden sei. Er habe nur eine Probe seiner Kunst versuchen wollen und hätte natürlich die Uhr dann zurückgegeben. Der Pole, ein lässiger Genußmensch, hart an der Grenze des Hochstaplerthums, verabredet eine Zusammenkunft mit dem Taschenspieler. Nach dem Theater verbreitet der Dieb sich dann mit Beredsamkeit über seine Armuth und Redlichkeit. Die Rolle, die er spielt, wird ihm immer mehr zum inneren Erlebniß. Unterricht in der Taschenspielkunst wird verabredet. Durch eine Verkettung von Umständen wird aber der Dieb noch in der selben Nacht, als des Raubes beim Trödler verdächtig, von der Polizei ergriffen. Er war auf einer Bank im Freien eingeschlafen und wurde erkannt. Der Gedanke nun, daß der Einzige, der im Leben gütig zu ihm war und der ihn mit einer gewissen Achtung behandelte, ihn in seiner wahren Gestall erkennen müßte, wenn jetzt die neue Sache öffentlich wird, treibt ihn zum Selbstmord. Mit einem Ruck entreißt er sich dem Griff de? Polizisten, flieht feldein und wirft sich vor einen gerade daherbrausenden Zug. Dadurch, daß man in des Diebes Kleidern die Msittarte des polnischen Edelmanns findet, wird Dieser in die Sache verwickelt. Eine erschreckende Erkenntniß fällt wie ein scharfeS Blendlicht auf seinen bereits von üblen Gedanken und Absichten verdüsterten Weg: ihm ist, als ob er etwas mit ihm Verwandtes in dem Unglücklichen entdeckte; Verwandtes mit den Entwickelungen und Möglichkeiten seines müßiggängerischen Lebens, das an der haarscharfen Wende zu einem abschüssigen Wege steht. Das Seelenproblem ist brillant behandelt: wie der Pole, der schon im Hinübergleiten zu unehrlicher Laufbahn ist, in dem jäh enthüllten

Bild des Verbrechers, den er wie einen Freund behandelte, seinen drohenden Doppelgänger schaut. Und er kehrt um zur selben Stunde und wird ein redlich Arbeitender.
Mit großer psychologischer Kunst ist in der Novelle „Der Vorhang" das Gemälde des Lebens und der Persönlichkeit des Helden, Aristides Largin, gezeichnet. Largin ist ein reicher Mann und nicht unglücklich verheirathet. Er treibt mit Vorliebe, besonders zu einsamster Nachtzeit, geheime, mystische Studien. Der Vorhang, als verhüllendes Etwas an sich, ist ihm von je her wie ein Feind, wie der Verberger irgendeiner Schreckniß, erschienen. In seiner Kindheit begann es, als nach einer gefährlichen Augenoperation ihm die Binde vor den gesundenden Augen wie ein Vorhang, hinter dem Unsicherheiten lauern, erscheint. Später schien ihm der Schleier vor Frauengesichtern so z endlich der Thürvorhang in seinem Arbeitzimmer. Ein Freund, der hinter das Geheimniß der Studien von Largins Nächten kommen will, schleicht sich ein und stellt sich hinter den Vorhang, um ihn zu belauern. Des Vorhangs Falten regen sich und Largin stürzt wie gegen etwas Geheimes, ihn feindlich Bedrohendes zum Borhang hin, schiebt die Falten auseinander und sieht Delbanco, den Freund. In dem Zorn gegen dies stumm Feindliche würgt und erstickt er den Eindringling, als sei er die Verkörperung eines lauernden Schicksals. Sehr gut ist gemalt, wie der an sich völlig Unschuldige durch seine Wahnidee doch schuldig wird und auch von den Richtern schuldig gesprochen werden muß; vor der nackten, unleugbaren Thatsache des Mordes. (Er hat jene Wahnidee immer als ein Geheimniß stumm gewahrt.) Und auch logisch ist bewiesen, wie dieser Schwärmer und Mystiker mit der eigenthümlichen, fixen Idee des feindlichen Vorhangs, in letzter Konsequenz seines kranken Gedankens, zum Morde kommt. Largin tötet sich in der ersten Nacht im Gefängniß und hinterläßt einen Brief, der seine Seele gleichsam bis in den Kelchgrund aufblättert.
Das Beste aber ist die große Novelle: „Das Haus am Abhang"; sie ist einzeln, in Buchform, 1906 erschienen. Ein neues und interessantes Problem ist hier angefaßt. Ein junger Arzt, der sehr glücklich verlobt ist, behandelt die hoffnunglos an Schwindsucht erkrankte beste Freundin seiner Braut. Die Thatsache klingt fast ungeheuerlich, daß er sich, mit der reinen und starken Liebe zu seiner Verlobten im Herzen, doch am Bett der Kranken zu einer heißen Stunde hinreißen läßt, die dann eine Frucht trägt. Wie Das aber, mit verblüffender, fast Hellsehertscher Erkenntniß des Seelenlebens der Einsamen, Totkranken behandelt ist, wie natürltch ihr konzentrirter Lebensdurst das Geheimniß der Mutterschaft

erstrebt, wie das Alles verquickt ist mit einem schwärmerischen Ma-
rienkultus des Mädchens, der die Iungfrau-Mütterlichkeit glori?
fizirt: Das giebt ein «ergreifendes und überzeugendes Bild. Der
Tod, der täglich erwartet wurde, wird verzögert durch die Bildung
des neuen Lebens in der Kranken. Die Gestalt her ahnunglosen
Braut, die glücklich ist über den offensichtlichen SMstand im Leiden
ihrer liebsten Freundin, die glückselig träumende Kranke, die wie
in einer Offenbarung plötzlich von Leben und Liebe geweiht ist, und
der in furchtbaren Kämpfen stehende junge Arzt, der vom Fehl
einer Stunde seine ganze Zukunst verwüstet sieht: diese Gestalten
sind scharf umrissen und jede ist verständlich in ihrem Wesen vom
Dichter gezeichnet. Als das neue, junge Leben dann ans Licht tritt,
vernichtet es zwei andere Leben in gräßlicher Folgerichtigkeit: die
Totkranke, die nach diesem Schaffensakt alle Kraft bis zur Neige
verbraucht hat, stirbt und der junge Arzt tötet sich, weil er die
Wucht des beschämenden, furchtbaren Schicksals nicht zu ertragen
vermag. In einem letzten Brief an seine selig vertrauende Braut,
die doch so grimmig von Liebe und Freundschaft verrathen ward,
fleht er sie an, sein Kind zu nehmen und zu erziehen. Ein Zeichen
dafür, welcher fast heroischen Seelengröße er seine Braut fähig
hält. Mit diesem Fragezeichen endet die Tragoedie.
Trebitsch hat Intelligenz und Phantasie (in Erfindung und
Gestaltung); aber die Kraft drängender Empfindung (ureigenster
Blutbelebung möchte ichs nennen), die Kraft blühendster Kolo-
ristik fehlt ihm. Die Gestalten sind mehr konstruirt als urgeboren.
Er ist ein Wirklichkeitkünstler, etwa wie die Freilichtmalerz fast
nüchtern klar und scharf in der Führung der Linien, aber ohne je-
nen Flimmerreiz sinniger, tief symbolischer Stimmung. Der Hei-
ligenschein der Schönheit liegt selten über seinen Schöpfungen,
immer aber das warme Licht sittlichen Ernstes und innerster Wahr-
haftigkeit. Ich würde ihn nie für einen großen Landschafter oder
Koloriften erklären, wohl aber für einen geistreichen und tief-
schauenden Portraitisten der Seele; und obendrein noch dazu für
einen scharf beobachtenden Genremaler. Alles, was in das Gebiet
der dichterischen Stimmung, des symbolischen Schauens, der blü-
henden Farbengebung fällt, liegt ihm fern. Daher ist die Form,
der Stil seiner Schöpfungen weniger werthvoll als ihr Inhalt.
Seine Gestalten schreiten ernst und gemessen daher und tragen die
unerbittlichen Züge der Wirklichkeit. Sie verschmähen das Beiwerk
reicher, schillernder, bauschender Gewänder, wie etwa bei D'An-
nunzio, wo das Schmuckwerk, das Arabeskenreiche der Form, oft
eine nicht sehr würdige Gestaltung deckt.
Baden-Baden. AlbertavonPuttkamer,

Naturgefühl in der Kunst/)
as Charakteristische der Epochen, die man als klassische bezeichnet
(besonders im Iahrhundert Ludwigs des Vierzehnten), ist, baß
man in ihnen das Triviale noch mehr fürchtete, als man das Wirkliche
liebte. Nun muß aber die Liebe zum Wirklichen schon ziemlich groß
sein, damit man es verklärend umbilden und seines trivialen Gewan-
des entkleiden kann. Diese Liebe zur Wirklichkeit ist in die französische
Literatur erst auf einem Umweg eingeführt worden? und die Führerin
war die Liebe zur Natur. Man hat die Natur vor dem Natürlichen
verstanden. Und dieses Verständniß danken wir Rousseau.
Das „Genre" eines La Fontaine schien damals nicht „edel" ge-
nug. Im achtzehnten Iahrhundert empfand Buffon zweifellos Etwas
von der Natur: psr msisswti usturss; die Natur jedoch besitzt nicht nur
Majestät und Adel, sie besitzt auch Grazie. Das hat Buffon völlig
übersehen. Er ließ sein Auge ruhen „auf der unermeßlichen Zahl aller
Wesen, die friedlich notwendigen Gesetzen unterworfen sind"; er hat
die Wesen und die Dinge eher abgemessen als geschildert: er erfaßt vor-
trefflich die Form, aber der Inhalt entschlüpft ihm; er umfaßt Alles,
aber er dringt nicht ein. Dahin zielt das bekannte Wort der Madame
Necker: „Wenn Monsieur de Buffon sein großes, weites Gewand klei-
nen Dingen anlegen wollte, würde es überall Falten werfen". Diese
kleinen Dinge machen gerade das Wesentliche in der Kunst aus, Das,
was Leben zeugt, Zartheit und Kraft auf einmal. Man sagt, Buffon
habe, als er von Montesquieu sprach, gefragt: Hat er Stil? Buffon
fragt auch die Thiere und Pflanzen: Habt Ihr Größe, Ebenmaß, Ele-
ganz, Alles, was die Lateiner ziert? Habt Ihrs, so sollt Ihr in meinem
Museum willkommen sein und Iedes wird, wie mans mit Marmor-
statuen zu machen pflegt, seinen besonderen Platz erhalten. Buffon be-
saß, wie sein ganzes Iahrhundert, mehr Verstand als Herz. Und Ma-
dame de Tencin sagte zu Fontenelle: „Wie ich Sie beklage! Sie haben
in Ihrer Brust kein Herz; was dort steht, ist noch ein Stück Gehirn".
Alle Menschen des achtzehnten Iahrhunderts hatten überall nur Ge-
hirn. Rousseau führt etwas Neues in die Literatur ein: das Herz. Nu?
war sein Fehler, daß ihm das Herz im Galop auf und davon lief. Er
fühlte, doch er übertrieb? und manchmal so sehr, daß es schien, als ob
er nicht mehr fühle. Einerlei: es gab eine Revolution. Ein Kritiker
hat in unseren Tagen behauptet, daß man den größten Theil von
Rousseaus Einfluß dem Ungefunden und Zügellosen seines Genius,
also in erster Linie seiner Ueberspanntheit, zuschreiben müsse. Wenn
dieses Wort mancherlei Wahres enthält, so steckt doch auch viel Fal-
sches darin. Mehr als Anderes war es Rousseaus Ueberspanntheit, die
*1 Gin Abschnitt aus dem Buch „Die Kunst als soziologisches
Phänomen", das (in sorgsam vorbereiteter Uebersetzung) bei vr. Wer-
ner Klinkhardt-in Leipzig erscheint.

ihn im Leben so entsetzlich viel leiden ließ; dadurch hat sie seinem Erfolg und seinem Einstich gedient, denn das Originelle an ihm ist gerade, daß er mehr gelitten hat als alle anderen Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen und daß dieser Leidensstoff, der ihn peinigte und durchwühlte, in seinen Werken zum Durchbruch kam und in Gestalt eines neuen Ausdrucksmittels wahrnehmbar wurde. Seine echten Aufschreie mußten, obgleich sie manchmal gar zu oratorisch gefärbt waren, den Menschen zu Herzen gehen. Viel zu leiden, ist oft ein relatives Glück, wenn man Genie hat. Das begeistert und leitet die Begeisterung nach der Seite des Wirklichen hinüber. Wir können es besser als jemals heute feststellen, wo unsere Literatur zum großen Theil von leidenden und halb gebrochenen Geistern gespeist wird, die oft bis hart an die Grenze der Ueberspanntheit gehen und doch an einem Punkt mit der ewigen Wirklichkeit verbunden sind: da, wo der herzzerreißende Aufschrei des Schmerzes ertönt (Shelley, Edgar Poe, Baudelaire, Gsrard de Nerval, Ssnancourt und vielleicht Tolstoi).

Mit dem Gewicht des Leidens also hat sich die Natur und die Wirklichkeit Rousseau aufs Herz gelegt und sich mitten durch den Schwall seiner Rhetorik Bahn gebrochen: nichts führt uns besser in die Wirklichkeit zurück als eine offene Wunde; und wer echte Rosen von künstlichen nicht gleich genau unterscheiden kann, wird, wenn er besser prüft, die echten sehr bald an ihren Dornen erkennen. Durch Reaktion gegen feine sozialen Leiden wurden bei Rousseau zwei durchaus echte und gesunde Gefühle geboren, die sich sehr schnell verbreitet haben: die Liebe zur Natur und die Liebe zur Freiheit. Diese beiden Gefühle haben ewige Dauer und ewigen Werth und wohnen im innersten Herzen des Menschen; wenn sie ein Zeichen von Ueberspanntheit wären, müßten wir ja Alle überspannt sein. Von diesen beiden Gefühlen sollte die gesammte Literatur nach Rousseau leben.

BrunetiSre reiht Rousseau, wenn ich nicht irre, unter die oratorischen Schriftsteller; und es steckt in der That ein gut Theil von einem Rhetoriker in ihm; aber er ist auch ein Lyriker und ein beschreibender Schriftsteller und hat in dieser Eigenschaft sogar den größten Einfluß geübt. Er erzählt uns, daß er jeden Morgen im Luxembourg-Garten mit einem Vergil oder einem Iean-Baptiste Rousseau in der Tasche spazirte: „Dort lernte ich bis zum Mittagessen bald eine erhabene Ode, bald ein übermüthiges Hirtengedicht auswendig". Wenn ihm von Iean-Baptiste Rousseau ein Rest von Geschmacklosigkeit blieb, so hat er doch auch Etwas vom lebendigen Ausdruck der Strophe, von dem kernigen Nachdruck eines prophetischen Enthusiasmus behalten. Später sollte er einem anderen Lyriker, Sankt Augustin, die Idee und den Titel seiner Bekenntnisse entlehnen. Man kann in diesen Bekenntnissen eine erste, bald formlose und dürftige, bald auch wieder ungemein kraftvolle und rhythmisch geordnete Skizze der zeitgenössischen Lyrik erblicken. Schließlich konnte er die Natur und in den Landschaften der Natur sich selbst beschreiben. Rousseau ist, wie viele aus der Bahn ge-

brachten Geister, durch sein Temperament ungesellig, scheu, einem Leden in Einsamkeit zugeneigt; aber er war sich der pathologischen Ursachen dieser Ungeselligkeit nicht bewußt und seine Zeitgenossen ahnten sie auch nicht. Alle haben sie (nicht dem seelischen Leiden RousseauS, sondern) dem großen Uebel des Iahrhunderts, der Künstelei bei allen sozialen Voraussetzungen, zugeschrieben. Das Resultat war, daß die Literatur, die von Rousseau ausging, sich bemühen sollte, einen minder konventionellen Gesellschaftzustand zu schildern, eine weniger unechte und gemachte Gesellschaft als die damals in den Salons herrschende, die den älteren Literaturen als einziges Vorbild gedient hatte. So hat also Rousseaus Ueberspanntheit, Wildheit und Unbezähmbarkeit indirekt der Wahrheit in der Kunst einen Dienst geleistet und seine krankhafte Ungeselligkeit hat den Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand und Lamartine den Weg gewiesen, auf dem sie neue und erfreulichere literarische Typen ersinnen konnten, Typen mit tieferen und zugleich einfacheren Gefühlen, eine neue Gemeinschaft im Reich der Kunst, mit Gesetzen, die den ewigen Regeln des Lebens besser angepaßt waren. Und als Milieu haben sie diesem Gemeinwesen die Natur selbst, die große und wahre Natur gegeben.
Wenige Iahre vor der Revolution war Buffon auf einer Abendgesellschaft bei Madame Necker; man las einen Keinen neuen Roman von einem jungen Schüler Rousseaus: Paul und Virginie. Die Zuhörer blieben kalt und Herr von Buffon rief laut nach seinem Wagen. Und doch sollte Paul und Virginie in der französischen Literatur den Anfang einer wichtigen Phase bedeuten: der des realistischen Romans in exotischer und poetischer Gestalt. Bernardin de Saint-Pierre sollte durch die Vermittelung Chateaubriands beitragen, eine ganze Seite von Flauberts Genie auszubilden. Eine ununterbrochene KSte verknüpft Paul und Virginie mit Atala und Chartas, mit SalammbS und dem Glück der Rougon (Episode von Miette und Silvöre), auch mit den schönsten Romanen von Pierre Loti, die von bleibendem Werth sind. Man hat niemals auf den realistischen Ton, der, mit einer Poesie von schon romantischem Hauch vermischt, aus Paul und Virginie hörbar ist, hingewiesen; aber er ist da und gerade er mißfiel besonders dem Herrn von Buffon und dem Salon der Madame Necker. Von einer „realistischen Note" sprechen wir heute nur bei genauer Wiedergabe von Einzelheiten des wirklichen Lebens, ohne Verschönerung. „Immer, wenn ich vorbeikam, sollte ich sie, der Sitte des Landes folgend, völlig nackt finden; sie konnten kaum mehr gehen, hatten sich bei den Händen gefaßt und stützten sich auf einander. Selbst die Nacht konnte sie nicht trennen und überraschte sie oft, wenn sie sich in dem selben Nest gebettet hatten, Wange an Wange, Brust an Brust; sie hatten einander die Hönde um den Hals gelegt und waren, Einer im Arm des Anderen, eingeschlafen. Als ich eines Tages vom Berg herabkam, bemerkte ich Virginie am äußersten Ende des Gartens; sie lies schnurstracks auf das Haus zu und hatte sich den Kopf mit ihrem Rock

bedeckt, den sie von hinten her hoch gehoben hatte, um sich vor dem ftrö>
Menden Regen zu schützen. Von fern glaubte ich sie allein; als ich je-
doch näher hinzukam, sah ich, daß sie Paul am Arm festhielt; auch er
verschwand fast ganz und gar unter der Umhüllung und Beide ließen
unter diesem Schutz ein fröhliches Lachen erschallen."

Auf dem Theater muhte man, als man Paul nnd Virginie zu
einer Oper verarbeitete, den als Regenschirm dienenden Rock (der
lächerlich wirken konnte) durch ein Bananenblatt ersetzen. Darin liegt
eine Bestätigung des Unterschiedes zwischen der Literatur und den
greifbar darstellenden Künsten; in diesen ist man nur zu oft gezwun-
gen, einsache Kleidungstucke und grobe Stoffe durch irgendeinen pas-
senden dekorativen Schmuck zu ersetzen, mit Palmblättern und sogar
mit Weinlaub zu arbeiten.

Man erinnere sich der Brunnenszene, einer der keuschesten, poe-
tischsten und doch gewagtesten der modernen Literatur vor Zola. Diese
Szene erschien dem Salon der Madame Necker sicher eben so realistisch
wie der Zeit vor dreißig Iahren etwa die Fiakerszene aus „Madame
Bovary" oder die der SalammbS und des Python. In dem berühmten
Duo, das allen ähnlichen Schilderungen der zeitgenössischen Literatur
zum Vorbild gedient hat, findet man den glühenden, inbrünstigen und
leidenschaftlichen Ausdruck des Hohen Liedes wieder und empfindet
schon im Voraus die hingebende Zärtlichkeit, die bei Musset so schmerz-
lich werden soll. „Wenn ich ermüdet bin, erquickt mich Dein Anblick.
Etwas von Dir, das ich nicht näher nennen kann, bleibt mir in der
Luft auf Deinen Wegen, auf dem Rasen, wo Du gesessen hast. Wenn
ich Dich nur mit der Spitze meines Fingers berühre, erbebt mein gan-
zer Körper vor Wonne. Nenne mir den Zauber, durch den Du mich
unlösbar Dir verbunden hast." Zu dieser Poesie gesellen sich Züge psy-
chologischer Beobachtung: „Oh, mein Bruder, ich bete täglich zu Gott
für meine Mutter, für die Deine und für Dich; aber wenn ich Deinen
Namen nenne, scheint meine Andacht zu wachsen". Um all Das ranken
sich Züge wirklicher Vertraulichkeit: „Warum entfernst Du Dich so weit
und steigst so hoch, mir Früchte und Blumen zu suchen? Haben wir
denn nicht im Garten genug? Wie hast Du Dich abgehetzt! Du bist
in Schweiß gebadet. Und mit ihrem kleinen weißen Taschentuch trock-
nete sie ihm Stirn und Wangen und gab ihm viele, viele Küsse."

Das Malerische spielt in der Literatur eine mehr negative als
positwe Rolle. Es dient dazu, die Aufmerksamkeit durch den Kontrast
der Neuheit anzuziehen und sie auf den Gegenstand zu konzentriren,
den es uns schildert. Man nehme ein Beispiel, einen Palankin, den
bekannten Tragsessel der reichen Inder; mit einem Schlag sind wir in
das Wunderland des Orients versetzt: alle unsere an sich ziemlich va-
gen Vorstellungen erscheinen sofort in reizvoller Gestalt vor uns; der
Eindruck würde nicht eben so sein, wenn es sich um einen gewöhnlichen
Tragsessel, wie er bei uns im Gebrauch ist, handelte; wir würden da-
rauf sofort das Bild eines hingestreckten Kranken sehen. Wenn man

ein Allen vertrautes Wort ausspricht, weiß man niemals, welch« Ideen-
verbindungen es in Anderen knüpfen wird; sie werden vielleicht von
denen, die man selbst gehabt hat, völlig verschieden sein; überdies wer-
den sie bei jedem Individuum wechseln. Die Kunst des Schriftstellers
ist, den Geist des Lesers so vollständig wie möglich abzusondern, um
ihn in den Kreis seiner eigenen Ideen eintreten zu lassen, um ihm das
Ohr gegen alle von außen kommenden Geräusche zu verschließen. Wenn
er ihn nun gar in ein fernes, unbekanntes Land versetzt und nur über
Dinge spricht, von denen der Leser keine Ahnung hat, so vereinfacht sich
die Sache wesentlich: der Leser wird nur Das kennen lernen, sehen und
aufnehmen, was ihm gezeigt und gesagt wird; wird nur die Ideen ein-
ander verbinden, auf die es der Schriftsteller abgesehen hat: nichts
wird den planvoll herbeigeführten Wirkungen in die Quere kommen;
der Leser wird bald ganz in der Macht des Schriftstellers sein. Daher
rührt vielleicht der Zauber des Malerischen. Das Malerische dient da-
zu, die Dinge aus ihrem gewöhnlichen Milieu herauszulösen, unsere
oft zu gewöhnlichen Gedankenverbindungen abzulenken. Seine Haupt-
aufgabe ist, unsere Vorstellungen zu zerstreuen, unsere gewöhnlichen
Erwartungen zu brechen. Man stelle sich in Gedanken einen der Rohr-
stocke vor, aus denen man Angeln oder Flöten für die Kinder macht:
und man hat ein Bild, das noch trivial wirken kann. Man gehe nun
aus unseren Gärten nach Griechenland; dort kann man sehen, wie die
Bäuerinnen aus Olympia in der Höhlung dieses selben Rohrstockes ein
Häufchen Kohlengluth aus einer Strohhütte in die andere tragen.
Schon dadurch, daß man sich räumlich entfernt, daß man sich in ein
ganz anderes und noch dazu exotisches Land begiebt, bekommt das Bild
einen poetischen Reiz. Nun entferne man sich auch noch zeitlich, denke
an das Schilfrohr, von dem Hesiod spricht und in dem Prometheus das
Feuer vom Himmel herunterholte:-und man ist mitten in der klassi-
schen Poesie. Und wenn wir jetzt das schlichte Rohr unseres Gartens
betrachten, so wird es in unseren Augen verwandelt sein, durch diese
im Raum oder in der Zeit unternommene Reise, die wenigstens für
einen Augenblick unsere trivialen Ideenverbindungen zerrissen hat.
Nicht zuv erkennen ist, daß in jeder Zeit und in jedem Lande das Leb en
und seine allgemeinen Gesetze beinahe L>entisch sind: ein Säugethier ist
überall ein Säugethier, eine Pflanze einePflanze; die Wirklichkeit ist in
derVergangenheit oder in derGegenwart, im Orient oder imOccidentdie
selbe; es handelt sich also darum, die Wirklichkeit und das Leben zunächst
mehr odermindervonDem zubefreien, was siein dem banalenMechanis-
mus unserer Vorstellungen verbirgt, um sie dann in die Augen sprin-
gen zu lassen; sie bleiben das beständige Objekt der Kunst. Wenn es
also nach Gautiers Ausdruck malerische Worte giebt, die „wie Trom-
peten klingen", so muß solche Trompete uns immer noch Etwas an-
künden, sie muß einer lebendig dahinschreitenden Armee voraufgehen,
man muß hinter ihr die Kraft von Ideen und Gefühlen, die Kraft einer
Handlung empfinden. Hier zeigt sich der große Irrthum der Roman-

tiker und Victor Hugos in seinen schwachen^ Augenblicken: sie haben
geglaubt, daß das kraftvoll geprägte Wort Alles sei, daß das Male»
rische den ureigenen Kern der Kunst bilde. Sie haben, wie geblendet,
vor den Worten an sich Halt gemacht, gleich jenen empörten Sklaven
des „Sturms", die vor den goldenen Lumpen über dem Eingang der
Höhle wie gebannt stehen bleiben. Das Malerische ohne deutliche Er-
scheinung des Wirklichen ist jedoch sinnlos. Das Malerische ist nur
eine Ausdrucksform, und zwar eine ziemlich gewöhnliche, die des Kon-
trast es; wie beim Malen die lebhafte Farbe ohne Zeichnung, das nackte
Modell und Gerippe ohne irgendwelche Schönheit, die Schminke ohne
das Gesicht. Das flüchtig und selten Hervortretende wird nur dann ein
Darstellungobjekt für die Kunst, wenn es von einem viel umfassenden
Gesichtspunkt, gleichsam mit dem Auge eines Philosophen, wahrge-
nommen, auf die Gesetze der menschlichen Natur zurückgeführt und auf
diese Weise gewissermaßen zu einer der vielen Formen von Ewigkeit-
werth wird. Nichts langweilt so sehr wie das Malerische in oberfläch-
licher Beschreibung. Wenn man uns in ferne und fremde Welten füh-
ren witt, muß man uns die Offenbarungen und Aeußerungen eines
Lebens zeigen, das bei aller Verschiedenheit doch Aehnlichkeit mit un-
serem eigenen hat. Das haben Bernardin de Saint-Pierre, Flaubert
und Pierre Loti gethan. Was uns bei ihnen so unmittelbar berührt,
ist das sympathisch gemachte Außergewöhnliche, das uns nah gebrachte
Ferne, die Art, wie uns das Seltsame des exotischen Lebens erklärt
wird, nämlich nicht als ein Räderwerk, das man zerlegt, sondern als
ein innerstes Gefühl, das man verständlich macht, indem man es un-
mittelbar in die Gegenwart rückt, indem man es bei Anderen erweckt.
Auf diese Weise erweitert sich unser geselliger Trieb und verfeinert sich
in dieser Berührung mit entfernten, unbekannten Gesellschaften. Wir
fühlen, wie unser Herz reicher wird, wenn die Leiden oder die naiven
und doch ernsten Freuden einer bis dahin unbekannten Menschheit in
unsere Seele dringen, einer Menschheit, der wir, nach ernster Erwä-
gung, eben so viel Anrecht wie uns selbst auf einen Platz in dem un-
persönlichen Völkergewissen zuerkennen, das die Literatur ist.

Einer der Einflüsse, die nach und nach die Literatur umgestaltet
und im Verein mit vielen anderen Werthen Elemente einer starken,
grandiosen und malerischen Wirklichkeit in sie eingeführt haben, ist der
des Orients und der Bibel. Das Gefühl für die Natur und auch das
Gefühl für die Menschheit hat sich auf diese Weise sehr ausgebreitet.
Heinrich Heine schrieb im Iahr 183«: „Ich bin wieder beim Alten
Testament angelangt. Was für ein gewaltiges Buch! Noch bemerkens-
werther als sein Inhalt ist für mich seine Form, diese Sprache, die, so
zu sagen, ein Werk der Natur ist, wie ein Baum, eine Blume, das
Meer, die Sterne, wie der Mensch selbst. Das Wort tritt darin in einer
heiligen Nacktheit auf, die erschauern macht/

Die Bibel hat einen großen literarischen Einfluß gehabt, beson-
ders auf die Schriftsteller, die man zu der „romantischen" oder zu der
„realistischen" Schule rechnet. Dieser Einfluß ist lange verkannt wor»

den. Man könnte jedoch einen Theil der literarischen Argumente, deren man sich bedient, das Studium des Griechischen und des Lateinischen zu vertheidigen, zu Gunsten des Hebräischen anrufen. Chateaubriand hat als Erster diesen Einfluß der Bibel dunkel erkannt, aber er hat ihn gar zu sehr mit dem des „christlichen Geistes" verwechselt. Dieser „Geist des Christenthums" ist eine Bastardschöpfung, in der sich der hebräische und der griechische Geist vermischt und innig vermählt haben, in der jedoch oft der Platonismus überwiegt. Die erhabensten Gedanken der christlichen Philosophie kommen aus Griechenland und* dem Orient.

Auf dem Boden Iudaeas wurde die Literatur geboren, die viel farbiger, bunter und doch, als Ganzes genommen, viel einfacher ist als alle griechischen Werke, viel knapper als die indische Literatur; sie ist ein unvergleichliches Beispiel Dessen, was man realistische Erhabenheit nennen könnte, und bietet uns mit einigen Psalmen der Hinduspräche wahrscheinlich das Höchste an Poesie, was der Menschheit zu erreichen vergönnt war. Das Mittelalter hat sich hauptsächlich von der Poesie der Psalmen genährt. Im siebenzehnten Iahrhundert haben die Psalmen auch die ersten lyrischen Versuche Corneilles und Racines inspirirt, die Strophen des Polyeucte und die Uebersetzung der „Nachfolge Christi" des Thomas a Kempis, die Chöre in Esther und Athalie. Dante und Milton sind ganz von der Bibel durchtränkt. Und das Selbe gilt für Bosfuet und Pascal, diese Schöpfer unserer französischen Sprache, die dem modernen Stil den Weg bahnten; das Hauptcharakteristikum dieses Stils ist die Vertraulichkeit des Ausdruckes, der sich eine große Kraft des Bildlichen und Gedanklichen vereint.

Als nach der Revolution der Glaube im göttlichen Sinn der Heiligen Schrift erschüttert war, kam der Augenblick, wo man anfangen konnte, ihren literarischen Werth zu verstehen und zu erläutern. Die Bewunderung eines Chateaubriand sollte vom Inhalt zur Form übergehen, sich an ästhetische Gepflogenheiten klammern und versuchen, sie wiederzugeben. Der Einfluß der Bibel macht sich bei dem Verfasser der „Nart^rs" und bei Lamennais fühlbar; er dringt sogar bis zum Autor von SalammbS vor und berührt selbst Zola, als er seine Sünde des Abb6 Mouret schreibt. Die Schöpfung des Paradou ist eine Mischung der Genesis und des Hohen Liedes, die von den mystischen und schwärmerischen Stimmungen der Psalmen und von Litaneien der Iungfrau durchkreuzt wird. Schließlich ist der Einfluß der Psalmen noch fühlbarer bei unseren Lyrikern, von Alfred de Vigny und Lamartine bis zu Victor Hugo. Unter allen Dichtern nähert sich der Verfasser von Ibo und „?Isln oisl" am Meisten den alten hebräischen Dichtern, den Iesaias und Ezechiel.

Das GefüHl für die Natur und die Kunst, sie zu beschreiben, sollten unter dem Einfluß der Bibel und des Christenthums eine wesentliche Aenderung erfahren. Das Charakteristische der griechisch-lateinischen Literatur bestand darin, daß sie die Dinge schilderte, indem sie in uns nur das Wahrnehmungvermögen des Gehörs und des Gesichts an und für sich wachrief: die klassischen Beschreibungen sind bewun-

dernswürdig in der Wiedergabe der Linie und der Form. Dagegen legt die orientalische und romantische Literatur das Hauptgewicht nicht auf die objektive Wahrnehmung, sondern auf die innere Erregung, die sie begleitet, und sie hat das Bestreben, dieser Erregung in uns neues Leben zu verleihen; statt sich auf den allzu intellektuellen Sinn des Gesichtes zu stützen, entlehnt sie ihre Vorstellungen viel lieber dem Bilderkreis des Gefühls- und des Geruchssinnes, dem großen Gebiet des ganzen inneren Gefühls: so gelingt ihr, viel genauere, wenn auch formell minder abgerundete Darstellungen hervorzubringen. Das kommt daher, daß der Schriftsteller uns die Dinge indirekt anschauen läßt, indem er zum Erzeuger der inneren Erregung wird, die die äußere Vision begleitet. Im Erzeugen einer solchen Erregung kann man Hugo und Flaubert mit Iesaias vergleichen. Sie erreichen die Wirklichkeit der Wahrnehmung mit der Kraft des sinnlichen Eindruckes.

Auf dem Feste der Penelope wird der Seher Theoklymenes von unheilvollen Vorbedeutungen, die das Haus bedrohen, heimgesucht:

„Ach, unglückliche Männer, welch Elend ist Euch begegnet!
Finstere Nacht umhüllt Euch Haupt und Antlitz und Glieder!
Und Wehklagen ertönt und Thränen netzen die Wangen!
Und vom Blute triefen die Wänd' und das schöne Getäfel!
Flatternde Geister füllen die Flur und hüllen den Vorhof,
In des Erebos Schatten hinuntereilend! Die Sonne
Ist am Himmel erloschen und rings herrscht schreckliches Dunkel!"

So furchtbar diese Erhabenheit bei Homer wirken mag: sie muß doch einer Vision aus dem Buche Hiob weichen:

„Da ich Gesichte betrachtete in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt,
Da kam mich Furcht und Zittern an und alle meine Gebeine erschraken.
Und da der Geist vor mir überging, standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe.
Da stand ein Bild vor meinen Augen und ich kannte seine Gestalt nicht; es war still und ich hörte eine Stimme."

Und Iesaias rief aus: „Die Erde wird schwanken wie ein Betrunkener: sie wird fortgeschafft werden wie ein Zelt, das man für eine Nacht errichtet hatte."

Daß unsere romantische Literatur sich an der Bibel begeistert hat, ist sehr natürlich, weil sie von Anfang an bestrebt gewesen ist, sich im Stil der orientalischen Poesien zu bewegen. Nun war dem hebräischen Volk, vom literarischen Standpunkt betrachtet, die wichtige Rolle beschieden, das ganze orientalische Genie zu kondensiren. Und die Bibel liefert uns in einer Art von Handbuch einen Auszug der endlosen Betrachtungen fast aller orientalischen Stämme in der Wüste vor dem Antlitz einerNatur.die farbiger und rascher wechselnd als unsere scheint, bald aber auch so gut wie völlig unwandelbar ist.

IeanMarie-Guyau.

Die Zukunft,
Börsenwetter.
IÄbLer hätte sich ein Börsengewitter träumen lassen, wie es jüngst über den deutschen Effektenmarkt hereingebrochen ist? Man war an dauerhaften Sonnenschein gewöhnt und dachte kaum noch an die Möglichkeit atmosphärischer Entladungen. Das von New Vork und London heraufziehende Minimum wirkte denn auch verblüffend. Wenigstens auf das Publikum; von den Augureu läßt sich ja so leicht keiner durch die Ereignisse aus der Haltung bringen. Ausnahmen kommen freilich vor. Beispiel: der Stellvertretende Direktor eines großen berliner Finanzinstitutes, dem der Sturm aufgethürmte Engagements über den Haufen warf. Wenn Einer, der von Amtes und Rechtes wegen nicht spekuliren soll, durch verpönte Transaktionen der Börse die Stimmung verdirbt, ist sie immer sittlich entrüstet. Und das Ereigniß fiel obendrein mit der Insolvenz eines angesehenen Börsenmaklers zusammen. Zu ernster Besorgniß ist dennoch kein Grund. Man kann verschiedener Meinung über die Qualitäten der geschäftlichen Konjunktur sein, braucht aber deshalb noch nicht von einer Krisis zu sprechen. Die würde einen Aufschwung voraussetzen; da wir aber keine Hochkonjunktur hatten, bleibt für die Vermuthung eines plötzlichen Rückschlages nicht viel übrig. Man muß also die Börsenerlebnisse von der wirtschaftlichen Entwickelung trennen. Gewisse äußere Zusammenhänge, wie die Einwirkung bedrohlicher Nachrichten, bestehen natürlich. Aber in der Lebensauffassung haben sich beide Faktoren eine eigene Philosophie erhalten. Namentlich die Börse, die sich in der Werthung geschäftlicher Chancen von allen Vergleichen mit der profanen Außenwelt gelöst hat. Also: richtige Distanz zur Börsenseele!

Nur bei wenigen Papieren kommt man bei der Bemessung der Rente mit dem gebräuchlichen Maßstab aus. Die meisten hat ihr Schicksal auf das spekulative Agio gestellt, das dem Mangel genügender Verzinsung das Gegengewicht bieten muß. Dieser Ausgleich läßt sich halten, so lange die Börse auf festen Füßen steht. Verliert sie die Seelenruhe, so geht die Zinsenreserve, die im Kursaufschlag steckt, schnell verloren. Die ausschließliche Pflege des Kurses war eine Ursache der jüngsten Enttäuschungen. Die Dividendenwerthe sind mit Kursverpflichtungen beladen worden, unter denen sie schließlich zusammenbrachen. Und diese Risiken hat ihnen das Publikum, in seiner zähen Liebe für die Aktie, auferlegt. Seit Iahr und Tag wird von dem unbesiegbaren Drang des Effekten kaufenden Volkes zu Industriepapieren gesprochen. Das war wirklich kein leerer Wahn. Vielleicht sind die Erörterungen der Ansprüche, die der Fiskns an das Volksvermögen stellt, an der Entstehung eines intensiven Gewinndranges mitschuldig. Wenn immer wieder von der Nothwendigkeit gesprochen wird, dem Kapitalvermögen auch die letzte Kraft abzugewinnen, so ist es kein Wunder, daß schließlich diese Forderung in die Praxis umgesetzt wird. Das Publikum Zagt sich eben: „Ich kann den Ansprüchen von Reich und Staat nur noch genügen, wenn ich für mein Einkom»

men eine neue Basis finde". Und diese Grundlage liefert die Börse. Weil sich aber zwischen ihr und den Besitzenden ein neues Verhältniß herausgebildet hat, darf, meiner Ansicht nach, ein Kurssturz heute nicht mehr unter die alte Schablone genommen werden. Die Gattung Spekulant ist nicht ausgestorben; aber sie ist durch einen (sagen wir einmal: soliden) Zusatz „veredelt" worden. Börsentechnisch heißt Das: die Käuferschichten haben an Widerstandfähigkeit gewonnen. Schwache Elemente giebt es natürlich immer noch; die bleiben schließlich als Opfer zurück. Aber sie sind, zum Glück, nicht das eigentliche Fundament des Effektenmarktes. Die Barkäufer können eine Verringerung des Börfenwerthes der Dividendenpapiere aushalten, weil sie durch die vorausgegangenen großen Gewinne sich eine Verlustreserve geschaffen haben. Und wer in Sorge ist, vom Agio zu viel einzubüßen, wenn er mit dem Verkauf seiner Papiere noch wartet, Der wird auch nicht Hals über Kopf zum Verkäufer 5 tout prix werden. Ein Vergleich der letzten Kurse mit den Preisen vom Anfang des Iahres lehrt die Größe des Kursaufschlages erkennen, die den Verlust per Saldo kaum sichtbar werden läßt. Einzelne Effekten des Kassamarktes, die sich durch besondere Schwere hervorthun, hatten große Kurseinbuße. Aber in solchem Fall ist der Umfang des Verlustes das natürliche Gegenstück zur Höhe des Agios. Bei einer Aktie, die zu 500 oder 600 notirt wird, sind Kursverschiebungen von 30 bis 40 Prozent noch nichts Ungeheures, wenn sie auch, als Einzelerscheinungen gebucht, wie eine Sensation wirken. Nimmt man aber die wichtigsten Werthe des Ultimohandels, so sind die Veränderungen, sub spsois der ersten Ianuarnotirungen, nicht erheblich. Bei Bankaktien beträgt die Preisminderung im Durchschnitt 5 Prozent; und einzelne Montanpapiere, wie Phoenix und Bochumer, sind noch immer mit Kursanfschlägen behaftet. Man kannalso nicht sagen, wie weit dieDimensionen des Gesammtverlustes reichen; denn genau begrenzte Ziffern giebt es nur bei Insolvenzen. ImUebrigen hatjedeVeränderung der Kurshöhejanur eineneue Gruppirung des Besitzes zurFolge. Die Gegenwart ist im Geschäftsleben schon ein Stück Vergangenheit. Werth hat nur die Chance, welche die Zukunft birgt. Man fragt sich deshalb, ob die Börse, nach den verschiedenen Stößen, wieder zu Ruhe kommen oder ob sie fürs Erste ein unsicherer Kantonist bleiben wird. Das Hauptbedenken richtet sich auf den Quartalswechsel. Der September ist kein besonders günstiger Zeitpunkt für Umwälzungen an der Börse. Um die auszugleichen, muß man Zeit gewinnen; und dazu bietet einer der wichtigsten Geldtermine des Iahres kaum die beste Vorbedingung. Die Sorge um den nächsten Ultimo ist also kein künstlich gezüchtetes Gefühl. Man darf Das sagen, ohne den Vorwurf der Bangmacherei auf sich zu lenken. Die Verfassung des Geldmarktes kann allein nicht entscheiden; wie die Banken sich zur Unterstützung der Vörsenengagements stellen werden: auch darauf kommts an. Sie möchten sich liquide halten. Diese Taktik läßt auf die Erwartung eines lukrativen Geldleihgeschäftes im herbst schließen. Die bekannten neuen Lombardbedingungen der Reichsbank bieten ja eine gute Chance, Sie

werden am ersten Oktober zum zweiten Mal in Wirksamkeit treten
und da wahrscheinlich ein anderes Bild zeigen als beim Debut. Denn
inzwischen hat man Zeit gehabt, sich mit den Möglichkeiten der neuen
Einrichtung und ihrer Verwerthbarkeit zu beschäftigen. Daß die Hohe
Finanz den Dingen mit äußerster Gelassenheit entgegensieht, weiß
man. Die Resultate des ersten Semesters berechtigen sie dazu. Sie hat
sich mit eigenen und fremden Engagements so gestellt, daß sie auf jeg-
liche Intervention an der Börse verzichten konnte. Diese Zurückhaltung
wurde den Banken natürlich verdacht; denn man beschuldigt sie der
Anstiftung oder der Mittäterschaft bei der Effektenspekulation. Rich-
tig ist, daß sie in ihren Wochenberichten nur leise vor Exzessen warn-
ten, aber günstige Prognosen stellten. Wenn ein Kaufmann die Ueber-
zeugung hegt, daß der Markt in guter Verfassung ist, darf ers auch
aussprechen. Und daß die Banken gegen ihre wahre Meinung gesün-
digt haben, müßte ihnen erst nachgewiesen werden. Fehler macht die
Kundschaft, die leicht vergißt, wer zu ihr spricht. Daß es kein Arzt und
kein Seelsorger ist, wird oft übersehen. Möglich, daß die Banken mit
dieser Vergeßlichkeit rechnen und den Ton danach stimmen. Aber sie
gehen eben auf den Erwerb aus; und die Kundschaft ist in ihren An-
sprüchen nich^ konsequent. Sie verlangt, an den Depositenkassenschal-
tern mit guten Tips versehen zu werden; beschwert sich greinend, wenn
die Rathschläge keinen Gewinn bringen, und läuft zum Kadi, um
Schadensersatz durchzudrücken; ist aber dann wieder unzufrieden, wenn
die Banken, des ewigen Haders müde, die Klappfenster herunterlassen
und über Effekten keine Auskunft mehr geben. Das ist ihr gutes Recht.
Wer Verführer gescholten wird, sucht neuen Verdacht von sich fernzu-
halten. Und nicht jeder Klient läßt sich rathen. Mancher kommt zur
Bank, um Anregungen auszuführen, die er im Reklamebrief eines
Animirbankiers fand. Die Bank will zunächst natürlich den Effekten
nützen, die ihr Gewinn bringen. Das müßte Ieder wissen, der sich in
einem Bankbureau Auskunft holt. Und die Emissionhäuser brauchen
sich keine Mühe zu geben, für neue Muster Käufer zu werben: jedes
„Dessin", das sie herausbringen, ist vergriffen, bevor es die Makler-
schranken gesehen hat. Die Subskription- und Einführungerfolge die-
ses Iahres liefern eine ausgiebige Kasuistik für die Börfenbewegung
und deren wichtigste Erscheinungen. Wenn Einer spekuliren will,
bleibt ihm das Vergnügen unbenommen; er braucht nur das zur
Sicherung der Bank ausreichende Kapital zu haben. Ist die Garantie-
summe aufgezehrt, so muß er nachzahlen. Kann ers nicht, so wird sein
Engagement gelöst und er verliert, im besten Fall, sein Betriebskapi-
tal. Die Dringlichkeit der Nachschüsse richtet sich nach der Qualität des
Kunden und nach der Situation des Marktes. Ist die Börse mit Ver-
bindlichkeiten überladen, wie zur Zeit der letzten Ultimoregulirung, so
wird auf reinliche Scheidung der schwachen von den zahlungsähigen
Elementen gedrungen. Die Banken gehen dann ziemlich brüsk ins
Zeug und schütteln alles Fallobst ab. Diese Exekutionen erschüttern
natürlich das Kursgebäude und erwirken besonders im Bereich der

Börsenwetter.
Kassapapiere jähe Preisveränderungen. Dem Kassamarkt fehlt eben
der im Ultimoverkehr vorhandene Ausgleich durch die Contremine.
Daß die Erschütterung die Folge verfehlter Spekulationen in
amerikanischen Eisenbahnaktien und südafrikanischen Goldshares war,
hat gezeigt, wie stark das spekulative Bedürfniß im Verhältniß zu den
i,hm in Deutschland gebotenen Möglichkeiten ist. Wer einen großen
Coup machen will, geht nach Paris, London oder New Vork. Der
deutsche Effektenmarkt ist den Hauptmachern zu solid. Das darf man
aussprechen, sogar sn vus des Rummels in Phoenix-Aktien, der manche
Zehntausend Mark gekostet hat, aber im Grunde doch mit der glaub-
haften Voraussetzung eines erfolgreichen Vetriebsjahres rechnet. Bei
Amerikanern und Kaffernwerthen liegen die Verhältnisse anders. Da
ist die Größe des Risikos, die in der Unsicherheit des Detailbetriebes
besteht, so klar, daß nur noch unter Ausschaltung aller Hemmungen
die Möglichkeit beträchtlicher Engagements gedacht werden kann. Lon-
don imd Paris haben unter den Folgen der für deutsche Rechnung
vorgenommenen Exekutionen in Goldaktien zu leiden gehabt. Diese
Thatsache vernichtet den Glauben an die Belehrbarkeit des deutschen
Publikums. Man läßt sich nichts erzählen, handelt nach eigenem Gut-
dünken und achtet die Riesensummen, mit denen das afrikanische Rand-
gebirge Iahre lang ausgestopft wurde, für nichts. Seit mehr als einer
Dekade opfert das deutsche Volk dem Transvaal Millionen, ohne
dieses Opfers überdrüssig zu werden. Besser begründet ist das finan-
zielle Verhältnis; zur amerikanischen Union, obwohl auch da die Kosten
oft den Gewinn überschritten haben. New Vork ist ein Unsicherheit-
koesfizient gefährlichster Art. Was war jetzt wieder die Ursache des
Preisrückganges? Daß die Verfolgung des Reichthums, in ihrer bei-
nahe feindsäligen Tendenz, auch die Ruhigsten ängstet, ist am Ende
erklärlich. Man kann den „reichen Räubern" ihren Besitz nicht neh-
men; aber die Kuren, denen das Kapital unterworfen wird, stören die
wirtschaftliche Entwickelung. Ist denkbar, daß unter solchen Verhält-
nissen die Börse in halkyonischer Ruhe leben kann? Eine schlechte Ge-
treideernte wirkt natürlich auf den Geldmarkt zurück; und da in den
Vereinigten Staaten das Verhältniß zwischen investirtem Kapital und
Umlaufmitteln ohnehin gespannt ist, so scheint die Sorge um denZins-
fuß gerechtfertigt. Vielleicht wird die Baumwollernte, von der man
ein sehr günstiges Endergebniß erwartet, ausgleichend wirken und da-
/ür sorgen, daß die amerikanische Handelsbilanz den starken Uber-
schuß des ersten Semesters nicht wieder verliert. Das könnte für den
internationalen Geldmarkt wichtig werden, dem daran liegen muß, daß
Amerika seine Guthaben nicht zu rasch einzieht. Dauernde Ruhe wird
drüben vor den Wahlen des Iahres 1S12 wohl kaum wieder einkehren.
Der natürliche Haß, aus dem die Menge auf die Trustgebilde, als auf
die Vertheurer der wichtigsten Bedarfsartikel, blickt, ist durch den gegen
die Eisenbahngesellschaften und andere große Korporationen geführten
Feldzug gesteigert worden. Und Alles wartet auf die Entscheidung: ob
und mit welcher Intensität weiter gekämpft werden soll.
se

Die Börse ist von den Geldsätzen so weit abhängig, wie der Essek-
tenv erkehr sich auf Kredit vollzieht. Theures Leihgeld kann nur von
potenten Leuten aufgebracht werden; die Schwachmatici'wagen sich
nicht leicht heraus, wenn auf dem Geldmeer eine steife Brise weht. Doch
die strammsten Haussen entstanden über den kräftigsten Zinssätzen,
wenn nur alle anderen Bedingungen vorhanden waren. Die Vertheue-
rung der Betriebskosten ist für die Industrie so wichtig, daß, man heute
nur mit Gefühlen des Zweifels an die Chancen des Betriebskapitals
denken kann. Eng mit der Lohnfrage ist die Bewegung der Lebensmit-
telpreise verknüpft; und die wird schon heute spekulativ verwerthet.
An den Getreidebörsen sind die Kurse mit akrobatenhafter Geschwin-
digkeit in die Höhe geklettert. Die Fleischpreise werden einen Rückfall
in die vorjährige Hypertrophie erleiden, da es an Futtermitteln fehlt
und die Ermäßigung der Eisenbahntarife nicht genügt, um den Aus-
fall zu erträglichen Preisen zu decken. Die ausgedörrten Zuckerrüben-
selder aber haben den König der Spekulanten, Santa Maria, auf den
Plan gerufen; und der Zuckerpreis hat Rekordhöhen erreicht, die noch
über die einst von Ialuzot markirten Gipfel hinausragen. Da die
stattlichen Vorräthe der Kampagne von 1909/10 aufgezehrt find, finden
die Haussiers ziemlich freie Bahn. Man kann sich also vorstellen, welche
Leistungen noch zu erwarten sind. Und der Zucker gehört zu den Mit-
teln der Volksernährung. Wird die noch wesentlich theurer, so sind neue
Konflikte möglich. In den Vereinigten Staaten grollen die Arbeiter.
In England war die Gefahr einer zweiten Auflage des Eisenbahner-
strike sehr nah. Ganz hell ist der Himmel also nicht. Theuerung, ver-
mehrte Staatsansprüche und erhöhte Lohnforderung der Arbeiter: sol-
chesZusammenwirkenvonEreignissenmußauchderAktienmarkt spüren.
Der Aufwand wächst und Ieder wünscht erhöhte Rentabilität.
Die ist nur durch die Börse zu erreichen. Man tauscht die Anlagen,
die niedrige Zinsen bringen, gegen vortheilhaftere Möglichkeiten ein.
Das ist, wie die Kursentwickelung der Staatspapiere zeigt, bereits ge-
schehen und wird weiter gehen, wenn die Ansprüche des Haushaltes
wachsen. Das Publikum verkauft seine festverzinslichen Effekten, um
Mittel zur Bewegung im Aktiengarten zu gewinnen; aber es bringt
das Geld, das es dem RentenmarLt genommen hat, nicht wieder zu-
rück. Verluste aus Dividendenpapieren werden eben nur durch Nach-
käufe zu niedrigerem Kurs, nicht aber durch reuige Einkehr ausge-
glichen. So lange diese Anschauung gilt, kann man nicht an den Aus-
bruch einer chronischen Börsenkrankheit glauben. Das Fieber, das wir
jetzt fühlten, wäre vielleicht kaum wahrnehmbar geworden, wenn nicht
ein paar Wochen lang die Furcht vor einem Krieg alle ängstlichen Ge-
müther zu hastigen Verkäufen gedrängt hätte. Agadir hat das Deutsche
Reich schon so viel Geld gekostet, daß der unpolitische Wirthschaftkriti-
ker zweifeln muß, ob diese Aktion im kaufmännischen Sinn vernünftig
war, ob also der zu hoffende Ertrag auch nur die aufgewandten Kosten
wieder hereinbringen kann. Die Börse war von der Ueberraschung je-
denfalls durchaus nicht entzückt. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian gard» t» Berlin. ^
Verla« der Zukunft w Berlin. — Druck »on Pag « Sarleb S, m. b. g. in Berlin.

ukunft.
Berlin, den 23. September 1911.
Vom Rembrandtdeutschen.
Als Iemand von einem Abwesen-
den sagte: „Der Kerl ist verrückt!" er-
widerte Bismarck: „Sagen wir, er ist
in der Minorität".
wollte allein sein vor der Welt; im Leben und im Tode.
Eine öffentliche Erörterung seiner Person schien ihm un-
nütz gegenüber den großen Fragen, die ihn bis ans Ende erfüll-
ten. „Ich existire nicht," sagte er, sich selbst nur als Werkzeug
Dessen betrachtend, wofür er eintrat, und: „Sterbe ich, dann sei
es an Niemand gesagt." So schwieg ich über ihn, bis durch Ro-
loff sein Grab bei Fürstenfeldbruck bekannt ward. Da aber jetzt das
Geheimniß seines Lebens falsche Deutungen hervorgerufen hat,
wäre es Unrecht, den vielen Wünschen nach Klarstellung seiner
Gestalt nicht zu willfahren. Die Pietät gegen das Wort des ver-
ehrten Toten sei derjenigen gegen sein Werk zum Opfer gebracht
und vor Allem nun Dies gesagt: Langbehn war keineswegs in
Irrsinn verfallen. Er disvonirte bis zur Todesstunde, wo er noch sei-
nen Thee bestellte, mit vollster Bewußtheit und Selbstbestimmung.
An einem der letzten Tage seines Lebens sagte er ruhig: „Heute
Nacht habe ich etwas phantasirt." Mir aber ist Dergleichen nie-
mals an ihm begegnet. Langbehn und geistesabwesend oder ge-
müthsverwirrt sein: Das gab es nicht; so vollkommen und allbe-
ständig zog er seine reichen Geistesregister. Von jenem Winter-
morgen 1890 an, wo er mich jungen Maler und Schriftsteller in
Nordfriesland aufsuchte, bis zu dem Frühlingstag im Iahr 1907,
wo in Rosenheim sein starkes Herz auf einmal stillstand, blieb sein
Geist bei allen Eigenheiten klar und geordnet, ohne Spur von

einem Erlahmen der Frische gegen sein Ende hin. Dafür stehe ich ein; ich habe ihn durch und durch kennen gelernt. Fünfzehn Iahre lang war ich sein Vertrauter und häufiger Gefährte. Er ist in all dieser Zeit mit mir umgegangen wie mit einem jüngeren Bruder. Was er an Arbeiten zwecks späterer Veröffentlichung in meine Hände gelegt hat, werde ich nun nicht anonym, wie er vorschlug, sondern unter seinem Namen und begleitet von seiner Lebensgeschichte, bekannt machen.

Bei Langbehn entfällt jede Parallele mit Hölderlins oder Nietzsches Ende; richtig ist nur das Eine, daß ausgeprägte Sondereigenschaften sein ganzes Mannesalter begleiteten. Man kennt ja deren manche schon aus seinem Buch und aus dem Verkehr eines Thoma, Avenarius, Gurlitt und Anderer mit ihm. Diese Eigenheiten haben sich, wie ich feststellen kann, im Lauf der Iahre wesentlich weder vermindert noch verstärkt. Wenn sie einen Höhepunkt erreichten, so war es um 1890, als der Rembrandtdeutsche mitten im öffentlichen Leben stand. Auf die Frage: „Was ist denn eigentlich ein genialer Kopf?" gab sich Langbehn selbst einmal die Antwort: „Ein solcher, in dem Vernunft und Wahnsinn sich genau die Wage halten." Deutlich war auch an ihm zu beobachten, wie Genialität und Wahnsinnsanlage aneinandergrenzen; doch, Gottlob, hat immer sein gesunder Verstand jene in Schranken gehalten, entsprechend seinem Wort im Rembrandtbuch: „Genialität ist die Mischung höchster Besonnenheit mit höchster Leidenschaft; aber so, daß die Besonnenheit stets als die führende, die Leidenschaft als die geführte Kraft erscheint."

Wie oft ward Langbehn für verrückt gehalten, wo er ungemein vernünftig war! Will man ihn aber im Ernst pathologisch betrachten, so hüte man sich, Das, was der Volksmund als verrückt bezeichnet, also nahezu jede Abweichung von kleinstädtischer Konvention, zu verwechseln mit Dem, was exakte Wissenschaft mit diesem Begriff umschließt. Sonst wird die „oft ganz verzweifelte Aehnlichkeit zwischen den legitimen Aeus;erungen einer scharf ausgeprägten Individualität, eines geistig sehr hochstehenden Mannes und den Wahnideen eines unzweifelhaft Verrückten" zum Henkerbeil für jede außergewöhnliche Edelnatur. In diesem Fall, so gut wie bei Beethoven und anderen Geisteshelden, haben ehrliche Bürgersleute übertrieben, verallgemeinert und umgedeutet. Die von Cornelius Gurlitt über Langbehns kurzen Aufenthalt in Würz-. burg und Lohr im Jahr 1900 mitgetheilten Zeugenberichte sind nur zum Theil, nicht alle, zutreffend und mit völligem Unverständniß eigengearteten Geistes und tiefen Seelenlebens gemacht. Es ist

schade, daß dadurch das von Gurlitt auf Grund eigener Beobachtung zuerst central und verständnißvoll gesehene Bild Langbehns zuletzt verzeichnet ward.*) Im ersten Artikel („Zukunft", Februar 1908) hat er dessen menschliches Wesen, wie es blieb, ganz richtig beleuchtet. Leider ließ er im zweiten („Zukunft", Dezember 1909) den bereits Oktober 1908 veröffentlichten wahrheitgemäßen Bericht Vorwalds im „Hochland" über des Rembrandtdeutschen rotterdamer Aufenthalt und Konversion im Iahr 1900 (nicht 1903) unerwähnt.**) Ganz ähnliche Urtheile wie die von den fränkischen Hausleuten um 1900 hätte man in Dresden und anderswo schon in den achtziger Iahren über Langbehn sammeln können. Er war deutschen Kleinbürgern viele Male der mysteriöse, „unHeimliche" Miethherr, bald als Fürst inkognito, bald als Lump, bald als Verbrecher, bald als Irrer taxirt. Nur allzu oft brachte Langbehn einer Hauswirthin, die ihm gutartig schien, ein kindlich offenherziges Vertrauen entgegen, das vielfach übel angebracht war: hat doch die Würzburgerin ihm eines Abends seine Wohnung versperrt, so daß er erst durch persönliche Intervention eines stadtbekannten Iustizrathes wieder hinein konnjte. Wie aber die Frau ihn nachher noch als Miether behalten wollte, verzichtete er. Andere, bei denen Langbehn wohnte, haben ihm größte Hochachtung bewahrt, so eine schweizer Dame, bei der er 1902, so die Signora, Mariani in Rom, bei der er 1903 weilte. Als ich einer Bayerin, in deren Haus Langbehn wiederholt Sommeraufenthalt, und zwar noch 1906, nahm, von der Fama über ihn erzählte, erwiderte sie mir: „A heiligs Leben hat er geführt, Das hat man schon kennt. Nie im Leben Hab i dran denkt, daß er sein Verstand nit gehabt Hütt. So gescheit is er gewesen."

Langbehns Ausspruch: „Wüßten Sie, wer ich bin, Sie würden mir anders gegenübertreten" bedeutet keineswegs: Ich dürste danach, als Rembrandtautor entdeckt zu werden,sondern kennzeichnet nur die allgemeine Fassunglosigkeit seinem Typus und wie-

*) Auch der Bericht einer Korrespondenz Langbehns mit Theodor Mommsen um 1900 ist eine Fabel; und Langbehn war weder in Ierusalem noch in Lourdes. Im Uebrigen sind Gurlitts chronologische Angaben durchweg richtig.

**) Der Dominikanerpater Havekes nahm Langbehn in die Kirche auf und schrieb 1900 von ihm: „Ein sittlicher Mann von großen Kenntnissen, mit einem edlenHerzen und einem frommen Gemüth; einMann, der mein persönliches Vertrauen völlig besitzt und dem auch Ieder vertrauen kann". Schon bei leisem Verdacht geistiger Abnormität wäre er sicher nicht zur Konversion zugelassen worden.

verum dessen Schutzlosigkeit der Welt gegenüber. Man lernt die-
sen ganz eigengebauten Organismus nur aus seinem Innersten
heraus begreifen, das Phänomen nur aus der ihm innewohnen-
den Gesetzmäßigkeit; Einzelhandlungen aneinanderzufügen, reicht
Hier zur Erläuterung nicht aus.

Langbehn war, wie Berichte aus seiner Iugend bezeugen, von
Haus aus ein Bild geistiger und leiblicher Gesundheit: so hat ihn
Thoma gemalt, so steht der Kern seines Wesens auch mir dauernd
vor Augen. Wie wohl war er noch im Herbst 1906 in Luzern! Ein
rüstiger, lebhafter, froher Mann, Das ist die Grundlage, auf der
sein Leben und seine Leistung steht; die seelischen Sonderbarkeiten
sind Arabesken daran. Ehe wir diese bei großen Originalen, von
den Helden des Plutarch bis zu Wagner, ins Auge fassen, treten
wir, die wir keine Nervenärzte sind, ihnen doch nahe wegen ihres
hohen Gehaltes an Seelenkraft und Harmonie. Davon bot Lang-
behn mehr, als die Welt wußte. Vielleicht kann manche seiner
Handlungen, die in episodischer Schilderung dissonant ausklang,
durch eine Skizze seines ganzen Wesens ihre verletzende Herbe ver-
lieren, ihm Freunde wiedergewinnen und seine letzte Lebenszeit
verständlich machen helfen.

Weh und Wonne
Dreifach zu fühlen,
Gab mir ein
Barmherziger Gott.

Langbehn.

Das völlig Unmittelbare des langbehnischen Wesens trat mir
in erster Stunde rückhaltlos entgegen. Sein Typus ähnelte, wenn
er auch nicht so mächtig wirkte wie dieser, dem des Sophokles-Stand-
bildes vom Lateran. Man fühlte sogleich, daß hier eine Natur von
ganz besonderem Kaliber stehe, bei der Empfindung, Wort und
That in Eins flössen, der sich selbst, sein Herzblut gab, der nicht
fragte, der sich nicht fürchtete: keine „ungewisse Seele", sondern ein
zielbewußter Mann. Seine Stärke und Frische, Elastizität und
Unerschrockenheit des Denkens und Handelns flammten vor mir
auf. So blieb er mir, so lange sein Blut kreiste. Selbst das Abwei-
chende, sachlich Schroffe (seine Bitte an einen Freund von mir,
uns allein zu lassen, und Aehnliches mehr) vollzog er in gentiler
Art, mit einer würdigen, aufrichtig ernsten Haltung und fühlbaren
Herzlichkeit, so daß das Ungewohnte natürlich wirkte. In Allem
Flang die innerste Ueberzeugung durch; er strömte die Freudigkeit
eines guten Gewissens aus. Ich sah einen Lebendigen vom Schlage
der schleswig-holsteinischen Pioniere Carstens, Lornsen, Hebbel

leibhaftig vor mir, empfand aber gleich und sahs durch sechzehn
Iahre bestätigt, daß dieser Geistesstreiter ein verhängnißvoll wei-
ches Gemüth in der Brust trug: eine Zartheit des Empfindens, die
zu seiner Männlichkeit bald in herben Kontrast trat, bald mit ihr
zu wundervoller Harmonie sich vereinigte. Das war Einer, nicht
vergleichbar mit Alltagsnaturen. Das war ein Mensch, der gleich
einem Schiller in Edelsinn gegründet, Alles in Geist verwandelte,
was er anfaßte, der das Körperliche und Materielle wohl klug be-
rücksichtigte, ihm aber gar keinen Einfluß auf seine Ziele gestattete^
Wem er einst ähnlich entgegentrat, Der hat sich im ersten Eindruck
nicht getäuscht: seine Idealität, die war real und echt.
Man sucht nach Parallelgestalten in unserer Zeit und findet
sie nicht: Langbehn war ein völliger Einzeltypus. In die Felder
der friesischen Marschen hatte sich einst ein Hirsch verlaufen, der
erst auf Aeckern und Viehtriften irrte, dann aufgegriffen und als
Wunderthier angestaunt ward: an Den erinnert der Erdenwandel
des Rembrandtdeutschen im Vergleich zu unserer Gesellschaftluft.
Er war vor Allem Einzeltyp darin, daß er seinen ungewöhnlich
starken Thatendrang nicht bestimmen ließ durch die ihn umgeben-
den Menschen, daß er unerschüttert und unbekümmert seine Bahn
geradeaus fand und wanderte, nur dem Kompaß seines Geistes,
seiner Anschauung (die das Historische als lebend faßte) folgte,
stets bereit, sich dafür gesellschaftlich und materiell zu entwurzeln.
„Mehr als gekreuzigt kann man nicht werden."
Langbehns Natur war in seinem ganzen Mannesalter durch-
aus konstant. Wohl hat er seine Anschauungen gewandelt (so, in-
dem er seinen früheren Antisemitismus abstreifte, ferner, indem er
zuerst das Religiöse dem Nationalen, dann dieses jenem subordi-
nirte); seine moralischen Absichten und seine Geistesdisziplin im
Wesentlichen nicht. Die gleiche gerade Konsequenz, die ihn früher
dazu gebracht hatte, bei einer Fronleichnamsprozession den Hut
demonstrativ auf dem Kopf zu behalten und ihn sich herunterschla-
gen zu lassen, veranlaßte ihn später zu eben so ungescheuter De-
votion in Glaubensdingen.
Von jeder ihn erfüllenden Idee, jeder konkreten neuen Beob-
achtung aus zog er ideelle und praktische Konsequenzen aufs Größte
wie aufs Kleinste. Er war unerbittlich prinzipiell in seinem Thun,,
ein lebendig gewordener moralischer Imperativ. Eine so starkeEnt-
wickelung persönlicher Geistestriebe mag nicht selten sein; selten
aber ist eine das Individuelle verkörpernde Natur geistig so durch-
geschult und so ganz aufs Moralische gerichtet, wie Langbehn es
war. In jenem Theil des Rembrandtbuches, den er „Deutsche

Menschheit" überschreibt, finden sich viele aus seinem geistigen Selbstbildniß übernommene Linien: Ritterlichkeit, Unscheinbarkeit, Liebe und Unbarmherzigkeit, völlige Selbstvergessenheit, Enthusiasmus und innere Sammlung, Festigkeit, Stetigkeit, ein strenger, grausamer Zug beim heimlichen Kaiser und doch Kindersinn, Bescheidenheit und Ruhe, kriegerische und künstlerischeZiele in Einem. Man gewahrt die Doppelnatur, die auch Bismarck, der ihn wiederholt bei sich sah, an ihm mit den Worten beleuchtet hat: „Es ist ein kindlich bescheidener Mensch, den man erst anstoßen muß, um ihn zum Reden zu bringen, was um so merkwürdiger ist, als er ja mit Keulen schreibt."*) Später, in Kissingen, ist aber Bismarck über seine Lebhaftigkeit ganz erstaunt gewesen. Gedanken- undGefühlswerthe ergänzten sich treu in ihm; das warm pulsirende Herz antwortete kräftig, oft heftig auf jede Neuwerthung des Hirns. Daß er in vielen Partien seines Werkes seine Individualität zum Gesetz erhob und darauf eine Bildungreform gründen wollte, war natürlich ein grundsätzlicher Irrthum, den er später auch erkannt hat, ergab aber eine ungemein schöne und deutliche Beleuchtung des Rechten dort, wo seine Sympathie wie Antipathie, seine lobenden wie tadelnden Urtheile ins Centrum trafen.

Aehnlich in seinem Leben. Sein fast stürmisches individualistisches Moralgefühl bildet die eine Triebfeder von Langbehns Handlungen. Daher die unerbittliche Konsequenz, das rücksichtlose Abstoßen alles Dessen, was seinem sittlichen Gefühl widerstrebte. Er handelte oft „erschütternd recht", geführt durch das Wort des Achill: „Verhaßter als der Hades ist mir der Mensch, der Andres sagt, als er im Busen hegt." Bismarck hatte ihm einmal erzählt, daß er von seinem Dienstpersonal betrogen werde, Dies aber hingehen lasse; Langbehn mißbilligte Das sehr. Es sei unmoralisch, Derartiges in seinem Hause schweigend zu dulden. „Dieser Jüngling richtet mit der Strenge eines Minos." Bei jeder Forderung, die er an einen Bekannten stellte, bei jeder Lösung von Beziehungen lagen für ihn, Anderen nicht immer sichtbar, moralische Beweggründe vor, die oft sachlich unrichtig waren, oft leider auch liebeverletzend wirkten, bei ihm aber aus dem ehrenhaften Gedanken erflossen: „Wenn Du Das nicht thust, dann kann ich nicht mehr mit Dir verkehren, weil ich mir selber untreu würde." So herb und ungerecht, objektiv betrachtet, seine Urtheile werden konnten, so brüsk er brach, eben so redlich, zart und gesinnungstark waren seine inneren Erwägungen, die seine „Liebe", wie beim Arzt, zur „Un-

*) Aus Max Bewer: „Bei Bismarck"; im Hamburgischen Korrespondenten vom achten Januar 1891.

barmherzigkeit" führten. Einen Freund, den er noch 1900 in Koblenz besuchte, und mit dem er bis an dessen Tod in besten Beziehungen stand, hatte er einmal lebhaft getadelt; anfangs begriff Dieser nicht, warum, stimmte Langbehn aber nach dessen Darlegung aufrichtig zu mit den Worten: „Du bist moralischer als ich." Wenn er die tiefen Bezüge selbst aufdeckte, aus denen er handelte, sah man den goldenen Kern noch durch seine Irrthümer hindurch. Feigheit, Hinterlist und Rachsucht lagen ihm völlig fern; diese hat man irrig bei ihm vermuthet. „Ein rein sachliches, entschiedenes Vorgehen wird von Vielen als persönliche Beleidigung aufgefaßt", war einer seiner Erfahrungsätze, wobei er allerdings übersah, daß seine Moral denn doch nicht die Moral an sich und nicht für Alle und für alle Fälle verpflichtend sein konnte.

Er gebrauchte nie Mittel, die er für unerlaubt hielt, aber die ihm erlaubt scheinenden bis zur letzten Konsequenz; und scheute sich nicht, einen kräftigen moralischen Druck auf Andere auszuüben, wenn die Unterstützung seiner Sache oder seiner Person (was für ihn das Selbe war) es erforderte. Aber es mußte offen und ehrlich zugehen; nur wenn ihm die Situation ganz rein erschien, nahm er Hilfe an. Wenn eine ihm zugedachte nicht mit voller Achtung seiner Person und seiner Absichten gegeben ward, so refusirte er sie ohne Weiteres, selbst wenn er darüber Roth litt; ja, in einem kritischen Moment seines Lebens schlug er eine große ihm angebotene Förderung aus, weil er nicht erfahren sollte, woher das Geld kam. Er sprach oft von früheren Freunden in freundlicher Art, nur wo er inoral insanit^ gefunden oder vermuthet hatte, war er auch innerlich abgeschnitten. Daß er nicht selten von Anderen Unterordnung unter seinen Geist verlangte, war ein direkter Ausfluß seiner innersten Ueberzeugung, seiner individuellen Moral. Es geschah, wie ich öfter erlebte, nicht im Geringsten aus autokratischen Gelüsten, sondern, weil er wähnte, daß Dies das Rechte und Nothwendige zur Durchführung seiner stets aufs Edelste gerichteten Pläne sei. Hätte er einen Menschen gefunden, dem er sich intellektuell wie moralisch unterlegen gefühlt hätte, er würde sich bereitwillig eben so untergeordnet haben. Es kostete diesen souverainenMann nichts, im Beichtstuhl sein Aeußeres und sein Inneres vor einem Dominikaner- oder Kapuzinerpater zu beugen, nichts, einem Anderen die Stiefel zu putzen oder einer armen alten Frau Handlangerdienste zu thun.

Bei seiner Gedanken- und Gefühlsfülle störte ihn Vieles, was die Meisten nicht ahnen konnten. „Man kümmert sich gar nicht darum, wie Einem zu Muth ist, der, aufs Feinste organisirt, stündlich auf tausenderlei Art durch äußere Umstände geschunden und

gepeinigt wird und dabei Niemand hat, der ihm nur ein Glas Wasser reicht, wenn er es braucht": so ähnlich schrieb er mir einst. Allerdings hat man keine Mittel, psychische Fein- und Zartheiten Denen bemerkbar zu machen, deren Organe diese nicht fassen, dann um so weniger fassen, wenn sie von großer Offenheit in Kundgebung von Antipathien begleitet sind. Langbehn wirkte nicht selten als en^nt tsrribls, den ihm Begegnenden ein „Tante, wie bist Du häßlich!" unabsichtlich ins Gesicht rufend, was natürlich hierWuthschäumen, dort völlige Verkennung hervorrief. „Du bist immer der Funke im Pulverfaß, wohin Du auch kommst": so urtheilte sein Bruder über ihn. Er empfand Das, hielt sich zurück und erschien dann oft nur wie das Edelwild, das des Winters Frost und Noth aus Waldeinsamkeit an die menschlichen Wohnungen treibt.

Kurz vor dem Sterben schrieb Langbehn den Satz nieder: „Goethe, Schiller, Lessing; Niemand fällt es ein, zu glauben, daß der Werth dieser Heroen nicht blos in ihrem Talent, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag." Eben so hat das Rembrandtbuch seine Gedanken- und Ausdruckskraft von den Grundsätzen seines Autors, von seiner Uneigennützigkeit und Unerschrockenheit, seinem Edelsinn, seinem unermüdlichen Eifer für das Heil Anderer. Langbehn war eine Natur von größter innerer Spannweite, stark im Lieben und Hassen, hingebend und aufopfernd für das ihm Sympathische, kalt abweisend gegen das ihm Zuwidere. War bei ihm die Selbsteinschätzung höher als bei Anderen, so auch die Geistesleistung, so auch die persönliche Genügsamkeit und die Verachtung der Ehrungen. Das unterschied ihn vom moderngeistigen „Größenwahn". Sein Hang zur Einsamkeit war keine Melancholie und Menschenscheu; es entsprach ihm ein zu jeder Stunde bereiter Humor, wenn er den Umgang hatte, den er liebte; es gab dann keinen lebhafteren, fröhlicheren Gesellschafter als ihn; Das unterschied ihn vom „Verfolgungwahn". Er war tiefgeistig, gefühlswarm, wohl auch von Trauer erfüllt, doch nicht schwermüthig. Selten habe ich unter „Gebildeten" einen glücklicheren Menschen gefunden. Die Seelenheiterkeit verließ ihn nicht; er ward nach jeder üblen Erfahrung (und wie ist ihm mitgespielt worden!) beim ersten Sonnenstrahl gleich wieder frohgemuth. Wie herzhaft hat er gelacht über den ungewollt tragischen Eindruck, den seine wohldurchdachten Wünsche nach Einrichtung und Lebensart, den sein Mantel, Schirm, Beinkleid oder Bettleinen (Beides nach kneippischer Art hergerichtet) hervorrief, über die Schrecken, die sein Auftreten zuweilen bereitet hatte! Solche harmlose Fröhlichkeit paßte freilich wie die Faust aufs Auge zu demBilde des sich abschließendenMen-

schenfeindes, das man für ihn konstruirt hatte. Komoedie der Irrungen!

Was immer Langbehn fühlte und dachte, erblickte und aufnahm, ward lebendig, klar, harmonievoll. Er war gesättigt mit Schönheitliebe und Schönheitgefühl. Sein Auge leuchtete über reinen Kindern, über seelischen Rein- und Feinheiten, die ihm in Kunst und Natur begegneten. Hinter den Coulissen ward seine Gestalt hell. Eine große Liebe hatte er zu armen und einfältigen Leuten, immer zur Wohlthat gesinnt, und zwar zur mühevollen, einer» lei, ob sie ein krankes Genie wie Nietzsche oder einen verkrüppelten Idioten anging. Viele Jahre lang suchte er nach einem Maler Iuncker, von dem er in Frankfurt einen vortrefflichen Faustcyklus gesehen hatte, und bat mich, Bayersdorfer doch nach ihm zu fragen, nur um ihm womöglich helfen zu können. Alle seine Tugenden hatten eine Grazie, die ein Deutscher selten besitzt; vielleicht in Nachwirkung des zumTheil französischen Blutes seiner Mutter. Sie standen klar getrennt in ihm: der Humor hatte seine Zeit und der Ernst, wie in Dramen Shakespeares; man hat fälschlich den Ernst, dann wieder den Humor bei ihm vermißt, weil er jede dieser Temperamentphasen jeweilig so sprühend bethätigen konnte, daß man deren Gegenspiel gar nicht bei ihm vermuthete.

Es ist nicht anders möglich, als daß
alles Sachliche aus dem Persönlichen
hervorwächst; aber es darf nicht beim
Persönlichen beharren, sondern muß
sich darüber erheben. Langbehn.

Mit seinen ganz ungewöhnlichen Seelenkräften setzte der Reinbrandtdeutsche das scheinbar Unmögliche durch. Vergegenwärtige man sich doch, was es heißt, daß ein armer unbekannter Kandidat ohne andere Mittel als die seines Geistes (bei Abfassung des Rembrandtbuches hatte er einen Sommer lang nicht so viel, um ein Pfund Kirschen zu kaufen) eine Achsenverschiebung der deutschen Bildung in die Wege zu leiten unternimmt und diese auch anbahnt. Bald darauf schrieb Harden ungefähr: „Diesem heimlichen Kaiser wollen wir gern folgen." Nicht selten hat Langbehn späterhin Dinge, die mir zuerst unfaßlich erschienen, ganz gegen Erwarten, vermöge seiner unermüdlichen Geisteskraft gut hinausgeführt. Er hielt sich für ein von der Natur nach Rasse und Begabung sehr bevorzugtes Wesen, dem deshalb ganz besondere Rechte und vor Allem Pflichten oblägen. Alles, was er hierüber sagte, war stets gerade und groß, antik und oft kindlich einfach gedacht; er sprach von unseren Geistes- und Kunstheroen, wie ein

Anderer von leiblichen Brüdern und Vettern redet; ihm war der „Weltgeist" Shakespeare zum Hausgeist geworden. Den bedeutenden Zeitgenossen, welchen er nah trat, erschien Das nicht ungesund; nur schade, daß es dabei doch nicht ohne Verstiegenheiten abging und er Andere dadurch unnöthig vor den Kopf gestoßen hat.
Langbehn übersah übrigens ganz klar die Sonderlage, in welche er durch die Originalität seines Wesens und durch sein Buch versetzt war. Er hatte viel Mißverständnis und Verhöhnung seines Innersten erlebt, oft eitle Neugier an seiner Person dort gefunden, wo er Theilnahme und Mitarbeit an seiner Sache ersehntes er sah, daß von einem wirklichen Verstehen und Aufnehmen gerade der besten Partien seines Werkes keine Rede war; er haßte das Gefeiertwerden und die heutige Bildungskonvention, er suchte und brauchte Ruhe und Erfrischung für Geist, Körper und Seele; er hatte civile Streitigkeiten, denen er sich persönlich nicht aussetzen wollte; er ahnte voraus (was nach seinem Tode eintrat), daß man den kleinsten Kleinigkeiten seiner Lebensart und seines Charakters höchstes Interesse entgegenbringen und ganz von seiner Sache ablenkende Schlüsse daraus ziehen werde; er wollte nichts von der Welt, fand sein Glück im Verborgensein und nahen Verkehr mit Wenigen: wahrlich konkrete und verständliche Gründe genug für seine Zurückgezogenheit. Anonymität sei Anderen nicht empfohlen; bei Langbehn war sie gebotene Wehr. Sie kostete ihn keine Ueberwindung und viel weniger Mühe, als ein Herausstellen seiner Person, für das er gar nicht geschaffen schien, erfordert hätte. Anonymität war ihm Vorbedingung der „Einsamkeit und Einkehr in sich selbst", die er den heutigen Deutschen rieth, die er so sehr übte und auf der seine singulare Geistesleistung aufgebaut ist. Ein natürlich empfindender Mensch, sagt er im Rembrandtbuch, könne sich in der veräußerlichten, dem Materiellen zu-, dem Ideellen abgewandten jetzigen deutschen Geselligkeit nicht wohl fühlen. Gottlob, daß nicht alle Guten solchen Gedanken nachleben, sonst würde diese deutsche Geselligkeit ja noch mehr verflachen. Geht aber Einer aus tiefstem Bedürfniß nach Reinigung, Klärung, Heiligung freiwillig ins Exil, um, wie es in „Rembrandt als Erzieher" heißt, in einer Zeit der „Vergletscherung der menschlichen Seele" das innerlich Lebendige „in bessere Zeiten hinüberzuretten", so braucht man Das nicht als leere Phantasterei zu verlachen, sondern darf es als wohlerwogene geistige Pionierarbeit achten. „Respekt vor einer Menschenseele!" Noch mehr Respekt vor der zweiten großen Zurückgezogenheit des Rembrandtdeutschen, als Gurlitt vor seiner ersten empfand, während welcher das Rembrandtbuch entstand. Dieser Mann wußte, warum und wozu er so lebte. AndIeder sollte

Wissen, daß nur die Einsamkeit gewisse geistige Uebergangsthaten
ermöglicht, welche ohne ein Sichabseitsstellen großer Naturen nicht
zu Stande kämen. Zu solchen Leistungen berufene Männer sind
freilich meistWinkelriednaturen, welche selbst ihres Wirkens Früchte
nicht genießen; „vordenkende" Menschen vom Schlage Langbehns.
Dieser hat auch wesentliche Fehler gehabt und gemacht; er hat
das Gute in sich über-, in Anderen manchmal unterschätzt. Welche
Fülle von Anregung und Anleitung, welche Wohlthaten, welchen
Segen hatte ich durch ihn; und wünschte doch Manches, wozu sein
Geist den Anstoß gab, nicht gethan zu haben. Allzu hohe Selbst-
bewerthung zerstreut die Menschenkraft, statt sie zu sammeln:
„Einer ist gut: Gott." Immer aber bleibt eine selbst sachlichen An-
tipoden fühlbare Weihe über des Rembrandtdeutschen Erschei-
nung. Worin beruht sie? Darin, daß er so treu für die „Wieder-
geburt des Gewissens" gewirkt hat. Wenn es auch ein Irrthum
war, Grundsätze der Moralität aus den guten Eigenschaften seines
eigenen Wesens ableiten zu wollen und dieses gelegentlich zum
Richter zu setzen über Freund und Feind: die reine Absicht
der langbehnischen Handlungen, sein unbeirrbarer Eifer für see-
lische Reform, mußte zündend wirken. Mit ihm wird kaum Einer
näher verkehrt haben, der nicht durch ihn besser oder vertieft wor-
den wäre. Er ließ nichts Flaches durch. Thoma, den er ganz früh
voll erkannte, betont mit Recht, wie schwer er zu beurtheilen war,
und als er einmal ein zu hartes Wort, das mich verstummen ließ,
über Langbehn ausgesprochen hatte, zog ers am anderen Tag von
selber zurück: sich belastend, an Jenem die Geradheit rühmend.
Der Rembrandtdeutsche war der letzte in der Reihe der original-
deutschen Denker und Dichter, welche ein tiefernster poetischer Sinn,
trotz vielen Irrungen, im gemeinsamen Ringen nach Licht zu Ge-
wissensschärfern unserer Nation gemacht hat. Seine Mission in
dem zum Militär- und Industriestaat gewordenen Deutschland
ward ihm schwer genug; sein universaler und feinbesaiteter, sein
graziler Geist konnte nicht dauernd athmen in unserer theils preu-
ßisch, theils amerikanisch beengten Denk- und Gefühlsatmosphäre;
nicht umsonst zog er sich wie Hebbel und Brahms oft in Oesterreichs
lindere Luft zurück. Doch er verfolgte die deutschen Geistesereig-
nisse bis 1907 genau und wohnte in letzter Lebenszeit mehrfach
Monate lang in Berlin, wo er sich eingehend unterrichtete. Die
neuste literarische, künstlerische und sittliche Phase Deutschlands be-
urtheilte er sehr abfällig; Deutschland sei noch nie so arm an gro-
ßen Männern und bedeutenden Charakteren gewesen wie jetzt.
Vielleicht hier und da zu düster, jedoch „von edlem Schmerz durch-
zittert um seiner Brüder Schuld".

Langbehns nie erlahmende, stets neu erfinderische Thatkrafr
in Besiegung und Umformung der äußeren ihn umgebenden Wi-
derstände war staunenswerth. „Es ist eins der größten Wunder»
daß ich noch lebe", sagte er oft. Seine Leistungen und feine Lebens-
art bedingen einander. Er studirte viel in Büchern, weit mehr noch
in der Anschauung: er ging überall selbst hin, sah Alles selbst an,
war stets unter dem Volk zu Hause und hat auf diese Weise eine.
Methode der Gelehrtenarbeit geübt, die einzig dasteht, die vielleicht
nur er leisten konnte. So entstammt Alles, was er in seinem Buch
über Venetianisches sagt, einer gründlichen, langjährigen Kennt-
niß Venetiens. Diese Art des Arbeitens sowohl wie sein Suchen
nach wahrhaft guten, unverbildeten Menschen und Volksstämmen
hat ihn zu einem beständigen Aufenthaltswechsel geführt. Er hatte
sich dafür eine ganz eigene, planmäßige Lebensweise erfunden,
welche sich gut bewährte. Er reiste mit vollständigem Bettzeug und
manchen häuslichen Einrichtungstücken, deren er bedurfte, miethete
sich gern bei schlichten Leuten ein, wo er sich dann zum Theil selbst
möblirte und in wenigen Tagen eine gesunde, oft recht behagliche
Wohnlichkeit schuf. Da er wegen Magenleidens einer sorgfältig
zubereiteten Kost bedurfte, ordnete er eingehend die Art seiner
Mahlzeiten an, genoß wenig Fleisch, aber suchte selbst das kräf-
tigste Brot, das beste Obst, den frischesten Salat, den er am Ort
finden konnte. Diese Grundzüge waren einfach und fanden oft
zauberhaft leicht neue Anwendung, — wenn man ihn respektirte;
denn Langbehn hatte eine ungewöhnliche Gabe des Umganges, be-
sonders auch mit Italienern und Franzosen. Anderswo erschienen
die ihm natürlich gewordene Vereinigung von norddeutscher Prä-
zision und italienischer Freiheit der Lebensart, seine vernünftigen,
aber etwas peinlich zu beobachtenden Wünsche in Bezug auf Ger-
stengrütze, Gemüse, frische Fische und Dergleichen freilich als Mon-
strosität. Auch der Schnitt seiner Kleidung und Schuhe war prak-
tisch durchdacht, um den Körper für reichliche Bewegung elastisch
und frei zu erhalten, so daß bei flüchtigem Hinsehen keine Abwei-
chung auffiel, der genauer Betrachtende an ihm aber überall indi-
viduell durchgegliederte Planmäßigkeit sah. Das ging bis in alle
Nuancen der täglichen Gewohnheiten. Mit seinen Erlebnissen wä-
ren Bände zu füllen, die bald dem Frohsinn Nahrung geben wür-
den, bald die erschütternde Tragik eines Geistesheroen verkörpern,
den die enge, ganz aufs Materielle gestellte Umgebung nicht er-
faßt, der als Komet in ihr erscheint und verschwindet, der sich auf-
reibt im Kampf um ein paar ruhige Fuß Erde, wo er ungestört
denken, und dichten, singen und beten kann.

Einer, der Gott leugnet, ist wie
Einer, der die Sonne leugnet; es wird
ihm nicht viel helfen: sie scheint doch.
Langbehn; vor 1890.

Die ganze Entschiedenheit seines Wesens bethätigte der Rembrandtdeutsche auf dem empfindungtiefsten, dem Glaubensgebiet. Seine starke und innige Religiosität war von rationalistischer Oede wie von ästhetisirender Neuromantik gleich weit entfernt, Pharisäismus und Frömmigkeitheucheln ihm von der Jugend bis zum Tod verhaßt. Ich habe Langbehns Entwickelung zur Katholischen Kirche hin mit durchlebt und kann bezeugen, daß seinem Eintritt in diese Kirche keine krankhafte träumerische Sucht, sondern eine kerngesunde Neigung zu wahrer, natürlicher Frömmigkeit, ein ganz gewaltiger Zug seines Geistes zum Ewigen hin zu Grunde lag. Er that den bedeutsamsten Schritt seines Lebens, nach langer Prüfung und freier Forschung, ganz klar über jede Konsequenz seiner Handlung. Er ist in ruhiger Stetigkeit katholisch geworden (über die ersten Phasen dieser Bahn kann man in dem seit der siebenunddreißigsten Auflage dem Rembrandtbuch eingefügten Kapitel „Katholizismus" nachlesen), trotz seinem Feuergeist so bedachtsam, daß ich, nach Kenntniß des gleichen Thatsachenkomplexes, der Konversion früher geneigt war als er. In der offensichtlichen Glaubensübung ging er, was bei Neophyten nicht selten ist, weiter, als die Kirche empfiehlt, zumal kurz nach seinem Eintritt. Sein Eifer" und seine Inbrunst wirkten ergreifend, so daß Manche in ihm einen Heiligen sahen, während Anderen auch hier die unentwegte Bethätigung seiner Gefühle überspannt vorkam. Er war weder „un semto", noch „religiös wahnsinnig", aber ein völlig überzeugter Katholik, der die Stärken und Schwächen seines leidenschaftlichen Einsiedlergeistes auch auf dieses Gebiet übertrug.

„Ich wandle wie ein Trunkener,
Vor Liebe trunken zu Gott;
Ich scheine ein Wahnversunkener,
Was kümmert mich der Spott?"

dichtete er um 1900, zu jener Zeit, in der Katholiken die glühende Andacht dieses Konvertiten nicht zu fassen vermochten, der so seltsam tief furchte.

Zart, rein und im guten Sinn voll Einfalt war seine Inbrunst, herb aber wurden seine Worte über viele Schäden heutigen katholischen Lebens auch nach unumwundener Annahme der katholischen Lehre, so herb, wie kaum Einer sie aussprach. Er schätzte eben den Charakterwerth der Menschen gar nicht nach ihrer konfessionellen Zugehörigkeit, sondern nur nach ihrer inneren Wahr-

haftigkeit ein und beurtheilte gewissenhafte Ungläubige, die kon-
krete Religion bona kicls als ein Trugbild betrachten, günstiger
als die Katholiken, die dem Glauben nicht aufrichtig nachleben.
Die Veröffentlichung des Rembrandtbuches ist der erste, der
Eintritt in die alte christliche Kirche der zweite Kristallisationpunkt
in Langbehns Leben. In seiner ersten Periode war seine Moral,
obwohl sie stets einen religiösen Einschlag trug, ihrem Schwerge-
wicht nach auf Persönlichkeit und Rasse gegründet. Später lebte
und starb er dafür, daß der Maßstab der Moral nicht in unserem
Eigen- und Ehrgefühl, sondern in Gott, in Iesus Christus und der
von ihm geoffenbarten Religion zu suchen sei: eine Erkenntnitz, die
ihn ganz durchdrang und ihm die Kraft wie Gnade verlieh, seinen
zu Extremen neigenden Geist leichter als bisher in Schranken zu
halten, wenn ihm Dies auch nicht in allen seinen Handlungen voll-
kommen gelang. Langbehns sittliche Tendenz bewegt sich seit 1890
auf einer fortschreitenden Linie: schon damals forderte er das
deutsche Volk auf, sich wieder „in den Dienst des Ewigen" zu stel-
len. Während er aber erst vermeinte, daß dem deutschen Wesens«
kern die tzauptfunktion an der Welt Genesung zu Theil werden
sollte, stand ihm später fest, daß diese nur durch das tief und voll
und wahr erfaßte christkatholische Wesen, unter Einbeziehung des
gesunden deutschen Geistes, möglich sei. Diese tzauptthese der zwei-
ten Periode Langbehns sei hier nur nackt hingestellt; es ist ganz
klar, daß sie den meisten Lesern dieser Zeitschrift absurd und krank-
haft mystisch erscheinen wird. Ist aber Einer darunter, der die
Argumente der zahlreichen bedeutenden Konvertiten germanisch-
angelsächsischen Stammes von Rumohr und Stolberg an nach den
Quellen kennt? Das Problem des Altchristenthums ruht erheblich
tiefer, als das heutige Neuheidenthum bisher erfuhr; Das werden
auch Langbehns Worte, die man hören, und der eingehende Be-
richt über sein religiöses Leben, der folgen wird, darthun. Er stand
übrigens in regem Verkehr mit bedeutenden katholischen Männern,
so in Iahre langem Briefwechsel mit dem Bischof von Keppler in
Rottenburg. 1903 sah und segnete ihn Leo XIII.
Unermüdliche innerliche Arbeit und äußerliche Schwierigkei-
ten, die ihn von Kindheit an begleiteten, haben den Rembrandt-
deutschen vorzeitig aufgezehrt. Er war ein rastloser Denker. „Wie
viele Tagesstunden arbeiten Sie?" fragte ihn einst Gurlitts Schwe-
ster. „Ich arbeite immer", war Langbehns wahrheitgetreue Er-
widerung, Er kannte kein geistiges Pausiren, sondern behielt stän-
dig Alles im Kopf, vom Erhabensten bis zum Kochgeschirr. Wie
Raffende Musiker setzte er sich oft über die Tagesordnung hin-

weg. Noch im Winter auf 1907 benutzte er die nächtlichen Morgenstunden zur Geistesarbeit. Seinem alten Grundsatz „die Sache, nicht die Person!" folgend, hat er nie daran gedacht, Etwas seiner selbst wegen bekannt zu geben. Er blieb anonym, doch nicht wirkunglos. In religiösen Zeitfragen hat er ohne Nennung seines Namens nach 1900 thatkräftig mitgewirkt und sein Credo deutlich niedergelegt. Auch schuf er Poesien von höherem Werth als, die meisten der früheren, welche, was man damals nicht ahnte, als Unterlage für Melodien gedacht sind. Ueber moderne Malerei haben wir seit etwa 1900 oft mitsammen gearbeitet und geschrieben: zuweilen griff er in meine kunstkritischen Ksnzepte korrigirend ein, zuweilen formte er das Ganze um und gab ihm vertieften Gehalt; dann haben wir gemeinsam nachfeilend jeden Satz durchberathen. So ist die im„„Kunstwart" 1905 veröffentlichte Abhandlung „Die mittlere Linie" zum großen Theil als eine Arbeit Langbehns anzusprechen, vor Allem, was den Duktus des Ganzen und die Verve der Polemik angeht, welche ich hier und da gemildert wünschte. Auf sein ausdrücklichstes Begehren und weil sonst keine Möglichkeit vorlag, diese Anschauungen bekannt zu machen, verstand ich mich dazu, sie vorläufig mit meinem Namen allein zu publiziren. Ein ganzes, freilich noch ungeordnetes Buch gemeinsamer Arbeit über den „Mutterboden des Nationalen", über deutsche Art in der Kunst liegt vor; und ich bin froh, bei der künstigen Veröffentlichung endlich den Namen des geistig weit überragenden, fast zwei Iahrzehnte älteren Freundes dem meinen voranstellen zu dürfen.

Sie haben einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr. Claudius.

Als Langbehn nach dem Erscheinen seines Werkes einige Monate lang durch Deutschland reiste, um Freunde für die von ihm angestrebte deutsche Bildungreform zu werben, da hatte ich zuerst die Ehre und Freude seines Besuches. Im folgenden Sommer 1891 sah ich ihn wieder bei mir in Deezbüll, dann auf Sylt,, dann in Vierlanden, dann in Marienbad; wir schrieben uns häufig und bald wars mir wie selbstverständlich, daß ich mich meinem so bedeutenden und alleinstehenden Landsmann, den ich als solcher leicht verstand, geistig anschloß. Er hat mich in schweren Tagen mit seiner ganzen Kraft gestützt und emporgehalten; ist habe ihn auf vielen Reisen, die von Dänemark bis Teneriffa reichten, begleitet und er hat bis ans Ende Freud und Leid mit mir getheilt. Freundschaft war ihm etwas viel Heiligeres und Tieferes als den meisten Zeitgenossen. Er faßte sie als durchaus edle, reinzuhaltende Seelengemeinschaft. Vielfach ward erwähnt, daß Lang-

Kehn viel (oft zu viel) vom Freunde forderte, noch kaum, was er
als solcher leistete. Aber Beides entsprach sich. Es war ihm natür-
lich, für den Freund wie für sich selbst zu handeln. Er scheute
keine Arbeit, Mühe, noch so große Unbequemlichkeit, wenn es des
Anderen Wohl galt, ob es sich nun um die größten geistigen Dinge,
oder um die kleinsten leiblichen handelte. Was immer er zu geben
hatte, Das wollte er dem Freunde geben. Noch ein paar Wochen
vor seinem Tod stieg er, ohne mein Wissen, von Krankheit matt
hoch in ein Haus hinauf, mir ein Quartier zu suchen. Mit beweg-
ten Worten dankte ihm einst Leibl für Das, was er ihm war; An-
dere wußten thränenden Auges davon zu erzählen. Er selbst, der
spröde schien, sehnte sich nach warmherzigen Liebeserweisen und
war zuletzt noch dankbar gerührt über einen guten Bayern, der
ihm im rosenheimer Bahnhof, kurz vor seinem Tod, eine kleine
Freundlichkeit erwies. Seine letzte Krankheit war von einem mün-
chener Arzt für eine Form der ihm nicht ungewohnten Influenza
erklärt und ein Aufenthalt in Italien empfohlen worden. Er starb,
ehe er über die Berge kam. Ich glaubte nicht an nahen Tod; er
war trotz seiner feinen Besaitung stets kräftiger gewesen als ich und
hatte sich nach Krankheitwochen immer wieder schnell erhoben.
Nun aber konnten weder die gewünschte völlige Ruhe noch die
gewohnte Körperpflege ihm helfen; ein schweres Innenleiden war
nicht erkannt worden. Das Herz ward schwach und plötzlicher
Schmerz zerbrach ihn. Kurz vor dem Sterben erhielt er ein Antlitz
wie das eines schönen fremden Iünglings, blickte vergeistigt empor
und schied schweigend hinüber.
Er starb, wie er lebte. Ich möchte sein Ende nicht traurig
nennen, wenn es auch große Gedanken jäh unterbrach. Wenige
Tage nach seinem Verscheiden umstand die ganze Dorfgemeinde in
Puch sein offenes Grab. Vor Iahren war ich mit ihm auf einem
Ausflug dort auf der Höhe gewesen. Er hatte von der hier be-
grabenen heiligen Einsiedlerin Edigna gelesen und wollte, ge-
treu seinem Grundsatz, Alles an Ort und Stelle zu prüfen, deren
Stätte besuchen. Dabei sagte er: „Wenn ich sterbe, hier möcht' ich
begraben sein". Und so ward es. Sein Leib fand eine schöne,
friedliche Ruhstatt unter der selben uralten Linde, die einst einer
dorthin geflüchteten französischen Fürstentochter zum Asyl gedient
hat. Der Pfarrer sprach nur wenige hierauf Bezug nehmende
Worte; er wußte fast nichts von dem Verschiedenen, aber dennoch
klang aus seiner Leichenrede eine Ahnung davon, daß hier eines
Helden Gebeine gebettet wurden.
München. Momme Nissen.

Der neue Besen.
rau Zapletal brauchte einen neuen Besen. In ihrer Stellung war
Das keine so einfache Sache, wie man gewöhnlich annehmen
möchte. Frau Zapletal war nämlich Scheuerfrau in einer staatlichen
k. k. Fachschule. Diese Schule wieder unterstand, mit vielen anderen
Aemtern, einem neugegründeten Aufsichtamt, das im Volksmund den
Namen „Besenamt" führte. Den Namen leiteten Manche von dem be-
kannten Satz ab, daß neue Besen gut kehren. Sanguiniker meinten,
daß man in allen Aemtern aufräumen und viel alten Staub hinaus-
kehren werde. Die nächstliegende, darum wenig beachtete Erklärung
war, daß diesem neuen Amt die ganze Wirthschaftgebahrung, das Prü-
fen und Bezahlen aller nothwendigen Anschaffungen, also auch alle
Bürsten, Besen und ähnlicher Hausrath, unterstellt waren, die in den
übrigen öffentlichen Aemtern und Anstalten gebraucht wurden. Da-
rum war nun der neue Besen, den Frau Zapletal brauchte, keine so
einfache Sache. Sie war sich der ganzen Tragweite eines solchen Wun-
sches bewußt. Denn sie empfand als „k. k. Aufwaschweib", wie sie
ihrem Schwiegersohn oft erklärte, wenn er eine ihr Ansehen in Frage
stellende Bemerkung machte. Zunächst zog Frau Zapletal den Portier,
ihren Protektor, ins Vertrauen.
„Herr Purtier, ich brauch' ich neuche Besen."
„So, so. Is schwere Sache, Frau Zapletal; bei der Theuerung!
Was kostet denn so ein Besen?"
„Zwa Gulden fufzig, Herr Purtier."
„So, so. Alsdann heißt es: fünf Kronen. Gulden is nicht mehr
verstaatlicht und gestattet. Merken Sie sich Das, Frau Zapletal. Is
sehr theuer."
„Ise sich nix theier, Herr von Purtier, ise sich schene Besen, wies
gehert für k. k. Fußböden."
„Ia, ja, der Fiskus! Aber Das verstehen Sie nicht, Frau Zaple-
tal. Alsdann machen wir eine Eingabe für den Herrn Kaiserlichen
Rath zum Unterfertigen. Ich werde mit dem Wenzel sprechen. Der
hat eine schöne Schrift und schöne Worte und macht Ihnen die Sache
geschwinder, als wenns durch den Herrn Offizial ginget. Aber es liegt
nicht in meinen Agenden, Frau Zapletal, daß ich mit dem Herrn Wen-
zel spreche. Und für meine Protektion und das Stiegensteigen müssen
wir schon ein Fufzigerl zurechnen. Umsonst is nur der Tod. Und Der
kost' eine Unmenge. Alsdann sagen wir: fünf Kronen fünfzig Heller
kostet der neue Besen. Seien Sie unbesorgt, Frau Zapletal, ich werde
die nächsten amtlichen Schritte schon unternehmen."
Der Portier sprach mit dem Diener Wenzel, der sich bereit er-
klärte, das nothwendige Schriftstück zu verfassen. „Aber wissens; Dös
geht nit aso. Sag'n Sies der Frau Zapletal: mei Zeit is kostbar. Und
«»

dann die Tinten! Ma' glaubts nit, was so a Tinten heutigen Tags
kost'. Besonders die Amtstinten. Also sag'n Sies der Frau Zapletal:
der Besen kost' sechs Kronen fufzig."
Bald darauf wurde Frau Zapletal zum Kaiserlichen Rath be-
fohlen.
„Vitt', küß' d' Hand, Herr Rath, kaiserliches.-
„Also, was wollen Sie, liebe Frau?"
„Bitt, Herr Rath, kaiserliches, ich muß ich wieder hineingehen."
(Mit dem „Hineingehen" wurde immer der Gang in das bewuszte Zahl-
amt gemeint.)
„So. Das ist recht lästig, daß Sie wieder hineingehen müssen.
Erst beim letzten Wochenlohnholen haben Sie drinnen im Vorzimmer
drei Stunden gewartet. Das macht bald einen halben Arbeitstag, den
Sie da wegbleiben. Also Sie brauchen einen neuen Besen, wie ich sehe.
Ia, da läßt sich nichts machen."
Der Herr Rath hatte schon manchen Scheuerlappen, manches
Wischtuch aus eigenen Mitteln gezahlt, um dem Amt und den Leuten
solchen Zeitverlust zu ersparen. Aber vor einem Besen machte er Halt.
Das ging denn doch nicht.
„Sagen Sie, Frau... Wie heißen Sie?"
„Ich bin ich selbe die Marianka Zapletal, eine Witfrau, bitt'
Herr Rath, kaiserliches."
„Also, Frau Zapletal, die Frau Mayer wird wohl auch bald
einen neuen Besen brauchen?"
Energisches Kopfschütteln. „Nei, braucht sie nix. Frau Mayer
hat Besen meiniges, bitt'."
„Aber wenn der schon schlecht ist..."
„Bitt', ise sich noch gut genug für Frau Mayer, was hat nur
untere Stufen zum Bekehren, wo ise Purtier und Wenzel und Be-
dienung. Ich hab' ich höhere Stiegen, wo ise sich Herr Rath, kaiser-
liches, und Herren Biamten. Muß ich hab'n feinere Besen fir nobliges
Leut' und höhere Stufen. Wird aba lang halt'n, lang!"
„Aber der alte Besen wird doch bald schlecht werden. Oder Sie
brauchen eine Bürste, eine Schaufel oder was weiß ich sonst. Kurz: ich
kann die ewige Lauferei hinüber nicht leiden; ich werde also den Schein
mit zwölf Kronen für den Besen unterschreiben, Sie bekommen Ihre
sechs Kronen und eine halbe und das übrige Geld hebe ich für die
nächste Anschaffung auf. Verstanden?"
„Bitt', wird aba Herr Rath, was ise drin im Amt, sag'n, ise sich
zu theier fir neuche Besen."
„Das versteht Der doch nicht."
„Bitt', ise sich verheirathet. Wird Frau seiniges frag'n."
„Ein Amtsbesen geht die Frau nichts an", sagte der Kaiserliche
Rath (der nicht verheirathet war).
Frau Zapletal zog, Böses ahnend, mit ihrer unterschriebenen

Anweisung ab. Das Vorzimmer im „Besenamt" vertrat bei ihr schon
die Stelle, die Klub- oder Kaffeehauszimmer bei den Anregung suchen-
den wohlhabenden Frauen einnehmen. Für dieses Mal hatte sie dort
ein Rendezvous mit ihrer Kollegin, Frau Bertosch, verabredet und
kehrte nach einigen Stunden, sehr munter, mit den zwölf Kronen zu-
rück. Auch ihre Ahnung hatte sie nicht betrog«!. Und mit innerlichem
Triumph konnte sie berichten, daß der Besenpreis wirklich beanstandet
worden sei und eine Kommission kommen werde, um diesen kostspieli-
gen Besen anzusehen. Was der Herr Kaiserliche Rath bei solcher Mel-
dung in den Bart murmelte, konnte sie nicht verstehen. Doch war es,
nach seinem gereizten Gesichtsausdruck, jedenfalls kein Segensspruch.
Nun vergingen einige Tage, die nichts an der gewöhnlichen
Amtslebensweise änderten. Des Herrn Ruthes Mienen erhellten sich
allmählich wieder. Und abermals einige Tage später kam ein merk-
würdiger Kasten mit langem, aufwärts stehendem Stock ins Haus. Der
wurde in das Zimmer des Rathes geschafft. Im Innern des Kastens
waren Borsten und Bürsten, von unheimlicher Beweglichkeit, zu sehen,
die Frau Zapletal sehr beunruhigten.
„Alsdann: Das ist eine Teppichkehrmaschine", sagte der Portier.
„Heiliger Pepinko, ise sich unheimlich", stöhnte Frau Zapletal.
„Eine Maschin', Heiliger Wenzlitschko! Ich hab' mich so eine Angst."
„Seins nur ruhig", tröstete der Portier. „Der Herr Rath hats
zu sich bringen lassen. Derselbe wird eigenhändig auskehren wollen.
Das thut man jetzt für die Bewegung und für die Hyäne. Aber Das
verstehen Sie nicht, Frau Zapletal. Thun Sie nur weiter Ihre Pflicht
erfüllen und es wird Ihnen an nichts fehlen."
Von dem merkwürdigen Kasten wurde auch wirklich weiter nicht
gesprochen. Er stand unbenutzt in der Ecke und Frau Zapletal machte
immer einen Bogen um ihn. Bis ihr eines Tages der Herr Rath den
Wunsch aussprach, man möge am nächsten Morgen den Staub in
seinem Zimmer liegen lassen.
Am Vormittag erschienen einige Herren, die der Portier feierlich
hinaufbegleitete. Der Diener Wenzel konnte sichs nicht versagen, ein
Wenig zu horchen. Aber er hörte nur Uninteressantes- Die Herren be-
grüßten einander so warm und freundschaftlich, daß er schon zweifelte,
ob es wirklich die erzürnte „Besen-Kommission" sei.
„Was sagen Sie, lieber Kollega," so ließ sich der Herr Rath von
„drüben" vernehmen, „zu der Schulgeschichte in Niederndorf? Die
Klasse wird auf vier Wochen gesperrt, weil einige Kinder die Krätze
haben. Es dauert vier Wochen und drei Tage, vier Wochen und vier
Tage, es dauert endlich fünf Wochen, — und der Unterricht fängt noch
nicht an. Nachfrage. Untersuchung. Der Lehrer steckt sich hinter den
Arzt. Beide erklären: Die Kinder sind noch nicht hergestellt. Da bin
ich aber dreingefahren! Die Krätze darf nach der Amtsvorschrift nur
dreißig Tage dauern. Strafantrag natürlich!"

„Ia, jetzt herrscht ein Geist der Auflehnung und Selbständigkeit. Denken Sie, was mir neulich passirt. Kommt Einer der Rechnungbeamten um einen dreiwöchigen Urlaub ein! Ein Rechnungbeamter um Wochenurlaub! Habs natürlich gleich mit einem Vermerk zurückgehen lassen: ‚Rechnungbeamte bekommen nur Tagesurlaub!' Warum kann er nicht schreiben.Einundzwanzig Tage', wie es Amtsbrauch ist?"
„Das ist noch gar nichts, Herr Kollega. Ich bitt' Sie: bei uns wollt' neulich ein Ministerial-Vice-Sekretär im Bureauzimmer zwei Handtücher in der Woche haben statt des bewilligten einen. Ich bitte Sie! Ein Ministerial-Vice-Sekretär! Was würde es kosten, wenn man solche Neuerung progressiv überall einführen wollte! Und Das müßte man doch. Nicht auszudenken! Und wir müssen sparen! Sparen, meine Herren! Und nicht einmal eine Eingabe macht der Mensch! Fordert nur, mir nichts, Dir nichts, zwei Handtücher. Aber weil wir beim .Sparen' sind: Herr Rath, die letzte Besenrechnung bei Ihnen..."
„Ich weiß"; der Kaiserliche Rath, der sich wenig ins Gespräch gemischt hatte, ging auf den Kasten zu. „Was Sie hier sehen, meine Herren, ist kein einfacher Besen, sondern eine Teppichkehrmaschine. Gewöhnlich kostet sie fünfzehn Kronen. Zwölf wären dafür ein niedriger Preis."
Der Herr Rath setzte den Apparat eigenhändig in Bewegung und kehrte im Schweiße seines Angesichtes das Zimmer. Dann wurde die gesammelte Staubmenge einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Allgemeine Befriedigung. „Famos! Das müssen wir entschieden bei uns auch einführen", sagte der Herr Rath vom „Besenamt". „Wird wohl schwer gehen; zwölf Kronen ist viel. Wissens was, Herr Offizial: schreiben Sie eine Eingabe an mich und lassen Sies noch von einigen Herren befürworten, daß ich sie genehmigen kann. Also unsere Aufgäbe hier wäre jetzt erledigt. Wir können gehen, meine Herren. Servus, Herr Kollega! Es war sehr schön und hat mich sehr gefreut."
„Bitte, ganz meinerseits! Auf Wiedersehen, meine Herren!"
Am nächsten Tage ging die Teppichkehrmaschine mit einem sehr höflichen Schreiben des Kaiserlichen Rathes an die Fabrik zurück. Er danke und bedaure, daß die treffliche Maschine, die er sich zur Ansicht schicken ließ, für seine Räume doch nicht ganz geeignet sei; auch etwas zu theuer für das sehr belastete Budget. Der Herr Rath Kriwitropel sei indessen nicht abgeneigt... Und so weiter.
Frau Zapletal, die den ganzen Vorgang und Zusammenhang nicht recht verstand, fühlte sich sehr erleichtert, als sie ihr Amt wieder in Frieden und Ruhe, ohne drohende Maschine, versehen konnte. Der Rest des Geldes lag für neue Anschaffungen in der Kasse. Und der neue Besen, den sie, nach den nothwendigen Abgaben, gekauft hatte, kehrte wirklich sehr gut.
Wien. Helene Migerka.

Selbstanzeigen.

Selbstanzeigen.

Rünstlerelend und Rünstlerxroletariat. Verlag Maritima.

Das Buch entstand aus der Erkenntnis;, daß eins unser edelsten Güter, die Bildende Kunst, entwerthet werden muß, wenn das soziale Niveau ihrer Vertreter in dem selben Tempo weiter sinkt, wie es in den letzten Iahrzehnten gesunken ist. Ich habe nachgewiesen, daß neunzig Prozent aller Künstler nicht von ihrer Kunst leben können, also, wenn sie nicht Renten beziehen, zum Proletariat zu rechnen sind. Die Ursache dieses unhaltbaren Zustandes glaube ich in der allgemeinen Abkehr von den Idealen zu erkennen, in dem übermäßigen Interesse der Kunstkäuferkreise für Werke toter oder ausländischer Künstler, in der Ueberschwemmung des Marktes mit minderwerthiger und dilettantischer Waare. Weitere Gründe finde ich in der Unzulänglichkeit des Kunsthandels, der Ausstellungen und Wettbewerbe, der falschen Handhabung der Stiftungen, im Zwiespalt der Kunstgenossenschaften und im verkehrten Unterricht. Ich fordere die Organisation aller bildenden Künstler, aber auf rein wirthschaftlicher Grundlage, Und da ich weiß, daß die Künstler, als asoziale Wesen, solche Vereinigung nie selbständig schaffen und sichern werden (haben sie doch da, wo sie sich zusammenthaten, immer nur Kampforganisationen geschaffen), so wünsche ich, daß die Organisation den Künstlern vom Staat aufgezwungen oder von thatkräftigen Kunstfreunden als Geschenk gebracht wird. Zu den Hauptaufgaben solcher Organisation gehören: die materielle Fürsorge für den Künstler durch Versicherungen aller Art, Regelung des Absatzes, Betheiligung des Urhebers am Werthzuwachs älterer Werke, Schutz der heimischen Produktion durch Zölle, Verringerung der Herstellungskosten durch Eigenbetrieb, Schaffung einheitlicher Bestimmungen für Ausstellungen, Wettbewerbe und Stiftungen, Verbesserung des Iurywesens. Dr. Ioachim von Bülow.

Marokko deutsch?

Auf dem festen Grund eigener Erfahrungen im Lande, dessen Charakter und Bewohner ich kurz schildere, führe ich den Wunsch der Alldeutschen Partei, Westmarokko deutsch werden zu sehen, sS sbsurSum, Ich betone die großen Gefahren einer solchen Erwerbung, ohne zn verkennen, daß Marokko für unseren Bevölkerungüberschuß das geeignetste Abflußland ist. Das kann es aber auch unter Frankreichs Oberhoheit sein, denn Frankreich wird sehr bald in den Nachbarländern um Kolonisten werben müssen, da es sich ja selbst immer mehr entvölkert. Die Aufgabe des Deutschen Reiches muß diesen Auswanderern ihre Nationalität wahren, was durch die Beseitigung des Artikels der Reichsverfassung geschehen kann, wonach jeder Deutsche, der zehn Jahre ununterbrochen im Auslande lebt, seine Staatsangehörigkeit verliert, und dadurch, daß sich Deutschland die Gerichtsbarkeit über seine Landeskinder in Marokko vorbehält. Dr. Ioachim von Bülow.

Würzburg im Taumel. Verlag A. R. Meyer, Berlin.

Ich habe versucht, in diesen Strophen, Liedern, Legenden und Knüttelversen das Bild einer Stadt künstlerisch festzuhalten, der ein bester Theil meiner Iugend gehört. Wenn aus dem persönlichen Reiz meiner „Gelegenheitsdichtung" einem anderen Leser die alte Mainbrücke, die letzte Hexe Maria Renata Singer, Boxbeutel und Karneval, die Namen Tiepolo und Riemenschneider und (Verzeihung!) auch Bonifazius Kiesewetter lebendig werden sollten, so hat mein kleines Buch vollauf seinen irdischen Zweck erfüllt. Mir war es eine frohe Befreiung von tausend wirbelnden Erinnerungen, die ich nicht missen möchte. Die kleine Luxusauflage, abgezogen auf Schafsfell, gebunden in Kalbspergament, war schon vor Erscheinen des Buches vergriffen.

Berlin-Wilmersdorf. Alfred Richard Meyer.

>->

Marokko-Rückzug? Karl Curtws in Berlin. Preis 50 Pfennige.

Die Brochure ist eine Verarbeitung von Zeitungartikeln, die ich in den letzten Wochen über die Marokkofrage geschrieben habe; ganz neu sind Einleitung und Schluß. Sie beabsichtigt das Selbe, was die Zeitungartikel beabsichtigten: die Bedeutung unserer Marokkopolitik in das mich richtig dünkende Licht zu rücken und so auf die Ansicht des gebildeten Lesers einzuwirken. Die Politisirung der Gesellschaft scheint mir nur durch die Lehre markanter Fälle möglich: daß unsere beispiellose Marokkopolitik dazu angethan ist, diese Politisirung zu fördern, giebt ihr eine Bedeutung, die weit über die des (an sich wichtigen) Einzelfalles hinausgeht. Das Büchlein bietet keine schwere Lecture; ich hoffe aber, eine anregende. Eine aufreizende? Auch damit wäre ich zufrieden. Iohannes W. Harnisch.

«>,

Alles oder Nichts. Kanzelreden über Ibsens Schauspiele, gehalten in der Martmikirche in Bremen. Verlag „Die That" in Leipzig. 3 Mark.

Man ist im Allgemeinen gewohnt, von den Kanzeln herab Reden zu hören, die Stellen und Abschnitte aus der Bibel behandeln, deren Gedanken lediglich weiter ausgeführt werden. Hier in Bremen ist längst mit dieser Sitte gebrochen worden. Schon durch den geiswollen Prediger an Sankt Martini, Moritz Schwalb, der die Vorherrschaft der Orthodoxie in unserer Stadt brach, und nach ihm durch Albert Kalthoff. Auch ich, der Nachfolger dieser Männer, habe, wie die anderen „Radikalen", daran festgehalten, meine Texte der gesammten Literatur zu entnehmen. So habe ich versucht, in sechzehn Kanzelreden die religiösen und sittlichen Werthe aus Ibsens Schauspielen herauszuholen. Ein Erbauungbuch soll diese Schrift sein und zugleich eine Einführung in Ibsen. Der nordische Dichter ist ja auch heute noch viel umstritten und Mancher denkt eben so wie ein bekannter süddeutscher Professor der Philosophie, der mir schreibt: „Ibsen hat mix nie Etwas ge-

geben und nie für mein inneres Leben Bedeutung gehabt. Erst jüngst
hat mich wieder der Baumeister Solneß vom Theater herab geradezu
abgestoßen". Ich kann Das verstehen: Ibsens Stücke dürfen, mit we-
nigen Ausnahmen, gar nicht aufgeführt werden, sind vielmehr als Be-
kenntnisse und Erbauungbücher zu werthen; sie führen uns Menschen
vors Auge, die sich mit unseren Lebensproblemen auf ihre Art ab-
mühen. So habe ich die Schauspiele aufgefaßt. Besonders habe ich mich
gegen die Meinung gewandt, die in den symbolischen Gestalten der
Dramen anormale Menschen mit krankhaften Leidenschaften sehen will,
Bremen. Emil Felden,
Pfarrer an Sankt Martini.

Geldsorgen.

aß deutsche Sparkassen gestürmt werden könnten, weil das Publi-
kum für die Sicherheit seiner Gelder fürchtet, galt bis vor Kur-
zem noch als Hirngespinnst. Seit zwei Wochen ist es Ereigniß. In
Stettin, Königsberg, Aachen, Essen, Friedrichshagen gab es einen
Aufruhr der Sparer. Vor den Schaltern der öffentlichen Sparkassen
drängte sich das um seine Groschen bangende Volk und die entsetzten
Kassirer sahen eine Mauer von Sparkassenbüchern vor sich, die hono-
rirt werden sollten. Der Aufruhr in den sonst so stillen Gemüthern
der kleinen Rothschilds war durch das Marokkogespenst bewirkt wor-
den. Die Nerven haben ihre Spannkraft verloren und die Sparkassen
mußten es büßen. Nicht die Banken. Diese Thatsache lehrt die psy-
chische Beschaffenheit beider Kundschaftsorten erkennen. Man hat oft
beklagt, daß zu den Banken Leute gehen, die eigentlich den Sparkassen
zulaufen müßten. Ihre Zahl kann aber nicht so groß sein, wie man
vermuthete; denn keine Depositenkasse hatte von einem Run zu be-
richten. Der Kunde der Bank ist, wenn er auch oft im Urtheil versagt,
elastischer als der an strenge Zucht gewöhnte Sparkassenklie.nt. Der
Verkehr mit dem Werthpapier, der vollkommensten Offenbarung des
Kapitalismus, befreit den Geist von Vorurtheilen über die Lebensbe-
dingungen des Geldes; die Sparkasse fordert keinerlei wirthschastliche
Erkenntniß. Den Gegensatz, der sich in der Vorherrschaft der Depositen-
kasse in Deutschland und dem Imperium der Sparkasse in Oesterreich-
Ungarn ausdrückt, habe ich hier schon gezeigt. Für die reinen Spar-
kassenländer ist die neuste Erfahrung nicht ermuthigend. Das geäng-
stete Publikum fürchtete, die Kassen würden, im Fall eines Krieges,
ihre Thore schließen und kein Geld mehr herauslassen. Die 16 Milli-
arden, die in deutschen Sparkassen ruhen, galten also in den Augen
der Furchtsamen als Kriegsfonds. Wohl dem Staat, der ohne Weiteres

die Hand auf die Spartöpfe des Volkes legen könnte. Ueber die Gewohnheiten aber, die im Dreißigjährigen Krieg herrschten, ist man heute doch schon hinaus; die Sparkassen wären selbst vor dem Feind sicher. Amtliche Erklärungen sollten dem erschreckten Bürger die Ruhe wiedergeben. Vergebens. So mußte man sich mit der tröstenden Gewißheit begnügen, daß die Sparkassen in Bereitschaft sind und alle Ansprüche befriedigen können. Das war die erste Feuerprobe, die Marokkos wegen nöthig wurde. Die wirthschaftliche Bildung des deutschen Publikums aber hat sich nicht bewährt. Da wird mit heißem Bemühen für Aufklärung gesorgt; unermüdlich an der Depositenfrage herumgedoktort und die Sparkasse als ideales Schutzwehr für den Strom des Vermögensüberschusses gepriesen; der Gegensatz zwischen Bank und Sparkasse unterstrichen: und schließlich wird die Kasse behandelt wie eine Spekulantenfirma gefährlichster Sorte. Man bedenke, welchen Eindruck solche Kopflosigkeit im Ausland machen muß. Wird man da noch länger an die „finanzielle Kriegsbereitschaft" des deutschen Volkes glauben? Auch das Ansehen gehört mit zur Aktivmasse.

Die Rückforderungen aus den Sparkassen hatten auch auf den Geldmarkt eingewirkt. Die Anstalten, die noch nicht von der Kundschaft belagert waren, mußten dennoch vorsorgen; weil Massensuggestionen leicht epidemisch werden. Sie hielten also ihre Gelder von der üblichen Bethätigung im allgemeinen Geschäftsverkehr zurück und bewirkten damit ein Anziehen des Privatdiskonts, da dem Angebot von Wechseln das Asyl der Sparkassen fehlte. Der Privatwechselzinsfuß erreichte den Stand des Reichsbanksatzes: und die Frage nach einer Diskonterhöhung tauchte auf. Daß sie zunächst nicht bejaht zu werden brauchte, war der günstigen Verfassung der Centralbank Anzuschreiben. Dem Geldmarkt aber wurden noch andere Kraftproben zugemuthet. Im Ausland suchte man ihn durch phantastische Ziffern von fremden Guthaben, die angeblich verschwinden würden, zu diskreditiren. Wieder sahen wir das Spiel, das wir beim Abschluß der letzten türkischen Anleihe erlebt hatten. Damals hieß es, Frankreich werde seine Gelder in Deutschland kündigen; mindestens 250 Millionen. Damit kommt man heute nicht mehr aus: jetzt sind es gar 700 Millionen, die aus den Kassen der deutschen Banken verschwinden werden. Das wäre etwa der fünfte Theil der fremden Gelder, mit denen die berliner Großbanken arbeiten. Auch Rußland soll die Absicht haben, die deutsche Finanz, in erster Reihe also das Haus Mendelssohn, seiner Guthaben zu berauben, um den Franzosen einen Dienst zu erweisen. Und der Clou ist ein finanzieller Dreimächtebund gegen Deutschland. Solche „Informationen" werden in London fabrizirt und in Deutschland geglaubt. Jeder halbwegs Verständige müßte doch wissen, daß Frankreich sein Geld nicht aus Freundschaft der deutschen Finanz gelassen hat, sondern aus „schnöder Gewinnsucht" an deutschen Zmsen mitschmaust. Und der Russe denkt erst recht nicht daran, die erprobten Beziehungen zum deutschen Geldmarkt leichtsinnig zu lockern. Wie wenig

Aufmunterung die russischen Chauvins im Lande selbst finden, hat das Ergebniß ihres Aufrufes zur „Nationalisirung der russischen Wirthschaft" gezeigt. Der Finanzminister gewährte ausländischen Firmen Minenkonzessionen und erklärte den Patrioten, daß er gar nicht daran denke, fremdem Kapital die Thür zu verschließen. Warum wohl?
Noch hat Deutschland stets seinen Verpflichtungen zu genügen vermocht. Was gezahlt werden mußte, ist geräuschlos gezahlt worden; und die Minderung der Verbindlichkeiten bessert unsere Iahlungbilanz. Bald aber wird der deutsche Markt von ausländischen Geldern überschwemmt werden, die, allen patriotischen Programmen zum Trotz, dahin fließen, wo ihnen der höchste Zinsthurm winkt. Wenn der Geldmarkt von so groben Instinkten beherrscht würde, wie manche Patrioten uns glauben machen wollen, so hätten die Wetterwarten des Geldmarktes, die Centralbanken, nicht nöthig, mit einem so feinen Instrumentarium zu arbeiten, wie sie es sich geschaffen haben. Die Ausrüstung mit fremden Wechseln, zum Beispiel, dient dazu, im Fall drängender Zahlungen an das Ausland den Abfluß von Gold zu hindern. Die Reichsbank hat sich durch eine Verfeinerung der Devisenpolitik die Möglichkeit bedächtiger Diskontbewegungen gesichert. Die Schwankungen der Devisenkurse sind glaubhaftere Kennzeichen der Lage des Geldmarktes als die auf den Effekt berechneten Konstruktionen englischer „Arithmetiker". Sonst hätte man ja auch annehmen können, daß Oesterreich mit in die politischen Risiken einbezogen sei, weil dort die Kurse der fremden Wechsel, in ungewöhnlicher Zeit, in die Höhe geklettert sind. Aber diese Erscheinung erklären natürliche Ursachen (Passivität der Handelsbilanz; Nachlassen des Zuckerexports und Verringerung der Guthaben im Ausland). Daß die Reichsbank sich der politischen Situation anzupassen verstand, mußte auch kühle Beurtheiler des Institutes zum Lob zwingen. Die Höhe des Goldbestandes, die den auf die Bank von Frankreich eingeschworenen Reformatoren noch nicht genügt, hat die Gefahr tomplizirter Verhältnisse verkleinert. Im Krisenjahr 1907 ging der Goldvorrath im Durchschnitt nicht über 634 Millionen hinaus; heute ist er um mehr als 200 Millionen höher als damals. Der Status des Institutes kann schon einige Belastung aushalten und hat noch bei keiner Probe versagt. Am dreißigsten September 1910 hatten die Engagements der Reichsbank in Wechseln, Lombarddarlehen und Reichsschatzscheinen die Maximalsumme von insgesammt 1863 Millionen erreicht. So hoch waren diese Anlagen nie gewesen. Ob sie in diesem Iahr an die vorjährige Rekordleistung herankommen werden, ist fraglich; Grund: Marokko und Umgegend. Bei Lombarddarlehen über 30000 Mark wird jetzt zu den normalen Zinsen ein Zuschlag gerechnet, der die Kosten ungefähr verdoppelt. Am dreißigsten Iuni, als sich die Wirkungen des neuen Versuchs zum ersten Mal zeigten, sah man eine Verringerung der Lombardbestände neben einer ziemlich kräftigen Zunahme der Wechselsumme; konnte aber auch beobachten, daß, nachdem die Banken sich an

den Sätzen für Prolongationgeld erquickt hatten, ein unnatürlicher Geldüberfluß entstanden war: die Folge der Mobilmachung beträchtlicher Summen fremden Geldes, die das Reichsbankhaus entlasten sollten. Wenn man nun bedenkt, daß diesmal manche Beziehungen zum Ausland erschwert sind, so meldet sich der Zweifel, ob genug ausländisches Geld zur Deckung des Ultimobedarfes zu haben sein wird. Die Großbanken haben sich für jede Möglichkeit gerüstet, wie ihre reservirte Haltung der Börse gegenüber zeigt. Die Liquidität ihres Status soll verbürgen, daß sie mit der Vertheuerung der Lombardsätze auch ohne fremdes Geld fertig werden. Vielleicht findet die richtige Taktik der Banken, die in den Tagen arger Börsenwirrniß so heftig gescholten wurde, nach der Erledigung des nächsten schweren Zinstermins die „gerechte Würdigung" (die ja fast immer zu spät kommt).
Wie unsicher das Urtheil über die Beweglichkeit der Umlaufsmittel und ihre Distanz zu den Bedürfnissen des Kapitals ist, lehrt ein Blick auf den amerikanischen Geldmarkt. Da gehen die Urtheile weit auseinander. Pessimistisch ist das Urtheil des alten Hill, der wieder rwn der verderblichen Fesselung des Geldes durch eine Ueberproduktion an Maaren sprach. Die Bankiers aber zeigen sich zuversichtlich. Ihrer Meinung nach haben gerade die Vereinigten Staaten am Wenigsten Grund, um den Zinsfuß zu bangen. Diese Annehmlichkeit spricht freilich nicht zu Gunsten der amerikanischen Wirtschaft. England hat mit der Korrektur einer sehr ausgiebigen Effektenproduktion zu schaffen und (auch in Folge beträchtlicher Goldausfuhr nach Südamerika und Egypten) Schwankungen in den Zinssätzen zu verzeichnen. Ob die Bank von Frankreich in den nächsten Monaten ihre alten Funktionen im inoffiziellen Goldclearing ausüben wird, ist fraglich; denn man weiß heute noch nicht, wie weit die Ausläufer des marokkanischen Handels reichen werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein labiler Zustand schwerer zu ertragen ist als die Gewißheit harter Nothwendigkeit. Und gegen die Folgen einer fieberhaften Nervosität ist mit Erlassen nichts auszurichten. Von Geldnoth im eigentlichen Wortsinn darf man aber noch nicht reden, weil an einzelnen Stellen des Wirthschaftkörpers der Umlauf des Nährsaftes zu wünschen übrig läßt. Auch die Beseitigung schwacher Konten aus den Büchern der Banken ist nicht dieFolge einer allgemeinenEinschnürung des verfügbarenGeldes, Sie beweist nur, daß Einzelne über ihr Vermögen hinaus spekulirt haben, Andere, die ihre Weisheit von Depositenkassenbeamten beziehen, falsch gestartet sind, Marokko hat beschleunigt und zusammengedrängt, was sich sonst auf ein paar Monate vertheilt hätte. Ietzt beginnt sich auch die oft beklagte Thatsache zu rächen, daß viele Gesellschaften im Lauf der letzten Iahre, wenn sie Effekten herausbrachten, gar nicht an die Verdanungsähigkeit des Publikums gedacht haben. Faßt Such, Ihr Herren! Sonst lacht uns der Nachbar aus. Ladon.

Weltfremde Gesetzgeber.
ie „Weltfremdheit" der Richter bildet seit Iahren das stehende
Thema der Zeitungen. Hier soll die Frage erörtert oder sollen
wenigstens einige Bausteine für die Erörterung der Frage beigebracht
werden, ob es sich nicht vielmehr um weltfremde Gesetze handelt, die
der Richter anzuwenden gezwungen ist. Denn das nicht juristische
Publikum kann, wenn es sich, oft mit Recht, durch die Gesetzesanwen-
dung beschwert fühlt, nicht immer unterscheiden, was davon dem Rich-
ter, was dem Gesetz zur Last fällt. Daß in dieser Beziehung soiustKinZ
rotten in tKs stats ot DsumsrK is, kann man schon aus den mannichfachen
Bestrebungen von Iuristen und Nichtjuristen sehen, die Gesetze mehr
oder weniger außer Kurs zu setzen und den Richter unabhängig vom
Gesetz zu machen.
Da ist zunächst die sogenannte Freirechtsschule, nach der sich der
Richter Um die Gesetze, wenigstens so weit sie nicht seinen Empfindun-
gen entsprechen oder nach seiner Ansicht unzweckmäßig sind, überhaupt
nicht mehr kümmern soll. Da aber ist doch die Frage gerechtfertigt, wo-
zu die Gesetze dann überhaupt gemacht werden. Der Sieg der Frei-
rechtsschule wäre der Bankerot der Gesetzgebung; und auch unter der
Voraussetzung idealster Richter wäre die dann eintretende Willkür
noch schlimmer als die bedenklichsten Gesetze,
Da ist ferner der im Hotel Esplanade in Berlin zur Welt ge-
kommene „Verein für zeitgemäße Rechtspflege", der nicht ganz so weit
gehen will wie die Freirechtsschule, aber in der Sache doch auch den
Richter über das Gesetz stellen möchte. Richtig ist hierbei wohl nur,
daß der Richter innerhalb des Rahmens der Gesetzgebung auch die
Zweckmäßigkeitfrage bedenken muß. Aber gegen das Gesetz, mag es sei-
ner Ansicht nach noch so unsinnig sein, darf er nicht entscheiden. Das
würde mehr oder weniger bewußte Rechtsbeugung sein. Man soll aber
die Gefetze nicht so machen, daß der Richter, wenn er sie anwendet, in
Gewissenskonflikt kommt und sich sagt: „Vernunft wird Unsinn".
Die Hauptmasse, etwa zwei Drittel aller richterlichen Beamten,
bilden die Amtsrichter, wozu natürlich auch die mit einem höheren
Titel „Amtsgerichtsrath", neuerdings sogar „Geheimer Iustizrath"
begnadeten beim Amtsgericht funktionirenden richterlichen Beamten
gehören. Bei ihnen kann man einen weltfremden Richter mit der La-
terne suchen. Sie stehen mitten im Leben, wie wenige Berufe es mög-
lich machen, sie haben Fühlung mit allen Ständen, stehen den Ange-
hörigen aller Parteien direkt, nicht durch Vermittlung von Anwäl-
ten, gegenüber. Es müßte schon ein überaus untüchtiger Amtsrichter
sein, der in seinem Beruf weltfremd würde. Gegen die Thätigkeit der
Amtsrichter wendet sich auch die Unzufriedenheit des Publikums sehr
selten? für die Bevölkerung der kleineren und mittleren Städte und
für die Landleute, also für die Hauptmasse der Bevölkerung, ist der
Amtsrichter immer noch der allgemeine Vertrauensmann. Das ist um

so mehr anzuerkennen, als die künftigen Richter, wie die Iuristen überhaupt, nach einer völlig veralteten Vorschrift geprüft werden. Eine Hauptsache ist dabei immer noch die sogenannte „Proberelation", während es Relationen, ein Ueberbleibsel aus der alten Preußischen Gerichtsordnung, ein mündliches Verfahren schon seit einem Menschenalter gesetzlich nicht mehr giebt. Das ist ungefähr so, als wenn der Arzt noch nach den Grundsätzen geprüft würde, die in der medizinischen Wissenschaft galten, als man noch Alles mit Aderlaß oder Brechmitteln kurirte, oder der Chemiker nach der alten Phlogiston-Theorie, der Schiffsbauer nach der Theorie des Baues der Segelschiffe. Aber der Amtsrichter überwindet durch die Praxis leicht die Schwächen seiner Vorbildung. In höhere Stellen wird er freilich nicht berufen; er begnügt sich auch mit dem Bewußtsein der Pflichterfüllung. Macht sich nun wenigstens die Gesetzgebung seine Erfahrungen zu Nutzen? Das fällt ihr gar nicht ein. In die Gesetzesvorbereitung-Kommissionen kommt ein Angehöriger des Standes, der am Besten beurtheilen kann, wie sie auf das Volk wirken, nie hinein. Dahin wird neben Excellenzen, sonstigen ganz hohen Beamten und Professoren wohl mal ein Rechtsanwalt berufen. Aber ein Amtsrichter? Der steht viel zu tief.
Zu wundern braucht man sich dann allerdings nicht, wenn die Gesetze weltfremd ausfallen. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: der Schwerpunkt der Gesetzgebungmaschine liegt in den Entwürfen, nicht in den parlamentarischen Körperschaften. Wesentliche Aenderungen erleiden sie im Parlament nur da, wo politische Erwägungen eine Hauptrolle spielen. Im Uebrigen werden wohl hier und da einmal „Lichte aufgesteckt" (wenn es auch manchmal nur Talglichte oder gar Nachtlichte sind); das Wesentliche bleibt aber immer so, wie es im Entwurf enthalten ist.
Ueber die Weltfremdheit der Gesetze ließe sich ein bändereiches Werk schreiben. Ich muß mich hier auf einige Beispiele beschränken, namentlich aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Wenn der Tamtam, der bei seiner Einführung geschlagen wurde, auch nur einigermaßen berechtigt wäre, so müßte es eins der grandiosesten Werke der Gesetzgebungskunst aller Zeiten und ein hervorragendes Muster deutscher Sprachschönheit sein und die (allerdings nicht weltfremden) Römer mit ihrenPandekten müßtenalsarmeWaisenknabendagegen erscheinen. Nun, etwas objektiver denkt man ja schon darüber, nachdem nach mehr als zehnjähriger Anwendung wieder Alles „im Zweifel" ist (um diesen Lieblingausdruck des BGB zu benutzen); ein „Kontroversen-Lexikon" nach Art derer aus der Pandektenzeit wäre ein sehr dankenswertes Unternehmen.
Wenn man das BGB seinen großen Vorgängern, dem Preußischen Allgemeinen Landrecht und dem Code Napoleon gegenüber kurz charakterisiren will, so schwebt über dem Landrecht der Geist Friedrichs des Großen, über dem Code der Napoleons, über dem BGB der Caprivis und Hohenlohes (womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die

beiden Kanzler an dem Gesetzbuch mitgewirkt haben, wie bekanntlich
Napoleon am Code als Erster Konsul gethan hat). Als charakteristi-
sches Beispiel für die Sprachweise des BGB wähle ich den § 292 Ab-
satz 1. Er lautet, in einem sechsundsiebenzig Worte enthaltenden Satz:
„Hat der Schuldner einen bestimmten Gegenstand herauszugeben, so
bestimmt sich von dem Eintritt der Rechtshängigkeit an der Anspruch
des Gläubigers auf Schadensersatz wegen Verschlechterung, Untergan-
ges oder einer aus einem anderen Grund eintretenden Unmöglichkeit
der Herausgabe nach den Vorschriften, welche für das Verhältniß zwi-
schen dem Eigenthümer und dem Besitzer vor dem Eintritt der Rechts-
hängigkeit des Eigenthumsanspruches an gelten, so weit nicht aus dem
Schuldverhältniß oder dem Verzug des Schuldners sich zu Gunsten
des Gläubigers etwas Anderes ergiebt." Der Satz klingt unglaublich,
lautet aber wirklich so; es ist „nichts verschwiegen und nichts hinzuge-
setzt". Um in dem üblich gewordenen gespreizten Urtheilsjargon zu
reden, müßte der Ansicht „der Erfolg zu versagen sein", daß sich Ie-
mand hierbei Etwas denken könnte, vielmehr die Meinung „als richtig
zu unterstellen sein", daß Dies nicht der Fall ist. Iedenfalls kann es
der Nichtjurist nicht, und wäre er „mit der ganzen Bildung seines Iahr-
hunderts bewaffnet". Ob ein Iurist? „Im Zweifel" wohl auch nicht,
„es sei denn", daß er der Verfasser des Paragraphen wäre.
Welcher Gegensatz gegen den Code! Ihn kann jeder gebildete
Mensch, der Französisch versteht, lesen und verstehen, abgesehen viel-
leicht von einigen juristischen technischen Ansdrücken, die ihm jeder Iu-
rist leicht erklären kann. Anders beim BGB, das wohl immer ein Ge-
heimbuch der Iuristen bleiben wird und über dem als Motto Dantes
Wort stehen sollte: „Voi oKs sutrsts, Issoiats «gm spsranW".
Uebrigens erreicht den Rekord (hoffentlich ist Dies keine Unge-
bühr) an Unklarheit noch nicht der § 292 BGB, sondern ein Satz in
dem vom preußischen Iustizministerinm entworfenen gedruckten For-
mular zu der allmonatlich vom Gerichtskassenkurator vorzunehmenden
Kassenrevisionverhandlung. Hier heißt es im Absatz 2 wörtlich: „Der
Kassenkurator .hat nach Vorschrift des § 84 Nr. 1 der Kassenordnung die
Richtigkeit der in dem Ueberweisungauszuge nachgewiesenen Summe
der Isteinnahme, der unter Nr. 1b 2 bis 6 und unter Nr. 8 bis 11 zu
Nr. l nachgewiesenen Einnahmebeträge der zur Erläuterung der Ein-
nahmereste an Gerichtskosten unter Nr. III aufgestellten Berechnung,
der berechneten Summe der Ausgaben und der unter Nr. 1 bis 15 zu
Nr. II aufgeführten Ausgabebeträge durch Vergleichung mit den Ab-
schlüssen der betreffenden, so weit vorgeschrieben rechnerisch als richtig
und sonst gehörig bescheinigten Kassenbücher, Listen und Kontrolen bez.
dem letzten Ueberweisungauszuge geprüft." Obwohl das Protokol,
das diesen Satz enthält, von den preußischen Kassenkuratoren im Iahr
ungefähr zehntausendmal unterschrieben werden muß, würden wir doch
Den, der sich dabei Etwas denken kann, als Merkwürdigkeit anstaunen.
Nun soll zwar keineswegs behauptet werden, daß alle Paragra-

phen des BGB ähnlich unklar sind wie § 292. Manche sind so sonnenklar, daß sie nur Selbstverständliches ausdrücken. § 1: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt". Z 90: „Sachen im Sinn des Gesetzes sind nur körperliche Gegenstände". Und so weiter. Aber zahllos sind die Stellen, in denen das Gesetz in einer Sprachweise spricht, die es sich selbst geschaffen hat und die sonst kein Mensch redet. Da giebt es Ausdrücke, die lediglich Übersetzungen aus dem Lateinischen sind, so das charakteristischer Weise den Verfassern des BGB besonders wohlgefällige „im Zweifel" (^ in <ludi«), das etwa hundertmal gebraucht wird; ferner sind sehr beliebt die „guten Sitten" (^ boni mores), die mit der Sittlichkeit nichts zu thun haben, „Treu und Glaube" (-- Koos KSss). Sehr häufig ist auch der Ausdruck „es sei denn, daß" usw., um einen Fall zu bezeichnen, auf den eine gesetzlicheBestimmung nicht Anwendung findet. Das ist zwar sprachlich nicht falsch, aber ein Deutscher, der nicht Gesetzgeber ist, redet nicht so. Sehr beliebt sind ferner die nichtssagenden Ausdrücke „angemessen", „nach den Umständen", „billiges Ermessen", „thunlichst", „verständige Würdigung des Falls", „wichtiger Grund", „entsprechendes Maß".
Vielleicht könnte man die Quintessenz des BGB in einen Paragraphen zusammenziehen, was wenigstens das Studium sehr erleichtern würde. Ich würde vorschlagen, die vielen Paragraphen durch diesen einen zu ersetzen: „Wenn es angemessen ist, so ist man im Zweifel gemäß den Umständen und der Verkehrssitte sowie nach Treu und Glauben verpflichtet, einen Anderen nach billigem Ermessen und den guten Sitten thunlichst zu entschädigen. Wenn ein wichtiger Grund vorliegt, so findet nach verständiger Würdigung des Falles nur das entsprechende Maß von Entschädigung statt".
Doch die Sprache des BGB ist eine Aeußerlichkeit; es könnte trotzdem ganz praktisch und den Bedürfnissen des Lebens entsprechend sein, wie unser altes Landrecht. Das ist es aber nicht; vielmehr hat man manchmal das Gefühl, die Absicht der Verfasser sei (natürlich unbewußt) gewesen, das mit dem Gesetz in Berührung kommende Publikum möglichst zu chicaniren und ihm sein Recht, das es lieben sollte wie sein Vaterland, seine Sprache, möglichst zu verleiden (um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen). Ich kann natürlich, um Das zu beweisen, nicht das ganze BGB durchgehen. Einzelne Beispiele müssen genügen.
In der landrechtlichen Zeit war es selbstverständlich, daß, wenn sich eine Mutter oder ein Vater nach dem Tode des einen Elterntheiles mit den hinterbliebenen minderjährigen Kindern auseinandersetzte, für alle nur ein Vormund oder Pfleger bestellt und dadurch die nothwendige Belästigung auf das geringste Maß zurückgeführt wurde. Nun enthält ja freilich der § 1775 BGB auch die Bestimmung, daß in der Regel für mehrere Geschwister nur ein Vormund zu bestellen ist. Trotzdem hat das Reichsgericht durch Plenarbeschluss entschieden, daß im Fall der Auseinandersetzung für jedes der Kinder ein besonderer Vormund oder Pfleger zu bestellen ist. Welche Belästigung für das Publi-

kum! Aber das Reichsgericht konnte nicht anders entscheiden, da nach § 181 BGB ein Vertreter nicht mit sich als Vertreter eines Dritten ein Rechtsgeschäft vornehmen kann und die minderjährigen Kinder in dem vorliegenden Fall nicht nur mit dem Vater oder der Mutter, sondern auch unter einander kontrahiren. Aber warum genügte denn ein Vormund oder Pfleger unter der Herrschaft des Landrechtes und warum formulirt man die Gesetze so, daß es jetzt nicht mehr geht?

Einer der dunkelsten Punkte des B GB sind die Vorschriften über das Erbscheinswesen. Diese waren nach dem Preußischen Allgemeinen Landrecht und dem ihm nachgebildeten Gesetz über die gewöhnlichen Erbbescheinigungen von 1869, das eigentlich nur die landrechtlichen Bestimmungen auf die 1866 erworbenen Landestheile übertrug, die denkbar einfachsten und praktischsten. Nur Totenscheine des Erblassers und die Geburturkunden, die die Verwandtschaft der Erben mit ihm ergaben, waren beizubringen und außerdem die eidesstattliche Versicherung vor Gericht oder Notar abzugeben, daß den Erklärenden nähere oder gleich nahe Erben nicht bekannt seien. Das war einfach; die Urkunden waren leicht zu beschaffen; es genügte Iahrzehnte, für die altpreußischen Provinzen sogar länger als ein Iahrhundert hindurch, es hat nie zu Mißständen Veranlassung gegeben. Was hat nun das BGB daraus gemacht? Ieder Laie, der schon einmal mit dem Erbscheinswesen zu thun gehabt hat, muß den Eindruck mitnehmen, daß ihn das Gesetz chicaniren will, wenn er es nicht vielleicht dem daran unschuldigen Richter in die Schuhe schiebt. Unter Anderem ist jetzt anzugeben, ob und welche Personen vorhanden sind oder vorhanden waren, durch die der den Erbschein Beantragende von der Erbfolge ausgeschlossen oder sein Erbtheil gemindert werden würde. Von diesen Personen sind die Geburturkunden und, so weit sie verstorben sind, auch die Sterbeurkunden, eventuell auch die Heirathurkunde beizubringen. Um an dem einfachsten Beispiel, wenn die Erbschaft vom Vater auf die Kinder und die Witwe übergeht, den Unterschied zwischen dem vernünftigen alten und dem unvernünftigen neuen Recht zu zeigen, nehme ich an, daß ein Vater mit Hinterlassung einer Witwe verstorben ist, der sechs Kinder hatte, von denen drei im Kindesalter verstorben sind, drei ihn überlebt haben. Hier waren nach dem alten Recht nur beizubringen: Sterbeurkunde des Vaters und die Geburturkunden der drei überlebenden Kinder, also vier Urkunden. Ietzt müssen beigebracht werden: 1. Sterbeurkunde des Vaters; 2. Eheschließungurkunde zwischen ihm und der hinterbliebenen Frau; 3. die Geburturkunden der drei überlebenden Kinder; die Sterbeurkunden der drei verstorbenen Kinder; also insgesammt acht Urkunden, während das alte bewährte Recht mit vieren auskam.

Nehmen wir einen anderen, auch noch einfachen Fall. Ein Unverheirateter stirbt, hinterläßt als einzige Erben zwei Kinder eines vorverstorbenen Bruders; drei Schwestern sind vor ihm, verstorben, zwei ohne Hinterlassung von Kindern, eine mit Hinterlassung eines

««KÄß
Kindes, das vor dem Erblasser verstorben ist. Hier müssen jetzt beige-
bracht werden: 1. Sterbeurkunde und Geburturkunde des Erblassers;
2. Sterbeurkunde seiner drei Schwestern und seines Bruders; 3. Ge-
burturkunde des Bruders; 4. Geburturkunden der zwei erbenden Kin-
der; 5. Sterbeurkunde des verstorbenen Kindes; zusammen zehn Ur-
kunden. Nach dem zweckmäßigen alten Recht kam man mit füns Ur-
kunden aus, nämlich der Geburt- und Sterbeurkunde des Erblassers,
der Geburturkunde seines Bruders, der die zwei erbenden Kinder hin-
terlassen hat, und den Geburturkunden dieser Kinder.
Das sind einfache Fälle. Bei den komplizirteren, wo entfernte
Verwandte erben, wird die Masse der beizubringenden Sterbeurkun-
den der weggefallenen Zwischenglieder entsetzlich und da, wo es sich um
lange Verstorbene handelt, manchmal fast unmöglich. Wenn Das nicht
Weltfremdheit des Gesetzgebers ist, so giebt es überhaupt keine. Un-
glaublich ist, was sich unser Volk in dieser Hinsicht von seinen Gesetz-
gebern gefallen läßt, wo nicht große Organisationen, wie sie haupt-
sächlich die Landwirthschaft sich nun geschaffen hat, für die nöthige Agi-
tation sorgen. Durch solche Agitation ist beim Thierhalterparagraphen
die Aenderung bald erreicht worden.
Als Bismarcks Genius noch hell über dem deutschen Volk leuch-
tete, gab es bessere Gesetze. Beispiel: die Preußische Vormundschaft-
Ordnung von 1875, die sich vorzüglich bewährte. Sie bildet die Grund-
lage des Vormundschaftrechtes des BGB, das deshalb zu seinen besten
Theilen gehört. Freilich: ohne einige Verballhornungen, nicht blos
sprachlicher, sondern auch materieller Natur, ist es auch hier nicht ab-
gegangen. Die freie Stellung des Vormundes ist beschränkt worden,
weil unter hunderttausend Vormundschaften auch mal eine Unter-
schlagung vorgekommen war. Dem Schaden für das einzelne Mündel
hätte man leicht dadurch abhelfen können, daß der Staat, ähnlich wie
für die Versehen der Grundbuchbeamten, die Haftung übernahm. Aber
statt dies geringe Risiko zu übernehmen, braucht man lieber eine An-
zahl von Beamten mehr, die viel mehr kosten, und stellt den Vormund
in festere Abhängigkeit: er muß jetzt alle Inhaberpapiere hinterlegen.
Nun kann man sich ja allerdings im Civilrecht mehr als anders-
wo gegen die Fallstricke des Gesetzes schützen: durch Vorsicht, Verträge
(da das Civilrecht dem Parteiwillen meist weiten Spielraum läßt),
für seine Erben durch Testament. Viele Leute, die nicht Grundeigen-
thümer oder Hypothekengläubiger sind, schreiten auch durch ihr Leben,
ohne je mit dem Gericht in Berührung zu kommen. Schwieriger, die
Untiefen des Gesetzes zu vermeiden, ist es schon im Verwaltungrecht,
namentlich im Steuerrecht. Hier hat wohl Ieder schon einmal unlieb-
same Erfahrungen gemacht. Noch viel gefährlicher aber ist die Welt-
fremdheit des Gesetzgebers im Strafrecht; und man muß fürchten, daß
durch das jetzt vorbereitete Strafgesetzbuch die Interessen der Sesammt-
heit wieder in hohem Grade geschädigt werden. Das Amtsrichterthum
ist in der Kommission ja auch wieder nicht vertreten, trotzdem es am
Besten in der Lage wäre, die Interessen des Volkes wahrzunehmen,

wozu der grüne Excellenzentisch allein nicht geeignet ist. Die Gefahr der Schädigung liegt hauptsächlich in der zu weit ausgedehnten Milde gegenüber den Verbrechern, die ganz vergißt, daß das Strafrecht doch nicht in erster Linie der Verbrecher und der „Fürsorgezöglinge" wegen da ist, damit sie mit möglichster Schonung behandelt werden, sondern daß sein wichtigster Zweck ist, die Menschen, insbesondere ihre körperliche Integrität und ihr Eigenthum, zu schützen. Man braucht darum noch nicht Pitts berühmte Definition der Freiheit „I^idsrt? is tKs ssks suS ssoreS possssiou ot s Msu's propsrt?" für richtig zu halten. Das Eigenthum ist heute nicht mehr die alleinige Hauptsache, immerhin aber noch eins der zu schätzenden Rechte.

Das System der mildernden Umstände soll auf manche Strafthaten, sogar den Mord, ausgedehnt werden, bei denen es jetzt solche nicht giebt. Nun ist das System, nach dem, wenn festgestellt wird, mildernde Umstände seien vorhanden, auf eine geringere Strafe als die ordentliche zu erkennen ist, an sich eigentlich schon etwas Irrationelles. Die Erfindung des Systems der ,,oir<:ouswlloss sttsuusutss" stammt aus der sonst nicht übermäßig berühmten Zeit des Mts milisu und Bürgerkönigthums in Frankreich, dem Gesetz vom achtundzwanzigsten April 1832, durch das der Artikel Ä63 des Code Pönal von 1810 abgeändert wurde. Da das preußische Strafgesetzbuch von 1851 erstens ein Ableger des Code Pönal und zweitens die Grundlage des geltenden deutschen Strafgesetzbuches ist, so ist das System der mildernden Umstände zu uns gelangt, allerdings nicht, wie in dem französischen Gesetz, als eine allgemeine Ermächtigung des Richters, nach der Feststellung mildernder Umstände eine mildere Strafe auszusprechen, sondern nur bei bestimmten Verbrechen und Vergehen, Zu diesen gehört der Mord nicht; er wurde und wird heute noch immer mit dem Sode bestraft.

Das System der mildernden Umstände ist schon insofern widersinnig, als überhaupt kaum ein Verbrechen denkbar ist, bei dem nicht irgendein mildernder Umstand gefunden werden kann.selbstbeimRaubmord immer der Umstand, daß dem Thäter die Geldmittel, deren er bedurfte oder zu bedürfen glaubte, fehlten. Das kann natürlich nach richtiger Auffassung die Androhung der Todesstrafe nicht hindern, Der Mord und der ihm gleichgestellte tzochverrath durch Mordversuch am Landesherrn steht an Schwere so sehr allen anderen Strafthaten voran, daß sich bei ihm die schwerste aller Strafen rechtfertigt. Die weichliche Ansicht, daß die Todesstrafe überhaupt abzuschaffen sei, ist zwar, Gott sei Dank, jetzt sehr in die Minderheit gekommen; verbreitet ist aber immer noch der Wunsch, auch beim Mord mildernde Umstände zuzulassen. Wenn das Volk sich nicht zu einem Protest dagegen aufrafft, wird das neue Strafgesetzbuch diesen Wunsch vielleicht erfüllen. Die „Richtervereine" würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie laut davor warnten. Man darf nach den mit dem System der mildernden Umstände gemachten Erfahrungen nicht glauben, daß nur die wirklich milden Fälle dann von der ordentlichen Strafe ausgenommen werden, Die Praxis lehrt, daß da, wo mildernde Umstände zulässig sind, ihre

Zubilligung nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. Kommt es je vor, daß der Einbrecher oder der zweimal rückfällige Dieb die auf den Einbruch oder den Rückfallsdiebstahl stehende ordentliche Strafe des Zuchthauses erleidet? Schon für den ersten Fall, wo sie zulässig ist? Ieder Richter, der einmal längere Zeit in einer Strafkammer mitgesessen hat, wird die Frage verneinen. Oft kommt der Einbrecher noch nicht einmal nach dem Rückfall ins Zuchthaus. Nun kann man sich gegen Diebstahl undEinbruch durch Vorsicht, diebessichere Geldschränke, sskss, Einbruchsversicherung und Aehnliches schützen. 8stss für Menschen gegen die Gefahr des Mordes sind aber noch nicht erfunden worden und der Totgeschlagene wacht nicht wieder auf. Da bleibt also nur der staatliche Schutz durch die schärfste Strafe; denn für Lynchjustiz, nach amerikanischem Muster, ist das deutsche Volk zu gutmüthig. Nirgends wohl zeigt sich so der Widerspruch zwischen der Zunft und der VolMmeinung. Hätten wir ein Referendum, wie die Schweiz und Australien, und würde über die unbedingte Beibehaltung der Todesstrafe für Mord abgestimmt, so wären sicher mindestens neunzig von hundert Stimmen für „Is mort ssus vKrsss". (Nebenbei: wenn auch nur eine politische Partei für wirkliche Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung wäre, so müßte sie die Einführung des Referendums, des Plebiszits über das Gesetz, so weit es von einer gewissen Anzahl von Stimmen verlangt wird, beantragen. Wie oft das Volk dabei gegen die maßgebenden politischen Parteien entscheidet, zeigt sich überall, wo das Referendum besteht. Auch scheidet, wenn es sich um eine durch Urabstimmung zu bejahende oder zu verneinende Frage handelt, viel mehr als sonst der Einfluß der oberen Zehntausend aus, zu denen auch die Spitzen der Sozialisten gehören und die schließlich die Gesetzgebung machen. Hat doch das Volk von Graubünden, also des beliebtesten Touristenlandes der Welt, trotz dem Einfluß der großen Hotelbesitzer, bei der Urabstimmung mit ungeheurer Majorität den Automobilen seine Grenzen gesperrt.)

Ist zu weichliche Milde gegen die wirklichen Verbrecher eine Gefahr, so ist auf anderenGebietendieWeltfremdheit des Strafgesetzgebers kaum minder gefährlich. Wie traurig sind seine Versuche, die Schriftstellerei zu chicaniren! Die Klassiker können froh sein, daß sie nicht in unserer Zeit gelebt haben. Schiller wäre wegen Gotteslästerung (Götter Griechenlands, namentlich in der älteren, weniger bekannten Fassung), Goethe wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften (Römische Elegien, Tagebuch), Lessing wegen schwerer Beleidigung (des Hauptpastors Götze) bestraft worden. Auch Wielands Schriften wären wohl kaum ohne Berührung mit dem Staatsanwalt davon gekommen und Herder hätte mindestens einen Ketzerprozeß durchzumachen gehabt. Nur Klopstock hätte vielleicht Gnade gefunden. Luther aber vor lauter Beleidigungprozessen nicht frei zu athmen vermocht. Vor ihm wäre, wenn er heute lebte, der Katholizismus sicher. Dafür würde die Staatsanwaltschaft sorgen. Dafür müßte sie sorgen: von Rechtes wegen. ',

Herausgebe: und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Merl»» der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G, m, b tz. in Berlin.

Das neue Griechenland.

Hochverehrter Herr tzarden!

ALie haben so oft für Griechenland das Wort ergriffen und ihm die lebendige Theilnahme Ihrer Leser zugewendet, daß Ga» brielidis nicht Unrecht hat, wenn er Sie Den nennt, der in Europa am Meisten die Griechen zum Selbstgefühl und zur Selbstachtung aufruft und sie stark und entschlossen sehen möchte. Das läßt mich hoffen, daß Sie rnelleicht auch meinen Zeilen Raum geben werden, die zeigen, wie sehr und warum Griechenland den Frieden wünscht und wie die Türkei es ihm lohnt.

Als vor ein paar Monaten ein vornehmer Grieche mit einem türkischen Minister über den Völkerstreit sprach, sagte der Minister, nachdem er den Worten des Gastes eine Weile zugehört hatte: „Ihr Griechen seid alle so gute Redner." Der Gast erwiderte: „Redner reden, ich aber bringe sprechende Thatsachen und Beweise, daß bei uns Niemand den Krieg will." Der Minister antwortete: „Ia, ganz so sprachet Ihr 1897. Da wollten die klugen und klaren Köpfe bei Euch auch keinen Krieg; und doch kam es zum Schlagen, weil der öffentliche Geist bei Euch danach rief." Das ist richtig. Doch dieser Wahnwitz der öffentlichen Stimmung ist in dem Griechenland von heute nicht mehr zu finden und gerade in der Periode der letzten orientalischen Umwälzungen war in Delegationen, Kammern und Reichstagen zu hören, daß man Griechenland als ein konservatives und deMFrieden ergebenes Element einschätzen dürfe.

Wer einen kleinen Staat zur Ordnung rufen will, pflegt kurz zu sein und die Worte nicht behutsam zu wählen. Fürst Lobanow und Graf Goluchowski haben nach Mürzsteg nicht viel Zeit an dieSuche nach delikaten Umschreibungen verloren, wenn sie mit Serbien,

Bulgarien oder Griechenland unzufrieden waren. Ich glaube kaum, daß Graf Aehrenthal und Herr von Kiderlen zimperlicher in ihren Griffen sein würden; und sie haben Griechenland zwar nicht gelobt, aber auch nicht getadelt. Weil es Kretas wegen mehr in die Sphäre der Westmächte gehöre, in die der Kluge sich jetzt nicht mit einem Hauch einmischt? Vielleicht; aber wahrscheinlich doch auch, weil ihnen bekannt ist, daß Griechenland heute eben so wie Rumänien zu den Friedensstützen im europäischen Südosten gehört.
Merkwürdig ist, wie gern man bei uns noch heute an veralteten Urtheilen über fremde Dinge festhält. Mag die Welt sich hundertmal umgedreht haben: die Anschauung von vor dreißig Iahren ist geheiligt. Niemand kümmert sich darum, was in der Zwischenzeit aus Griechenland geworden ist. Damals war es vollständig ruinirt und hatte ein Agio, das bis zu siebenzig Prozent stieg; es konnte keine rechte Polizei mehr halten, mußte die Feuerwehren auflösen und ihren Dienst von den ungeübten Rekruten einer Armee versehen lassen, die, weil überall gespart werden mußte, oft sogar nicht einmal ihre Reserven zu den Waffenübungen berief. Der Staat hatte kein Geld, keinen Kredit, keine Marine, keinen Handel; wenn die Korinthenernte schlecht war, wußte man nicht aus noch ein. Ich war einmal nach einer solchen Mißernte unten und sah, wie die verheißene Vollendung des Korinther-Kanals verschoben wurde und Bahnbauten, Hausbauten, selbst Häuserreparaturen stockten; der Geldmangel war so arg, daß mein österreichischer Gulden beinahe für zwei galt. Ich fragte: Was wollt Ihr thun, um aus dieser verzweifelten Situation herauszukommen? Man hob die Achseln.. In der Kammer wurden Reden gehalten, die ich nicht verstand, weil ich nicht Griechisch spreche, die aber am Ende offenbar auch das griechische Volk nicht verstand. Seitdem ist Manches anders geworden. Wie wäre sonst die einzigartige Erscheinung zu erklären, die sich das Ereigniß von Gudy nennt und deren symptomatische Bedeutung sich nicht wegdisputiren läßt? In Spanien oder anderswo folgte auf ein militärisches Pronunziamento stets die Versicherung, daß man den Staatsstreich im öffentlichen Interesse gemacht habe; und private Interessen bewirkten dann die Einsetzung einer militärischen Diktatur. Und nun hatte auch Griechenland seinen Staatsstreich. Oberst Zorbas rief dem Parlament zu: „Weil Du Deine Pflicht nicht thust, muß die Armee eingreifen." And da sahen wir eine doppelte Merkwürdigkeit. Fast das ganze Volk war zwar von der gewaltsamen militärischen Einmischung betroffen, sympathisirte aber eigentlich mit der Bewegung; denn seit Langem hatte es selbst gerufen: „Parlament, Du mußt anders wer-

den!" Die andere Merkwürdigkeit war, daß die Armee, die mit
etwas Macchiavellismus sich oben halten konnte, diesen Versuch
gar nicht erst machte. Während die Armee des Achtzehnten Brum-
maire und die Parlamentsarmee Cromwells alle Freiheiten ver-
nichtete, erklärte diese gegen das Parlament gewajfnete Armee,
ohne durch Volksbewegung und flammende Proteste genöthigt zu
sein, daß sie ihrer Einmischung eine Grenze setze: die Nationalver-
sammlung; die allein solle, als oberste gesetzliche Gewalt, entschei-
den, was zur Verhinderung der Wiederkehr eines solchen rein rhe-
torischen und unfruchtbaren Parlamentarismus nöthig sei. Daß
die Armee wirklich Alles für die Nation und nichts für sich ver-
langte, beweist ihr Wunsch, für die Zukunft aus jeder politischen
Rechnung gelassen zu werden. Und was sie gewünscht hatte, ge-
schah: die revidirte Verfassung erklärte die Offiziere, die bisher
wählbar gewesen waren, für unwählbar. (Vielleicht hätten die
jungtürkischen Offiziere ihrem Lande auch mehr genützt, wenn sie
sich nach dem gelungenen Werk rasch wieder von der Politik zu-
rückgezogen hätten, um nur Soldaten des Vaterlandes zu sein.)

In Griechenland ist also doch Manches möglich, was den ver-
steinerten Vorstellungen von anno Dazumal widerstreitet, und na-
mentlich zeigt dasWort vom „undisziplinirtenVolksgeist" und vom
„mangelnden Staatssinn", wie wenig der Sprecher das Land kennt.
Der Mestländer denkt an die Szenen, wo im athener Parlament die
Abgeordneten thätlich und sogar mit Revolvern gegen einander
losgingen (was übrigens auch näher dem Meridian von Greenwich
vorgekommen sein soll). Die Kundigen in Europa wissen, daß man
heute ein anderes Griechenland vor sich hat. Den Griechen wird
immer, wenn man sie recht höhnen will, der unglückliche Krieg von
1897 vorgehalten; leicht ist aber zu erweisen, daß sie aus diesem
Kriege gelernt haben. Erstens: daß nur ein Starker den Krieg gegen
die Türkei wagen kann, die noch heute über große Machtmittel ver-
fügt. Griechenland kann mit seiner Armee einstweilen der Tür-
kei nichts Ernstes anhaben. Was also soll es thun? Gesellt es sich
den Osmanenfeinden, so hilft es vielleicht einer noch gefährlicheren
Großmacht nach Konstantinopel. Soll es wünschen, Rußland in
Konstantinopel zu sehen oder beim Legen der Schienen mitzuhelfen,
auf denen das junge Bulgarien bequem ans Goldene Horn ge-
langen kann? Bulgarien am Bosporus: Das wäre für Griechen-
land wieder der Krieg. Und Griechenland in Konstantinopel? Da-
ran haben nicht einmal 1897 die Chauvinisten gedacht.

Ich sprach einmal mit einem griechischen Minister über diesen
Punkt. Er sagte (und mir schien es logisch): „Die türkische Haupt-

stadt ist von mindestens fünshunderttausend Griechen bewohnt. Da
konnte doch, nach berühmtem Muster, 1897 in der griechischen Masse
einmal das nationale Gefühl überschäumen und einen Putsch, eine
Demonstration wagen. Doch sie blieb ruhig und dem Sultan treu.
Warum? Aus Angst vor den von Abd ul Hamid damals zurück-
gehaltenen Garden? Chios, Mytilene, Rhodus, die auch von Grie-
chen bewohnt sind, hatten keine Garden und blieben dennoch ruhig;
und zwar nicht etwa aus Feigheit. Denn die Behauptung ist falsch,
daß der Hellene gar so sehr das Sterben scheue. Nehmen Sie die
Bandenkämpfe; ich mag sie nicht, denn sie sind gräulich wild und
bestialisch; aber sie lehren die Thatsache, daß auch der Grieche zu
sterben weiß. Als Griechenland damals Krieg führte, sah es leichter
erreichbare Ziele vor sich; und wenn die türkischen Griechen damals
dem Sultan die Treue hielten, so ist auch damit nur bewiesen, daß
der Grieche kein Träumer mehr ist und nicht an die Vernichtung
der Türkei denkt. Geht es um Kleinigkeiten, um ein paar Quadrat«
meilen, dann wird uns Europa nach einem verlorenen Krieg viel-
leicht wiederum helfen. Aber Konstantinopel? An den Fingern
läßt sich abzählen, was Europa dann sagen wird. Wenn Konstan-
tinopel heute frei wäre, würde man es morgen internationalisiren
und weder diesem noch jenem Besitzer anvertrauen. Das wäre mit-
hin eine Aberkennung für ewige Zeit. Da ist die Türkei noch immer
der willkommenste und bequemste Nachbar. So denkt die ganze Na-
tion. Griechenland braucht innere Stärkung: also Frieden."

Ich kann diese Annahme nur bestätigen. Aus dem Mund aller
Griechen, mit denen ich sprach, hörte ich ähnliche Sätze. Ueberall in
den europäischen Gebieten der Türkei schäumt und gährt es; nur
auf den griechischen Inseln giebt es keine Revolution. Hellas be-
grüßte den Umschwung in der Türkei mit aufrichtiger Freude; und
selbst als die Iungtürken mit den selben Mitteln wie Abd ul Hamid
die Aufsaugung der anderen Nationalitäten zu betreiben anfingen,
blieb Griechenland auf seiner Linie; weil die füns Millionen Grie-
chen, die auf türkischem Boden leben, in den Interessen ihres Han-
dels, ihrer Schiffahrt, ihrer Schulen und Kirchen geschützt werden,
so lange das Mutterland mit der Türkei auf gutem Fuß blieb.

Nicht leeres Geflunker wars denn auch, sondern ernst gemeinte Ab-
sicht, wenn kluge griechische Politiker immer wieder sagten, die beste
Politik wäre für ihre tzeimath ein Trutz- und Schutzbündniß mit
der Türkei. Die glaubt ihnen leider nicht und macht ihnen das Le-
ben so schwer wie möglich.

Hier darf ich wohl auch ein Wort über den König Georg sagen.
Seine Stellung ist anders als die der meisten europäischen Monar-

chen und die Lage des Landes verlangte und verlangt von ihm auch
andere Tugenden. Bei uns können Könige und Kaiser viel Per-
sönlichkeit und sichtbare Initiative zeigen; wären sie zu stetig ge-
räuschlosem Handeln genöthigt, dann würden auch sie auf blen-
dende Wirkung verzichten und den Eingriff ihrer Hand nicht mer-
ken lassen. Was war in dem unglücklichen kleinen Staat, der in den
achtzig Iahren feines Bestandes einen so harten Leidensweg durch-
machen mußte, die Aufgabe des Herrschers? König Georg hat früh
begriffen, daß, sich mit Gefühl und Elan in Europa heute nichts
durchsetzen läßt. Die Bulgaren hatten es leicht, zu einem geachteten
Staat zu werden; Rußland focht, Rußland blutete für sie, setzte sie
aufs Pferd und lehrte sie reiten; und als sie mit ihrenAspirationen
auszugreifen anfingen, nahm es auf Schritt und Tritt für sie Par-
tei. König Georg hatte es nicht so gut. Ihm übergab man ein Grie-
chenland mit zerstücktem Kopf und amputirten Gliedern, einen
Torso, der in gar keiner Weise lebensfähig war. Und ohne große
Armee, ohne materielle Hilfe, ohne Ermuthigung und wirklichen
Rückhalt von irgendeiner Seite sollte er nun das Land leiten, das
rasche Früchte verlangte, und zu der Erkenntniß bringen, daß schon
Viel ist, wenn man in solcher Verlassenheit nur bessere Lebensmög-
lichkeiten erwirkt. König Georg kam durch das verschwägerte Eng-
land auf den Thron, das ihm als Brautgeschenk die Ionischen In-
seln mitgab; nachher aber ließen ihn alle Verwandten im Stich,
bis zuletzt, wo ein König dem anderen das feierlich, von Mann zu
Mann, gegebene Versprechen nicht hielt und Georg, wie vor ihm
ein anderer Prinz von Dänemark, stöhnen konnte: „Mein Oheim!
O mein prophetisches Gemüth!" Er aber stöhnte nicht, sondern
wußte, daß Griechenland nur auf seine eigene Klugheit rechnen
dürfe. Ohne Schwertstreich setzte er durch, daß, Griechenland vom
Berliner Kongreß doch wenigstens Thessalien heimbrachte und daß
1897, trotz der erlittenen Niederlage, Kreta die geänderte Stellung
mit dem Prinzen Georg als Generalgouverneur erhielt. Viel Ge-
duld und Much, viel täglich in stillen Kämpfen sich verzehrende
Kraft und Initiative war nöthig und thätig, um, ohne die Welt
draußen es ahnen zu lassen, zu dämpfen, zurückzuhalten, die Geister
an die nüchterne Abschätzung der gegebenen Kräfte und Verhält-
nisse zu gewöhnen und ihnen vors Auge zu führen, daß die Tür-
kei in Europa noch lange nicht ausgespielt hat und Griechenland
sich drum gut mit ihr stellen müsse.
König Georg hat auch erkannt, daß Griechenland, um zu Kraft
zu gelangen, sein Wirthschaftnideau heben müsse. Und mit dieser
Erkenntniß hat er viel erreicht. Einst ein Agio von sechzig bis sie-

benzig Prozent, keine Schiffe, keine Frachten, kein Handel; in den
Häfen werden nur die Möwen bewundert und in den Straßen der
Städte sieht man, neben echten oder falschen Tanagrafiguren, nur
Plunder und werthloses Zeug. Heute rangirt der Hafen von Pi-
raeus beinahe in gleicher Höhe mit Marseille und Genua; die Han-
delsmarine hat sich verzwanzigfacht und Trieft ist überflügelt. Eine
kleine Statistik mag die Beweise liefern.
Im Hafen von Piraeus liefen ein:
Dampfschiffe Tonnengehalt
Im Iahr 1902 1 597 1 958 000
1910 ans dem Ausland: 3 008 1 ^ 4 009 5761 ^ 29?
aus dem Inland: 1 S67 / 621 721 /
(In Triest betrug 1908 die Tonnenzahl der Schiffe: 350629Z.)
Die Handelsmarine Griechenlands hatte an Dampfschiffen:
im Iahr 1883 24000 Tonnen
„ 1892 60 000 „
„ „ 1901 143 000
„ 1910 .. i ... 556000
(Die Handelsflotte Oesterreich-Ungarns hatte 1908: 447786 Tonnen.)
Wechselkurs:
1894 187
1898 160
1906 117
1910 99S/4
Die Einnahmen der griechischen Eisenbahnen (etwa 1250 Kilo-
meter) betrugen:
1898 9 453 000 Drachmen
1908 13174000 „
Die Bankdepots betrugen:
1898 83 907 000 Drachmen
1908 251611000 „
Und da sollen die Griechen einen Krieg wünschen? Mehr als
die anderen Nationen im Mittelmeerbecken sind sie gewöhnt, im
Gefühl ihrer ideellen Einigung ruhig die Möglichkeiten der Zu-
kunft abzuwarten, ohne sich in Kummer zu verzehren, weil es an
einer territorialen Einigung fehlt. Sie sitzen in Konstantinopel,
Smyrna, Alexandrien, Marseille, Trieft: und kein Vernünftiger
wird glauben, daß sie an die Eroberung all dieser Städte denken.
Gar so sichtbar geht der Geist Alexanders unter ihnen nicht um.
Auch Kreta darf sie nicht in einen Krieg drängen. Aus den langen
Revolutionen ist der Insel nur die bitterste Noth zurückgeblieben.
Die kann sie jetzt überwinden. Und inzwischen wird auch die Tür-
kei einsehen, wie nützlich ihr ein Ausgleich mit Griechenland wäre.
Wien. AdolfGelber.

Romantismus.
^Mrnest Seilliere gehört zu den französischen Patrioten, denen der
<Ms sittliche Zustand ihres Volkes Besorgnitz einslößt. Als systematisch-scholastischer Kopf strebt er, möglichst viele Erscheinungen einem einzigen Begriff unterzuordnen. Er hat vier Bände biographischer Studien unter dem gemeinsamen Titel „Philosophie des Imperialismus" veröffentlicht und die Uebel, die er bekämpft, in das Wort Romantismus zusammengefaßt. Der erste Band ist Gobineau gewidmet, als dem Vertreter des Rassen- und Kastenimperialismus. Der Verherrlicher der blonden Rasse und des Aristokratismus ist natürlich den meist schwarzhaarigen Franzosen, die noch dazu in der Theorie begeisterte Demokraten sind, ein Fremdling und wird darum in Frankreich weniger gelesen als in Deutschland. Seillisre aber warnt seine Landsleute davor, die Phantasien eines Dilettanten (die sie in Gobineaus Hauptwerk zu erkennen glauben) zu leicht zu nehmen; diese Phantasien seien, wenn auch nicht die einzige Quelle, so doch eine der Quellen einer gewaltigen und für Frankreich gefährlichen Strömung. Der zweite Band behandelt Friedrich Nietzsche; er zeigt, wie der große Aphoristiker zwischen seinen zwei Göttern, Dionysos Naturtrieb und Apollo - Vernunst, hin und her geschwankt hat, dabei jedoch mit der Wellenlinie seiner Entwickelung einen Kreis schlug: denn er, der von Dionysos ausging und an Apollo vorbeiraste, endet im dionysischen Taumel. Schwärmern sind diese beiden Bände zu empfehlen, weil darin die beiden Heroen mit kühlem Spott behandelt werden. Der dritte und der vierte Band führen uns Persönlichkeiten vor, die zu unbedeutend oder zu oft geschildert worden sind, um noch lebhaftes Interesse zu wecken. Im dritten Band wird „Der demokratische Imperialismus" an tzobbes, Boulainvilliers, Mandeville, Rousseau, Proudhon und Karl Marx, im vierten „Die romantische Krankheit" (diese beiden Bände hat Herr von Oppeln-Bronikowski deutsch herausgegeben) an Fourier undBeyle-Stendhal demonstrirt. Die beiden Begriffe fließen ineinander und werden manchmal auch romantischer Imperialismus genannt. Die demokratische Verirrung, „der Romantismus der Armen", geht von dem Glauben an die natürliche Güte der Menschennatur aus, den Rousseau predigte, und erklärt die Zügelung der Massen durch Kirche, Staat und überlieferte Sitten für überflüssig, sogar für schädlich. Der „Romantismus der Reichen" nimmt die Freiheit von dem Zwang, den die Autoritäten auferlegen, nur als ein Vorrecht der durch Geburt oder Genie Hervorragenden in Anspruch und äußert sich als Geniekult, Persönlichkeitkult, ironische Behandlun

der schlechten Wirklichkeit, Dandythum, 1'art ponr I'art-Theorie, Uebermenschenthum. Eine unter dem Titel Introdustion ä 1s?nilosopkio äs l'Iinnsrialisins erschienene Sammlung von Essays schließt diese Reihe von Veröffentlichungen.

Zur Erholung von seinen umfassenden Studien hat dann Seilliere zwei kleinere Bücher herausgegeben und seine Theorie noch einmal beleuchtet: durch die Doppelbiographie Henri et Oliarlotts LtisAlit«, uns traAsdis d'^mour ÄU tsmps du Romgntisme, und durch das Leben und Schaffen des Novellisten und Kritikers Barbey d'Aurevilly. Ich weiß zu wenig von der französischen Belletristik, um beurtheilen zu können, ob Barbey (1808 bis 1889) so wichtig ist, daß man deutschen Lesern zumuthen darf, sich mit ihm zu beschäftigen. Seilliere läßt ihn in jüngeren Iahren die Stadien eines das Verbrechen verherrlichenden Byronismus, des Dandysmus und des Stendhalismus durchlaufen. Das Dandythum, das damals der arditsr sIsAantiae des Prinzen von Wales, George Bryan Brummel, vertrat, definirt Seillisre als 1s «ulto romanti^us (ich finde gar nichts Romantisches dran) dn ^loi, l'sSotigins si bisu koudu avse 1s ui^stisisins sstusti^ns (finde auch am Aesthetenthum nichts Mystisches), ou reli^ion de 1a deauts, c^ue desoriuais 1e Nc>i lui-insine dsvieut 1'wnvrs d'^rt dont 1s ds.nd)^ rnsttra tons sss soins a kagonNsr 1s Aallzs narksit, vour l impc>5Zer snsuite s 1'sdiniration, aux Loninissions ds sss eonteinporsins. Das praktische Dandythum ward Barbey durch eine bittere Erfahrung empfohlen. Schon in der Kindheit hatten die Eltern seine starke Eigenliebe dadurch tief verwundet, daß sie ihn häßlich fanden; seitdem bot er alle Künste auf, sich zu verschönen. Nach tollen Orgien, gelebten und geschriebenen, bekehrte er sich. Nichts Besonderes in einem katholischen Lande. Die Triebkraft zur Bekehrung ist immer die selbe, die in Beziehung auf das fromme Frauengefchlecht ein bekanntes unhöfliches Sprichwort andeutet. Der junge Genie-Gott hat das Leben so gründlich genossen, daß ihm der Genuß zum Ekel wird und daß ihm der mißhandelte Leib Pein verursacht; er erkennt, daß er kein Gott, son°dern nur ein armes Menschenwürmlein ist, und aus dem physischen entwickelt sich der moralische Katzenjammer. Man halte mir nicht Augustinus entgegen. Die Größe, zu der sich dieser Bekehrte erhob, ist in der Weltgeschichte einzig; daß er aber als Iüngling und junger Mann den Geschlechtstrieb so stark emp^ . -.d, wie es das afrikanische Klima mit sich bringt, und daß er ihn auf normale Weise befriedigte, darin lag weder Etwas von krankhafter Romantik noch von angeborenem Laster: Augustin gehört nicht in diese Spitalgesellschaft. Den nach Bekehrung Dürstenden gewöhnlichen

Romantismus,
Schlages fehlt es niemals an hilfreichen Liebhabern der Seelen.
Für Barbey waren es: ein treuer Freund, ein Bibliothekar, der
ihm bei der literarischen Arbeit werthvolle Dienste zu leisten pflegte
und der gläubig geblieben war, und ein Bruder, der sich vor ihm
bekehrt hatte. An literarischen Führern fehlte es den nach der Kirche
Hinstrebenden im damaligen Frankreich auch nicht; Barbey wählte
De MaistreundB onald. Die paßten ihm für seine besonderen Zwecke.
Der Mensch handelt fast niemals unter dem Antrieb eines einzel-
nen und einzigen Beweggrundes; am Wenigsten kommt Das bei
komplizirten Naturen vor. Huysman und Andere sind von den
Schönheiten des Kultus in die Kirche gelockt worden; Barbey
wurde vom Ehrgeiz getrieben. In der Literatur hatte er keinen
Erfolg. Das gab seiner Eitelkeit den Gedanken ein, daß er zu
Größerem berufen sei, und er warf sich auf die Politik. Als zügel-
loser Aesthet kann man nicht Staatsmann sein. Er will sich also
discipliniren lassen; Kirche und Beichtvater sollen ihm diesenDienst
leisten. Und der Katholizismus empfiehlt sich ihm auch noch von
einer anderen Seite her. Das Bürgerkönigthum neigt sich dem
Ende zu, neue Männer werden gebraucht, die legitimistische Oppo-
sition hat Aussicht auf Erfolg: und so stürzt er sich als frommer
Legitimist in den Kampf.
Der Glaube an seine Befähigung zur Politik und die Vor-
aussicht der Ereignisse erwiesen sich als Täuschungen. Da schien
denn die Frommheit immerhin noch Ersatz für begrabene Hoff-
nungen zu verheißen. Kann ich, schreibt er an den Freund, keinen
Staat regiren, dann wenigstens einen Klosterorden. Er will als
Kapuzinergeneral und Kardinal das Dogma, die Kirchenlehre, die
Politik des päpstlichen Stuhles leiten und nach seiner Fasson ein
Heiliger werden. Auch zum Ordensgeneral, Kardinal und Kirchen-
licht hat ers nicht gebracht; aber ein wunderlicher Heiliger ist er
geworden. Eine Weile zügelte er die Phantasie, um seinen Ka-
tholizismus nicht gar zu arg zu kompromittiren; bald aber ging
sein Naturell wieder mit ihm durch und er schrieb so unerbaulich,
wie schon manche Titel seiner Schriften verrathen. Seillisre spricht
viel von seinen zwei Seelen: der normannischen (sein Vater war
ein Krautjunker im Cotentin) und der pariserischen, der katholi-
schen und der romantischen, behandelt diese beiden Seelen als et-
was seinem Helden Eigenthümliches und zeigt, wie Barbey bemüht
gewesen ist, sie mit einander in Harmonie zu bringen. Doch solcher
Kampf und solche Kompromißversuche sind etwas Allgemeinmensch-
liches und Alltägliches. Die antike Philosophie und die Gnostiker
haben die beiden Seelen Pneuma und Psyche, Paulus hat sie
Geist und Fleisch, Goethe Faust und Mephisto, Nietzsche Apollon

und Dionysos genannt; und der gemeine Sprachgebrauch stellt die
Vernunft oder Pflicht und Gewissen den Begierden und Leiden-
schaften gegenüber. Die Schilderung der Leidenschaften, behauptet
Barbey, ist moralisch, wenn sie tragisch ist, wenn sich also das Laster
erbricht, die Tugend aber sich zu Tisch setzt. Zur Vertheidigung
Baudelaires, dem seine „^Isnrs äu inal" eine Anklage zugezogen
hatten, schreibt er: „Das ist freilich Gift; aber das Gift wird in
einer wunderschönen Schale dargeboten und es ist so stark, daß es
nicht schaden kann: der Genießende giebt es sofort wieder von sich."
Einmal beruft er sich auf Mithridates, der sich durch allmähliche
Gewöhnung an Gift immun gemacht hat. Dem Begriff des Ka-
tholizismus giebt er eine so weite Fassung, daß sein „Romantis-
mus" drin Platz findet: wo Schönheit, da ist Katholizismus. Die
Schönheit entschuldigt Alles: Kskut« vaut 1s, vertu. Einen
seiner getreuen Iünger rühmt er ob der unbefleckten Weiße seines
Seeelenkleides; sein eigenes sei voll von Flecken; aber auch diese
Flecke wirken ästhetisch: „Ich bin ein prachtvoller Leopard." Er
giebt schließlich zu, daß unsere großen Dichter verrückt und ent-
artet seien; sagt aber, Das gelte vom ganzen Menschengeschlecht
unserer Tage und durch diese Gleichheit im Elend werde dieDistanz
zwischen dem Philister und dem himmelhoch über ihm schwebenden
Genie nicht ums Mindeste verringert.
Mit dem Gott und dem Teufel, die einander in seinem Busen
bekämpfen, macht er sich viel zu schaffen. Schließlich glaubt er, daß
Beide identisch seien, und will in der Hölle nur einen umgestülpten
(en orsux) Himmel sehen. Der ruhige Norddeutsche von heute in-
kommodirt die überirdischen Mächte nicht zur Regelung oder Er-
klärung seines Alltagslebens, sondern sieht die Sache nüchterner
an. Alkohol und Menschenschönheit sind wie Kirfchen und Wein-
trauben gute Gaben Gottes, die man, wenn man sie haben kann,
mit Dank gegen Gott genießen soll, aber mit Maß und Verstand
und ohne Verletzung der Rechte Anderer. Wird nur der Mensch
von Iugend an gewöhnt, den wilden Burschen Dionysos durch das
Licht der Vernunft zu zügeln, so verläuft das Leben ohne aufrei-
bende Seelenkämpfe. Dabei kommt dann freilich ein Philister her-
aus; aber auf dem Philistertum beruhen die Gesellschaftordnung
und der Staat. Die Poesie allerdings, die der bis zum Orgias-
mus gesteigerten lyrischen Stimmungen und der dramatischen Kon-
flikte bedarf, fährt besser bei der religiös-mystischen Auffassung des
Lebens. Doch kann man sogar mit Besonnenheit und Selbstzüge-
lung noch ein leidlicher Dichter werden, wie Goethe beweist, den
auch Seilliere seiner Selbstzucht wegen preist; wie er denn über-
Haupt die nordischen Nationen schätzt, weil sie durch Familien-

zucht und christliche Moral den „Romantismus" zügeln. Uebri-
gens gesteht Seillisre selbst^ daß man die Reden eines Barbey nicht
zu ernst, nicht sämmtlich als getreuen Ausdruck einer tiefen Ueber-
zeugung nehmen dürfe; viel bloße Literatur sei dabei. Eine ge-
richtliche Verfolgung hat ihn berühmt gemacht; und man wird ihm
nicht Unrecht thun, wenn man vermuthet, daß er es darauf ange-
legt habe, durch Verletzung sittlicher Gefühle, durch Paradoxien,
durch Selbstwidersprüche (manchmal predigt er auch Moral) Auf-
sehen zu machen. Als bei der Meldung seines Todes auf dem
Standesamt nach dem Beruf des Hingeschiedenen gefragt wurde,
soll ein Iünger Barbeys geantwortet haben: Nettem, Nonsienr,
hu'il stait MAroKallü äo Aloirs.
Seillisre hat die neuere deutsche Literatur gründlich studirt
und nicht oft wird man einen Franzosen finden, der von den geisri-
gen Strömungen Deutschlands so viel weiß.
Neisse. Karl Ientsch.
ÄS
Anzeigen.
Zur Psychologie und «Lthik. Zehn ausgewählte Abschnitte aus
Wilhelm Wundt. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Iu-
lius A. Wentzel. Leipzig, bei Philipp Reclam jun.
Die erste Entwickelungstufe der Menschheit kennt nur ein Selbst-
schauen. Was ich mit Händen nicht greifen kann, betasten und hören
und sehen, glaube ich nicht, urtheilt der naive Naturmensch. Und seine
Naivetät, seine anschauliche Betrachtungweise überträgt er von dem
einzelnen Objekt auf die ganze Welt. Sie scheint ihm ja nur eine Viel-
heit der anschaulich geschauten Einheit. Sonne und Mond, die Ge-
stirne, die ihre Bahn regelmäßig ziehen, Tag und Nacht, die regel-
mäßig mit einander wechseln, gelten dem Naiven zuerst als Götter, als
erhaltende und ordnende Wächter des Universums... Eines Tages,
wie so viele andere Tage vorher, wandelte Thales aus Milet dem
Meeresstrand zu. Weit dehnte sich hinter ihm die reiche Handelsstadt,
in der man jetzt um kostbare käufliche Güter feilschte. Einsam lag der
- weite Strand. Thales streckte sich in den Sand und sah auf dieMeeres-
släche hinaus. Er sah die Wogen anschwellen und versinken. Stunden
lang wuchsen sie an und schlangen breite Streifen des Strandes in sich
hinein; Stunden lang zogen sie sich beharrlich zurück und dann dehnte
sich der Strand wohlig wieder aus. Nur ein Band hellglitzernder
Muscheln blieb als Erinnerung an die Meerfluth zurück. Seit Langem
trug Thales in sich die Frage: Was liegt dem Universum zu Grunde,
was regelt und ordnet sein Ergehen und Vergehen? Und jetzt sah Tha-
les, wie das Meer, die Mutter der Wogen, die Mutter des Wassers

ihm antwortete. „Das Wasser" liegt allem Sein und Werden zu
Grunde: die Antwort nahm Thales vom Meer mit und von der Wolke,
die am Horizont aufzog und von dem Kreislauf des Wassertropfens
«zählte. Reicher als Krösus und der Weisheit näher als Solon, höher
als seine beiden Zeitgenossen dünkte sich Thales in diesem Augen-
blick, als sich ihm aus der Anschauung heraus der Satz formulirte:
„Das Prinzip, der Urgrund aller Dinge, ist das Wasser: aus Wasser
ist Alles und in Wasser kehrt Alles zurück." Das kleine Erlebnitz am
Meeresstrand ist mehr als ein gelegentlicher Vorgang. Seine Bedeu-
tung liegt darin, daß aus der realen Anschauung heraus eine Erkennt-
niß geschöpft wurde. Reale und ideale Anschauung bedeuten für das
Problem der Welterklärung die beiden Pole. Der Vertreter der realen
Anschauung sieht das Prinzip aller Dinge in etwas Greifbarem, einer
Materie; der Vertreter der idealen Richtung in einem Unstofflichen,
etwas Geistigem. Diese zwei Grundanschauungen gehen vom Alter-
thum bis in die Neuzeit friedlich oder feindlich neben einander. Beide
in Einklang zu bringen, ihre Gegensätzlichkeiten zu versöhnen: Das
versuchen die großen „Systematiker" der Philosophie von Plato bis
Kant und weiter. Wie Thales, so begann auch Wundt mit realen Er-
kenntnissen. Als Medizinstudirender vertiefte er sich in die Gehirn-
und Nervensorschung und in vergleichend-anatomische Gebiete. Von
diesen rein naturwissenschaftlichen Studien stieg er zu „sinnespsycho-
logischen" auf, die philosophische Hilfmittel verlangten; einer Bethä-
tigung, die in der Folge für ihn bedeutsam werden sollte. Die Namen
E. H. Weber und Fechner bezeichnen auf dem Wege, den Wundt kon-
sequent ging, eine starke Vorarbeit. Das Grundlegende bei ihren Un-
tersuchungen war, die Frage zu beantworten: „Wie weit ist es möglich,
das Experiment für Vorgänge anzuwenden, die in die seelische Sphäre
hineinreichen?" Die reinen Naturwifsenschafter, die Physiologen kann-
ten das Experiment längst; der entscheidende Schritt geschah, alsWundt
das selbe Recht für die Psychologie in Anspruch nahm, um damit, zum
Beispiel, das Wahrnehmungproblem zu erklären, das man früher zum
Theil aus rein physiologischen Vorgängen erklären wollte. Die Worte
Mundts „Sobald man einmal die Seele als ein Naturphänomen und
die Seelenlehre als eine Naturwissenschaft auffaßt, muß auch die expe-
rimentelle Methode auf diese Wissenschaft ihre volle Anwendung fin-
den können", und die daran geknüpfte Hoffnung, daß mit der neuen
Methode für die Psychologie ein gleicher Aufschwung bevorstehen
möchte, wie ihn die Naturwissenschaften seit Galilei und Bacon erlebt
hatten, fanden ihre glänzende Bestätigung in der neu aufblühenden
Wissenschaft der experimentellen Psychologie. Freilich mußte der
Gründer der neuen Wissenschaft von Leipzig aus, von wo aus er sei-
nem Sondergebiete ein neues Reich zu erobern hatte, heftige Angriffe
abschlagen. Man sprach von einer „Psychologie ohne Seele" oder auch
von einem „rohen Empirismus", wobei man sich auch gern auf Kants
klassischen Ausspruch stützte, daß die empirische Seelenlehre „jederzeit

von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft
entfernt bleiben werde, weil sich das Mannichfaltige der inneren Be-
obachtung nur durch bloße Gedankentheilung von einander absondern,
nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen
lasse". Diesen Einwürfen kann man sofort entgegenhalten, daß unser
Seelenleben dem Experiment nur indirekt zugänglich ist. Die experi-
mentelle Psychologie setzt bei den äußeren Sinnesreizen ein, aber sie
sind nur Mittel zum Zweck; die damit erzielten Erscheinungen sind,
das Hauptsächliche, aus denen sich Schlüsse in psychologischem Sinn
ziehen lassen. Die Psychologie im Sinne Mundts sucht „Thatsachen der
unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns dar-
bietet, in ihrer Entstehung und in ihrem wechselseitigen Zusammen-
hang zu erforschen". Ferner soll man bedenken, daß der alte Seelen-
begriff bei Wundt gefallen ist, da man früher mit seiner Aufstellung;
ein Resultat vorweg nahm. Die exakte Einzeluntersuchung allein führt
nach Wundt zur „Seele" hin und bietet die richtige Lösung. Dabei will
„die sogenannte Psychologie ohne Seele keineswegs auf die Hilfe einer
allgemeinen Hypothese verzichten, welche zur Verknüpfung des Gan-
zen und zur Erleichterung des Einzelnen dienen mag. Aber sie ist der
Meinung, daß diese Hypothese dem Gebiet der psychologischen For-
schung selbst zu entnehmen sei und daß sie daher nicht der Untersuchung
vorausgehen, sondern ihr nachfolgen müsse". Wie Thales aus Milet
vom Meer einst die Antwort empfing, verschmolz Wundt naturwissen-
schaftliche reale Erkenntniß mit geisteswissenschaftlichen, immateriellen
Forderungen.

Leipzig. Dr. Iulius A. Wentzel.

Die Philosophie des Als Bb. System der theoretischen, prak-
tischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grunde
eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über
Kant und Nietzsche. Verlag von Reuther Sc Reichard in Berlin..

Dieses Buch habe ich geschrieben, als ich kaum fünfundzwanzig
Iahre alt war, und gebe es nun erst, als fast Sechzigjähriger, heraus.
So bin ich sein Verfasser und bin es doch eigentlich nicht mehr: denn
heute hätte ich es nicht so schreiben können, mit allen den Mängeln
und Vorzügen eines Iugendwerkes. Darum habe ich mich nur als den.
„Herausgeber" des Werkes auf dem Titel genannt und habe den „Ver-
fasser" nicht genannt. Aber Alle, die mit meinen früheren Publika-
tionen bekannt sind, können doch den Verfasser bald errathen. Ich
sprach von ihm nicht; nicht, um ihn zu verbergen, sondern eben nur
aus dem ästhetisch literarischen Grunde, weil es jedem Autor wider-
strebt, ein Produkt, das vor einem Menschenalter entstanden ist, ohne-
Weiteres unter seinem Namen zu publiziren. Dem Werk war eigent-
lich die Rolle eines Opus poswmum zugedacht; dann hätte es ein An-
derer herausgegeben. Aber aus Gründen, die ich noch erörtere, habe>

ich es selbst noch herausgegeben. Und was in dem Buch gesagt ist, vertrete ich nicht nur als Herausgeber, sondern auch als Verfasser. Denn es deckt sich im Wesentlichen mit meinen heutigen Anschauungen. Warum ich es nicht damals, als ich es schrieb (1876 bis 1878), publizirt habe? So bin ich in jüngster Zeit öfters gefragt worden. Weil mich äußere Umstände an dem Abschluß hinderten, weil äußere Umstände mir die Nothwendigkeit auferlegten, Arbeiten zu verfassen, die mir die akademische Laufbahn ermöglichten. So schrieb ich meinen Kantkommentar und Alles, was damit zusammenhängt; und daraus ergab sich dann mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit die Begründung der „Kantstudien" und der „Kantgesellschaft". Das absorbirte den nicht allzu reichlichen Kraftvorrath vollständig neben der aufreibenden Amtstätigkeit. So blieb das Iugendwerk liegen. Und gut ist, daß es liegen blieb, denn es wäre zu früh gekommen, man hätte es nicht verstanden; und ich hätte die schweren äußeren Folgen davon zu tragen gehabt: denn das Buch ist radikal, sehr radikal.

Das Buch nun doch noch selbst herauszugeben, dazu bewog mich eine seit etwa zwölf Iahren gemachte Beobachtung: der Geist der Zeit änderte sich so, daß man dem Buch nun Verständniß entgegenbringen konnte. Insbesondere sind es vier Momente, in denen diese Veränderung des Zeitgeistes sich bemerkbar macht: erstens der Voluntarismus, der besonders durch Wundt, Paulsen und Gucken den Sieg über den einseitigen Rationalismus davongetragen hat; zweitens die biologische Erkenntnißtheorie, die durch Mach, Avenarius und Ierusalem begründet worden ist und durch welche die Erkenntnißfunktionen den Gesetzen aller Lebensprozesse unterworfen werden; drittens die Philosophie von Friedrich Nietzsche und seine Lehre vom bewußt-gewollten Schein, vom „Willen zum Schein"; viertens der Pragmatismus, der deu traditionellen, intellektualistischen Wahrheitbegriff erschüttert hat und den praktischen Maßstab des Denkens und seinerProdukte einführt.

Mit diesen (und noch anderen, im Vorwort aufgezählten) Strömungen berührt sich „die Philosophie des Als Ob". Sie lehrt, daß in Wissenschaft und Leben, in Kunst und Religion wir bewußt falsche Vorstellungen zu Grunde legen, durch deren Hilfe erst wir das Richtige erreichen. Sie zeigt, daß bewußte Fiktionen die Grundlagen unserer wichtigsten Wissenschaften bilden, so besonders der Mathematik, der Mechanik, der Physik, der Chemie, aber auch der Nationalökonomie, der Staatslehre, der Iurisprudenz, der Ethik und der Theologie. „Wir operiren mit Atomen, obgleich wir wissen, daß unser Atombegriff willkürlich und falsch ist, und, was eben das Merkwürdigste ist, wir operiren glücklich und erfolgreich mit diesem falschen Begriff. Wir rechnen mit dem Unendlich-Kleinen in der Mathematik, obgleich wir wissen, daß Dies ein widerspruchsvoller, also gänzlich falscher Begriff ist. Aber wir wissen auch, daß wir ohne diesen falschen Begriff in der Mathematik überhaupt nicht vorwärts kommen könnten. Wir machen in den verschiedensten Wissenschaften sehr viele be-

wußt falsche Annahmen und rechtfertigen sie damit, daß sie nützlich sind. Auch im praktischen Leben verfahren wir so: die Annahme der Willensfreiheit ist die nothwendige Grundlage unserer sozialen und juristischen Ordnungen; und doch sagt uns unser logisches Gewissen, daß die Annahme der Willensfreiheit ein logischer Nonsens ist. Aber darum geben wir jene Vorstellung doch nicht auf, denn sie ist nützlich, ja, unentbehrlich. Und in der Religion verfahren wir eben so: logisch unhaltbare, ja unbedingt falsche Vorstellungweisen behalten wir bei, obgleich wir ihre Falschheit durchschauen. Wir behalten sie bei, nicht etwa, weil sie uns lieb sind, nein, weil wir ihre Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit zum richtigen Handeln erkennen. Wir kommen im theoretischen, im praktischen und im religiösen Gebiet zum Richtigen mit Hilfe und auf Grundlage des Falschen."

Daß auch unser Kunstgenuß auf bewußt falschen Annahmen beruht, auf bewußten Illusionen, hat schon Konrad Lange in seinem „Wesen der Kunst" geistvoll und eindringlich nachgewiesen. Meistens, wenn wir solche bewußt falschen Annahmen machen, führen wir sie mit der Wendung ein: „Als ob". Mit dieser Wendung wollen wir sagen, daß wir eine Sache mit Bewußtsein anders auffassen und behandeln, als sie eigentlich ist, daß wir aber diese bewußt falsche Auffassung für den gegebenen Zweck als nützlich und nothwendig betrachten.

All Dies wird prinzipiell und allgemein erörtert in der „Philosophie des Als Ob". Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher solche bewußt falsche Annahmen als Produkte der zweckthätig wirkenden organischen Funktion des Denkens, als deren „Kunstgriffe" nachgewiesen werden, giebt der erste Theil die „Prinzipielle Grundlegung" der Theorie der Fiktionen. Diese werden 5m ersten Abschnitt aufgezählt und eingetheilt in folgende achtzehn Gruppen: 1. künstliche Klassifikation, 2. abstraktive Fiktionen, 3. schematische, paradigmatische, utopistische, typische, 4. symbolische, analogische, 6, juristische, 6. personifikative, 7. summatorische, 8. heuristische, 9. praktisch-ethische, 10. mathematische Fiktionen; 11. die Methode der abstrakten Verallgemeinerung, 12. die Methode der unberechtigten Uebertragung, 13. der Begriff des Unendlichen, 14. die Materie und die sinnliche Vorstellungwelt, 15. das Atom, 16. die Fiktionen der Mechanik und der mathematischen Physik, 17. das Ding an sich, 18. das Absolute. Sin zweiter Abschnitt giebt dann eine allgemeine Theorie der Fiktionen im Unterschied von den Hypothesen, von denen sie scharf zu trennen sind, giebt eine eingehende sprachliche Analyse des „als ob", der eigenthümlichen Partikelverbindung, die das Kennzeichen aller Fiktionen ist, und stellt zum Schluß das Gesetz auf, nach welchem Dogmen, Hypothesen und Fiktionen sich eventuell in einander verwandeln („das Gesetz der Jdeenverschiebung"). Ein dritter Abschnitt giebt Beiträge zur Geschichte der Fiktion und ihrer Theorie vom Alterthum bis zur Neuzeit, besonders bei Kant, Maimon, Herbart, Lotze. Ein vierter Abschnitt zieht die erkenntnißtheoretischen Folgerungen und weist die Ka-

tegorien (Substanz, Kausalität, Kraft und so weiter) als bloße analogische Fiktionen auf.

Der zweite Theil giebt „Spezielle Ausführungen": über Adam Smiths nationalökonomische Methode, über Benthams staatswissenschaftliches Verfahren, die fingirte Statue Condillacs, die Fiktion der Kraft, Materie und Materialismus als Hilfsvorstellungen, die abstrakten und die allgemeinen Begriffe als Fiktionen, Naturkräfte und Naturgesetze als Fiktionen, die Atomistik als Fiktion, die Fiktion des reinen, absoluten Raumes, Fläche, Linie, Punkt als Fiktionen, die Fiktion des Unendlich-Kleinen, die Geschichte der Infinitesimal-Fiktion, das fiktive Urtheil.

Der dritte Theil giebt dann „Historische Bestätigungen". Den größten Raum nimmt der Nachweis ein, in welchem Sinn und in welchem Umfang sich Kant der „Als-Ob-Betrachtung" bediene. Hier zeigt sich, daß es bei Kant in einem bisher ungeahnten Maße der Fall ist und daß er vor Allem seine berühmten drei Ideen, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, nur als „heuristische Fiktionen" gemeint wissen will. An diese Ideen „glauben", ist ihm: es so betrachten und vor Allem so handeln, als ob es einen Gott, als ob es eine Unsterblichkeit gäbe. Man hat Kants Ideenlehre traditionell so ausgelegt, daß Kant die Realität dieser Ideen auf Grund seiner praktischen Philosophie als Postulat« lehre: Kant hat aber nicht ein „daß" dieser Ideen gelehrt, sondern ein „als ob". Die falsche realistische Auslegung wird zurückgewiesen. Kant selbst hat gewußt, daß man seine Ideenlehre falsch verstehen werde; er hat selbst gesagt: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Iahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Iahren wird man sie erst recht verstehen". Diese Zeit ist jetzt gekommen. Nur Einer-hat in Kants Zeit den Weisen von Königsberg richtig verstanden: Forberg, der vergessene Urheber des fichtischen Atheismusstreites. Diesem Mann und seiner „Religion des Als Ob" ist ein ausführlicher Abschnitt gewidmet; eben so dem Verfasser der „Geschichte des Materialismus", F.A. Lange, und seinem damit identischen, aber bisher ganz verkannten „Standpunkt des Ideals". In einem Nachtrag wird noch die nach der Abfassung dieses Werkes hervorgetretene Lehre Nietzsches vom bewußt gewollten Schein, seine Lehre vom „Willen zum Schein' erörtert, deren nahe Verwandtschaft mit den Grundgedanken der „Philosophie des Als Ob" um so auffallender ist, als beide ganz unabhängig von einander sind.

Das „Vorwort des Herausgebers" habe ich mit den Worten geschlössen: „So, wie es nun ist, mag das Werk Manchem das lösende Wort in quälenden Problemen bringen, manch Anderen aus dogmatischer Ruhe in neue Zweifel stürzen, bei Vielen Anstoß erregen, aber hoffentlich auch Einigen neue Anstöße geben". So viel ich bis jetzt merke, werden diese Erwartungen in Erfüllung gehen.

Halle a. S. Professor Dr. Hans Vaihinger.

Menschenreform unö Bodenreform. Zweite Auflage, neu bearbeitet und vermehrt. Felix Dietrich in Gautzsch bei Leipzig.
Der englische Forscher Francis Galton war der Erste, der in seiner „Veredelunglehre" (LuZsnios) die Grundlagen und Gesetze einer Rassenhygiene darstellte. Der Einführung in diese Lehre und ihrem weiteren Ausbau in einer allen modernen Kulturverhältnissen Rechnung tragenden Rassenhygiene ist meine Schrift gewidmet. Die „Menschenreform" ist zur „Bodenreform" in Beziehung gesetzt und zu zeigen versucht worden, daß eine Reform die andere bedingt, daß eine^hne die andere nicht an ein nützliches Ziel geführt werden kann. Die malthusischen Versuche, die Volksvermehrung aufzuhalten, nützen überall nur den gewöhnlicheren und brutaleren Naturen, die sich an den Malthusianismus nicht kehren, während die gewissenhafteren und feiner fühlenden, also die höher veranlagten Naturen, die seiner Lehre folgen, sich damit auf den Aussterbeetat bringen und den Anderen das Feld zur Brutalisirung und Herunterzüchtung des Volkes überlassen.
Heinrich Driesmans.

„Gstöeutscher Almanach l9ll." E. Simon in Posen.
Wie die ostdeutsche Ausstellung ein Bild von der Entwickelung der Industrie und der Landwirthschaft sein will, so versucht der Ostdeutsche Almanach, einen Rundblick über die künstlerischen und literarischen Kräfte der Ostmark zu geben. Wurde von der ostdeutschen Ausstellung die westliche Industrie ängstlich verbannt, aus Furcht, sie könnte die östliche Industrie allzu leicht in den Hintergrund rücken, so vermieden wir, den Dichtern und Künstlern des deutschen Westens und Südens Raum zu geben, nicht, weil uns vor ihnen bang war, sondern, um zu zeigen, daß wir den Wettstreit auf rein geistigem Gebiet durchaus nicht zu scheuen brauchen. Das Bild ist nicht vollkommen; die Zeit war zu kurz, der Raum zu karg bemessen, das Mißtrauen der ostdeutschen Dichter und Künstler zu groß. Und mit Recht. Der Osten hat keinen Verlag von weitem Ruf. Drucker und Verleger mußten erst erzogen werden. Daß sich der Almanach an äußerer Gestalt mit seinen großen Vorgängern messen kann, ist zunächst den Professoren Cissarz, der die Buchausstattung besorgte und Umschlag und Titelblatt zeichnete, und Kaemmerer zu danken. Für den Inhalt bürgen die Namen der Mitarbeiter. Der erste Versuch, in einem Almanach Ostdeutschlands Kunstwelt zu einen, gelang so gut, daß der Almanach einen Nachfolger erhalten soll; vielleicht als ständiges Organ einer Gemeinschaft, die Ostdeutschlands Gelehrte, Dichter, Künstler und Kunstfreunde zu dauernder gemeinsamer Arbeit bindet, ohne sie von dem Kunstleben in anderen Theilen des Reiches abzuschließen.
Ober-Schreiberhau. Karl Wilczynski.

Reuter-Ralenöer auf das Iahr 1S11. Mit zahlreichen Bildern
und Faksimiles. Dieterichs Verlag in Leipzig. 1 Mark.
Fünfmal ist jetzt dieses Reuterbuch erschienen; diesmal als Andenken an die Hundertjahr-Ausstellung im Künstler- und Abgeordnetenhaus von Berlin und im Hinblick auf die Enthüllung des Reuterdenkmals in Stavenhagen. Gleich vorn eine Doppeltafel mit der seltenen Ansicht der Vaterstadt unseres volksthümlichsten Dialektdichters; er selbst schaut, mit Lorber gekrönt, aus den Wolken hinab. Unter den zweiundzwanzig bisher ungedruckten Briefen ragen zwei an stavenhagener Personen hervor: die gemüthvollen Zeilen nach dem Tode des Apothekers Dr. Grischow, Nachfolgers vom Rathsherrn Herse, und die treuherzigen an Bürgermeister von Bülow, Amtsnachfolger seines Vaters, mit dem warmen poetischen Glückwunsch an einen Iubilar, den Stadtsprecher Risch. Gin Lebensbild aus des Humoristen Iugendzeit tritt uns entgegen in dem wackeren Rektor Schäfer mit dem Stundenplan und den pädagogischen Bemerkungen, die noch heute Beachtung verdienen. Die Gesichtszüge des würdigen Scholarchen und das bescheidene Schulhaus neben der Kirche und Kantorgasse betrachtet man gewiß mit Interesse. Zwei Handschriftenproben aus „Festungtid" und „Stromtid" erfreuen den Autographenliebhaber. Das Kapitel „Vor vierzig Iahren" zeigt Reuters Betheiligung an Lipperheides Liedern zu Schutz und Trutz mit der zum ersten Mal veröffentlichten Korrespondenz, worin es heißt: „Ich werde das Buch als einen Merk- und Denkstein bewahren, daß in so großer Zeit nicht blos die Heldenthaten unserer Krieger glänzend gewesen sind, sondern auch die Mühen und Arbeiten des patriotischen Bürgers." Als Ergänzung zu den im vorigen Iahrgang mitgetheilten Beziehungen des großen Mecklenburgers zu Hamburg und Bremen finden wir nun den Kreis der kubischen Freunde Reuters. Professor Dr. KarlTheodorGaedertz.
Die bunte Ruh. Roman von Rudolf Presber. Concordia,
Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.
An Versuchen, humoristische Wirkungen im Rahmen des Romans zu erzielen, hat es uns in Deutschland noch niemals gefehlt. Aber es scheint, als sei der deutsche Geist diesen Versuchen nicht eben günstig. Die Zahl der humoristischen Romane ist überaus gering: und insbesondere die Gegenwart gehört zu den humorlosesten Zeiten der Weltgeschichte, was sicher mit dem in der heutigen Literatur überwiegenden Aesthetizismus und Snobismus zusammenhängt. Unter diesen Umständen wirkt Presbers Buch doppelt erfreulich; hier ist nichts Erkünsteltes, Gequältes und Snobistisches, hier ist Alles Gesundheit und Fülle, Heiterkeit und Natur. „Die bunte Kuh" ist die Stadt Berlin. In diesem Rahmen spielen sich die Schicksale einer nicht übermäßig großen Gruppe von Menschen ab, die Presber aus dem Reichthum einer erlesenen Phantasie und eines liebevollen Herzens geschaffen hat. Die Meisten sind Süddeutsche; nur ein Oberflächenbetrachter

könnte aus diesem Buche einen Hymnus auf die süddeutsche Gemüthlichkeit herauslesen. In Wirklichkeit ist die „Bunte Kuh" etwas ganz Anderes. Sie ist ein Weltbild, ein Lebensbekenntniß, eine Philosophie; aber keine schwere, mit Erz gepanzerte Schulphilosophie, sondern das anmuthig heitere Erzeugniß eines überlegenen und doch unendlich gü- - tigen und verständnißvollen Geistes. Der Typus des humoristischen Romans ist kaum jemals mit solcher Reinheit und Unbefangenheit durchgeführt wie hier: in der so richtigen, aber zugleich außerordentlich seltenen Erkenntnis, daß der Humor als solcher ausreichende künstlerische Werthe und Potenzen in sich birgt, um auch den tiefsten Lebensfragen gerecht zu werden, hat Presber auf alles Beiwerk und alles störende Nebeneinander verzichtet, im Gegensatze zu den meisten Autoren, die es für nöthig halten, jeder humoristischen Entwickelung sofort ein möglichst tiefsinnig seriöses Gegengewicht, etwa eine tragisch bewegte Nebenhandlung, zu geben. Presber hat, im Bewußtsein gereifter Kraft, gewagt, alle pathetischen Register ungerührt zu lassen und uns ganz und gar in ein heiteres Behagen, in eine durch nichts gestörte lächelnde Träumerei einzuwiegen. Hier finden wir keine unglückliche Liebe, keine leidenschaftlichen Accente, und nur wer absolut auf Ideen und Probleme eingeschworen ist, wird eine solche in der psychischen Entwickelung des jungen Wolfgang Schlüter finden, der nach Berlin kommt und dort Dramatiker und glücklicher Familienvater wird. Aber mit wie viel liebenswürdiger und höchst unpathetischer Schelmerei wird diese Entwickelung dargestellt! Dieser brave Iunge ist nämlich, Gott sei Dank, keiner von den modernen Iünglingen, die sich mit gerunzelter Stirn durch vierundachtzig Perversitäten und unablässige pathologische Selbstbespielungen zu ihrer Individualität hindurchfinden; er ist, Gott sei abermals Dank, nicht einmal bedeutend, sondern einfach ein sehr guter und lieber Kerl. Und die Anderen alle! Harmlose, kreuzbrave Menschen von einer liebenswürdigen, unwiderstehlichen Komik. Man muß ihnen von Herzen gut sein, diesen prächtigen Käuzen, die so schlecht in die Bunte Kuh, die Stadt des Schwindels und der Gaunerei, hineinpassen und von literarischen Cliquen, vonAuskunftbureaux, Geisterbeschwörern und allen möglichen anderen Größen gründlich ausgebeutet werden. Höchst amusant ist die Darstellung der „Fackelträger", eines literarischen Klubs größenwahnsinniger und schwindelhafter Aestheten; nicht minder die anmuthigen Bilder aus dem Leben und Treiben der Spiritisten. Aber der Reiz des Buches liegt nicht in dieser oder jener Figur, nicht in dieser oder jener Begebenheit: er liegt in dem Geiste des Dichters, der über all diesen bunten Bildern schwebt und sie zu einer harmonischen Einheit zu verbinden weiß. Der Geist einer heiteren, freien und lächelnden Menschenliebe, der die Relativität aller irdischen Ziele und Bestrebungen erkennt, der die Thorheiten und Schwächen der Menschen mit gutmüthigem Spott übergießt und doch den Glauben an die Reinheit und die Güte des menschlichen Herzens als ein heiliges Besitzthum festhält.

Lichterfelde, Herbert Stegemann,

«-

Staatslotterien.

D^>'eutschland hat wieder einmal Gelegenheit, sich über das Lotteriespiel moralisch zu entrüsten. Bayern hat mit Preußen einen Lotterievertrag geschlossen. Die preußische Klassenlotterie wird ins blauweiße Königreich offiziell zugelassen, wodurch sich der Nachbar im Süden einen jährlichen „Bonus" von 2V4 Millionen Mark für den Staatssäckel sichert. Kaum war der Handel perfekt: da wurde ringsum gefragt: „Ist Das moralisch? Darf der Staat aus der Spielsucht für sich Nutzen ziehen? Darf er den Trieb, Vermögen durch Zufall (also ohne Arbeit) zu erwerben, pro kiso« ausbeuten?" Eine schon recht alte Frage. Vor fünfzig Iahren meinten die Regirenden noch, die Lotterie fei eine die Sittlichkeit gefährdende Einrichtung. Damals handelte es sich allerdings zunächst um das Zahlenlotto, das heute noch in Oesterreich und Italien s» vogus ist, diese beiden Alliirten des Deutschen Reiches aber nicht um ihre Lebenskraft gebracht hat. Beide Länder haben eine aufblühende Wirthschaft. In Oesterreich-Ungarn wird tüchtig gespart (die Erfolge der Postsparkasse sind glaubhafte Belege). Der Spartrieb hat also durch das Ambo und Terno nicht gelitten. Doch die Verdammung des Spieles ist ein Dogma, an das man nicht rühren darf. Manchmal hört man sogar, die Staatslotterie sei mit dem Bordellwesen auf eine Stufe zu stellen; der Fiskus dürfe aus den „Stätten der Unzucht" nicht Honig saugen. Ich glaube, man thut gut daran, sich vor Sittlichkeitüberschüssen zu hüten. Die staatliche Klassenlotterie ist über das Stadium keuscher Bedenken wohl schon hinaus.

In Bayern hat man sich bis in unsere Tage gegen die Staatslotterie gesträubt. Dort hat sich die sittliche Atmosphäre am Längsten von modern-wirthschaftlichen Beimischungen frei gehalten. Daß darum in Bayern nicht weniger hitzig gespielt wurde als in anderen Staaten, die trotz der Klassenlotterie nicht zu Grunde gegangen sind, versteht sich am Rande. Der Spieltrieb duckt sich nicht vor einer Polizeischranke, Als man im „Volkshaus" in der Prannerstraße zu München gesehen hatte, daß der Bruder Preuß an der Staatslotterie und deren „Beliebtheit" im Volk seine helle Fveude habe, fing man an, diese bis dahin als schimpflich betrachtete Einrichtung sub spsois des Staatshaushaltes anzusehen. Und man fand schätzenswerthe Eigenschaften. Das bayerische Centrum ließ also den Mantel fallen und schickte ihm die sittsamen Skrupel nach. Man beschloß, die Staatslotterie zu dulden; und war nur zweifelhaft, wie aus der etwas verspäteten Einsicht der fettste Gewinn zu ziehen sei. Allein, mit Württemberg! und Baden zusammen (als süddeutsche Klassenlotterie) oder (unter Verleugnung aller partikularistischen Neigungen) im Bunde mit Preußen? Der letzte (beste) Weg wurde gewählt. Preußen hat, dank dem verachteten Spieltrieb, einen nicht zu unterschätzenden Erfolg im reservatereichen Bundesstaat Bayern zu buchen; und die Klassenlotterie wird nun prompt ihre verhexende Wirkung auf den vom Lotteriebazillus noch ungeschwächten

Organismus Süddeutschlands üben. Hat das Fehlen einer Staats-
lotterie bewirkt, daß irgendwo im deutschen Süden weniger gespielt
wird als in Mittel- und Norddeutschland? Oder sind die berüchtigten
Serienlosgesellschaften nicht vielmehr zu besonders fruchtbarer Ver-
werthung ihrer erbaulichen Normen gerade in den Bezirken des Rei-
ches, die keine Staatslotterie haben, gekommen? Alles, was die Feinde
der Staatslotterie gegen sie vorbringen, ist richtig; aber zugleich auch
Alles falsch. Richtig insofern, als das Spielen um Geld in der That
gegen die Regeln eines mönchischen Sittenkodex verstößt. Wie viele
Handlungen bleiben aber als einwandfrei bestehen, wenn asketische Ge-
setze gelten? Der Versuch, die Betheiligung an einer Staatslotterie
eben so wie die Bethätigung im verschwiegenen Hinterzimmer des Rou-
letteklubs einzuschätzen, kann nur mit dem Wunsch, der Moral selbst
auf Kosten des Verstandes zu opfern, entschuldigt werden. Die Gefahr
des „verbotenen Glücksspiels", der verderbliche Reiz des grünen Tisches
besteht in der unmittelbaren Verbindung zwischen Einsatz und Chance.
Und weiter in der intensiven Wirkung des gehäuften Goldes auf die
Sinne. Der Spieler handelt im Goldrausch. Er braucht die ständige
Nervenaufpeitschung, die ihm die engen Beziehungen zu Chance und
Risiko bieten; und das Ende dieses Verhältnisses tritt oft erst mit dem
Verlust des Vermögens ein. Damit vergleiche man die Distanz, in
welcher der „Spieler" in einer Klassenlotterie zu seinem „Los" steht.
Er kennt von vorn herein den Umfang des Risikos und die Größe der
Gewinnmöglichkeit. Der Staat verspricht ihm nicht mehr, als er ge-
währen kann. In den amtlichen Lotterieplänen sind Zahl und Größe
der Gewinne angegeben. Der Spieler kann also beurtheilen, ob der
Einsatz sich lohnt; und er hat bei dieser kombinatorischen Thätigkeit
keineswegs die Gefühle, die den Roulettespieler beseelen. Ob wohl Ei-
ner der Hunderttausende von Besitzern preußischer Klassenlose schon
jemals den verwegenen Gedanken gehabt hat, daß er an sittlicher Em-
pfindung dem Habitus von Monte Carlo ähnelt? Keiner. Würde das
Volk an Weisheit gewinnen, wenn man die Staatslotterie beseitigte?
Würde sein Vermögen sich mehren? Im Deutschen Reich werden Iahr
vor Iahr 900 bis 1000 Millionen Mark in die öffentlichen Sparkassen
eingezahlt. Die Fähigkeit und die Kraft des Sparens haben also unter
der Herrschaft der Klassenlotterie nicht gelitten. Und der „kleine Mann",
der im Monat eine Mark opfert (daß Einer sich über seine Verhältnisse
hinaus in der Klassenlotterie „engagirt", kommt wohl kaum vor: selbst
die kleinsten Bruchtheile der Lose werden oft von mehreren Personen
gespielt), hat darum keine geringere Meinung von der .produktiven
Arbeit". Käme er auf den Gedanken, sie zu Gunsten des Lotteriespieles
aufzugeben, so würde er einsach verhungern. Man kann die Lotterie
als eine Feindin der volkswirthschaftlich anerkannten Arbeit ansehen.
Man kann sie aber, mit dem selben Recht, auch als Ausgleich der
Mängel im Verhältniß zwischen der produktiven Thätigkeit und deren
Ertrag betrachten. Da die allgemeine Auftheilung des Reichthums ja

doch nur ein frommer Wunsch bleiben wird, mag die Lotterie als Bindeglied zwischen Utopie und Möglichkeit dienen. Oder soll nur das Vermögen gelten, das durch Arbeit erworben ist? Wie viel würde dann übrig bleiben? Steht, wer in Weizen, Kaffee, Petroleum, Zucker oder Werthpapieren spekulirt, sittlich höher als der Lotteriespieler? Aber er übt gewisse wirtschaftliche Funktionen aus, die im Lotterie« spiel nicht zu finden sind. Schön. Dann beweise man, daß die Klassenlotterie, die vom Staat gehalten wird, die Oekonomie schädigende Wirkungen hat. Der Börsenspekulant handelt, wenn er seine Thätigkeit nicht gewerbmäßig betreibt, unter anderen Bedingungen als der Teilnehmer an einer öffentlichen Verlosung. Er kennt die Möglichkeiten nicht, die im Bereich der Börse und des von ihm begünstigten Papiers liegen. Er ist ein „Blindspieler"; und diese sklavische Abhängigkeit von der brutalen Gewalt des Zufalles hat etwas Entsittlichendes. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied zwischen den genannten beiden Arten von Spielern in den Folgen ihrer auf die Erzielung von Zufallsgewinnen gerichteten Willensakte für den Wirthschaftkörper. Das BSrsenspiel kann Konsequenzen von äußerster Schädlichkeit haben, wenn es sich in schroffen Widerspruch zu den glaubhaften Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens stellt. Man braucht nur an die periodisch wiederkehrenden Warnungen vor wilder Effektenspekulation zu erinnern, Von der staatlichen Klassenlotterie hat man noch niemals schlimme Dinge gehört. Daß die Wirthschaft durch sie gefährdet worden sei, ist bis heute noch nicht festgestellt worden.

Niemand (außer den Säulenheiligen) denkt daran, den Börsenspekulanten vor den Folgen einer schlimmen Leidenschaft durch ein Iehntellos der Preußischen Klassenlotterie bewahren zu wollen. Vergleiche werden dadurch nicht bessir, daß man ihnen jeden Zusatz von Vernunst entzieht. Und der Hinweis auf den Börsenjobber ist wohl so ziemlich das dÄmmste Argument. Die Staatslotterie bleibt in dieser unvollkommenen Welt noch immer das Rationellste. Der Fiskus ist ein ehrlicher Spielhalter, wenn er auch darauf bedacht sein mag, bei den Bedingungen des Spiels nicht zu kurz zu kommen. Das Los einer öffentlichen Klassenlotterie ist kein Werthpapier. Im Vergleich mit den Antheilen an Serienlosgesellschaften könnte man ihm dennoch, beinahe die Eigenschaft einer Valeur zusprechen. Der Staat geht energisch gegen die gefährlichen Lotterieunternehmer vor. Die gesetzlichen Bestimmungen gegen die Schädigung des Publikums durch schwinde!hafte und unerlaubte Spielunternehmungen sollen verschärst werden. Das preußische Lotteriegesetz bestraft auch das Spielen in fremden Staatslotterien, Diese Vorschrift ist natürlich eine rein fiskalische. Der Staat will den Zweck, den er mit der Klassenlotterie verfolgt, nicht durchkreuzt sehen. Er könnte ja einem Privatunternehmer die Konzession ertheilen und sich mit der Pachtsumme begnügen. Solches Verhältniß würde aber dem sittlichen Empfinden noch weniger genügen als das Schauspiel eigener Regie. Wo sich im wirtschaftlichen Leben

ein zu arges Mißverhältniß zwischen der Macht der Produzenten und der Abhängigkeit des Konsums zeigt, wird nach der ordnenden Hand des Staates gerufen. Das öffentliche Monopol wird für das kleinere Hebel unter den Erscheinungsormen ökonomischen Kraftbewußtseins gehalten. Die fiskalische Klassenlotterie gehört zu den Staatsmonopolen und müßte, logischer Weise, als solches die Anerkennung gerade der Leute finden, die in dem Lotteriewesen eine der Sittlichkeit schädliche Einrichtung sehen. Da man es mit einem nothwendigen Uebel zu thun hat, so ists besser, die Grenzen vom Staat, nicht von einem privaten Unternehmer bestimmen zu lassen. Der Spieltrieb darf vom Fiskus nicht verächtlich gemacht werden; sonst liefert der Monopolinhaber sich selbst den Lotteriefeinden ans Messer. Die Macht dieses Naturtriebes ist so groß, daß man den Muth haben darf, seine Berechtigung. ehrlich anzuerkennen. Und ist man erst bis zu diesem Grade der Selbstverleugnung gelangt, so ergiebt sich alles Weitere von selbst. Nur die betrügerische Ausbeutung der Spielsucht muß verfolgt und bestraft werden. Und hauptsächlich ist der Kampf gegen die Serienloshändler, die auch in Deutschland hausen (im Ausland ist ihnen an einzelnen Stellen der Boden zu heiß geworden), mit unverminderter Hartnäckigkeit fortzuführen. Daran wirds ja auch wohl nicht fehlen.

Schließlich noch Eins. Denken die Verächter des Spieltriebes und seiner Finanzirung nicht daran, welche Bedeutung man diesem odiosen Sinn für die Förderung der Staatsanleihen beigelegt hat? Unter den vorgeschlagenen Mitteln zur Popularisirung der Deutschen Reichsanleihe war auch ein Lotterieplan. Keine bloße Tilgung durch Auslosung, sondern die Gewährung von Prämien. Und diese Möglichkeit wurde ernsthaft erörtert; von schmählicher Verwerthung der Spielsucht hörte man nichts. Die noch vorhandenen Prämienanleihen und alle Prämienlose, die, im Gegensatz zu den Titres der Klassenlotterie, wirkliche Werthpapiere sind, verdanken ihre Entstehung der nüchternen Beurtheilung einer Chance. Diese Losanleihen, deren Zahl sich ständig verringert (ein Umstand, der, trotz der Unsittlichkeit des Spielens, oft mit Bedauern festgestellt worden ist), haben dazu gedient, die Subsidien des Staates zu vermehren. Aber keins der Länder, an die hier zu denken wäre, ist durch die" Verbindung von Spielsucht und Finanzgeschäft wirthschaftlich heruntergekommen. Warum soll also die ökonomische Erkenntniß, deren man sich, mit Recht, bei uns rühmt, vor einer Erscheinung Halt machen, die sich schon längst nicht mehr zum Gegenstand moralischer Untersuchungen eignet? Die Empörung über den preußisch-bayerischen Lotterievertrag ist ein Rückfall in vormärzliche Wirthschaftauffassung. Großen Schaden wird sie freilich nicht stiften. Der Spieltrieb ist zäh und hat allen Ausjätungversuchen widerstanden. Der Staat aber, dem er Gewinn bringen soll, muß sich im eigensten Interesse hüten, ihn da, wo es dem Herrn Fiskus mal in den Kram paßt, durch Ekelnamen noch mehr in Verruf zu bringen. Ladon,

Die Zukunft.

Ein Sünder, der Buße thut.

DWHer Zufall fügte, daß wir in Stockholm am Tage der Goldenen Hochzeit des Königspaares anlangten. In der Pension, wohin ein alter Gepäckträger mit seemännischem Aussehen uns geführt hatte, sagte ein rundes, vollwangiges Mädel aus Westgötland uns, wann der Festzug beginnen werde. Aber statt ihn zu betrachten, gingen wir nur auf die Suche nach einem großen Mitbruder in Apollo. Das war ja ungefähr das Selbe; der Unterschied war jedenfalls nicht größer als zwischen Beschützer und Schützling. ?el msitrs tel vslet; „was man bekommt, kriegt man aus Gnade", schrieb er mir einmal, als er in einer für uns schwierigen Lage uns eine kleine Geldsumme aufzudrängen suchte, die er Iahre lang schuldig geblieben war und die wir, unter diesem Motto, abweisen mußten.

An dem schönen Iunitag leuchtete der Himmel in Blau und Gelb wie eine Riesenflagge in den schwedischen Farben über Gerechten und Ungerechten, über Stadt, Wald und Wasser. Wir waren auf dem äußersten Oestermalm, als wir endlich die gesuchte Nummer an einem der letzten Häuser des Karlaweges fanden, am Ende der Stadt, schon halb auf dem Lande und dicht bei den neuen Kasernen, zu denen es nach Lage und Baustil zu gehören schien. Im vierten Stock lasen wir auf einer Visitenkarte den bekannten Namen und klingelten. Das erste Mal: Alles still und verschlossen; nichts rührte sich drinnen; die elektrische Klingel ertrank in einer unendlichen Leere und Unbeweglichkeit. Das zweite Mal: geschärftes Lauschen meinte, ein sachtes Tappen zu hören, das sich näherte, verstummte, sich wieder entfernte und verschwand; dann war Alles wieder still, leer und verschlossen, wie vorher. Das dritte Mal: lange Pause; dann gleitet die Thür langsam, lautlos, unmerklich auf; und wir blicken in ein Menschengesicht mit rothfleckiger Nasenspitze, kleinen, zwinkernden, thränenden Augen und dem Ausdruck unendlicher Angst.

Und doch erkannten wir ihn wieder, trotz der Metamorphose. Dagegen wollte er sich durchaus nicht an uns erinnern, beharrte darauf, uns nie gesehen zu haben, hielt sich straff in Haltung und streng im Ausdruck und hatte nicht die geringste Ahnung, wer diese Menschen seien, die bei ihm angeklingelt hatten und die er doch gar nicht kenne.

„Du erkennst uns nicht wieder?"

„Nein."

Ich nannte unsere Namen.

„Ach so", erwiderte er trocken mit einer schlaffen Handbewegung, die Ueberraschung und konventionell gebotene Wiedersehensfreude andeuten sollte; gefaßt wie ein Mann und resignirt wie ein Weiser. Aber seine Miene redete; wenn sichs wirklich so verhalte, dann schreite sein eigenes Fatum und Gottes Strafgericht über die Schwelle. Wenn wir wirklich wir selber waren und so aussahen und nach Stockholm kommen und ihn in seiner Höhle aufsuchen konnten,

Ein Sünder, der Buße thut.
In die traten wir nun.
„Und er da?" fragte unser Wirth. „Wer ist er?"
„Unser Sohn."
„Ach so", erwiderte er kurz und leise, gefaßt und resignirt, aber diesmal enttäuscht bis in die Tiefe seines Gewissens. Er verließ uns und ging ins Nebenzimmer.
Durch die Thüröffnung sahen wir ihn in der halbdunklen Ecke stehen, doch im Rücken vom Fenster beleuchtet, gerade und unbeweglich, mit erhobenem Kopf und sicherlich mit gefalteten Händen.
Er betete.
So blieb er lange stehen und betete; betete stumm, angestrengt, innerlich. Nach dieser umständlichen Abrechnung mit dem Herrgott kehrte er zu uns zurück, gestärkt vom Gebet, mit wiedergewonnener Ruhe, verklärt-undurchdringlichem Gesichtsausdruck und demuthvoll selbstbewußter Festigkeit. Er wußte, weshalb ich kam (die innereStimme redete laut davon zu ihm), und hatte einen Feldherrnplan während des Gesprächs mit Gott zurechtgelegt, dem Helfer in der Noth für Alle, die mit dem reinen und ehrlichen Vorsatz von Buße und Besserung und Bekenntniß der Sünden zu ihm kommen'.
Das Gespräch beschrieb zuerst den gewöhnlichen Umweg über allerlei mehr oder weniger relative Adiaphora.
Ach so, wir seien auf der Reise nach Riga. „Aber es scheint da etwas bunt zuzugehen, da drüben in Livland." Er fühlte uns den Puls. „Ist es nicht ziemlich unsicher, dort Visite zu machen? Da scheint man täglich durcheinander zu erschießen und aufzuhängen!"
„Oh, so grausam gefährlich ist es wohl nicht."
„Ach so", versetzte er kurz und enttäuscht, mit einer Geberde, die sagte: Verlassen wir dies Gesprächsthema.
Ach so, wir seien von Paris gekommen. „Ich reise nie mehr ins Ausland; ich bleibe jetzt ganz zu Haus." Er tastete sich vorwärts. „Ich habe genug von Europa."
Da kein Echo nothgedrungeZien Einstimmens sich von meiner Seite hören ließ, also der gewünschte Kontakt mit meinen Absichten in dieser Frage ausblieb, unterbrach er sich selbst mit einer kurzen Handbewegung: Verlassen wir auch dieses Gesprächsthema.
Er machte nur noch einen Versuch, das Senkblei in meine Zukunsthoffnungen zu werfen, um dahinter zu kommen, wie tief es bis auf den Grund meines Lebensmuthes sein könne.
„Ich habe noch", sagte er (halb mit Bitterkeit, daß es nicht mehr sei, halb mit Erkenntlichkeit, daß Gott doch wenigstens so viel bewilligen wolle) „zehn Iahre zu leben; nach den neusten Berechnungen."
Diese Mischung von Pathos und Galgenhumor, Wissenschaftlichkeit und Reue erkannten wir wieder, den Tonsall und die Maske.
Ich zog den Iudasbrief hervor und reichte ihn ihm, um endlich zu dem Hauptzweck meines Besuches zu kommen.
Er gab sich nicht einmal die Mühe, zu verbergen, daß er auf den

Angriff vorbereitet war und daß er sich deshalb gleich bei unserer Ankunft mit Gott berathen hatte. Er reagirte ohne Verstellung und sträubte sich gegen die Nöthigung, das Schmutzpapier mit seiner Hand zu berühren. „Brauche ich Das zu lesen?" Dumpf und tonlos fielen die Worte. „Warum soll ich Das lesen?"
Da ich ihm aber den Brief immer noch hinhielt, faßte er ihn endlich vorsichtig und zögernd und warf einen diskreten Blick hinein. Während er las, hatte ich Zeit, ihn und die Umgebung zu betrachten. Durch die Fenster blickte man auf eine weite Landschaft hinaus, am Horizont begrenzt vom dunklen Rand des Värtanwaldes. Die Wohnung selbst bestand aus großen Salons für eine Theaterdame, die täglich viel Herrenbesuch empfängt und in der Nacht spielen läßt; das Mobiliar sah aus, als sei es von einem Verleiher für eine bestimmte Frist geliefert worden. Eins war sicher: daß er hier kein Hausherrnrecht hatte. War er überhaupt hier zu Haus? Er strich herum in den großen, öden Sälen wie ein zufälliger Gast, ein geduldeter Miteinwohner, der am Tage der Abrechnung für alles Mögliche verantwortlich gemacht werden kann. Und wir waren beim Eintritt in den Salon fast von der ängstlichen Vorsicht angesteckt worden, womit er nachschaute, ob keine Spuren der Straße auf der Diele sichtbar wurden oder ob wir die weißen Sommerüberzüge der Möbel nicht zerknitterten. Er sah auch ganz anders aus als in der Zeit, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten. Der Bauch hängt dick und lose herab; der Rücken ist rund, die Schultern sind schräg geworden. Die Löwenmähne hat sich auf dem Scheitel arg gelichtet; lange, dünne Strähnen umringeln das einst so charakteristische Mongolenantlitz, das jetzt, mit seinem zänkischen, bitteren, galligen Ausdruck eher einem Altweibergesicht ähnelt. Auf den Kleidern sind Fettflecke, als sei er gewohnt, in der Küche zu essen; und an den Füßen trägt er zu enge und zu kurze schmutzige Damenschuhe aus ehemals weißem Zeug.
Er hatte mit gleichgiltiger Miene den Brief wieder gefaltet, in den Umschlag zurückgesteckt und reichte ihn mir mit einer Handbewegung, die Ueberlegenheit markiren sollte. Das da bedeute gar nichts, verdiene überhaupt kaum das flüchtige Interesse, dessen er es gewürdigt habe; diese winzige Sache habe er, der mit Dingen von ganz anderer Bedeutung beschäftigt sei, fast schon vergessen; jetzt solle ich hören, was ihm geschehen sei. In dem früheren geheimnißvollen Ton hub er an; offenbar fühlte er sich in Uebereinstimmung mit Dem, was Gott, der Helfer in der Noth, ihm während des Gebetes eingegeben hatte.
„Kennst Du Galenius?"
»?
„Kennst Du den Dozenten Galenius nicht, den Irrenarzt?"
„Nein."
Er sah enttäuscht aus und seine Stimme sank; vor einer unbekannten Größe konnte ich ja nicht zittern.
„Ja, er war hinter mir her in Lund. Er; und Andere auch.

Ein Sünder, der Buße thut.^
Wollte mich untersuchen; ob ich verrückt sei. Verstehst Du? Ich sah, wo sie hinaus wollten; aber ich ließ mir nichts merken. Das war der einzige Ausweg, der mich retten konnte. Ich aß mit ihnen, ich soff mit ihnen, ließ mir nichts merken, ließ sie meinen Schädel messen, regte mich nicht auf, behandelte sie höflich, sah die Fallen, die sie mir stellten, und wich ihnen aus; verkehrte mit ihnen wie mit guten Freunden, gegen die man kein Mißtrauen hat, aß mit ihnen, soff mit ihnen..
Er schwatzte und plapperte weiter, aber immer schlaffer, weil er merkte, daß die Geschichte uns nicht interessire. Das war die bekannte Manier; und ich hörte nur mit halbem Ohr auf diese Suada, die ich hundertmal vorher gehört hatte; zuletzt vor fünfzehn Iahren, da er mir wieder dieRolle desVerfolgten und Hilfesuchers spielte undArmen-unterstützung, deren er gar nicht bedurfte, bei uns in Friedrichshagen suchte. Ein berliner Bekannter fragte uns später, ob wir auch wüßten, daß der Herr in homosexuellen Versammlungen verkehre. Während er unsere Gastfreundschaft reichlich in Anspruch nahm (inklusive Gratis-Übersetzung und Anbringen seiner Stücke an den Theatern), ging er in Berlin herum und beschuldigte meine Frau, daß sie durch ihre Ränke den Erfolg seiner Stücke hindere.
In Wien hatte die Redaktion einer Zeitschrift mich aufgefordert, ein unheimliches Buch meines Landsmannes und Bruders in Apollo zu rezensiren; aus dem Exemplar, das mir zugeschickt wurde, war der Theil, der von „meinem Freund H." (wahrscheinlich war ich damit gemeint) handelte, weggerissen. Dies Buch aus der Zeit vor seiner Bekehrung zum Katholizismus schilderte Angstempfindungen, die entweder zur Konverfion oder zum Wahnsinn führen sollten, und war ein Seitenstück zu den „Kolbottenbriefen" des norwegischen Bauern, Dialektdichters und Kulturträgers, der in allem Ernst meiner Frau vorwarf, sie habe ihn absichtlich verrückt machen wollen, als sie ihm Lombrosos „Geborenen Verbrecher" zur Lecture schickte.
Außer den wirklichen Geisteskranken, die ziemlich selten sind, giebt es in der Wahnsinns- und Narrenwelt drei Menschensorten. Die erste besteht aus Denen, die von verbrecherischen Interessen aus eigensüchtigen Gründen unschädlich gemacht werden sollen nnd die von diesen Interessen durch die Gewalt der Polizei oder das „Recht" des ärztlichen Zeugnisses oder die Vorsorge der Familie ins Irrenhaus gesperrt werden, weil ihr Wissen oder ihre Zeugenschaft gefährlich werden könnte. Diese Sorte ist in den Irrenhäusern am Meisten vertreten. Die zweite Gruppe besteht aus Denen, die sich geistig krank stellen, ohne ^jemals eingesperrt zu werden, sintemalen sie mitschuldig sind. Die dritte Kategorie umfaßt Alle, die sich selbst als irrsinnig für ihre Handlungen nicht verantwortlich anmelden und sich freiwillig unter ärztliche Beobachtung stellen, um der gerichtlichen Untersuchung wegen strafbarer Handlungen oder Mitwissenschaft zu entgehen.
Ich horchte mit halbem Ohr auf das Geschwätz meines Bruders in Apollo; immer das Selbe, nichts als eingelernte Rolle und mecha-

nisches Aufsagen, erstarrter Inhalt in erstarrter Form, immer tonloser, immer schlaffer vor dem mangelnden Interesse des Zuhörers. Er hatte sich mir stets als den Wunderling gezeigt, der „in vollständiger Paralyse enden werde", vom ersten Tag unserer Bekanntschaft an aber auch das lebendigste Interesse für meine psychische Beschaffenheit verrathen. Einer seiner am Liebsten angewendeten diplomatischen Kniffe bestand darin, in der ersten Person zu reden nnd die zweite zu meinen. Und ich sah einen langen, dicken, ekelhaften Wurm sich als rothen Faden aus seiner Iahrzehnte alten Suada heroorringeln: von seinen vorbildlichen Kreuzen um die holländische Narrenstadt Gheel (in seiner ersten Korrespondenz mit mir, nachdem er mir zuvor als passende Vorbereitung einige von Poes' spukhasten, vergrübelten Geschichten gesandt hatte) bis zu dem Iudasbrief hinab, den ich in der Hand hielt. Er aber schwatzte ruhig weiter; inrd wir sahen nur noch die Reste unseres Gastes aus Friedrichshagen und eines senilen Schauspielers letzte Rolle vom Sünder, der Buße thut. Wir brachen aus und gingen unseres Weges.

Meudon. Ola Hansson.

Der Kriegsherr.

DHeit der Entstehung des brandenburgisch-preußischen Heeres ist man gewöhnt, in dem fürstlichen Landesvater nicht nur den nominellen Chef der Armee, sondern auch ihren wirklichen Führer im Kriegsfall zu erblicken. Besonders der „Große Kurfürst" und Friedrich der Große haben durch ihre Thaten den Glauben an das angeborene Feldherrntalent der Könige so fest im Volksgefühl verankert, daß bis auf den heutigen Tag die Meinung von einem „Oberbefehl" in unumschränktem thatsächlichem Sinn sich erhalten hat. Schon seit den Kriegen Friedrich Wilhelms des Dritten und der von dieser Zeit her datirenden erheblichen Vermehrung der Armeen hat kein Hohenzollernkönig mehr in eigener Person das Schlachtfeld nach ganz selbständigen Entschlüssen beherrscht; die Generalstabschefs und die einzelnen Armeeführer sind an die Stelle der ehemaligen diktatorischen Centralgewalt getreten und

mit unbestrittener Selbständigkeit in die vordere Linie gerückt. Als für Preußen die Epoche anbrach, da drei große Kriege dem politischen Wirrwarr in Mitteleuropa ein Ende machten und das junge Kaiserreich klare Verhältnisse schuf, beherrschte Moltke völlig das Terrain und seine Autorität war bald so unantastbar, daß Wilhelm, der als Vierundsechzigjähriger den Thron bestiegen hatte, dem genialen Mann auf militärischem Gebiete die selbe Freiheit des Handelns ließ, mit der Bismarck in der Politik schalten durfte. Auf beiden Gebieten kam es manchmal zu Meinungskonflikten und besonders am Ansang des Franzosenkrieges war der alte Kaiser anderer Ansicht als Moltke, dessen Willen er schließlich, aber respektirte. Fast immer sah man, in Krieg und Frieden, das Bild weiser Zurückhaltung auf dem Hohenzollernthron.

Seit achtunddreißig Iahren ist nun tiefer Friede im Reich. Auf Kaiser Friedrich, der wohl durch die Liebenswürdigkeit seines Auftretens und durch die Männlichkeit seiner Erscheinung die Herzen der ihm unterstellten Truppen an sich zu fesseln wußte, als Heerführer aber keine Autorität hatte, ist Wilhelm der Zweite gefolgt; seinem Befehl gehorcht die stärkste Landmacht der Erde. Seltsame Empfindungen regten sich in den Sommertagen jdes Iahres 1888 in der Brust der ergrauten Offiziere. Wird der junge Herrscher dem Heer unabsehbare Umwälzungen ersparen? Heute' darf man sagen, daß die Besorgniß im Wesentlichen als unbegründet erwiesen ist. Das deutsche Heer ist zu einer im verständigsten Sinn modernen Waffe geworden. Der Gedanke aber, daß dieses gewaltige Werkzeug über Kurz oder Lang nach irgendeiner Seite hin Verwendung finden könne, war Allen, die an den ewigen Frieden nicht glauben können noch wollen, nie näher als jetzt. Was wird dann werden? Nach der Oräre cke batsille untersteht dem Kaiser im Kriegsfall das gesammte deutsche Bundesheer. Fraglich bleibt nur, in welchem Umfang der Oberste Kriegsherr von seiner allmächtigen Kompetenz, selbständig anzuordnen und zu leiten, Gebrauch machen wird. Die Frage wird von Denen, die es „besonders angeht", von unseren Generalen, verschieden beantwortet und der Kaiser selbst hat bis jetzt vermieden, persönlich auf dies heikle Thema einzugehen. Allgemein aber glaubt man, daß Wilhelm den lebhaften Wunsch hat, sich sehr aktiv an der Kriegsführung zu betheiligen; zu diesem Zweck hat er ja die Werke seines großen Ahnen und Bonapartes eifrig durchforscht. Mcht ohne innere Unruhe wird deshalb in den höheren Regionen des Heeres die Frage erörtert, bis zu welcher Grenze der Kaiser die Selbständigkeit seiner militärischen Berather und der Unterführer achten wird.

Ueber die Kriegskunst aus Büchern zu urtheilen, bleibt immer schwierig. Ganz können wir den toten Buchstaben auch bei einer so praktischen Wissenschaft, wie die Strategie ist, nicht entbehren; die Aufzeichnungen der Helden des Schlachtfeldes bergen ungemein wichtige Lehren und manche Erfahrung, die sie mit blutigem Opfer erkauften, ist an Zeit und Ort nicht gebunden, ist heute noch giltig und kann von den Enkeln nicht mit einem Achselzucken abgethan werden. Wilhelm der Zweite ist ein Verehrer friderizianischer Taktik und Döberitz hat ihm manchmal Gelegenheit gegeben, sich auf diesem Gebiet zu versuchen. Trotz den modernen Anschauungen aber, denen der Kaiser zuneigt (und die auch in der Art sichtbar werden, wie er im Allgemeinen den Reformvorschlägen der Verantwortlichen zustimmt), ist man im Kreis der schweigsamen Männer, die vielleicht berufen sein werden, als Armeeführer mit über Deutschlands Geschick zu bestimmen, der Meinung, daß der Kaiser wohl geeignet wäre, im Kriegsfall der Centrale vorzustehen, von der aus der Gesammtorganismus des Heeres einheitlich geleitet werden muß, daß aber ein persönliches, unvorhergesehenes Eingreifen, wie es bei der impulsiven Art des Kaisers nicht ausgeschlossen ist, zu Verwirrung, vielleicht zu derhängnißvollen Wendungen führen könne. Darf man dieses gewichtige Bedenken noch länger verschweigen? Ist nicht gerade hier Aufrichtigkeit nationale Pflicht?

Der Deutsche Kaiser gilt als eine durch und durch soldatische Natur, als beherrscht von dem reinen Bestreben, das scharfe Schwert des Reiches nie schartig werden zu lassen. Er empfindet gewiß auch deutlich, was das Heer braucht und nicht entbehren kann. Um aber auf dem Schachbrett „Frankreich" oder „Rußland" den Figuren kaltblütig ihre Plätze anzuweisen, um strategische Aufmärsche zu leiten, wie es Altmeister Moltke verstand: dazu gehört schöpferisches Genie, das aus eigener Quelle stets neue Gedanken holt oder überliefertes Wissen der augenblicklichen Lage anzupassen versteht. Bei aller Vielseitigkeit ist der Kaiser keine Natur dieser Art. Das darf und kann kein Vorwurf sein, da einem Menschen nicht Alles gegeben ist. Auch würde ihm bei der Ueberlaftung mit anderen Pflichten die kalte Ruhe fehlen, die nun einmal das Wichtigste im Kampfspiel ist und Dem, der sie besitzt, von vorn herein beträchtliche Chancen sichert. Nervosität, wie man sie dem Kaiser nachsagt, ist schon manchem Heerführer verhängnißvoll geworden. (Napoleon bei Aspern: ein Beispiel, das sich trotz allen Dementis geschichtlicher Forscher erhält.) Als sich während der Verbrüderungfeste von Kronstadt und Toulon düstere Wolken am Horizont zu-

sammenballten, soll der Kaiser im Kreise seiner Vertrauten die Kriegsmöglichkeit besprochen und gesagt haben, daß er selbst die Führung gegen Frankreich, „V" aber die gegen Rußland übernehmen werde. (V steht hier statt eines Namens, an den sich große Erwartungen nicht knüpfen konnten.) Doch der lange Weg von den Privatgemächern des Herrschers bis in die Öffentlichkeit geht über viele Hintertreppen; an der Richtigkeit dieser Aeußerung darf also wohl gedreht und gedeutelt werden, obgleich es sich um ein Kaiserwort handelt. Etwas Wahres mag aber daran sein; der Kaiser hatte ja lange den Wunsch, das Wichtigste, auch in der Politik, selbst zu machen. Während aber durch behutsame Diplomatie manche Uebereilung wieder ins richtige Gleis gebracht werden kann, lauert im Feldzug hinter jedem Versehen eine Katastrophe. Seitdem ist manches Iahr verstrichen und jetzt denkt man über diese Dinge wohl ganz anders, auch „an Allerhöchster Stelle".

Welche Männer könnten nun wohl berufen sein, im Krieg eine Armee zu führen oder (was vielleicht noch wichtiger ist) in unmittelbarer Nähe des Kaisers zu weilen? Keiner kann die Frage präzis beantworten. Groß wird aber die Zahl der als berufen Anerkannten nicht sein, denn die lange Friedenszeit ließ den Einzelnen nicht oft hervortreten, die Schablone des Gamaschendienstes die Kriegertalente kaum durchschimmern. Von Denen, die in der vordersten Reihe stehen, ist der Chef des Großen Generalstabes zuerst zu nennen. Name ist Schall und Rauch. Doch die Annahme, die Ernennung eines Moltke sei mehr dem Streben nach Auffrischung alter Tradition als einem glücklichen Griff zu danken, ist heute als irrig erwiesen. Der vierte Chef unseres Generalstabes hat zwar eine „Hofkarriere" gemacht, unter der Aegide seines Oheims und gestützt von der besonderen Gunst des Kaisers die Stufenleiter erklommen; inzwischen aber gezeigt, daß er aus eigener Kraft zu leben vermag. Der Träger des berühmten Namens ist eine bescheidene Natur, ein Mann von ungemeiner Arbeitkraft und (leider auch bei uns selten gewordener) Selbstkritik; er kennt die Grenzen seines Könnens und weiß, wann er den Rath der „Spezialisten" einholen muß. Wenn Graf Schlieffen gehen wollte oder mußte: welcher Kandidat war diesem kühl überlegenden Kopf vorzuziehen? Graf Haeseler war für das Amt längst zu alt; und auch in rüstigeren Iahren hätte der unermüdliche Feldsoldat, den die vierzehnjährige Arbeit in Metz den Franzosen zu einemSchreckbild gemacht hat und der in Frankreich als Theilnehmer am Krieg mit der selben Beklemmung begrüßt worden wäre wie einst der Einäugige vor Roms Thoren, nicht zur Stubenarbeit getaugt.

Freiherr von der Goltz hatte im Heer großen Anhang; seit den Türkensahrten, den Reden und Artikeln zweifelt auch unter seinen Bewunderern mancher, ob Moltkes ruhiges Gleichmaß in der Großen Bude nicht besser am Platz ist. Daß er nicht allen Wünschen des Kaisers nachgiebt und so fest wie sein großer Onkel auf seiner Ueberzeugung steht, kann nicht mehr bestritten werden. In ihm lebt das Bewußtsein der ungeheuren Verantwortlichkeit, die er am Tag einer Mobilmachung auf sich zu nehmen hätte und die auch ein Eingriff des Kriegsherrn nur vergrößern, nicht mindern könnte. Wir dürfen froh sein, daß Herr von Moltke von seiner Krankheit genesen ist und nicht, wie es im Herbst hieß, an den Rücktritt denkt. Der Kaiser vertraut ihm und wird in schwierigen Situationen nicht versuchen, dem bewährten Mann das Konzept zu ändern. Der Chef des Großen Generalstabes muß in kritischen Stunden seinen Willen gegen alle anderen Gewalten durchsetzen. In der Umgebung des Kaisers und unter den Bundesfürsten sind nicht viele Männer von selbsterworbenem militärischen Ansehen. Und den Wunsch, das Schlachtenbild nach seinem persönlichen Plan zu gestalten, hat Wilhelm der Zweite (wenn er ihn je gehegt hat) wohl schon lange begraben. Dem jungen Kaiser wurde nachgesagt, sein aus allen Kritiken und Besprechungen hervorleuchtendes Ziel sei, möglichst große Truppenmassen in einer Hand zu sammeln, um dadurch die Stoßkraft zu steigern und die Einheitlichkeit des Handelns zu sichern. Dieser Gedanke, der im Siebenjährigen Kriege Triumphe feierte und auch jetzt noch für besondere Fälle empfehlenswerth ist, darf im Allgemeinen nur nach genauester Prüfung aller Umstände zur Geltung kommen. Im Bereich moderner Kriegstaktik und Gefechtsweise verbürgt nur die Selbständigkeit gut erzogener Unterführer den Erfolg. Die Zukunstschlacht wird meist aus unzähligen Einzelgefechten bestehen, deren Fazit den Gesammrerfolg bestimmt. Von den unmöglichen Manöverbildern gewaltiger Reitermassenangriffe hat sachkundige Kritik den Kaiser abgelenkt. Das Heer kennt ihn und er kennt das Heer. Er wird die Entschlußkraft der einzelnen Führer nicht allzu eng einschränken und ihnen den Raum und das Recht zu jeder im Rahmen des Gesammtplanes erreichbaren Initiative gönnen. Er ist kein rascher Iüngling mehr; und die Furcht, in bester Absicht könne er im Krieg den Verantwortlichen seinen Willen aufzwingen, thut dem im Waffenrock Ergrauten, wir dürfens mit Zuversicht hoffen, bitteres Unrecht. * . *

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verla» der Zukunft in Berlin. — Druck von PaK « Sarleb <S. m. b, g, in Berlin.